LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1895 2

QL.210
.B13
1903
c.2 ej.2

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1895.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1895.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1895.

0 S.43
B 612
1895 2

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 27. — 4. Juli 1895.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neue Literaturstudien. II. Von Moritz Necker. — Aus Kunst und Kunstgeschichte. Von Ernst Lehmann. — Neuere Geschichtswerke. Von Georg Winter. — Zur deutschen Volkskunde und Dialektpoesie. Von Anton Schlossar. — Neue Romane und Novellen. Von Leonhard Lier. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Literaturstudien.

II.

Jeder Journalist, der nicht ganz und gar in der Brotarbeit aufgeht, hat das Bedürfniß, etwas von seinen Arbeiten aus der Zeitungsmakulatur hinüber in die dauernde Buchform zu retten. Das liegt in der Natur des literarischen Menschen. Mag einer mit noch so viel Cynismus, Selbstironie, Selbstverachtung seine journalistische Taglöhnerarbeit betrachten, und es läßt sich für die Dauer im Beruf des Zeitungsschreibers dieser Standpunkt der höchsten Wurstigkeit, der Verachtung des Publikums und dann auch seiner selbst, nicht ganz vermeiden — weh thut es doch, wenn alle die mühsame und redliche Thätigkeit im Dienste der Tagespresse weggeschwemmt und vergessen werden sollte, als wäre sie nie geschehen. Die Franzosen, die überhaupt ein viel mehr literarisches Volk als wir Deutsche sind, die Franzosen haben kaum einen Journalisten von Rang, der seine Feuilletons nicht gesammelt hätte. Dort werden eben auch andere Bücher gekauft als Schulbücher oder Eisenbahnfahrpläne, und neben der großen belletristischen Literatur blüht daher auch bei ihnen die kritische Literatur, und der Tageskritiker einer großen Zeitung kann jährlich oder noch öfter seinen neuen Band gesammelter Feuilletons auf den Markt bringen. Wo die Dichter viel gelesen werden, finden auch die Kritiker mehr Beachtung, und die Debatte über den Werth der neuen Bücher hat ihren Umfang und ihren Inhalt. Darum gedeiht auch in Frankreich und in England der Essayist, er kann sich sorgenlos seinen Studien hingeben; in Deutschland ist das Kritikenschreiben ein Privatsport der Liebhaber der Poesie, den sie sich selbst bezahlen müssen; da kann der Kritiker nicht gedeihen, wenn er nicht im Schutze eines Amtes arbeitet. Es gibt daher sehr wenige hervorragende Tageskritiker in Deutschland, und von diesen wenigen haben nur einzelne, wie z. B. Hanslick einiges Glück mit den Sammlungen ihrer Feuilletons; die Mehrzahl der andern hat mit den Buchausgaben ihrer Feuilletons keine guten Erfahrungen gemacht.

Einer jener ernsthaften, ehrgeizigen und höchst ehrenwerthen Journalisten, welche die Doppelseele des Schriftstellers und Zeitungsschreibers sehr empfindlich fühlen und das lebhafteste Bedürfniß haben, nicht blos unmittelbar auf den Tag zu wirken, sondern auch eine dauernde Stellung in der Wissenschaft zu bewahren, ist Anton Bettelheim, der wiener Kritiker und Mitarbeiter der noch immer werthvollen „Allgemeinen Zeitung“ (München), der Herausgeber der „Führenden Geister“ u. s. w. Bettelheim ist wesentlich und in eminenter Weise eine journalistische Natur. Er versteht seine Zeit und lebt in seiner Zeit; er hat eine Freude an der unmittelbaren Wirkung von Artikeln, er denkt immer an den Leser und weiß, wie auch Artikel wirken können; er rechnet mit vorhandenen Stimmungen, er weiß auch zur rechten Zeit klug zu schweigen, aber auch auf die passende Gelegenheit klug zu warten. Er will niemals thun, was andere schon gethan haben und zu einer gerade eintretenden Gelegenheit immer was Originelles beitragen. Er ist eine kampflustige Natur, kann sehr persönlich werden, versteht es, sich immer überlegen zu zeigen oder doch zu scheinen, schont oder greift an, übergeht mit beredtem Schweigen oder nennt in wohlwollend fördernder Weise die Leute, die er mag oder die er nicht mag, und schreibt am allerbesten gerade dann, wenn er sich am wenigsten vorbereitet und mit Stimmung und Temperament sich gehen läßt.

1161696

Also: ein Journalist aus dem Vollen, der das Instrument der Zeitung mit Virtuosität spielt. Seine Correspondenzen und Artikel über Theater und Literatur lese ich zumeist mit Vergnügen, und die kleinen mehr oder weniger verborgenen Bosheiten, die sie enthalten, machen mir die Lektüre um so pikanter. Im allgemeinen sagt Bettelheim gewöhnlich die Wahrheit oder etwas Wahres, was in Wien die Verständigen kennen, was aber nicht gedruckt wird, und es spricht doch stets ein für Kunst und Wissenschaft aufrichtig begeisterter Mann. Begreiflicherweise hat nun solch ein Schriftsteller das größte Bedürfniß, von Zeit zu Zeit eine Auswahl seiner besten Artikel zu sammeln und in Buchform herauszugeben. So entstand seine Sammlung „Deutsche und Franzosen" *), und hier lernen wir seinen literarischen Charakter näher kennen. In Buchform liest man dieselben Artikel anders, als in ihrer ersten Zeitungsausgabe. Bettelheim betreibt wesentlich Heroencultus, das heißt: er ist nicht ausschließlich Aesthetiker, auch nicht Historiker, nicht Philolog, nicht Philosoph, sondern etwas von allen zusammen, und das Ganze steht im Dienst des Menschencultus, des Dienstes der Persönlichkeit. Bettelheim bekennt sich zu keinem bestimmten religiösen, künstlerischen oder philosophischen System, aber wo er eine, wie er sich gelegentlich einmal ausdrückt: „eigenständige" Persönlichkeit findet, da tritt er für sie ein, da sucht er sich biographisch mit ihr vertraut zu machen. Dieser Cultus der Persönlichkeit, der Menschenkraft in ihrer elementaren Ursprünglichkeit und durch edle Selbstzucht geläuterten oder erhöhten Gestaltung führt Bettelheim zu den verschiedensten Individualitäten. Er interessirt sich für Deutsche und Franzosen, für Richard Kralik und Emil Zola, für Marie Ebner und Anzengruber, für Saar und Nissel, Kronprinz Rudolf und Stauffer-Bern, Hermann Kurz und Berthold Auerbach, Rosegger und Joseph Victor Widmann, Bourget und Flaubert u. s. w. Mit diesem Interesse für interessante, selbständige Persönlichkeiten in Kunst und Literatur steht Bettelheim natürlich nicht vereinzelt da. In unserm Zeitalter, wo keine bestimmte Aesthetik herrscht, keine Philosophie oder Religion die Mehrheit der Geister für sich hat, wo wir alle nur einig sind in der Negation, in dem, was wir nicht wollen, aber noch lange nicht einig sind, in dem, was sein soll und was wir wollen sollen: in diesem Zeitalter kommt man schließlich mit Nothwendigkeit auf den Individualismus und den Cultus der Persönlichkeit. Wir sind alle — sofern wir überhaupt edler als die Masse denken — tolerant in äußerster Weise. Seine innere Welt mag sich jeder bauen, wie er will und unseres Beifalls kann er sicher sein, wenn er sich selber treu bleibt, wenn seine Thaten mit seinen Theorien übereinstimmen, wenn er eine „Natur" ist, das heißt: wenn seine Praxis und seine Gesinnung mit innerer Nothwendigkeit aus seinem Charakter folgen, und je höher diese Einheit in ihm ist, je mehr er seine Talente ausbildete, um so verehrungswürdiger und vorbildlicher wird er uns erscheinen. Zwar bildet, nach der Meinung mancher Schriftsteller, dieser Individualismus die Gefahr der Atomisirung der Gesellschaft — aber es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die „Persönlichkeiten" sind gar selten, und wir stimmen mit Bettelheim in den Goethe'schen Satz ein: Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit. Aus der Biographie hat Ranke die ganze Weltgeschichte erstehen lassen.

Aber gerade Ranke! . . . Es kommt alles darauf an, wie man wissenschaftliche Principien praktisch durchführt, wie man's macht. Wenn Ranke seine Grundsätze nicht auch in so classisch vollendeter Form ausgeführt hätte, dann wäre er wol nicht der bewunderte Geschichtschreiber. Das Zeichnen von Persönlichkeiten, das Durchsichtigmachen von Charakteren erfordert eine eigene Begabung und Kraft der Darstellung, und diese eigenthümliche Begabung besitzt Bettelheim bei allem Geiste nicht in besonderm Maße. Eine Gestalt uns plastisch vor Augen zu stellen, mit wenigen Zügen, die aber wesentlich für diese einzige Persönlichkeit sind, gelingt ihm nicht immer. Hinabtauchen in eine Seele, ihren innern Organismus fühlsam zu erfassen, ist nicht Sache blos des gesunden Menschenverstandes. Darum weicht er schwierigen Aufgaben dieser Art aus — in sehr geschickter Weise, allerdings; sein Ersatz für das nicht Geleistete ist immer werthvoll, weil er neue Quellen eröffnet, neuen wissenschaftlichen Stoff zuführt, aber es ist doch ein Umgehen der schwierigern Aufgabe und gibt Bettelheim darum kein Recht, jener zu spotten, die sie versucht haben. Ein solches Umgehen der vorgelegenen Aufgabe weisen die Artikel über Saar, Nissel und auch Rosegger auf. Bei Saar liefert Bettelheim anstatt der Charakteristik des Dichters, die Schönbach z. B. sehr fein gegeben hat, ganz neue Mittheilungen über die Erziehung und Jugend Saar's; bei Nissel erzählt er uns von einem Volksstück des unglücklichen Dichters: „Ein zweites Leben", das mit einigen Aenderungen aufgeführt zu werden verdiente. So legt Bettelheim das Schwergewicht seiner kritischen Thätigkeit nicht so sehr auf das ästhetische Urtheilen, als auf die Mittheilung neuen literarhistorischen Stoffes. Er gehört zu den ästhetischen Skeptikern, die das ästhetische Urtheil soviel als möglich vermeiden, und am liebsten citirt er Urtheile anderer anerkannter Kunstkritiker und Kunstphilosophen. Diese Behutsamkeit ist eine Tugend des Gelehrten, aber eine Schwäche des Schriftstellers. Indeß soll nicht verschwiegen werden, daß Bettelheim's Charakteristik Marie Ebner's — ein Feuilleton zu ihrem sechzigsten Geburtstage — ein wahres, wenn auch nicht tief eindringendes Porträt bietet; daß sein Aufsatz über Stauffer-Bern mit Einsicht und überzeugender Kraft gegen die Ueberschätzung des unglücklichen Malers eintritt; daß seine Aufsätze über Zola, Flaubert, weniger der über Bourget lehrreich sind; hingegen muthen uns die Artikel über

*) Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge von Anton Bettelheim. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1895. 8. 4 M.

Anzengruber überladen an. Im ganzen ist also das Buch „Deutsche und Franzosen" ein anregendes Buch für den literarischen Menschen, der es als Kenner und Eingeweihter lesen kann. Wenn Bettelheim's Prosa in den letzten Jahren nicht so manierirt geworden wäre; wenn er seiner Lust am Citiren, die dem Verlangen entspringt, seine Belesenheit oder vielmehr sein gutes Gedächtniß zu zeigen, die Zügel anlegen wollte; wenn er einer deutschthümelnd altfränkischen Neigung seiner Sprache den Abschied gäbe und schlichter, sachlicher schreiben wollte, dann würde er nur gewinnen. Jetzt drängt sich öfter als gut ist sein Ich in störender Weise zwischen Gegenstand und Leser: es ist ein unruhiges, nervöses Ich, das gewissenhaft bis zur Selbstquälerei ist und darum seine Unruhe auf den Leser überträgt; nachdrücklich betonte Bescheidenheit und starkes Selbstbewußtsein stehen unvermittelt und unharmonisch diesem Schriftsteller nebeneinander und darum hinterläßt er keinen reinen freudigen Eindruck, soviel Respect man auch vor seinem Streben und seiner Belesenheit haben mag.

Moritz Necker.

Aus Kunst und Kunstgeschichte.

1. Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. Vierte Auflage der „Grundzüge der Kunstgeschichte". Erster Theil: Altertum. Mit 359 Textbildern und 4 Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. 8. 4 M. 50 Pf.

Anton Springer war unzweifelhaft der Erste auf kunstgeschichtlichem Gebiete, der zeigte, wie man die Ergebnisse des Forscherfleißes als Lehrer und Schriftsteller naturgemäß zu verwerthen habe, damit es Hörer und Leser vergönnt sei, nicht nur angesichts der Kunstwerke sein Wissen zu bereichern, sondern diese auch rein zu genießen. Das Geheimniß lag, abgesehen von Springer's eigener, glühender Begeisterung für die Sache, vor allem in dem Streben, „die ganze Wahrheit, von keinen kritischen Grübeleien belastet, lebendig, in verklärter Form, mit dramatischer Wirkung auszusprechen". Wie nahe er in dem Drange nach einer mustergültigen Darstellung seinem Ideale gekommen ist, wissen die Kundigen, insonderheit aber die, die einst das Glück hatten, den Worten des Lebenden zu lauschen.

Mit jener Forderung, die er in der Vorrede zu „Raffael und Michelangelo" an die Geschichtschreibung stellte, verschloß er dem gelehrten Philisterthum und dem unberechtigten, blinden Autoritätsglauben die Hallen der Kunstgeschichte. Sein mannhaftes Vorgehen auf neuer Bahn hat dann manchem der Spätern geholfen, die sich nicht in den alten, ausgefahrenen Gleisen bewegten, ja, er ist damit unbewußt zu einem Vorkämpfer der berufenen Verfechter des Modernen geworden. Auch er war einst ein „Rufer im Streit", und daß seine gewichtige Stimme nicht verhalle, dafür hat er selbst gesorgt durch seine grundlegenden Arbeiten.

Durch die neue Ausgabe der „Grundzüge", die schon in der dritten Auflage von der Hand des Verfassers eine wesentliche Vermehrung erfahren hatten, wird nicht nur das vielbenutzte Geleitswerk der „Kunsthistorischen Bilderbogen" von neuem auf den Markt gebracht: die Verlagshandlung verwirklicht damit zugleich den Wunsch des Verstorbenen, seinem Buche auch äußerlich die Gestalt eines Handbuchs der Kunstgeschichte zu geben. Aber auch die Wünsche der Fachmänner und vieler Kunstfreunde treffen damit zusammen, besonders derer, die an der Hand der frühern Auflagen die „Bilderbogen" eingehend studirten oder es auch nur versuchten. Wol liegt es in der Art der Entstehung eines solchen umfangreichen Bilderwerkes, daß es unmöglich alles Zusammengehörige wie in einem wohlgeordneten Herbarium von Anfang an nebeneinander unterzubringen vermag, daß sich vielmehr Nachträge als unumgänglich nothwendig erweisen, aber die Verwendung der Sammlung wird dadurch wesentlich erschwert, sobald sie sich dem ordnenden Cicerone unterordnen soll. Jetzt ist den Uebelständen abgeholfen. Die Abbildungen sind dem Texte eingefügt, das Buch ist zu einem selbständigen Ganzen umgeschaffen worden. In seiner neuen Gestalt ist es ein sprechendes Zeugniß für die gemeinsame Arbeit, für das erfolgreiche Hand in Hand gehen von Autor und Verleger: es vereinigt die Doppelarbeit des Meisters der kunstgeschichtlichen Darstellung und die des kunstverständigen, findigen Sammlers, der weder Mühe noch Kosten gescheut hat, um der besten Belegstücke habhaft zu werden.

Selbstverständlich sind in der neuen Auflage eines Werkes, dessen Vorzüge nicht leicht durch jüngere Erscheinungen verdeckt werden, auch die in den letzten Jahren neu erworbenen Ergebnisse der Forschung gewissenhaft verwerthet worden. Daß dabei Anlage und Fassung pietätvoll gewahrt worden sind, sowie daß alle Zusätze und Veränderungen auf dem sichern Boden geschichtlicher Thatsachen ruhen, dafür bürgt, was den vorliegenden ersten Theil anlangt, der Name Adolf Michaelis, der in der kunstgeschichtlichen Welt nicht nur als Freund des Verfassers, sondern auch als Kenner der Antike genugsam bekannt ist.

Die zahlreichen Einschaltungen und Ergänzungen summiren sich zu einer stattlichen Bereicherung des Werkes; auf Einzelheiten einzugehen, hätte an dieser Stelle keinen Zweck. Aehnliches gilt von den Abbildungen. Eine Reihe alter Holzschnitte hat neuen Netzätzungen Platz machen müssen. Bei einigen wird indeß in einer spätern Auflage wol wieder zum Holzschnitte zurückgegriffen werden. Auch weniger gelungene autotypische Nachbildungen bestechen auf den ersten Augenblick wo es aber auf feinere

charakteristische Züge in kleiner Bildfläche ankommt, versagt die Autotypie; der Holzschnitt vermag dagegen immer, oft durch einen einzigen zarten Linienzug, die künstlerische Absicht zu verwirklichen. Die farbigen Abbildungen sind mustergültig ohne Einschränkung; durch sie wird der Laie wirklich in den Stand gesetzt, sich eine richtige Vorstellung der antiken Ornamentik zu machen. Nach dem Studium des Werkes mag der Leser getrost ohne störende Führerschaft eine Wandlung durch ein Museum von Antiken oder von Gypsabgüssen — z. B. durch das nunmehr in allen seinen Theilen zugängliche dresdener Albertinum — unternehmen: er wird sich zur Genüge ausgerüstet finden.

2. Seemann's Wandbilder. Meisterwerke der bildenden Kunst, Baukunst, Bildnerei, Malerei, in 100 Wandbildern (in Lichtdruck). Mit Text von Dr. Geo. Warnecke. Erste Lieferung (zehn Blatt). Leipzig, E. A. Seemann. 1895. 46 × 68 cm. 15 M.

Die rührige Verlagshandlung erscheint noch mit einer zweiten Ueberraschung auf dem Plan, die nicht nur für Fachleute und Kunstfreunde im engern Sinne, sondern hauptsächlich für Schule und Familie bestimmt ist. Es war hohe Zeit, daß in dieser Richtung Abhülfe geschafft wurde: das fühlen jetzt merkwürdigerweise recht viele heraus, auch solche, die sich bis dahin einer bessern Einsicht verschlossen hatten, trotzdem von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden war, an ihnen eine heilsame Staaroperation zu vollziehen. Wer die Tafeln größern Formates kennt und ihren Werth zu beurtheilen vermag, mit denen unsere höhern Schulen zum Zwecke der Anschauung und Belehrung sich behalfen und noch behelfen, die steifen Reconstructionen antiker Theater und Wohnräume, die hölzernen, in harten Umrissen dargestellten Typen römischer Legionäre und griechischer Hopliten, der Vorführung von Götter- und Heldengestalten antiker Classiker gar nicht zu gedenken, dem wollte es schon lange nicht mehr in den Sinn, wie unsere scheinbar mit Kunst gesättigte Zeit solche Unzulänglichkeiten in den Schulen dulden konnte. Und wie lange waren jene Bildertafeln auch in ästhetischer Beziehung von jung und alt als mustergültig angestaunt worden! Denn auch das „Sehen" will gelernt sein, doch dazu hat die Schule in ihrem Unterrichtsplane keinen Raum; es ist auch vorläufig nicht daran zu denken.

Wol läßt dieser und jener Lehrer hier und da eine gute Abbildung in der Klasse von Hand zu Hand gehen, auch ist in einem bekannten wiener Verlage für Schulzwecke eine Reihe guter Zeichnungen „classischer Gestalten" erschienen: aber die Eindrücke sind zu flüchtiger Natur, das Format ist noch zu klein, um die Bilder einer größern Zuhörerschar auf einmal dienstbar zu machen. Um die Sache gleich am rechten Ende anzufassen, hat die Seemann'sche Verlagshandlung den Plan des Sammelwerkes einer Reihe von Listen entnommen, die Pädagogen und Kunstfreunde unabhängig voneinander aufgestellt haben. „Was unserer Jugend frommt, ist nicht vermehrtes Wissen, sondern vermehrte Anschauung; nicht nur auf den Intellect, sondern auch auf das Empfindungsleben soll die Erziehung einwirken." Dies war der Grundsatz, von dem man auszugehen hatte. Die Ideale der Kunst sollen mithelfen, idealen Sinn zu wecken und zu pflegen. Dementsprechend sind nur Meisterwerke der bildenden Kunst der alten wie der neuen Zeit unter die „Wandbilder" aufgenommen worden, die unserer Jugend sowol die deutliche Anschauung von sonst nur unzureichend geschilderten Kunstwerken vermitteln, als auch festhaftende ästhetische Eindrücke für das fernere Leben mitgeben sollen. Andererseits wollen sie zum künstlerischen Sehen anleiten, die unerfahrenen Augen zum rechten Betrachten erziehen. Zu diesem Zwecke dürfte es sich ganz besonders empfehlen, eine Reihe der Blätter als Vorlagen für den Freihandzeichenunterricht zu verwenden.

Um jedem Misverständnisse vorzubeugen, sei noch besonders darauf hingewiesen, daß hierbei an eine Neubelastung des Unterrichts durch Unterweisungen und Belehrungen nicht gedacht ist. Wie bereits in manchen Volksschulen des In- und Auslandes menschen- und kunstfreundliche Schulvorstände und Lehrer die graue Schulwand mit einem geeigneten Historien- oder Sittenbilde, in Buchdruck oder Photographie, schmücken und dies nach längern Zeiträumen mit einem neuen vertauschen, so soll auch hier etwa ein halbes Dutzend der „Wandbilder" ein Semester lang den Augen der Schüler oder der Familienmitglieder geboten werden. Eines gelingt dann sicher ohne alles weitere Zuthun; sie mögen wollen oder nicht: bewußt oder unbewußt vertieft sich die Wirkung des Geschauten durch die tägliche Hervorrufung des nämlichen Netzhauteindruckes, aus dem schließlich ein unverlöschliches Erinnerungsbild hervorgeht, das dem jungen Gemüthe den Kunstgegenstand verklärt und dazu beiträgt, ihm auch die Schule lieb und werth zu machen. Ohne Fragen von Seiten der Schüler wird es natürlich nicht abgehen, trotz des Warnecke'schen Textbuches, das mit der letzten Lieferung erscheinen wird. Aber eine solche Anregung, die vom Gegenstande selbst ausgeht, ist vom erzieherischen Standpunkte doch nur erstrebenswerth. Dabei geht dann neben der Aesthetik auch die Kunstgeschichte nicht leer aus.

Zur Erreichung des angedeuteten Zieles ist es freilich durchaus nothwendig, daß die Tafeln auch in technischer Beziehung Genügendes leisten. Und gerade hierin verdienen die „Wandbilder" das vollste Lob. Das Bild muß vor allem dem Originale, auch dem Werke der Plastik und Architektur, so weit als möglich nahe kommen; die beste „Uebersetzung" ist auch hier für unsere Jugend gerade gut genug. Als Musterblätter der vorliegenden ersten Lieferung erscheinen in dieser Hinsicht: der sogenannte „Neptunstempel von Pästum", das „römische Forum", das „heilige Abendmahl von Lionardo", nach dem Morghen'schen Stiche, der „Pavillon des dresdener Zwingers" und Menzel's „Friedrich der Große in Sanssouci". Aus diesen Angaben erhellt zugleich zur

Genüge die Vielseitigkeit des Stoffes und seiner Verwendung.

Eine richtige Würdigung des Unternehmens, ein gerechtes Urtheil über das Werk, kann unseres Erachtens nur von einem ausgehen, der die Schwierigkeiten kennt, mit denen die Herstellung von Lichtdrucken in solcher Größe (45 : 60 cm) — die auch für weitere Entfernungen noch das richtige Sehen gewährleistet — verknüpft ist, der ferner Einsicht genommen hat in die Vorarbeiten für das Druckverfahren und die Vergrößerung, Vorversuche, ohne die ein solches Unternehmen nun einmal nicht zu Stande kommt. Dem Gebotenen gegenüber erscheint die Vermerkung geringer Fehler als klägliche Kleinigkeitskrämerei, zumal die Verlagshandlung beständig bemüht ist, die Mängel durch neue Nachbildungen (z. B. des „Zeus von Otricoli") nach und nach vollständig zu beseitigen. Auch der Preis ist im Hinblick auf die Herstellungskosten ein außerordentlich niedriger: eine einzelne Photographie von gleicher Größe, beispielsweise das „römische Forum", ist selbst in Rom nicht für den Preis der ganzen Lieferung zu haben — höchstens als Ausschuß. Alles in allem: durch die Schöpfung des neuen belebenden Elements, das mit den „Wandbildern" seinen Einzug in die Schule hält, hat sich die Verlagshandlung den Dank aller Kunst- und Schulfreunde erworben: wer mit Erfolg für die Bilder wirbt, erwirbt sich ein Verdienst um die Jugend und mittelbar auch um die Kunst; sie sind ein sicheres Mittel zur Ausbildung des rechten Kunstgenusses und — für später — eines geklärten, selbständigen Urtheils, das nicht einseitig und verständnißlos die berechtigten Forderungen der Künstler an ihre Zeit von sich abweist. Wer verlangt von uns das sofortige Verständniß eines Brahms'schen Tonwerkes? Aber über ein modernes bildnerisches Werk glaubt jeder Unberufene kühnen Muthes aburtheilen zu dürfen — und unser Ohr ist doch weit besser geschult als unser Auge.

3. Pan. Zeitschrift der Genossenschaft „Pan". Erste Lieferung (Zweimonatsheft). Geschäftsstelle: Berlin, Schillstraße 4. 1895. Imperial. Jahresbezugspreis 75 M.; Luxus-Ausgabe auf Japan-Papier 160 M.

Die Genossenschaft „Pan", eine Gründung von Künstlern, Dichtern, Kunstforschern und Kunstfreunden — die Namen der Mitglieder, unter denen sich die erlesensten Künstler befinden, zeigt der Umschlag des Heftes — will nach ihrer eigenen Aussage die Ziele einer rein künstlerischen Publication, die sich nicht nach den Wünschen des großen Publikums richtet und daher keine Aussicht auf lucrative Ausbeute in großem Umfange hat, durch eine thatkräftige Vereinigung der ernsthaft Kunstschaffenden mit ernsthaft Kunstpflegenden vereinigen. Was bringt nun die mit ganz besonderer Spannung erwartete erste Lieferung der Zeitschrift? Vor allem, sagen wir es kurz heraus, für die meisten, namentlich für die urtheilsfähigen Mitglieder, eine gewaltige Enttäuschung. Neben einer Heliogravure von Boecklin's herrlichem „Drachentödter", den sicherlich die nächste Boecklin-Mappe enthalten wird, taucht auch manch Mittelgut auf, dessen Schöpfer zwar längst zu den Gewaltigen in der Kunst zählen, hier aber durch Leistungen vertreten sind, die ihre Bedeutung und Eigenart oft kaum ahnen lassen. So Uhde in der Figur eines der heiligen drei Könige; Khnopff in einer Illustration zu einer Sonette von Mallarmé, die eher an Dante Rosetti oder Burne-Jones als an ihn selbst erinnert; Vallotton in einem Bildnisse Robert Schumann's, das in der Art der Bilder für chinesische Schattentheater gehalten ist und dessen fehlerhafte Unterschrift bereits mehrere Mitglieder im musikverständigen Leipzig der Genossenschaft abspenstig gemacht haben soll; Axel Gallén in einer Abbildung zu einem dithyrambischen „Königsliede" von Paul Scheerbart, die viele nicht recht „ernsthaft" nehmen wollen. In der That, wenn diese Manier der Darstellung Gefallen finden sollte, dann hätten wir auch eine Gemeinde von „Gigerln" in der Kunst, und die könnte sich dann ihre eigene Zeitschrift gründen, ohne die übrige Welt in Aufregung zu setzen.

Erfreulicheres bieten Rops, Whistler, Thoma, Sattler und Ludwig von Hofmann, und Dürer's „Sebaldus" und „Madonna" ersetzen manches Minderwerthige. Indeß zeugen gerade diese künstlerischen Gaben gegen den exclusiven Charakter der Kunst, den der „Pan" ganz besonders betont. Nur in vereinzelten Fällen, wo Stoff, eigenthümliche Behandlung oder ungewöhnliche Technik, Vertiefung der Gedanken oder eingehende Sachkenntniß erfordern, kann von einem exclusiven Charakter die Rede sein. Es herrscht im Reiche der bildenden Kunst für die Genießenden noch immer dieselbe beglückende Freiheit wie in der Schwesterkunst der Musik; wer sich versucht fühlt, dort einzuhegen und zu classificiren, wird gut thun, den Analogieschluß auf das musikalische Feld zu übertragen: in den meisten Fällen wird er sich auf Anwandlungen kleinlicher Parteilichkeit ertappen.

Von einer Zeitschrift, die von sich selbst rühmt, „daß ihresgleichen man noch niemals sah", kann man füglich verlangen, daß sie die Werke ihrer Künstler, namentlich wenn diese ganz besonders „ernsthaft kunstschöpferisch" und noch dazu Mitglieder des „Pan" sind, nur in wohlgelungenen Nachbildungen vorführe. Aber auch hierin läßt die erste Lieferung viel zu wünschen übrig. Schon das Uhde'sche und das Whistler'sche Bild verlieren durch die Netzätzung bedeutend an Kraft. Am schlimmsten aber ist Klinger's „Kassandra" dabei weggekommen. Wer das Original vornrtheilslos betrachtet hat, weiß, daß es sich hier um ein Kunstwerk handelt, das auch für die Beurtheilung der modernen Plastik von hervorragender Bedeutung ist: Durch die Art der Charakterisirung, durch die technische Behandlung wie in der eigenthümlichen Verwendung des verschiedenartigen Materiales hat sich der Künstler fast durchweg von jeder Ueberlieferung befreit. Der „Pan" hätte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfen, seine Leser die ergreifende Wirkung der gedanken-

tiefen Schöpfung wenigstens ahnen zu lassen. Die Netzätzung des „Pan" aber gibt so gut wie nichts von dem packenden Eindrucke des Originales; nicht nur die feinern Züge sind sammt und sonders in der matten Autotypie verloren gegangen, das Ganze erscheint auch im Spiegelbilde; die Hände haben infolge dessen ihre Rollen vertauscht, und die ganze Haltung der Gestalt erhält für den, der sie eingehend betrachtet, etwas Befremdendes. Gegen die Reproduction des „Pan" sind die pariser Liebhaberphotographien des Werkes wahre Musterleistungen.

Einen besondern Werth scheint der „Pan" den „Glyptographien" beizulegen; während er anderes nur beiläufig erwähnt, widmet er ihnen einen besondern Aufsatz. Auf uns macht die Dumont'sche Leistung höchstens den Eindruck einer zierlichen Spielerei; das weichliche Papierrelief sieht aus wie Zuckerguß auf einer Geburtstagstorte.

Der textliche Inhalt ließe sich leicht mit dem künstlerischen in Parallele stellen. Neben gesunder, verständiger Kost wird dem Leser manches wunderliche und geschmacklose Gericht vorgesetzt. Als „Vorkost" wird W. Bode's beherzigenswerther Aufsatz über „die Anforderungen an die Ausstattung einer illustrirten Kunstzeitschrift" gereicht, mit dem sich jedoch merkwürdigerweise die Redactionsküche nicht einverstanden erklären kann. Besonders wohlthuend wirken Th. Fontane's anspruchslose „Jugenderinnerungen", und A. Lichtwark's Aufsatz über die „Wiedererweckung der Medaillen" ist durchaus sach- und zeitgemäß. Dazu gesellen sich jedoch poetische und prosaische Erzeugnisse, oft höchst wundersamer Art, die auch der duldsamste Leser nicht ohne Kopfschütteln über sich ergehen läßt. Auf einzelnes einzugehen, müssen wir hier verzichten; ohnehin hat sich bereits die Tagespresse mehr oder weniger ausführlich mit jenen Ergüssen beschäftigt.

Im übrigen hoffen wir trotz alledem und alledem auf gute Besserung beim nächsten Besuche. Wie es beim alten großen Pan nicht ohne durchgreifende Wandlung abging — erst ein Sohn des Merkur, rückte er später zum wohlgelittenen Sprößling Jupiters auf, — so werden wir es vielleicht noch erleben, daß der moderne „Pan" sich friedlich dem Reigen trefflicher Kunstzeitschriften des In- und Auslandes anschließt, die ihren Abonnenten „goldene Aepfel in silbernen Schalen", d. h. ernsthafte Kunstschöpfungen in technisch sorgfältiger Wiedergabe, zum Genusse darbieten. Wir hoffen das um so zuversichtlicher, als die enttäuschten Künstler, als Mitglieder der Genossenschaft, selbst ein gewichtiges Wort mitsprechen werden, wenn sie es nicht vorziehen, einmüthig von dem Unternehmen zurückzutreten.

Ernst Lehmann.

Neuere Geschichtswerke.

1. Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart von Dr. Gustav Diercks. Erster Band. Berlin, S. Cronbach. 1895. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Das sehr verdienstliche Werk hilft ohne Zweifel einem seit langer Zeit von den Freunden der spanischen Geschichte lebhaft empfundenen Bedürfniß in einer im allgemeinen sehr erfreulichen und anerkennenswerthen Weise ab. Trotz der großen Anzahl tüchtiger Arbeiten über einzelne Perioden der Geschichte Spaniens fehlte es bisher völlig an einer zusammenfassenden und übersichtlichen Darstellung derselben in ihrem ganzen Verlauf und nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung. Diesem Mangel will das vorliegende Werk, welches im ganzen in zwei mäßig starken Bänden die gesammte spanische Geschichte behandeln soll, abhelfen. Der vorliegende erste Band umfaßt das Alterthum und die erste Hälfte des Mittelalters bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Er berücksichtigt neben der allerdings den überwiegenden Raum einnehmenden politischen Geschichte, in welcher wiederum die Darstellung der zahllosen Kriege in einer oft zur Ermüdung führenden Breite den Mittelpunkt bildet, doch auch die Culturgeschichte in einiger Ausführlichkeit und mit unzweifelhaftem Verständniß nicht blos für die schriftliche Ueberlieferung, sondern auch für die künstlerischen und gewerblichen Erzeugnisse der verschiedenen Perioden, welche noch auf uns gekommen sind. Auch den prähistorischen Funden insbesondere wird eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, ihre Ergebnisse auch für die ethnologischen Verhältnisse geschickt und, soweit das im Rahmen eines Handbuches möglich ist, erschöpfend verwerthet. Die Darstellung ist gut und gewandt, nur in der Schilderung der kriegerischen Einzelheiten, welche in solcher Ausführlichkeit in eine kurze zusammenfassende Darstellung kaum hineingehören, zuweilen recht ermüdend. Im allgemeinen wird man diesen ersten Band als einen glücklichen Versuch zur Lösung der Aufgabe bezeichnen dürfen, nur ist sehr zu beklagen, daß der Verfasser, im Gegensatz zu dem sonst bei Handbüchern beobachteten, sehr wohlbegründeten Brauche, auf alle und jede Quellen- und Literaturangaben verzichtet und dadurch den Nutzen des Buches für sehr viele Benutzer sehr erheblich beeinträchtigt hat.

Ganz anderer Art wie dieses, einer zusammenfassenden Darstellung der ganzen spanischen Geschichte gewidmete Werk, ist das Buch:

2. Ein Ministerium unter Philipp II. Cardinal Granvella am spanischen Hofe. 1579—1586. Von Martin Philippson. Berlin, S. Cronbrach. 1895. Gr. 8. 12 M.

Dieses Werk beruht auf einer Fülle tiefeindringender archivalischer Quellenstudien, welche uns über einen bisher

weniger behandelten Abschnitt der Regierung König Philipp's II. eine große Menge neuer und interessanter Aufschlüsse bietet. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet dabei weniger König Philipp selbst, als sein mächtiger, einflußreicher und staatsmännisch hervorragender Minister Anton Perennot, Cardinal von Granvella. Nun liegen zwar schon von früher her über den Cardinal eine große Reihe eingehender Forschungen und Darstellungen vor, allein diese beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Periode seines staatsmännischen Wirkens, in welcher er als der thatsächliche Leiter der spanischen Politik in den Niederlanden der Regentin Margarethe von Parma zur Seite stand. Der Verfasser des vorliegenden Werkes aber hat sich jene spätere, verhältnißmäßig kurze, aber historisch um so wichtigere und bedeutungsvollere Periode zum Gegenstande gewählt, in welcher Granvella nach dem Sturze des bisherigen allmächtigen Ministers Antonio Perez die Leitung der Geschäfte in Spanien selbst übernahm und einen entscheidenden Einfluß auf alle Entschließungen des Königs, namentlich in der allgemeinen europäischen Politik, ausübte. Infolge dessen erstrecken sich die zahlreichen neuen Ergebnisse, welche der Verfasser durch seine ebenso umfassenden als umsichtigen Forschungen in den verschiedensten Archiven gewonnen hat, nicht allein auf die spanische Geschichte, sondern sie sind von hervorragender Bedeutung für die allgemeine europäische Geschichte jener Periode. Wir erhalten da im hohen Maße interessante neue Züge zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten, so vor allem Philipp's II., aber auch über die unglückliche Schottenkönigin Maria Stuart, mit der sich der Verfasser schon in frühern Werken eingehend beschäftigt hatte, ferner eine Fülle neuer Aufschlüsse über die allgemeine europäische Geschichte, über die spanische Kirchengeschichte, insbesondere die Geschichte der spanischen Inquisition. Wir haben es also hier in eminentem Sinne mit einer hervorragenden, gelehrten Leistung zu thun, die aber trotz des reichen in den Anmerkungen enthaltenen kritischen Apparates doch erfreulicherweise so lebendig und anregend geschrieben ist, daß sie auch der Laie mit vielem Interesse und vollem Verständniß zu lesen vermag.

Auch zu unserer eigenen nationalen Geschichte liegen wieder zwei wichtige und bedeutsame neue Publicationen vor, welche sich beide mit den Gebieten unserer deutschen mittelalterlichen Colonisationsarbeit beschäftigen. Die eine:

3. Geschichte der Deutschen in Oesterreich-Ungarn. Erster Band. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 955. Von Gustav Strakosch-Graßmann. Mit einem Sachregister. Wien, Carl Konegen. 1895. Gr. 8. 12 M.

bildet den Anfang einer umfassenden, auf jahrelangen Studien beruhenden und im ganzen auf fünf bis sechs Bände berechneten Darstellung der Geschichte der Deutschen in der sprachlich und ethnographisch so buntgemischten österreichischen Monarchie. Der erste vorliegende Band hat es mit der historischen Entstehung dieses bunten Völkergemisches zu thun, indem er die Kreuz- und Querzüge germanischer, keltischer, romanischer, slawischer und magyarischer Völker während der Periode der großen Völkerwanderung in den Mittelpunkt der Darstellung rückt, deren letzter Theil sich dann mit den namentlich von Baiern ausgehenden Wiedergewinnungs- bezw. Colonisationsunternehmungen der deutschen Ostmark an der Donau beschäftigt. Der Verfasser hat sich dabei nicht damit begnügt, die Ergebnisse der bisherigen Forschung über die deutsche Geschichte im allgemeinen für seine Zwecke zu verwerthen und zu compiliren, sondern er ist überall auf die Urquellen selbst, sowol die historiographischen im engern Sinne, als auf die Inschriften, Münzfunde u. dgl. m., zurückgegangen, ja man kann ihm vielleicht den Vorwurf machen, daß er dieses Streben, seine Darstellung nur auf den Originalquellen selbst aufzubauen, in einigen Parthien seines Werkes, welche von der Forschung besonders intensiv bearbeitet worden sind, etwas zu weit getrieben und die Ergebnisse dieser neuern Forschungen zu wenig berücksichtigt hat, wodurch er zuweilen zu Resultaten gekommen ist, die sich gegenüber denen seiner Vorgänger nicht aufrecht erhalten lassen. Im allgemeinen aber verdient die Sorgfalt und umfassende Gelehrsamkeit, mit der er an die Lösung seiner schwierigen Aufgabe herangegangen ist, volle Anerkennung.

Während dieses Werk sich mit der Geschichte der deutschen Ostmark an der Donau beschäftigt, enthält ein anderes einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des deutschen Grenzlandes im äußersten Nordosten unseres Vaterlandes:

4. Rechnungen über Heinrich von Derby's Preußenfahrten 1390—91 und 1392. Herausgegeben von Professor Dr. Hans Prutz. Publication des Vereins für die Geschichte der Provinzen Ost- und Westpreußen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Diese Publication macht der deutschen Forschung eine Quellenschrift zugänglich, welche der verstorbene Reinhold Pauli 1856 in London im Archiv des Herzogthums Lancaster vorfand und die dann durch die englische Camden Society veröffentlicht, jetzt aber wegen ihrer Bedeutung für die preußische Geschichte von Hans Prutz mit einer eingehenden und gründlichen gelehrten Einleitung noch einmal herausgegeben worden ist. Es handelt sich um die noch erhaltenen Rechnungen, welche der Herzog von Derby, der nachmalige König Heinrich IV. von England, während seines Aufenthaltes in dem Lande des deutschen Ordens geführt hat. Derby war nach Preußen gegangen, nicht allein um an den damals in regelmäßiger Wiederkehr stattfindenden Kriegs- und Beutezügen gegen die Preußen und Litauer theilzunehmen, sondern auch um einige nicht unwesentliche diplomatische Verhandlungen mit dem deutschen Orden zu führen. Diese Rechnungen sind nun naturgemäß infolge dessen nicht blos für die englische Geschichte, sondern auch für die des Ordenslandes von hervorragender Wichtigkeit, und zwar nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie durch die Bereicherung, welche sie unserer Kunde über jene Preußenfahrten bringen,

sondern vor allem wegen ihrer mannichfachen, gleichsam unbewußten Aufschlüsse über die culturellen Zustände des Ordenslandes in jener Periode, für deren Erkenntniß gerade solche genau geführte Rechnungen durch ihre Angaben von Preisen der Lebensmittel, Verkehrsnachrichten u. s. w. so oft von entscheidender Bedeutung sind. Die deutsche Forschung wird es daher Hans Prutz sicher Dank wissen, daß er sich der außerordentlich mühsamen Arbeit der Herausgabe des in seiner ganzen Aufstellung und Ueberlieferung außerordentlich schwierigen Manuscripts, die schon wiederholt vergeblich in die Wege geleitet worden war, unterzogen hat. Georg Winter.

Zur deutschen Volkskunde und Dialektpoesie.

1. Das Mineralreich nach seiner Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur, in Sprichwort und Volksfest. Culturgeschichtliche Streifzüge von Carl Joseph Steiner. Gotha, E. F. Thienemann. 1895. 8. 2 M. 40 Pf.

In demselben Verlage wie das vorliegende Werk erschien früher das ähnlich angelegte reichhaltige Buch: „Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihre Stellung in Mythologie und Volksglauben von H. Rehling und J. Bohnhorst", dessen freundliche Aufnahme schon die 1889 nothwendig gewordene zweite Auflage bekundete; C. J. Steiner, der Verfasser der hier gleich zu besprechenden Arbeit ließ darauf 1891 ein gleichartig abgefaßtes Buch über „Die Thierwelt" folgen. Beide Bücher hatten sich das Ziel gesteckt, die volksthümlichen, mythologischen, aber auch geschichtlichen und poetischen Beziehungen zur Pflanzen- und Thierwelt darzulegen und in allgemein verständlicher Weise dem Leser freundliche belehrende Bilder aus dem Pflanzen- und Thierleben zu bieten. Die gewandten reichbelesenen Verfasser hatten dabei nicht nur die Jugend, sondern insbesondere auch die weitern Kreise überhaupt im Auge, welchen durch diese Darstellungen neben dem Sinn für Naturgefühl auch tieferes Verständniß für die Bedeutung des Einzelnen beigebracht werden sollte und wie einerseits unsere liebliche Blumenwelt, unsere Bäume und Nutzpflanzen in hübschen kleinen Abhandlungen, in Sprichwörtern und in Dichtungen der hervorragendsten Poeten sinnig vorgeführt wurden, so bot andererseits das Thierleben Gelegenheit genug, auch die Naturerkenntniß für Herz, Sinn und Gemüth förderlich zu gestalten und über beide Naturreiche mannichfache Belehrung in verschiedenen Richtungen, die sonst weniger ins Auge gefaßt werden, zu bieten. Welche wichtige Rolle Thiere und Pflanzen im Glauben, in der Sitte und Sage unseres Volkes spielen, ist ja vielfach bekannt und da die Verfasser diesen Beziehungen ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendeten, so müssen diese Bücher als werthvoll auch für die allgemeine Volkskunde bezeichnet werden.

Der Verfasser C. J. Steiner hat nun seinem Pflanzenbuche auch ein solches über das Mineralreich nachfolgen lassen, welches soeben erschienen ist und in Verbindung mit den eben erwähnten Arbeiten die Behandlung der drei Naturreiche nach ihrer Stellung zum Volksglauben, nach ihrer Bedeutung in Geschichte und Literatur abschließt; der scheinbar sprödere Stoff ist vom Bearbeiter in glücklicher Weise behandelt worden. Spröde ist ja der Stoff auch wirklich nur auf den ersten Blick, denn wenn wir bedenken, welche Bedeutung die Metalle, etwa z. B. Gold, Silber und Eisen, die Edelsteine oder selbst ein Mineral wie das Salz im Leben der Völker, in der Geschichte der Culturentwickelung und auch in der Meinung des Volkes überhaupt haben, so wird es klar, daß eifrige Untersuchung für wißbegierige Leser gar reichen Stoff zur Belehrung über diese Naturdinge finden kann. In der That hat es der Verfasser auch an nichts fehlen lassen, um diese Belehrung in angenehmer Form auch hier wieder zu bieten. Schon seine Einleitung über „das Steinreich im Allgemeinen" ist eine mit Einzelheiten in Fülle ausgestattete Darstellung, die dem Culturhistoriker viel Neues, jedenfalls selbst dem Kundigen so manches in Erinnerung bringt. Der Verfasser zeigt die Steinwelt im Lichte der ältesten Anschauungen verschiedener Völker, erwähnt der ältesten und neuern Sagen über sie und führt zahlreiche Sprichwörter an, welche zum Steinreiche in allgemeiner Beziehung stehen. Von den Metallen, welche hierauf zur Besprechung gelangen, ist es insbesondere das Gold, dem eine begreiflicherweise auch in poetischem Schmucke reiche Ausführung gewidmet ist. Dasselbe gilt vom Eisen, dem natürlich ebenfalls eingehendere Darstellung sich zuwendet. In ähnlicher Weise werden von Metallen Silber, Platin, Kupfer, Nickel, Zinn, Blei, sogar Aluminium, Quecksilber und Arsenik behandelt. Eine eigene Abtheilung wendet sich den Salzen, eine weitere den Erden (Thon, Porzellan) und Steinen (Alabaster, Kiesel, Edelsteinen u. s. w.), eine letzte endlich den brennbaren Mineralien zu, welchen bekanntlich insbesondere auch der Diamant beizuzählen ist. Einige nützliche Beigaben zu dem Texte bilden die Hauptdaten aus der Culturgeschichte, soweit sie das Steinreich betreffen, bibliographische Anführung der ältern einschlägigen Literatur und eine Tabelle mit der Eintheilung der Mineralien. So ist denn dieses hübsche und nützliche Buch wie seine beiden eingangs erwähnten Vorgänger für jüngere und ältere Leser auf das beste zu empfehlen.

2. Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von Dr. Karl August Reiser. Erstes Heft. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchh. 1895. 8. à 1 M.

Das Sammelgebiet der vorliegenden, wie schon der Inhalt dieses ersten Heftes andeutet, zweifellos sehr reichhaltigen Arbeit (es sollen zehn bis zwölf Hefte erscheinen) umfaßt jenes Land, welches die Allgäuer Alpen einschließen und vom Vorlande alles, was innerhalb einer Linie von Scheidegg-Wangen-Memmingen-Kaufbeuren-Füßen liegt. Das Lechthal ist ohne Berücksichtigung einer politischen Grenze mit einbezogen, wie es auch ganz richtig erscheint, da ja der Verfasser oder Herausgeber nur das ethnographische Moment im Auge hatte und die schwäbisch-alemannische Bevölkerung, welche jenes Gebiet bewohnt. Schon die Bemerkungen des Vorwortes zeigen, daß wir es in Karl Reiser mit einem sehr tüchtigen, von tiefem Verständniß für Arbeiten auf dem Felde der Volkskunde beseelten Manne zu thun haben. Seine Angaben über die Art und Weise, wie er die Sagen gesammelt und aufgezeichnet, wie er in geschickter Weise in einzelnen Personen, welche noch von Sagen und Mären Kunde geben konnten, Vertrauen zu erwecken und sie zur Mittheilung zu veranlassen wußte, sind nicht nur für die Gattung des hier Gebotenen von Wichtigkeit, da sie Echtheit und wirkliche Volksthümlichkeit verbürgen, sondern diese Angaben zeigen auch manch anderm Sammler genau den Weg, in welcher Weise bei derartigen Unternehmungen vorzugehen ist. Wir dürften nach Abschluß des Ganzen jedenfalls damit eine verläßliche, förmliche Volkskunde des Allgäus erhalten, welche das passende, wichtige Seitenstück von Baumann's vortrefflicher „Geschichte des Allgäus", jenes geradezu monumentalen Werkes deutschen Fleißes zu werden verspricht. Es sollen zumeist direct aus dem Munde des Volkes geschöpfte Sagen dem Buche einverleibt werden, woran eine Darstellung der Sitten und Gebräuche und der Sprichwörter des Allgäus sich fügen soll, endlich wird in dankenswerther Weise ein Wörterverzeichniß des allgäuer Dialektes das Buch abschließen, und damit jedenfalls auch für die Kenntniß deutscher Mundarten bemerkenswerthe Beiträge liefern. Wie schon die in diesem ersten Hefte enthaltenen achtundvierzig Nummern nachweisen, sind die Sagen schlicht und volksmäßig wiedergegeben und ist wirklich nach der Bemerkung des Herausgebers im Vorworte „alles Nachbessern und Nachhelfen" gewissenhaft vermieden. Ueberall erscheinen auch die Oertlichkeiten angeführt, welchen die einzelnen Sagen entstammen. Letztere werden in Gruppen zusammengefaßt, die unter bestimmte Mythenkreise und mythologische Beziehungen subsumirt sind. So eröffnen den ersten hier begonnenen Abschnitt die Gruppen der Göttermythen: „Wotan", „Donar", „Götter-Umzug", „Männliche Sagengestalten", insbesondere ist es die wilde Jagd, mit welcher sich diese ersten mitgetheilten Sagen beschäftigen. Dem Texte sind hübsche Illustrationen beigegeben, welche hauptsächlich Ortschaften und Landschaften von Oertlichkeiten darstellen, die das Geltungsgebiet der Sage bilden. Man kann den folgenden Lieferungen dieses Werkes mit berechtigtem Interesse entgegensehen.

3. Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes. Ein Osterfestspiel in drei Tagewerken nach volksthümlichen Ueberlieferungen von Richard Kralik. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. I. Die frohe Botschaft. Mit musikalischem Anhang. Wien, Carl Konegen. 1895. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser des vorliegenden Osterspieles, welches genau nach dem Muster der heute in das bäuerliche Volksschauspiel umgewandelten einstigen Mysterien des Mittelalters durchgeführt erscheint, ist nicht nur als geschmackvoller Dichter und Aesthetiker, sondern auch als Herausgeber einer werthvollen Sammlung deutscher Puppenspiele schon vortheilhaft bekannt. Als letzterer hatte er Gelegenheit die Eigenart unserer Puppen- und Volksspiele, die ja beide in inniger Beziehung zueinander stehen, genau kennen zu lernen und in den Geist und das Gefüge dieser einfachen aber doch in ihrer Einfachheit so überaus wirksamen und eigenartigen Komödien tiefer einzudringen. In der Folge unternahm es Kralik selbst Stoffe aus der Lebensgeschichte des Heilandes in eben diesem Geiste und auch äußerlich in Vers und Reim den erwähnten Mysterien ähnlich, jedoch für den jetzigen Leser oder Zuschauer, zeitgemäß zu bearbeiten. Eine solche Bearbeitung bildete das „Mysterium von der Geburt des Heilandes", welches vor kurzem erschienen, wenn wir nicht irren, auch in Wien sogar zur wirkungsvollen Darstellung gelangt ist, und nun läßt der Verfasser die Passionsgeschichte und Scenen aus ihrer Vorgeschichte folgen, wovon der erste Theil: „Die frohe Botschaft" (d. h. die Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus) hier vorliegt. Neben dem Texte eigener Erfindung, welcher in den solchen Spielen eigenen Knittelversen und hauptsächlich in vierfüßigen Jamben abgefaßt ist, finden sich vielfache Anklänge an die Scenen der alten Spiele, ja solche Scenen selbst sind oft ganz verwendet, nur weiter ausgeführt und in geschickte Vers- und Reimform gebracht. Als Beispiel hierfür dient etwa die Zusammenkunft und Berathung der Teufel gleich zu Anfang, die Scene, welche den Verrath des Judas schildert, jene zwischen Jesus und Maria, worin diese ihren Sohn bittet, sich nicht in Gefahr des Todes zu begeben und manches andere. Wie die alten Volksspiele, eröffnet ein Prolog (Precursor) das Ganze, dem sich zwölf dramatische Abtheilungen anschließen. Der Chorgesang, welcher auch den Prolog selbst einleitet, erscheint an verschiedenen Stellen dieser Abtheilungen eingeführt, ähnlich wie dies heute noch nach dem alten Muster bei den bekannten großen Passionsaufführungen in Tirol und Baiern der Fall ist. Aber auch andere Lieder sind öfter dem Haupttexte eingefügt und gehören in einigen Stücken zu den besten Theilen dieser Dichtung. Die einzelnen Darstellungen oder Bilder, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, schildern Vorgänge aus dem Leben Jesu von der Versuchung Christi und der Taufe durch Johannes in der Wüste an bis zum Abschiede des bereits durch Judas Verkauften von Maria nach der biblischen Erzäh-

lung. Es werden in wirkungsvoller Weise die Hochzeit zu Kana und andere ähnliche Episoden vorgeführt und zur Probe von Vers und Reim sei hier eine Stelle des Prologes angeführt, welche zugleich in der üblichen Weise kurz auf den Inhalt des Nachfolgenden hinweist:

Die Rede soll beginnen,
Wie er vom heiligen Johanne,
Dem vielgelobten frommen Manne
Getaufet ward. Drauf habet Acht,
Wie Christ aus Wasser hat gemacht
Dem Ehestand zu Ehren Wein,
Als er ein Hochzeitgast wollt' sein;
Wie dann vom König grimmer Art
Johannes der Täufer getödtet ward;
Wie Christus dann durch sein Gebot
Ließ Lazarus ersteh'n vom Tod,
Und was er anders Wunder thät:
Das merket wohl, wenn ihr es seht!

Man muß eine Wiederbelebung solcher alter Volksspiele, wie sie Richard Kralik mit Kunst und Geschick durchführt, im Interesse der Poesie volksthümlicher Art mit besonderer Freude begrüßen. Daß der Verfasser sich übrigens auch profanen Stoffen zuwendet, erweist das hier weiter angeführte Buch:

4. Das Volksschauspiel von Doktor Faust erneuert durch Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1895. 8. 2 M.

Die Bedeutung dieses Volksstückes für die Geschichte unserer Literatur und für das großartigste dramatische Werk unseres größten Dichters ist bekannt. Dem Herausgeber des vorliegenden Textes kamen verschiedene Fassungen der alten Faust-Komödie vor, welche alle mehr oder weniger Lücken aufweisen und es war nun seine Absicht diese Lücken zu ergänzen und einen möglichst vollständigen Text herzustellen. Der Versuch lag nahe, ob man nicht durch Zusammenstellung aller dieser lückenhaften Texte ein deutlicheres Bild des Ganzen gewinnen könnte. Und „der Erfolg", sagt Kralik in seinem Vorworte, „war überraschend. Die verschiedenen Fassungen füllten gegenseitig ihre Lücken so genau aus, daß ich z. B. den in der einen geforderten Reim aus einer andern ergänzen konnte". Aus solchen Quellen ist der vorliegende gereinigte und geordnete Text gewonnen. „Aus meinem Eigenen", bemerkt der Herausgeber weiter, „habe ich kaum ein Dutzend Worte hinzugethan, um hier und da einen Uebergang passender zu machen. Mir unecht scheinende Einschiebsel habe ich ausgeschieden, nicht aber Anklänge an die neuern Kunstdramen von Lessing, Maler Müller, Klinger, Graf Soden, wenn sie volksthümlich waren." Es ist ganz eigenthümlich, daß hingegen dem Goethe'schen „Faust" so gut wie nichts für das Volksstück entnommen erscheint. Auch für diesen sauber und schön hergestellten Text des alten Faust-Spieles wird man Richard Kralik im Interesse der volksthümlichen Dramatik zu besonderm Danke verpflichtet sein.

5. Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volksthümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt von Dr. Hermann Schrader. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Weimar, E. Felber. 1894. Gr. 8. 6 M.

Die erste Auflage des vorliegenden schätzbaren Werkes erschien im Jahre 1886 und mit vollem Rechte konnte man damals von dem Buche behaupten, daß es eine Lücke in einem Gebiete der Literatur ausfülle, welches ebenso die Geschichte unserer Sprache als auch die Volkskunde umfaßt. Nach beiden Seiten hin bot Schrader's Buch reichliche und eingehende Belehrung. Noch weit mehr jedoch kann dies von der nunmehr acht Jahre später erschienenen neuen Auflage gesagt werden. Sie ist nicht nur in vielen Punkten verbessert, sondern insbesondere auch so außerordentlich vermehrt, daß mehr als ein Drittel des ganzen Buches vollständig Neues bietet und von den ununterbrochenen Studien schönes Zeugniß ablegt, welche der kenntnißreiche Verfasser seinem Gegenstande auch weiterhin zugewendet hat. Zur Erklärung des etwas umständlichen Titels diene die Angabe, daß es dem Autor darum zu thun ist, in zugleich angenehm lesbarer Form jene so zahlreich in der deutschen Sprache vorkommenden und im Volksmunde üblichen Redensarten zu erklären, die gewissermaßen als geflügeltes Wort sich eingebürgert haben, ohne daß jedoch ihr Ursprung als Wort oder Satz eines Dichters, Redners oder Schriftstellers nachzuweisen ist. Man würde es kaum glauben, daß der deutsche Sprachschatz eine solche Menge dieser Redensarten aufweist, wie Schrader's Buch sie anführt, und dabei ist zu beachten, daß der Verfasser wegen räumlicher Abgrenzung seines Werkes noch so manches zurückzuhalten gezwungen war, wie er selbst im Vorworte angibt. Es handelt sich allerdings fast ausschließlich um deutsche Redensarten, doch wird es der Leser und Benutzer des Buches dem Autor nur Dank wissen, daß er auch hier und da aus dem Lateinischen oder Griechischen herrührende naheliegende Ausdrücke mit berücksichtigt hat.

Es wurde eben bemerkt, daß es sich nicht nur um eine Arbeit zum Nachschlagen handelt, sondern daß auch an Leser gedacht ist. Die Anordnung des Stoffes wurde deshalb in der Weise getroffen und die Bearbeitung in solcher Art durchgeführt, daß auch längere Lektüre neben der Belehrung fesselt und reichliche Abwechselung darbietet. Ist der Gegenstand schon an sich anziehend, so hat Schrader durch Einstreuen von manchen Anekdoten und humorvollen Stellen, welche jedoch stets zur Sache gehören, noch besondern Reiz zu verleihen gewußt. Das Ganze ist in einzelne Gruppen getheilt, welche Zusammengehöriges besprechen und dem Leser unvermerkt von dem einen zum andern führen. Welche Bedeutung diese Untersuchungen für die Volkskunde besitzen, weisen die Gruppen (Kapitel) über die Thiere (Pferd, Esel, Rind, Ziege, Schaf, Hund, Katze, Bär, Eule u. s. w.) am besten nach, nicht minder die Zusammenstellung der Betheuerungsworte, Verwunderungsausrufe, Flüche und der landläufigen Re-

densarten am Schlusse des Werkes. Daß auch der Culturhistoriker überhaupt das Buch Schrader's mit großem Nutzen gebrauchen kann, liegt nach dem Gesagten auf der Hand. Für den handlichen Gebrauch zum Nachschlagen ist ein genaues alphabetisches Register angefügt.

6. Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. Herausgegeben von Johann Lewalter. Fünftes Heft. Hamburg, G. Fritzsche. 1894. 8. 1 M.

Auf die frühern Hefte vorliegender Sammlung ist schon an dieser Stelle aufmerksam gemacht und ihnen die verdiente Beachtung geschenkt worden. Mit dem Hefte 5 schließt das Ganze ab und damit erscheint eine recht umfassende Zusammenstellung niederhessischer Volkslieder geboten, welche von dem sorgsamen Herausgeber sogar mit einfacher Klavierbegleitung zu den stets beigegebenen Melodien versehen sind. Uebrigens enthält dieses Schlußheft fünfundsechzig Nummern und zwar von Volksliedern in des Wortes weiterer Bedeutung, da auch Lieder von bekannten Verfassern aufgenommen sind, die sich ja überhaupt als volksthümliche im deutschen Liederschatze häufig finden, z. B. die Lieder: „Wir sitzen so fröhlich beisammen", „An der Saale kühlem Strande" und ähnliches. Neben heitern, der Geselligkeit gewidmeten Stücken, Liebesliedern und patriotischen Gesängen finden sich in dem Hefte auch balladenartige und insbesondere ziemlich viele Kinderliedchen, welche mit den Spielen im Zusammenhange stehen; es ist vom Herausgeber stets die Schilderung des Spieles oder der eigenartigen Vortragsweise solcher Liedchen durch die Kinder beigefügt und damit mancher Beitrag zur Volkssitte im Kinderleben geboten. Da seit dem Erscheinen des vorletzten Heftes das große Erk-Böhme'sche Volksliederwerk erschienen ist (dessen wir hier vor kurzem eingehend gedacht haben), so bietet der Herausgeber zur Uebersicht in tabellarischer Form eine Zusammenstellung der Lieder aller Hefte seiner Sammlung mit den entsprechenden hessischen Volksliedern in dem erwähnten reichhaltigen Werke. Den Abschluß bildet das Verzeichniß der benutzten und zu den Anmerkungen beigezogenen Bücher, Aufsätze und Zeitschriften, welche das deutsche Volkslied anderer Gebiete betreffen, worin allerdings einige beachtenswerthe größere Volksliederbücher übergangen sind. Natürlich macht dies dem Werthe der Arbeit weiter keinen Eintrag, die wieder den erfreulichen Beweis von der Pflege unseres Volksliederschatzes liefert.

7. Volkslieder aus der Steiermark. Ausgewählt und herausgegeben von J. N. Fuchs und Franz Kieslinger. Innsbruck, A. Edlinger. 1895. 1 M. 50 Pf.

Unter den Volksgesängen aus den österreichischen Alpenländern zeichnen sich jene der steirischen Mark durch ihre Innigkeit und Gemüthlichkeit besonders aus und sind auch in musikalischer Beziehung ihres melodiösen Wohllautes wegen unmittelbar neben die berühmten Kärntnerlieder zu stellen. Allerdings gilt diese Bemerkung nicht für alle Theile des Landes. Zumeist im Oberlande finden wir einen abwechselungsvollen Liederreichthum, der auch rücksichtlich des Textes von Werth erscheint. Am bekanntesten sind allerdings in den weitesten Kreisen jene vierzeiligen Liedchen, die oft im Momente entstanden und gesungen sich rasch im Volke einleben, und die wir unter dem Namen der „Schnaderhüpfel" wie in Steiermark so auch in den Berggebieten der österreichischen Erzherzogthümer, in Kärnten, Salzburg und Tirol finden. Doch ist dies durchaus nicht die einzige und etwa wichtigste Gattung der steirischen Volkslieder, wie der Verfasser dieser Zeilen selbst in seinen 1881 erschienenen „Deutschen Volksliedern aus Steiermark" nachgewiesen hat. Dieses Werk enthält eine reiche Zahl unmittelbar dem Volksmunde entstammender Gesänge, dagegen absichtlich gar keine Schnaderhüpfel, vielmehr sind diese einer nächsten eigens zu veranstaltenden Ausgabe vorbehalten worden. Daß sich ganz prächtige originelle Volkslieder auf steirischem Boden finden, abgesehen von den erwähnten Vierzeilern, davon legt auch ein eben erschienenes zierliches Büchlein kleinsten Formates Zeugniß ab, welches unter dem oben angeführten Titel eine Zahl von Texten wirklicher steirischer Volkslieder enthält. Sie sind allerdings ohne besondere Wahl, Sichtung und Untersuchung zusammengestellt, und ist bei der Zusammenstellung wol hauptsächlich das berücksichtigt worden, was sich als zumeist verbreitet und gesungen erwiesen hat. Aus diesem Grunde haben die Herausgeber auch ohne weitere Rücksicht nicht nur eigentliche ältere Volkslieder, sondern auch zum volksthümlichen Liede entwickelte Gesänge der Kunstpoesie einverleibt, ebenso war es nicht ihre Absicht nur Neues bisher Ungedrucktes zu bieten. Uebrigens enthält das kleine, niedliche Buch trotzdem so manches neue werthvolle Lied insbesondere an Alm-, Wildschützen- und Jägerliedern, auch an andern originellen Gesängen (wie z. B. das „Tabakracha-Liad"), mehrere Weihnachts- und Grablieder, einige volksthümliche Balladen („Das Lied vom bösen Wildschützen", „vom sterbenden Jungfräulein" u. a. m.) und dadurch erscheinen manche andere Sammlungen ergänzt. Es sind in der zweiten Hälfte des Büchleins auch lustige „Schnaderhüpfeln" in ziemlich reicher Anzahl enthalten, die lustige Gedanken in der flotten Vierzeilerform zum kräftigen Ausdruck bringen.

Diesem Volksliederbüchlein schließen wir passend ein Bändchen Gedichte an, die zwar dem Gebiete der Kunstpoesie angehören, welche aber ebenfalls im steirischen Dialekte abgefaßt, eine so treffliche Kenntniß des Volkes und seiner Eigenart bekunden, daß deren Anzeige gerade an dieser Stelle überaus berechtigt erscheint. Es ist dies die Sammlung:

8. Neue Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1895. 12. Geb. 2 M. 70 Pf.

Dem Dichter Hans Fraungruber und dessen liebenswürdiger Eigenart als mundartlicher Poet sind wir schon

anläßlich des Erscheinens seiner ersten Sammlung vor etwa zwei Jahren gerecht geworden. Er besitzt ein frisches urwüchsiges Talent, welches auch in dem neuesten Buche auf jeder Seite hervortritt. Ueberall finden wir auch hier die Freude an den Naturschönheiten der Heimat, manche lustige Schilderung einzelner Gestalten aus den Bergen derselben sowie auch die ernste, sinnige Betrachtung neben dem muntern Scherze in den meist kürzern Gedichten vortrefflich ausgedrückt. Anklänge an die Karl Stieler'schen Stücke, wenigstens was die Art und Weise der Darstellung betrifft, treten hier und da zu Tage, womit übrigens den Gedichten nur Lob gespendet sein soll. Ueberhaupt hat wol seit Rosegger die Steiermark kaum einen zweiten aufzuweisen, der wie Fraungruber mit dem Volksgemüth vertraut, seine Heimatsgenossen so launig und ansprechend in Vers und Reim zu zeichnen, ihr Denken und Fühlen so ausdrucksvoll darzustellen versteht, sei es, daß er den zornigen „Buam", sein „Nanderl", den „Jager" oder den „Pfarrer" oder eine beliebige köstliche Berufsgestalt vorführt. Auch einige heimische Sagen hat der Dichter ansprechend in Versen mundartlich wiedergegeben und manche seiner vierzeiligen Liedchen haben den Anstrich und alle Vorzüge des echten Volksliedes.

Anton Schlossar.

Neue Romane und Novellen.

1. Der Büttnerbauer. Roman in drei Bänden von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. Gr. 8. 5 M.
2. Unterwegs. Roman. Von Stanislaw Przybyszewski. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 2 M.

Keine Kunstform ist so geeignet, den Rahmen für die Schilderung gesellschaftlicher Zustände in ihrer Breite abzugeben, wie der Roman. Das Drama drängt nach dem individuell zugespitzten Fall und gestattet zwar, aber fordert nicht eine typische Verallgemeinerung des Besondern. Nur in den seltensten Fällen gelingt es, in dramatischer Form breite Volksbewegungen darzustellen und hinter den handelnden Personen den großen geschichtlichen Hintergrund als Factor der Entwickelung zur Geltung und Wirkung zu bringen. So ist im „Tell" der Freiheitstrieb eines Volkes, in den „Webern" die Sehnsucht einer Volksklasse nach bessern wirthschaftlichen Lebensbedingungen veranschaulicht, hier noch mehr wie dort in gewaltig dahinflutenden Strömen einer Gesammtheitsempfindung und -Handlung. Das Drama heischt Thaten, prägnante Momente, rasch sich entwickelnde und lösende Conflicte, es preßt in engern Rahmen Thatsachen von eruptiver Gewalt, aber es versagt sich langsam und stetig sich verändernden Zuständen und der allmählichen Addition der sie bedingenden Factoren. So sehr daher auch das moderne Drama gewisse Lebensäußerungen der modernen Weltanschauungen an treffenden Beispielen aufzeigen mag, der Allheit der modernen Lebenserscheinungen vermag es nicht gerecht zu werden. In die hiernach verbleibende Lücke in der Darstellung der Gegenwart springt der Roman und beweist dadurch, trotz aller Anfeindungen der Kunstlehre, sein Daseinsrecht nach der künstlerischen wie nach der socialen Seite. Ja, man muß sagen, daß er in praxi mit größerer Vielseitigkeit, schärferm Eindringen und sicherer Beherrschung der Form immer noch dem Drama weit voransteht. So gewiß man in Gustav Freytag's Romanen: „Soll und Haben" und in der „Verlorenen Handschrift" treuere und intimere Spiegelbilder deutschen Lebens und Strebens erblicken wird als in seinen Dramen, thut man dies mit gleichem Recht, wenn man die Dramatik der Gegenwart mit der Romanliteratur vergleichend zusammenhält. In die Reihe der bestimmte Volksklassen bei ihrer Arbeit suchenden Romane, ja direct anknüpfend an Freytag, tritt nun ein dem deutschen Nährstand gewidmeter Roman: „Der Büttnerbauer" von Wilhelm von Polenz (Nr. 1); er ergänzt das Bild deutschen Arbeitslebens nach einer seiner wesentlichsten Seiten, nach einer Seite, die in den letzten Jahren mehr und mehr in den Vordergrund des politischen und wirthschaftlichen Meinungsaustausches getreten ist, er schildert den deutschen Bauernstand. So viele Romane und Novellen auch ländliche Sitten, ländliches Empfinden und Handeln schildern, kaum einer behandelt den Landmann als Stand im Gegensatz zu andern Ständen. Auerbach, Keller und Anzengruber, von ihren Nachahmern zu schweigen, legen das Schwergewicht auf die Behandlung des Psychologischen; sie suchen nachzuweisen, daß die Sittenbegriffe, die gemüthlichen Eindrücke der Landleute mit denen der Städter verwandt sind, oder daß sie erheblich von ihnen abweichen, mit Vorliebe suchen sie das Naive, Urwüchsige, Naturkräftige im Dörfler, im Gegensatz zum Erzogenen, Gebildeten, Conventionellen, und wählen danach ihre Stoffe, Land und Leute. Wilhelm von Polenz geht in seinem „Büttnerbauer" andere Wege, neue und unbetretene. Das psychologisch eigenartige im Charakter der Bauern steht für ihn, so sehr er es beherrscht, in zweiter Linie, in erster steht ihm der Bauer als Stand, als Erwerbsmann, als wichtiges Glied in der Reihe der das gesammte Wirthschaftsleben bildenden Factoren, vielleicht sogar als das wichtigste. Zugleich aber greift sein Werk weit über diese Grenzen hinaus; es enthüllt eine ganze Welt der Empfindungen und Anschauungen nach der gesellschaftlichen, der religiösen und der politischen Seite als nothwendige Ausflüsse der wirthschaftlichen Beschäftigung und Stellung. Es enthüllt die Verbindungen zwischen Besitz und Sitte, zwischen harter, mühseliger Arbeit und Empfindung, zwischen Aussicht auf Erfolg der Arbeit und Religiosität und politischer Gesinnung. Ohne zu idealisiren,

zeichnet der Roman in der Gestalt des Büttnerbauers und in seiner Familie das Gegenwartsbild eines ganzen Standes. Gewiß ist von Polenz bei Freytag in die Schule gegangen; dem Muster seiner beiden großen Arbeitsromane kann sich niemand, der sie kennt, entziehen, aber er hat doch auch neuere Muster kennen gelernt. Er hat seinen Zola gelesen und die Werthe des Milieus, der Vererbung, der deutlichen Symbolik des Naturlebens zum Gefühlsleben würdigen gelernt. Ein sklavischer Nachahmer aber ist er nicht geworden. Er kennt die Grenzen der Zola'schen Theorien, er ist vor allem ein Mann von deutschem Schrot und Korn; er hat für den individuellen Stoff einen entsprechenden Stil gefunden, für den Stoff, den er mit großer Vielseitigkeit, mit scharfem Eindringen beherrscht. Der Verfasser hat vor vielen, die sich an sein Thema wagen könnten, einen großen Vorsprung; er ist selbst Landwirth. Wenn Zola Reisen machen muß, um an Ort und Stelle Convolute von Notizen, Einfällen, Beobachtungen, seine documents humains zu sammeln, so ist von Polenz fest und sicher auf dem Boden, den er schildert. Er ist auf ihm, so viel wir wissen, erwachsen und nach längerer Unterbrechung zu ihm zurückgekehrt. Dieses Gefühl, es mit einem zu thun zu haben, der nicht nur das Ergebniß von Studien, sondern von sich selbst aufdrängenden und das Ich erfüllenden Eindrücken und Erfahrungen darbietet, begleitet uns auf Schritt und Tritt. Der mächtige Zauber des Persönlichen nimmt uns gefangen und er trägt leicht auch über Längen und Breiten des Werkes hinweg.

Wer auf dem Lande lebt, wird der Versuchung der Schönfärberei leicht aus dem Wege gehen, denn sie erscheint ihm lächerlich und unehrlich zugleich. Ueber Schäferpoesie und Auerbach'sche pantheistische Ammen sind wir glücklich hinaus. Je wahrer, desto ergreifender, desto eindrucksvoller. Bauern sind keine empfindsamen Naturen, sie reden nicht wie die Bücher, am allerletzten Hochdeutsch. Der Verfasser läßt daher seine Leute im Dialekt sprechen, einer Mischung aus Hochdeutsch und Schlesisch, oder Lausitzisch, einer sehr überzeugenden Sprache. Da aber Bauern nicht viel reden und desto mehr denken, grübeln und brummen, erwächst für den Dichter die Aufgabe, den unausgesprochenen Gedanken- und Empfindungsgang ins vernehmbare Wort zu heben. Von Polenz hat sich dieser Aufgabe fast durchweg mit feinem künstlerischem Takt entledigt, und wenn der Worte und Gedanken hier und da zu viel erscheinen sollten, so findet doch dieses Uebermaß seine Entschuldigung in dem Bestreben, den Blick von dem Individuum hinweg auf das Ganze des Standes zu lenken. Immerhin ergießt sich der Strom selten in die Breite des Allgemeinen, ja, es ist geradezu staunenswerth, wie es dem Verfasser gelungen ist, in dem Schicksal eines Bauern und seines Anhanges das Schicksal des Standes zu schildern. Mit dem Wirthschaftlichen aber, das selbstverständlich eine große Rolle spielt, lebt immer das „Höhere"; unter dem Scheine der äußern Geschehnisse sehen wir ihre Seele, ihr inneres Leben.

Die Geschichte des Büttnerbauern ist nothwendig tragisch. Eine ganz eigenartige Culturwelt steht hier im Begriffe auszusterben, eine Welt, der die bestehenden Stände zunächst nichts gleiches an kerniger Sitte, an gesunder Lebenskraft entgegenzusetzen haben. Ist der Stand der Bauern noch zu retten, ist er, ohne an berechtigter Eigenart zu verlieren, in neue Formen überzuführen, das sind Fragen, deren Beantwortung außerhalb der Kritik liegt, die sich an das Dichtwerk selbst hält. Der Fall des Büttnerbauern ist jedenfalls typisch und es mag im Vorbeigehen hervorgehoben werden, daß ihm der Dichter Seiten abgewonnen hat, an denen der Wirthschaftspolitiker nicht achtlos vorbeigehen kann. Der Büttnerbauer hat das von den Vätern und Urvätern ererbte Gut als der Aelteste der Familie übernommen und den Erbantheil seiner zahlreichen Geschwister zu verzinsen. Diese Last drückt ihn auf das empfindlichste, sie beschneidet den Ertrag seiner Arbeit von vornherein, behindert ihn, die Arbeit den Zeitansprüchen anzupassen und bildet geradezu das Verhängniß, das ihn dem Ende entgegentreibt. Die Kündigung einer Hypothek führt ihn in die Arme der Kapitalisten, die ihn erst mit schmeichelnder Weichheit empfangen, um ihn dann in kalten, eisernen Fesseln zu erdrücken. Was die Verhältnisse mit der Zeit allein erreichen könnten, beschleunigt der Trotz des Bauern, die achtbare, aber unpraktische Zähigkeit, mit der er kein Stück des Gutes hergeben will, der Bauernstolz, der Haß gegen den vermögenden Großgrundbesitzer, der aus dem Vollen wirthschaftet, wo er kaum aus der Hand in den Mund zu leben hat. Aus dem wortkargen Bauern wird ein stummer Mann, Verbitterung und Verzweiflung machen ihn stumpf, die Liebe zur Heimstätte läßt ihn Entwürdigung und Schmach auf dem enteigneten Boden ertragen, bis ihn der selbstgewählte Tod als letzte Rettung winkt. Bis zu dieser That aber der Selbstvernichtung, die im frommen Glauben geschieht, daß ihn Gott nicht schlimmer richten werde, als er sich selbst, hat sich in dem Hause des Bauern eine Welt von Ereignissen abgespielt. Die Kinder, durch die Noth von Haus und Heimat getrieben, haben in der Fremde ihr Brot verdienen müssen. Ihre Schicksale sind mannichfaltig. Während die einen einen guten oder bösen Weg in der Fremde finden, verdirbt der andere in der Heimat und führt sich und die Seinen dem Elend entgegen. Die Welt des Dampfes schlägt ihre Wellen in das stolze Bauerndorf, sie lockt Sohn und Tochter unter die Schar der Sachsengänger, mit der sie auf fremdem Boden als Lohnsklaven arbeiten lernen, als ländliche Fabrikarbeiter. Der Besitz und seine sittliche Macht, sein stärkender und schirmender Zauber versinkt und mit den neuen Lebensbedingungen erstehen neue Anschauungen, neue Gefühle. Eine große und ernste Aufgabe hat hier den rechten Mann gefunden, einen Erfahrenen und einen Dichter zugleich, der alle Werthe seines Stoffes zu heben

versteht, der ihn beherrscht und über ihm steht und doch in ihn sein ganzes, stark fühlendes Ich versenkt hat. Ein tiefgründiges, gehaltvolles und aufrüttelndes Werk, das seinen Urheber in die ersten Reihen unserer zeitgenössischen Romanschriftsteller rückt.

Der schildernden und im Grunde persönlichen Kunst eines Wilhelm von Polenz tritt in Stanislaw Przybyszewski's Roman: „Unterwegs" (Nr. 2) eine schroff objective, aus dem Object herausgestaltende Kunst entgegen. Freilich deckt dieser Ausdruck die Kunstübung Przybyszewski's nicht. So schwer der Name des Verfassers auszusprechen ist, so schwer ist es, ein deutliches Bild seiner Kunst zu geben. In dem eben besprochenen Bauernroman sehen wir Typen, sie werden uns ausführlich beschrieben vom Körperbau bis zum Schnitt der Haare und des Rockes, und darüber hinaus blicken wir in ihr Inneres, ihre Seele. Für Przybyszewski gibt es kaum eine äußere Erscheinung; wir lernen sie höchstens aus dem Reflexe im Bewußtsein eines andern kennen oder lesen sie aus den seelischen Schilderungen heraus, wie man etwa Gestalt und Ansehen eines Mannes erräth, von dem uns diese oder jene That, dieser oder jener Charakterzug berichtet worden ist. Es liegt Stil in diesem „von Innen heraus Entwickeln" der äußerlichen Bilder, in dieser zielbewußten Beschränkung auf die Aufgabe des Dichters, ein Herzenskündiger zu sein. „Fräulein Marit Kauer saß und frente sich", damit beginnt der Roman, und mehr als solche Andeutungen der Bewegung oder Nichtbewegung bekommen wir von der Heldin nicht zu hören. Dennoch lebt und leibt sie vor uns, lebendiger, als sie tausend Schilderungen machen könnten. Genau so ergeht es uns mit dem Helden, wie ich mir denke, einen Mann mit großen blauen, bald forschenden, bald in Grübelei versunkenen Augen, blonden, etwas widerspenstigen Haaren und einem halb spöttischen, halb wehmüthigen Zug um den sinnlich gezeichneten Mund und von mittlerer, aber sehniger Figur. Mag dies Bild nun dem, das sich der Verfasser gedacht hat, entsprechen oder nicht, genug, daß die Möglichkeit geboten ist, auch ohne Winke für sich ein fest umrissenes Bild zu schaffen. Jedenfalls hat dieses Kunstmittel der Gestaltung von innen heraus und der Reflectirung durch mithandelnde Personen den Vorzug einer geschlossenen Wirkung des Kunstwerkes und eines starken Anreizes auf die Phantasie. Der Leser wird scheinbar nicht bevormundet, thatsächlich aber unmittelbar in den Gesichtskreis gezwungen, in dem ihn der Dichter haben will, ein Kunstmittel, dessen sich übrigens auch Ibsen häufig mit großer Meisterschaft bedient. Bei dem Verfasser von „Unterwegs" ist es aber mehr als ein Mittel äußerer Technik, es ist die Wesenheit seines Kunstschaffens und jene Wirkung auf die gestaltende Phantasie nur eine Begleiterscheinung. Für Przybyszewski gibt es eigentlich nur ein seelisches oder noch richtiger vielleicht nervöses Leben. Die Vorgänge im innerlichen Menschen in ihrer Verwickelung, in ihren Widersprüchen, in ihrem doppelten Verhältniß von Bewußtheit und Unbewußtheit in voller Nacktheit vorzuführen so, wie der Anatom Muskeln und Nervenstränge auf dem Secirtische vorzeigt, das ist seine Aufgabe. Während bisher die Dichtung sich begnügte, gewisse einfache oder doch wenig verwickelte Empfindungen zu verkörpern, ja geradezu danach strebte, unter Ablösung des — wenn auch für die tiefere wissenschaftliche Erkenntniß nur scheinbar — Zufälligen das Maßgebliche, das Große in den Empfindungen ihrer Helden zu schildern, geht der Verfasser von „Unterwegs" darauf aus, die Gesammtheit der Sinneseindrücke mit all ihrer Zerrissenheit und Verworrenheit aufzudecken. So läßt er sich die Thatsache, daß das Auge in demselben Momente andere Eindrücke aufnehmen kann, als sie gerade das Denkvermögen beschäftigen, nicht entgehen, er schildert die Gegensätze zwischen gedanklicher Logik und unlogischem Empfinden, er sucht unter dem Anerzogenen, Angedachten das Instinctive im Menschen, das im Affect alles Scheinwerk der Logik hinwegschwemmen kann, das Urrohe, das sich z. B. beim Gebildeten im Fluche verräth, kurz den Menschen, der unter dem scheinenden Menschen verborgen ist und den Einfluß beider aufeinander. Je weniger die Zeit in sich ausgeglichene Naturen darbietet, desto berechtigter erscheint diese Art der Schilderung, desto wahrer und überzeugender. Was Przybyszewski anstrebt, ist eine Art Naturalismus des Innern, ein psychischer Naturalismus, Ausdrücke, die er selbst in einem anregenden Aufsatz über den Maler Munch anwendet. In diesem Aufsatz darf man Aufschlüsse über des Dichters eigenes Wollen suchen. Wie er in Munch den Maler des psychologischen Gestaltungsdranges von Gefühlsimpulsen, den Maler des psychischen Ueberschwanges, mit dem sich ein Gefühl in seiner höchsten Intensität kundgibt, erblickt, darf man in ihm den Dichter dieses selben Gestaltungsdranges erblicken. In eben diesem Aufsatz über Munch weist der Dichter auf eine literarische Tradition, die nach Paris und Brüssel führt, auf eine Schar von Dichtern, die danach streben, „die feinsten und subtilsten seelischen Associationen, die leisesten und intimsten Gefühlsäußerungen, die wie Schatten durch die Seele huschen, in Worten wiederzugeben". „Ihre Seele, ihr Inneres, ist die einzige Realität, ein Kosmos, und wie die Processe dieser Welt sich abwickeln, wie die geheimsten Gründe und Wurzeln dieser Welt momentan zum Vorschein kommen, wie die Eindrücke sich aus den Tiefen in das Bewußtsein durch Dunst und Nebel hinaufarbeiten, um im nächsten Augenblicke zu verschwinden, wie die leise Unruhe des Gebärens, die schwache Dämmerung des Werdens durch die Seele zittert, wie ein Wirbelsturm in brausender Wuth hinaufpeitscht, dieses auszudrücken, in Worten festzuhalten, im musikalischen Klang des Wortes wiederzugeben, haben sie sich zur Aufgabe gestellt. Es gibt keine Vorgänge mehr in dieser Kunst; die Eindrücke werden in ihrem ewigen va-et-vient vorgeführt, ohne logische Zusammenhänge,

welche durch die Reflexion entstehen; das controlirende Bewußtsein wird verschmäht, weil es das Seelenbild verschiebt, denn es construirt logische Reihen, die ursprünglich nicht vorhanden sind. Diese Kunst wirkt nur durch Wortklang, der eine Stimmung ausdrückt, oder durch eine Reihe von Bildern, welche diese Stimmung durch Anspielungen und Andeutungen suggeriren. Nommer un objet, sagt Stephane Mallarmé, c'est supprimer les trois quarts de la jouissance du poème qui est faite du bonheur, de deviner peu à peu; le suggérer, voilà le rêve." Diese Sätze sind ein Programm, das Programm des Impressionismus des Innerlichen, das eine außerordentliche Feinfühligkeit des Schaffenden und eine kaum geringere des Empfangenden voraussetzt, ein Programm, das schlechtweg alle Normen der überlieferten Aesthetik umstürzt, zum Beweise des alten Lehrsatzes, daß Aesthetik empirisch, nicht theoretisch constructiv sein soll. Der Reiz dieser neugearteten Kunst ist so mächtig, daß man nicht dazu kommt, landläufige Forderungen der Schönheit zu stellen; sein Wesen beruht darin, daß der Empfangende im Empfangen geradezu ein selbstgestaltender, mitschaffender, weil vorausahnender und ergänzender wird, eine Art des ästhetischen Genießens, die in dieser Form bisher nicht bekannt war. Ich begrüße zunächst in diesem Impressionismus des Innerlichen, ohne seine hohen Gefahren zu verkennen, einen entschiedenen Fortschritt der sogenannten naturalistischen Kunst, ein Vertiefen, ein Eindringen von der Schale in den Kern. Ohne zu untersuchen, wie weit es gelingen kann, die Feinfühligkeit des Schaffenden wie des Empfangenden zu steigern, möchte ich doch die Frage aufwerfen, ob nicht auf diesem Wege eine reinliche Scheidung der Künste, der von außen beschreibenden, der schildernden, und der von innen herausgestaltenden herbeigeführt werden kann, ob nicht auf diesem Wege, dem indirecten, schließlich auch eine klarere Anschaulichkeit des Aeußern zu erreichen ist, als auf dem der Schilderung, Fragen, deren schwerwiegende Bedeutung für die Entwickelung der Dichtkunst nicht abgeleugnet werden kann.

Vorläufig stehen wir bei Przybyszewski's Roman „Unterwegs" einem Neuen gegenüber, dessen Charakter wir geschildert haben, dessen Inhalt aber wir noch näher treten müssen. Der Vorwurf des Romans ist nicht sympathisch; eine Verführungsgeschichte; ihr Held ist ein verheiratheter, noch dazu glücklich verheiratheter Mann, ihre Heldin ein in der Enge des Klosters verschnürtes junges Mädchen. Liebt Erich Falk die Marit Kauer? Ja und nein. Er liebt sie, weil er sich durch eine Art Autosuggestion in den Wahn, in die Leidenschaft, sie einmal zu besitzen, hineingelebt hat. Die Leidenschaft setzt zuweilen aus, um so stärker wieder aufzutreten; keine Grübelei, kein über sich selbst Philosophiren, wie es Erich Falk in hohem Maße übt, keine Vivisection der Gefühle ist stark genug, diese Leidenschaft zu ersticken. Sie drängt sich mit stürmender Culminationskraft auf den Gipfel, auf den sie in sich zusammenbricht, wie die Sturzwelle auf der Höhe des Scheitels zischend niedersinkt. Sie kennt keine Rücksicht, sie achtet nicht Ehrlichkeit, nicht Consequenzen, sie ist sich in ihrem instinctiven Drange des Ichbewußtseins genug. Und das ist es, was der Dichter wollte: die Naturkraft des ungebrochenen Geschlechtsdranges in ihrer elementaren, beranschenden und vernichtenden Gewalt zu schildern. In der Glut dieser Schilderung ruht eine gewisse Keuschheit; die Naturkraft, die ein Symbol dem Blitze vergleicht, der einschlägt, wo er muß, hat etwas hohes, weil etwas ursprüngliches an sich. Wie der Blitz den Stamm vernichtet, den er trifft, so auch die Naturkraft des Zeugungsdranges ihr Opfer. Moralische Consequenzen werden nicht gezogen, sie liegen außerhalb der Sphäre des Dichters und ergeben sich für den Denkenden ganz von selbst. Ob der Dichter der Herrenmoral der Nietzschianer zuneigt, ob er im Sinne der Renaissance der rücksichtslosen Entwickelung elementar beanlagter Naturen das Wort sprechen will, das lehrt sein Roman nicht. Dichtungen werden für Kinder nicht geschrieben und der Maßstab der Convention ist für ungezählte Dichtungen zu kurz. Ein Weg aber ist hier angezeigt, zunächst auf engem Gebiete; er kann aber weiter führen, auch zu Stoffen, die des allgemeinern Beifalles sicherer sind. Jedenfalls versteht der Dichter des Romans „Unterwegs" stark zu fesseln, in seine Empfindungs- und Gedankenwelt zu bannen und er erweist sich auch sonst außerhalb seines Themas als ein Mann, dessen Wort, von der Schablone abweichend, anzuregen und zu fördern weiß. Die Hypernervosität seines Werkes, die auflösende Grübelei und Zergliederung sind nicht schlechthin nothwendige Bestandtheile seiner Stilart, und es ist zu wünschen, daß der Verfasser Gelegenheit nehme, das Leben auch von andern Gesichtspunkten in seiner Weise darzustellen, so sehr er den des Romans „Unterwegs" auch für den entscheidenden im Leben der Menschheit betrachten mag.

Leonhard Lier.

Feuilleton.

Vor kurzem hatten wir über das Erscheinen der „Briefe Goethe's an Frau von Stein" in der Cotta'schen Weltliteratur berichtet, heute können wir mittheilen, daß auch der „Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König" in einem Bändchen derselben Sammlung erschienen ist. Die Einleitung mit den orientirenden Anmerkungen hat Edmund Dörffel geschrieben. Die Absicht der Cotta'schen Buchhandlung, alle literarisch bedeutenden Briefwechsel zu dem billigen Preis des Bändchens der Weltliteratur allgemein zugänglich zu machen, ist sehr anerkennenswerth.

Bibliographie.

Heinemann, K., Goethe. Zwei Bände. Erster Halbband. Leipzig, E. A. Seemann. Gr. 8. 3 M.

Land, H., Die Tugendhafte. Humoristische Erzählungen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Interessante Novität!

In unserem Verlage beginnt zu erscheinen:

Am Schluß eines Jahrhunderts

Allgemeine Rundschau

der europäischen Völker- u. Staatenkunde

mit Hinblick auf die Hauptfragen der Gegenwart

von

Karl Vogel

Kabinetsrat a. D., Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Das Unternehmen, welches auf 10 zwanglos erscheinende Bände berechnet ist, wird eine Sammlung von Handbüchern bieten, worin sich der bekannte Nationalökonom die Aufgabe stellt, die Gesamtbilder der politischen und kulturellen Verhältnisse der europäischen Staaten und Völker in scharfer Skizzirung ihrer Eigentümlichkeiten, unter genauer Berücksichtigung der Geographie und Ethnographie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft vorzuführen.

Soeben wurde ausgegeben der **erste Band** unter dem Titel:

Die dritte französische Republik bis 1895.

Mit dem Bildnis des Präsidenten Felix Faure.

Preis geheftet M. 7.50;
in Original-Einband M. 9.50.

Das Wesen und die Wandlungen der dritten französischen Republik bis zum Regierungsantritt ihres jetzigen Staatsoberhauptes Felix Faure werden in dem Werke auf Grund verläßlichsten Quellenmaterials und langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle mit photographischer Treue und strengster Gegenständlichkeit geschildert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1895, Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 28. — 11. Juli 1895.

Inhalt: Charakteristiken. Von Benno Rüttenauer. — Jakob Grimm und das deutsche Recht. Von A. Wieruszowski. — Neue Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Zur russischen Literatur. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Charakteristiken.

Charakteristiken nennt Ludwig Bamberger den zweiten Band seiner gesammelten Schriften.*) Dieses Buch bringt es uns wieder einmal deutlich zum Bewußtsein, wie kurzlebig heute der Ruhm der Menschen ist und wie schnell die Masse gerade die vergißt, die sie einst am lautesten auf den Schild gehoben hat. Auf die, die nicht ganz reinen Herzens sind, muß diese Wahrnehmung entmuthigend wirken. Wahrhaftig, der Ruhm ist von allen zweifelhaften Werthen dieser Welt einer der zweifelhaftesten, und wenn es keine andern Antriebe zum Schaffen gäbe, müßten es die Menschen bald aufgeben zu schaffen und zu wirken.

Ein wie berühmter Dichter war nicht Moritz Hartmann! Und wer kennt und nennt heut auch nur noch seinen Namen? Und welch ein glänzendes Gestirn des Tages ist vor kurzem mit Eduard Lasker untergegangen! Von diesem will ich nicht behaupten, daß man seinen Namen nicht mehr kennte und nennte, auch nicht, daß man seine Arbeiten und Verdienste schon ganz vergessen habe. Er steht dem heutigen Tag noch zu nahe. Und doch, wie wenig nachwirkend ist er auf seinem eigensten Gebiet! Wer denkt denn an ihn? Die Politiker hüten sich; die einen, weil sie ein schlechtes Gewissen haben, und die andern, weil sie vielleicht — auch kein ganz gutes haben.

Wer aber in der jüngern Generation weiß etwas von Adam Lux, dem deutschen Märtyrer der großen ersten Revolution, von dem Bamberger nicht mit Unrecht behauptet, daß er verdient, neben einer Charlotte Corday und einer Madame Roland genannt zu werden; und wem ist Friedrich Kapp nicht ein ganz unbekannter Name, dieser Studentenbündler von 1848, von dem Bamberger sagt: „Seine politischen und gemeinnützigen Leistungen sichern ihm das Andenken der Nation, seine Schriften einen ehrenvollen Platz im Reich der Wissenschaft. Aber nur wer den Menschen lang und selbst genau gekannt hat, weiß, welche Herrlichkeit mit ihm auf immer dahingeschwunden ist."

In unserer Zeit, die neben andern Losungsworten auch das schöne Wort Actualität auf ihre Fahne geschrieben hat, muß ein Autor, der Männer, wie die Genannten, in einem Buche behandelt, von etwas anderm als von schriftstellerischem Ehrgeiz dazu getrieben sein. Er mußte idealere Motive haben. Bei Bamberger ist es das eigene politische Ideal, das ihn veranlaßt, diese Männer vor dem Publikum aufzustellen.

Doch fehlt es dem Buch auch nicht an Gegenständen, die, von Bamberger's Beleuchtung abgesehen, auch an sich und bis heute im Kreise, ja theilweise im Mittelpunkt des lebhaftesten Interesses stehen. So gleich Napoleon III., der populäre „Schustersgeselle" von 1870 und 1871, den aber nicht nur das Volk, den sogar ernste Schriftsteller so geheißen haben und der merkwürdigerweise von Deutschen und Franzosen in gleich verächtlicher Weise behandelt worden ist. Bei den Franzosen war dies erklärlich. Diese brauchten einen Sündenbock. Sie hatten selber ein zu böses Gewissen. Gerade darum sollte man meinen, die Deutschen hätten zurückhaltender sein sollen. Wir hatten wahrlich keinen Grund, die französische Nation zu entsündigen. Wir waren Napoleon eher zu Dank verpflichtet. Er war vielleicht der einzige Franzose, der mit den deutschen Einheitsbestrebungen im innersten Herzen sympathisirte. Er hatte ja gerade die Losung des modernen Nationalstaates ausgegeben, und wo er die Rechte anderer Nationalitäten verletzte, that er es mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Trieb. Sein Verhalten im Jahre 1866 war gewiß viel weniger berechnende Politik, als man es gemeinhin annimmt, und die Anfeindungen, die er seither von seiner eigenen Nation erfuhr, hatten ihren Hauptgrund in diesem Verhalten des Kaisers. Seinen Despotismus konnten ihm die Franzosen verzeihen, wenn

*) Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger. Zweiter Band: Charakteristiken. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1894. Gr. 8. 5 M.

der Despot nur zugleich auch Eroberer war; aber daß er ruhig zusah, wie Deutschland stark wurde, das machte ihn in den Augen der Franzosen erst zum Verbrecher.

Heut wird ja Napoleon III. in Frankreich wie in Deutschland verhältnißmäßig günstig beurtheilt; aber Bamberger's Reminiscenzen stammen bereits aus dem Jahre 1873. Und sie sind weit entfernt in den damals beliebten Ton mit einzustimmen. Bamberger schreibt: „Noch jüngst sagte ein deutscher Parlamentsredner, dieser Krieg (von 1870) sei seit zwanzig Jahren das Ziel gewesen, auf das Napoleon losging." Mit besserm Recht könnte man sagen: „Zwanzig Jahre lang hat sich Louis Napoleon gegen die Versuchung dieses Krieges gewehrt, den ihm das Land in die Wiege gelegt hatte, und den ihm seine Umgebung unablässig in die Ohren schrie."

Entgegengesetztere Behauptungen kann man nicht aufstellen. Heute aber werden wir zugeben, daß allein die letztere die richtige ist.

Diese Gerechtigkeit gegen Napoleon muß bei Bamberger besonders überraschen, da seine politischen Parteiverwandten sonst geneigt sind, gegen die Fürsten strenger zu sein als gegen die Völker, und auch bis 1871 Napoleon aufs heftigste bekämpft haben, während die Potentaten Europas dem Manne des Staatsstreichs zu Paris den Hof machten und viele, die später ihn am lautesten angriffen, ungescheute Anbeter seines Erfolgs waren.

Selbst die innere Politik Napoleon's beurtheilt Bamberger mit äußerster Milde. Er läßt deutlich durchblicken, und alle unbefangenen Beurtheiler stimmen mit ihm darin überein, daß es dem Kaiser nicht an liberalen Neigungen fehlte, ja daß ihm sein eigener Despotismus fatal war, „fatal" besonders auch in dem Sinne, daß er ihn, wie die Dinge lagen, schlechterdings nicht aufgeben konnte, ohne sich selbst aufzugeben. Sein erster Schritt, sein gewaltthätiger Staatsstreich bestimmte für immer die Form seines Regiments. Das war sein Fatum. Das war der Fluch der bösen That, daß sie, fortzeugend, Böses gebären mußte.

Bamberger nennt aber seinen Aufsatz nicht umsonst Reminiscenz. Seine Absicht ist nicht so sehr ein allgemeines abschließendes Urtheil zu geben, als vielmehr aus Lektüre und persönlichen Erinnerungen eine Reihe von feinen Einzelzügen zusammenzustellen. Der Mensch wird dabei nicht weniger berücksichtigt als der Herrscher, und es ist höchst interessant, wie Bamberger auf seiner Palette dunkle und helle Töne ineinandermischt. Auch die Umgebung des Kaisers kommt nicht zu kurz. Eine ganze Reihe von Persönlichkeiten werden mit ein paar Strichen scharf gezeichnet. Bamberger ist ein Meister dieser knappen Zeichnung.

Ob aber sein Urtheil nicht manchmal zu hart ist? Er sagt einmal: „Es war eine Welt von Bastarden." Das könnte man auch von den meisten italienischen Herrscherhäusern in der Blütezeit ihrer Staaten behaupten. Morny wird besonders schwarz gemalt. Das „homme de sac et de corde" ist ein wenig stark. Morny war wenigstens ein leidenschaftlicher Liebhaber und Förderer der Kunst. Das dürfte wohl bekannt sein. Noch mehr wundert es mich, daß Bamberger eine andere Thatsache nicht ganz besonders hervorhebt: Das Verhältniß der Napoleonischen Familie zur Literatur. Prinzessin Mathilde und Prinz Napoleon müssen doch wol auch zum Hofe gerechnet werden: das alles war doch eine Familie. Und da muß man sagen, daß durch diese Familie eine stattliche Zahl von Schriftstellern des höchsten socialen Verkehrs theilhaftig wurde, eines Verkehrs, der zugleich so frei und anregend war, als man sich ihn nur denken kann. Man braucht nur an Gautier, an Flaubert und an die Brüder Goncourd zu erinnern. Die Tagebücher der letztern sind in dieser Beziehung hochinteressant, um so mehr, wenn man bedenkt, daß alle diese Leute nicht den geringsten Hehl aus ihren freiheitlichen Anschauungen machten. Ich überschätze dieses Hofwesen vielleicht ein wenig, aber jedenfalls darf man in Deutschland eine solche Sache nicht unbetont lassen; wir haben in Dentschland hundertmal mehr Prinzen und Prinzessinnen und viele Tausende von hoffähigen Uniformträgern; aber wo sind unsere hoffähigen Schriftsteller?

Als Meister der knappen und saubern Zeichnung bewährt sich Bamberger auch in dem Artikel, den er „In Ferienstimmung" betitelt. In dieser Rückerinnerung an verstorbene Reichstagsmitglieder werden Freund und Feind mit wahrhaft künstlerischer Objectivität behandelt. So sagt Bamberger von Windthorst: „Windthorst's Stärke lag in der organischen Verbindung von Klugheit und Banalität. Er wagte möglichst wenig und sagte möglichst Unbedeutendes. Diese Banalität war nicht etwas Gewolltes, sondern durchaus Natur, wie alles sein muß, was stark im Menschen wirken soll. Reden, die in die Breite wirken wollen, müssen immer mit einem Tropfen banalen Oels gesalbt sein, denn der Mensch versteht gemeinhin nur das, was er bereits weiß, und ein gut Theil stets vorräthiger Beredsamkeit beruht auf der Selbsttäuschung, daß nöthig sei, etwas zu sagen, was zu sagen überflüssig ist. Uebrigens redete Windthorst nicht aus Ehrgeiz, um Beifall zu ernten, sondern um seine Taktik mit Worten zu begleiten oder zu verhüllen. Dabei war er voll angeborenen Humors, nicht was man geistvoll nennt. Letzteres hätte er für zu gefährlich gehalten, auch wenn es ihm zur Verfügung gestanden hätte. Mit einem Bataillon von 100 Mann hinter sich ist man schon an sich nicht dumm. Sein hervorstechendster Zug war seine Vorsicht im Manövriren. Er ging bedächtig vor und rechnete stets mit allen denkbaren Gefahren. Einmal, in einem schwierigen Augenblicke, sagte er zu mir: „Wenn ich eine Locomotive auf mich zukommen sehe, bleibe ich nicht im Wege stehen, sondern springe hinauf und fahre mit."

Ich dächte, da fehlt nicht das Tüpfelchen auf dem i.

Zwei weitere Charakteristiken Bamberger's beschäftigen sich mit Karl Hillebrand und Otto Gildemeister. Die

erste dieser beiden Arbeiten zeigt uns einen Mann, der zu Hause vielleicht nur ein deutscher Gelehrter geworden wäre und der sich in der Fremde, indem er fremde Sprachen mündlich und schriftlich handhabte, zu einem hervorragenden deutschen Schriftsteller entwickelt hat. Das Beispiel zeigt, daß es dem Deutschen auch heute noch nicht schadet, wenn er, wie der alte Handwerksausdruck lautet, in die Fremde geht, und daß es insbesondere für den deutschen Schriftsteller, wenigstens in formaler Beziehung, immer noch keine bessere Schule gibt als die Franzosen. Und dasselbe Beispiel gibt uns zugleich die Beruhigung, daß der Deutsche, wenn er nur ein rechter Kerl ist, sich nicht selber zu verlieren braucht, indem er andere Culturen in sich aufnimmt, wie auch Goethe sich nicht verloren hat, der sich, der Reihe nach, allen vornehmen Geistern der Weltliteratur verehrungsvoll und andachtsvoll hingab.

In dem Aufsatze über Gildemeister hat mich die Einleitung frappirt. Ich selber schrieb seiner Zeit („Zeitiges und Streitiges", S. 65): „Nach einer guten deutschen Sitte — denn Deutschland ist bekanntlich das Land der guten Sitten — läßt ein deutsches Blatt nicht leicht den sechzigsten Geburtstag eines lebendigen Dichters vorüber gehen, ohne dieses Ereignisses in einem Artikel, einem Festartikel, zu gedenken. Die Sitte ist echt deutsch. Die Franzosen z. B. kennen sie nicht, — bilden sich aber natürlich ein, bessere zu haben, als welche sie etwa anführen, daß sie, um sich mit ihren Dichtern und Schriftstellern zu beschäftigen, nicht erst einen so seltenen Tag abzuwarten brauchen. Und woher anders, könnte ein Nationalpsychologe ausrufen, kommt dieser Unterschied, als daher, daß die sittlichen Deutschen sich von der Pflicht, die unsittlichen Franzosen aber und andere sich einzig vom Vergnügen leiten lassen. Die Deutschen betrachten es als ihre Pflicht und Schuldigkeit, sich mit ihren lebenden Dichtern — ältern Datums zu beschäftigen; und also warten sie gern einen feierlichen Tag ab, um sich ihrer Pflicht in aller Feierlichkeit und ein für allemal glücklich zu entledigen. Die sittenlosen Franzosen aber und andere, die sich zum Begriff der Pflicht gar nicht aufschwingen können, betrachten die Beschäftigung mit ihren Schriftstellern so recht als ein Vergnügen, dem sie sich nun, vergnügungssüchtig wie sie sind, zu jeder Zeit gern hingeben. Danken wir also Gott, daß wir Deutsche sind allesammt."

Und nun die Stelle aus Bamberger. Er meint auch, daß ein bedeutender Schriftsteller an seinem siebzigsten Geburtstag unmöglich dem Gefeiertwerden entgehen könne und fährt wörtlich fort: „Dafür ist die Buchführung über die Kalendertage der psalmistischen Termine in deutschen Landen zu wachsam, und das ist uns zu verzeihen. Wir thun ja sonst nicht übermäßig viel, um denen, die sich dem Guten, Schönen, Wahren ihr Leben lang widmen, zu zeigen, daß sie nicht vergebens gelebt haben. Wenigstens sofern sie nicht Excellenzen, Durchlauchte oder etwas noch Höheres auf der Stufenleiter der Wesen sind, begnügen wir uns damit, ihnen unsere Schuld abzutragen, wenn sie gestorben sind und wir Sicherheit dafür haben, daß sie sich unserer Dankbarkeit nicht mehr freuen können. Man könnte das lateinische Wort, daß von den Todten nur Gutes zu sagen sei, ins Deutsche übertragen: «Gutes nur von den Todten.» Am zweiten oder dritten Tag nach ihrem Scheiden, nämlich unmittelbar ehe man sie dem Schoß der Mutter Erde überliefert, brechen wir das Schweigen, und am fünften oder sechsten Tage darauf setzen wir es wieder fort mit ungeschwächten Kräften."

Den Aufsätzen über Hillebrand und Gildemeister stellt sich ein ebenso feiner über Renan an die Seite, und eine eingehende Würdigung widmet Bamberger dem französischen Historiker Arthur Chuquet.

Am Schlusse dieser Abhandlung lesen wir: „Einen besondern Zug möchte ich noch beiläufig erwähnen, durch den gerade für den deutschen Leser ein Interesse eigenthümlicher Art erweckt wird. Wie viele Namen stoßen uns in diesen Berichten auf, die bezeugen, daß ihre Träger, sei es, auf deutscher Erde geboren wurden, sei es, durch Abstammung ihr angehörten. Um nur einige zu nennen, die sich auf den ersten Griff bieten, wenn wir die französischen Waffenthaten und ihre Führer an uns vorüberziehen sehen. Da sind: Luckner, Kellermann, Neuwinger, Wimpfen, Balthasar, Schauenburg, Westermann, Stengel, Kleber, Rapp, Ney, Offenstein in erster Reihe. Die zufällige Gestaltung der Ereignisse führte sie in eine Bahn, auf welcher sie in den Ruhmestempel Frankreichs eingingen. Unter den Constellationen einer spätern Zeit hätten sie wol auf der entgegengesetzten Seite gestanden und wären als «Briganten und Barbaren» gebrandmarkt worden. Es gibt viel handgreifliche Dummheit auf der Welt, aber nichts Dümmeres, als die Uebertragung politischer Gegensätze auf das Urtheil in Sachen menschlichen Charakters. Und doch ist dieses Verfahren so verbreitet, daß wir aufs angenehmste überrascht sind, wenn wir einmal, wie in unserm Fall, keine Spur davon entdecken."

Es ist eine feine Ausführung. Sie ist charakteristisch für Bamberger. Dennoch kann man es seltsam finden, daß Bamberger gerade einen Franzosen als „Ein Muster objectiver Geschichtschreibung" aufstellt. Arthur Chuquet ist ja in der That dieses Muster. Aber die Regel bildet er unter seinen Landsleuten nicht; er ist sogar eine seltene Ausnahme, eine Ausnahme allerdings, die eine Wandlung der Dinge in Frankreich anzeigt. Uns kann dies nur freuen. Ob sich aber auch die Franzosen im allgemeinen darüber freuen? Wer das geistige Wesen der Franzosen durch Jahrhunderte hindurch studirt, gewinnt fast die Ueberzeugung, daß eine unbefangene und objective Behandlung des Fremden in diesem Land eine Unmöglichkeit sei. Ich erinnere unter tausend Fällen nur an einen, an Voltaire. Voltaire ist zu aller Zeit als eine wahre Incarnation des Franzosenthums angesehen worden. Seine „Histoire de Louis XIV." ist ein französisches Werk par excellence. Französischer kann man gar nicht schreiben.

Und was thut er darin? Er glorificirt auch die ungeheuerlichsten Ungerechtigkeiten, wenn durch sie der Ruhm und die Macht Frankreichs gewonnen hat.

Und so haben es die Franzosen gehalten zu allen Zeiten. Im Gesammtcharakter der französischen Nation steckt viel weibliches Wesen und dazu gehört auch ein fast gänzlicher Mangel an Gerechtigkeitssinn gegen andere. Die Franzosen im allgemeinen wollen das Fremde gar nicht einmal kennen, geschweige ihm gerecht werden. Schon ein Blick in Schulbücher und Schulatlanten zeigt dies.

Im Punkt der nationalen Objectivität und Unbefangenheit brauchen wir wahrhaftig keine französischen Muster. Darin waren wir immer das erste Volk der Welt. Eine „Jungfrau von Orleans", eine „Maria Stuart", ein „Egmont" unseres nationalen Theaters sind dafür wunderbare Belege.

Bamberger's wuchtigster und streitbarster Essay beschäftigt sich mit Heinrich von Treitschke. Und allerdings scheint Heinrich von Treitschke für Deutschland im umgekehrten Sinn eine Ausnahme zu sein wie Chuquet für Frankreich. Doch dies scheint wirklich nur so. Denn Treitschke ist nicht am meisten gegen Fremde gehässig; er ist es vielmehr gegen die eigenen Landsleute, die ihm nicht gefallen. Treitschke ist der enge Parteimann als Geschichtschreiber. Und er steht als solcher keineswegs allein. Rotteck und Scherr waren ihm vorangegangen. Scherr ist mir um kein Haar lieber wie Treitschke.

Im übrigen stimme ich mit Bamberger überein. Er schreibt: „Und wenn er es auch nicht ausdrücklich sagte, sein ganzes Sein und Handeln strotzt von der Ueberzeugung, daß man Geschichte darstellen müsse, nicht um zu erzählen, was gewesen ist, sondern um zu erzielen, was sein soll."

Dieser Auffassung widerspricht Bamberger mit Recht. Ihr widerspricht auch die ganze junge literarische Schule, gegen die Bamberger nicht die freundlichste Gesinnung zu haben scheint.

Am Bedenklichsten findet Bamberger Treitschke's Wirksamkeit als Erzieher der Jugend und er sieht die Spuren dieser Wirksamkeit bereits in gewissen Erscheinungen des heutigen Studententhums.

Benno Rüttenauer.

Jakob Grimm und das deutsche Recht.

Die nationale Begeisterung der Befreiungskriege hatte in patriotischen Kreisen Deutschlands den Wunsch rege gemacht, der bestehenden Rechtszersplitterung und der Herrschaft des römischen Rechts durch die Herstellung eines gemeinsamen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches ein Ende zu bereiten. Zum Wortführer dieser Bestrebungen hatte sich der heidelberger Civilist Thibaut gemacht und in seiner Schrift „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland" einen warmen und beredten Apell an Regierungen und Volk gerichtet, in dem er jenen Wunsch als begründet, zeitgemäß und erreichbar darzulegen versuchte. Ihm trat kein Geringerer als Friedrich Karl von Savigny mit seiner Schrift „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (1814) entgegen und sprach darin mit höchstem wissenschaftlichen Ernste seiner Zeit den Beruf zur Codification des bestehenden Rechtes ab. Diese Schrift bedeutet einen folgereichen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. Nicht weil Savigny aus seinem Kampfe gegen Thibaut als Sieger hervorgegangen ist; denn bei der unendlichen Jämmerlichkeit der damaligen innerpolitischen Zustände Deutschlands war Thibaut's Plan von vornherein ein todtgeborener, und Savigny seines Erfolges sicher. Auch ist dieser Erfolg kein dauernder gewesen. Savigny's codifications- und unificationsfeindliche Bestrebungen sind in der Folgezeit, wenn auch erst spät, theoretisch und praktisch überwunden worden. Was vielmehr jener Schrift ihre über Tendenz und praktischen Erfolg weit hinausragende Bedeutung gibt, ist die theoretische Begründung des von Savigny eingenommenen Standpunktes, seine Kritik des absoluten Werthes einer Codification überhaupt; denn sie enthielt in klarem und festen Umrisse, mit überzeugender Beweisführung und zielbewußter Sicherheit das Programm der historischen Schule, die auf Jahrzehnte hinaus die deutsche Rechtswissenschaft in allen ihren Zweigen beherrschen und aufs reichste befruchten sollte. Indem Savigny die Möglichkeit der Ableitung eines allgemein gültigen Rechtssystems aus unbedingten Vernunftforderungen der als unabänderlich postulirten Menschennatur siegreich widerlegte und damit der Herrschaft des Naturrechts den Todesstoß versetzte, betonte er die Entstehung des Rechts aus dem innersten Wesen und Charakter eines bestimmten Volksthums heraus, zeigte er es, gleichwie Sprache und Sitte, als eine Erscheinungsform der im Volksleben wirksamen und untrennbar mit ihm verbundenen Kräfte und erwies damit den organischen Zusammenhang der Rechtsgestaltung mit der Entwickelung der nationalen Cultur und Geschichte.

Der Eindruck, den Savigny mit dieser Lehre auf seine Zeitgenossen machte, war ganz außerordentlich. Er hatte seinem romantischen Zeitalter aus der Seele gesprochen, die wirr durcheinanderwogenden Strömungen in Literatur, Kunst und Wissenschaft, die dem traumhaft phantastischen Zuge der Zeit folgend, in die Vergangenheit des nationalen Volksthums zurückleiteten, zu einer einheitlichen und großartigen geschichtlichen Gesammtauffassung ver-

bunden und vertieft, mit einem Worte für das, was Goethe gelegentlich das Kranke der Romantik nannte, das Heilmittel classischer Klarheit über die Ziele der Bewegung des Volksgeistes gefunden. Weit über den Bereich der juristischen Fachwissenschaft hinaus übte diese Lehre von der schöpferischen Kraft des Volksgeistes tiefgreifenden Einfluß aus, besonders aber auf die philologischen Wissenschaften, für die noch eben Boeckh die Losung ausgegeben hatte: „Es gibt keine Philologie, die nicht Geschichte ist!" Und auf welch fruchtbaren Boden erst mußten Savigny's Ideen bei Jakob Grimm fallen, der, selbst ein Schüler Savigny's, in seinen Forschungen auf dem Gebiete des deutschen Alterthums schon damals bewußt oder unbewußt dem Ziele einer Zusammenfassung aller Erscheinungen des Volkslebens in Sprache, Sitte, Glaube und Recht zu einem gewaltigen, die Eigenart des Germanenthums widerspiegelnden Culturbilde zustrebte, aus den unscheinbarsten Ueberlieferungen den Kern des naturwüchsig Volksthümlichen herausschälte und „die Wissenschaft der Nationalität, wie sie W. von Humboldt vorgeschwebt hatte, wie kein anderer auf das heimische Wesen anwendete!" (W. Scherer.)

So ist es denn auch gerade der bestimmende Einfluß Savigny's auf Grimm, den Rudolf Hübner in seiner Schrift „Jakob Grimm und das deutsche Recht" *) zum Ausgangspunkte seiner Darstellung nimmt. Es gibt noch keine erschöpfende Biographie Grimm's, die allen Seiten seiner Forscherthätigkeit, unbeeinflußt von der Vorliebe für einen speciellen Zweig der deutschen Alterthumswissenschaft, gerecht würde. Was insbesondere Grimm der deutschen Rechtswissenschaft gewesen ist, darüber herrschen, wie Hübner in der Vorrede seines Buches zutreffend betont, auch in Juristenkreisen sehr ungenaue Vorstellungen, wenngleich die „deutschen Rechtsalterthümer" mit dem Namen Grimm's in derselben stets gegenwärtigen Gedankenverbindung stehen, wie das Wörterbuch, die Mythologie und die Grammatik. Um so dankbarer aber dürfen wir Hübner sein, der in überaus anregender Darstellung, unter wohlgegliederter und übersichtlicher Zusammenfassung des umfangreichen und vielfach zersplitterten Stoffes, die Bedeutung der Grimm'schen Arbeiten auf dem Gebiete des deutschen Rechts eingehend gewürdigt, ihren innern Zusammenhang mit der universalen Tendenz der Grimm'schen Alterthumsforschung und dem Gedankenkreise der historischen Schule Savigny's aufgedeckt und damit unserer Generation das Verständniß der Wirksamkeit Grimm's für das deutsche Recht in Wahrheit neu erschlossen hat.

Der erste wesentlich biographische Abschnitt des Hübner'schen Buches, welcher dem Fachjuristen Grimm, der Schilderung seines Rechtsstudiums und seiner eigenartigen Stellung als Auditeur au Conseil d'Etat beim König Jerôme und als Legationssecretär beim Kurfürsten von Hessen gewidmet ist, gipfelt in der Darlegung des persönlichen Verhältnisses Grimm's zu Savigny. Es ist erhebend, zu verfolgen, mit welch inniger Dankbarkeit Grimm zeitlebens an Savigny gehangen hat. In der Widmung des ersten Bandes der deutschen Grammatik an Savigny bezeichnet Grimm den Einfluß, den der nur fünf Jahre ältere Privatdocent Savigny durch seine Vorlesungen auf ihn geübt habe, geradezu als eine „Erweckung". „Da erst habe er begreifen gelernt, was es heiße, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere." Und in der 1850 erschienenen Festschrift zu Savigny's funfzigjährigem Doctorjubiläum schreibt „der Schüler" an den „Meister" die rührend bescheidenen Worte:

> Durch das Wehen Ihrer milden Lehre weckten Sie meinen Geist, daß er wissenschaftliche Stimmung annahm; und da alle Wissenschaften im Grunde eine einzige sind, und die vier Facultäten zusammenfallen in eine große, so hat auch Ihr Einfluß auf mich fortgewährt, Ihr Beispiel mich noch da getrieben, wo meine Lernbegierde sich an Stellen niederließ, die Ihr eigener Fuß nie betrat.

Es mag vielleicht auffallen, daß die Einwirkung eines Lehrers, wie Savigny, doch nicht stark genug war, um Grimm bei der Jurisprudenz festzuhalten. Hübner setzt die Gründe der Abkehr Grimm's von der Rechtswissenschaft im zweiten Abschnitte seines Buches eingehend und überzeugend auseinander, zeigt aber zugleich, wie Grimm schon frühzeitig aus dem Alterthum von Sprache und Dichtung Seitenpfade fand, die in das altheimische Recht einschlugen, wie dann die ersten Ergebnisse dieser Forschungen unter dem frischen Eindrucke der Lehre Savigny's von der schöpferischen Kraft des Volksgeistes verwerthet und in der berühmten Abhandlung „Von der Poesie im Rechte" veröffentlicht wurden, mit der, wie Uhland später einmal schön gesagt hat, Grimm den Goldfaden der Poesie selbst in der als trocken betrachteten Wissenschaft des deutschen Rechtes gesponnen hat. Die Arbeit erschien 1815 im zweiten Bande der Savigny'schen „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft". Sie war bezeichnend für die Richtung der neuen historischen Schule; denn wenn Grimm hier den gemeinsamen Ursprung und das verwandte Wesen von Recht und Poesie darlegte, so war damit auch ersteres auf das innerste Empfinden des Volkes als Urquell zurückgeleitet. Gleichzeitig aber gab Grimm mit dieser Arbeit auch das Muster einer von ihm völlig neu geschaffenen und ihm durchaus eigenthümlichen Art der Behandlung des alten Rechts, die ihre glänzendste Bewährung in den „Deutschen Rechtsalterthümern" finden sollte.

Hübner hat dies juristische Hauptwerk Grimm's, Entstehung, Wirkung auf Zeitgenossen und Nachlebende, auf In- und Ausland, Inhalt, Methode und wissenschaftliche Bedeutung im dritten Abschnitte seines Buches eingehend und geistvoll gewürdigt. Wie er in der Vorrede hervorhebt, verdankt seine Schrift ihre Entstehung gerade der eingehenden Beschäftigung mit Grimm's Rechtsalterthümern, zu der die von Professor Heusler in

*) Jakob Grimm und das deutsche Recht, von Dr. Rudolf Hübner, mit einem Anhang: Ungedruckte Briefe an Jakob Grimm. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1895. Gr. 8. 3 M.

Berlin und ihm selbst gemeinsam übernommene Neuherausgabe jenes Werkes den Anlaß gegeben hat.

„Ohne Rücksicht auf Praxis und heutiges System Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte vollständig und getreu zu sammeln" so bezeichnet Grimm selbst in der Vorrede den mit dem Buche angestrebten Zweck. In diesen Worten liegt die ganze Eigenart der Rechtsalterthümer, das völlig Neue und Bahnbrechende des Werkes eingeschlossen. Es ist der erste Versuch, das Recht unter Loslösung von Dogmatik und Praxis, als reines Culturelement, als eine urwüchsige Erscheinungsform der im Volksleben wirksamen Culturkräfte zu behandeln. Damit treten die Rechtsalterthümer ergänzend neben K. F. Eichhorn's grundlegendes Buch, „Die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte". Das Verhältniß dieser beiden Werke, die, um mit Hübner zu reden, wie zwei Pfeiler den Bau der germanischen Rechtsgeschichte tragen, ist, kurz gesagt, das des Längsschnittes zum Querschnitte. Des Juristen und Historikers Eichhorn Verdienst ist es, aus dem spröden und wirren Stoffe des deutschen Rechtes mittels einer noch heute vorbildlichen Methode den Gang der geschichtlichen Entwickelung herausgearbeitet und die deutsche Rechtsgeschichte damit zum Range einer selbständigen wissenschaftlichen Disciplin erhoben zu haben, während der Philologe und Alterthumsforscher Grimm ohne Rücksicht auf örtliche und zeitliche Verschiedenheiten, in kühner „Verbindung und Nebeneinanderstellung ferner Zeiträume", das durch ehemaligen Zusammenhang innerlich Verwandte aneinanderreiht, um aus dem gefundenen Einklange die ursprünglich gemeinsame Grundlage zu erschließen und unmittelbare Fühlung mit dem rechterzeugenden Volksgeiste und der Sprache, dem Glauben und der Sitte des Volkes zu gewinnen. Deshalb treten bei Grimm die großen bestimmenden Züge der Rechtsentwickelung, wie Eichhorn sie zeichnet, hinter der feinen Einzelforschung zurück, während andererseits Grimm, über das von Eichhorn beherrschte Quellengebiet weit hinausgreifend, den ganzen Kreis der germanischen Rechtsdenkmäler, insbesondere auch die nordischen heranzieht und verwerthet. Deshalb aber sind auch die Rechtsalterthümer weit mehr eine That schöpferischer Phantasie und gewaltiger Combinationsgabe, als scharf sondernder Kritik und strenger Systematik, wie sie das Werk Eichhorn's auszeichnen. Schwerlich ist jemals eine neue Wissenschaft glücklicher in die Wege geleitet worden, als die deutsche Rechtsgeschichte durch diese beiden Werke, von denen das eine, dem Gange der Rechtsentwickelung durch die Jahrhunderte in der Richtung auf die Gegenwart folgend, die historischen Grundlagen des geltenden Rechtes nachwies das andere, den urgeschichtlichen Zusammenhängen nachgehend, den breiten, mächtigen Unterbau für jede Geschichte des germanischen Rechtes lieferte.

Die deutschen Rechtsalterthümer waren im Jahre 1828 erschienen. Sie bezeichnen unzweifelhaft die Höhe der Thätigkeit Grimm's auf dem Gebiete des deutschen Rechts. Dann wendete sich der Forschereifer des Unermüdlichen wieder der deutschen Mythologie und Grammatik zu. Aber nach wie vor bewahrte Grimm der Geschichte des heimischen Rechtes durch Vorlesungen über dessen Alterthümer, einzelne Abhandlungen, Recensionen und Vorreden zu fremden Werken lebendige Theilnahme. Hübner berichtet über diese kleinern Beiträge Grimm's zur Rechtsforschung im vierten Abschnitte seines Buches, unter besonderer Berücksichtigung der Vorrede Grimm's zu Merkel's Ausgabe der Lex Salica mit ihren höchst werthvollen und noch heute nicht überholten Ausführungen über Ursprung, Sprache und Bedeutung der sogenannten Malbergischen Glosse. Aber alle diese gelegentlichen Arbeiten, durch welche Grimm die Erkenntniß des alten deutschen Rechtes förderte, wurden durch seine zweite Großthat auf diesem Gebiete übertroffen, die Sammlung der Weisthümer, die, schon früh geplant, von 1839 an das Interesse Grimm's bis an sein Lebensende unausgesetzt in Anspruch nahm.

Hübner zeigt im fünften, den Weisthümern gewidmeten Abschnitte seiner Schrift, welche unendliche Mühe und welchen ausharrenden Sammelfleiß Grimm auf diese schlichte Sammlung bäuerlicher Rechtsquellen verwendet hat, wie sie, seine „alte Flamme", ihm geradezu Herzensangelegenheit war, wie er nicht müde wird, die Thätigkeit gelehrter Freunde zur Mitarbeit anzuspornen und das Interesse weiterer Kreise an der „Rettung" dieser „ungehemmten Ausflüsse des frischen, freien Rechts" zu erwecken, „das unter dem Volke selbst als Brauch entsprungen, in seinen Gerichten zum Rechte geweiht worden war, nicht wich, noch wankte und keiner Gesetzgebung von Seiten des Herrschers bedurfte".

Grimm hatte beabsichtigt, sich über Wesen und Bedeutung der Weisthümer in einer besondern Abhandlung ausführlich zu äußern. Leider hat ihn der Tod über diesem Plane ereilt. Es ist beklagenswerth, daß Grimm das gewaltige, in vier Bänden angesammelte Material nicht mehr selbst gesichtet und so durch eine zusammenfassende Darstellung das mächtige Werk gekrönt hat. Aber es bleibt immer bestehen, daß uns Grimm in den Weisthümern eine der wichtigsten Quellen für die Kunde des mittelalterlichen Rechtslebens völlig neu erschlossen hat. Handelt es sich auch im einzelnen nur um Rechtsgewohnheiten, die, im Dorfdinge von vereideten Dorfgenossen „gewiesen", innerhalb der bescheidenen Grenzen kleiner Dorfgemeinden galten, so stehen sie doch „untereinander und mit einzelnen Zügen alter, ferner Gesetze in Uebereinstimmung" und leiten so trotz verhältnißmäßig später Aufzeichnung in die Frühzeit des Rechts und seine ursprünglichen Zusammenhänge mit dem Urquell aller Cultur zurück.

So schloß die dem deutschen Rechte zugewandte Lebensarbeit Grimm's mit einem großen, gewaltigen Ergebniß. Es herrscht in ihm dieselbe Gedankenrichtung,

die ihn von Anbeginn beeinflußt, und auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Forschungen geleitet hatte. Wie ihn das Studium der heimischen Sprache und Poesie, Sitte und Sage zum heimischen Rechte geführt hatte, so hielt er auch seine Errungenschaften auf diesem letztern Gebiete in stetem, lebendigen Zusammenhange mit seiner gesammten Geistesarbeit, die auf die Aufhellung des gemeinsamen Ursprunges aller Erscheinungsformen der deutschen Cultur aus der Eigenart des germanischen Volksthums gerichtet war. Diese universale Tendenz, die zwischen Philologie, Mythologie und Rechtsgeschichte keine trennenden Fachschranken kannte, „für die Sprache, Glaube und Recht an tausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden aneinander hingen und sich wechselseitig zur Erläuterung und Bestätigung gereichten", diese universale Tendenz der Grimm'schen Alterthumsforschung ist es, die Hübner im zusammenfassenden letzten Abschnitte seines Buches zum Ausgangspunkte seiner Darlegung von Grimm's allgemeinen Ansichten über das deutsche Recht nimmt. Er zeigt dann weiter, wie der große Gelehrte trotz dieser unablässigen, liebevollen Beschäftigung mit dem Alterthume die „über Alles leuchtende Gewalt der Gegenwart" und die nothwendige Beziehung der Geschichte auf das Leben anerkannte, und wie insbesondere der Blick Grimm's, hierin entschieden freier und unbefangener, als der Savigny's, keineswegs der Zukunft der Rechtsentwickelung durch Verbesserung der Gesetze und Einführung neuer Rechtssitten verschlossen war. Und gleichzeitig sehen wir mit Bewunderung, wie Grimm, dessen sämmtliche Arbeiten edelster Begeisterung für das Vaterland und ergreifender Liebe für die mütterliche Erde entsprangen, der, wie er selbst gesteht, die Erkenntniß des Einheimischen als die würdigste und heilsamste aller ausländischen Wissenschaft vorzog, von jeglichem Chauvinismus frei die Feinheit und wissenschaftliche Vollendung des römischen Rechts zu würdigen wußte, mit der Thatsache seiner Reception sich abfand und den Gedanken seiner Ausscheidung aus unserer Rechtsanschauung für eine Ungeheuerlichkeit erklärte. Das Ziel, das die deutsche Rechtswissenschaft heute dem geeinten Deutschland zu gewinnen trachtet, schwebte auch ihm als Ideal für die deutsche Rechtsentwickelung vor: Verschmelzung der logischen Durchbildung des römischen mit der Frische, Lebendigkeit und Natürlichkeit des eingeborenen heimischen Rechts. So leuchtet die Erkenntniß, die Grimm der Wissenschaft des deutschen Rechts entzündet hat, nicht nur in die dunkelsten Tiefen seiner Vergangenheit hinein, sondern wirft auch aufhellende Strahlen in die Zukunft unseres Rechtslebens. Deshalb aber wird die deutsche Jurisprudenz Jakob Grimm allezeit als einen ihrer Bahnbrecher und bedeutendsten Förderer verehren.

Mit diesem Ergebnisse schließt Hübner sein schönes, anregendes und mit warmherziger Begeisterung geschriebenes Buch ab, dem er im Anhange noch eine Anzahl ungedruckter Briefe bedeutender Zeitgenossen an Grimm beigibt. Besonderes Interesse erwecken die originellen Schreiben des Freiherrn von Laßberg, deren urwüchsige und zuweilen etwas derbe Natürlichkeit Grimm besonders angesprochen haben mag, ferner die an Grimm's Forschungen mit prunkloser Sachlichkeit theilnehmenden Briefe des Freiherrn vom Stein, und die Zuschriften des französischen Historikers Michelet, die von höchster Verehrung und Bewunderung für den anerkannten Meister der Alterthumswissenschaft zeugen.

A. Wieruszowski.

Neue Lyrik.

1. Poetisches Skizzenbuch. Sammlung I. Von Fr. Ferdinand Tamborini. Leipzig, C. Güttich. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Nicht mit Unrecht hat man neuern und neuesten Herausgebern von Werken unserer großen Dichter den Vorwurf gemacht, daß sie kein beschriebenes Zettelchen, und wäre der Inhalt auch von noch so geringer Bedeutung, ungedruckt ließen. Wir meinen, es wäre für viele, namentlich für lyrische Dichter unserer Zeit, mindestens ebenso sehr zu wünschen, daß sie eine recht strenge Sichtung bei Herausgabe ihrer Poesien vornähmen, weil man häufig in die Lage kommt, lebhaft bedauern zu müssen, daß der Eindruck, den wirklich gute und gelungene Gedichte hinterlassen, wenigstens zum Theil wieder verwischt wird durch solche, bei denen uns unwillkürlich der Ausdruck entschlüpft: O si tacuisses. Unser vorliegendes „Skizzenbuch" drängt uns zu dieser Bemerkung.

Ungerecht und urtheilslos müßte der sein, der nicht manchem von den Gedichten Tamborini's volle Existenzberechtigung zuerkennen wollte. Nun aber kommen Stellen, wie:

Das Vöglein auf dem Baume
Beneid' ich, ach, so sehr,
Wenn's über'm Wogenschaume
Streicht sicher über's Meer.

„Süße Heimat", V. 21 fg.

Auch ein Frühlingslied.

Dort auf der frischen Wiese,
Da springt ein Lämmlein klein
Voll Lust und Scherz und Freude
Im Frühlingssonnenschein.

Ein altes Weib behütet's,
Daß ihm kein Leid geschieht,
Das sitzt mit seinem Stocke
Am Zaun und singt ein Lied.

Das Lämmlein ist so herzig,
Unschuldig, fromm und brav —
Wie lange wird es dauern?
Dann ist's ein großes Schaf.

Auch ich hab einst vor Zeiten
Gesprungen auf der Au,
Gar sorgsamlich behütet
Von meiner Kinderfrau.

Doch was aus mir geworden —
Ach, daß ich's sagen muß,
Ein Mensch, der durch Gedichte
Schafft Aerger und Verdruß.

Ihr thut Euch selbst zu weh, lieber Herr, Ihr thut Euch selbst zu weh!

2. Das Glück. Ein Sang von der Donau von Franz Wolff. Leipzig, Oswald Mutze. 1895. 16. 1 M. 50 Pf.

Die treuen Berg' stehn auf der Wacht:
„Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Haid'?" —
Ich aber mir die Berg' betracht'
Und lach' in mich vor großer Lust,
Und rufe recht aus frischer Brust
Parol' und Feldgeschrei sogleich:
Vivat Oesterreich! —

So tönt es auf jeder Seite des reizenden Büchleins, mit dem uns der würdige Namensvetter Julius Wolff's beschenkt. Franz Wolff ist kein Neuling, vielmehr im „Deutschen Dichterwald" bereits rühmlich bekannt durch die Novelle „Welke Blätter" und durch eine Sammlung von Gedichten.

Aus der Klosterschule Neuburg an der schönen blauen Donau rückt in der Mitternachtsstunde ein lustiger Bursch, Friedel, aus, dem es an Sitzefleisch fehlt, und der als fahrender Schüler das Glück suchen will.

Er trägt kein Klosterkleid, als Wanderer
Gerüstet, hängt die Fiedel ihm am Rücken.

Er kommt glücklich über die Donau, steigt den Leopoldsberg hinauf und lagert sich auf einer Wiese. Bei Sonnenaufgang wendet er sich nach dem Kahlenberge „und bald ist er im dichten Wald verschwunden".

Folgen sieben allerliebste Spielmannslieder.

Aus den Gedichten „Hedwig" und „Minnelob" ersehen wir, daß Friedel an die schöne Försterstochter Hedwig sein Herz verloren hat.

„Sommernacht" schildert die Seligkeit der ersten Liebe.

Jung Friedel aber, der böse Bub', kann nicht rasten an einem Ort, „muß vorwärts streben und — wagen". Er geht nach Wien, wird bald einer der gesuchtesten Geiger und lebt in toller Lust. Auf einem Faschingsballe lernt er eine vornehme Italienerin kennen und hat mit ihr ein Stelldichein.

Die verlassene Hedwig klagt in zehn überaus innigen Liedern ihr Leid.

Friedel verläßt die schöne Kaiserstadt im pochenden Herzen die Reue.

Eine Dorfschenke wird von einer Reiterschaar heimgesucht. Friedel soll ihnen zum Becher aufspielen. Er lehnt ab. Der Führer setzt ihm kräftig zu und schließt:

Bei allen Teufeln, solch ein Bursch wie du,
Der findet ja das Glück auf allen Wegen.

Das Wort zündet. Friedel begleitet den Kriegsleuten ein übermüthiges Lied. Bald wird eifrig gekneipt. Wirr und wüst verläßt Friedel die Stube und legt sich in das Gras. Erinnerungen an seine Jugend werden wach. Er wollte und will das Glück erjagen. Noch ist es ihm nicht gelungen. Da entschließt er sich kurz, geht zurück in die Schenke und läßt sich anwerben.

Das Reiterleben sagt ihm zu. Er erbeutet eine Fahne und holt den Feldherrn aus einer Feindesschaar heraus. Reiche Belohnungen harren sein. Neben Gold und Goldeswerth wird ihm eine stattliche Burg geschenkt. Aber alles kann ihn nicht befriedigen. Eines Sonntags trifft er einen Mönch, dessen Seelenfriede ihm die eigene Unruhe zur klarsten Erkenntniß bringt. Er beschließt, in ein Kloster zu gehen und sich den Wissenschaften zu widmen. „Im alten Kloster an dem Sattelbache" führt er seinen Vorsatz aus und studirt aufs eifrigste.

Im Traume erscheint ihm eines Tages der Geist des Wiener Waldes und hält mit ihm Zwiegespräch. Auf Friedel's Bemerkung:

In dem Menschen liegt das Streben,
Alle Weisheit zu erschöpfen,
Ruht die angebor'ne alte
Tiefe Sehnsucht nach dem Glück —

erwidert der Geist:

Sind doch sonderbar die Menschen,
Suchen, was so nahe liegt.
. . . . . .
Schau die ganze Welt so schön,
Herrlich wie die schönste Braut,
Die des Bräutigames harrt,
Und du fragst: wo ist das Glück!
Lieb' die Welt und lieb' die Menschen!
Menschenliebe ist der Urquell
Aller Daseinsfreudigkeit.

Lieder des Denkers, dreizehn an der Zahl, sprechen aus, daß auch die Wissenschaft das Sehnen des Menschenherzens nicht stillen kann.

Friedel entschließt sich, zu seiner Hedwig zurückzukehren.

Die Treugebliebene nimmt ihn auf:

Ist die Zeit auch alt geworden,
Sind wir beide doch noch jung,
Grüßt uns ja in jedem Baume
Selige Erinnerung!

An seiner Hedwig Seite findet Friedel das Glück.

Möchte uns Gott doch immer segnen,
Daß uns so fröhliche Gesellen begegnen!

Adalbert Schroeter.

Zur russischen Literatur.

1. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Sechster Band: Michail Bakunin's social-politischer Briefwechsel mit Alexander Jw. Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Professor Dr. B. Minzès. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. Gr. 8. 6 M.

Die vorliegende Sammlung von Bakunin's Briefen steht in geistigem Zusammenhange mit dem den vierten Band der „Denkwürdigkeiten" füllenden Briefwechsel Kawelin's und Turgenjew's. Aus dem letztern kann man unter anderm die Ursachen begreifen, aus welchen eine gesetzliche liberale Bewegung in Rußland unter der Regierung Alexander's II. mislingen mußte. Bakunin's Briefe sind geeignet, uns das Verständniß der Thatsache zu vermitteln, daß auch die damalige revolutionäre Bewegung keine positiven Resultate gezeitigt hat.

Auf den Titel eines politischen Hellsehers kann Bakunin durchaus keinen Anspruch erheben. Trotz der Sicherheit und Bestimmtheit, mit welcher er seine Aeußerungen über politische Tagesinteressen vom Stapel läßt und seine Zukunftsmusik zum Besten gibt, wird er öfter, als ihm lieb ist, von der Geschichte ad absurdum geführt.

Dagegen verräth er einen tiefern Einblick in die russische Volksseele, indem er seinen Landsleuten das Zeugniß ausstellt, daß sie zumeist tollkühne, hitzige „Raisonneurs" sind, welche über alles mögliche in einem fort schwätzen und sich in Wirklichkeit für nichts interessiren, und dieses üppig wuchernde Raisonniren darauf zurückführt, daß es ihnen an solider Bildung und ernsterer Wißbegierde gebricht, daß Eigenliebe, Eitelkeit und Selbstüberhebung bei ihnen über das Streben nach Verinnerlichung und Vertiefung die Oberhand gewinnen.

Von den Aufgaben der Literatur versteht Bakunin herzlich wenig. Es erhellt dies zur Genüge aus seiner Misachtung der heimischen Literatur. Er sieht überall in seinem Vaterlande nur ein Schattenreich, in welchem Zerrbilder von lebenden Menschen sich bewegen, sprechen, scheinbar denken und handeln, in der That aber gar nicht leben.

Die Literatur — schreibt er aus seiner sibirischen Verbannung im Jahre 1860 — ist jetzt in ihrem Elemente, sie fühlt sich wie ein Fisch im Wasser. . . . Die kritzelnde Brüderschaft schlägt sich leidenschaftlich in die hohle Brust und aus der Brust ertönt ein helltönender Klang, weil sie kein Herz birgt; in den Köpfen polirter Windbruch mit fertigen Kategorien und Worten und kein lebendiges, schaffendes Gehirn, in den Armen keine Kraft, in den Adern kein Blut, lauter Schatten . . ., so daß man unter ihnen selbst zum Schatten wird. Sie führen jetzt einen Kleinhandel mit geringem Kapital, das sie aus Stankjewitsch', Bjelinski's, Granowski's und Deinen (Herzen's) Werken zusammengeschlagen haben. . . . Turgenjew, Kawelin, sind sie lebendige Menschen?

Und über Dostojewski begnügt er sich zu sagen, daß er nicht ohne Talent ist. Und doch gemahnen Turgenjew's wunderbare Gestaltungskraft, welche seine Figuren lebensvoll wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus entspringen läßt, sein edles Maß in Charakteristik und Aufbau der Handlung, wie sein feiner Natursinn an Goethe, selbstverständlich ohne dessen geistige Allseitigkeit und künstlerische Vollendung zu erreichen. Freilich, wenn Goethe in der Natur immerhin die Symbolik eines, wenn auch mit ihr auf das innigste vermählten, so doch zugleich transscendenten Höhern sieht, so ist sie Turgenjew, obgleich er ihre Triebe und Werke mit allem Schimmer, Zauber und Duft der Poesie übergießt, eigentlich nur ein furchtbarer Mechanismus, welchem der Slawe bei seinem tiefen Naturgefühle mit nur um so größerm Grauen gegenübersteht. Mit ironischer Resignation folgt er nicht blos den Lebenswegen seiner Helden, dem mit der innersten Eigenart desselben nicht vermittelten Culturstreben seines Volkes, er betrachtet augenscheinlich den Lebensweg der ganzen Menschheit unter demselben Gesichtspunkte, er verzweifelt, wie an Rußland, so an der Menschheit. In einem ganz andern Lichte zeigt sich Dostojewski. Auch ihm scheint Rußland, die Welt und das Leben mehr düster als froh, nicht weil das melancholische Gemüth seines Volkes den Schmerz des Daseins am empfindlichsten widerspiegelt und das Misverhältniß seiner Heimat zur westeuropäischen Cultur ihn zu der Anschauung gebracht hat, daß alle Geistesarbeit die tiefe Leidenswunde der Menschheit nur um so klaffender macht; nein, Rußland däucht ihm in Wahrheit das Herz der Menschheit, das nur darum so fieberhaft schlägt, weil es von dem Gifte der westeuropäischen Cultur inficirt ist. Das Heil Rußlands und der Menschheit erblickt er in der griechischen Form des christlichen Bekenntnisses, das nur aus seiner hierarchischen Erstarrung befreit, in seiner mönchischen Ascetik und Mystik geläutert und mit dem erfrischenden Strome des Lebens und der socialen Entwickelung in Berührung gesetzt zu werden brauche, um im Vereine mit dem russischen Volksgeiste, der, entgegen dem nationalen Chauvinismus der westeuropäischen Völker, allein den unmittelbaren Sinn für das echt Menschliche, für alles Edle, Große und Schöne sich in allen Zeiten bewahrt hat, Rußland zu verjüngen und das Angesicht der Erde zu erneuern.

Und wie Bakunin sich — ganz unbekümmert darum, daß die Dichtung sich selbst untreu wird, wenn sie aufdringlich eine Tendenz verfolgt — über zeitgenössische Dichter theils abfällig, theils sehr zurückhaltend äußert, weil nicht das „heilige Gefühl des Aufruhrs" ihre Richtschnur bildet, so betrachtet er auch den bedeutenden Rechtshistoriker und Publicisten Kawelin als einen todten Mann, weil er von der felsenfesten Ueberzeugung durch-

drungen ist, man müsse den Kranken heilen, aber man dürfe ihn nicht schlagen, um ihn gesund zu machen.

So stellt sich uns Bakunin, trotzdem er bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit die Logik neben der Freiheit im Munde führt, als ein Vollblutrusse in seinem Sinne dar, als ein Mensch, welcher ohne Ruhe und Rast an der Verwirklichung seines blutrünstigen Ideals arbeitet, ohne es auf der Waage der Logik abgewogen zu haben. Er spielt sich auf den anarchistischen Gesellschaftsretter hinaus, ohne jemals der Gesellschaft, ihren Elementen, den natürlichen und sittlichen Grundlagen und Bedingungen ihres Bestandes auf den Grund gegangen zu sein, die Lebenslehrerin Geschichte um Rath gefragt, dem Maße des Positiven, Vernünftigen und Möglichen seine volle Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. Und der Mann wagt es, über Marx zu Gerichte zu sitzen, gegen ihn den Vorwurf zu erheben, daß er eine eitle Wirthschaft treibe, die Arbeiter verderbe und aus ihnen Raisonneurs mache! Selbsterkenntniß ist, wie wir sehen, nun einmal Bakunin's Sache nicht. Der Wahrheit zur Ehre soll jedoch hier nicht verschwiegen werden, daß er gleichwol von seinem Standpunkte Marx den Tribut der Hochachtung zollt, wenn dieser auch nach Herzen der Urheber jener Verleumdung war, welche Bakunin öffentlich als russischen Spion brandmarkte. In objectiver Weise die Sache über die Person stellend, erkennt er seine außerordentlichen Verdienste um den Socialismus an, dem er, allen ein leuchtendes Vorbild, treu und energisch dient; er schätzt ihn als eine der sichersten, einflußreichsten und klügsten Stützen des Socialismus, als einen der stärksten Dämme gegen das Eindringen irgendwelcher Bourgeoisrichtung und feiert ihn als einen der ersten, ja als den Hauptbegründer der internationalen Gesellschaft. Der Geist des Allgemein-Menschlichen spricht aus seinen Worten: „Ich würde es mir nie verzeihen, vernichtete oder verringerte ich auch nur zur Befriedigung meines persönlichen Rachegefühls seinen zweifellos wohlthätigen Einfluß. Es kann jedoch und wird wahrscheinlich vorkommen, daß ich mich bald in einen Kampf mit ihm werde einlassen müssen, nicht für persönliche Beleidigung, sondern einer principiellen Frage halber, des Staatscommunismus."

Bakunin hält eigensinnig und rechthaberisch an seinem beschränkten Dogma fest. Er hat den traurigen Muth, den Freunden in einem Briefe vom 19. Juli 1866 die Beleidigung ins Gesicht zu schleudern, daß sie auf abscheulichen, ekelhaften und unheilvollen Wegen wandeln. „Ihr habt", schreibt er ihnen, „von den englischen Whigs gelernt, die Logik zu verachten, ich aber achte sie und ich erlaube mir, Euch in Erinnerung zu bringen, daß es sich hier nicht um eine willkürliche Logik des Individuums, sondern um die Logik der Thatsachen, der Wirklichkeit selbst handelt." Er beharrt steif und fest darauf, daß der, welcher die Integrität des Reiches gewahrt wissen will, sich auf die Seite des Saint-Juste und Robespierre des russischen Staatssystems, seines Vetters Murawjew Amurski stellen muß, der ein leidenschaftlicher Feind des englischen Systems und ein leidenschaftlicher Freund des geprügelten Volkes ist, in diesem die Zukunft Rußlands sieht, in der Bauernaxt das einzige Mittel erblickt, welches Petersburg zur Vernunft bringen und dort eine eiserne Dictatur ermöglichen wird, die vorläufig allein das dem Abgrunde zurennende Vaterland zu retten vermag. Er läßt es sich nicht nehmen, Herzen, der mit Turgenjew „ein Campo Formio geschlossen", zu docieren, daß er consequentermaßen ein Feind jedes Staates sein müßte, da der Staat als solcher mit der freien Entwickelung der socialen Interessen der Völker unvereinbar sei, und ihm seine entschiedene Misbilligung darüber auszusprechen, daß er Karakasow, einen Attentäter auf Alexander II., angesichts der abscheulichen Menge der lakaienhaft kriecherischen Schmeichler des Czars nicht als den „Unsern" anerkannt, sondern vielmehr einen Stein auf ihn geworfen habe. Und in pathetischem Tone fordert er ihn auf, sich von aller greisenhaften Furcht und allen greisenhaften Bedenken zu befreien, sich mannhaft an dem Beispiele Luther's emporzuranken, kein Doctrinär à la J. J. Rousseau zu werden, sondern Rußlands alter, mächtiger Voltaire zu bleiben, mit einem Worte durch den rücksichtslosen Anschluß an die nihilistische Jugend, welche trotz ihrer Halbbildung und ihrer plumpen, ungeschlachten, schmuzigen Manieren, von edler Leidenschaft für die Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit geschwellt und von einem ehrlichen und starken Willen getragen ist, und als deren Leuchte seine Auferstehung zu feiern. Der mit einem weiten, verständnißvollen Blicke ausgerüstete Herzen, welcher über dem theoretisch heiß Verlangten das praktisch Erreichbare nicht übersieht, bleibt ihm freilich die Antwort nicht schuldig. Er fertigt den Freund, welcher mit seinen veralteten Verschwörermaßregeln nichts weiter ausrichtete, als ein paar junge Leute, besonders der polnischen Emigration, um sich zu sammeln und unfruchtbare Aufstandspläne zu schmieden, mit der vortrefflichen Bemerkung ab: „In Sibirien verstandest Du die civischen und demokratischen Vorzüge eines Murawjew, der die Kosaken unter die Erde zu bringen pflegte, ganze Detachements vernichtete und im Innern des Herzens ein Despot war, zu schätzen, und Du thatest gut daran. Wie erblickst Du nicht auch in allen Ereignissen, die in Rußland vor sich gegangen sind, neben einer vorübergehenden Abscheulichkeit auch etwas Positives (?)? Handle Rußland gegenüber, wie Du es gegen Murawjew thatest. Begreife doch, daß, wenn die Sache auch durch schmuzige Kanäle geht, sie doch ihren Weg wandelt" und erwidert auf die nihilistischen Sirenenrufe, daß die ungewaschenen Pionniere der Wahrheit und des neuen Lebens durch ihre Hundsfötterei die Maßregeln der Regierung rechtfertigen. Durch derartige Auslassungen fühlt sich der nichts lernende und doch immer besser wissen wollende Bakunin herausgefordert, auf Herzen Goethe's Vers: „Im Dunkeln sucht das Maulthier seinen Weg" in Anwendung zu bringen.

Nur in künstlerischer Beziehung erkennt er bereitwillig die Ueberlegenheit Herzen's an. Da er in der Absicht, seine Thätigkeit während der letzten sechs Jahre darzustellen und die politischen Ideen, aus welchen sie sich verdichtete, zu entwickeln, die Veröffentlichung einer Schrift mit dem tönenden Titel: „Profession de foi d'un démocrate socialiste russe précédée d'une étude sur les juifs allemands" plant, schreibt er am 28. October 1869 an Väterchen Alexander Iwanowitsch, er sei sich dessen wohl bewußt, daß die „literarische Architektur" seine Achilles-Ferse sei, so daß es ihm mit seiner Schrift gerade so ergehen würde, wie jenem Baumeister, von welchem man erzählt, daß er zuerst das Haus aufführen und dann erst die Fenster und Thüren durchbrechen ließ, und er bittet ihn daher, bei seinem „häßlichen" Werke Pathe zu stehen und dessen ästhetische Mängel nach Möglichkeit zu schleifen und zu feilen.

Von großem Interesse ist sein Verhältniß zu den weltgeschichtlichen Ereignissen des Jahres 1870. Diese versetzen ihn in eine wahre Fieberhitze. Er ist davon durchdrungen, daß der Socialismus in Europa auf lange Zeit hinaus vernichtet werden wird, wenn nicht aus dem deutsch-französischen Kriege unmittelbar eine soeiale Revolution hervorgeht. Voll dieser Ueberzeugung geht er nach Lyon, um daselbst einen Aufstand in Scene zu setzen; er verfaßt eine Proclamation, worin das Volk aufgefordert wird, alle noch bestehenden und hinderlichen Behörden zu stürzen; er beräth mit den Freunden alle Maßnahmen, um sich der Hauptfeinde zu entledigen, und träumt schon von dem sichern Siege, um bald darauf, wie gewöhnlich, ein vollständiges Fiasco zu machen, denn „das falsche Gambetta'sche System hat bereits eine solche Kraft in der Praxis erlangt und bis zu einem solchen Grade unser System besiegt und verdrängt, daß, wenn Gambetta selbst jetzt sein System ändern wollte, er nichts anderes als den vollkommenen Untergang Frankreichs erreichen könnte. Sein System ist mächtiger als er geworden und — wohl oder übel — muß es seinen unabwendbaren Gang gehen und alle seine Früchte tragen, bevor man es stürzen kann". Dieselben Enttäuschungen wie Lyon bereiten ihm Marseille und andere Provinzstädte. Einen platonischen Trost gewähren ihm die pariser Arbeiter, welche wol aller Wahrscheinlichkeit nach zu Grunde gehen werden, aber dank ihrer Organisation und Concentration hoffentlich erst dann, wenn sie ein gewaltiges Lebenszeichen von sich gegeben, wenigstens halb Paris in Asche gelegt haben werden. Nur die alten Jakobiner beunruhigen ihn; sie flößen ihm die Besorgniß ein, daß sie die Commune „auf das alte tolle und die Taschen verschonende Geleise" hinüberziehen werden. Daneben gibt er sich allerdings auch in seiner sich wie ein rother Faden durch alle seine Briefe hindurchziehenden politischen Kurzsichtigkeit dem Wahne hin, daß für Frankreich kein anderer Ausweg als die soeiale Revolution bestehe: „L'état français ist auf ewig verloren."

Am Abende seines Lebens hat Bakunin der Noth in Gestalt des siegreichen „Bismarckianismus" gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, dem fanatischen revolutionären Treiben Lebewohl gesagt und sich im Herbste 1871 ganz ins Privatleben zurückgezogen. Er hat abgeläutet und steigt daher vom Glockenthurm herunter. Er findet sich aber nicht nur bemüßigt, im Angesichte des Stärkern auf die Ausübung seines bisherigen Berufes zu verzichten, er widerruft auch die Principien, auf denen er ihn aufgebaut hat. Er, welcher verschiedene Proben des Maechiavellismus abgelegt und den Erfolg der soeialen Revolution von der Entfesselung der schlimmsten, wildesten Leidenschaften, von dem Erwachen des Teufels abhängig gemacht hat, schließt das Schreiben vom 21. Octobor 1874, welches den Abschluß seines Briefwechsels bildet, mit den bedeutungsvollen Worten: „Begreife doch endlich, daß man auf jesuitischer Spitzbüberei nichts Lebendiges und Festes aufbauen kann, daß die revolutionäre Thätigkeit zum Erfolge der Sache selbst nicht in niederträchtigen und niedrigen Leidenschaften ihre Stütze zu suchen hat und daß ohne höhere selbstverständlich menschliche Ideale keine Revolution zum Siege gelangen kann."

2. Alexander III. und seine Umgebung. Von Nicolas Notovitsch. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Zweite Auflage. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1894. Gr. 8. 4 M.

Das vorliegende Buch ist eine förmliche Apotheose auf Alexander III., und zwar wird sie um den Preis erzielt, daß der Verfasser es mit der Wahrheit nicht sonderlich genau nimmt, sich nicht ernstlich bemüht, in ihre Tiefen hinabzusteigen. Er mag nicht im Unrechte sein, wenn er an Loris Melikoff's Bemühungen um die Einführung einer Verfassung nach westlichem Muster aussetzt, daß er sich nicht darum bekümmert habe, ob eine so durchgreifende Aenderung auch den Wünschen der Nation entspreche, ob Rußland für ein die überlieferten Anschauungen völlig über den Haufen werfendes Regierungssystem hinlänglich vorbereitet sei; er stellt sich uns jedoch als ein Ritter von der traurigen Gestalt dar, indem er dem urreactionären Generalprocurator des heiligen Synod, Pobedonoszew, welcher der spiritus rector der von Alexander III. bei seiner Thronbesteigung erlassenen Proclamation an das russische Volk war, das Zeugniß ausstellt, daß er im Gegentheile zu Loris Melikoff mit den Bedürfnissen seiner Zeit und seines Vaterlandes wohlvertraut ist. Er schüttet das Kind mit dem Bade aus. Sein Ideal ist daher Alexander III., welcher sich bei dem starren Festhalten an dem autokratischen Regiment „nur von den Wünschen des Volkes und von einem richtigen Verständniß für den Vortheil des Volkes" berathen ließ, unter welchem Rußland mit einem Worte wieder Rußland wurde. Die Regierung Alexander's II. beweist allerdings zur Genüge, daß die selbstherrliche Regierungsform sich mit einer

Praxis in freiheitlichem Sinne verträgt; es ist jedoch eine nicht zu rechtfertigende Verdrehung der Thatsachen, daß der unumschränkte Absolutismus die beste Regierungsform ist und daß Rußland sehr gut des complicirten Räderwerkes parlamentarisch beherrschter Staaten entbehren kann, welches nur verwirrt, „ohne der wahren Freiheit irgendetwas zu gute kommen zu lassen". Welche Ironie liegt doch in der sich aus dieser Behauptung ergebenden Moral, daß Alexander III. der Schützer par excellence der individuellen Freiheit und der freien, naturgemäßen, organischen Entwickelung gewesen ist! Alexander III. und die Freiheit sind überhaupt diametrale Gegensätze, denn er war bis zur Unduldsamkeit eifersüchtig auf seine Autorität. „Im Vertrauen auf seine eigenen Kräfte, ganz durchdrungen von seinen Herrscherpflichten", sagt der Verfasser selbst, „ist Alexander fest entschlossen, die stolze Hoheit kaiserlicher Autorität in seiner Person nicht herabsetzen zu lassen. Aus diesem Grunde will er keine Partner, ja, er will der kaiserlichen Autorität den Stempel einer Art von Unfehlbarkeit aufgedrückt wissen; er sagt sich, der Kaiser kann sich nicht irren, weil er es nicht darf." Mit Ludwig XIV. hätte er fürwahr in Gemäßheit seiner Maximen von sich sagen können: „L'état c'est moi." Und ob er allen seinen Unterthanen ohne Unterschied ein gerechter Vater gewesen ist, ob er sich den Beinamen: Deliciae generis humani auch durch seine Behandlung der nichtrussischen Nationalitäten und nichtorthodoxen Confessionen verdient hat, darüber dürfte die strenge Richterin Geschichte aller Voraussicht nach ganz anders urtheilen als Nicolas Notovitsch.

Daß der Verfasser bei seiner unbegrenzten Verehrung für den verstorbenen Czaren nichts weniger als ein Deutschenfreund gewesen ist, versteht sich von selbst. Das heiße Ziel seiner Sehnsucht ist die Erfüllung des Traumes der nunmehrigen Kaiserin-Witwe, welche ihren Gemahl in seinen antideutschen Tendenzen bestärkte, in den Herzen ihrer Kinder die „heilige Flamme" des Deutschenhasses entfachte und ihr Sinnen und Trachten auf die Isolirung Preußens von den verbündeten Mächten richtete, als deren unvermeidliche Folge ihr die Auflösung des Deutschen Reiches und die Zusammenschrumpfung Preußens auf die Mark Brandenburg und Pommern erschien. Im Einklange mit dieser politischen Richtung wäre ihm auch eine Verbindung des gegenwärtigen jungen Kaisers mit der unter den Augen der kaiserlichen Familie in Petersburg erzogenen und von den Slawen wegen des Zaubers ihres Adlerblickes und der fesselnden Anmuth ihrer ausgeprägt slawischen Physiognomie gefeierten Prinzessin von Montenegro viel willkommener gewesen, als die mit der Prinzessin von Hessen, welche er kurz mit den Worten abfertigt: „Würde sie sich in Petersburg mit Landsleuten umringen und die deutsche Aristokratie an ihren Hof ziehen, so würde sie sich allgemeinem Unwillen aussetzen: man ist in Petersburg der Deutschen und ihrer Zettelungen müde. Würde sie dagegen, ihren Ursprung vergessend, sich von unserer nationalen Bewegung erfassen lassen und dieselbe, von keinem Verdacht der Unlauterkeit getroffen, fördern — ja dann, aber auch nur dann würde sie Rußland für sich gewonnen haben."

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

Pierre Maël ist ein fruchtbarer Schriftsteller, der schon einige dreißig Romane veröffentlicht hat. Mehrere davon sind in die „Collection des auteurs célèbres" aufgenommen worden, und einer, „Sauveteur", hat sogar von der „Académie française" einen Preis erhalten. Maël's Ruf als Schriftsteller ist also gegründet, und darin liegt es wol auch, daß sein neuester Roman: „Toujours à Toi" (Paris, Paul Ollendorff, 1895) schon fünf Auflagen erlebt hat, obwol die Bedeutung des Werkes nicht ganz diesem Erfolge entspricht, und zwar trotz seiner Vorzüge, von denen wir nicht zum mindesten auch den flüssigen Stil durchaus nicht verkennen wollen. Jane Le Roy, ein exotisches junges Mädchen von märchenhafter Schönheit und märchenhaftem Reichthum, ist mit ihrer Mutter, der Mistreß Edith Le Roy, née Jackson, nach Frankreich gekommen, um dem letzten Willen ihres verstorbenen Vaters gemäß dem Grafen Yves du Lantoir die Kleinigkeit von zehn Millionen als Obolus der Dankbarkeit dafür darzubringen, daß der Großpapa Lantoir einst Jane's Vater hatte erziehen lassen. Der Graf Yves sträubt sich, die Gabe einzustecken, nimmt aber inzwischen die Damen Le Roy gastlich bei sich auf. Auf seinem Landsitz an der bretonischen Küste lernt Jane den gefeierten Schriftsteller Lucien Plessy, einen Jugendfreund des Grafen, kennen, und kaum hat sie ihn zweimal gesehen, so fällt ihr auf, daß der schöne und geistreiche Mann sich in verletzender Weise vor ihr zurückzieht. Diese Beobachtung muß sie immer wieder machen. Das kränkt sie tief. Eines Tages, als er einem Alleinsein mit ihr im Schloßpark wieder ausweichen will, setzt sie ihn zur Rede, und das Ergebniß ist, daß Lucien ihr seine Liebe gesteht und Jane sie erwidert. Aber o Verhängniß: Lucien ist verheirathet! Er glaubt seinem Schicksal nicht besser entgehen zu können, als wenn er im Meere den Tod sucht. Jane, die so etwas geahnt hat, ist ihm nachgegangen, hält ihn im kritischen Moment zurück und richtet ihn mit ihrem Toujours à Toi wieder auf, das sie ihm nach seiner Abreise in einem Trostbriefe wiederholt. Nun kommt auf dasselbe Schloß der Lieutenant zur See Pierre du Harcoët, der Schwager des Grafen, ein Mann, der so schön ist wie nur ein Lieutenant schön sein kann, dazu aber noch gescheit und gut, wie selten einer. Jane sehen und lieben ist bei ihm eins. Aber er läßt sich nichts merken, denn Jane ist ihm zu reich. Achtzig Millionen väterliches Erbtheil sofort verfügbar in der Tasche ist selbst für einen Lieutenant zu viel, zumal wenn er so zartfühlend wie Pierre ist. Dazu kommt, daß Jane kein Auge für ihn hat. So ergibt er sich darein, auf sie zu verzichten und nimmt wieder ein Commando nach fernen Meeren an. Jane lebt inzwischen in Paris in freundschaftlichem Verkehr mit Lucien und seiner Frau und den Du Lantoir's, und sie erkennt nach und nach, daß das, was sie für Lucien empfunden hat, gar

keine Liebe ist. Und doch fühlt sie sich innerlich durch ihr Geständniß gebunden! Da kommt Pierre todtwund an Leib und Gemüth aus Tonkin zurück. Seine Liebe für Jane ist dieselbe geblieben. Jane lernt ihn achten und lieben, und da auch Lucien inzwischen von seiner seelischen Verirrung zurückgekommen ist und den verhängnißvollen Brief zurückgibt, da ferner das fabelhafte Vermögen der Le Roy's durch eine finanzielle Krisis einstweilen so ungefähr auf die mitgebrachten zehn Millionen zusammengeschmolzen ist, steht einer Verbindung zwischen Jane und Pierre, dem wieder gesund gewordenen, nichts mehr im Wege. So richtet sich alles aufs beste ein. Sie kriegen sich, die Geldfrage ist gelöst, die Plessy's haben sich gefunden, und bald auch stellt sich bei ihnen wie bei den Lantoir's das heiß ersehnte Erste ein. Natürlich ist es bei beiden ein Junge. Der Roman liest sich flott und ohne Anstoß, und wir empfehlen ihn, obwol seine Grundstütze, das Verhältniß von Lucien und Jane, psychologisch schwach begründet erscheint.

An Fruchtbarkeit kann sich Georges Ohnet mit Pierre Maël nicht messen, denn seine Romansammlung: „Les Batailles de la Vie", umfaßt nur sechzehn Werke, und von seinen sieben Theaterstücken sind vier weiter nichts als für die Bühne zurechtgestutzte Romane. Dafür ist er aber ein Schriftsteller, der geradezu beispiellose Erfolge errungen hat. Sein erster und von der Akademie gekrönter Roman: „Serge Panine" hat 172 Auflagen erlebt, „La Comtesse Sarah" und „Lise Fleuron" 188 und „Le Maître de Forges" sogar 322, während die übrigen durchschnittlich auf der 100 stehen. Auffälligerweise sind es gerade die ersten Werke, die am besten eingeschlagen haben, und wenn daraus ein sicherer Rückschluß auf ihren Werth gezogen werden darf, so würde Ohnet nicht mehr auf seiner einstigen Höhe stehen, wiewol er an Beliebtheit kaum merklich verloren hat. Dies bestätigt uns auch sein neuester Roman: „La Dame en gris", ein Titel, der, beiläufig gesagt, nicht mit „La femme en gris" zu verwechseln ist, womit die Franzosen Sudermann's „Frau Sorge" meinen. Der Roman löst kein großes Problem und führt keine Personen vor, die so ganz aus einem und eigenartigem Gusse sind, daß man sie nimmer vergißt, aber wiederum zeigt sich Ohnet als Meister der Mache, der die Theilnahme und das Interesse des Lesers auf das Höchste zu spannen, ja zu foltern weiß. Hélène Prévinquières, eine vater- und mutterlose Waise, hat, kaum der Klosterschule entwachsen, den reichen Advocaten Jacques Prévinquières geheirathet. Nach der Hochzeit streifen die jungen Eheleute glücklich wie zwei Liebende durch Italien. Auf der Heimreise machen sie in Monte-Carlo halt. Eines Abends fühlt sich Hélène zweimal, als ihr Gatte eben abwesend ist, in auffälliger Weise durch eine Dame in grauem Kleide fixirt, und eine Ahnung sagt ihr, daß zwischen dieser „Dame en gris" und ihr irgendeine Beziehung vorhanden sein muß, und daß diese Beziehung durch ihren Gatten hergestellt wird. Seit der Zeit möchte sie gern etwas über sein Vorleben wissen, aber überall wo sie ihre Fühler ausstreckt, bei ihm selber, bei seinen Verwandten und Freunden, überall begegnet man ihrer Wißbegier mit beruhigenden Versicherungen. Schon hat sie daraufhin die geheimnißvolle Graue vergessen, als sie eines Tages einen Brief ungefähr des Inhaltes erhält: Wenn sie über ihres Gatten Vorleben wichtige Aufschlüsse erhalten wolle, möge sie, ohne jemand was zu sagen, vertrauensvoll da und da hinkommen. Obwol nun weder der Brief noch der Ort des Stelldicheins sehr Vertrauen erweckend sind, und obwol die Stimme der Liebe im Innern abmahnt, geht Hélène doch dahin. Eine schmuzig gekleidete Frau holt sie ab und führt sie nach einer nahen Wohnung. Als diesen Abend der Advocat um 7 Uhr aus seinem Club heimkommt und auf seine gewohnte Frage: „Ist Madame zu Hause?" nicht das gewohnte: „Ja, Herr" erhält, stutzt er nicht wenig, denn er hatte noch nie etwas anderes darauf gehört. Er wartet, doch vergebens. Von Stunde zu Stunde steigert sich seine Unruhe. In seiner Rathlosigkeit schickt er zu seinem Jugendfreund Danziat, dem Dichter, und dieser stellt endlich die nöthigen Nachforschungen mit Hülfe der Polizei an. Am nächsten Morgen findet man Hélène, die blühende, glückliche, junge Frau erdrosselt und ausgeraubt in einer führerlosen Droschke. Wer kann der Mörder sein? Alles Suchen der Polizei ist vergeblich, und Prévinquières selber hegt nicht den geringsten Verdacht. Wol aber hat Danziat so seine eigenen Gedanken. Er muß der schönen Madame Descharmais gedenken, in die Jacques vor Jahresfrist so rasend verliebt war, daß er sie sogar geheirathet haben würde, wenn sein Onkel nicht zufällig entdeckt hätte, daß ihr Vermögen aus unlauterer Quelle stamme. Jacques, getäuscht, gedemüthigt, hatte sie daraufhin mit Ekel von sich gestoßen. Daß sie ihn liebte, war zweifellos. Sollte die Eifersucht sie zu einem Verbrechen getrieben haben? Ein Verhör jedoch vor der Polizei ergibt ihre völlige Unschuld. Wer kann also der Mörder sein? Niemand kann Antwort geben, und die geheimnißvolle Unthat würde vergessen worden sein, wenn nicht Danziat mit dem Seherblick des Dichters sie sich nach allen ihren Umständen zu vergegenwärtigen suchte. Und es wird ihm zur Gewißheit, daß Madame Descharmais Mitwisserin ist, und schließlich findet er heraus, daß ihr Milchbruder Charles die arme Hélène getödtet hat. Charles, ein roher Mensch, ist auf seine Weise in Annie Descharmais verliebt. Als diese, nachdem sie von Jacques aufgegeben worden war, ganz niedergeschlagen ist, räumt er Hélène, die vermeintliche Ursache ihrer Trauer, aus dem Wege. Das findet Danziat allmählich heraus. Eines Tages treffen sich Jacques und Charles bei Annie. Die Nebenbuhler stürzen aufeinander los, und Jacques wäre getödtet worden, wenn nicht Annie sich im kritischen Augenblick dazwischengeworfen und für ihn den Stich empfangen hätte. Sie erholt sich zwar wieder unter der Pflege Jacques', aber nur, um allmählich an den Folgen der Verwundung hinzusiechen. Ihr Tod sühnt die geringe Mitschuld, die sie an dem Verbrechen dadurch hat, daß sie Charles gegenüber von den Prévinquières gesprochen hatte. Charles geht in Amerika zu Grunde. Und Jacques, der Advocat? Nun der wird sich zu trösten wissen, das schwanke Rohr. Wie Férand in „Le Lendemain des Amours" ganz unter dem Einflusse der Mademoiselle Eliane handelt, so läßt sich Prévinquières in allen ernsten Fragen von Danziat leiten. In allen andern Dingen entscheidet das Vergnügen, und der Tod seiner „heißgeliebten" Frau hat nur die Wirkung auf ihn, daß er nach kurzer Trauer sich in Annie's Arme wirft.

Aus der Librairie Ernest Flammarion (Paris, 36, rue Racine, près l'Odéon) liegt uns ein reizendes Buch vor, bei dem Jules Claretie durch seine Vorrede Gevatter gestanden hat, während Bourgain, Léon Couturier, Deyrolles, Gino und Kauffmann es mit hübschen Bildern ausgestattet haben. Es heißt: „Nos Matelots" und ist von Yann Nibor. Doch wer verbirgt sich unter diesem Namen, dem man das Pseudonym gleich ansieht? Ein einfacher Seemann von der Kriegsmarine, dem wie Pierre Loti auf weiten Oceanfahrten der Sinn für seinen eigentlichen Beruf geweckt worden ist, und den der Beifall zum Schriftsteller gemacht hat. Alfred Robin, das ist sein wahrer Name, entstammt einer Seemannsfamilie von Saint-Malo, deren Männer seit Jahrhunderten für Frankreich geblutet haben. So ergriff auch er den Beruf seiner Väter. Im Jahre 1870 war er Schiffsjunge. Allmählich kletterte er bis zur höchsten Staffel der untern Rangstufe empor. Wenn dann sein Schiff einsam auf fernen Meeren segelte, pflegte er seinen Kameraden Heimweh und Langeweile durch seine Lieder und Geschichten zu vertreiben, die er als alter Chorknabe mit klangvoller Stimme vortrug. Nach langen Dienstjahren wollte er sich in Paris seßhaft machen. Lange fand er

keinen Platz, bis er schließlich durch einen glücklichen Zufall ein Aemtchen im Bureau des Marineministeriums erhielt. Er las jetzt Richepin und Loti und hatte mit einer von ihm veranstalteten Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten der Hinterlassenen von 179 untergegangenen Seeleuten von Saint-Malo (1889) solchen Erfolg, daß er beschloß, mit seiner Muse an die Oeffentlichkeit zu treten. Aus Richepin's „Pêcheur d'Islande" wählte er sich den Vornamen Yann, seinen Vatersnamen änderte er in Nibor um, und so veröffentlichte er zuerst seine „Chansons et récits de mer", die Loti zu Thränen rührten, und jetzt „Nos Matelots". Das ist ein Stück echter, volksthümlicher Seemannspoesie, die sich der einfachsten Sprache bedient, jegliches Kunstmittel verschmäht und darum so zu Herzen geht, weil der Dichter selber mit seinem ganzen Herzen dabei ist. Er führt uns den Seemann in Leid und Freud vor, in seiner Rauheit und kindlichen Gutherzigkeit, wie er ebenso tapfer daheim sich am Scheuktisch wie draußen vor den feindlichen Batterien hält, und wie in Sturmes- und Wassernoth und im Kugelhagel sein letzter Gedanke den armen Lieben in der Heimat gilt und dem Vaterlande:

A çui qu'a inventé l'drapeau
Qui nous empêch' de craind' c'qui tue
S'il m'arrivait d'gagner l'gros lot,
J'voudrais lui payer une statue.

Nicht minder reizend in Inhalt und Ausstattung und nicht minder eigenartig wie Nibor's Buch ist Octave Pradels' „Pour Dire entre Femmes" aus demselben Verlage, das G. Trilleau mit anmuthigen Bildchen geziert hat. Es sind eine Reihe von gereimten und ungereimten Geschichten, die eigentlich „Pour être dit par des Femmes" betitelt sein müßten, denn wie Nibor's Dichtungen sind sie zur Recitation oder zum Gesang bestimmt, aber ihrem Inhalte entsprechend durch Frauen. Widmet Nibor seine Poesien alten Kameraden und Vorgesetzten, so widmet Pradels jede einzelne einer bekannten Künstlerin, und schlägt Nibor zumeist ernste, ja düstere Töne an, wie er sie aus dem schwermüthigen Rollen der wogenden See heraushört, so singt uns Pradels' humorvolle Muse heitere Scenen aus dem Liebes- und Eheleben, bald mit der rührenden Naivetät des kindlichen Herzens, bald mit dem geistvollen rire moqueur, das den Galliern so gut steht. Ihrer Bestimmung, in Gesellschaft vorgetragen zu werden, genügen sie ganz vortrefflich, und müßten wir nicht fürchten, daß das Typisch-französische in ihnen zu deutschem Gewande nicht stehen würde, so würden wir zu einer Uebersetzung rathen. Freilich ob sie sich auch lohnte? Die in Frankreich so gern geübte Kunst der Recitation kennt man in unsern Familienkreisen nicht, und wer es wagen wollte, bei unsern Gesellschaften den modischen Liszt-Walzer, den der Hausfreund spielt, oder die „Klosterglocken", die des Hauses Stolz, die „höhere" Tochter, herunterklimpert, etwa durch den Vortrag einer Schiller'schen oder Lenau'schen Ballade zu ersetzen, wer das wagen wollte, würde ob der Neuerung nur fragenden Gesichtern begegnen. So möge denn jeder, der einmal eine Stunde heitern geistigen Genusses haben will, Pradels' geistvolles Buch im Urtext lesen und vor allem auch das Vorwort nicht überschlagen; dessen Anfang lautet:

D'un livre, souvent la préface
Pour le lecteur est sans attrait,
On la lit, tout à la surface,
Puis dans l'esprit, plus que distrait,
Le souvenir tôt s'en efface.
Mais il en est d'autres aussi,
D'autres préfaces, Dieu merci!
Dont le souvenir nous pénètre:
L'enfance, éclosion de l'Être,
Faite de rêve et de jeux,
Où l'âme naïve et ravie
S'ouvre à tous les horizons bleus:
C'est la Préface de la Vie!
Et qui ne s'en souvient de nous,
Malgré sa durée éphemère?
Car c'est la bonne et tendre mère
Qui nous la fait lire à genoux.
. . . . . .
Plus tard, fillette . . . déjà femme,
On est au bal . . . un beau garçon
Vous dit quelques mots plein de flamme
Comme une nouvelle Chanson . . .
Et vous répétez en vous-même
Ce refrain, hier inconnu,
Et dans votre cœur ingénu
Se pose un souriant problème;
Il s'éclaire de jour en jour . . .
Là . . . ça bat de plus en plus vite . . .
Un nouveau sentiment l'habite:
C'est la Préface de l'Amour.
. . . . . .

Und so weiter. Doch wir wollen nicht zu viel verrathen. Und vielleicht zieht der Herausgeber dieses Blattes schon ob der Raum„verschwendung" seine Stirn in Falten.

Zum Schluß noch etwas von Napoleon. Daß der wiedererstandene Napoleon-Cultus sich auch in der Literatur deutlich bemerkbar macht, haben wir schon öfter erwähnt. So hat Frédéric Masson eine Studie über Napoleon in seinen Beziehungen zum weiblichen Geschlechte veröffentlicht, die nunmehr auch in einer deutschen Uebersetzung von Oskar Marschall von Bieberstein vorliegt (Verlag von Schmidt u. Günther in Leipzig). Das Buch hat, wie seine dritte Auflage beweist, auch in Deutschland Aufsehen erregt, bildet es doch zu Taines' geistvollem Charakterbild des großen ehrgeizigen Heerführers Napoleon eine werthvolle Ergänzung nach der rein menschlichen Seite hin. Der Mensch Napoleon mit seiner ganzen Empfindsamkeit will nämlich als schwärmerischer Verehrer Rousseau's und der Liebhaber als Kind seiner Zeit aufgefaßt sein. „Es gibt", sagt Masson, „auf der Claviatur menschlicher Empfindungen keinen Ton, den er nicht angeschlagen hätte in seinen Liebesverhältnissen. Bald ist es bei ihm eine Raserei der Sinne, ein physischer Drang der allerheftigsten Art, bald eine Seelenstimmung so zart, so sanft, wie sie nur sein kann. Ihm fehlt auf der Tonleiter kein einziger Ton, sie sind ihm alle geläufig." Bei solcher halb gemachter, halb aus seinem Temperament entspringender Virtuosität darf man sich weder über die Zahl der Frauen, die ihm nahe getreten sind, wundern, noch darüber, daß er keiner, vielleicht die zweite Gattin, Marie Louise ausgenommen, für die Dauer der Beziehungen treu geblieben ist. Die Liebe ist ihm ja zunächst ein physisches Bedürfniß. Manchmal mischt sich eine gewisse Seelenthätigkeit in seine Beziehungen, und einige davon sind bekannt, die von der Seelenthätigkeit beherrscht werden. Daher schwanken seine Empfindungen zwischen roher Brutalität und höchster Vergötterung, und auch er erfährt jenen Zustand aufjauchzender Freude und tiefster Betrübniß und zwar dreimal: in seinem Verhältniß zu Josephine, ferner zu Madame X, deren Name aus Familienrücksichten ungenannt geblieben ist, und endlich zu der Polin Waselewska, deren Nachkommen noch jetzt leben. Daß aber diese drei ihn wieder geliebt haben, ist mit Sicherheit zu verneinen. Denn der Mann, der wie Napoleon bei aller Freigebigkeit auch in der Liebe als ultima ratio nichts anderes kennt als das Commandowort, wird nie ein Frauenherz gewinnen können. Dagegen muß die wichtigere Frage, ob die Frauen Einfluß auf ihn und somit auch auf den Gang der damaligen Ereignisse gehabt haben, entschieden bejaht

werden. Josephine zwar hat wenig mehr als Geld und Geldeswerth von ihm erlangt, wol aber ist seine Politik gegen Schweden und Polen wesentlich durch seine Beziehungen zu Désirée Bernadotte und der Gräfin Waselewska bestimmt worden, und gegen Marie Louise und das österreichische Kaiserhaus war er voll so peinlicher Rücksichtnahme, daß sein und seines Landes Interesse ganz wesentlich darunter litt. Wie weit Metternich dabei die Hand im Spiele hatte, bleibe dahingestellt. Eigenthümlich berührt es übrigens, wie zärtlich und rücksichtsvoll Napoleon von 1815 bis zu seinem Tode an seine Gattin schrieb, obwol diese nach Masson schon längst ihre Gunst einem andern zugewandt hatte. Geschah es um des Sohnes willen? **Max Mann.**

— Ein eigenartiges und sehr verdienstliches Buch ist „Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken von Gustav Raatz" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung). Der Verfasser hatte 1886 der „Deutschen Lesehalle" in Berlin einen Aufsatz über „Das Urbild des Kösters Suhr" gesandt. Der Redacteur dieser Zeitschrift forderte ihn auf, auch die übrigen Gestalten Reuter's auf ihre Urbilder zu untersuchen. Noch lebten manche Menschen, die Reuter gekannt und Kunde von denen hatten, die ihm bei seinem Schaffen vorgeschwebt. Raatz machte sich an die Arbeit; es muß eine mühsame Arbeit gewesen sein. Es galt oft fast verwischte Spuren zu finden, sich verlierende wieder aufzusuchen. Aber es ist ihm gelungen, die hauptsächlichen Gestalten auf ihren Ursprung zurückzuführen. Manches, was Raatz mittheilt, hat ein begrenztes locales mecklenburgisches Interesse, aber das meiste erhebt sich weit darüber. Wir können nun erst recht ermessen, welche gewaltige dichterische Kraft in unserm Reuter lebte, wie der gottbegnadete Humorist geformt und umgeschaffen hat, wie er oft aus dürrem Stab den fröhlich grünenden Zweig machte. Was uns Raatz mittheilt, ist alles neu; ganz besonders hat uns der Nachweis interessirt, daß das Urbild zu „Onkel Bräsig" weder der Inspector Wiese, noch der Inspector Schecker war; von dem letztern scheinen nur die Hosen und die gelbe Weste entnommen zu sein; nach Sinn, Art, Charakter, Weltauffassung ist Bräsig ein freies Selbstporträt des Dichters; was Raatz darüber aus den Aeußerungen von Reuter's Jugendfreund, Domänenrath Fritz Peters, und von Reuter's Schwägerin mittheilt, schließt jeden Zweifel aus. Auch der prächtige Jude Moses hat ein persönliches Urbild, den Kaufmann Moses Isaak Salomon zu Stavenhagen; und viele andere Urbilder werden uns in Wort und Bild vorgeführt. Leider sind die Modelle zu Hawermann, zu dem Nüßler'schen Ehepaar und zu den köstlichen „Druwappels" nicht nachweisbar gewesen. Das Buch ist für jeden Freund Reuter's — und wo in Deutschland fände man ihrer nicht — von allergrößtem Interesse, eine tüchtige, pietätvolle, liebenswürdige Leistung.

— Eine treffliche Würdigung der dahingegangenen großen Schriftstellerin Luise von François gibt Hedwig Bender (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. [vorm. J. F. Richter]). Hedwig Bender hat ihr im Leben verwandtschaftlich und persönlich nahe gestanden. Es ist ihr sehr gut gelungen mit der Darstellung des äußern, sehr einfachen Lebensganges der Dichterin eine Würdigung ihrer großen Romane zu verbinden. Sie legt besonderes Gewicht auf das, ich möchte sagen, Autobiographische in den Romangestalten, sie sucht und findet die Stellen und die Gedanken, die aus dem innersten Seelenleben Luisens von François quollen. Das Heftchen ist anmuthig und anregend geschrieben.

— In der bei Paul Schettler's Erben in Köthen erschienenen Schrift von Dr. Gerhard Heine: „Das Verhältniß der Aesthetik zur Ethik bei Schiller" liegt uns eine im Buchhandel erschienene leipziger Doctordissertation vor. Die Darstellung der philosophischen Anschauungen unseres großen Dichters ist aus mehrern Gründen schwierig. Einmal sind diese Anschauungen — wenn auch die grundlegende Richtung wol dieselbe blieb — starken Abwandlungen ausgesetzt gewesen, und zweitens sind sie nicht mit der systematischen Klarheit ausgesprochen worden, die man an den meisten eigentlichen Philosophen gewöhnt ist; der Dichter spricht auch aus der Prosa und der Gedankenreichthum Schiller's war so groß, daß es nicht leicht ist, aus den vielen Gedanken die leitenden herauszuschälen. Wir haben an dieser Stelle vor einiger Zeit ein verdienstvolles Buch von Gneiße angezeigt, das uns einen Einblick gewährte in Schiller's Lehre von der Wahrnehmung. Das Problem, das Gerhard Heine sich ausgewählt hat, bedurfte schon lange einer monographischen Behandlung. Die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" lassen an mehr als einer Stelle Zweifel zurück, wie Schiller sich das Verhältniß des Schönen zum Wahren und Guten dachte. Heine's Abhandlung beschäftigt sich damit eingehend und wie es uns scheint mit dem Erfolge, den der Gegenstand überhaupt zuläßt.

— Die Komödie „Die Schmetterlingsschlacht" von Hermann Sudermann, über die Moritz Necker nach der Aufführung in Wien in Nr. 44 d. Bl. f. 1894 eingehend berichtet hat, ist jetzt auch im Druck im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart erschienen.

Bibliographie.

Berghoff-Ising, F. Dr., Die socialistische Arbeiterbewegung in der Schweiz. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Busolt, G. Prof. Dr., Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia. Band II. Zweite Auflage. (Handbücher der alten Geschichte. II.) Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 13 M.

Ein Roman vom ersten Consul. Vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Amiens. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst u. Sön. Gr. 8. 6 M.

Greinz, R. H., Der Herrenschreiber von Hall. Eine tiroler Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. München, Otto Galler. 8. 2 M.

Guttzeit, J., Himmel und Erde, Hübbe und Egidy. Berlin, Eduard Rentzel. 8. 1 M.

Jacobi, F., Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn 1645. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jensen, W., Chiemgau-Novellen. Weimar, Emil Felber. 8. 5 M.

Knackfuß, H., Künstler-Monographien. IV. Michelangelo. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 3 M.

Kohler, J. Prof. Dr., Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung. Leipzig, Eduard Pfeiffer. Gr. 8. 3 M.

Koppel-Ellfeld, F., Der süße Fratz. Novelle. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). Schmal 8. 75 Pf.

Lienhard, F., Lieder eines Elsässers. Berlin, Hans Lüstenöder. 12. 1 M.

Lindau, P., Vorspiele auf dem Theater. Dramaturgische Skizzen. Dresden und Wien, Verlag des Universum (Alfred Hanschild). 8. 3 M. 50 Pf.

Lindau, R., Schweigen. Neue Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Löher, F. v., Das Kanarienbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den kanarischen Inseln. München, J. Schweitzer Verlag (Jos. Eichbichler). Gr. 8. 8 M.

Löhr, F., Oberförster Schöne. Eine Komödie. Hamburg, M. Glogau jun. 8.

Loesche, G. Prof. Dr., Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Zweiter Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Mitzschke, P., Urkundenbuch von Stadt und Kloster Bürgel. Erster Theil. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Natzmer, G. E. v., Von dem Heldenleben eines Reiterführers und den 8. Dragonern bei Nachod. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M. 50 Pf.

Roon, W. Graf, Kriegsminister von Roon als Redner. Erster Band. Breslau, Eduard Trewendt. Gr. 8 6 M.

Salinger, E., Bühne des Lebens. Novellen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Schäfer-Diltmar, W., Lieder eines Christen. Elberfeld, Sam. Lucas. 8. 1 M.

Schulze-Smidt, Bernhardine, So wachsen deiner Seele Flügel! Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Telmann, K., Trinacria. Sicilische Geschichten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 4 M.

Tiele, C. P., Geschichte der Religion im Alterthum bis auf Alexander den Großen. Erster Band. Deutsch von G. Gehrich. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Treumann, R. Dr., Die Monarchomachen. Eine Darstellung der revolutionären Staatslehren des XVI. Jahrhunderts. 1573—1599. (Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen. Band I, Heft 1.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sterne.

Grundzüge der Astronomie der Fixsterne.

Von

P. Angelo Secchi.

Mit 78 Abbildungen in Holzschnitt und 9 Tafeln in Farbendruck, Lithographie und Stahlstich.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 34. Band.)

Der berühmte italienische Astronom Pater Secchi hat in diesem Werke die Ergebnisse seiner Wissenschaft in solcher Weise zusammengestellt, dass der Leser eine Vorstellung von der Unermesslichkeit und Mannichfaltigkeit des Weltalls zu gewinnen vermag. Namentlich wurde auch den wichtigen Fragen und Untersuchungen der letzten Zeit eingehende Erörterung zutheil. Das sehr empfehlenswerthe Werk ist mit vorzüglichen instructiven Abbildungen aufs reichlichste ausgestattet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von **Rudolf von Gottschall.**

Zwölf Theile. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der „Neue Plutarch" bietet eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten der Geschichte, Literatur und Kunst aus der neuern Zeit, von der Reformation bis zur Gegenwart.

Inhalt:

I.

Martin Luther. Von Heinrich Rückert.
Oliver Cromwell. Von Reinhold Pauli.
Heinrich IV. von Frankreich. Von M. Philippson.
Voltaire. Von Karl Rosenkranz.

II.

Maximilian Robespierre. Von Rudolf Gottschall.
Maria Theresia. Von Adolf Beer.
Camillo Graf von Cavour. Von Otto Speyer.

III.

Philipp II. von Spanien. Von M. Philippson.
Charles James Fox. Von Friedrich Althaus.
Friedrich von Schiller. Von Rudolf Gottschall.

IV.

Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz.
Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde.
Lord Byron. Von Rudolf Gottschall.

V.

Prinz Eugen von Savoyen. Von Walter Rogge.
Jean Jacques Rousseau. Von F. Brockerhoff.
Fürst Clemens Metternich. Von Adolf Beer.

VI.

Der Große Kurfürst. Von B. Erdmannsdörffer.
Herzog von Wellington. Von Reinhold Pauli.
Joh. Gottfr. v. Herder. Von F. v. Baerenbach.
Graf John Russell. Von Friedrich Althaus.

VII.

Napoleon I. Von Arthur Kleinschmidt.
Peter Cornelius. Von Moriz Carriere.

VIII.

Franz von Sickingen. Von Hans Prutz.
Admiral Nelson. Von F. Althaus.
Wolfg. Amadeus Mozart. Von A. Reißmann.

IX.

Moritz von Sachsen. Von Hans Prutz.
Joseph II. Von Adolf Beer.
Benjamin D'Israeli, Lord Beaconsfield. Von Friedrich Althaus.

X.

Wallenstein. Von Bernhard Kugler.
Torquato Tasso. Von Otto Speyer.
Napoleon III. Von Rudolf von Gottschall.

XI.

Friedrich II., König von Preußen. Von Martin Philippson.
Gotthold Ephraim Lessing. Von Julian Schmidt.

XII.

Maria Stuart. Von Walter Friedensburg.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Von Theodor Flathe.
Johann Wolfgang von Goethe. Von Adolf Stern.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,

Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Inselandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, ist die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert worden.

Der Feldzug der Franzosen in Madagascar ist Veranlassung, sich jetzt mehr als sonst mit der interessanten Insel zu beschäftigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 29. — 18. Juli 1895.

Inhalt: Betty Paoli. Von Moritz Necker. — Berlin. Von Horst Kohl. — Die Anfänge der Kunst. Von Rudolf Wustmann. — Unterhaltungsliteratur. Von Leonhard Lier und Eduard Höber. — Naturwissenschaftliche Schriften. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Betty Paoli.

Der Name dieser am 5. Juli 1894 im hohen Alter von neunundsiebzigundeinhalb Jahren verstorbenen wiener Dichterin ist dem großen deutschen Publikum der Gegenwart wenig vertraut gewesen. Kaum kannten ihn die Literarhistoriker, eher noch die Specialisten der Grillparzer-Literatur, weil Betty Paoli vor mehr als zwanzig Jahren ein gutes Büchlein über den österreichischen Tragiker veröffentlicht hatte. Aber sie war auch ihren engern Landsleuten in Wien und Oesterreich mehr dem Namen als den Werken nach bekannt. Im Jahre 1870 (in einer literarisch ungünstigen Zeit) war eine letzte Sammlung ihrer lyrischen Gedichte erschienen und hatte seither keine neuen Auflagen erlebt. Betty Paoli erschien seitdem nur mehr vereinzelt als Gast in Anthologien, Sammelwerken u. dgl. Man wußte daher auch in der guten wiener Gesellschaft viel mehr davon zu erzählen, daß Fräulein Betty Paoli Cigarren rauche, als was sie für Gedichte geschrieben hatte. Je älter sie wurde, um so mehr machte sich der Unterschied der neuen und der alten Zeit fühlbar, und zuweilen nagte dieses Verschollenwerden auch wol an der Dichterin. Sie sah das Interesse für die Literatur hinter andern Interessen der Zeit zurücktreten; sie erlebte das Aufkommen der naturalistischen Richtung, welche mit ihrer materialistischen Philosophie, ihrer Unterordnung unter die gemeine Wirklichkeit, mit ihrem Cultus des Häßlichen den künstlerischen Grundüberzeugungen Betty Paoli's schnurstracks widersprach. Und weltschmerzliche Verzweiflung und berechtigte Bitterkeit zogen häufig in das Gemüth der sonst heiter gelassenen, ihrer selbst wol bewußten Greisin ein. Da konnte sie einmal die verzweifelnden Worte niederschreiben:

Wenn deine Schönheit, dein Talent man preist,
Sei der Gedanke stets dir gegenwärtig:
Das Leben wird mit allem, allem fertig,
Und wie das Antlitz altert auch der Geist.

Du meinst: „Verschmerzen läßt sich der Verlust,
Die Zeit mag ihres strengen Amtes walten,
Bleibt mir nur Eins, das Köstlichste, erhalten:
Die tiefe Liebeskraft in meiner Brust!“

So wisse: müd', erschöpft und abgehetzt
Fühlst du dereinst auch diese Kraft dir schwinden,
Dein Herz vertrocknet, stumpf wird dein Empfinden,
Nicht lieben kannst du mehr — — was bleibt zuletzt?

Mit dieser Bitterkeit im Herzen, mit dem Gefühl, durch ihr ganzes Streben als Dichterin schließlich soviel wie gar nichts erreicht zu haben — denn ein Dichter, der nur berühmt ist, aber nicht gelesen wird, führt ja doch nur ein Scheindasein — scheint Betty Paoli aus der Welt geschieden zu sein. Mit dem Zeitgeist zu pactiren, war ihre Sache nicht; sie konnte sich nicht dazu entschließen, nach dem Beispiele so vieler anderer alt gewordener Schriftsteller, Memoiren zu schreiben, obgleich sie, die seit Jahrzehnten in den vornehmsten Kreisen der wiener Gesellschaft gelebt hatte, viel hätte erzählen können. Aber da man sie im besten was sie bot, in ihren Gedichten, nicht würdigte, so war sie zu stolz, sich dem Zeitgeschmacke anzupassen und mit niedrigern Kunstformen um die Gunst des Publikums zu ringen. So würde denn Betty Paoli im Schutt und Staub der Bibliotheken verschwinden, wenn sich nicht Freundinnen und Freunde ihrer Sache mit Nachdruck angenommen und das gethan hätten, was die müde, kranke Greisin nicht mehr hat thun wollen: sie haben eine Auswahl ihrer Gedichte veranstaltet. Die intimsten Freundinnen Betty Paoli's, Marie von Ebner-Eschenbach und Ida von Fleischl-Marxow im Verein mit Ferdinand von Saar und Anton Bettelheim sind die Herausgeber des schön ausgestatteten Buches, das nun vorliegt. *)

*) Gedichte von Betty Paoli. Auswahl und Nachlaß. Mit einem Bildniß der Dichterin nach Reinhuber. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 3 M.

Wir sagen es gleich: die Ausgabe dieses Buches ist ein Verdienst um die Literatur, denn es sind nicht blos schöne Gedichte der Vergessenheit entrissen, sondern es ist uns auch die Bekanntschaft mit einer bedeutenden Individualität vermittelt worden. Betty Paoli ist eine originale Persönlichkeit, die in der deutschen Frauendichtung ihren Platz neben den anerkanntesten Dichterinnen beanspruchen darf.

Ueber das äußere Leben der am 30. December 1814 in Wien als Tochter des Arztes Glück geborenen Dichterin Betty Paoli dürfen wir uns kurz fassen. Das Wichtigste davon theilt ihre Freundin Marie von Ebner-Eschenbach in der schönen Einleitung des Buches mit. Betty verlor früh ihren Vater, die Mutter konnte ihr nicht jene reiche Ausbildung gewähren, die beide gewünscht hätten. Betty mußte Stellen als Erzieherin annehmen, verlor auch die Mutter sehr bald. Zum Glück wurde Betty schon in den vierziger Jahren Gesellschafterin der Witwe des aus den Befreiungskriegen bekannten Feldmarschalls Schwarzenberg, und hier trat die junge, schöne Dichterin mit den feurigen großen Augen in einen der Mittelpunkte des vornehmen literarischen und gesellschaftlichen Lebens in Wien, dem sie seitdem angehörte. Nach dem Tode der Marschallin fand Betty im Hause der hochsinnigen und von gelehrten Neigungen erfüllten Frau Ida von Fleischl-Marxow bald ein Heim, das ihr den dem Weibe unentbehrlichen Familienschutz gewährte, und wo sie mehr als dreißig Jahre bis zu ihrem Tode gelebt hat. Ihren Lebensunterhalt schaffte sich Betty Paoli lange Zeit durch kritische Thätigkeit für Zeitungen, sie war Burgtheaterreferent, gab auch sehr gesuchten Unterricht in der Literaturgeschichte. Sie kannte mehrere Sprachen und galt bei Laube als beste Uebersetzerin französischer Stücke für das Burgtheater, dessen Director er war. Ihre Bildung war überhaupt umfassend, auch die philosophische war nicht gewöhnlicher Art.

Doch alles das tritt zurück hinter dem eigenthümlichen Charakter und dessen Entwickelung, den wir aus den Gedichten herauslesen. Wir überschauen in diesen Versen, welche eine strenge Auswahl aus den in den Jahren 1841—1870 erschienenen Gedichtsammlungen und die nachgelassenen Gedichte enthalten, das Wachsthum einer groß veranlagten Frauenseele von ihrer knospenhaften Gebundenheit bis zur vollen Entfaltung der ganzen Eigenart. Wir sehen, wie ein ursprünglich stolzes Weib allmählich unter den Erfahrungen des Lebens demüthig, weich und zärtlich wird, ohne darum seine eigene Hoheit und sein urwüchsiges Selbstbewußtsein zu verlieren oder gar sich jemals selbst zu verleugnen. Wir sehen, wie gewisse, man möchte sagen: eingeborene Ideen Betty Paoli's sich im Laufe ihres Lebens gewandelt haben, ohne darum ganz ihre Herrschaft aufzugeben, und wir sehen endlich, wie mit dem Wachsthum des Menschen auch die poetische Kraft zunimmt, sich veredelt, ohne darum gewisse Grenzen die ihr von Anfang an gesetzt zu sein scheinen, zu überschreiten. Es ist eine organisch gewordene, in sich selbst beruhende Persönlichkeit, die uns da entgegentritt: ein geistiges Wesen, das nie stille stand, sich immerfort bildete und läuterte, und schließlich in der That jene Höhe der Menschlichkeit und des künstlerischen Stils erreichte, die ihm möglich war, und die ihm von Anfang an vorgeschwebt haben dürfte.

In den Gedichten der ersten Periode, die 1841 erschienen sind, lernen wir Betty Paoli als ein Weib von einem ganz merkwürdigen Selbstbewußtsein und Stolz kennen. Damals schrieb sie:

Mir tönt kein Mitleidswort, mir fließet keine Zähre —
Wie elend wäre ich, wenn ich, wie ich bin, nicht wäre?

Gefährte mir zu sein auf sel'gem Liebeszug,
War dein Gemüth nicht schwach und war nicht stark genug.

Nicht schwach, um willenlos sich mir zu überlassen;
Nicht stark genug, mein Selbst gebieterisch zu fassen.

Du wußtest weder Herr noch Sclave mir zu sein,
Und so blieb einsam ich, und so bliebst du allein.

So weichst auch du von mir? So mußt auch du erkalten?
Fahr hin, fahr ewig hin! ich werde dich nicht halten.

Allein beim Abschied jetzt fühl' ich noch mehr als Gram,
In meiner tiefsten Brust bewältigende Scham.

Scham, daß mich ein Gemüth, das ich so hoch geehret
Nun über meinen Wahn so schmählich mich belehret.

Der Stolz dieser Jungfrau ist in Wahrheit zuweilen ebenso unliebenswürdig als — entzückend, denn es ist der edelste Stolz der hochgesinnten, unverdorbenen, genialen Natur. Und seinen Grund hat dieser Stolz nicht etwa blos in dem berechtigten Selbstbewußtsein der Dichterin, daß sie sich im Unterschiede von der großen Mehrzahl ihres Geschlechts selbst durch die Welt geschlagen hat, sondern sein Grund liegt viel tiefer und ist erhabener. Er wurzelt in einem Glauben an Gott von der Kraft und Innigkeit der alten Mystiker. Dieser Glaube Betty Paoli's ist kein Product frommer kirchlicher Erziehung (sie wurde als Jüdin geboren und trat später und, wie man aus den Gedichten entnehmen kann, mit voller Ueberzeugung zum Christenthum über), sondern das Product der Intuition, unmittelbarer Gewißheit seiner Existenz und Kenntniß seines Wesens.

Da Betty von ihrer Kunst die höchste Meinung hatte, so stellte sie an sich selbst als Ausübende der Kunst die höchsten Ansprüche. In ihrer Liebe zu Gott schätzte sie das Urtheil der Menschen gering, sie verzichtete leicht auf die Liebe des Mannes, sie liebte die Idee der Liebe, nicht den Gegenstand selbst, der Verlust des Geliebten fiel ihr in dieser Zeit so schwer nicht. Im Grunde ist Gott allein mit der Kunst im Besitze ihres spröden jungfräulichen Herzens: das feit sie gegen alle irdische Leidenschaft und erfüllt sie mit dem gewaltigen aber wirklich naiven und darum nicht verletzenden Stolze.

Aber naturgemäß konnte dem nicht immer so bleiben. Man bleibt nicht naiv sein Leben lang, zumal wenn

man in der modernen Gesellschaft lebt und sich mit der Bildung der Zeit vertraut macht. So tritt uns auch Betty Paoli in der zweiten 1843 erschienenen Sammlung ihrer Gedichte: „Nach dem Gewitter" merklich verwandelt entgegen. Sie hat inzwischen die Liebe kennen gelernt, eine tief gehende Leidenschaft, die ihre jungfräuliche Herbigkeit und Sprödigkeit besiegte und sie zum demüthig liebenden Weibe machte. Gedichte von großer Schönheit gab ihr diese Leidenschaft ein:

Im tiefsten Innern
Ein süß Erinnern
Und einen Gruß
Zum Tagesschluß!

Daß Gottes Güte
Mein Glück behüte,
Daß seine Treu
Stets mit dir sei.

Daß deine Seele
Sich mir vermähle
Auf ewiglich, —
Das bete ich.

Auf ihn nur zähl' ich,
Uns beid' empfehl' ich
Fromm seiner Wacht —
Nun gute Nacht!

Andere Töne sind mehr leidenschaftlicher Art, wie das „Triolet", und für das Toben der Leidenschaft in dieser starken Frauenseele, die Himmel und Hölle in ihr kennen lernte, ist das Gedicht bezeichnend, das sie zu dem Bilde von Ary Scheffer's „Francesca da Rimini" schrieb:

O Dante! Dante! hoher Meister,
Wie du so tief das Herz verstand'st,
Als die um Lieb' verfluchten Geister
Du in der Hölle noch verband'st!

Zum Schmerzenpfuhl, zu ew'gen Flammen
Kann Gottes furchtbar Strafgericht,
Zu tiefstem Elend sie verdammen,
Allein sie trennen kann er nicht.

Und in der Qualen Nachtgewimmel,
Dahin der Richter sie verstieß,
Ward nicht die Hölle selbst zum Himmel,
Wo Seele nicht von Seele ließ?

Das ist etwas ganz anderes, als was sie wenige Jahre vorher noch empfunden hatte, wo sie dem Geliebten mit Stolz den Laufpaß geben konnte, um sich auf ihr Ich zurückzuziehen. Die Frömmigkeit ist ihr noch geblieben, aber obgleich sie Angelus Silesius citirt, ist doch ihr Verhältniß zu Gott lange nicht mehr von der frühern mystischen Innigkeit, sondern gleichsam bescheidener, es ist das aller frommen Menschen.

Bald darauf trat etwas sehr trauriges ein: der geliebte Mann starb. Zwar deuten andere Liebesgedichte auf Enttäuschungen anderer Art in der Liebe; aber aus den schönen, gehaltreichen „Briefen an einen Verstorbenen" ist zu entnehmen, daß dieser Verlust am allerschmerzlichsten die Dichterin getroffen hat. Ihre Lyrik nahm fortan ein weltlicheres und auch weltschmerzlicheres Gepräge an. Ein Gedicht wie das folgende hat keine Spur mehr von der einstigen Gottseligkeit:

Wie süß du meiner Seele bist,
Ich weiß es nicht zu sagen!
Was still in meinem Innern sprießt,
Will nicht ans Licht sich wagen.
Vom Lenze, der in meiner Brust
Geweckt ein neues Leben,
Vermag ich wollend und bewußt,
Den Schleier nicht zu heben.

Es sei! Wozu versuch ich auch
Ihn absichtsvoll zu lüften?
Du merkst den warmen Frühlingshauch
An seinen linden Düften.
In meinen feuchten Augen siehst
Du Licht des Morgens tagen —
Wie süß du meiner Seele bist
Brauch' ich dir nicht zu sagen!

Jetzt werden die Symbole des Glaubens: Kreuz, Dornenkranz öfter genannt, aber nur im übertragenen Sinne: die Leidenschaft trägt ihren Dornenkranz, die Liebe ist ein Kreuz u. dgl. Und je älter die Dichterin wurde, um so mehr trat der feste Glaube ihrer Jugendzeit zurück, er schwächte sich schließlich so weit ab, daß Betty Paoli in ihren alten Tagen ungläubig wurde, und nur soweit sich selbst treu blieb, daß sie den Zweifel an das Dasein Gottes als ein Unglück empfand.

Aus diesem Zweifel hat Betty Paoli keinen Ausweg gefunden. Am Schlusse ihres Lebens erscheint ihr des Menschen Schicksal gleich dem an ein Riff im wilden Meere ausgesetzten hülflosen Manne, und der Poesie, die sich ohne einen Glauben an eine vernünftige Weltordnung, an eine göttliche Vorsehung behelfen will, flucht sie:

Wenn wilde Mächte nur das Weltall lenken,
Die selber weiter nichts als Stoff und Kraft,
Dann fluche ich dem Fühlen und dem Denken,
Den Folterknechten unsrer grausen Hast,
Dann lob ich jeden, der mit Taumelkelchen
Dem marternden Bewußtsein sich entrafft,
Daß er sammt seines Geistes reinsten Trieben
Ob heut', ob morgen muß zerstieben!

So schloß dieses Gemüth, das in seiner Jugend voll des Gottes war, im Alter mit schriller Dissonanz: es konnte den Glauben nicht entbehren, den es verloren hatte und sich doch keinen neuen tröstlichern schaffen.

Parallel mit dieser Entwickelung des Verhältnisses zu Gott läuft das Verhältniß zur Kunst. Je mehr die Mystik der Erfahrung wich, um so mehr Fortschritte machte Betty Paoli als Dichterin. Von der hohen Ansicht des Berufes der Poesie wich sie niemals ab, wenn sie sich im Alter auch nicht mehr als das Gefäß betrachtete, das Gott selbst zur Mittheilung seiner Gedanken auserwählte hatte. Aber sie stellte immer die höchsten Ansprüche an den Dichter, so in dem Gedichte „Verpflichtung", das uns so anmuthet, als hätte sie es ihrer großen Freundin Marie von Ebner-Eschenbach ins Stammbuch geschrieben, und das also lautet:

Hat die Natur in einer ihrer Launen
Mit Gaben dich so hoher Art geschmückt,
Daß eine Welt mit ehrfurchtsvollem Staunen
Empor zu dir, der Auserwählten blickt;
Gibst Abertausenden du Ziel und Richtung,
Bist du der Stern, der ihre Nacht erhellt,
Dann fühle auch die heilige Verpflichtung,
Die solcher Herrscherwürde beigesellt.
Bevor das Wort dir von den Lippen gleitet,
Erwäge erst sein folgenschwer Gewicht!
Eh eine neue Bahn dein Fuß beschreitet,
Geh' prüfend mit dir selber ins Gericht!
Ja, überwache dich mit ernster Strenge,
Nicht beuge der Versuchung je dein Haupt!
Die Schwächen, leicht verzieh'n der dunkeln Menge,
Dir, ihrem Führer, sind sie nicht erlaubt.
In dir den Richter ehren und Propheten
Schaart sie sich glaubensfroh um dein Panier;
Nicht für dich selbst nur hast du einzutreten —
Die Tugend vieler steht und fällt mit dir.

Wer Marie Ebner und ihr inniges Verhältniß zu Betty Paoli aus der biographischen Einleitung zu deren Gedichten kennt, der wird unserer Vermuthung viel Wahrscheinlichkeit zugestehen. Diese hohen Anforderungen an den Dichter standen im innigsten Zusammenhange mit den Ueberzeugungen Betty's von dem alle Wissenschaften übertreffenden Werthe der Poesie. Poesie ist ihr die höchste Quelle der Wahrheit. Die Wirklichkeit, ruft sie den Naturalisten zu, ist „ein Chaos, über dem die Nacht der dumpfen Unbewußtheit brütet":

Soll diesem Chaos wüst und fahl
Sich eine blüh'nde Welt entringen,
So muß mit schöpferischem Strahl
Die Poesie es erst durchdringen.

Denn sie nur weiß das Lösungswort
Verworr'ner Räthsel aufzufinden,
Das Stückwerk hie, das Stückwerk dort
Zu einem Ganzen zu verbinden.

Denn ihr nur ward der Seherblick,
Der Wesenheit vom Scheine trennet,
Und in dem einzelnen Geschick
Ein allgemein Gesetz erkennet.

Die poetische Begabung Betty Paoli's selbst, die so geistvolle Ansichten von der Kunst entwickelte, war indeß in gewisse Grenzen beschränkt. Einer Natur, wie der ihrigen, blieb das naive Fabuliren versagt; sie hatte auch, scheint es, wenig Erfindungsgabe. Aber sie versuchte sich doch in der Form der Balladen und Romanzen, deren Stoff ihr Geschichte und Sagen boten. Die vorliegende Auswahl enthält davon nur mehr wenige Stücke: „Mac Dugald", „Bilder aus der Vendée", „Andreas Baumkirchen" u. a., die sich alle durch Stil und Kraft in der Schilderung auszeichnen. Das beste episch-lyrische Stück ist aber der aus dem Nachlaß abgedruckte „König in der Hölle", nach einer indischen Legende, der geradezu von classischer Schönheit ist. Eine durch ihren tiefen Seelenadel entzückende Dichtung! Im ganzen behielt Betty den Charakter der ausschließlich lyrischen Dichterin bei. Sie hat außer jenen citirten religiös-begeisterten, erotisch-leidenschaftlichen oder sarkastisch-weltschmerzlichen Tönen ihrer ersten, mittlern und letzten Zeit noch einen anmuthig heitern Ton in ihrer Lyrik, wie in den Gedichten „An Helene" und einigen Naturbildern, und am Schlusse prägte sie in schöne Form goldene Lebensweisheit, der man es anmerkt, daß sie nicht erlesen, sondern erlebt ist. Und mit der Anführung einiger ihrer Sprüche wollen wir dieses Charakterbild der wiener Dichterin schließen:

Empfange keine Huld und keine Gnaden
Von Menschen, deren Unwerth du erkannt.
Aus ihrer Wohlthat spinnet sich ein Faden,
Der dich in ihre niedern Kreise bannt,
Und reißest du dich los von ihren Pfaden,
Wirst du des Undanks Makel auf dich laden.

Dir wird in deinen Erdentagen
Nichts Gutes, Großes je gelingen,
Kannst du's übers Herz nicht bringen,
Da, wo es noththut, „Nein" zu sagen!

An ihre Hoheit uns zu mahnen
Beschirmt die Poesie der Bann,
Daß die Gemeinheit sie nicht ahnen,
Die Flachheit sie nicht lieben kann.

Du magst aus fremdem Geisteshort
Entlehnen manch ein köstlich Wort,
Doch auf die allerhöchsten Fragen
Mußt du dir selber Antwort sagen.

Moritz Necker.

Berlin.

Eine der trefflichsten Erscheinungen aus dem Gebiete der Culturgeschichte ist unstreitig das Werk von L. Geiger, „Berlin 1688—1840", dessen erster Band noch von W. Arndt in Nr. 42 d. Bl. f. 1893 angezeigt worden ist. In einem zweiten Bande hat Geiger das Werk in diesem Jahre zu Ende geführt.*) Es stellt sich uns dar als die reife Frucht umfassender Studien, und was Arndt an dem ersten Bande schon zu rühmen wußte, daß das Buch nicht ermüde, das gilt in höherm Grade vom zweiten. Der Leser wird gepackt von dem reichen Inhalt und gefesselt durch die geschmackvolle Darstellung. Auf die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten hat Geiger besondere Mühe verwendet, und sie ist ihm auch meist vortrefflich gelungen. Gehen wir näher auf den Inhalt ein. Geiger beginnt das erste, „Niedergang und Ent-

*) Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Zweiter Band. 1786—1840. Von L. Geiger. Berlin, Gebr. Paetel. 1895. Gr. 8. 15 M.

artung (1786—1808)" überschriebene Buch mit der Schilderung der neuen Zustände, wie sie sich nach dem Tode Friedrich's II. unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. und in den ersten zehn Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's III. herausbildeten. Eine Charakteristik Friedrich Wilhelm's II. leitet dieses Kapitel ein. Wir wollen sie als Probe des Stils und der Charakterschilderung den Lesern d. Bl. mittheilen:

Friedrich Wilhelm II. — dem das Volk den Namen des „Vielgeliebten" gab, obwol er seinen Vorgängern gegenüber gewiß der am wenigsten Würdige und Thätige war — war eine imponirende Erscheinung, ein schöner kräftiger Mann, der noch in seinem Alter seines Eindrucks auf Frauenherzen sicher war. Er war kein Krieger, obwol er gelegentlich Kriegslust zeigte, und kein Diplomat, obgleich er sich die Meisterschaft auf diesem Gebiete zutraute. Er war ein Fürst des Friedens, nicht ohne Kenntnisse und nicht ohne Sinn für Bildung. Er beschützte die Künste, liebte vor allem die Musik, in deren Ausübung er freilich kein Meister war wie sein Vorgänger. Dem französischen Wesen Jenes setzte er, keineswegs blos aus Widerspruchsgeist, ein deutschnationales entgegen: er pflegte die deutsche Literatur, begünstigte das deutsche Theater und wirkte darauf hin, daß in der berliner Akademie die deutsche Sprache statt der französischen eingeführt wurde. Auch in manchem andern zeigte er den Gegensatz gegen seinen großen Oheim. War dieser ein Weiberfeind gewesen, der, wie er sich selbst der Frauen enthielt, so Weiber an seinem Hofe nicht duldete, so war jener vermöge eines stark ausgebildeten sinnlichen Hanges zeitlebens den Weibern unterthan. Hatte dieser kraft seines klaren durchdringenden Verstandes alles Uebernatürliche von sich gewiesen, so hatte jener, wie es bei schwachen, anlehnungsbedürftigen Naturen leicht vorkommt, eine Neigung zum Mystischen, Uebersinnlichen, er liebte alchymistische Spielereien und glaubte an die Einwirkung von Geistern. Wenn dieser endlich auf sich selbst stand, sein erster Minister war, alles still in seinem Innern erwog und Freunde und Vertraute, mochten sie nah oder fern leben, mehr von dem Geschehenen unterhielt als das Zugeschehende*) mit ihnen erwog, so brauchte jener, unselbständig wie er war, Rathgeber und Mitwisser, irrte sich aber nicht selten bei der Wahl derselben und schenkte sein Vertrauen oft Unwürdigen.

Bei solcher Anlage des regierenden Fürsten war es kein Wunder, daß — um einen Ausdruck Mirabeau's zu gebrauchen — Priester, Visionäre und Buhlerinnen sich in das Land theilten. Die Zeit eines Wöllner und Bischofswerder war gekommen, der „intrigante Pfaffe" legte durch sein Religionsedict und durch sein Censuredict mit den daran sich schließenden Bestimmungen der Freiheit protestantischer Forschung auf religiösem Gebiete Fesseln an, der „Visionär", „der sich seit 1776 in Friedrich Wilhelm's unmittelbarer Nähe befand, beherrschte den Fürsten durch die Geheimbünde, in die er ihn einführte, durch die Wunder, die er ihn schauen und ahnen ließ, durch das Lebenselixir, in dessen Besitz zu sein er vorgab". Und auch die Buhlerin fehlte nicht, die Gräfin Lichtenau. Dunkel genug ist das Bild, das uns Geiger von den sittlichen Zuständen des Hofes entwirft. Neben der Königin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt eine Nebenfrau, Julie von Voß, dem Könige unter Zustimmung eines gefügigen Consistoriums als Gemahlin angetraut, wie später deren Nachfolgerin, die Gräfin Dönhoff, neben Königin und Concubine eine Geliebte aus bürgerlichem Stande — fürwahr ein solches Beispiel, vom Könige gegeben, wirkte verderblich auf das sittliche Leben von Berlin ein, machte die Corruption allgemein und erzeugte die Entnervung und Erschlaffung, die in dem jähen Zusammenbruch des Staates Friedrich's des Großen so furchtbar sich enthüllte. Geiger sagt darüber:

Die Periode Friedrich Wilhelm's II. ist die Blütezeit der Madame Schuwitz, der Königin der galanten Damen, die eine schier unerschöpfliche Literatur hervorrief und für die außerhalb Berlin Lebenden als Inbegriff des modernen Babel galt. — — Außer der geduldeten, privilegirten Prostitution — — zog in die höhern Kreise die Zuchtlosigkeit ein, die sich mit dem Mäntelchen der freien Liebe deckte oder sich als wahre Leidenschaft ausgab, für die es keine Gesetze und keine bindenden Verpflichtungen gab. Entführungen kamen häufig vor; noch häufiger das freche Eindringen des „Hausfreundes" in die Rechte des Mannes oder widerwärtiger Weiberwechsel.

Das war die Erbschaft, die Friedrich Wilhelm III. übernahm; seine soldatische Einfachheit und Nüchternheit stand im bewußten Gegensatz zu der Prunkliebe und Schwelgerei des Vaters, und seine reine und durch nichts getrübte Hingabe an seine anmuthige Gemahlin Luise war zugleich die schärfste Kritik des sittenlosen Lebens seines wollüstigen Vorgängers. Geiger schildert, mit welchen Hoffnungen man dem Regierungsantritt des jungen Königs entgegensah, und wie wenig sie sich erfüllten: die Schäden, an denen Staat und Volk krankten, blieben bestehen trotz des besten Willens des Regenten und seiner Rathgeber. Leider gibt uns Geiger keine zusammenfassende Charakteristik der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's III., er hat es, wie er im Vorwort sagt, absichtlich unterlassen, da Wesen und Charakter des Königs in vielen einzelnen Bemerkungen derartig hervortrete, daß für den Leser ein vollständiges Bild daraus entstehen werde. Das ist ja wol richtig, aber eindringlicher als viele über hunderte von Seiten verstreute Einzelbemerkungen wirkt ein scharf gezeichnetes Charakterbild. Die wichtigsten Aeußerungen des berliner Culturlebens in der Zeit von 1786 bis 1808 werden hierauf in fünf Kapiteln vorgeführt unter den Sammelüberschriften: „Dichter und Schriftsteller", „Unterricht und Wissenschaft", „Die Romantiker und ihre Gegner", „Das Theater", „Gesellschaften und Clubs". In dem zuletzt genannten hat der Verfasser Gelegenheit, der jüdischen Familien zu gedenken, die damals Gelehrte und Schriftsteller um sich versammelten; er thut es nicht ohne eine Parteilichkeit, die verstimmend wirkt: eine Rahel Levin war doch nicht etwa die prima inter pares, wie man nach Geiger annehmen möchte, sondern eine durchaus singuläre Erscheinung; und was er selbst von der geistreichen Henriette Herz sagt, daß sie „eine große übertünchte Unwahrheit" gewesen sei, das wird von den Damen der Familien Itzig, Friedländer und Levy nicht minder gegolten haben. Das Schlußkapitel des ersten Buches handelt von der Franzosenzeit 1806—1809. Wir lesen die Zeugnisse

*) Sprachlich kaum zulässig!

für die begeisterte Stimmung der Berliner, die zum Kriege drängte; aber die Siegeslieder der Dichter und die politischen Demonstrationen im Theater und auf den Straßen — sie leiteten nur die unerhörten Niederlagen ein, die Staat und Heer des großen Friedrich treffen sollten. Und wie nahmen die Berliner die Sieger von Jena und Auerstädt auf? Nicht mit der würdigen Resignation, die dem friedlichen Bürger ziemt, der nicht mit den Waffen Haus und Herd vertheidigt, sondern mit Glockengeläute und Jubelgeschrei und den „lebhaftesten Freudensbezeugungen", wie Geiger aus der „Vossischen Zeitung" und dem „Telegraph" vom 27. October zu berichten weiß. Sie waren wie geblendet durch den französischen Imperator, und selbst warmblütige Patrioten wie Julius von Voß vermochten sich, wenn auch mit Scham und Trauer im Herzen, der Bewunderung nicht zu enthalten. Man lese nur bei Geiger (S. 213), wie Julius von Voß, an dessen Patriotismus niemand zweifeln darf, sich noch im Jahre 1808 darüber äußert. Geiger weist nach, wie auch in Literatur und Presse sich die widerwärtigste Französelei breit machte oder wenigstens eine vaterlandsfeindliche Tendenz, die sich in einer harten, oft ungerechten Kritik des Königs, der Minister, der staatlichen Einrichtungen äußerte, ohne daß die Maulhelden und Besserwisser die Heilmittel zur Reform anzugeben wußten. Wenn der Freiherr vom Stein rücksichtslos in seinen Denkschriften die Schäden und Gebrechen aufwies, an denen der preußische Staat krankte, so handelte er wie ein wahrer Patriot, denn, wie Terentius Varro, verzweifelte er nicht an dem Staate und seiner Zukunft, sondern er legte, indem er das alte niederriß, die „Grundlinien eines neuen Systems dar, auf welchen der Staat wieder aufgebaut werden müßte"; jene berliner Broschürenschreiber aber waren „weder Geschichtsmänner noch Staatsmänner", sondern „Unglücksraben, die an ihrem heisern Gekrächze Gefallen fanden und sich nun unendlich weise dünkten, wenn sie die Gründe angaben für Schicksalsschläge, die sie am allerwenigsten geahnt hatten". Auch in sittlicher Beziehung bietet Berlin während der Franzosenzeit ein trübes Bild. Aber es fehlte doch auch nicht an Männern, die den Kampf mit den Mächten der Finsterniß aufnahmen, und Geiger versäumt nicht, den unerschrockenen Muth Fichte's und die treue patriotische Haltung der berliner Prediger gebührend hervorzuheben.

Das zweite Buch trägt die Ueberschrift: „Wiedergeburt und Befreiung". Es besteht aus fünf Kapiteln. Im ersten treten die Männer uns entgegen, an deren Wirken sich eine neue Epoche wissenschaftlichen Lebens anschließt: Johann Gottlob Fichte, Friedrich August Wolf, Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt. Dem zuletzt genannten erkennt Geiger die Palme zu. Die vergleichende Charakteristik, die Geiger gibt, ist ein wahres Cabinetsstück, auf das wir nicht versäumen wollen, unsere Leser besonders aufmerksam zu machen.

Das Jahr 1809 brachte ein Aufschäumen der patriotischen Gesinnung. Oesterreich, durch den unglücklichen Verlauf, den der spanische Krieg für den Imperator nahm, ermuthigt, wagte den Kampf gegen den Zwingherrn Europas, und sein Beispiel zündete auch im übrigen Deutschland. In Berlin erregte das Gerücht von einem Siege Napoleon's über den Erzherzog Karl „Mismuth, Zorn und Besorgniß". „Es waren den ganzen Tag hindurch in der Nähe des französischen und österreichischen Gesandtschaftshotels große aus mehr als hundert Menschen bestehende Gruppen. Man las die Proclamation vor, begleitete solche mit bittern Anmerkungen und sah voll Groll zu dem französischen Legationshause hinüber." So berichtet Geiger aus den Stimmungsberichten, die der Polizeipräsident, Justus Gruner, dem Minister Dohna erstattete; diese Stimmung hielt an und wuchs zur Begeisterung bei der Nachricht vom Siege bei Aspern, sie wurde genährt durch Gedichte, patriotische Predigten und Pasquille auf die Französlinge; aber sie wurde wieder herabgedrückt durch die Unentschlossenheit des Königs, der nicht den Muth fand, seine Waffen mit denen Oesterreichs und Rußlands zu verbinden. Als an der Donau die Entscheidung gefallen war, war auch für Preußen die Hoffnung dahin, von dem Drucke des Allgewaltigen, der auch dem einzelnen sich fühlbar machte, sich zu befreien. Aber Berlin hatte wenigstens einen moralischen Erfolg errungen: die Sehnsucht nach der Rückkehr der königlichen Familie, die sich in den Tagen der patriotischen Erhebung überall stürmisch geäußert hatte, ward befriedigt. Am 23. December 1809 langte das Königspaar, das die Hauptstadt nach der Katastrophe des Jahres 1806 gemieden hatte, an und ward mit Jubel, in den Wehmuth sich mischte, empfangen. Die drei letzten Kapitel des zweiten Buches tragen die Ueberschriften: „Gründung der Universität", „Vor dem Sturme", „Die Befreiungskriege 1813—1815". Es würde zu weit führen, auch ihren Inhalt im einzelnen zu skizziren; natürlich bietet der Verfasser im letzten Kapitel keine Darstellung der politisch-geschichtlichen Vorgänge, sondern erzählt nur, wie sie auf die berliner Bevölkerung und ihr geistiges Leben zurückwirkten.

Das erste Kapitel des dritten Buches (25 Friedensjahre 1815—40) ist „Goethe" überschrieben. Es berichtet von dem langsamen Sieg, den Goethe in der Stadt Nicolai's gewann, und von dem begeisterten Goethe-Cult der männlichen und weiblichen Enthusiasten (Zelter, Dorothea Veit, Henriette Herz, Rahel Levin, Amalie von Helvig und Bettina von Arnim) und von der Herrschaft Goethe's im Reiche der Künstler (Schadow, Rauch, F. Mendelssohn) und der Gelehrten (Schultz, von Henning, Hegel). Von der trüben Zeit der Reaction handelt das zweite Kapitel. Die Deutschthümelei, Sprache und Tracht findet nicht ganz den Beifall Geiger's, da sich das Deutschthum auch im Auftreten gegen die Juden, die man für Freunde hielt, äußerte. Ich habe das Gefühl, daß Geiger auch hier

(S. 394) sich verleiten läßt, auf die Gesammtheit der in Preußen lebenden Juden zu übertragen, was von einzelnen unbestritten gilt. Ich möchte ihm daraus keinen Vorwurf machen, daß er für das kräftige nationale Empfinden, dem jenes „Teutschthum" entsprang, kein vorurtheilsfreies Verständniß hat. Wir sehen in der kräftigen reindeutschen Bewegung ein Zeichen der Gesundung, denn nur wo ein lebendiges Nationalgefühl sich regt, wird auch Opfermuth und Tapferkeit in den Zeiten der Gefahr zu finden sein. Wartburgfest und Kotzebue's Ermordung wurden auch für Berlin Ausgangspunkt strengerer polizeilicher Controle; sie äußerte sich nicht gerade in Demagogenverfolgungen, die sich meist außerhalb Berlins abspielten, wol aber in Beschränkung und Unterdrückung des geschriebenen Wortes. Am 18. October 1819 erging das Censuredict, das im wesentlichen die Bestimmungen des Edicts von 1788 wiederholte, sie aber durch die vorläufige Aufhebung der Censurfreiheit für die Akademie und die Universitäten und die völlige Knebelung der periodischen Presse noch überbot. Die Stimmung der berliner Bevölkerung war im allgemeinen unfroh und gedrückt; „eine dumpfe Resignation war eingetreten, wie sie natürlich war bei der Zerstörung gehegter Hoffnungen und der Nichterfüllung gegebener Verheißungen". Von den folgenden drei Kapiteln nennen wir nur die Ueberschriften: „Die jüngere Romantik", „Literarisches Stillleben", „Das Theater"; an dem dem „berliner Witz" gewidmeten Kapitel möchten wir aber nicht vorübergehen, ohne den Lesern einige Proben guten und gesunden Humors mitzutheilen. Neben dem Witze Saphir's, der uns heute kaum noch ein Lächeln entlockt, nicht selten aber mit Ekel erfüllt, nimmt sich der wahre Humor aus wie ein elektrischer Funke neben dem trüben Geflimmer eines mit schlechtem Oel gespeisten Lämpchens. Geiger nennt unter den originellen, durch freiwillige und unfreiwillige Komik berühmten Personen Frau du Titre, und erzählt von ihr einige köstliche Aeußerungen:

Den König, der ihr besonders wohlwollte, zu sehen und mit ihm zu sprechen, war ihr Hauptvergnügen. Als dieser sie einmal nach dem Ergehen ihrer Kinder, die gerade in Rom waren, fragte, entgegnete sie: „Alle Dienstag und Freitag bei Papstens in Rom zum Thee und die Papstin so freundlich zu meine Dochter, wie Majestätken zu mir." Ihrer Gesellschaftsdame, einem ältern Fräulein, entgegnetete sie auf deren Belehrung, man sage nicht „jelofen", sondern „gegangen": „Wat gegangen? Mamsellken, ick bin jelofen, jelofen und ick habe den reichen du Titre jekriegt und Sie sind gegangen und gegangen und haben noch keinen nich jekriegt. Also is jelofen besser wie gegangen."

Natürlich fehlt auch nicht eine Schilderung Glaßbrenner's, den Geiger den „Classiker des berliner Humors" nennt, und Brockmann's, des Komikers des Königstädtischen Theaters, der den Eckensteher „Nante" auf die Bühne brachte und dadurch populär machte. Aus dem Schlußkapitel „Wissenschaftliches Leben", das uns über die Reform der Gymnasien durch Altenstein und Joh. Schulze, die Entwickelung der Universität und ihre bedeutendsten Lehrer auf den Gebieten der Theologie (Neander und Hengstenberg), Jurisprudenz (Gans und Savigny), Geschichte (Wilken, Raumer, Ranke), Geographie (K. Ritter), Philologie (Boeckh, Lachmann), Philosophie (Hegel) und Naturwissenschaft (A. von Humboldt) belehrt, wollen wir den Schluß hervorheben, der die Wahl des Jahres 1840 als Abschluß des Werkes rechtfertigt:

Eine reiche, geistige Entwickelung war mit dem Jahr oder ums Jahr 1840 zu Ende. Das Bewußtsein, daß eine neue Zeit im Anzuge sei, regte sich allgemein. Während gerade im Hinblick auf die großen Verluste, die man in den dreißiger Jahren erlitt, bei vielen das Gefühl der Vereinsamung und Trostlosigkeit Platz griff, herrschte bei andern die Ueberzeugung vor, daß die neue Zeit . . . die größere sein müsse. Ziemlich allgemein war die Sehnsucht nach einer Wendung in der Politik. . . . Die meisten harrten auf den Kronprinzen als auf einen Retter. . . . Aber gerade das persönliche Element, das in der Geistesgeschichte Berlins von 1688—1840 so merkwürdig hervortritt, die directe Beeinflussung des Geisteslebens und der Stadtentwickelung durch König und Hof geht mit dem Jahre 1840 zu Ende. . . . Die Stadt wurde zu groß, der geistigen Bestrebungen waren zu viele, als daß von einer Stelle aus eine für alle gültige Einwirkung hätte geübt werden können . . . Der Zuzug von außen, die politische Selbständigkeit zerstörte den bisher vorhandenen Pietätszug zwischen der Bevölkerung der Hauptstadt und ihrem Monarchen. Nur die Generation, die mit ihrem König gelitten und im Verein mit ihm gesiegt hatte, pries ihn als Erretter und betrachtete ihn als Vater.

Zum Schluß wollen wir ausdrücklich anerkennen, daß der Druck des Werkes fast durchgängig correct, die Ausstattung vornehm ist. Möchte Geiger viele Leser finden; tragen diese Zeilen dazu bei, so mag er darin den Dank ihres Verfassers für den Genuß finden, den ihm die Lektüre seines Werkes bereitet hat. Horst Kohl.

Die Anfänge der Kunst.

Auch auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß uns alles Philosophiren über Wesen, Entstehung und Wirkung der Dinge nicht fördert, wenn es nicht auf einer möglichst umfassenden und eindringenden Kenntniß der Dinge selber beruht. Kunstgeschichte und Kunstphilosophie sind bisjetzt zwei so gut wie getrennte Gebiete gewesen. Die Kunstgeschichte hat sich um Feststellung und Ordnung der Thatsachen bemüht, die Kunstphilosophie hat, gewöhnlich sich anlehnend an irgendein philosophisches System, von diesem aus ästhetische Schöpfung und Wirkung zu erklären gesucht. Beide einander zu nähern, womöglich zu vereinigen und

so zu einer doppelt gesicherten Erkenntniß zu gelangen, bei der sich eins auf das andere stützen wird, das ist die Aufgabe, vor der die Kunstwissenschaft jetzt steht.

Einen wichtigen Schritt zur Lösung dieser Aufgabe thut das Buch von Ernst Grosse: „Die Anfänge der Kunst".*) Es ist ja längst keine Frage mehr, daß uns bei allen Erscheinungen des Natur- wie des Culturlebens die sicherste Antwort über das Wesen der Dinge dann wird, wenn wir die Dinge in ihren einfachsten, ursprünglichsten Formen aufsuchen. Der Verfasser der „Anfänge der Kunst" hat sich dieser wichtigen Aufgabe zum erstenmal gründlich für die Thatsachen des ästhetischen Lebens unterzogen. Er hat eine große Zahl ethnologischer Arbeiten und glaubwürdiger Reiseberichte für seinen Zweck durchgearbeitet und gibt nun eine sorgfältige Darstellung der verschiedenen künstlerischen Lebensäußerungen primitiver Völker, untersucht diese Erscheinungen nach Herkunft und Zweck und kommt dabei zu wichtigen Ergebnissen für das Seelenleben primitiver Menschen und für das wesentliche der künstlerischen Thätigkeit des Menschen überhaupt. Den Hauptinhalt seines Buches bilden die Kapitel fünf bis zehn, worin der Reihe nach Kosmetik, Ornamentik, Bildnerei, Tanz, Poesie und Musik behandelt werden; allgemeinern Inhalts sind die vier einleitenden Kapitel „Ueber das Ziel der Kunstwissenschaft", den „Weg der Kunstwissenschaft", den „Begriff der primitiven Völker" und „Ueber das Wesen und die Eintheilung der Kunst" und endlich das Schlußkapitel. Der Werth des Buches liegt namentlich in den Einzeldarstellungen der verschiedenen Künste; von ihnen soll deshalb auch hier zunächst die Rede sein, freilich muß vorher Klarheit über die Frage geschafft werden: was sind primitive Völker?

Wie sich im Leben des Einzelnen Körper und Geist miteinander entwickeln, so daß der Körper die Grundlage für die Gesammtthätigkeit bildet, so wachsen auch im Leben eines Volkes materielle und geistige Cultur miteinander, so daß die geistige von der materiellen im ganzen abhängig ist. Da nun die materielle Cultur eines Volkes ihren deutlichsten Ausdruck in der Wirthschaftsform findet, mit deren Hülfe es sich ernährt, so haben wir primitive Geistescultur überall da zu suchen, wo die primitivste Wirthschaftsform, die wir kennen, herrscht; die primitivste menschliche Wirthschaftsform aber ist die, daß sich der einzelne als Jäger oder Pflanzensammler seine Nahrung verschafft. Die Stämme, die weder Ackerbau noch Viehzucht, geschweige denn Geldwirthschaft oder gar Creditwirthschaft kennen, die ihre Nahrung planlos der Natur abjagen, können wir als primitiv bezeichnen, und von ihrer Kunst allein handelt auch das Buch Grosse's. In Europa gibt es solche Völker nicht mehr, in Asien gehören nur die Mincopie auf den Andamanen zwischen Vorder- und Hinterindien dazu, in Afrika die Buschmänner der Kalahariwüste, in Amerika im äußersten Norden die Eskimos und im äußersten Süden die Feuerländer, außerdem der brasilianische Stamm der Botokuden, in größerm Umfange endlich ist primitive Cultur in dem zuletzt entdeckten Erdtheil, in Australien, vertreten: der australische Busch hat für Grosse die meisten und die lehrreichsten Beispiele geliefert.

Bei einer zusammenfassenden Betrachtung alles dessen, was als künstlerische Thätigkeit der genannten Völker gelten muß, fällt vor allen Dingen die große Uebereinstimmung auf, die zwischen ihnen allen herrscht. Besonders springt sie in die Augen, wenn man die verschiedenen Formen des Körperschmuckes dieser Stämme betrachtet. Dahin gehört zunächst die Sitte, in allen Augenblicken erhöhten Lebensgefühles, im Kampfe, beim Feste, beim Tanze, auch bei der Trauer, mit bemaltem Körper zu erscheinen. Der Farben, die dazu verwendet werden, sind nicht viel. Ueberall beliebt ist roth, dessen ästhetische Wirkung theils auf starkem unmittelbaren Reiz, theils auf der Association mit der Farbe des Blutes beruht, und rothe Farbstoffe finden sich fast überall, mag sie nun rother Ocker oder irgendein Pflanzenstoff liefern; der ursprünglichste Farbstoff, womit sich der Mensch bemalt hat, war wol das Blut des erlegten Thieres oder Feindes. Aber auch gelb, weiß und schwarz werden oft verwendet. Mit der Zeit hat der Wunsch, einen Schmuck wie diese Bemalung dauernd zu tragen, die dunkeln primitiven Völker dazu geführt, sich den Leib mit Narben zu zeichnen, die hellen, ihre Haut zu tätowiren, d. h. einen dunkeln Farbstoff (es ist meist pulverisirte Kohle) unter die Haut einzuführen: ist die Entzündung geheilt, so erscheint die eingestochene Zeichnung in tief blauer Farbe. Auch ihrem Haar geben die meisten Stämme, einem ästhetischen Triebe folgend, bestimmte absonderliche Formen. Neben diesen festen Schmuck tritt aber dann wieder für besondere Gelegenheiten ein neuer beweglicher. Alle Jägervölker, die Eskimos ausgenommen, kennen die Stirnbinde, fast alle benutzen den bequemen Schmuckträger, den Hals, und behängen ihn mit Schnüren und Ketten, Geflechten und Bändern, und dasselbe thun sie mit den Hüften. Eine letzte Stufe primitiven Schmuckes endlich wird dadurch erreicht, daß diese Gehänge zu alltäglichem Schmuck herabsinken und nun in Stunden erhöhten Lebensbewußtseins wieder besonders verziert werden: alles was glänzt, glänzende Muscheln und Steine, glänzende Zähne und Perlen befestigt der primitive Mensch dann am liebsten in seinen Schnüren und Bändern.

Was ist der Grund, was der Zweck dieses Körperschmuckes? Hat er überhaupt einen Zweck? Oder ist er etwas „rein" ästhetisches? Er hat den Zweck, der aller Kunst innewohnt, dem Bedürfniß des Menschen nach einem Mehr zu genügen, sei das nun ein körperliches oder ein geistiges Mehr. Erhöhtes Lebensgefühl dringt auf erhöhte Aeußerung: diesem Triebe entspringt die Kunst,

*) Die Anfänge der Kunst. Von Ernst Grosse. Freiburg i. Br. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1894. Gr. 8. 6 M.

entspringen die Künste, dank ihm ist die Kunst zur Erzieherin der Menschheit geworden. Es thut der Richtigkeit dieser Erkenntniß keinen Abbruch, wenn wir sehen, daß sich dieses Mehr im einzelnen bald als ein Furchtbarerwerden für den Feind, bald als ein Angenehmerwerden für das andere Geschlecht darstellt, oder daß später diesem Triebe entsprungene Körperzeichnungen geistig verwerthet werden, etwa zur Unterscheidung von Stämmen: das erste ist überall der in freudigem Hochgefühl oder im Verlangen wurzelnde Trieb nach einem Mehrsein als das gewöhnliche Sein ist. Das in seiner Ganzheit gefühlte innere Leben ist stärker als seine körperlichen oder geistigen Formen und erhöht nun diese Formen, um das Gleichgewicht herzustellen. Das ist es, was uns die früheste Kunst des Menschen, die Kosmetik, über das Wesen der Kunst in ihren Anfängen sagt, und die übrigen Künste der primitiven Völker bestätigen es, am wenigsten deutlich Ornamentik und Bildnerei, weil sie am meisten mit andern Zwecken verknüpft erscheinen und in ihnen mehr eine nur intellectuelle Kraft, nicht die centrale Lebenskraft schöpferisch ist, dafür desto entschiedener Tanz, Poesie und Musik.

„Der primitive Tanz ist der unmittelbarste, vollkommenste und wirkungsmächtigste Ausdruck der primitiven ästhetischen Gefühle." Ueberall erscheint er auf dieser untersten Culturstufe eng vereinigt mit Poesie und Musik; das verbindende Princip dieser drei Künste ist der Rhythmus. Von Spencer stammt die feine Beobachtung, daß jede stärkere Gemüthserregung die Tendenz zeigt, sich in rhythmischen Körperbewegungen zu äußern, und Gurney hat das metaphorische Wort gewagt, daß jede Gemüthsbewegung schon an und für sich rhythmisch sei; sicherlich ist der vollkommenste Ausdruck, den der Mensch seinem innerlich gesteigerten Leben geben kann, der, daß er möglichst als Ganzes rhythmisch thätig ist, d. h. daß er zugleich singt und tanzt. Religiöse Feste, ein Friedensschluß oder eine Friedensversicherung zwischen zwei Stämmen, die Weihe der Knaben zu Männern, der Auszug zum Kampfe, aber auch die Reife einer Frucht, der Beginn der Austernfischerei, eine glückliche Jagd sind wichtigere Ereignisse des australischen Lebens: sie alle pflegen mit einem Tanze gefeiert zu werden. Tanz ohne Musik ist bei primitiven Menschen undenkbar; nimmt auch der denkende Geist an dieser erhöhten Lebensäußerung bei einer derartigen festlichen Gelegenheit theil, so kann das kaum anders als in der Aussprache eines Gedankens geschehen, der sich unmittelbar aus dem Anlaß des Tages ergibt: durch Musik und Tanz werden die Worte unter das Joch des Rhythmus gezwängt, die Musik zwängt sie zugleich in den Gang ihrer Melodie, und die Poesie reicht der Musik und dem Tanz die Hand zum Bunde. So improvisiren z. B. die Botokuden am Abend nach einer glücklichen Jagd tanzend Gesänge wie: „Heute hatten wir gute Jagd; wir tödteten ein Thier; jetzt haben wir zu essen; Fleisch ist gut; Branntwein ist gut" oder nach einem Siege stimmen sie etwa auf den Anführer der Bande kurz und gut den Lobgesang an: „Der Häuptling hat keine Furcht" und wiederholen ihn so oft, bis dem schaffenden Triebe Genüge geschehen ist und eine allmähliche Beruhigung der gesteigerten Lebensthätigkeit eintritt — eine primitive Vorstufe der aristotelischen Katharsis.

Es ist unmöglich, auf wenigen Seiten einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Grosse'schen Buches zu geben. Wie treffend der Verfasser im einzelnen scheidet und ordnet, wie sorgfältig er auch versteckte Nebenwurzeln des ästhetischen Schaffenstriebes bloßlegt und wie hübsch es ihm gelingt, den Zusammenhang der ästhetischen mit der materiellen Cultur darzulegen — wer sich von alledem überzeugen will, der nehme das Buch selbst zur Hand; es liest sich leicht. Die vielen polemischen Stellen (in denen sogar wissenschaftliche Tiraden begegnen wie „die Existenzberechtigung der Kunstkritik soll durchaus nicht angetastet werden; aber das wissenschaftliche Löwenfell, mit dem sie sich zu schmücken pflegt, muß man ihr über die Ohren ziehen") wird mancher etwas kürzer und bescheidener gefaßt wünschen, zumal da der Verfasser in den einleitenden allgemeinen Kapiteln seines Buches doch auch mehrfach Anlaß zu Widerspruch gibt. Hier sei nur auf einen Punkt hingewiesen.

Grosse unterscheidet eine individuelle und eine sociale „Form" der Kunstwissenschaft. Bei jener handle es sich darum, eine künstlerische Schöpfung zu erklären als das gesetzmäßige Product einer unter gewissen Bedingungen arbeitenden künstlerischen Individualität, bei dieser „kann es sich nur darum handeln, den Gesammtcharakter räumlich und zeitlich ausgedehnter Kunstgruppen auf den Charakter eines ganzen Volkes oder einer ganzen Zeit zurückzuführen. Während die erste Form des Problems psychologisch ist, ist die zweite sociologisch". „Die individuelle Form des kunstwissenschaftlichen Problems ist nur für eine kleine Minderheit von Fällen, die sämmtlich den letzten Jahrhunderten angehören, lösbar", und diese unglückliche Thatsache liegt nach Grosse's Ansicht an dem bösen Zufall, daß uns nur aus diesen Jahrhunderten genügende Thatsachen aus dem Leben der Künstler bekannt sind. Daß dem gelehrten Verfasser bei all seiner Kenntniß der primitiven Kunst nicht der Gedanke gekommen ist, daß auf einer niedrigen Culturstufe von Individualität so gut wie gar nicht die Rede sein kann! Geistige Individuen treten im Leben einer Nation erst dann deutlich hervor, wenn die Mannichfaltigkeit der Cultur eine gewisse Höhe erreicht hat. Primitive Cultur hat annähernd gleichen geistigen Inhalt bei allen ihren Individuen zur Folge, entwickelte Cultur verschiedenen. Also nicht an der Ueberlieferung, sondern an der Geschichte selber liegt es, daß wir uns begnügen müssen, auf niedrigen Culturstufen die allgemeine geistige oder künstlerische Signatur festzustellen; das Fehlen persönlicher Ueberlieferungen kommt hinzu, ist aber nicht der eigentliche Grund. Die Aufgabe der Kunstwissenschaft ist auch für

jene Frühzeit schon psychologischer Natur, nur daß bei der einheitlichen Urcultur auch eine einheitliche psychische Verfassung der Individuen festzustellen ist, während in Zeiten hoch entwickelter Cultur die psychische Entwickelung und Art eines jeden ein eigenthümliches Ding für sich geworden ist, je nach den Bestandtheilen, die er aus der Masse des von der Nation erarbeiteten Culturstoffes ererbt und ergriffen hat. Um Zeugnisse für die Undenkbarkeit „der individuellen Form des kunstwissenschaftlichen Problems" aus frühern Jahrhunderten anzuführen, fragt Grosse in einem Athem: „Wer war Wolfram von Eschenbach? Wer war der Dichter des Nibelungenliedes?" Nun in der That, wir wissen wenig aus Wolfram's äußerm Leben zu berichten, aber ist er deshalb für uns keine künstlerische Individualität? Hat uns nicht die Kenntniß seiner französischen Vorlage zu einem sichern Urtheil über seine eigene Art verholfen? Hebt sich nicht seine Sprache, die Sprache seiner Epen wie die seiner Lyrik, wo man sie nur greift, plastisch heraus aus der conventionellen Sprache der Zeit und kräftig ab von der individuellen Sprache anderer eigenthümlicher Geister jener Jahre, z. B. Gottfried's von Straßburg? Ist das für eine individuelle Behandlung des kunstwissenschaftlichen Problems nicht hundertmal so wichtig, als wenn wir zwanzig, dreißig Urkundenzeugnisse über Wolfram hätten, als wenn wir Tag und Stunde seiner Geburt und seines Todes und was weiß ich sonst alles für Personalien von ihm zu erzählen hätten? Ganz anders der Dichter des Nibelungenliedes. Das Volksepos gehört einer Zeit und einer Cultur an, wo der einzelne nichts vor dem andern voraus hat. Weder Inhalt noch Form sind hier Eigenthum irgendeiner künstlerischen Individualität. Was wäre denn nun gar der Kunstgeschichte hier damit gedient, wenn wir so und so viele Daten aus dem Leben eines oder des andern Recitators oder auch eines jener letzten Redactoren des Liedes hätten? Nicht viel mehr als damit, wenn uns Grosse die Lebensgeschichte eines Mincopie erzählen wollte, der doch nichts anderes singt, als alle andern Mincopie.

Derartiges gäbe es manches in den einleitenden Kapiteln der „Anfänge der Kunst" zurechtzurücken, und man kann sagen, das Buch wäre mehr, wenn es diese Kapitel nicht enthielte. Trotzdem bleibt es eine wichtige und interessante Arbeit.

Rudolf Wustmann.

Unterhaltungsliteratur.

1. Belladonna. Drei Novellen von Rudolph Stratz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 1 M.
2. Die Thierbändigerin. Novelle von Fedor von Zobeltitz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 1 M.
3. Assuntas Schatz. Novelle von Adolf Gerstmann. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1895. 12. 3 M.
4. Kleine Lebensbilder. Geschichten von Hermine Villinger. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1895. 12. 3 M. 60 Pf.

Rudolph Stratz bietet uns in einem kleinen Bändchen unter dem Titel: „Belladonna" (Nr. 1) drei kleine Erzählungen von einheitlichem, stilistischen Gepräge. Stratz schreibt im flotten Plaudertone anspruchslose Erzählungen, deren Reiz im Abenteuerlichen des Stoffes besteht. Die Charakteristik der Personen ist skizzenhaft; psychologische Vertiefung der Conflicte, eingehende Motivirung werden absichtlich nicht versucht. Wir erhalten das Material, den Rohstoff zu einer Novelle, nicht die Novelle selbst. Immerhin ist die Gruppirung des Stoffes geschickt, die Art des Vortrages anziehend genug, um zu unterhalten. In der ersten Novelle wird uns ein Abenteuer erzählt, das ein Orientreisender mit einer pikanten russischen Gaunerin besteht, in der zweiten das Erlebniß, das einen leichtsinnigen Offizier nach Afrika führt und in der dritten endlich das Schicksal eines nicht weniger leichtsinnigen Lieutenants, der die Gunst einer Frau dadurch verscherzt, daß er den Rennpreis, den er aus ihrer Hand empfangen, versetzt, um Spielschulden mit dem Erlös zu begleichen: gewiß alles Stoffe von geringem Interesse! Da aber der Ton der Kreise, in denen die Erzählung spielt, namentlich der der Offizierskreise gut getroffen ist, liest sich das kleine Buch recht angenehm.

In derselben Ausstattung, wie die Geschichten von Rudolph Stratz liegt eine Novelle: „Die Thierbändigerin" von Fedor von Zobeltitz (Nr. 2) vor. Der anspruchsvolle Titel Novelle deckt eine sensationelle Circusgeschichte, die auf Corsica spielt. Sie ist flott erzählt, kommt aber über das stoffliche Interesse nirgends hinaus. Im Mittelpunkt der Erzählung steht das Schicksal eines Deutschen, der der Fremdenlegion entflohen ist und im Bunde mit einem jungen Mädchen, einer angehenden Löwenbändigerin, ein trauriges Ende in den Bergen findet, in die er vor seinen Verfolgern flüchten muß. Mit Interesse liest man, was aus der Schule der „Dompteure" geplaudert wird.

Von etwas schwererm Kaliber als die beiden vorgenannten Büchlein ist Adolf Gerstmann's Novelle: „Assuntas Schatz" (Nr. 3). Die Scenerie dieser Novelle bildet der Flecken Luino am Lago Maggiore. Dort haust in dem Heime ihres Onkels, Domenico Tessa, Assunta, eine glutäugige Schöne, die bisher allen Werbungen der auf Freiersfüßen gehenden Burschen widerstanden hat. Ein Zufall führt Assunta mit einem deutschen Ingenieur, Carlo Springer, zusammen. Zwischen beiden entwickelt sich eine harmlose Freundschaft; wenigstens betrachtet der Deutsche das Verhältniß mit Assunta in diesem Lichte, während Assunta aus dem Scherz Ernst macht und ihr

ganzes Glück auf die eine Karte, die Liebe des Deutschen, setzt. Im Vertrauen auf diese Liebe weist sie einem Bewerber, der unter Springer's Leitung arbeitet, einem rohen leidenschaftlichen Gesellen, mit kränkendem Worte die Thür. Der Beleidigte beschließt Rache an dem verhaßten Deutschen, dem vermeintlichen Nebenbuhler, zu nehmen. Er sägt eine schwache Holzbrücke, die der Ingenieur betreten muß, an — ein Racheact, den wir in letzter Zeit in dieser Form recht häufig im Roman und Drama finden. Die Unthat gelingt; der Ingenieur stürzt in die Tiefe und wird auf Assunta's Hülferuf, die den Ingenieur zu einer letzten Aussprache aufgesucht hat, als halbtodt herausbefördert. Der hingebenden Pflege Assunta's, die allen Groll gegen den Mann vergißt, der sie, wie sie meint, betrogen hat, gelingt es den Deutschen vom Tode zu retten und zum Lohne wird ihr Hand und Herz des dankbaren Mannes. In der flott geschriebenen, wenn auch etwas breit ausgeführten Novelle fesselt besonders die Entwickelung im Charakter Assunta's. Aus ihrer heißen, begehrenden Liebe wächst in der Hingebung an den, der sie, wie sie meint, schnöde verschmäht hat, eine sich selbst vergessende Liebe, deren Zauber sich das Herz des Deutschen leicht und willig erschließt. Der Verfasser bemüht sich sichtlich, die seelischen Processe ausführlich darzustellen und wird vielleicht noch den Weg finden, sie mehr aus sich heraus entwickeln zu lassen, als sie aus der Ferne zu betrachten. In der vorliegenden Novelle verräth sich wenig ursprüngliches Talent, aber eine fleißige Schulung an guten Mustern, unter denen Paul Heyse die erste Stelle einnehmen dürfte.

Mit wachsendem Behagen und mit dem Bewußtsein, es mit einer Künstlerin zu thun zu haben, vertieft man sich in die Lektüre der „Kleinen Lebensbilder", die uns Hermine Villinger (Nr. 4) in einem starken Bändchen darbietet. Aus den kleinen Skizzen und Erzählungen, die hier zu einem Ganzen zusammengestellt sind, spricht eine kräftige Eigenart, ein liebenswürdiger Humor und eine Wärme des Gemüthes, die ihrer Wirkung auch bei wiederholter Lesung sicher sein dürfen. Hermine Villinger besitzt Persönlichkeit, freilich keine im Sinne moderner Frauenrechtler, im Sinne der auf sich gestellten Ich-Natur, die Denken und Empfinden einseitig individualistisch einschnürt; ihre Persönlichkeit sucht ihre Wurzelfäden in der Allgemeinheit, in Leid und Freud der Mitmenschen und zwar vor allem der Kleinen an Geist und Vermögen, der Unfertigen und Unreifen jeden Alters, sie empfängt von ihnen belebende Kraft und theilt ihnen aus ihrem Eigensten solche mit. Sie ist in der Welt, die sie schildert, so völlig zu Hause, daß man sie selbst darüber völlig vergißt und sich nur an dem erfreut, was sie in objectiver Ferne aus sich herausgestellt hat. Keine Betrachtung, keine Reflexion, die nicht aus der Situation, aus den Charakteren, die sie schildert, herausflösse; kein Hineindrängen der schaffenden Hand! Und darum ein unmittelbares, frisches Wirken des Geschaffenen, das den Reiz des Selbstschauens im Leser hervorruft. Dieses Erschaute aber ist für die Mehrzahl der Leser eine neue, eigenartige Welt. Hermine Villinger entdeckt; sie entdeckt in ihrem Heimatlande, dem Schwarzwald, in dem Leben der Handwerker und Kleinkrämer, der Kinder und Schulbuben, der Bauern, der Armenhäusler, ja sogar der Insassen eines Gefängnisses. Und immer fühlen wir uns in dieser mannichfaltigen Welt bald heimisch. Selbst das Groteske einer Gefängnißscene befremdet nicht mehr. Der Act selbsteigener Justiz, den hier ein Gewohnheitsvagabund an einem jungen Bettelbruder ausübt, erschließt ohne viele Worte einen Blick in das Herz gewiß vieler, die Leichtsinn und der Fluch und Makel des Gefängnisses alljährlich dem Richter zuführen. Die Tracht Prügel, die der ergraute College dem Anfänger ertheilt, erscheint in den Augen des gutmüthigen Gemeindebüttels als Sühne genug, sie wirkt aber mehr, sie befreit den Knaben von dem Fluche der Vorstrafe — eine Beweisführung von schlagender Kraft zu Gunsten der bedingten Verurtheilung. Der Humor der Scene gemahnt an Shakespeare'sche Einfälle. An Keller erinnert die Geschichte von dem „Töpfer von Kandern". Es ist ein gerechter Töpfer, von ungebrochenem, kindlichem Glauben an sein Talent und an die Sonne des Glückes, die doch einmal aufgehen müsse. Der Reiz der intimen Schilderung kleinstädtischen Lebens ist außerordentlich lebendig. Die derbe, praktische Nachbarin, die sich des phantastischen Töpfers immer wieder erbarmt, mit ihrer Schar von Kindern, die den endlich drohenden Bruch zwischen den Nachbarn hindern, bleiben in freundlicher Erinnerung, echte Bilder deutschen Kleinlebens voll warmen Gemüthes. Von besonderm Reiz ist auch die Erzählung von dem Nothhelfer, einem drolligen Buben, der durch einen klug ersonnenen Streich den von beiden Seiten gewünschten Bund zwischen seinem Vater und einer Witwe zu Stande bringt, die er sich längst gewöhnt hat, als Mutter zu bezeichnen. Aus der langen Reihe der durchweg anmuthigen Erzählungen heben wir noch diejenige hervor, welche die Geschichte einer Verlobung zwischen zwei Armenhäuslern berichtet. Die Erzählungen Hermine Villinger's werden gleich ihren Vorgängern recht bald ihren Platz im deutschen Hause finden und behaupten, vor allem auch deshalb, weil sie ohne Ausnahme einem fröhlichen und erfrischenden Optimismus huldigen.

Leonhard Lier.

5. André Cornélis. Roman von Paul Bourget. Aus dem Französischen von Marie Lauer. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 2 M.
6. Absinth. Roman von M. Corelli. Aus dem Englischen von Adele Berger. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Der unbekannte Wohlthäter. Eine lustige Geschichte von Th. Piening. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 4 M.
8. Unter einsamen Menschen. Novellen von P. G. Heims (Gerhart Walter). Jena, Hermann Costenoble. 1895. 8. 5 M.

9. Verfolgte Phantasie. Roman von Oskar Mysing. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 5 M.

Aus der französischen Literatur liegt uns hier in deutscher Uebersetzung Paul Bourget's Roman „André Cornélis" (Nr. 5) vor, der uns in die besten Jahre seines Verfassers zurückführt. Hier ist Bourget in all und jedem noch nicht so manierirt, affectirt und angekränkelt wie in seinen letzten Werken aus den jüngsten Jahren. Die psychologische Entwickelung in ihrer feinempfundenen Natürlichkeit ist hier wirklich anerkennenswerth, die melancholische Stimmung, die Schwäche und Haltlosigkeit der Figuren sind hier noch erträglich und von lebenswarmem Hauch umflossen. Bourget ist in allem hier noch gesunder, frischer und natürlicher, wenn auch schon Anzeichen eines Verfalls vorhanden sind. „André Cornélis" ist ein psychologisch-analysirender Ich-Roman, in dem uns ein junger Mann, dessen Natur der Hamlet's leise verwandt ist, erzählt, wie er unter eigenen Herzensqualen den Mörder seines Vaters gesucht und schließlich in seinem Stiefvater gefunden habe. Ist die Erzählung bisweilen auch rein stofflich allzu spannend, so enthält sie doch zahlreiche reizvolle und intime Seelenschilderungen, so namentlich in dem Verhältniß des jungen André zu seiner über alles geliebten Mutter, der er jeden Kummer ersparen will. Bourget selbst hat das Buch in seiner Widmung an Taine als eine Studie bezeichnet, die sich am meisten dem künstlerischen Ziel nähert, das er sich gesteckt. Für uns ist es immerhin eins der besten und gesundesten Werke des später allzu beliebt gewordenen und eben ja auch zum jüngsten Akademiker erwählten Verfassers; es läßt sich auch in der vorliegenden Uebersetzung, die bis auf wenige Unebenheiten das Original verständnißvoll und in gutem Deutsch wiedergibt, mit Genuß lesen.

Bedeutend tiefer steht das englische Buch „Absinth" von M. Corelli (Nr. 6), das ebenfalls ein Ich-Roman ist, der auch in Paris spielt, und gleichfalls eine psychologische Bedeutung anstrebt. Aber es ist in wenig Worten: ein echter Schauerroman, der uns mit einem Schlag auf das niedere Niveau der gegenwärtigen englischen Literatur führt. Da ist ein Brautpaar, dessen weiblicher Theil kurz vor der Hochzeit beichtet, sie liebe einen andern. Dieser andere ist ein Geistlicher, der dann plötzlich verschwindet. Sie läuft darauf ihrer Familie weg; ihr Vater tödtet sich vor Kummer und ihr Bräutigam ergibt sich dem Absynthtrinken. Dann trifft er eines Tages den Geistlichen und erdrosselt ihn. Später findet er seine Exbraut als Straßensängerin wieder, erzählt ihr das Schicksal ihres Geliebten und bringt sie dadurch zum Selbstmord. Er aber trinkt weiter Absynth. Schließlich eilt er zu der Cousine seiner einstigen Braut, die ihn liebt, und findet sie gerade — im Sarge liegend. Und er trinkt wieder weiter. Es ist gräßlich, schauerlich und ergreifend! Dennoch finden sich mitten in den Schilderungen dieser ungeheuerlichen Ereignisse verschiedentlich Ansätze zu intimer Seelenzeichnung und zu lebensvollen Darstellungen. Sehr fein und mit modernen Stimmungen und Gedanken erfüllt sind z. B. die Episoden mit dem verbummelten Maler. Aber schnell überwuchert wieder unkünstlerische Unnatur, die dem Ganzen ihren Stempel aufgedrückt hat. Die Uebersetzung ist nicht viel besser als das Buch selbst.

War dies Gericht arg überpfeffert und versalzen, so gerathen wir ins Gegentheil, in die allerdünnste Wassersuppe, wenn wir die sogenannte „lustige Geschichte" des alten hamburger Dialektdichters Th. Piening „Der unbekannte Wohlthäter" (Nr. 7) lesen. Das ist wirklich harmloser als erlaubt ist. Funfzig Seiten davon lassen sich vielleicht ertragen, aber dreihundert sind zu viel; da wird die Flachheit und kindliche Simplicität schließlich einfach widerlich. Es passirt gewiß nichts Unwahres und Unnatürliches und es wird auch alles in einem ungezwungenen, gemüthlichen Plauderton erzählt; aber es ist so endlos, endlos breit und seicht und weitschweifig! Man empfindet eine durstende Sehnsucht nach einem Gedanken, der unsern Verstand bewegt. Das kann eine erfreuliche Lektüre nur für ganz anspruchslose Gemüther sein.

Ebenso harmlos, nur dazu noch unnatürlich, sind die Geschichten, die P. G. Heims unter dem Titel: „Unter einsamen Menschen" (Nr. 8) gesammelt hat. Da lebt die gute, alte Zeit mit ihrer guten, alten, schönen Goldschnittpoesie wieder auf. Ewiger Frühling, steter Sonnenschein, alles ein Himmelblau und Rosa. Alle Männer sind jung, hübsch und blond, alle Weiber Engel — das Leben ist doch zu schön! Meist sind es Ich-Erzählungen naivsten Inhalts. Ein junger Mann begegnet irgendwo auf einem Gut, einer Försterei — das will sagen: in der Einsamkeit; daher der Titel! — einem jungen Mädchen. Sie verlieben sich und nach vierzig bis siebzig Seiten, in denen irgendein unübersteigliches Hinderniß sehr schnell überstiegen ist, sind sie glücklich Braut und Bräutigam. Einem wird windelweich dabei zu Muthe. Aber es ist mir unverständlich, daß es deutsche Kritiker gibt, die dem Verfasser dieses Buches Namen wie Mörike und Storm vergleichend zur Seite stellen können.

Wie hoch steht neben solch einem Opus ein Buch wie Oskar Mysing's „Verfolgte Phantasie" (Nr. 9) da. Wie Sudermann's „Es war" schildert auch dieser Roman den seelischen Kampf zwischen Mann und Weib. Jedoch endet es hier mit dem Untergang des Mannes. Und die Herbheit des Ringens wird hier noch dadurch verstärkt, daß der Mann ein hochbegabter Künstler ist, der der Führer einer neuen Malergeneration zu werden verspricht, dessen Genie aber durch die Liebe vergiftet und vernichtet wird. Das Problem ist interessant und lebenswahr in die münchener Ereignisse der allerjüngsten Vergangenheit versetzt, in die Zeit der Kämpfe und ersten Siege der jungen Secessionisten. Eine Menge der Streitpunkte und Theorien, und auch der Ereignisse und Persönlichkeiten

selbst sind theils unverändert, theils leise umgestaltet herübergenommen, und wir erhalten ein lebhaftes Bild des münchener Künstlerlebens und Strebens. Störend wirken einige conventionelle und allzu romanhafte Gestalten und Züge. Hierher zählen wir z. B. die mephistophelisch angehauchte Figur des Malers Aichinger, den gerade die Leute, die er haßt und verdirbt, ganz blind achten und des intimsten Verkehrs für werth halten. Auch mehrere andere Nebenpersonen sind etwas blutlos und schablonenhaft gezeichnet. Dagegen stehen die Helden, der junge geniale Maler, die Hoffnung seiner Genossen, und das Weib, das aus niederm Stande emporgestiegen, durch seine Schönheit und brutale Willenskraft zu Macht gekommen ist, nun die Männer mit ihrer Liebe verdirbt, in plastischer Lebendigkeit vor uns da. Es würde aber den Werth des Romans bedeutend steigern und ihn zur Höhe eines bemerkenswerthen Kunstwerks erheben, wenn die seelischen Regungen und Kämpfe eindringender vertieft und ausgestaltet und zarter und feiner gegliedert wären — ähnlich wie in „Es war" — und ihre Schilderung nicht nur flüchtig auf der Oberfläche geblieben wäre.

Eduard Höber.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott u. s. w. Breslau, Eduard Trewendt. 1895. Gr. 8. Zweite Abtheilung, Lieferung 86, 89. Dritte Abtheilung, Lieferung 25. à 3 M.

Vom „Handwörterbuch der Chemie" sind die Lieferungen 86—89 erschienen, die den Band 13 des großen Werkes fast bis zu Ende führen. Behandelt werden in ihnen Zinn, Zirkonium, Yttrium, die Zinnverbindungen, Wismuth, Wulfram und in sehr ausführlicher Weise Zucker. Durch die großen Arbeiten von Fischer über die Kohlenhydrate, hat dieses ganze Kapitel ein neues Ansehen gewonnen. Aus diesem Grunde mußte das Kapitel „Zucker" in weiterer Weise, als es sonst am Orte gewesen wäre, ausgeführt werden. — Die Lieferung 24 der Physik enthält das Ende vom zweiten Theile des dritten Bandes, und damit den Schluß der Lehre von der Elektricität. Wir befinden uns hier mitten in den Strömungen der neuesten Zeit; die Theorien von Maxwell und Hertz werden dargelegt; aber auch der großen technischen Arbeiten auf dem Gebiete der Elektricität wird, wenn auch in etwas engerer Form, gedacht. — In der Lieferung 25 der dritten Abtheilung der Encyklopädie beginnt ein neues Werk, das auf dem Titel wol fälschlich als Handwörterbuch der Astronomie bezeichnet wird. Das Werk, das unter der Redaction von Professor Dr. W. Valentiner erscheint, enthält in der ersten Lieferung eine allgemeine Einleitung in die Astronomie von Dr. R. Herz, welche etwa bis zu den theoretischen Arbeiten d'Alembert's und Euler's führt. Nach dem ersten Aufsatze zu urtheilen, wird das auf mehrere Bände berechnete Werk kein Wörterbuch, sondern ein Lehrbuch, etwa wie die Physik sein. Es erscheint uns bedauerlich, daß bei einer so interessanten neuen Erscheinung von der Verlagsbuchhandlung kein Prospect mitgetheilt wird, aus dem man die Dispositionen des Herausgebers ersehen kann.

2. Christian Gottfried Ehrenberg. Ein Vertreter deutscher Naturforschung im 19. Jahrhundert. 1795—1876. Nach seinen Reiseberichten, seinem Briefwechsel mit A. von Humboldt, Chamisso, Darwin, von Martius u. a. Familienaufzeichnungen sowie anderm handschriftlichen Material. Von Max Laue. Berlin, Julius Springer. 1895. Gr. 8. 5 M.

Am 19. April waren es 100 Jahre, daß der deutsche Naturforscher Christian Gottfried Ehrenberg zu Delitzsch geboren wurde. Er war einer der Männer, von denen man sagen könnte, daß er der Humboldt'schen Schule entsprossen sei. Wie bei diesem großen Beschützer der Naturwissenschaft, gab auch Ehrenberg sein Wirken als Weltreisender ein interessantes Relief. Fast vergessen sind heutzutage die Untersuchungen Ehrenberg's in den Nilländen und am Rothen Meer, und wir erfahren jetzt aus dem höchst interessanten Buche Laue's, wie großes Unrecht man dadurch dem fleißigen Manne zugefügt hat. Bekannter ist die Reise Ehrenberg's in Gesellschaft Alexander von Humboldt's und des Mineralogen Rose nach Rußland. Ehrenberg's bedeutendste Arbeiten bewegen sich auf dem Gebiete der Mikroskopie. Den kleinsten Lebewesen wandte er während seines Lebens seine Aufmerksamkeit zu, und die wichtigsten Methoden, die dem Mikroskopiker heutzutage etwas Gewöhnliches sind, rühren von ihm her. Wenn auch im Grunde genommen die Ehrenberg'schen Arbeiten recht weit zurückliegen, sodaß ihre Resultate dem Nichtfachmanne gegenwärtig nur noch wenig interessant sind, so weiß uns doch der Verfasser des vorliegenden Buches durchaus zu fesseln. In frischer lebendiger Sprache schildert er das von reichen Erfolgen gekrönte Leben des deutschen Gelehrten.

3. Das Wandern der Pflanzen. Von P. Spelter in Solingen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Heft 214.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. Richter). 1895. Gr. 8. 80 Pf.

Unsere wichtigsten Culturpflanzen, unsere wohlschmeckendsten Früchte sind wie allbekannt die Kinder einer wärmern Sonne. Wie unsere Vorfahren von Sonnenaufgang aus in Europa einwanderten, so sind auch die meisten

der Früchte, die des Menschen Herz erfreuen, von Osten gekommen. Auf 35 Seiten hat der Verfasser eine sehr interessante Zusammenstellung von der Wanderung gegeben, welche die Obstbäume in der Frühzeit unserer Cultur zurückgelegt haben. Er bespricht die Heimat der Getreidearten und das Vaterland des Weinstockes. Sehr ausführlich erzählt er die fast humoristisch anklingende Geschichte von der Einführung der Kartoffel, und schildert die Kämpfe, welche der große Friederich bei dieser Gelegenheit mit seinen Bürgern zu führen hatte:

Kartoffeln, nein, die mag ich nicht;
Sie sind ein neu gemacht Gericht.
Ich laß es gern beim Alten!

sangen sie, und blieben bei ihrer Grütze. Die Broschüre wird Pflanzenkundigen und Pflanzenfreunden viel Freude machen.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Wir haben seit etlichen Jahren stets, wenn wiederum ein neuer Band von „Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich S. Krauß" (Dahrenwurth bei Lunden in Holstein, H. Carstens; Hamburg, G. Kramer) vorlag, auf die außerordentliche Fülle werthvollen Inhalts, in diesem Organ aufgesammelt wird, in d. Bl. hingewiesen. Der junge Wissenschaftszweig der Volkskunde (Folklore), der sich allmählich und unter schweren Kämpfen gegen Vorurtheil und Gelehrtendünkel zu einem selbständigen Fache erhoben hat, gelangt in dieser Zeitschrift nach seiner ganzen erstaunlichen Vielseitigkeit zum Ausdruck, und darum sollte der Reichthum des darin Gebotenen den Anthropologen und Mythologen wie den Philologen, den Geographen wie den Ethnographen, den Historiker, Pädagogen, Culturforscher, Theologen, Philosophen anlocken, zu geschweigen von der engern Gemeinde wirklicher Folkloristen, die sich zum Schutze und Ausbau ihrer Errungenschaften zusammengethan hat und hier in ihren verschiedensten Vertretern Funde niederlegt und Ansichten austauscht. Ein genauer Auszug aus dem überaus mannichfaltigen Inhalte der zweiten Hälfte des fünften Bandes würde hier zu viel Raum beanspruchen, und wir beschränken uns deshalb auf Angabe der wichtigsten Artikel, während wir die, hoffentlich recht zahlreichen Interessenten auf das dem Schlußhefte beigegebene musterhafte und ausführliche Register verweisen: „Bedeutung der Zahl 9"; „Aegyptische Todtenopfer"; „Benennung des Pferdes bei den Indianern"; „Die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und -namen"; „Maisitten am Rhein"; „Biblische Räthsel der Magyaren und Pommern"; „Bienenzauber und -zucht"; „Polnisches Rekrutenlied"; „Die Trunkenheit in der Sprache des Volkes"; „Thierstimmen im Volksmunde"; „Isländisches Normal-Ellenmaß an einer Kirche"; „Sagen von Helgo(land), Herzog Mireeta, Kaiser Friedrich im Kyffhäuser, des Grafen von Oldenburg Trinkhorn, Polyphem, Lenore, der Lebenswurzel, dem Mann im Monde, der wilden Braut, vergrabenen Schätzen"; „Ueber das wissenschaftliche Studium der Naturvölker"; „Vogel-, Sonder- und Geheimsprachen"; „Kopflose Spukgeister"; „Aberglauben verschiedenster Richtung und Herkunft über die Räthsel des menschlichen Daseins und die Geheimnisse der Schöpfung"; „Zauberbräuche mit Blut, Geld, Eiern, Eidechsen u. a."; „Zungenübungen aus (Alt-)Preußen"; „Parallelen zu wandernden weitverbreiteten Liedern und Märchen, sowie Studien über deren Ursprung"; „Eine Besitzergreifung im 17. Jahrhundert"; „«Die Haut (das Fell, den Bast) versaufen» und andere Redeweisen"; „Holsteinische und thüringer Kinderspiele"; „Lösung des Zungenbändchens"; „Bastlösereime"; „Teufelnamen"; „Sprichwörter"; „Vom sogenannten «Bahrrecht»"; dazu endlose kleine Mittheilungen und eine sorgfältige, verläßliche Rubrik „Vom Büchertische". Die umsichtige Redaction von Dr. Fr. S. Krauß in Wien, des besonders in der slawischen Literatur anerkannten Gelehrten hat einen umfänglichen Mitarbeiterkreis um die Fahne der Volkskunde gesammelt, sodaß zu der Gediegenheit noch Vielseitigkeit hinzutritt.

— Längst ist die alte gute Zeit dahin, wo man ein allumfassendes Lexikon sofort nach der Ankündigung fix und fertig im Buchladen erwerben konnte. Und in der That, die Käufer fahren nicht schlecht dabei; denn die ganze Kraft und Umsicht des ausgedehnten Generalstabes, der gegenwärtig die Centralet einer derartigen Unternehmung bildet, kann sich dann stets auf die augenblicklich vorliegenden Abtheilungen concentriren und diese aufs sorgsamste ausstatten. Was wir hier scheinbar im allgemeinen gesagt haben, das wurde uns durch den in die drei neuesten Hefte von Muret's imponirendem „Encyklopädischen Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache" (Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung, Prof. G. Langenscheidt) genommenen genauen Einblick nahegelegt, und jeder, der die außerordentliche Wichtigkeit gediegener englischer und englisch-deutscher Sprachkenntnisse für unser Bildungs- und Verkehrsleben erkannt hat, mag die Nutzanwendung obiger Sätze hier machen und er wird uns beistimmen. Wir haben wiederholt unsere Ansicht über die hohe Bedeutung dieser Riesenleistung auszusprechen Gelegenheit genommen und verzichten darum diesmal bezüglich der 12. bis 14. Lieferung — wir gelangen damit bis tief in den Buchstaben N hinein — aufs Wort; eine solche Leistung, zumal mit einem Träger wie die Firma Langenscheidt und die vielbewährte Methode Toussaint-Langenscheidt, ist über alles Lob erhaben. Wir werden aber nicht verabsäumen, das Publikum auf die weitern rüstigen Fortschritte aufmerksam zu machen, und sobald das Z die Presse verlassen haben wird, soll an der Hand eines reichen authentischen Materials die fesselnde Entstehungsgeschichte dieses an Körper und Geist stetig zunehmenden Buches, das ein echtes Erzeugniß urdeutschen Fleißes und Strebens ist, anschaulich erzählt werden.

— Von A. Hartleben's „Statistischer Tabelle über alle Staaten der Erde" (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag) liegt der dritte Jahrgang 1895 vor (Preis 50 Pf.). Die Tabelle stellt nach den neuesten Angaben für alle Staaten der Erde übersichtlich zusammen: Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absolute und relative Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld) Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Werth der Landesmünzen in deutscher Reichsmark, Gewichte, Längen- und Flächenmaße, Hohlmaße, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigste Orte mit Einwohnerzahl. Dies alles ist in Rubriken neben- und untereinander sehr praktisch auf einer Wandtafel vereinigt, die zum Aufhängen bestimmt ist. — Zum Handgebrauch sind all diese Angaben vereinigt in A. Hartleben's „Kleinem statistischen Taschenbuch über alle Länder der Erde"; zweiter Jahrgang 1895; nach den neuesten Angaben bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Es enthält jene Daten zunächst einzeln für die alphabetisch geordneten Staaten

und gibt dann als Anhang, der auf der Tabelle fehlt, sehr lehrreiche vergleichende Uebersichten über: Größe und Bevölkerung der Erdtheile, die Eisenbahnen der Erde 1888—1892, die Eisenbahnen Europas 1892, die Telegraphenlinien Europas 1892—1893, die Handelsflotten Europas 1893—1894, die Staatsschulden Europas, die Armeen Europas 1894, die Kriegsflotten Europas 1894, die größten Städte der Erde. Das Buch, dem noch leere Blätter für Notizen beigegeben sind, ist zum Nachschlagen äußerst bequem und allen, die es angeht, zu empfehlen.

— „Geschichte der christlichen Malerei." Von Dr. Erich Frantz. Zweiter Theil. (Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung, 1894.) Im Jahre 1887 ließ der Professor an der Universität zu Breslau, Dr. Erich Frantz, den ersten Band eines großangelegten Werkes erscheinen, welcher die Zeit vom Anfang der christlichen Malerei bis zum Schluß der romanischen Epoche umfaßt. Dieser Band enthält 575 Seiten. Die darin hervortretende gründliche Sichtung des vorhandenen Materials, die Autopsie des Verfassers, die Kenntniß der ganzen einschlagenden Literatur, mußten ein günstiges Vorurtheil für den Autor erwecken, und mit großen Erwartungen sahen wir dem zweiten Bande entgegen. Dieser erschien denn endlich 1894 in dem Umfange von 950 Seiten; er umfaßt die Zeit von Giotto bis zur Höhe des neuern Stiles. Hierzu gesellen sich zwei kleinere Bände (erster Theil, 1888; zweiter Theil, 1894), welche, obwol in Buchform, doch meist mit vortrefflicher künstlerischer Wiedergabe die wichtigsten Bilder aus den literarisch behandelten Epochen enthalten. So steht das Ganze denn vollendet da als ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes, fesselnd durch klare Form und warme Empfindung für die Sache. Der Verfasser will sich bei Abfassung einer Kunstgeschichte leiten lassen von „höhern Idealen und einer durch diese bestimmten einheitlich durchgeführten Auffassung". Was er darunter versteht, ist die Weltanschauung und der Lehrbegriff der katholischen Kirche. Wir bezeugen gern, daß der Katholicismus von Dr. Erich Frantz ein milderer ist, als derjenige in jesuitischen Schriften verwandten Inhalts, gleichwol bleibt zwischen den Urtheilen protestantischer Kunstkritiker und denjenigen von Frantz noch eine Kluft. Principielle Verschiedenheiten wirken halb bewußt, halb unbewußt auf das Urtheil der Kritiker in allen Künsten ein; eine sogenannte kritische oder ästhetische Objectivität gibt es eben nicht, weil sie nicht vorhanden sein kann und Dr. Erich Frantz vertritt im großen und ganzen jene Kunstanschauung, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts in der Schule der sogenannten Nazarener zum Ausdruck kam. Einige Beispiele dafür mögen die Richtung des Verfassers kennzeichnen. So z. B. sagt er über Rafael's „Grablegung" unter anderm Folgendes: „Für das erhabene Problem, die von ihrem Sohn, mit dem sie Eins ist, im Opfer für das Heil der Welt Abschied nehmenden Gottesmutter, scheint Rafael kaum Verständniß besessen zu haben." Die „Madonna della Sedia" drückt „das innige Verhältniß zwischen Mutter und Kind aus und kann aber auf Höheres keinen begründeten Anspruch machen". In Bezug auf die „Schule von Athen" sagt Frantz: „Schon unter Julius II. erhob sich starke Reaction gegen den Platonismus, weil die Quelle des Heils nicht in Plato's Akademie, sondern in der Offenbarung entspringe; nicht Plato und Aristoteles, sondern Petrus und Paulus sind die berufenen Führer zum Heil. Rafael hat in diesem Werke das Ideal der Neuplatoniker, die Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen, verkörpert." Aus den Frantz'schen Urtheilen über Michel Angelo heben wir folgende hervor: „Michel Angelo's schonungslose Hand zerstörte die ehrwürdige, so lange von der Kirche genährte Ikonographie und Formsprache christlicher Malerei, indem er Titanenkräfte des Heidenthums entfesselte und in starrem Subjectivismus die Festfeier und Sabbatsstille, das Gebet, die holde Andacht und Huldigung christlicher Kunstformen aus dem Gotteshaus verbannte." „Michel Angelo hängt lauter von heroischer Kraftfülle strotzende, wie aus Stein gemeißelte Figuren in der Luft auf, ohne irgendwie anzudeuten, wie diese centnerschweren Körper sich dort zu behaupten vermögen." Diese Verschiedenheit in der Beurtheilung von Kunstwerken erklärt sich aus den verschiedenen Vorstellungen, welche der Katholik und der Protestant mit den Begriffen „christlich" und „kirchlich" verbindet. Für den Katholiken existirt das Christliche nur in der kirchlichen und zwar römisch-kirchlichen Form; für den Protestanten ist das Christliche auch da noch, zuweilen sogar noch mehr vorhanden, wo es nicht in den kirchlichen Formen erscheint. Es ist ein Glück für unsere Kritik, daß sie sich bei der Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst dieses Unterschiedes bewußt ist; es ist aber ein großer Mangel an der Kritik unserer literarischen Kunstwerke, daß man sich des (meist unbewußten) Einflusses nicht bewußt ist, welchen die anerzogene Confession auf die meisten Autoren und Kritiker ausübt.

Bibliographie.

Bender, H., Buch der Sprüche. Zürich, Cäsar Schmidt. 8.

— — Der neue Don Quixote. Zürich, Cäsar Schmidt. 8.

Berkeley, Ch. de, Die alte Geschichte. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 21 und 22.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Burckhard, M., Aesthetik und Socialwissenschaft. Drei Aufsätze. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Chuquet, A., Der Krieg 1870—71. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase). Gr. 8. 3 M.

Die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck am 1. April 1895. Herausgegeben vom Ausschuß der deutschen Studentenschaft. Berlin, Julius Becker. 4. 1 M.

Dincklage-Campe, F. Freiherr v., Kriegs-Erinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. 1. Lieferung. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 4. 50 Pf.

Förster-Nietzsche, Elisabeth, Das Leben Friedrich Nietzsche's. Erster Band. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 9 M.

Greinz, R. H., Die schöne Susi. 2. Auflage. Leipzig, August Schupp. 8. 80 Pf.

Hohenhausen, E. v., Berühmte Liebespaare. Zweite Auflage. Leipzig, Walther Fiedler. Gr. 8. 4 M.

Hülter, C., Aus einem Mai und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Jentzsch, F., Lebensbilder aus China. Schilderungen von Land und Leuten. Berlin, Deutsche Evang. Buch- und Tractat-Gesellschaft. 8. 60 Pf.

Linke, O., Endymion. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 12. 1 M.

Merkens, H. Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Zweiter Band. Jena, Hermann Costenoble. 8. 3 M.

Neudrucke deutscher Literaturwerke. Nr. 135—138. Angelus Silesius' Cherubinischer Wandersmann. Herausgegeben von Georg Ellinger. Halle a./S., Max Niemeyer. 8. 2 M. 40 Pf.

Papke, Käthe, Auf römischem Boden. Eine Erzählung aus der Zeit der Christenverfolgung unter dem Kaiser Domitian. Berlin, Deutsche Evangel. Buch- und Traetat-Gesellschaft. 8. 1 M. 50 Pf.

Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Schulausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Trudjen, M., Friede. Amsterdam, Aug. Dieckmann. 8. 80 Pf.

Vogel, K., Die französische Republik bis 1895. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Vögtlin, A., Heilige Menschen. Novellen. Leipzig, H. Haessel. 8. 3 M.

Wereschtschagin, W., Vom Kriegsschauplatze in Asien und Europa. Berlin, Karl Siegismund. 8. 2 M. 25 Pf.

Westenholz, F. P. v., Blaubart. Lustspiel in zwei Aufzügen. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 8. 1 M.

— — Die Tragik in Shakespeare's Coriolanus. Eine Studie. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). Gr. 8. 50 Pf.

— — Sein Geheimniß. Schwank in einem Aufzug. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 8. 60 Pf.

Wolf, C., Geschichten aus Tirol. Zweite Sammlung. Innsbruck, A. Edlinger. 8. Geh. 3 M. 20 Pf.

Wothe, Anny, Wohin? Ein praktischer Rathgeber für alle Reiselustigen. Leipzig, Adolf Mahn's Verlag. Gr. 8. Geh. 2 M.

Zitkovszky, L. v., Die Kaiserin. Drama. Wien, Carl Konegen. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Taschen-Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache
für den Schul- und Handgebrauch
von
H. Michaelis.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die zehnte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmunde
nach Sinn und Ursprung erläutert
von
Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von
Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.
Geographie und Geschichte der Colonie.
Von **Eric Förster.**

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet ist hier in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch
der
Französischen Sprache
für höhere Mädchenschulen.
Nach den Bestimmungen des Königlich Preußischen Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearbeitet von
Georg Kiet.

Erster Teil. Unterrichtsstoff für die 6. Klasse.
8. Cart. 1 M. 50 Pf.

Der durch seine bereits in dritter Auflage erschienene „Französische Sprechschule" bekannte Verfasser hat dieses neue Lehrbuch streng den neuesten preußischen Bestimmungen angepaßt und ein Unterrichtsmittel geschaffen, das den Anforderungen der modernen Pädagogik voll entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kolonialgeschichten
für die Jugend.
Reich illustrirt.

8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. 3. Aufl. Mit 41 Abb.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. 6. Aufl. Mit 43 Abb.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. 5. Aufl. Mit 54 Abb.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 30 Abb. und 1 Karte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:
Land und Leute
geschildert von
Dr. Berthold Volz.

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.
Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 30. — 25. Juli 1895.

Inhalt: Wilhelm Jensen. Von Karl Busse. — Zur Völker- und Länderkunde. Von Alfred Kirchhoff. — Culturgeschichte aus dem katholischen Gesichtspunkt. Von Horst Kohl. — Neue Romane und Novellen. Von M. Rachel. — Philosophische Schriften. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm Jensen.

Er hätte dort oben bleiben sollen, in Holstein, wo seine Wiege stand, er hätte dem Meere treu bleiben sollen und den nordischen Wäldern, die ihn ständig verjüngt hätten und deren verborgene Schönheit seiner Poesie eine ewig sprudelnde Quelle der Anregung gewesen wäre. Aber er ist nach dem Süden gegangen, nach München und in den Schwarzwald und noch weiter, er ward ein Renegat seiner nordischen Heimat, und das hat sich an seiner Kunst gerächt. Sie hat ihren festbestimmten Charakter, ihr individuelles, ihr locales Gepräge verloren; sie ist nicht schweizerisch wie die Kunst Keller's, nicht westfälisch wie die der Droste, nicht holsteinisch wie die der Storm und Liliencron, sie ist allmählich ein Mischmasch von allem möglichen geworden, und je mehr Jensen producirte, desto verwischter wurden die Umrisse, desto mehr verlor er an Persönlichkeit. Und heute? Ich habe eben seinen neuen Roman *) gelesen. Nun, es ist ein Buch, das man traurig beiseite legt, ein Buch, das ebenso gut nicht fünf, sondern fünfhundert jener Romanschreiber geschrieben haben könnten, die das „Dichten" handwerksmäßig betreiben.

Localismus der Kunst — das ist es, was wir heute fordern, denn Localismus wird auch zugleich Individualismus sein. Der Süden hat für lange Zeit abgeblüht; er hat nicht nur politisch, sondern auch literarisch die Hegemonie an den Norden abgetreten. Schon die Dichter, die König Max nach München berief, waren zum größten Theil Norddeutsche. Aber die Geibel und Heyse, die Bodenstedt und wie sie hießen, verleugneten in ihrer Production ihre Abstammung; sie ließen sich's wohl sein in der sonnigen Schönheit der neuen Heimat; sie lebten sich ein in die alten gangbaren Formen. Was sie schufen, war nicht mehr originell, aber hübsch; sie pflückten von Bäumen, die sich schon erschöpft hatten durch die reichen Gaben vieler Jahrzehnte. Der ganze Charakter dieser süddeutschen Poesie prägt sich natürlich in der subjectivsten Dichtungsart am deutlichsten aus. Und so tritt er uns am schärfsten in der Lyrik entgegen: die süddeutsche ist romantisch-musikalisch, weich und rund mit hellem Grundton, die Vaganten-, Trink- und Ritterpoesie, die eben durch die einseitige Ausbildung des Musikalischen ein Herzenstrost für Componisten ist. Es ist die Lyrik, die in Deutschland mit der Reactionszeit nach 1848 wieder aufzublühen beginnt und bis 1880 fast unumschränkt geherrscht hat, an deren Spitze der „Dichter der Zeit" Emanuel Geibel steht. Es ist ferner aber eine Lyrik, die absolut kein neues Moment in die Dichtung bringt, die ganz im Banne der Vergangenheit steht und die Formen dieser Vergangenheit ausbildet — Formen, die sich nicht als natürliches Gewand ergeben, sondern übernommen sind: Sonett, Ottave rime, Terzine, Hexameter, Ode.

Aber gegen diese süddeutsche Poesie begann allmählich die Opposition. Der Norden regte sich. Er hatte schon einen Vorstoß unternommen in der Droste, er schien eine Zeitlang mit Hebbel siegen zu wollen, er fand schließlich seine Vertreter in Storm und Fontane. Diese norddeutsche Lyrik legte den Ton nicht auf das Musikalische, sondern auf das Charakteristische; sie ist oft spröde und brüchig mit dunkelm, schwerem Grundton, sie ist viel innerlicher, viel realistischer, sie hat etwas Herbsüßes, Verhaltenes, sie sucht sich ihre Formen. Theodor Storm, ihr bedeutendster Vertreter, kennt die obengenannten akademischen Versmaße nicht; er wußte auch, daß ihm die Zukunft gehörte und nicht Geibel.

Und heute? Die junge Bewegung ist durchaus norddeutsch. Fast alle ihre Vertreter entstammen dem Norden. Und gegen wen kämpften sie? Gegen den Süden, gegen die Geibel, Heyse, Bodenstedt. Als Geibel die Augen schloß, hatte er keinen Nachfolger im Geiste unter der literarischen Jugend. Er hat ihn auch heute nicht. Aber als Storm starb, war bereits der Mann da, der direct

*) Die Katze. Roman in zwei Bänden von Wilhelm Jensen. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. 1895. 8. 6 M.

auf seinen Schultern steht und in dem die jungdeutsche Bewegung den Culminationspunkt fand: Detlev von Liliencron. Geibel war ein Abschluß, Storm ein Ausgangspunkt. Und wer die jüngstdeutsche Bewegung kennt, der weiß, daß kein einziger „Gründeutscher" jemals Storm angegriffen hat. Sie jubelten vielmehr alle denjenigen ältern Dichtern zu, die sich ihre Stammeseigenthümlichkeit bewahrt hatten: Keller, der ganz Schweizer; Fontane, der ganz Märker; Storm, der ganz Holste war. Und weshalb? Weil in der jüngstdeutschen Bewegung der Individualismus siegte, der mit dem Localismus der Kunst, mit Decentralisation untrennbar verbunden ist.

Ich habe so weit ausgeholt, um Wilhelm Jensen's Stellung zu kennzeichnen. Er trat auf als Schüler Storm's; im Banne dieses Meisters zeigen ihn seine ersten und besten Schöpfungen. Auch ihm hatte es die Heide angethan und das Meer; auch ihm war es gegeben, kraftvoll die Stimmung beider zu bannen. Wenn die Wellen lang ans Ufer rollten und die Strandgräser rauschten, während droben die Wildgänse zogen und ein grauer, melancholischer Himmel sich darüber spannte, oder auch wenn die Heide blühte und die tausend Immen summten und aus den feinen Blütenröhren kleine Käfer krochen, derweil mit leichtem Schritt ein blondes Heidekind durch all die Blumen wanderte — — dann schlug sein Herz schneller, wie das Storm's. Mit dieser Poesie konnte er entzücken, und der Eindruck, den „Die braune Erica" vor Jahren auf mich machte, hält noch jetzt vor. Und auch auf lyrischem Gebiete schuf er in dieser Art Perlen. Ich nenne nur sein Gedicht „Am ersten Sarg". Allerdings muß doch bemerkt werden, daß er in keiner Weise über seinen Freund und Landsmann hinauskam. Storm war und blieb ihm Muster. Dieselben Mittel wandte er an, um Stimmung zu erregen. Seine Art der Darstellung, sein Stil, der sauber ausgefeilt war, ja selbst die Menschen, die er zeichnete — sie wiesen alle zurück auf den großen Husumer. Man darf allerdings nicht ungerecht sein und Jensen etwa als bloßen Nachahmer bezeichnen. Dazu war er selbst zu stark poetisch veranlagt. Nur daß diese Veranlagung eben von Natur aus der Storm'schen ähnlich war und sich in und an einem gleichen Milieu bildete und entwickelte. Darin liegt für den jüngern Poeten eine gewisse Tragik — die Tragik des Spätgeborenen.

Wenn man von Jensen spricht, ist es üblich, ihn als Meister des „Helldunkels" zu preisen. Mit unvermeidlicher Sicherheit kommt dieser Ausdruck in jeder Besprechung vor. Was besagt er? Nun, daß Jensen es liebt, eine Traumstimmung über einzelne Scenen, oft über ganze Bücher zu breiten. Es wogt ein leichter Nebel und daraus tauchen dann die Gestalten auf, erst in schwachen Conturen, dann in immer schärfern Umrissen, und sie sprechen manchmal wie im Traum und sinken wie im Traum wieder zurück. Es ist eine Stimmung, die ganz nordisch ist, wie sie eben nur der Norden kennt, die Stimmung, wenn sich Tag und Nacht begegnen, Hell und Dunkel vereinen zu jener stillen Dämmerung, wo halbe Gedanken und eine unbestimmte Sehnsucht auf die Reise gehen.

Aber ist das wirklich eine Eigenthümlichkeit Jensen's oder vielmehr nur Jensen's? Haben wir bei Storm nicht dasselbe? Wie sagt doch Erich Schmidt in seinem Aufsatz über den Dichter von „Immensee"? Seine Gestalten tauchen aus der Dämmerung empor und sinken in die Dämmerung zurück.

Diese Zwielichtsstimmung ist also beiden Dichtern eigenthümlich, und sie ist auf den Charakter des Niederdeutschen zurückzuführen. Die Zwiespältigkeit, die sie zur Voraussetzung hat, bildet ein Hauptmerkmal des Norddeutschen. Neben der Klarheit des nüchternen Rechners ist es das Halbdunkel der Mystik, das dem ganzen Stamme eignet. In Kant und Hamann finden wir die Eigenschaften getrennt; in den meisten, z. B. bei dem Gruselhoffmann, vereinigt. Je harmonischer diese Vereinigung ist, desto größer der Dichter.

Realistik und Phantastik in einem sonderbaren Gemisch — das wäre also die deutlichere Umschreibung des Ausdruckes „Helldunkel". Diese Mischung bezeichnete ich als durchaus nordisch. Der Süden kennt die „Schummerstunde" viel weniger. Dort wechseln Licht und Schatten schneller, stoßen härter aneinander. Jensen ward nun ein Renegat des Nordens, konnte sich dem Einfluß des Südens, in dem er lebte, nicht entziehen. Und wir können beobachten, wie allmählich, je älter er wird, aus seinen Dichtungen jene Rembrandt-Beleuchtung verschwindet. Oder vielmehr: sie löst sich auf und das Licht wird heller, der Schatten dunkler; es vereinigt sich nicht mehr zu Einem Ton in der seltsam-sanften Verbindung, sondern steht sich gegensätzlich, jedes zum Extrem emporgeschraubt, gegenüber. Und aus diesem Zusammenstoßen zweier Gegensätze entsteht nun das Bizarre.

Das ist das zweite Stadium des Jensen'schen Entwickelungsganges. Bildlich gesprochen: das „Helldunkel" war einst bei ihm wie bei Storm das einer trauten Dämmerstunde, wurde dann jedoch das einer Nacht, die starke Blitze durchzucken. An Stelle der Resignation trat die Ironie. Ein grotesker Humor machte sich bemerklich. Rudolf von Gottschall hat mit Recht behauptet, dieser Humor sei weniger dem Jean Paul'schen ähnlich, als dem der Tieck, Arnim u. s. w. Er hätte ruhig Th. A. Hoffmann nennen können. Denn dieser Humor ist toll-romantisch, zerrissen, bizarr, darf eigentlich als „Humor" gar nicht bezeichnet werden. Zu dem der Jean Paul, Dickens, Raabe kommt man durch die Resignation; um zu dem der Romantiker und zu dem Jensen's zu gelangen, muß man durch das gerade Gegentheil, durch die Ironie. Der eine vermittelt, der andere reißt auseinander.

Damit sind die zwei großen Entwickelungsphasen gekennzeichnet. In der ersten stoßen wir bei Jensen auf eine Uebereinstimmung mit Storm, die sich bis in die kleinsten Einzelheiten verfolgen läßt. Er hat erstens — um

nur einiges herauszugreifen — die gleichen religiösen Anschauungen. „Doch bleib' der Priester meinem Grabe fern", hatte Storm noch zuletzt gebeten. Jensen unterschreibt das. Wie die Heyse und Spielhagen ist auch er ein Gegner der Kirche und Materialist strengster Observanz. Wie Storm hat er den prächtigen Bürgertrutz, die starke demokratische Ader. Wie Storm hat er die so seltene historische Phantasie, die verklungene Zeiten wieder zu beleben weiß, die nicht moderne Menschen nach berühmten Mustern in alte Costüme steckt, sondern die Menschen eben in ihrer Zeit so wunderbar erfaßt, daß sie uns bei aller Fremdheit köstlich vertraut vorkommen.

Dann kam die Trennung von der Heimat. Jensen fing an, den Rahmen weiter zu spannen, das Gebiet der Novelle zu verlassen, sich dem Roman zuzuwenden. Er schuf ein paar Werke von Bedeutung. Aber nicht weil, sondern trotzdem sie Romane waren. Das Gute daran war die Traumstimmung einzelner Scenen, die eben nur ein echter Dichter zu geben vermochte, war ferner die Art, in der ältere Geschichtsepochen heraufbeschworen wurden, war drittens der condensirte Stil, der wol etwas schwer war, aber von jener Schwere gefüllter Aehren.

Die Fehler dieser Romane? Nun, sie machten sich von Jahr zu Jahr stärker bemerklich. Jensen kann keine Entwickelung darstellen, er ist ein ziemlich unbedeutender Psychologe. Er wurde ferner mehr und mehr theatralisch. Er ließ drittens seine Phantasie auf eine den Gesammteindruck schwer schädigende Weise ausarten.

Ein paar Gruppen von Gestalten, die bei ihm stets wiederkehren, seien hier wenigstens genannt. Von seiner einseitig materialistischen Weltanschauung aus sieht er die Priester in einem bösen Lichte. Sie sind alle Dummköpfe, Heuchler, Salbader, strenge Orthodoxe, ungefähr ebenso wie bei Spielhagen. In seinem Bürgertrutz hat er ferner ein Vorurtheil gegen den Adel, der in seinen Werken recht schlecht fortkommt. Dem Edelmann gegenüber stellt er meistens einen Bürger oder Bauer, der sich durch stille Kraft und Tüchtigkeit eine adelige Dame erringt. Schon der letztere Umstand macht etwas stutzig. Also ist die adelige Dame doch der schönste und größte Preis? Und wenn wir genauer hinsehen, dann finden wir wirklich, daß hinter dieser Abneigung gegen den Adel wie bei Spielhagen doch etwas steckt, das einer heimlichen Verehrung oder auch einem heimlichen Neidgefühl verzweifelt ähnlich sieht. Die tüchtigen „Bürgerlichen" sind auch bei ihm oft illegitime Kinder von Adeligen. Als dritte Kategorie möchte ich die der sinnlichen Weiber bezeichnen, als deren Gegensatz ein mehr oder minder derbes Naturkind figuriren muß.

Ich habe mit Absicht bisher nicht auf den neuen Roman hin exemplificirt. Denn dieser neue Roman, „Die Katze", gehört schon in die dritte Epoche des Jensen'schen Schaffens. Sie unterscheidet sich von den ersten beiden wie Messing von Gold, und es ist ein trübes Kapitel zu dem wir nun kommen. Die „Katze" illustrirt es gut; ihre Besprechung wird gleichzeitig eine Charakterisirung des Jensen's von heute sein.

Ich kann mich über den Roman kurz fassen: es ist eins der kläglichsten Machwerke, die letzthin erschienen sind. Jensen betreibt seit Jahren die Romandichtung en gros. Daß dabei von einer künstlerischen Durchbildung nicht mehr die Rede sein kann, ist klar. Nicht in einem Satze gemahnt „Die Katze" an den Jensen von ehemals. In dieser werthlosen Arbeit ist selbst von der Kunst der Stimmungsmalerei nichts zu spüren. Verschwunden das „Helldunkel" der ersten, verschwunden der schon weniger annehmbare groteske Humor der folgenden Schriften, verschwunden der letzte Hauch einer Persönlichkeit. Conventionell, ohne jeden originellen Zug, in einer Technik, die ziemlich roh ist, macht dieser Roman einen direct zusammengestoppelten Eindruck. Und der Stil? Entweder ist dieses Buch in einer fliegenden Hast zusammengeschrieben — denn anders kann ich es nicht nennen — oder, was wahrscheinlicher sein dürfte, es ist in die Feder dictirt. Dieses papierne, aschgraue Zeitungsdeutsch ist eine Beleidigung des Lesers und Kritikers.

Der Titel ist symbolisch. Eine Katze, die sich einen Singvogel holt, dient zum Ausgangspunkt für eine neue seelische Entwickelung des Helden. Wenn sich diese Symbolik nur auch wirklich durch das ganze Buch zöge! Aber bald tritt eine ganz neue dafür ein. Eine Pflanzenart, die auf andern wuchert, wird als Symbol herangezogen. Kahl und dürr wie die Sprache ist die Charakterisirung der Personen. Jensen hat nur früher von ihm geschaffene Gestalten genommen, sie anders benannt und sie vor allem recht sehr verwässert. Das sinnliche Weib, das diesmal morphiumsüchtig ist; der salbadernde Pfaff; der in sich starke, aus niedern Kreisen hervorgegangene Hauslehrer, der die Freiin, der brave bürgerliche Arzt, der eine andere adelige Dame sich erringt — das alles kennen wir. Aber seit wir diese Menschen nicht sahen, sind sie zu Schatten ihrer selbst geworden.

Zusammengeschrieben nannte ich den Roman. Wer Zeit dazu hat, kann aus den Jensen'schen Werken sich jede einzelne Scene heraussuchen. Mit einer Ungenirtheit, die recht merkwürdig ist, hat sich Jensen selbst abgeschrieben. Da wird geschildert, wie die Freifrau von einem wüthenden Stier verfolgt wird, wie der Hauslehrer sich dazwischen wirft, wie er ihr das Leben rettet. Derselbe wüthende Stier lief schon in dem Roman „In der Fremde" herum, capricirte sich auch damals auf eine Dame, wurde auch damals durch einen jungen Mann abgelenkt, und macht in der „Katze" trotzdem dasselbe Experiment wieder.

Ueber die psychologische Entwickelung des Helden kann ich nicht sprechen, da Jensen sie sich geschenkt hat. Wie schon gesagt, war er nie ein guter Psychologe. Der augenblicklichen Wirkung, der Theatralik zu Liebe, opferte er stets bereitwillig die Wahrheit. Auch Storm hat man wol hier und da Vorwürfe gemacht. Aber der Unter-

schied ist der: das Psychologisch-Schwache bei Storm ist manchmal — nicht immer — die Voraussetzung, auf der er baut. Haben wir ihm diese zugegeben, dann suchen wir vergeblich nach einer Lücke. Bei Jensen klaffen die psychologischen Unmöglichkeiten und Nachlässigkeiten im Aufbau selbst.

Er hat ihm kein Glück gebracht, der Süden. Seine Lyrik hat ihr Bestes verloren dort unten, das Entwickelungsfähige, das nach vorwärts Weisende. In seiner Prosa ging er zurück, als er sich von Storm frei machen wollte und sich dem Roman zuwandte. Er hat mehr versprochen, als er erfüllt hat. Aber man konnte ihm niemals absprechen, was ich ihm vor diesem letzten Roman absprechen mußte: ein Dichter zu sein, der die breite Heerstraße vermied. Noch ein paar solcher Bücher wie die „Katze", und keiner wird Jensen mehr ernst nehmen; noch ein paar solcher Bücher, und was er Gutes geschaffen, wird vergessen sein.

Da liegt ein anderes Werk gerade vor mir. Auf dem Widmungsblatte steht: „Seinem Landsmann Wilhelm Jensen sendet dieses Buch als Gruß aus der Heimat der Verfasser." Der Verfasser aber ist Theodor Storm und das Buch heißt „Aquis submersus". Möge Jensen die alte Kraft und vor allem den alten Fleiß zusammenraffen und bald vergessen machen, daß er Werke geschrieben hat, die seiner selbst und seines großen Freundes so wenig würdig waren wie „Die Katze". Denn sonst werden vielleicht auch über seinem Lebenswerk die vier verhängnißvollen Buchstaben C. P. A. S. stehen, die in der Storm'schen Novelle solche Rollen spielen, werden auch seine Schriften bald verschollen sein Culpa patris, und sein Name für die Nachwelt Aquis Submersus. Karl Busse.

Zur Völker- und Länderkunde.

1. Völkerkunde. Von Professor Dr. F. Ratzel. Zweite Auflage. Zweiter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1895. Gr. 8. Geb. 16 M.

Mit diesem zweiten Band liegt nun die Neubearbeitung von Ratzel's schöner „Völkerkunde" bereits fertig abgeschlossen vor. Er stellt die Negervölker Afrikas und in einer zweiten, noch umfassendern Abtheilung die Culturvölker der drei Erdtheile der „Alten Welt" dar.

Ganz wie wir das in d. Bl. schon bei der Anzeige des ersten Bandes zu rühmen hatten, sind alle die wesentlichen Vorzüge der frühern, dreibändigen, mithin entsprechend kostspieligern Auflage dieser neuen, enger zusammengedrängten bewahrt geblieben. Vor allem erfreut abermals der volle Schatz der kostbaren Bilder, die, bald in Schwarzdrucken, bald als prächtige Farbendrucktafeln, körperliches Aussehen, Tracht, Wohnung und Geräth der geschilderten Völker ganz ausgezeichnet veranschaulichen.

Die inzwischen erzielten Fortschritte der Wissenschaft oder die thatsächlichen Veränderungen, die sich nach Veröffentlichung des Werkes in seiner ersten Gestalt vollzogen haben, erscheinen sorgfältig nachgetragen. Nur selten wird man auf eine kleine Ausnahme von dieser obwaltenden Regel stoßen. So hätte z. B. die Angabe über die Ausbreitung der in ihrem Ursprung so räthselhaften, in ihrer Machtstellung zu den ihnen von Haus aus fremden Negervölkern des westlichen Sudan so bedeutungsvollen Fulbe ein wenig modernisirt werden sollen, denn die Fulbe erreichen seit jüngster Zeit doch nicht mehr „in Adamaua zu beiden Seiten des Benuë" ihre am weitesten nach Süden vorgeschobene Grenze, sondern sind im Binnenland unserer Kamerun-Colonie schon bis ins Flußgebiet des Mbam-Sannaga eingedrungen.

Betreffs des „Litham", des merkwürdigen Gesichtsschleiers der Saharavölker, besonders der Tuareg und Tubu, lehnt Ratzel wol mit Recht die Beziehung dieses auffälligen Costümstückes zu religiösen Zwecken ab. Er meint, dieses Umwinden eines langen, weißen oder blaugefärbten Baumwolltuches zweimal in wagerechter Richtung um den Kopf herum, sodaß vom Gesicht nichts unverhüllt bleibt als die Augengegend, möge wol hauptsächlich die Bestimmung haben, das Gesicht vor dem feinen, Entzündungen erzeugenden Wüstenstaub zu beschirmen. Indessen daneben könnte der „Litham" wol auch wesentlich nützen zur Bewahrung der ausgeathmeten Feuchtigkeit, die, sich in dem Baumwollenstoff auffammelnd, beim Einathmen dem Körper stets wieder zurückgegeben wird, gerade so wie es der „Cache-nez" bei uns im Winter mit der ausgeathmeten Körperwärme besorgt. Gegen den Wüstenstaub wären vor allem die Augen zu schützen, der „Litham" aber wird besonders sorgsam dicht vor den Mund gebunden.

Bei aller Kürzung, die zur Umwandlung des dreibändigen Werkes in ein zweibändiges nöthig war, ist dem Ganzen doch der Reiz einer eingehendern, auch anmuthig zu lesenden Schilderungsweise nicht geraubt worden. Dafür spreche zunächst eine Probe der der Volksbeschreibung gewöhnlich vorausgeschickten Skizzen des von dem Volk bewohnten Landes:

Der Reisende, der auf dem Rothen Meere den Wendekreis hinter sich gelassen hat, sieht eine blaue Mauer mit silbernen Zinnen auftauchen, die scharf nach Norden vorspringt und schroff zu der heißen Küste abfällt. Es ist das Gebirgsland Abessinien, ein reichgegliedertes Land, mit Felsmassiven wie Festungen, deren Wände nur mit Strick und Leiter zu erklimmen sind. Vulkankegel und Dolomitriffe lösen einander ab. Der einzige große Zug und Ruhepunkt ist der achtzig Quadratmeilen große blaue Tanasee, dessen weitere Umgebung, die Landschaft Dembea, seit

dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt des Reiches ist; es ist die bevölkertste und bebauteste Provinz, wo sich wenigstens zur Regenzeit, der Ruhezeit, um den weltlichen und geistlichen Mittelpunkt alles vereinigt, was zu den Obern im Lande gehört.

Es liegt im Bodenbau Abessiniens, daß die wasserreichen Zuflüsse des Atbara und des Blauen Nils nach Westen hinausfließen, während sich nach Osten nur kümmerliche, bald vertrocknende Wasseradern ergießen. Hätte Abessinien solche Wege gen Osten hin, ans Meer, zu den arabischen und indischen Nachbarn! Aber der Zug nach dieser Seite ist so groß, daß Abessinien doch stets mehr von der steilern, dem Meere zugewendeten Ost- als der sanftern West- und Nordseite her aufgesucht worden ist. Nicht nur die asiatischen Beziehungen, sondern selbst die historischen mit Aegypten sind von der Seeseite her angeknüpft und gepflegt worden. Wo sich Abessinien am weitesten in seiner vollen Eigenartigkeit als Hoch- und Gebirgsland nach dem Meere hinausstreckt, da ist die einzige Stelle, wo es sich am längsten den Weg zum Meere offen gehalten hat: in der nordöstlichen Richtung auf Massaua.

Wir fügen dazu eine Stelle aus der allgemeinen Charakteristik der Neger:

Ein kindlicher Zug geht durch den Charakter der Neger und zeigt sich vor allem in der Zwanglosigkeit der Aeußerungen, die wir gewohnt sind, streng zu controliren. Daher treten tiefwurzelnde Fehler bei ihnen unbefangen zu Tage. Zuerst gehört hierzu das Mutterlaster des Lügens. Lüge gilt ihnen kaum für einen Fehler. Zwar wird von einigen Völkern, wie den Madi des obern Nil, gerade die Wahrhaftigkeit gerühmt; aber die Wahrheit an und für sich wird nicht sonderlich hochgehalten. Wer glaubhaft zu lügen versteht, gilt sogar für einen aufgeweckten Gesellen und wird bewundert. Der Sinn für den Unterschied zwischen Mein und Dein schwankt oft ganz bedeutend. Allein von einer Diebischkeit, wie sie die Polynesier den ersten europäischen Besuchern gegenüber bewiesen, ist hier doch keine Rede. Es gibt sehr ehrliche Negerstämme. Von den Wasongara erzählt Wilson: „Jeden Tag kamen sie in Scharen, sahen uns bei der Arbeit zu und sprachen ihre Bewunderung aus über unsere Werkzeuge. In unserm Zelt lagen Kupferdrähte, Nägel und andere Dinge, die die Begehrlichkeit eines Negers reizen; allein, zur Ehre unserer Gastfreunde sei es gesagt, nie wurde uns etwas davon gestohlen.“ Habgier ist ein Hauptlaster der Neger. Die heerdenreichen Kaffern bringen es nicht über sich, ein Rind zu schlachten. Nach einem Besuch bei zwei pockenkranken Adumakindern, die Ballay schon mehrere Tage hindurch gepflegt hatte, bat er die Mutter um ein wenig Wasser zum Waschen seiner Hände. „Was willst du mir dafür bezahlen?“ lautete die Antwort. Das menschliche Leben wird sehr gering geachtet, Mordthaten sind nicht selten. Aber im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß mehr Grausamkeit und Rechtlosigkeit bei den in der Cultur etwas höher stehenden Völkern Afrikas (wie Abessiniern, Nubiern, Galla) zu finden ist, als bei den Negern selbst. Menschenopfer zu religiösen und politisch-religiösen Zwecken kommen bei den Negern vor. Ein Theil von ihnen frißt seine Mitmenschen.

Es ist richtig, wenn man gesagt hat, daß auch bei den Negern selbst die Sittlichkeit im umgekehrten Verhältniß zu der Vollständigkeit der Kleidung zu stehen scheine, so daß die nackt gehenden Stämme, solange sie von fremdem Einfluß unberührt bleiben, die sittlich reinern, die bestgekleideten hingegen, die sittenlosesten sind. Wo die Vielweiberei herrscht, die unmittelbar vom Wohlstand und der gesteigerten Cultur abhängt, steht die Frau natürlich auf einer niedern Stufe und wird eigentlich nur als Besitzthum betrachtet; je mehr Weiber ein Mann hat, desto reicher ist er, um so mehr Grundstücke kann er bebauen. In solchen Ländern sind die Frauen, wie bei uns das Geld, sehr ungleich vertheilt. Es ist, abgesehen von solchen socialen Misverhältnissen, sicher, daß dem Neger eine starke Neigung zur Sinnlichkeit innewohnt; und die verschiedensten Reisenden berichten uns von großen geschlechtlichen Ausschweifungen bei Negervölkern. Dagegen sind unnatürliche Laster angeblich erst durch Fremde verbreitet worden. Die Zahl der Stämme, die Unkenschheit, Ehebruch u. ähnl. hart bestrafen, ist gering.

2. Aegypten und die ägyptische Frage. Von Karl Hron. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt u. Wilisch). 1895. Gr. 8. 4 M.

Ein guter Kenner der Zustände des heutigen Aegypten entrollt uns hier ein Bild dieses uralten Culturlandes im Licht des gegenwärtigen englischen Dominats, erörtert die Mittel und Wege der Entstehung des letztern, um zum Schluß energisch aufzurufen zur Befreiung Aegyptens vom englischen Joch und somit zum Kampf gegen die britische Weltmachtstellung, die ohne die Herrschaft über den Suezweg nach Indien allerdings kaum in ihrer derzeitigen Größe zu denken wäre.

Mit grellen Farben wird der britische Egoismus gekennzeichnet, der zunächst im Jahr 1875 dazu antrieb, dem verschuldeten Khediw (oder wie die thörichte Französirung will: „Khedive“) Ismaïl Pascha seinen Löwenantheil an den Actien der Suezkanalgesellschaft abzukaufen, um dann nach der brutalen Bombardirung Alexandriens Aegypten beinahe die Herrschaft Albions aufzuzwingen.

Nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern mit schlagenden Thatsachen erläutert das alles unser kundiger Verfasser. Wie viel sagt doch schon der eine Vorfall betreffs der Militärakademie in Kairo über Englands „väterliche Fürsorge“ für die Aegypter! Sollten da vor ein paar Jahren zwei neue Compagnien englischer Infanterie bequem in die Landeshauptstadt einquartirt werden; da machte man kurzen Proceß: man entzieht der Hochschule für Ausbildung eines eigenen ägyptischen Offiziercorps ihr Gebäude und macht daraus eine Kaserne für jene Truppe! „Aegypten“, heißt es in schnöder Deutlichkeit, „braucht keine Militärakademie, aber Lord Cromer braucht die englischen Compagnien in Aegypten“.

Das Occupationscorps der Engländer beträgt nur 2700 Mann und rund 200 Offiziere (drei Bataillone Infanterie, eine Cavallerieescadron, eine Feldbatterie und eine Sappeurcompagnie). Damit sollen die 6 bis 7 Millionen Aegypter in Schach gehalten werden, unter denen gerade der Haß gegen die nichtmoslimischen Fremden den nationalen Zusammenhalt in jüngster Zeit ansehnlich verstärkt hat! Es tritt allerdings zu jener kleinen rein englischen Besatzung noch die Polizeitruppe hinzu, bestehend aus 5000 Mann in vier Divisionen, von denen die beiden städtischen in Kairo und Alexandrien stehen, je eine ländliche in Unter- und in Oberägypten; die 400 Offiziere dieser Polizeitruppe sind jetzt fast ausschließlich Engländer, und da auch die Mannschaft zu etwa zwei Fünftel sich aus Ausländern zusammensetzt, so haben wir es hier mit einer Art von Reservearmee zu

thun, die ganz dem britischen Einfluß unterstellt ist. Der Verfasser versichert, daß insbesondere die der arabischen Sprache sich bedienende ägyptische Zeitungspresse neuerdings einen ganz gewaltigen Einfluß auf die breitesten Schichten des Volkes, auf die Fellachen, gewonnen hat; sie trägt naturgemäß erfolgreich dazu bei, dem durch Steuern hart bedrückten, ganz vorwiegend bäuerlichen Volk die Augen über seine Lage zu öffnen, es gegen die fremde Bevormundung zu erbittern.

3. Tagebuch meiner Reise um die Erde. 1892—1893. Von Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este. Erster Band. Wien, Alfred Hölder. 1895. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

In wahrhaft fürstlicher Ausstattung, was Papier, Druck und reizende, lebensvolle Vignetten am Anfang und Schluß jedes der Tagebuchkapitel betrifft, wird hier der erste Theil der Reiseerinnerungen eines erlauchten Mitglieds des österreichischen Kaiserhauses veröffentlicht, obwol die Niederschriften eigentlich nur für die daheimgebliebenen Angehörigen und Freunde bestimmt waren.

Den strengern Maßstab eines wenn auch nur schildernden Reisewerks darf man naturgemäß an diese mehr familiären Aufzeichnungen über Erlebtes und Geschautes, über Natur und Jagdstreifereien, Leben am Bord, fremdes Culturleben und stille Wildniß nicht legen. Der fürstliche Verfasser läßt zur Freude der Seinen das, was ihn auf der weiten Reise fesselte, auf diesen Blättern gemächlich wie in einem treuen Spiegel am Auge des Lesers vorüberziehen. Ein ungespreizter Unterhaltungston waltet vor, und wenn auch hier und da eine nicht gerade sachmäßig zulässige Wendung unterläuft (wird doch einmal sogar von schneeweißen „Sandmoränen“ (!) an der Küste von Sokotra geredet), so entschädigt doch reichlich für dergleichen die natürliche Anmuth und Anschaulichkeit der ausführlichen Darstellung.

Die Reise ging durch den Suezkanal über Aden nach Ceylon, dem festländischen Vorderindien und der Malayensee; ehe Ostasien besucht wurde, machte man einen Abstecher nach Australien, und mit der Beschreibung des letztern bricht der vorliegende Band ab.

Eine Stelle aus den javanischen Skizzen mag zeigen, daß neben vielem Längstbekannten doch auch gelegentlich ein minder bekannter Zug aus dem Volksleben berührt wird:

Die Javanen besitzen eine besondere Vorliebe für Thiere; daher hängen an der Wand fast jedes Hauses geflochtene Käfige mit Vögeln, gewöhnlich Tauben. Die Hausthiere werden gut gehalten, Rinder und Büffel sind wohlgenährt und sorgsam gepflegt; aus jeder Hütte springen dem Besucher allerliebste Zwergziegen meckernd entgegen, und vor den Thüren scharren große Hühner.

Rund um die meisten Häuser sind kleine Nutzgärten angelegt, umgeben von zierlich geflochtenen Bambuszäunen, in denen Pisang, Pfeffer, Gemüse und Früchte gepflanzt werden; überall sieht man die Kokospalme, die besonders in der Nähe von Batavia einen bedeutenden Nutzen abwirft, da hier ein starker Baum wol ein jährliches Erträgniß im Werthe von etwa 10 Gulden ö. W. liefert. Wie mir der Resident versicherte, benützen die Leute häufig zum Sammeln der Kokosnüsse abgerichtete Affen, welche die glatten, hohen Stämme emporklettern und die reifen Früchte herabwerfen. Will der Affe eine noch unreife Frucht pflücken, so erhält er mittels einer Schnur einen Ruck, worauf er alsbald davon abläßt und eine reife Frucht auswählt. Ein zu solchem Dienst gut abgerichteter Affe soll für seinen Eigenthümer eine große Einnahmequelle bilden, da dieser das Thier vielfach an Besitzer von Kokospalmenplantagen vermiethet.

Nebst der Reinlichkeit berührt den von Britisch-Indien kommenden Reisenden auf Java noch ein zweites Moment aufs angenehmste — die große Ruhe, mit welcher die Malayen alles vollbringen, sodaß man wol öfters an einem von Bäumen umhüllten Kampong vorüberschreiten würde, ohne seine Existenz gewahr zu werden, wäre das Auge nicht, welches die Hütten zwischen dem Baumgrün hervorlugen sieht. Das Ohr, zumal wenn es von dem Lande der Hindus her durch deren ohrenzerreißenden, betäubenden Lärm, ihr eigenthümliches Geschrei und Geheul einigermaßen an Empfindlichkeit für Geräusche verloren hat, vermag selbst in der Nähe der Kampongs nichts Auffallendes wahrzunehmen.

Alfred Kirchhoff.

Culturgeschichte aus dem katholischen Gesichtspunkt.

1. Kulturgeschichte des Mittelalters. Von G. Grupp. Erster und zweiter Band. Stuttgart, J. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. 1894 und 1895. Gr. 8. Erster Band 6 M. 20 Pf., zweiter Band 6 M. 80 Pf.
2. Allgemeine Culturgeschichte. Im Grundriß dargestellt. Von Johannes Nikel. Wissenschaftliche Handbibliothek. Dritte Reihe: Lehr- und Handbücher verschiedener Wissenschaften. II. Paderborn, (Ferdinand Schöningh). 1895. Gr. 8. 4 M.

Die beiden Werke, deren Titel hier verzeichnet sind, stammen von Verfassern, die sich zum römisch-katholischen Glauben bekennen; sie machen daraus kein Hehl, ja sie betonen mit besonderer Vorliebe ihren religiösen Standpunkt und betrachten alle profangeschichtlichen, kirchengeschichtlichen und culturgeschichtlichen Erscheinungen nur durch die Brille des katholischen Glaubens, richtiger des katholischen Kirchenthums. Christenthum und Kirche fällt für beide zusammen, mit dem Eintritt des Christenthums war auch die Kirche schon da in ihrer vielgestaltigen hierarchischen Gliederung, die sie im Laufe von Jahrhunderten erfahren hat, und nicht aus den Worten der heiligen Schrift, den urkundlichen Zeugnissen der erhabenen Religion, die Christi Namen trägt, erbaut sich ihnen das Christenthum, sondern allein aus den Dogmen der Kirche. Hat Rom gesprochen, so ist jeder Zweifel an der Wahrheit und Gerechtigkeit der Entscheidung des Papstes strafbar, jede Auflehnung gegen die römische Autorität ein Verbrechen. Von einer ruhigen objectiven Beurtheilung, wie sie die Geschichte erfordert, ist bei einem katholischen Geschichtschreiber nicht mehr die Rede, sobald der

behandelte Stoff das Gebiet des Kirchenglaubens berührt; er hörte auf ein getreues Glied der katholischen Kirche zu sein, ja würde wol gar den Verdacht einer Hinneigung zur protestantischen „Häresie" auf sich laden, wenn er geschichtlichen Vorgängen, die in ihren Anfängen oder in ihrem Verlauf zu Angriffen auf das katholische System sich gestalteten, in objectiver Würdigung gerecht zu werden suchte. Solcher Verdacht kann weder Gnupp noch Nikel treffen; sie stehen fest auf dem Boden des katholischen Kirchenthums, sie verwerfen jeden Compromiß mit den „Häretikern", die absolute Herrschaft der „Kirche" in geistlichen und weltlichen Dingen ist der ideale Zustand, der zu den Zeiten eines Gregor VII. und Innocenz III. erreicht worden ist, und den wiederherzustellen Aufgabe der zukünftigen Entwickelung sein muß. Der Standpunkt des protestantischen ist von dem des katholischen Geschichtsforschers durch eine weite Kluft voneinander getrennt, jener steht auf der hohen Warte freier Forschung, diesem beschränkt überall die „Kirche" den Gesichtskreis; da ist eine Verständigung unmöglich.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir uns mit dem ersten der beiden Werke beschäftigen. Im Jahre 1891 erschien ein zweibändiges Werk von G. Gnupp unter dem Titel: „System und Geschichte der Kultur", das durch seine Anlage und durch die Keckheit, mit dem der damals dreißig Jahr alte Verfasser alle Arbeiten der Vorgänger meisterte, die schärfste Kritik herausforderte und fand; sie fiel verschieden aus auf protestantischer und katholischer Seite, dort ging man den unwissenschaftlichen und unhistorischen Aufstellungen Gnupp's scharf zu Leibe, hier erging man sich in Hymnen auf das „tiefangelegte und originelle" Werk, dem ein Ehrenplatz in der katholischen Literatur gebühre. Zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Werkes folgte der erste Band einer „Kulturgeschichte des Mittelalters" (Nr. 1), der zweite genau ein Jahr nach diesem, und das Erscheinen eines dritten Bandes wird für eine nahe Zukunft angekündigt. Der Verfasser fühlt selbst das Bedürfniß, sich vor den „kritischen" Lesern seines Werkes gegen den Vorwurf einer unwissenschaftlichen Buchmacherei zu schützen. „Seine rasche Vollendung", sagt er im Vorwort, „wurde dadurch möglich, daß von dem ersten Werk eine große Fülle von Material bereit lag, welches nur zu verarbeiten war; auch glaubte ich . . . manches daraus wörtlich verwenden zu dürfen." Aber er schwächt seine Rechtfertigung, wenn anders wir seine Worte richtig als solche deuten, dadurch ab, daß er fortfährt: „Diese Arbeit lief her neben einer localgeschichtlichen Forschung über die Oetting'sche Reformationszeit" — sie erschien im gleichen Jahre wie der erste Band der Culturgeschichte — „mit der ich die schuldige Beistener zur Detailforschung unserer Tage zu liefern und die Berechtigung zum historischen Schaffen zu erweisen hoffe." Verlangt denn nicht gerade eine „Kulturgeschichte des Mittelalters" eine eingehende Detailforschung, die einen fleißigen Arbeiter nicht blos ein, oder zwei Jahre, sondern ein halbes vielleicht auch ein ganzes Leben in Anspruch nimmt, wenn sie auf wissenschaftlicher Grundlage sich erbauen soll? Und Gnupp hat den Muth, seine Arbeit als das Ergebniß einer mühsamen Detailforschung anzupreisen und mit dem Brustton der Ueberzeugung zu erklären: „Der tüchtige Detailforscher steht mir viel höher als der universalhistorische Compilator, und leider kommen heute die Weltgeschichten nicht eben häufig über eine äußerliche Kompilation hinaus, gerade deshalb, weil sich die besten Kräfte der Einzelforschung widmen und die allgemeine Geschichte keckern Geistern überlassen, welche auf der hohen See aufs gerathewohl herumsteuern. Es gehört in der Regel viel mehr Bescheidenheit, Geduld und Treue im Kleinen, viel mehr Scharfsinn und Kritik dazu, eine bestimmte Periode und einen einzelnen Mann vollständig zu durchforschen, als aus mühsam verarbeiteten Einzelstudien leichtfertig das Beste zusammenzusuchen und raschen Ruhm bei einem Publikum zu ernten, welches tiefere Forschung nicht zu würdigen vermag. . . . Die Einzelforschung hat also ihr hohes Verdienst und ihre volle Berechtigung, aber höher an sich steht doch die universalhistorische Zusammenfassung, und es verräth allzu viel Bescheidenheit, besser gesagt Schlaffheit und Feigheit, wenn man die höhern Probleme über den Einzelfragen aus dem Auge läßt und es nicht wagt, abschließende Forschungen zu bieten." Diesen Vorwurf allzu großer „Bescheidenheit, besser gesagt Schlaffheit und Feigheit" wird niemand berechtigt sein, gegen Gnupp zu erheben, der im Bewußtsein seines Berufs zu universalhistorischen Arbeiten mit kühner Stirn von Ranke behauptet, daß er zwar der modernen Forderung, durch zahllose Einzelstudien einen Untergrund zu einer zusammenfassenden Darstellung der Welthistorie zu legen genügt habe, allein als Empiriker wieder zu wenig für allgemeine Zusammenhänge ein offenes Auge besitze. Wenn Herr Gnupp weder in Ranke's geschichtsphilosophischen Aufsätzen noch in seinen weltgeschichtlichen Ueberblicken jenen Meister zu erblicken vermag, als den man ihn den Geschichtsforschern darstellt, so ist das individuell; Gnupp wird es der großen Sippe der Historiker nicht verübeln können, wenn sie bis auf weiteres in Ranke den Meister objectiver Geschichtsauffassung und universaler Geschichtsbetrachtung erblicken und Gnupp zu den von ihm selbst gebrandmarkten „keckern Geistern" rechnen, die, unbeschwert durch mühsame Detailforschung, „auf der hohen See der allgemeinen Geschichte aufs gerathewohl herumsteuern". Wer mit solchem Wagemuth und mit solcher Selbstgenügsamkeit an eine der schwierigsten Aufgaben herantritt, der muß es sich gefallen lassen, daß man besonders scharf mit ihm ins Gericht geht. Das ist von berufenen Kennern des Mittelalters schon zur Genüge geschehen, sodaß wir in der Hauptsache nur das von andern Gesagte wiederholen könnten. Wir wollen deshalb mehr auf die Tendenz des Werkes hinweisen. Denn dem Historiker kommt es vor allem auf Feststellung

der Wahrheit an; jeden Versuch, sie zu verschleiern, müssen wir entschieden zurückweisen.

Das Mittelalter ist die ideale Zeit des katholischen Historikers; da war alles gut und schön, und selbst das vom sittlichen Standpunkt aus Verwerfliche verliert, um mit Grupp's Worten zu reden, „alles Anstößige, wenn man es von der Hochwarte der Geschichte aus betrachtet", „man kommt leicht über die Kleinigkeiten hinweg, welche man so gern der Kirche zum Vorwurf macht" (I, 287), selbst wenn diese Kleinigkeit, wie in dem angezogenen Falle, das Regiment einer Theodora und Marozia ist. Denn „Frauen und Geistliche sind im 10. und 11. Jahrhundert gleichsam die beiden Pole der Gesellschaft, zwischen denen sich die Welt drehte. Sie waren die hervorragenden Träger der Gesittung, und schon diese Aufgabe mußte sie näher bringen. Ihr Zusammenhang mußte freilich viele Proben durchmachen, und ehe eine naturgemäße Verbindung, ein heilsames Zusammenwirken möglich wurde, gingen Skandale voraus, welche die Nothwendigkeit einer bessern Regelung zum Bewußtsein brachten. Ehe Gregor VII. kam, mußten Rom und seine Umgebung zum Schauplatz der unwürdigsten Auftritte werden". Hier construirt sich der Verfasser eine geschichtliche Nothwendigkeit, um eine Rechtfertigung für Dinge zu finden, die das Sittlichkeitsgefühl eines jeden normal empfindenden Menschen verletzen. Lag die Pornokratie in Rom im göttlichen Plan, wer möchte so vermessen sein, sie zu schelten? Auch die pseudoisidorischen Decretalen sind nach Grupp's Auffassung, trotzdem er die Fälschung zugibt, zu rechtfertigen aus dem Zweck, den sie verfolgten. „Was im Bewußtsein einer Zeit lebt, will sich auch äußern und darstellen, und so gelangte die Anerkennung der Ueberlegenheit des Papstthums in der pseudoisidorischen Decretalensammlung ebenso zum Ausdrucke, wie die Thatsache des Kirchenstaates in der sogenannten konstantinischen Schenkungsurkunde. Hier wie dort . . . wurden wahre Verhältnisse durch falsche Beweise gestützt und hat man den berechtigten Zweck, des Papstes Herrlichkeit zu festigen durch ein unerlaubtes Mittel zu erreichen gesucht, indem man ihr (worauf bezieht sich «ihr»?) ein hohes Alterthum lieh. . . . Was die Fälschung ermöglichte, war nicht etwa Mangel an Wahrheitssinn, sondern der Drang des Bewußtseins und die Macht der Verhältnisse." Um vollends jedes sittliche Bedenken gegen das „unerlaubte" Mittel in dem Leser zu ertödten, spricht Grupp dem Mittelalter jeden Sinn für historische Wahrheit ab und kann dann daraus herleiten, daß durch die Fälschung auch der Wahrheitssinn nicht verletzt wurde und mithin die Päpste berechtigt waren, sich in voller Kenntniß der Urkundenfälschung auf die Zeugnisse Pseudoisidors zu berufen. Könige und Kaiser werden immer nur beurtheilt nach ihrem Verhalten gegenüber der Kirche; nirgends kommt Grupp der Gedanke, daß auch der Staat Rechte habe, die er der Kirche gegenüber, jener herrschsüchtigen Hierarchie eines Gregor VII. und Innocenz III., vertheidigen mußte, wenn er sich nicht selbst aufgeben wollte. Der Papst die „Sonne", der Kaiser der „Mond", das ist auch für ihn das gegebene Verhältniß, in dem beide Gewalten zu einander stehen. „Gregor VII. war kein Tyrann, kein Mann der Herrschgier und der Gewalt. Sein einziges Ziel war das Seelenheil. . . . Sein Seeleneifer, nicht seine Gewaltthätigkeit hat Gregor zu den schweren Maßregeln bewogen, die er ergriff." Die armen Salier und die stolzen Hohenstaufen, die sich vermaßen, den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und für die Ehre und die Existenzberechtigung des Staates zu streiten, kommen dabei freilich schlecht genug weg in der Beurtheilung eines Mannes wie Grupp, der vom Mittelalter den „unhistorischen Sinn" geerbt zu haben scheint: jene allein trifft die Schuld, daß das Princip der Erblichkeit der Krone verlassen wurde, dieses Geschlecht, das zu hoch gestrebt hatte, „stieß die Rache des Schicksals in Nacht und Unheil". Als leuchtende Sterne aber treten die Ottonen hervor, die „treuen und uneigennützigen Kirchenfreunde", die „zum Schaden ihrer vollen Souveränetät den Bischöfen freie Gerichtsbarkeit, Münz-, Zoll- und Besteuerungsrecht gewährten und sie dadurch den weltlichen Großen gleichstellten", sodaß sich „auf Grund der ottonischen Privilegien die Bischöfe zu jenen Souveränen entwickelten, welche im 18. Jahrhundert ein ganz anderes Ansehen genießen, als ein französischer oder italienischer Bischof". Selbst dem Merowingerkönig Chlodwig erkennt Grupp eine „religiöse, germanisch-ideale Natur" zu, weil er sein Volk dem römischen Glauben unterwarf. Die wilden Grausamkeiten lassen sich zwar nicht hinwegleugnen, zumal ein Bischof sie uns bezeugt, aber sie lagen vermuthlich ebenso im „Willen der göttlichen Vorsehung", als die „Fortdauer des byzantinischen Reichs", das von Gott „zu einer Zuflucht und Aufbewahrungsstätte aller Geisteserzeugnisse und Cultnrelemente des Alterthums ausersehen war". Der „unhistorische Sinn" gestattet Herrn Grupp auch, die zahlreichen Beiträge zur Chronique scandaleuse der hohen Geistlichkeit im Merowingerreiche, die Gregor von Tours in seinem historischen Sinn uns überliefert hat, bis auf einen einzigen seinen Lesern zu verschweigen; er läßt ihn kirchliche Legenden zu wiederholten malen als Geschichte erzählen; er macht es ihm möglich, in dem Ausgang des Investiturstreites einen vollen Sieg der Kirche und in der Kreuzzugsbewegung die „schönste Frucht des kirchlichen Sieges" zu erkennen. Für die Häresien der Albigenser und Waldenser ist bei dem katholischen Geschichtschreiber natürlich ebenso wenig ein Verständniß zu finden, wie für Luther's That. Daß jene wie diese nur die Folge der Verweltlichung der herrschenden Kirche waren, daß sie aus einem innern Herzensbedürfniß gläubiger Menschen hervorgingen, die auf einem andern und bessern Weg zu erreichen suchten, was ihnen durch die ihrem göttlichen Beruf entfremdete Papstkirche zu erreichen versagt war, das sind Dinge, nach denen Herr Grupp

und seine Genossen nicht fragen. Ein Kreuzzug gegen die Albigenser war nach Grupp's Auffassung „ungleich wichtiger" als ein Kreuzzug ins heilige Land: denn dem Christen ist es nicht gestattet, unmittelbar aus dem Born der Wahrheit zu schöpfen, sondern er hat nur aus der Hand der „Kirche" zu empfangen, was sie für gut hält ihm darzubieten. Hören wir G. Grupp selbst (II, 395):

Es war nicht etwa Freude an der Qual, nicht die Wollust der Grausamkeit, welche so strenge Strafen (den Feuertod für Häretiker) veranlaßte, sondern der tiefe Abscheu vor dem Abfall, die felsenfeste Ueberzeugung, daß Kirchenfeindschaft soviel wie Gottesfeindschaft sei und daß jeder selbstgewählte Irrthum und jede falsche Lehre gegen (? soll wol heißen: von) Gott und göttliche Dinge unfehlbar von Gott trennen. Der Haß gegen die Häresie war nur die Kehrseite der tiefen Sorge für das Seelenheil. Daß ein Abtrünniger das Recht eigener Ueberzeugung habe und sich auf sein Gewissen berufen könne, war dem kirchlichen Gesammtbewußtsein undenkbar. Wir dürfen auch nicht glauben, die Häretiker seien Märtyrer ihrer eigenen Ueberzeugung gewesen, auch nur in dem Sinne wie Galilei, sie vertraten weder das Recht der Wissenschaft und einer höhern Sittlichkeit, noch das Recht der Individualität, der freien Forschung und sittlichen Autonomie. Es waren vielmehr Revolutionäre, hingerissen von einer die Massen ergreifenden Erregung und Leidenschaft, es waren Empörer, die nicht auf dem Wege der Reform, sondern des Umsturzes ihre verkehrten Ideale durchsetzen wollten.

Nirgends aber erfahren wir nun, worin diese „verkehrten Ideale" bestanden. Es war Grupp nur darum zu thun, den rechten Standpunkt zu finden, von dem sich die vielgeschmähte „Inquisition", diese „richtige Form der Abwehr gegen die im Stillen schleichende Bewegung" „erklären und entschuldigen" läßt. Und wie unschuldig erscheint doch auch diese Inquisition nach der Darstellung Grupp's: „Das ganze Verfahren war weise darauf berechnet, Schuldige zu entdecken und zur Strafe zu ziehen, es war strenge und scharf, aber nicht ungerecht." „Die Strafen waren die gleichen, wie bei den Kirchenbußen: jahrelanges Fasten, Geißelung, Pilgerfahrten ins heilige Land, langjähriges, oft lebenslängliches Gefängniß." Es wird auch zugegeben, daß in Südfrankreich einige Ketzer verbrannt worden sind, aber der Werth dieses Zugeständnisses wird sofort wieder abgeschwächt durch die Bemerkung:

Im übrigen sind die Vorstellungen und Angaben über die Vernichtungswuth der Inquisitoren viel zu übertrieben, die wenigsten der Verurtheilten wurden dem Tode überliefert, und ein Auto de Fé war keineswegs in erster Linie eine Schlächter- und Verbrennungsscene, sondern ein Glaubens- und Freudenfest über die Wiederversöhnung mit der Kirche.

Sed haec hactenus. Das Buch soll, wie Grupp im Vorwort sagt, den Zwecken eines größern Kreises von Gebildeten dienen, und er glaubt dies auf doppeltem Wege erreichen zu können, einmal durch Aufnahme nur desjenigen, was sitten- und culturgeschichtlich wirklich interessant ist, und dann durch leichte Sprache und möglichste Vermeidung eines gelehrten Ballastes. Gelehrten Ballast zu vermeiden, ist Herrn Grupp wol nicht schwer geworden, weil er nicht allzu viel davon besitzt; mit seiner „leichten Sprache" ist es aber ein eigen Ding. Es begegnen dem Leser doch oft recht grobe Verstöße gegen die deutsche Grammatik und die Gesetze des guten Stils. Formen, wie „schwörte" (I, 75), „umschaffte" (I, 77), „geschindet" (I, 299), „am gernsten" (II, 294) sind im Deutschen nicht in Gebrauch, und „weiß machen" (I, 351) scheint auch mehr auf das Manuscript des Verfassers als auf ein Versehen des Setzers zurückzugehen. Auch über die Rection der Präpositionen ist sich Herr Grupp nicht immer klar. Wenn wir lesen: „ins Theater sitzen" (I, 91), so sind wir wol geneigt, das als Druckfehler anzusehen, schreibt aber der Verfasser anderwärts (I, 185): „Die Musik war schon im griechischen Alterthum gleichberechtigt neben der Grammatik getreten", oder (l. c.): „Wie sie den Hellenen in lebendigem Zusammenhang mit dem Fühlen des Volkes setzte", oder (I, 284): „Wenn er ihre Schönheit schildern müßte, so müßte er . . . sie in etwas anderes setzen als in die keusche Stirn, den tugendhaften Blick, dem seltenen Sprechen und der ruhigen Miene" — dann hat man das Gefühl, daß dem Verfasser „leichte Sprache" und „saloppe Schreibweise" identisch sind.

Mit dem zweiten der Werke, der „Allgemeinen Culturgeschichte" von Johannes Nikel können wir uns kürzer fassen. Nikel hat in seinem Buch einen Grundriß für die Hand von Schülern der höhern Klassen schaffen wollen, aber eine specifisch katholische Tendenz verfolgt auch er. Mit einer Culturgeschichte, die der Culturbedeutung des Christenthums gerecht zu werden sucht, würden auch wir uns einverstanden erklären können, aber die Ruhe des objectiven Beurtheilers verliert doch auch Herr Nikel, sobald die Interessen der römischen Kirche in Frage kommen. Hier handelt er unter einem innern Zwange, aber wohlthuend berührt die Versicherung, die der Verfasser im Vorwort gibt, daß er niemand wehe zu thun bemüht gewesen sei und jedem, der sich etwa in seinem Empfinden verletzt fühlen sollte, aufrichtigen Herzens erkläre, daß er niemand habe zu nahe treten wollen. In sechs einleitenden Paragraphen handelt Nikel von Wesen und Aufgabe der Culturgeschichte, der wichtigsten einschlägigen Literatur, Quellen und Hülfswissenschaften der Culturgeschichte, der Methode der Culturgeschichtschreibung, dem Einfluß des Darwinismus auf die Methode der Culturgeschichtsforschung und endlich den natürlichen Bedingungen der Culturentwickelung. Für die Eintheilung des Stoffes hat Nikel den Weg eingeschlagen, daß er die sachliche Scheidung mit der Theilung nach Zeitperioden vereinigte; „er hat zusammengefaßt, wo es möglich war, getrennt, wo es nothwendig war". Freilich steht der Umfang der einzelnen Theile nicht recht im Verhältniß zueinander. Die prähistorische Zeit nimmt 50 Seiten, Alterthum und Mittelalter je 170 Seiten, die Neuzeit nur 72 Seiten des Buches in Anspruch. Das ist ein Misverhältniß zum

Nachtheil der Culturgeschichte der neuern und neuesten Zeit. Die Geschichte der vier Jahrhunderte seit dem Beginn der Neuzeit mit ihrer Fülle von Culturerscheinungen läßt sich doch nicht auf so engem Raume zur Darstellung bringen. Man hat den Eindruck, als sei dem Verfasser die Lust vergangen, die Entwickelung der Cultur zu zeichnen in Jahrhunderten, wo dem Geschichtschreiber auf Schritt und Tritt der Protestantismus begegnet. Ein verhältnißmäßig bedeutender Theil des der Culturgeschichte der Neuzeit zugemessenen Raums, 16 Seiten, sind der Reformation, ihren Ursachen, ihrem Verlauf und ihren Wirkungen gewidmet. Daß die „Reform" Luther's ganz in der Weise Janssen's als eine Revolution, ein Abfall von der Papstkirche aufgefaßt wird, versteht sich von selbst. Luther hat den Gehorsam verletzt, indem er die Reform der Kirche in Angriff nahm, die die Päpste hartnäckig verweigerten; hätte er getrauert, geweint, ermahnt und gewarnt, wie Bernhard von Clairvaux und Katharina von Siena und sich dann der Strafe beständigen Stillschweigens unterworfen, die ihm wie einst Bernardin von Siena auferlegt wurde, so könnte ihn die römische Kirche als einen treuen Sohn betrachten; daß er aber den Muth hatte, selbst Hand ans Werk zu legen, als das Wort der Mahnung und Warnung ungehört blieb, daß er mit der heiligen Schrift in der Hand die Unfehlbarkeit der Kirche und die zu Dogmen verknöcherten Menschensatzungen angriff, das kann sie ihm nicht verzeihen. Ungeschichtlich ist es, wenn Nikel die Reformation wie alle frühern Häresien allein aus dem Widerspruch gegen die bindende Gewalt der Kirche in Sachen des Glaubens und der Sitten hervorgehen läßt, unwahr ist es, wenn er die Ausbreitung der Reformideen nur auf die Vortheile zurückführt, die sie den Fürsten (durch die Reichthümer der Kirche), den Gelehrten (durch das Recht der freien Forschung auf religiösem Gebiete) und den bösen Leidenschaften des Menschen (durch sinnliche Lockmittel) gewährte. Luther erscheint bei Nikel in Anlehnung an das Zerrbild, das Weiß in seiner Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Moral von ihm entworfen hat, als ein gefügiges Werkzeug der Humanisten, dessen sie sich — ohne daß er es eigentlich wollte — bedienten, um den „durch Auflösung des christlichen Staatswesens, der christlichen Gesellschaft, der christlichen Sitten, der christlichen Kunst, der christlichen Bildung" eingeleiteten „Sieg des Humanismus" vollständig zu machen durch Auflösung des christlichen Glaubens und des christlichen Kirchenwesens. Ebenso wenig entspricht der geschichtlichen Wahrheit die Behauptung, daß sich der Protestantismus mit dem Schwerte in der Hand nicht blos die Existenzberechtigung erkämpft, sondern auch durch seine brutalen Gewaltmittel die Treue der Katholiken auf eine sehr harte Probe gestellt und vielen das Martyrium bereitet habe. Wenn der Protestantismus zum Schwerte griff, so zwang ihn die römische Kirche dazu, und brutale Gewaltmittel der protestantischen Kirche vorzuwerfen hat die römische Kirche wol kaum ein Recht, die mit Feuer und Schwert die Bekehrung betrieb. Was will neben den tausend und abertausend Opfern der Inquisition die Hinrichtung Servet's durch Calvin bedeuten, die auch bei Nikel als Beweis für die grundsätzliche Unduldsamkeit der Reformation herangezogen wird. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen! Auch gegen den Abschnitt, der vom geistigen Leben der Neuzeit handelt, ließen sich viele Einwendungen erheben. Uns interessirt im besondern, was Nikel über die moderne Geschichtswissenschaft sagt. Es ist so oberflächlich wie möglich:

> Die Restauration der Geschichtswissenschaft wurde eine Restauration der katholischen Größe. Viele protestantische Gelehrte, wie Fr. August Gfrörer, Fr. von Hurter, Ernst von Jarcke, Hugo Lämmer, Georg Phillips, Graf Leopold zu Stolberg, Friedrich von Schlegel wurden durch gründliche historische Quellenstudien zur Rückkehr in den Schos der katholischen Kirche veranlaßt, andere, wie Johann Friedrich Böhmer und der Geograph und Hymnologe Adalbert Daniel, wurden bis hart vor die Schwelle der Mutterkirche geführt. Hervorragende protestantische Forscher haben wenigstens eine anerkennenswerthe Objectivität an den Tag gelegt und sind vielfach zu Apologeten der Kirche geworden, wie Leibniz, Justus Möser, Heinrich Leo, Johannes Voigt, Karl Adolf Menzel u. a.

Kein Wort von Niebuhr und Ranke, von Dahlmann und Waitz, von Sybel und Treitschke!

Der letzte Abschnitt des Buches, der von den Krankheitserscheinungen am Gesellschaftskörper am Ende des 19. Jahrhunderts (Militarismus, Antisemitismus, Socialismus und Anarchismus) handelt, endet mit einem Citat aus Hettinger's Buch, „Aus Welt und Kirche", das wir mit einer kleinen, aber fundamentalen Abänderung unterschreiben: „Die Kirche ist die mächtigste Macht; sie wird zum zweiten mal retten, wie sie schon einmal gerettet hat. Sie war die Schöpferin unserer Civilisation; sollte ein neues Barbarenthum über Europa hereinbrechen, sie wird sie hinüberretten in eine neuere bessere Zeit." Ersetzen wir das Wort „Kirche" durch das Wort „Christenthum", so ist der Satz uns aus der Seele geschrieben: nicht die „Kirche", diese Schöpfung einer maßlosen Ueberhebung, sondern die beseligende Kraft des Evangeliums wird sich nach wie vor an der Menschheit mächtig erweisen.

Horst Kohl.

Neue Romane und Novellen.

1. Der Prälatenschatz oder der Student von Metten. Erzählung von Maximilian Schmidt. Regensburg, J. Habbel. 1895. 8. 1 M.
2. Die goldene Freiheit. Roman aus dem thüringischen Bauernkriege von Rudolph Braune. Roßla (Harz), R. Braune's Verlag. 1895. 8. 3 M.
3. Stürme und Sterne. Novellen von Rudolf Heubner. Zwei Bände. Leipzig, Theodor Leibing. 1895. 8. 4 M.
4. Lady Sibylle. Roman von C. Schröder. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. 1895. 8. 7 M.
5. Petra. Eine Novelle von C. Renvirth. Zweite Ausgabe. Leipzig und Wien, M. Breitenstein. 1895. 8. 90 Pf.
6. Der fünfstöckige Don Juan. Von F. Abt. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. 1895. 8. 1 M.

Unter der bunten Sammlung erzählender Literatur mögen den Anfang machen zwei Schöpfungen, die ihren Stoff zurückliegenden Zeiten entnehmen. Die Maximilian Schmidt'sche Erzählung „Der Prälatenschatz" (Nr. 1) spielt in der Zeit, wo nach dem rohen Vandalismus, mit dem unter der Regierung von Montgelas in Baiern der Kirchensturm und die Aufhebung der Klöster betrieben worden war, unter Ludwig I. ein Anfang mit der Wiederherstellung des Zerstörten gemacht wurde. Den Hintergrund der Erzählung bildet das Schicksal des Klosters Gotteszell, auf dessen Wiederherstellung der alte Hilarius mit Sicherheit hofft und der er im Stillen immer vorzuarbeiten sucht. Einen wesentlichen Bestandtheil bilden Erinnerungen an das Kloster Metten und seine Studienanstalt, vom Verfasser theils aus dem eigenen Leben, theils aus Gg. Aichinger's Werk über das Kloster geschöpft. Prächtige Schilderungen des schönen bairischen Wald- und Donaugebirges und lebendig gezeichnete kernige Gestalten machen das anspruchslose Büchlein zu einer angenehmen Lektüre besonders für diejenigen, die mit der Gegend, wenn auch nicht so verwachsen wie der Verfasser, so doch einigermaßen vertraut sind. Daß die Schlußkatastrophe nicht mit Nothwendigkeit aus dem Ganzen herauswächst, sondern ein wirkliches Vorkommniß nacherzählt, hat der Verfasser wol selbst als eine Trübung des sonst so farbenheiter gehaltenen Bildes empfunden — obwol er im Vorwort die Entschuldigung des Lesers mehr für die poetische Verklärung, als für sein allzu strenges Festhalten an den Thatsachen nachsucht. Der Leser würde ihm, glaube ich, ein noch höheres Maß von licentia poetica gern gestattet haben.

An dieser licentia läßt es wol im ganzen R. Braune, der Verfasser von der „Goldenen Freiheit" (Nr. 2) nicht fehlen. Zwar auch er beruft sich auf archivalische und bibliothekarische Studien bei seiner Darstellung aus der Zeit des thüringischen Bauernkrieges, wo er die Münzer'sche Herrschaft in der Salzstadt Frankenhausen schildert und die Kämpfe des dortigen Klosterpropstes um Freiheit und Liebe. Diese Kämpfe sind freilich nicht sehr heldenmäßig; denn der Propst, der innerlich mit dem Klosterwesen schon lange gebrochen hat, wartet einfach, bis Thomas Münzer kommt und das Kloster nicht blos aufhebt, sondern zerstört. Nun tritt er in die Welt, behauptet die Stadt gegen die aufrührerischen Bauern und erhält als Lohn mit der Hand der Tochter des alten Bürgermeisters durch gräfliche Bestallung dessen Stelle. Auch andere Kämpfe um die goldene Freiheit werden dargestellt, freilich mehr oder weniger mit selbstischem Hintergrund, wie denn das Titelbild auch die goldene Freiheit in ziemlich zweideutigem Lichte zeigt. Die Schwierigkeiten des historischen Romans setzt der Verfasser in der Vorrede, die mit leidlichem Selbstgefühl geschrieben ist, selbst auseinander; aber es ist auch ihm nicht gelungen, ganz zu vermeiden, daß „Gefühle, Thatsachen, Charaktere unter dem Gesichtspunkte unserer Zeit dargestellt sind". Und wenn wir auch der Hoffnung des Verfassers, daß sein Roman nicht zu den „schlechten" historischen gezählt werde, nicht gerade widersprechen wollen, so erhebt er sich doch in keiner Weise über den Durchschnitt. Wenn er aber mit verächtlichem Seitenblick auf andere Schriftsteller sagt, daß er es verschmäht habe, den Lesern „nach dem Recepte gewisser Fabrikanten historischer Romane eine Schauergeschichte zu liefern", so mag das allenfalls von dem Romane gelten, obwol auch darin tüchtig gemordet und furchtbar leidenschaftlich geküßt wird; aber wenn die angehängte Novelle „Elisabeth von Holckendorf" — keine Schauergeschichte sein soll, dann wird es schwer sein, eine zu finden, wenn man nicht in die Zeiten der Spieß und Kramer zurückgehen will. Zwei ganz verkommene Ritter, die furchtbar trinken, und wie toll durch Wald und Nacht zu ihren Gelagen jagen (man denkt an manche Illustrationen der „Fliegenden Blätter"), von denen der eine dem andern seine Tochter verkuppeln will; eine Tochter, die vor diesen beiden entsetzlichen Menschen ins Kloster flieht, wo sie aber von Todesangst und Reue gepeinigt sich zum Fenster hinausstürzt; ein nächtlicher toller Ritt der beiden, bei dem der Vater der Gestorbenen vom Schlage getroffen zu Boden stürzt, während der andere von dem bleichen Schatten der Selbstmörderin in einen Sumpf gejagt wird, wo Roß und Reiter spurlos versinken — ja, wie soll denn sonst wol eine Schauergeschichte sein? Den meisten Menschen wird diese schauerlich genug sein. — Wenden wir uns zu freundlichern Bildern:

Die Rudolf Heubner'schen Novellen „Stürme und Sterne" (Nr. 3) führen uns vom Mittelalter zur Neuzeit. Unter den sechs Stücken sind wol die besten: „Die Familie des Herrn Krainer" und „Die Tabaksdose", die eine im Zeitalter der reformatorischen Kämpfe im Salzburgischen spielend, ein lebendiges Bild eines Kaufmanns- und Familienlebens jener Zeit, die andere eine hübsche Episode aus den Kriegen Friedrich's des Großen mit gutem Humor behandelnd. Ebenfalls nicht ohne Werth ist die tragische Skizze „Johann Gottfried's Heimkehr", ein tiefernstes Bild aus der Zeit des Dreißigjährigen

Krieges. Allzu phantastisch und etwas überspannt will uns die erste Novelle aus dem Mittelalter erscheinen: „Der Narr". Der Gegenwart entnommen ist „Fremd", das nicht ohne psychologische Feinheit geschrieben ist, aber auf einer etwas künstlichen Unterlage beruht. Das letzte Stück der Sammlung: „Im Hafen" ist eigentlich keine Novelle, dazu ist es zu sehr moralisch-tendenziös zugestutzt. Daß darin zum Schluß die Trauerkunde vom Tode Kaiser Friedrich's aus San Remo kommt, ist ein seltsames Versehen. Der Hauptvorzug Heubner's ist die Gabe guter Schilderung, besonders auch bei der Verwerthung und Verwebung des landschaftlichen Hintergrunds. Als Probe sei der Anfang von „Johann Gottfried's Heimkehr" hergesetzt:

Ueber den Bergen und dem grünen Saalethal lagen dunstige Schleier, fast unsichtbar sprühte ein feiner Regen und verwischte die stolzen Linien der Gebirgsrücken und die Umrisse des bis in das Thal hinabreichenden Forstes. Eine traurige Stille herrschte in der ganzen Landschaft, verlassen ruhten die Felder und über vieljähriges Brachland waren Gras und Unkraut in hohen Büscheln emporgeschossen, durchrankt von kriechendem Schlinggewächs und starren Dornen — ein schier unentwirrbares Geflecht. Nur selten hatte frohe Schaffenskraft in mühseliger Arbeit dem rauhen Boden ein Ecklein abgewonnen, und wenig spärliches Korn war mit leeren Hülsen darauf entsprossen.

Durch diese öde Landschaft nun „flußabwärts von dem Dorfe Blankenstein, das sie vor kurzem geplündert, zog im Schutze des Waldes eine Schar von etwa hundert Soldaten. Sie waren von den Völkern Wallenstein's, Kroaten und Böhmen, trotzige Gestalten mit buntzusammengewürfelter Tracht und Bewaffnung, — in fremder Zunge flogen ihre Scherze und Flüche herüber und hinüber, selten ward ein deutsches Wort darunter vernommen. Ein Theil des Haufens war beritten, die Mehrzahl aber zog zu Fuße des Weges, und nur langsam vermochte sich der ermüdete Schwarm mit dem zwar geringen, aber schwer beladenen Troß fortzubewegen".

Das Vorbild Gustav Freytag's ist nicht zu verkennen; aber nicht nur den Stil, sondern auch die feine Auffassung und einen leisen Humor hat Heubner seinem Vorbilde abgelauscht.

Er arbeitet daher auch in seinen modernen Novellen bei der Darstellung seelischer Conflicte mit feinern Mitteln, als z. B. C. Schröder in seinem Roman „Lady Sibylle" (Nr. 4). Nicht als ob der Roman schlecht wäre; die Schilderung des Landlebens der englischen Vornehmen ist gut; die Erzählung gewandt (nur in der einleitenden Landschaftsschilderung stört die wiederholte subjective Wendung: zu unserer Rechten, zu unserer Linken) und auch manche Charaktere sind gut gezeichnet. Aber die Hin- und Herzieherei zwischen der Heldin und ihrem Geliebten, die beide sehr harte Köpfe sind und immer wieder durch Misverständnisse auseinandergebracht und stets wenn eins von beiden nachgeben will, wieder durch einen neuen Zwischenfall, ein abermaliges Misverständniß am Zusammenkommen verhindert werden — diese sich immer wiederholende Quälerei wirkt mehr als Spannungsreiz, wie als Befriedigung psychologischer Wißbegierde, und scheint mehr auf das Bedürfniß des spannende Unterhaltung suchenden großen Publikums, als auf das Vergnügen des anspruchsvollern Lesers an seelischen Analysen berechnet zu sein.

Diesem soll wol die Novelle „Petra" von C. Neuvirth (Nr. 5) dienen, die sich die Lösung eines tiefern seelischen Problems zur Aufgabe stellt. Es ist das unverstandene und sich selbst nicht verstehende Weib, das im Widerstreit seiner Empfindungen darüber weder sich selbst noch andern Rechenschaft zu geben vermag, und indem es nicht zum Entschlusse kommen kann, sein Lebensglück von sich stößt. Die Erfahrungsthatsache des Seelenlebens, daß der Mensch mitunter dem, was er im innersten Herzen fühlt, nicht vollen Ausdruck zu geben vermag und daher von andern leicht misverstanden wird, eine Erfahrung, die wol jeder tiefer Fühlende einmal macht, ist hier zur Grundlage eines ganzen Seelenlebens ausgestaltet. Freilich setzt sich die Heldin, indem sie den Mann, dessen Hand zu ergreifen sie erst nicht den Muth gehabt hat, nach seiner Vermählung mit einer andern wieder an sich zu fesseln sucht, stark ins Unrecht, und der Leser wird ihr die Sympathie, die ihr der Dichter noch am Schlusse beweist, nicht recht zu gewähren vermögen; die psychologische Beobachtung und Schilderung aber ist im ganzen nicht schlecht, und auch die Sprache ist — bis auf einige Austriacismen — lobenswerth.

Eine harmlose, lustige, und dabei in ihrer psychologischen Grundlage auf guter Beobachtung ruhende Erzählung ist „Der fünfstöckige Don Juan" von J. Abt (Nr. 6). Sie schildert die Versuche eines urbraven jungen Mannes, doch auch einmal den „verfluchten Kerl" zu spielen und sich in eine „große Leidenschaft" zu stürzen. Seine neue Wohnung scheint ihm die schönsten Möglichkeiten zu gewähren. Aber eben die angeborene Bravheit und ein gut Theil hölzernes Wesen und auch gelegentlich etwas Pech lassen ihn nie seinen Wunsch erreichen. Und so muß er denn nach wie vor brav bleiben und das weibliche Geschlecht weiter „achten". Das Ganze ist launig erzählt, eine „nätte" Geschichte — um mit dem ostpreußischen Helden zu reden. M. Rachel.

Philosophische Schriften.

1. Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard von Hartmann's. Von Dr. N. Kurt. Verfasser der Schriften „Willensfreiheit?" und „Das Freiheitsdogma in seinen neuesten Gestaltungen." Leipzig, Friedrich Fleischer. 1894. 8. 1 M. 25 Pf.

Wir empfehlen diese Schrift allen, welche kurz und bündig Wahrheit und Dichtung der Philosophie des Unbewußten kennen lernen wollen. Wir selbst zeigten 1871 (Antimaterialismus III: Kritik aller Philosophie des Unbewußten) das Widersinnige dieser Lehre. Der Verfasser findet unter Berücksichtigung dieser und weiterhin er-

schienener Schriften Hartmann's die Ansichten desselben geradezu „haarsträubend" (S. 23):

Diesem Unbewußten (S. 10) schreibt Hartmann namentlich folgende Eigenschaften zu: 1) absolutes Hellsehen; 2) unfehlbar logische Verknüpfung und möglichst zweckmäßiges Handeln im möglichst angemessenen Moment; 3) ein unaufhörliches Eingreifen in jedem Moment an jeder Stelle. Wenn man dem angeblich Unbewußten derartige allumfassende, den erhabensten theologischen Begriffen, wie Allweisheit, Allwissenheit, Allgegenwart entsprechende Eigenschaften zuschreibt, so ist klar, daß die gewählte Bezeichnung nur einer barocken Laune ihre Entstehung verdankt, und richtiger sagte man, wie Hartmann selbst andeutet, „überbewußt" statt unbewußt.

Bei den Widersprüchen, welche der Verfasser in Hartmann's Lehre nachzuweisen hat, ist solche Lehre mehr wie barock. Nach Hartmann ist die Welt so gut, aber doch auch so schlecht wie möglich; Gott selbst empfindet dies als seine Unseligkeit. Da nun Gott das Innere, die Welt das Aeußere ist, so sucht Gott die Unseligkeit nach Außen abzulenken (S. 24), zugleich läßt er Menschen entstehen, damit sie helfen, ihn vom Leid zu erlösen, indem sie vernünftig und sittlich werden und beschließen, nicht mehr leben zu wollen, denn damit höre die Welt auf. Der Verfasser führt bei Besprechung dieser Vorstellungen ein Gleichniß Hartmann's an, das in der That verwunderlich genug ist. Der Verfasser sagt S. 24:

Das Elend des Daseins wäre also etwa zu betrachten „wie ein juckender Ausschlag am Absoluten, durch welchen die unbewußte Heilkraft sich von einem innern pathologischen Zustand befreit, oder auch als ein schmerzendes Zugpflaster, welches das All-Eine Wesen sich selbst applicirt, um einen innern Schmerz nach außen zu lenken und für die Folge zu beseitigen". Der Mensch aber könne durch Sittlichkeitsentwickelung zur Abkürzung des Leidens- und Erlösungsweges des Unbewußten beitragen. Ein verwirrenderes Chaos philosophischer Hirngespinste, wie sie vorstehend meist mit den eigenen Worten Hartmann's reproducirt sind, ist wol schwer denkbar.

Wir stimmen dem Verfasser bei, vermissen aber den Hinweis auf die armselig vermenschlichende Vorstellung, daß „das Unbewußte (S. 11) mit feinern Instrumenten wirksamer arbeitet", als ob Gott Instrumente brauche, als ob ihm das Eine leicht, das Andere schwer sei. Unkenntniß der Maschinenlehre ist es, wenn der wegen seiner Naturkenntniß Gerühmte (S. 11) durch innern Mechanismus Krafterspariß erreichen läßt. Bei einer Dampfmaschine von 1000 Pferdekräften spart man den Besitz und die Ernährung von 1000 Pferden, man arbeitet mit billigern Kohlen; die Dampfkraft selbst muß dieser Größe gleich sein. Nun aber muß diese Kraft erst die Maschine in Bewegung setzen; je leichter dabei die Maschine geht, um so mehr freilich kann Dampf gespart werden. Unter allen Umständen aber ist wegen dieses Kraftverbrauchs durch die Maschine die Kraft, die sie in Bewegung setzt, größer, als die Kraft, mit der sie arbeitet. Die Kraft aller arbeitenden Menschenhirne, der Wille zum Sterben, wird daher immer kleiner sein, als die Kraft des Unbewußten, das diese Instrumente der Erlösung ins Dasein treten ließ und in Bewegung erhält. Am einfachsten, mit dem kleinsten Kraftverbrauch, erlöst sich Gott selbst von seiner Unseligkeit, wie dies auch der Verfasser darthut.

Nach kurzer Einleitung spricht der Verfasser von der Philosophie des Unbewußten. Wir glauben nach dem Gesagten nicht nöthig zu haben, weitere Einzelheiten anzuführen. Es folgt Hartmann's Lehre von der menschlichen Freiheit, bei welcher der Verfasser mit gleicher sachlicher Ruhe und mit gleichem Scharfsinn die Widersprüche Hartmann's nachweist. Er selbst glaubt dabei, zumal auch aus sittlichen Gründen, Freiheit und Verantwortlichkeit leugnen zu müssen. Er bringt noch in kurzer Nachschrift Beurtheilungen seiner Schriften. Wir empfehlen diese kleine klare Schrift über die so viel angestaunte Lehre von dem Unbewußten, die man neuerdings sogar als Religion der Zukunft angepriesen hört, gern.

2. Kritik des Idealismus, des Materialismus und des Positivismus. Von Dr. Chr. Henop. Nebst einem Vorwort von Professor K. T. Witte. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von seinem Sohne. Altona, J. Harder, Verlag. 1895. 8. 2 M.

In funfzehn Abschnitten bringt Henop nicht nur eine scharfsinnige, treffliche Kritik, sondern auch eine Skizze dessen, was ihm das Bessere scheint. Er knüpft an Carus' „Psyche" an, welche Schrift mehr beachtet werden müsse, da sie „Schelling's Naturphilosophie erweiternd, eine ideale Auffassung bringe, welcher die ganze Natur das Symbol eines Göttlichen und die Verkörperung eines geistigen Seins ist". Als Gegenströmungen der Gegenwart bespricht und verwirft er den Materialismus und den Positivismus, dieses „französische Erzeugniß". Auch der absolute Idealismus ist ihm unhaltbar, weil der Unterschied von Materie und Geist festgehalten werden muß.

Uns freut, daß Henop hier und an andern Stellen die Bedeutung seines Freundes Harms für die Philosophie hervorhebt. Mit diesem gibt er S. 27 die Kant'sche Erklärung: Die Materie ist das im Raum Bewegliche mit bewegender Kraft. Er geht indeß nicht zur bestimmtern Erklärung Kant's: Die Materie ist die im Gesetz der Gravitation wirkende Kraft, auch nicht zur weitern Bestimmtheit über: der Geist ist die Kraft der Religiosität und Sittlichkeit. Er fragt daher auch nicht, ob beide Kräfte sich wie Außen- und Innenseite verhalten können und, um jeden Dualismus zu vermeiden, kommt er zu einer Annahme, welche Spinozistisches etwas neu gestaltet:

Alle Substanzen haben zwei verschiedene Erscheinungsweisen, sind daher zugleich Geist und Materie; sie haben eine materielle und eine ideelle Seite und demnach eine doppelseitige Causalität, die man als natürliche und geschichtliche bezeichnen kann (S. 34, 65).

Seine eigene Ansicht entwickelt Henop bei Besprechung des ersten und zweiten Abschnitts von Carus' „Psyche": Vom unbewußten Leben der Seele, dann vom bewußten Leben. Im Gegensatz aber zu Carus, der vom Unbewußten ausgeht, macht er das Bewußte zum Urgrund:

Ein Bewußtes wird als Urgrund gefordert (S. 21). Nur aus dem Höhern erklärt sich das Niedere (S. 54). Die Entstehung des Bewußtseins eines Endlichen setzt eine ihrer selbst bewußte

absolute Substanz voraus (S. 65). Alles Werden des Endlichen beruht auf dem Sein des Unendlichen, das von Anbeginn an durch alle Zeiten hindurch in immer neuen und in geschichtlicher Entwickelung stetig sich vollendenden Gestaltungen sich offenbart hat und durch alle Aeonen hindurch sich offenbaren wird (S. 90). Jede Entwickelung ist an äußere Bedingungen geknüpft und gerade der Darwinismus beweist das Walten ideeller Faetoren in der Natur (S. 65). Die menschliche Substanz, die höchste Entwickelungsform, ist eine göttliche Theilidee (S. 51).

Diese Seele kehrt zu Gott zurück, wie Henop am Schluß bei einem kurzen Blick auf den dritten Abschnitt von Carus' „Psyche": Vom Vergänglichen und Ewigen in der Seele, anführt. Er fragt nicht, ob die endliche Seele so entarten könne, daß das selbstbewußte Absolute die Rückkehr verweigere:

Es mag uns genügen zu wissen, daß auch wir berufen sind, mitzuwirken an den großen Aufgaben der Menschheit, daß Ewiges und Zeitliches, Himmel und Erde nicht zwei getrennte Welten sind, daß es kein Diesseits und kein Jenseits gibt, sondern daß wir überall und zu jeder Zeit inmitten der Ewigkeit stehen, Himmelreich und Hölle in uns selber hegen, und allezeit getragen und getrieben werden von einer heiligen göttlichen Macht (S. 89).

Wir begnügen uns mit dieser kurzen Inhaltsangabe, stimmen aber gern mit Witte's Lob im Vorwort überein, Laien und Philosophen werden aus der klar, scharfsinnig, warm und lebhaft geschriebenen Schrift Anregung und Belehrung schöpfen.

3. Die Lokalisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Beispiel: Warum sind wir „zerstreut"? Vortrag, gehalten in der Münchener Psychologischen Gesellschaft von Georg Hirth. München, G. Hirth's Verlag. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Die alte Psychologie war im wesentlichen auf metaphysische und allgemein philosophische Speculationen angewiesen. Eine physiologische Psychologie ist erst lebensfähig, seit man annehmen darf, daß die verschiedenen Gehirnfunctionen, überhaupt nervöse Vorgänge, localisirt sind (S. 1). Das Gehirn ist nicht, wie man früher glaubte, ein einheitliches, homogenes Organ. Der Wunderbau desselben und des Nervensystems überhaupt, zerfällt in specifisch functionelle Provinzen (S. 8). Die sogenannten fünf Sinne, wie alle unser Seelenleben ausmachenden und beeinflussenden Empfindungsarten und Innervationen haben in mehr oder weniger scharf umgrenzten Bezirken des Centralnervensystems ihren functionellen Sitz. Diese functionellen Provinzen haben ein zum Theil sehr selbständiges Eigenleben, so daß die einen völlig gesund functioniren, während in andern sich bereits bedeutende Krankheitsherde und Defecte entwickelten (S. 3). Daher entwickeln sich auch die in der Regel als gleichstark anzunehmenden centralen und peripherischen Organe ungleich (S. 5). Harmonische Ausbildung des Fühlens, Denkens und Wollens ist überhaupt große Seltenheit (S. 6). Die Temperamente hat man schon lange aus Mischungen des Blutes, der Galle u. s. w. erklärt (S. 8). Wir fassen die physiologischen Bedingungen des Seelenlebens: Ernährung, Spannung, Ermüdung, Energie u. s. w. mit dem Worte „Temperament" zusammen; gehen dabei von der Ansicht aus, daß alles innere Leben und alle Reaction auf neue Eindrücke nur auf Gedächtniß, individuell erworbenem und angeerbtem (Instinct u. dgl.), beruht und wir daher wol von Temperamenten der Gedächtnißprovinzen oder Grundgedächtnisse sprechen können (S. 9). Unser Leben erfordert ein Zusammenwirken verschiedener Gedächtnißprovinzen. Die Zahl der Möglichkeiten ihres verschiedenen Zusammenwirkens ist eine nahezu unbeschränkte. Solche Combinationen nennen wir Merksysteme (S. 14). Das gedeihliche Zustandekommen und die prompte Inbetrieberhaltung der Merksysteme setzt nun eine fast ununterbrochene Thätigkeit der daran betheiligten Grundgedächtnisse, eine fortwährende unbewußte Aufmerksamkeit derselben voraus (S. 18). Unter Aufmerksamkeit im weitesten Sinne verstehe ich Ladung, Strombereitschaft, Bereitschaft zur Wiedererweckung dynamischer Spuren. Diese Thätigkeit schließt schon ein reguläres, wenn auch unbewußtes Denken aus (S. 19, 20). Wille, Bewußtsein, Aufmerksamkeit oder wie wir lieber sagen, Merksamkeit, sind nicht selbständige Seelenvermögen, sondern nur die Resultate sensibler und motorischer Strebungen, die wir nach ihrer biologischen Zweckdienlichkeit benennen (S. 22). Das Bewußtsein erscheint mir nicht als die Quelle, sondern als ein Phänomen des Fühlens und Denkens, nicht als Erzeuger und Träger der Ich-Synthese, sondern als Ausdrucksform derselben. Auch der Wille ist nur eine Form der Aufmerksamkeit. Die Ich-Synthese ist die Zusammenschließung nicht ein Regulator unserer Gedankenwelt (S. 23). Wir folgern aus alle diesem, daß man nicht von einer Trennung der psychischen und blos nervösen Functionen reden kann (S. 25). Gegen die Trennung spricht auch die Entwickelungslehre. Thatsache ist, daß die Function erst beginnt, wenn der Apparat seine Vollendung hat (S. 27).

Die Antwort auf die Frage: Warum sind wir zerstreut? beginnt S. 36:

Die Möglichkeit der Zerstreutheit liegt darin, daß unser Geist als Inbegriff der Functionen unseres Centralnervensystems nicht im Stande ist, die unermeßlich große Zahl der möglichen dynamischen Reprodnetionen und Associationen zu gleicher Zeit spielen zu lassen (S. 38).

Das Angeführte muß genügen, um die Principien dieser neuen Psychologie, wie die Art und Weise der Beantwortung der Frage nach dem Zerstreutsein anzudeuten. Der Verfasser freut sich im Vorwort auf dem Boden des Neuidealismus zu stehen; aber wir fürchten, daß seine Behauptung, das Seelische sei eine Function der Organe, auf den materialistischen Boden Karl Vogt's zurückführt, der sich gerade so ausdrückt. So wenig wie Vogt, so wenig zeigt der Verfasser, wie Organe, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff u. s. w. bestehen, seelisch functioniren können. Immerhin bestreiten wir den Werth seiner Untersuchungen nicht und glauben sogar, daß solche Untersuchungen über den Wunderbau des Gehirns erfolgreicher zur Erkenntniß des Wunderbaues der Seele und des Seelenlebens führen, als die Phantasiespiele der alten Schulweisheit über die Einfachheit und Unräumlichkeit der Seele. Und da der Verfasser S. 27 behauptet: „Man darf kühnlich sagen: Die Erblichkeit des Baues und des substantiellen Wachsthums unseres Gehirns ist nur aus der Vererbung des Functionellen erklärlich." Oder S. VI: „Durch individuelle Einübung werden Ideen und ganze Merksysteme zu Reflexen; durch den dynamischen Reflex wird eine neue anatomische Disposition geschaffen und diese Disposition wird von Generation zu Generation vererbt." So dürfen auch wir kühnlich sagen: Der Verfasser, obgleich er Seelisches und Leibliches nicht getrennt haben will, trennt beide selbst, denn das Seelische ist ihm das den Leib disponirende und gestaltende. Das Seelische ist hiernach der Meister der Gehirnform. L. Weis.

Feuilleton.

Von der von Quidde herausgegebenen „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ (Freiburg i. Br., Akadem. Verlagsh. von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]) liegen uns Band X (Jahrgang 1893 II) und XI (Jahrgang 1894 I) zur Besprechung vor. Neben einer Fülle von Nachrichten und Notizen über die verschiedensten historischen Gesellschaften, Vereine und Versammlungen, zusammenfassenden Besprechungen der neuern Literatur zur Geschichte Frankreichs im Mittelalter (Molinier), Polens und Rußlands (Sommerfeldt, Karge und Minzes) und der Fortsetzung der von Masslow und Sommerfeldt mit gewohnter Peinlichkeit bearbeiteten Bibliographie zur deutschen Geschichte (mit Einschluß der allgemeinen Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit) bieten die beiden Bände nicht weniger als acht größere und dreiundzwanzig kleinere Abhandlungen zur Geschichte. Gelehrte, deren Namen im Kreise der Fachgenossen einen guten Klang haben, wie Breßlau, Egelhaaf, Dümmler, Jastrow, Kaufmann, Meyer von Knonau, Oncken, Prutz, Pflug-Harttung, Scheffer-Boichorst, Schirren, Sickel, Simonsfeld, Stern, Stieve, haben Beiträge geliefert, neben ihnen eine Anzahl minder bekannter jüngerer Historiker. Um über den Reichthum des Gebotenen zu orientiren — da eine Einzelbesprechung sich bei der Knappheit des zugemessenen Raums verbietet — gruppiren wir die Aufsätze nach ihrem Inhalt. a) Aufsätze zur Geschichte des Alterthums bez. der antiken Literatur: Hartmann, „Zur Geschichte der antiken Sklaverei“; Egelhaaf, „Zur Beurtheilung des Perikles“; Weymann, „Der Titel der Germania“. b) Zur Profan-, Kirchen- und Rechtsgeschichte des Mittelalters: Görres, „Kirche und Staat im Vandalenreich“ (429—534); Schneege, „Theoderich der Große in der kirchlichen Tradition des Mittelalters und in der deutschen Heldensage“; Sickel, „Die Verträge der Päpste mit den Karolingern“; Hampe, „Die Wiedereinsetzung des Königs Eardulf von Northumbrien durch Karl den Großen und Papst Leo III.“; Breßlau, „Bischof Mareo (Beitrag zur Kritik Helmold's)“; Scheffer-Boichorst, „War Gregor VII. Mönch? (Widerlegung der Behauptung von Martens, daß Hildebrand nicht Mönch gewesen sei)“; Meyer von Knonau, „Heinrich's IV. Bußübung zu Canossa (zur Kritik Donizo's)“; Köhne, „Die Krönung Rudolf's, des Gegenkönigs Heinrich's IV.“; Jastrow, „Die Welfenproceesse und die ersten Regierungsjahre Friedrich Barbarossa's“; Prutz, „Kritische Bemerkungen zum Proceß des Templer-Ordens“; Brandenburg, „Der Binger Kurverein in seiner verfassungsgeschichtlichen Bedeutung“; Pflugk-Harttung, „Drei Breven päpstlicher Machtfülle im 11. und 12. Jahrhundert (Nachweis der Unechtheit je eines Breves Gregor's VII., Hadrian's IV. und Alexander's III., Jaffé Reg. Pont. 5059. 10056. 12174)“; Köhne, „Zum Hausgrafenamt“; Herre, „Beiträge zur Kritik der Pöhlder Chronik“; Simonsfeld, „Bemerkungen zu der Weltchronik des Frater Paulinus von Venedig“. c) Zur Geschichte der neuern Zeit: Kaufmann, „Zur Gründung der Wittenberger Universität“; Ulmann, „Studien zur Geschichte des Papstes Leo X.“; Häbler, „Die Finanzdecrete Philipp's II. und die Fugger“; Stieve, „Strahlendorf's Stellung zur Jülicher Erbschaftsfrage“; derselbe, „Das Contobuch der Deutschen Liga“; Schirren, „Geheime Correspondenz Katharina's II. mit ihrer Mutter im Jahre 1754“; Dümmler, „Eine Schilderung Kaiser Joseph's II. und seines Hofes“; Oncken, „Gneisenau, Radetzky und der Marsch der Hauptarmee durch die Schweiz nach Langres (urkundliche Mittheilungen)“; von Grunner, „Müffling und Grunner bei Beschaffung eines Fonds für die Polizeiverwaltung während der Occupation von Paris (1815)“; Stern, „Eine Denkschrift von Fr. von Gentz über die erste bairische Ständeversammlung“.

— Unter der gemeinsamen Adresse „An die deutschen Studenten“ beginnt im Verlage von Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen soeben eine Reihe von Flugschriften zu erscheinen, die in Zusammenhang mit dem christlichen Studentencongreß stehen. Der Anfang — drei Vorträge, die 1894 auf dem genannten Congreß zu Frankfurt a. M. gehalten wurden (Preis je 50 Pf.) — ist verheißungsvoll. Director Bauer aus Niesky versteht es im ersten Hefte, „Manneswürde und Mädchenehre“, seine Leser für den Weihefrühling einer keuschen Jugend zu begeistern, in einer von wärmster Empfindung für die empfohlene Sache und herzlicher Liebe zu seinen jugendlichen Zuhörern gehobenen, citatenreichen Sprache. Professor D. Reischle in Gießen behandelt in der zweiten Broschüre „Das akademische Studium und den Kampf um die Weltanschauung“. Er stellt diesen Kampf, der schließlich auf die Stellungnahme zum christlichen Gottesglauben hinausläuft, als eine nationale Sache, einen Kampf um praktische Ideale und eine mit der wissenschaftlichen Arbeit innig verbundene Frage dar, der sich kein rechter Student entziehen dürfe, welcher Fakultät er auch angehöre, und gibt Rathschläge zur rechten Führung dieses Kampfes in der Studierstube, dem Hörsaal und dem studentischen Gemeinschaftsleben. Im letzten Vortrag spricht Pfarrer Naumann in Frankfurt über das Thema: „Der Student im Verkehr mit den verschiedenen Volkskreisen“ mit der beredten Wärme und Originalität, welche diesem Freunde des arbeitenden Volkes eigen ist. Ausgehend von dem Satze, der christliche Student solle „ein Nachfolger des brüderlichen Herrn Jesu“ sein, auch im Verkehr mit dem Volke, empfiehlt er die Benutzung bereits vorhandener Gelegenheiten zu diesem Verkehr und besondere Wege, den Arbeitern nahe zu kommen. Die Art der Vorschläge Naumann's drückt sich in folgenden Worten des Schlusses aus: „Der Student kommt zum Arbeiter und spricht zu ihm: Silber und Gold habe ich nicht, womit ich dir direct helfen könnte. Aber was ich habe, ist mehr: Interesse und Kenntnisse. Und weil ich im Namen Jesu dein Bruder sein soll, so soll ein rechtes Theil von diesen Dingen auch dir gehören. Der Arbeiter aber wird sagen: die Obern glauben nicht; denn wenn sie glaubten, so würden sie thun, wie Jesus that, und würden wirklich brüderlich gegen uns sein. Er fordert den Beweis des Glaubens auch von Ihnen; und wenn wir miteinander kein Christenthum unter dem Volke beweisen können, dann können wir auch nicht verlangen, daß das Volk unserm Christenthum glaubt.“ Sämmtliche drei Vorträge sind vortrefflich: gehaltvoll, praktisch und in lebendiger, packender Sprache. Einen von ihnen als den vorzüglichsten herauszugreifen, hält schwer; man merkt allen an, daß ihre Verfasser in den Gedankenkreisen leben, über die sie reden.

Bibliographie.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Siebenter Band: Jugenderinnerungen des Professors Alexander Iwanowitsch Nikitenko. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 3 M.

Dehmel, R., Lebensblätter. Gedichte und Anderes. Berlin, Genossenschaft Pan. 8. 3 M.; Luxusausgabe 10 M.

Eisler, R., Geschichte der Philosophie im Grundriß. Berlin, S. Calvary u. Comp. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Fischer, K., Shakespeare und die Bacon-Mythen. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 8. 1 M. 60 Pf.

Gréville, H., Gesühnt. Roman. Leipzig, A. Schumann's Verlag. 8. 4 M.

Herwi, B., Sonnige Geschichten. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 2 M.

Meinardus, L., Eigene Wege. Roman. Bremen, M. Heinsius Nachf. 8. 4 M.

Pan. Große illustrirte Kunstrevue. Zweites Heft 1895. Herausgegeben von der Genossenschaft Pan, Berlin. Gr. Folio. 20 M.

Trautwein, Th., Das bairische Hochland mit dem Algäu, das angrenzende Tirol und Salzburg nebst Salzkammergut. Siebente Auflage. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Mission nach Abessinien.

Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen von

Gerhard Rohlfs.

Mit 20 Separatbildern und einer Karte.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der berühmte Afrikareisende erzählt in diesem Werke seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise zum Negus Johannes von Abessinien, dem er ein Schreiben des Deutschen Kaisers zu überbringen hatte. Wie seine frühern Reisewerke ist auch das vorliegende reich an lebhaften landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, und da Abessinien gegenwärtig eine besondere Wichtigkeit erlangt hat, ist dieser Bericht über das merkwürdige Land auch heute noch von grossem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von

Antonio Cecchi.

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die vorliegende deutsche Ausgabe des berühmten italienischen Reisewerks verdient besondere Beachtung. Dasselbe gehört nach dem „Globus" zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen ist. Insbesondere ist es gegenwärtig dadurch interessant, dass der jetzt vielgenannte Negus Negest Menelik von Abessinien ausführlich in seiner Person und Regierung geschildert wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von

Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und **Dr. Heinrich Wichmann.**

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Professor Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese Theile Afrikas, die fruchtbaren Gallaländer, das Ziel der colonialen Bestrebungen Englands, Italiens und Frankreichs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von T. H. Huxley.

Der Krebs.

Eine Einleitung in das Studium der Zoologie.

Mit 82 Abbildungen.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 48. Band.)

Der berühmte englische Gelehrte gibt in dem vorliegenden Werke nicht blos eine Naturgeschichte des Krebses, sondern er erörtert auch weittragende allgemeine Aufgaben der Zoologie wie der biologischen Wissenschaft überhaupt, sodass es mit Recht als „eine Einleitung in das Studium der Zoologie" bezeichnet ist.

Physiographie.

Eine Einleitung in das Studium der Natur.

Für deutsche Leser frei bearbeitet von **Hermann Jordan.**

Mit 182 Abbildungen und 8 Karten und Tafeln.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 63. Band.)

In Huxley's berühmtem Handbuch der Physiographie, einer vollständigen physikalischen Erdbeschreibung, die sich durch ausserordentliche Klarheit und Fasslichkeit des Vortrags auszeichnet, ist alles specifisch Englische vom Bearbeiter durch entsprechende deutsche Localverhältnisse ersetzt, im übrigen aber das Original möglichst getreu nachgebildet worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der „Gesammelten Werke".)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 31. — 1. August 1895.

Inhalt: Neue Literaturstudien. III. Von Moritz Necker. — Neue Goethe-Schriften. I. Von Karl Heinemann. — Religiöse und kirchliche Zeitfragen. Von Johannes Reinhard. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Adalbert Schroeter. — Auf schwäbischem Boden. Von Paul Lang. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Literaturstudien.

III.

Mit einer zündenden Wirkung wie seit vielen Jahren kein anderer Kritiker ist Frau Laura Marholm im vergangenen Winter gleichzeitig mit zwei Essaysammlungen *) in die Literatur getreten, und wenn wir etwas spät unsern Bericht darüber erstatten, so kommen wir doch nicht zu spät, denn ihre zwei Bücher gehören nicht zu denen, die veralten und mit dem momentanen Erfolg ihren Zweck erreicht haben. Die Wirkung, welche Frau Marholm erreichte, ist eins der werthvollsten und freundlichsten Ereignisse unserer zeitgenössischen Literatur, ihre Bücher gehören zu den gesündesten und anregendsten ihrer Art, die seit Langem erschienen sind. Freilich muß man einen Theil ihres Erfolgs mit der bekannten Thatsache in Zusammenhang bringen, daß nichts so sehr anzieht, als die Behandlung erotischer Fragen, als Studien über die Frau und die Frauen, und Laura Marholm bietet sie in Fülle, aber sie bietet sie auch in einer neuen und lehrreichen Art, in einer glänzenden Form. Man sagt nicht zu viel, wenn man ihr Auftreten für denkwürdig in der Geschichte der Frauenbewegung unserer Tage erklärt. Ihr großer Erfolg ist wohlbegründet und gerecht.

Das Weib als Kritiker ist ja in unserm Jahrhundert auch keine große Seltenheit mehr, wo es Frauen als Journalisten, Essayisten, Historiker gegeben hat und noch gibt. Aber diese Frauen haben doch der Literatur gegenüber nicht einen specifischen Frauenstandpunkt eingenommen oder einnehmen wollen. Im Gegentheil: sie würden sich alle nachdrücklich dagegen verwahrt haben, wenn man ihre Kritik als weibliches Urtheil besonders hätte kennzeichnen wollen. Es pflegte keine Schmeichelei darin zu liegen, wenn man die Weiblichkeit eines Urtheils besonders hervorhob; die Frauen fühlten etwas wie Geringschätzung dabei. Dafür spricht auch die Thatsache, daß sich viele bei der Wahl eines Pseudonyms männliche Vornamen wählten. Zwar haben thatsächlich viele vornehme und geistvolle Frauen durch ihr Urtheil auf die schaffenden Männer eingewirkt — man braucht doch nur an das Verhältniß zu erinnern, in dem Goethe zu Frau von Stein stand, oder noch mehr: an das von Heine und Rahel in seinen Anfängen; ja es dürfte kaum einen hervorragenden Dichter überhaupt geben, auf dessen Production nicht das Frauenurtheil bestimmend eingewirkt hat, und Wilhelm Scherer ging ja so weit, die Stellung der Frauen zur Literatur einer Zeit als eines der wesentlichen Merkmale dieser Literatur zu bezeichnen. Aber all das ist doch wesentlich verschieden von dem, was Frau Marholm will und was sie geleistet hat. Sie berichtet gerade als Weib über die Dichter und deren Werke, sie thut das unseres Wissens zum ersten male in der Literaturgeschichte, und sie thut es darum, weil sie es thun kann. Und warum kann sie es thun? Darum, weil in ihr das Bewußtsein der weiblichen Persönlichkeit, in deren tiefem Unterschiede von der männlichen, auch vielleicht zum ersten male klar und lebendig als kritische Macht wirksam geworden ist. Zwar fehlt es nicht an Persönlichkeiten unter den schreibenden und schaffenden Frauen, die an Ausgeprägtheit nichts zu wünschen übrig lassen. Aber wenn es wirklich originale Individualitäten sind, so sind es naive Persönlichkeiten, naiv in Bezug auf ihres Unterschiedes von der männlichen. Da sie den Unterschied nicht anstreben, ja kaum zugestehen wollten, da alle Frauen die gleichen Ideale auf allen Gebieten anstrebten, wie die Männer, und ihre Producte für minderwerthig erachteten, wenn man ihnen nicht die gleiche Schätzung zu theil werden ließ, wie denen der Männer, so mußten sich diese Frauen in

*) Das Buch der Frauen. Zeitpsychologische Porträts. Von Laura Marholm. Mit 6 Autotypien nach Photographien. Paris und Leipzig, Verlag von Albert Langen. 1895. 8. 3 M.

Wir Frauen und unsere Dichter. Von Laura Marholm. Verlag der Wiener Mode. Wien und Leipzig. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

jener Naivetät erhalten. Frau Marholm aber bricht mit dieser alten Frauentradition, sie überwindet die Frauenangst vor der Parallele mit den Männern, sie will sie selbst sein und nichts anderes, keine Nachahmung der Männer, kein Geschöpf der Männer, und darin liegt das Neue, vielleicht auch das Epochemachende in ihrem Auftreten.

Zwei Begriffe spielen in ihrem ganzen Denken eine führende Rolle, zwei Begriffe, die sie in einen verschmilzt, der sie leitet: die Begriffe von „Weib" und von „Persönlichkeit", die sie im Worte „Weibpersönlichkeit" vereinigt.

Frau Marholm ist aus einem Kinde der modernen Frauenbewegung eine Gegnerin derselben geworden. Nur in unserer Zeit konnte der Begriff der Weibpersönlichkeit überhaupt entstehen. Eine begabte Natur, frühzeitig dichterisch thätig, mit einem großen Durst nach wissenschaftlicher Ausbildung, gab sich Frau Marholm ihren hohen geistigen Bestrebungen mit Eifer hin. Sie lernte alle wichtigen europäischen Literaturen kennen, machte Reisen durch ganz Europa, hörte bedeutende Professoren, lernte hervorragende Menschen kennen und wollte offenbar Schriftstellerin wie so manche andere ihres Geschlechts werden. Epochemachend für ihre innere Entwickelung dürfte aber die Bekanntschaft mit Nietzsche's Schriften geworden sein, die sie zwar gelegentlich anführt, aber doch nirgends ausführlich bespricht oder mit besonderm Nachdruck nennt. Die männliche Philosophie Nietzsche's, sein Haß des femininen Zeitalters, sein Aufruf an die Männer, sich auf ihre Kraft und Mannbarkeit zu besinnen, seine Herrenmoral brachte Frau Marholm (vermuthlich! denn sie selbst erzählt uns nichts davon) zum Bewußtsein ihrer Weiblichkeit, der Weiblichkeit überhaupt. Denn von Nietzsche hat sie viel in Inhalt und Form angenommen. Frau Marholm wurde sich da der Grenzen, der Eigenthümlichkeiten des weiblichen Organismus doppelt bewußt. Da gewann sie die kritische Stellung zum modernen Weibe und seinen Bestrebungen. „Ihr wollt gleich den Männern gestellt sein? Merkt Ihr denn nicht, daß Ihr damit etwas Unmögliches erstrebt und etwas sehr Werthvolles aufgebet? Unmöglich ist Euer Streben, weil Ihr viel mehr als die Männer an die Natur gebunden seid. Euer Lebensinhalt, Euer Lebensglück wird doch nur vom Manne bestimmt. Der Mann kann in der wissenschaftlichen oder künstlerischen oder geschäftlichen Berufsarbeit vollkommen aufgehen, ohne das Weib zu vermissen. Für ihn spielt das sexuelle Leben eine zweite, dritte Rolle. Aber wir Frauen? wir sind eine leere Kapsel, eine leere Hülse, so lange der Mann nicht seinen Inhalt hineingethan hat. Wir mögen noch so genial sein, noch so Großartiges leisten, mit unsterblichem wissenschaftlichen Ruhme uns bedecken, ja sogar die gleichen höchsten Ehrenstellen wie die Männer erringen — aber Befriedigung finden wir darin nicht, kein Glück, keine satte Ruhe. Die Natur revoltirt, wir müssen Kinder gebären, Kinder erziehen, einen Mann lieben, wenn wir zu unserm Glück kommen wollen. Anders geht es nicht. Den genialsten Frauen, einer Kowalewska ist es auch nicht anders ergangen. Ihr Frauen, die ihr des Mannes entrathen zu können glaubt, seid entweder keine ganzen Naturen, degenerirt, entartet, oder — Ihr lügt und heuchelt." Das ungefähr ist die Gesinnung Laura Marholm's. Sie beklagt es tief, daß der Irrthum von der Gleichartigkeit und Gleichwerthigkeit der Geschlechter sich so weit verbreitet hat. Er ist ein Schade für die Menschheit. Indem das Weib mit dem Verzicht auf die Erfüllung seines besondern Berufs, in den gemeinen Concurrenzkampf ums armselige Brot mit dem Manne eintritt, gewinnt es nichts für sich und macht die Menschheit um seine werthvollsten Tugenden und Functionen ärmer. Das Weib, das soviel tiefer als der Mann in der Natur steckt, vertritt das Instinctleben in der Menschheit, und die Menschheit bleibt nur so lange gesund als ihre Instincte lebendig bleiben. Die bloße Verstandesarbeit erzeugt Uebercultur und Entartung. Und schonungslos geht Frau Marholm gegen die Schwächen des modernen Weibes vor. Sie sieht in den Bestrebungen der Gleichrechtlerinnen oft nichts anderes, als das Streben der Frauen sich jene angenehme materielle Lage zu verschaffen, die sie in einer Heirath nicht hätten finden können. Das moderne Weib entzieht sich seinen schwierigen Pflichten, es möchte nur Freude, nicht Leid mit dem Manne theilen. Und diejenigen Gesellschaftsklassen in Skandinavien, in Deutschland, welche dieser Bewegung wohlwollend zusehen oder sie gar fördern, thun es aus kurzsichtigem Egoismus. Natürlich leuchtet es dem bäuerlichen Familienvater oder dem kleinen kinderreichen Beamten ein, daß es gut wäre, wenn auch die Töchter Geld ins Haus bringen oder sich selber versorgen könnten. Er hat dann um soviel weniger selber für sie zu thun. Noch weiter geht der verhängnißvolle Irrthum: gerade die begabten Mädchen werden zum studiren, die unbegabten zum heirathen bestimmt. Als wenn gerade die Gans gut genug dazu wäre, Kinder zu schaffen, aber die gescheite Frau was Besseres thäte, wenn sie Beamtin, Telephonistin, Telegraphistin, Lehrerin, Postbeamte, Buchhalterin würde! Daß das lauter verkümmerte Existenzen sind, das sehen die Frauenrechtler nicht ein, und darum tritt Frau Marholm mit Nachdruck und Schärfe gegen einen der mächtigsten und nach ihrer Meinung verhängnißvollsten Führer der Frauenrechtler im Norden, gegen Björnstjerne Björnson auf. Niemand haßt sie so sehr, als diesen hochbegabten und nach ihrer Darstellung intellectuell so wenig großen Dichter.

Mit diesen Grundanschauungen vom Wesen des Weibes tritt nun Frau Marholm an die Beurtheilung der Dichterinnen und der Dichter, sofern sich diese mit dem Weibe beschäftigt haben. Und hier tritt der Begriff der Weibpersönlichkeit besonders hervor. Zum Bewußtsein seiner Persönlichkeit gelangt der Mensch nicht plötzlich, nicht mit einem Sprunge, sondern allmählich, nach mannichfachen Erfahrungen innerer und äußerer Art, nach tiefen Erlebnissen und Auseinandersetzungen mit starken andern In-

dividuen, auf dem Wege fortschreitender „Differenzirung" von den andern. Man ist nicht gleich man selbst, man sucht sich vorerst, man findet sich oft erst sehr spät. Es ist ein dunkler Drang im Menschen, in Harmonie mit einem eingeborenen, aber zunächst unklaren Ideal zu leben, das wie ein kategorischer Imperativ in uns lebt und seine Verwirklichung fordert. In jedem einzelnen starken Individuum lebt sein eigener Imperativ, und es findet seine innere Ruhe nicht früher, als bis sein Thun und Lassen in Harmonie mit seinem Wollen und Sollen gebracht hat. Aus diesem Streben entsteht dann die Persönlichkeit. Darum hat jede ihre eigene Geschichte; ohne Entwickelung ist überhaupt keine Persönlichkeit denkbar.

Auch Frau Marholm hat diese ihre Geschichte, wir gewinnen Einblick darin, und uns erscheint dieser Theil ihrer Essays (es ist der erste im Buch „Wir Frauen und unsere Dichter") besonders wichtig. Da das einzelne Weib seinen wahren Inhalt, sein Lebensideal und Schicksal erst vom Manne empfängt, so sind auch im großen und ganzen die Frauen alle bisher von jenen Idealen geführt worden, welche die Männer von ihnen geschaffen haben. Es ist fortwährender Zeugungsproceß, der rückwirkt, dieses Leben der Frauenideale. Die großen Dichter zeichnen nach der Natur, und die seelische Natur der Frauen bildet sich nach den Zeichnungen der Dichter: die Gedankenbilder der meist gelesenen Romanschreiber sieht man über kurz oder lang auf der Straße herumlaufen. Wer die Geschichte dieser Dichterideale von den Frauen verstehen und schreiben kann, der schreibt auch die Geschichte der Frauen selbst. Eine Skizze dieser Geschichte des Frauenideals von den Romantikern bis zu den Decadenten, den Frauenhassern, gibt Frau Marholm in der Einleitung ihres zweiten Buches, und aus dieser Geschichte erkennen wir, wie sie selbst zum Bewußtsein ihrer Weibpersönlichkeit gelangt ist. Sie hat sich nacheinander für alle großen Dichter begeistert, die gerade in unserer Zeit die Psychologie des Weibes in den Mittelpunkt des poetischen Schaffens gestellt haben. Sie hat sich von ihren Idealen führen oder abstoßen lassen, und also kam sie selbst zum Bewußtsein der Weibpersönlichkeit.

Es ist nun klar, daß ein Kritiker, der so tief die Natur empfindet und die Instincte als den werthvollsten Theil der Seele erachtet, auch nur solche Dichter feiern wird, die Einblick in die dunkeln Regionen des menschlichen Instinctlebens haben und wahre Natur darstellen. Als Kritiker geht denn auch Laura Marholm mit besonderm Fleiße auf die der Willkür und dem Bewußtsein entrückten Formen und Aeußerungen der betrachteten Persönlichkeiten aus, und da ist sie oft ebenso groß als Psycholog, wie sie auch leicht in psychologische Mystik und dunkle Zeichendeuterei geräth. Sie vermißt eine psychologische Rassentheorie, um noch tiefer in die Geheimnisse der menschlichen Natur eindringen zu können. Sie kritisirt weniger das Werk, als dessen Schöpfer, und verliert dabei leicht die Klarheit der Anschauung, die Plastik des Bildes.*) Sie kann sich gar nie in der psychologischen Analyse genug thun und thut oft des Guten zuviel, erdrückt die Sache mit ihren Worten. Allein diese einzelnen Schwächen mindern nur wenig die Bedeutung ihrer Essays. Frau Marholm spricht oft zuviel, aber schwätzt doch nicht. Sie sprudelt über von Geist und Esprit, so unermüdlich sie ihre Grundgedanken wiederholen mag. Sie hat eine seltene Sprachbegabung, schreibt frisch, oft sogar derb, zuweilen unnöthigerweise cynisch, aber unmittelbar, mit einer Fülle von Bildern und Beziehungen, oft mit hinreißender Beredsamkeit. Was alles sie im einzelnen über weibliche Naturen und Charaktere sagt, ist kaum zu erschöpfen. Im „Buch der Frauen" spricht sie über Marie Baschkirtzew, Anne Charlotte Edgren-Leffler, Eleonora Duse, George Egerton, Amalie Skram, Sonja Kowalewska. In „Wir Frauen und unsere Dichter" über Keller, Heyse, Ibsen, Björnson, Tolstoi, Strindberg, Maupassant. Mit ihrer dichterischen Begabung empfindet Frau Marholm jede einzelne der genannten Gestalten ganz individuell, und wir kennen keinen zweiten Essayisten, der die Luft, die Sphäre gleichsam, die jeden einzelnen Menschen umgibt, so gut zu treffen weiß, wie sie. Man lese nur ihren Essay über Gottfried Keller, über Björnson, über Heyse, über George Egerton, über die Duse — welche Frau Marholm darum am höchsten schätzt, weil sie das Weib im Schauspiel so außerordentlich wahr und natürlich darzustellen versteht — und man wird uns zugestehen, daß Frau Marholm in der Kunst zu porträtiren nicht leicht übertroffen werden kann, obgleich sie für die sogenannte wissenschaftliche Art, Literaturgeschichte zu schreiben, viel zu persönlich ist und ihren Stoff immer nur von einer Seite betrachtet.

Damit berühren wir ihre Schwäche. Sie ist einseitig und thut damit gelegentlich andern Unrecht, die unter ihrem Gesichtspunkt nicht zu fassen sind. Frau Marholm begnügt sich nicht damit zu sagen, daß der centrale Punkt des weiblichen Wesens in seinem Liebesleben zu suchen ist, sondern sie geht weiter und erklärt, das sexuelle Leben ist das Ein und Alles, das A und O des Weibes. Damit thut sie sich zunächst selber unrecht, denn was hat z. B. ihre eigene literarische Begabung mit ihrem Geschlecht im engern Sinne zu thun? Hat Frau Marholm, als sie noch nicht Gattin und Mutter war, darum weniger gut geschrieben? Was haben wissenschaftliche Kenntnisse und künstlerische Leistungen mit der Geschlechtsliebe und deren Offenbarungen gemein? Ist ein in der Liebe ge-

*) Zuweilen widerspricht sie sich auch selbst. Sie sagt im Essay über Ibsen (S. 99 von „Wir Frauen"): „Darum ist alles, was der Mann vom Weibe geschrieben, eine Dichtung über des Mannes Vorstellung vom Weibe, ein Ausdruck von dem, was der Mann am Weibe bedarf, am Weibe sucht, vom Weibe verlangt, bei ihm findet oder nicht findet, eine Spiegelung des wechselnden Spiels der Mannesseele durch alle Zeiten." Und doch bemerkt sie über Tolstoi (S. 151 ibid.): „eine Tiefe der Intuition im Erfassen und Verstehen des Weibes, die für mich ihresgleichen in der ganzen europäischen Literatur nicht hat"; und von Paul Heyse (S. 79): „Was Paul Heyse in der Liebe gesehen und geschildert hat, das ist die Lebenskraft selbst. . . ." „Wenn man reif ist und Weib ist, so liest man Heyse als einen Wissenden" (S. 75). Das ist also doch mehr als bloße Einbildung des Mannes! Solche Widersprüche passiren Frau Marholm im Eifer ihrer Rede nicht gar selten.

niales Weib darum auch schon irgendwie künstlerisch befähigt? In Frau Marholm's Darlegungen vermißt man die Klarheit über diese Fragen. Und weil Frau Marholm so leidenschaftlich einseitig in der Erotik schwelgt, so erscheinen ihr Dichterinnen, wie George Elliot, Marie Ebner, die nicht erotisch sind, als „alte Tanten", als gutmüthige Philister, über die man rasch hinauskommen wird. Freilich: die Erotik ist das pikanteste Gebiet der Erzähler, und damit verglichen erscheint ein nicht erotischer Erzähler kühl. Aber die Natur des Menschen äußert sich nicht blos in der Geschlechtsliebe, und man muß nicht aus Haß der Decadence, der Entartung der Uebercultur auch die edelsten und gesündesten Formen der künstlerischen Cultur zerschlagen. Für den psychologischen Kritiker sind gerade die kranken Künstlergestalten die anziehendsten, die gesunden bieten lange nicht so ergiebiges Material der Kritik. Darum erscheinen Frau Marholm die nervösen, die hysterischen, die unbefriedigten weiblichen Genies anziehender als die Gesunden, die die Krankheit nicht schildern, weil sie sie nicht kennen. Und doch sind gerade diese Gesunden die wahren, weil naiven, Vertreter jener „Weibpersönlichkeit", die Frau Marholm am eifrigsten feiert.

Moritz Necker.

Neue Goethe-Schriften.

I.

1. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Sechzehnter Band. Mit dem zehnten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1895. Gr. 8. Geb. 10 M.
2. Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mittheilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1895. 8. 3 M.
3. Das Buch Annette. Unbekannte Jugendgedichte Goethe's. Von Bernhard Suphan. „Deutsche Rundschau", Juli 1895. Berlin, Gebrüder Paetel. Gr. 8. Jahres-Abonnement 20 M.

Das Goethe-Jahrbuch für 1895 weist zwei Neuerungen auf. Es wird von jetzt ab der alljährige bei Gelegenheit der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft gehaltene Festvortrag in dem Jahrbuch desselben Jahres erscheinen; diesmal war der Festredner Friedrich Spielhagen und sein Thema lautete: „Die epische Poesie und Goethe." Weniger erfreulich ist die zweite Neuerung. Sie besteht in der Kürzung der Bibliographie, die von nun an weder Referate und Auszüge, noch die Regesten enthalten soll. Das wird mancher Leser oder Käufer des Jahrbuches bedauern. Man wird jetzt zu den Jahresberichten für neuere deutsche Literatur greifen müssen, wenn man einen Ueberblick über die Fortschritte der Goethe-Philologie gewinnen will.

Als künstlerische Beigabe ist diesmal eine Zeichnung Goethe's der Villa Borghese ausgewählt worden. Ruland sagt darüber:

Sehr leicht, erst mit Blei, dann mit der Feder, sind die Umrisse hingeworfen und dann in reinen Aquarellfarben ausgetuscht, mit sehr viel Empfindung für die zarte Abtönung der einzelnen landschaftlichen Partien. Das Blatt stammt (nebst einer Tuschzeichnung eines landschaftlichen Motivs aus der Umgebung von Jena) aus dem Besitz J. M. der Königin Elisabeth von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's IV.; im April vorigen Jahres verehrte es S. M. der Kaiser der Frau Großherzogin. Im Einvernehmen mit dem hohen Geber vertraute Ihre Kgl. Hoheit beide Blätter dem Goethe-Hause zu treuer Bewahrung.

Die „Mittheilungen", die diesmal in reicherer Fülle geflossen sind, verdanken wir meist der unermüdlichen Thätigkeit Suphan's. Wir heben aus ihnen hervor: eine kraftvolle an Cotta gerichtete Verwahrung Goethe's gegen eine verläumderische in Cotta's „Allgemeiner Zeitung" im November 1806 erschienenen Correspondenz aus Weimar, die sich in gemeinem und unanständigem Ton über Goethe's Verheirathung und über Vulpius' und Falk's Schicksale bei der Plünderung der Stadt durch die Franzosen geäußert hatte. Kaum wird es einen Brief Goethe's geben, der mit größerer Entrüstung und mehr Ingrimm geschrieben ist als dieser. Wichtiger für den Dichter Goethe ist ein ebenfalls von Suphan veröffentlichtes Fragment eines Briefes Goethe's an Schiller. Es ist die Antwort Goethe's auf einen Aufsatz Schiller's über das Wesen des Schönen, den er am 8. October 1794 an Goethe gesandt hatte. Goethe schreibt:

Ihr Brief hat mich noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, die mir unsere Unterredung hinterlassen hatte, daß wir nämlich an wichtigen Gegenständen ein gleiches Interesse haben und daß wir, indem wir von ganz verschiedenen Seiten auf die selben losgehen, doch bey denselben in gerader Richtung zusammentreffen, und uns zu unserer wechselseitigen Zufriedenheit darüber unterhalten können.

Der größte Theil Ihres Briefes enthält nicht allein meine Gedanken und Gesinnungen, sondern er entwickelt sie auch auf eine Weise, wie ich es selbst kaum gethan hätte. Die Bezeichnung der beyden Wege, die unsere Untersuchung genommen, die Warnung vor der doppelten Gefahr, das von einem Porträt genommene Beyspiel, und was zunächst darauf folgt, ist von der Art, daß ich auch selbst Wort und Ausdruck unterschreiben könnte; der Gedanke, daß eine idealische Gestalt an nichts erinnern müsse, scheint mir sehr fruchtbar, und der Versuch, aufzufinden, was sowol am Gegenstand die Schönheit mindern oder aufheben, als was den Beobachter hindern könne, scheint mir sehr weislich angestellt. Wenn Sie nun aber die anscheinende Ketzereyen vorlegen, daß Bestimmtheit sich nicht mit der Schönheit vertrage, ferner, daß Freyheit und Bestimmtheit nicht nothwendige Bedingungen der Schönheit, sondern nothwendige Bedingungen un-

seres Wohlgefallens an der Schönheit seyen, so muß ich erst abwarten, bis Sie mir diese Räthsel auflösen, ob ich gleich aus dem was zwischen beyden Sätzen inne steht, ohngefähr den Weg errathen kann, den Sie nehmen möchten.

Lassen Sie mich dagegen auf meiner Seite in der Region bleiben, die ich durchsuche und durchforsche, lassen Sie mich, wie ich immer gethan, von Sculptur und Mahlerey besonders ausgehen, um zu fragen, was denn der Künstler zu thun habe, damit, nach seinen vielfältigen einzelnen Bemühungen, der Zuschauer endlich doch das Ganze sehe, und ausrufe: es ist schön!

Der Brief ist nicht abgesandt worden. Am 25. October schreibt Schiller an Körner, daß er noch immer keine Antwort von Goethe auf seinen ersten philosophischen Brief erhalten hätte. Wahrscheinlich hat Goethe die Antwort lieber mündlich gegeben. Leider ist der „erste philosophische Brief" Schiller's nicht wieder aufgefunden worden. Man kann aber wol annehmen, daß er ähnliche Gedanken enthielt, wie der Brief Schiller's an Körner, insoweit er über das Wesen der Schönheit handelt.

Es folgt im Jahrbuch Goethe's bisher ungedruckte Uebersetzung der Chöre von Racine's „Athalie", die sowol als Beleg für Goethe's das ganze Leben hindurch festgehaltene Interesse für die französische Poesie als auch für sein Bestreben, ein musikalisches Drama zu schaffen, von Bedeutung ist.

Die „Abhandlungen" sind diesmal sämmtlich dem Faust gewidmet mit Ausnahme des kleinen Vortrags von Thudichum (1879) über „Goethe und unsere Zeit". Von dem schon im Vorjahre begonnenen Abdruck der Vorlesungen über Faust von Victor Hehn erscheint jetzt die Fortsetzung. Diese Vorlesungen sind nie gehalten worden; Hehn hatte sie gerade im Manuscript vollendet, als er durch die Polizei aus Dorpat nach Petersburg geschleppt wurde. Sie enthalten eine geist- und verständnißvolle Analyse des Inhalts von Scene zu Scene bis zum Chorgesang des Osterfestes. Die umfangreiche Arbeit von O. Pniower: Die Abfassung der Scene „Vor dem Thor" im „Faust" ist geeignet, auch dem Laien einen Begriff von den vielverschlungenen Pfaden der Faust-Philologen zu geben, und der rast- und ruhelosen Arbeit unserer Forscher für die Aufklärung der Entstehung und für das Verständniß der größten deutschen Dichtung. Ueber die Frage, die das Thema ausspricht, ist schon eine kleine Literatur vorhanden. Die einen wollen die Scene in die vorweimarische Zeit setzen, die andern in den Anfang unseres Jahrhunderts. Zuletzt hatte Erich Schmidt in der Vorrede zur dritten Auflage des „Urfaust" zumeist aus innern Gründen das Jahr 1801 als Zeit der Entstehung bezeichnet. Zu fast demselben Resultat kommt Pniower, nur daß er die Verse 1068—1099, 941 fg. und das Lied „Der Schäfer putzte sich" der vorweimarischen Zeit zuweist. Die Gründe, auf die sich der gelehrte und scharfsinnige Verfasser stützt, in der Hauptsache Nachweise von Entlehnungen in der Scene aus Büchern, die Goethe 1801 aus der Bibliothek entnommen hatte, lassen freilich einen bündigen Schluß nicht zu.

Bei der Besprechung der Miscellen muß ich leider eine persönliche Bemerkung machen. Im Jahre 1893 hatte H. Morsch einen Aufsatz über Epimenides veröffentlicht, in dem er unter anderm der schon oft vor ihm ausgesprochenen Vermuthung, daß Goethe in Epimenides sich selbst habe darstellen wollen, beipflichtete. Bei meiner Besprechung des Aufsatzes in d. Bl. f. 1893, S. 470 sagte ich unter anderm: „Man denke nur daran, daß Goethe dieses Drama als Festspiel für die Friedensfeier zur Verherrlichung der Sieger schrieb; man wird Goethen wol eine solche Geschmacklosigkeit, sich selbst dabei als Hauptperson einzuführen, nicht zutrauen." Auf diese Bemerkung antwortete H. Morsch im „Goethe-Jahrbuch f. 1894, S. 264 mit der Behauptung: „Entstellt und missverstanden sind meine Ausführungen in den «Blättern für literarische Unterhaltung», Juli 1893." Auf diesen Ton der Polemik einzugehen hielt ich nicht für angezeigt und würde auch jetzt unsere Leser damit nicht behelligen, wenn H. Morsch nicht im neuesten Jahrbuch noch einmal darauf zurückkäme mit den nicht weniger unparlamentarischen Worten: „Freilich hat man auch geredet (Bl. f. l. U. 1893, Nr. 30), es wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen, wenn Goethe sich selbst zum Mittelpunkt eines Dramas gemacht hätte. Ja, in wie vielen Dichtungen, Dramen und Romanen hätte dann der Dichter nicht dieselbe Geschmacklosigkeit begangen!" Es fehlt aber in dieser verstümmelten Wiedergabe meiner Worte die Hauptsache, nämlich der Hinweis, daß „Goethe dieses Drama als Festspiel zur Verherrlichung der Sieger geschrieben hat". Darum handelte es sich natürlich ganz allein. Ich überlasse das Urtheil über diese Art der Polemik ruhig unsern Lesern. Auf den inhaltreichen Aufsatz von Veit Valentin in Homunculus und Helena werden wir noch an anderer Stelle zurückkommen.

Durch die neue Ausgabe der Heinrich Voß'schen Mittheilungen über Schiller und Goethe vom Jahre 1834 hat sich der Cotta'sche Verlag ein wirkliches Verdienst erworben. Das köstliche, für das Verständniß der menschlichen Charaktere unserer großen Dichter hochwichtige Büchlein ist nun endlich wieder im Buchhandel zu haben (Nr. 2). Und nicht geringer ist das Verdienst des Verlegers, daß er gerade einen so feinsinnigen, pietätvollen und kenntnißreichen Gelehrten wie Georg Berlit zur Bearbeitung ausersah. Die oft beklagte Schwierigkeit, der „Mittheilungen" habhaft zu werden, kommt nun der neuen Ausgabe zu gute. Wenn auch nicht für die Literarhistoriker, für die meisten Literaturfreunde wird die Ausgabe viel Neues bringen. „Obwol Bruchstücke aus den Mittheilungen", sagt Berlit sehr richtig, „schon zu allgemeiner Kenntniß gelangt sind, so wirken die unschätzbaren Berichte mit ihrem ganzen Reize doch nur in dem Zusammenhange, aus dem sie meist herausgerissen werden. Ebenso erzeugen sie den vollen Eindruck der Treue und Wahrhaftigkeit, den ein persönlicher Verkehr allein den Worten unsers Gewährsmannes verleihen konnte." Schö-

ner, anmuthiger und liebenswürdiger tritt das Bild unserer großen Dichter in keiner Biographie, in keinem schriftlichen Berichte hervor, als in diesen anspruchslosen Schilderungen eines mit Begeisterung und Verehrung zu ihnen aufblickenden Jünglings, der mehrere Jahre mit Goethe und Schiller, kurz vor Schiller's Tode, in intimstem Verkehr leben durfte. Bruchstücke hier aus dem reichen Inhalt herauszuheben, wollen wir unterlassen, da ja Berlit selbst das Misliche solcher Auswahl betont hat, und lieber unsere Leser recht nachdrücklich auf die genußreiche Lektüre des Büchleins selbst hinweisen. Berlit sendet der neuen Ausgabe eine hübsche Biographie von H. Voß dem Jüngern voraus, theilt alles Wissenswerthe über das Leben der Adressaten der Briefe mit und überschüttet uns geradezu mit einer Fülle von Erläuterungen und Erklärungen, die nicht nur den Laien in das Verständniß einführen, sondern auch den mit Goethe und Schiller Vertrauten an vielen Stellen fördern und immer erfreuen.

Die in Weimar bei Gelegenheit der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft am 8. Juni versammelten Goethe-Freunde überraschte Bernhard Suphan mit der Mittheilung über einen neuen Goethe-Fund, der an derselben Stelle sich befand, wo Erich Schmidt im Jahre 1787 den sogenannten „Urfaust" entdeckte, in dem Nachlasse des Fräuleins von Göchhausen; es ist die Sammlung der von Goethe für Käthchen Schönkopf in Leipzig gedichteten, an Freund Behrisch abgeschriebenen Gedichte. Das Titelblatt, so schildert Suphan das von ihm entdeckte Büchlein in einem Aufsatze der „Deutschen Rundschau" (Nr. 3), zeigt in Fractur geschrieben den Namen Annette, darunter in zierlicher Vignettenzeichnung ein Bildchen: Leier mit Lorberzweig. Am Fuße der Seite die Worte: „Leipzig 1767". Im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe uns die Entstehung dieses Büchleins und Behrisch's Abschriften ausführlich geschildert. In den Briefen an Cornelia berichtet er noch genauer über die „neue Ausgabe seiner Gedichte". „Conclu fut", schreibt er von dem Beschluß des poetischen Raths an der Pleiße:

Conclu fut que le tout seroit condamné a l'obscurité de mon coffre hormis douze pièces qui seroit (seroient) écrites en pleine magnificence, inconnue jusque lors au monde, sur 50 feuilles in octavo minore et que le titre seroit Annette.

Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wol selbst erfunden hatte, wobei Behrisch die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solchen Gelegenheiten braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte.

Es stimmt, so versichert Suphan, alles, es ist kein Zweifel, daß wir das Original der Gedichtsammlung „Annette" vor uns haben. Die Widmung lautet:

An Annetten.

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch keiner nach der Liebsten;
Warum sollt' ich, Annette,
Die Du mir Gottheit, Muse,
Und Freund mir bist, und Alles,
Dies Buch nicht auch nach Deinem
Geliebten Namen nennen?

Der Ausdruck Gedichtsammlung ist nicht recht passend. Der zum größten Theil bisher unbekannte Inhalt besteht aus acht Erzählungen in Versen oder Prosa oder in gemischtem Genre, der bekannten Ode an Zachariä, dem ebenfalls bekannten an den Schlaf, und der bisher unbekannten „Elegie auf den Tod des Bruders meines Freundes" (Behrisch). Es folgen sechs kleine epigrammatische Nummern und ein dreistrophiges Gedicht: „An meine Lieder":

Seid, geliebte kleine Lieder,
Zeugen meiner Fröhlichkeit;
Ach, sie kömmt gewiß nicht wieder
Dieser Tage Frühlingszeit.

Bald entflieht der Freund der Scherze,
Er, dem ich euch sang, mein Freund.
Ach, daß auch vielleicht dies Herze
Bald um meine Liebste weint!

Doch, wenn nach der Trennung Leiden
Einst auf euch ihr Auge blickt,
Dann erinnert sie der Freuden,
Die uns sonst vereint erquickt.

Von den erzählenden Dichtungen verräth uns Suphan, daß sie alle sinnlichen Characters sind, „es ist aber jene Sinnlichkeit, die ihr Recht durch Kraft und Gesundheit beweist". Der dichterische Werth ist, wie die Proben beweisen, nicht bedeutend, doch mag er groß oder gering sein, für die Erkenntniß der Entwickelung unseres Dichters wird der Fund gewiß wichtig sein; deshalb sehen wir der Veröffentlichung der Gedichtsammlung „Annette", die noch in diesem Jahre im siebenunddreißigsten Bande der Sophien-Ausgabe erfolgen soll, mit Spannung entgegen.

Karl Heinemann.

Religiöse und kirchliche Zeitfragen.

„Wer es heutzutage keinem Menschen recht machen will, der muß über religiöse Fragen schreiben und das Geschriebene drucken lassen", und andererseits: „es ist heutzutage sehr dankbar, über religiöse Dinge zu schreiben, weil die Theilnahme dafür seit Jahren in stetigem Wachsen begriffen ist und zusehends allgemeiner wird", so urtheilt W. H. Riehl im Eingang seiner „religiösen Studien". Daß das liebenswürdige „Weltkind" auch hier richtig beobachtet hat, beweist nicht zuletzt die Flut der Broschüren, in denen religiöse Fragen behandelt werden. Sie rinnt

unaufhörlich, den Beobachter ermüdend, der Tiefe der Vergessenheit fast ausnahmslos zutreibend, aber durch ihr Dasein allein bemerkenswerth. Wenn wir es trotzdem unternehmen, über einige neuerdings erschienene Broschüren zu berichten, so geschieht es, weil wir sie für beachtenswerth halten, theils als bezeichnend für gewisse Richtungen der Gegenwart, theils um ihres eigenen Werthes willen.

Ein erstes Paar steht unverkennbar im Zusammenhange mit dem Streit um das apostolische Glaubensbekenntniß, der besonders im Herbst 1892 die Geister beschäftigt und beunruhigt hat:

1. Geboren von der Jungfrau. Zweite, nach Publicirung des alten syrischen Evangelientextes vom Sinai vermehrte Auflage. Berlin, H. Walther. 1894. Gr. 8. 60 Pf.

Der Verfasser — er bezeichnet sich nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens P. R. — will den Satz beweisen, „daß der Wortlaut der neutestamentlichen Schriften an vielen Stellen unvereinbar mit der Annahme ist, die Autoritäten des Urchristenthums hätten an die jungfräuliche Geburt geglaubt". Zum Beleg dessen weist er hin auf das verständnißlose Verhalten der nächsten Verwandten Jesu gegen den zum Manne Herangereiften, auf die beiden Genealogien im Neuen Testament, die in Joseph auslaufen und auf das Schweigen der übrigen neutestamentlichen Schriften davon. Ueber die Berichte im Anfange der Evangelien des Matthäus und Lucas aber urtheilt er: die Erzählung des letztern wisse ursprünglich nichts von der Jungfrauengeburt, von der es vielmehr auch jetzt nichts berichte, wenn man die darauf bezüglichen Stellen 1,34—36; 3,23 und 2,5 weglasse, bezüglich ändere, Matthäus aber, der unter dem Gesichtspunkt der Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen durch Jesus arbeitende, habe sie, weil er auch die Erfüllung der Stelle Jesaias 7,14 nach der unrichtigen Fassung des griechischen Alten Testaments nachweisen wolle.

Diese Gedanken sind nicht neu, haben auch schon oft Widerspruch gefunden, so daß wir, um nicht häufig Ausgesprochenes zu wiederholen, eine ins einzelne gehende Antikritik uns ersparen können. Doch sei bemerkt, daß P. R. das eigentliche Problem nicht einmal zu kennen scheint, die Frage nämlich, wie ein jüdischer Berichterstatter, der die Erfüllung der Weissagung durch Jesus nachweisen wollte, eine Legende von der Jungfrauengeburt bilden konnte, obgleich diese nie ein Stück der messianischen Erwartung der Juden gewesen ist. Hat man doch die Stelle Jes. 7,14, auf die sich der Verfasser stützt, soweit unsere Kenntniß reicht, niemals messianisch gedeutet, sodaß Usener's Satz zu Recht besteht: „Es hieße den natürlichen Hergang auf den Kopf stellen, wollte man dies Prophetenwort als den Anlaß und Ausgangspunkt der Sagenbildung betrachten: es war vielmehr das Siegel, das dem fertigen Stoffe aufgedrückt wurde." Eine derartige Sagenbildung findet sich wol auf dem Gebiet des griechischen Geistes. Aber wie dieser gerade auf die allem Anschein nach am meisten dem Einfluß jüdischer Gedanken unterstehenden Evangelisten eingewirkt haben sollte, bleibt gleichfalls räthselhaft. Die Schwierigkeiten werden also nur größer, als wenn wir annehmen, der urchristlichen Gemeinde habe die Thatsache der jungfräulichen Geburt ihres Herrn vorgelegen, ihre Schriftsteller aber bemühten sich, Anknüpfungen für diese Thatsache in der Vorgeschichte zu finden. Ein Aufgeben des „geboren von der Jungfrau" im Apostolicum kann sich bisjetzt auf historische Gründe nicht stützen.

Nun sucht aber der Verfasser sein Ergebniß durch Benutzung eines wichtigen Fundes zu bekräftigen: der syrischen Evangelienübersetzung, die im Februar 1892 von zwei englischen Damen, Mrs. Lewis und Mrs. Gibson, im Katharinenkloster auf dem Sinai entdeckt und im vorigen Jahre durch hervorragende Gelehrte zu Cambridge in musterhafter Weise herausgegeben worden ist. In dieser Handschrift schließt nämlich der Stammbaum im Matthäus-Evangelium (1,16) mit dem Satze: „Jakob zeugte Joseph, Joseph, dem die Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jesus, der genannt ist Christus." Daß dieser Satz, der entweder eine Zweideutigkeit oder Unsinn, nicht ursprünglich ist, liegt auf der Hand. Wir haben vielmehr — so folgert P. R. — in ihm einen recht unglücklichen Versuch zu erkennen, den Schluß der Genealogie, die Joseph als Jesu Vater bezeichnete, durch Correctur im Einklang mit der auf sie folgenden legendenhaften Erzählung zu bringen. „Wahrlich, eine wunderbare und seltene Fügung!"

Allein, sehen wir genauer zu, so steht auch dies Resultat auf schwachen Füßen. Schon im allgemeinen kommt der Ruhm höchsten Alters nicht dem neuaufgefundenen Syrer allein zu, sondern er wird ihn mit den syrischen Evangelienfragmenten zu theilen haben, die der verdienstvolle englische Orientalist Cureton bereits um die Mitte dieses Jahrhunderts herausgegeben hat. Da sich diese aber an der in Rede stehenden Stelle mit dem vermuthlich ältesten lateinischen Evangelientexte berühren, während in der Handschrift vom Sinai der Vers in derselben Weise ausklingt, wie in jüngern Texten, so führt ein methodisches Verfahren zu der Folgerung, hier die Fassnng bei Cureton als ursprünglicher anzuerkennen. Sie aber lautet ungefähr wie im Neuen Testament der Kirche: „Jakob zeugte Joseph, dem die Jungfrau Maria verlobt war, die Jesus Christus gebar." Aus dem griechischen Satze dieses Inhalts ist derjenige der sinaitischen Handschrift vielleicht dadurch entstanden, daß der übersetzende Syrer den Namen Joseph zweimal las und schrieb, ein Versehen, das beim Uebertragen von Abschnitt zu Abschnitt nicht unmöglich ist. Jedenfalls ist die Entdeckung der englischen Damen für die Ansicht des Verfassers nicht zu verwenden.

Wir leugnen nicht, daß der Satz des Glaubensbekenntnisses „geboren von der Jungfrau" und die ihm zu Grunde liegenden biblischen Erzählungen Schwierigkeiten bereiten. Aber, was ist das Ergebniß vorliegender Broschüre? Statt die alten zu lösen, knüpft sie neue Knoten

von Unerklärlichem und geschichtlich Unmöglichem. Wie wunderlich nimmt sich dem gegenüber der Satz des Verfassers aus: „Die allgemeine Anerkennung dieses Sachverhalts ist mit nichten eine Frage von ja oder nein überhaupt, sondern allein eine Frage der Zeit", und die Philippika, mit der er am Schluß seiner Broschüre von der hohen Warte, die er durch sein Resultat erklommen zu haben meint, diejenigen richtet, welche keine Veranlassung sehen, von einem der ältesten Bestandtheile christlicher Verkündigung abzugehen! Wol ist Christus die Wahrheit und nicht die Gewohnheit, aber auch ein evangelischer Theolog sollte von den Reformatoren gelernt haben, daß zwischen Pietät und Religiosität ein Zusammenhang besteht, den er nur, wenn er festen Grund unter den Füßen hat, wird zu lösen suchen, und daß er sich zweimal bedenken muß, falls er sich in Widerspruch zur Bibel setzt, der Quelle und Norm evangelischen Christenthums. Statt dessen ist es in den letzten Jahren üblich geworden, erste Ergebnisse der theologischen Arbeit in Broschüren und Zeitschriften — auch P. R.'s Abhandlung erschien zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern" — in einen weitern Leserkreis, dem die Mittel zur Prüfung nicht zu Gebote stehen, hineinzuwerfen, wo sie nur beunruhigend wirken können. Welcher Lärm erhob sich doch und hallte auch durch die Spalten der politischen Zeitungen wider, als vor wenigen Jahren das Bruchstück des sogenannten Petrus-Evangeliums aus dem ägyptischen Grabe ans Tageslicht gezogen worden war, und wie wurde er gedämpft, als eine langsamer arbeitende, aber genauer zusehende Wissenschaft die geringe Bedeutung jenes Fundes klarstellte! Eine Leistung solcher Praxis ist auch die besprochene Schrift, und diese Bedeutung als Symptom mag es erklären, daß wir sie einer ausführlichen Besprechung unterzogen haben, wie sie höchstens ihre gewandte Form, keineswegs aber ihr Inhalt rechtfertigt.

2. Ueber das älteste Bekenntniß der Christenheit. Von Professor Dr. Fr. Dieterici. Berlin, K. G. Wiegandt. 1895. 8. 1 M.

Weil der Verfasser die evangelische Freiheit schwer bedroht sieht, auf der einen Seite durch ihren Todfeind, die Jesuiten und deren Genossen, auf der andern Seite durch herrsch- und streitsüchtige Pfarrer in der vom versengenden Gluthauch des menschlichen Fanatismus durchwehten evangelischen Kirche, die ihre dem Gewissen treuen Amtsgenossen verdammen, verfluchen, durch Amtsentsetzung dem Hungertode aussetzen, hat er die Feder ergriffen. Er legt dar, daß das älteste Bekenntniß der Christenheit gewesen sei: „Jesus ist der Christ; der Christ aber ist der Sohn Gottes." Und da zwischen Indoeuropäern und Semiten ein großer Unterschied bestehe, indem beide in anderer Weise denken, dichten und reden, so sei jenes ursprünglich aramäisch gesprochene Wort dahin zu verstehen, Jesus habe in der innigsten geistigen Gemeinschaft mit Gott gestanden, eine Meinung, die der Verfasser unbegreiflicherweise auch im Johannes-Evangelium finden will (trotz 3, 13; 5, 18 u. ähnl.). Es war also ein Misverständniß, die Gottessohnschaft Jesu in der Weise des Apostolicums zu verstehen, was den Verfasser veranlaßt, die Geschichte dieses und anderer Misverständnisse bis auf die Gegenwart herab zu verfolgen. In welchem Sinne und Tone er dies thut, mögen folgende Proben zeigen: „Die Reformation erlag vielfach dem siegreichen Katholicismus, alles die Folge einer misverstandenen Copula." „Wegen eines J im Symbolum begann die trostlose Tragödie der gegeneinander stürmenden Christenheit." Von Augustin's aus tiefschmerzlichen Lebenserfahrungen erwachsener Lehre von der Erbsünde urtheilt er: „das alles die Folge davon, daß man die Sage — 1 Mos. 3 — für Geschichte nimmt". Das ist allerdings eine Betrachtungsweise der Kirchengeschichte, die an längst vergangene Zeiten erinnert, wo ein Henke und seine rationalistischen Genossen die Großen der Vergangenheit mit dem Zollstab ihres eigenen Philistersinnes maßen und Goethe dichtete:

Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrthum und Gewalt.

Und wir hatten immer geglaubt, man wäre in den hundert Jahren seitdem weiter gekommen!

Den erwähnten Urtheilen reiht sich eine Zahl geringerer Verstöße an, so wenn als Dichter der „Palmblätter" Paul Gerock (statt Karl Gerok) genannt, das orphische „wir sind göttlichen Geschlechts" dem Homer zugeschrieben, Gregor der Siebente mit dem Großen verwechselt oder die freie Forschung im modernen Sinne als Forderung Luther's ausgegeben wird.

Genug der Beispiele! Die freie Forschung — allerdings ist's eine herrliche Sache um sie! — wird sich durch größere Vertiefung in die behandelten Probleme und gediegenere Kenntnisse zu legitimiren haben, als es in dieser Broschüre geschieht. So aber sinkt diese zu einer Agitationsschrift im Sinne eines rationalistischen Liberalismus hinab, die mit dem Tone, in dem sie vom Gegner redet, das Wort Paul de Lagarde's verstehen läßt: „Ich hasse schon das bloße Wort liberal, weil ich noch nicht einen einzigen Liberalen kennen gelernt habe, der nicht der inconsequenteste Mensch von der Welt gewesen wäre und jeder Tyrannei das Wort zu reden fähig, vorausgesetzt, daß er der Tyrann ist."

Einen rühmlichen Gegensatz gegen diese theologisirenden Broschüren bilden die Veröffentlichungen zweier hervorragender Kirchenrechtsforscher unserer Tage über eine der wichtigsten Fragen ihres Faches, das rechtliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche:

3. Die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden von Professor Dr. Karl Rieker in Leipzig. Dresden, von Zahn u. Jaensch. 1895. Gr. 8. 1 M.

Das Problem sucht der Verfasser geschichtlich verständlich zu machen. Bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts herrschte in den meisten Culturstaaten die officielle, einzige Staatskirche,

von da bis zum Jahre 1848 war der Staat paritätisch-christlich, d. h. er gewährte den christlichen Confessionen, aber nur diesen, die gleichen bürgerlichen und politischen Rechte, seit dem Revolutionsjahre sucht der Liberalismus das Band zwischen der staatlichen und der kirchlichen Gemeinschaft zu lösen, mit dem Erfolg, daß die Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte vom religiösen Bekenntniß rechtlich anerkannt, eine Umwandlung der Ehegesetze und des Strafgesetzes über Gotteslästerung eingetreten ist. Dagegen ist die Beseitigung alles und jedes Staatskirchenthums nicht gelungen, wie die rechtliche und finanzielle Stellung der Landeskirchen, die Anstellung christlicher Geistlichen an staatliche Anstalten, der gesetzliche Schutz des Sonntags, die confessionelle Schule, das landesherrliche Kirchenregiment beweisen. Denn der Eid allein in seinen mannichfaltigen Formen als Verfassungs-, Beamten-, Fahnen-, Richter-, Zeugeneid u. s. w. zeigt, daß die Religion auch dem modernen Staate als Grundlage seiner wichtigsten Einrichtungen unentbehrlich ist. Darum ist eine Trennung beider auch in Belgien und Nordamerika nicht durchgeführt. Ein religionsloser Staat ist vielmehr ein Ding der Unmöglichkeit, denn die unentbehrlichen sittlichen Grundlagen des Staatslebens, wie Liebe zum Vaterlande, Ehrfurcht vor der Obrigkeit, Achtung vor Leben und Eigenthum u. s. w., lassen sich nicht durch Polizei und Militär erzwingen, sondern durch die geistigen Mächte und sittlichen Ideen bilden und erhalten, die seit einem Jahrtausend aus der christlichen Religion geflossen sind. Als Grundlage der Rechtsordnung und Cultur der Gegenwart wird die christliche Religion schon durch die Losung der umstürzenden Partei „Religion ist Privatsache" bekundet, derjenige Theil unseres Volkes aber, der die bestehende Ordnung erhalten wünscht, wird suchen, das Band des Staates mit Religion und Kirche fester zu knüpfen, um dadurch, treu der Vergangenheit, am besten für die Zukunft zu sorgen.

Freie Beherrschung des umfangreichen Stoffes, klare Hervorkehrung der wichtigen Momente, Maß und Würde in ihrer Beurtheilung sind die Vorzüge dieser vortrefflich orientirenden Abhandlung.

Verwandten Inhalts ist:

4. Ueber Parität. Akademische Festrede, gehalten zur Feier des 27. Januar 1895 an der Universität Bonn. Von Wilh. Kahl. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1895. Gr. 8. 80 Pf.

Zur akademischen Feier des Kaisers- und Königsgeburtstages versammelt der bonner Rector seine Zuhörerschaft zur Erörterung der Frage, wie die Parität entstanden ist, sich eingeführt und ausgewirkt hat, und welches der Kernpunkt des gegenwärtigen Problems ist. Die paritätische Stellung der Religionsgemeinschaften ist erst eine Gabe der neuern Zeit. Die weitgehende Parität im heidnisch-römischen Reiche war eine Folge des religiösen Indifferentismus und hielt vor der Aggressivität des Christenthums nicht Stand. Nach seinem Siege bestand die Gleichberechtigung einer andern Religion, des heidnischen Polytheismus, mit ihm, nur freilich bald für ein Jahrtausend zu weichen. Auch die Reformatoren theilen den mittelalterlichen Gedanken von der Einheit der christlichen Ordnung, die, von der einen Seite her betrachtet, der Staat, von der andern, die Kirche ist. Dennoch besteht, wenn nicht ein innerer, so doch ein Zusammenhang der Thatsachen: nach dem Waffenstillstand der Confessionen im Augsburger Religionsfrieden 1555 brachte der Westfälische Friede die Lösung der Frage durch Darbietung der Parität. Das dem Humanismus entstammende Naturrecht, dessen Wurzeln wieder in der Aristotelischen Philosophie liegen, hatte dazu geführt. Das Ergebniß war die gleiche Stimmenzahl der Confessionen in ihrer Vertretung in den Reichsbehörden. Eine innerliche Behandlung des Problems führte, darin riesengroß über sein confessionell gebundenes Zeitalter hinausragend, in seinen auch in religiöser Hinsicht präcis zusammengefaßten Staat der Große Kurfürst ein, indem er die Parität zum sittlichen Princip einer Gerechtigkeit gegen alle erhob. Die naturrechtlichen Ideen setzen sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts durch, wobei drei Gesichtspunkte hervortreten: die Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte vom religiösen Bekenntnisse, staatliche Veranstaltungen zur Erhaltung des confessionellen Friedens, eine Lockerung des Verhältnisses von Staat und Kirche. Die letztgenannte Frage ist in verwirrender Weise unter dem Einflusse naturrechtlicher Meinungen von dem Liberalismus der vierziger Jahre durch die Bestrebungen um ein allgemeines kirchliches Vereinsrecht beantwortet worden, anstatt daß nach dem Grundsatz „Jedem das Seine" eine Aufsichtsübung des Staates entsprechend den Individualitäten der Religionsgesellschaften erstrebt worden wäre. Dies ist für die Zukunft die Aufgabe der Staatsgesetzgebung.

Auch diese Schrift läßt in den vortrefflichen Eigenschaften, die sie mit der oben besprochenen theilt, den bedeutenden Juristen erkennen, ebenso wie in den auf die vaterländische Feier des Tages bezüglichen schönen Worten den begeisternden Festredner und in dem warmherzigen Apell an die studentischen Hörer im Schlußworte den hervorragenden akademischen Lehrer.

Was die zuletzt genannten Broschüren auszeichnet, ist in erster Linie die historische Methode der Verfasser, welche die Probleme der Gegenwart nach ihrer Entstehung und Entwickelung zu begreifen und zu lösen suchen. Es empfiehlt sich, dies Verfahren im allgemeinen in Beurtheilung und Behandlung der Zeitfragen des religiösen und kirchlichen Lebens anzuwenden. Die schwingenden Räder der geschichtlichen Entwickelung zerreiben doch auch auf diesem Gebiete das Untaugliche, während das Brauchbare besteht.

Johannes Reinhard.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Neue Märchen von Rudolf Baumbach. Viertes Tausend. Leipzig, G. A. Liebeskind. 1894. Gr. 16. 3 M.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man nach den Vorreden zu der Gebrüder Grimm „Kinder- und Hausmärchen", sowie den „Deutschen Sagen", noch ein Wort über Wesen und Beschaffenheit des echten, wahren Märchens auf den Markt bringen. Ist doch die früher mehrfach angeführte Auslassung Tieck's (das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein), „das echte Märchen erschließt mit seinem Kinderton und dem Spielen mit dem Wunder eine Gegend unseres Gemüths, in welche die übrige Kunst und Poesie nicht hineinreicht u. s. w." — völlig in Vergessenheit gekommen. Kann aber nach der lichtvollen Auseinandersetzung der Grimm's das echte Märchen nur Volksmärchen sein, so müssen wir Gödeke's Wort bei Besprechung der Abassiden Platen's, „Poeten, welche nicht selbst an die heitere Unschuld des Märchens glaubten, wie Musäus, Wieland u. a., konnten wohl für eine Strecke Zeit Effect machen, aber sie haben sich übermüthig der ewigen Jugend entschlagen" — dahin erweitern: Märchen kann nur ein wahrhafter Dichter, ein Dichter von Gottes Gnaden, ein Dichter, in dem sich die Seele eines ganzen Volkes widerspiegelt, verfassen. Ein solcher Dichter ist Rudolf Baumbach, der sich durch seine epischen und lyrischen Dichtungen einen Namen gemacht hat, welcher nach Freytag's des Trefflichen Heimgang alles überstrahlt. Wie viele von Baumbach's Liedern bereits zu Volksliedern geworden, sind seine Märchen wirkliche Volksmärchen. In den vorliegenden „Neuen Märchen" nehmen wir davon nur „Zwei Kindermärchen", S. 47—50 aus, die wir überhaupt wegwünschen. Was Einzelheiten betrifft, so erinnert der Name „Erdkühlein" daran, daß die Kuh fast allen alten Völkern heilig war (vgl. die heilige nährende Erde) und daß das sanskritische Wort gô zugleich Kuh und Erde bedeutet. Aehnlich ist es mit dem Namen der altnordischen Göttin Rinde, d. i. Rinde, Kruste, Erde. Zu „Entenschnabel" möchten wir bemerken, daß früher eine Art geschmackloser Schnabelschuhe, wie sie gegenwärtig wieder an der Tagesordnung sind, Entenschnäbel genannt wurden, und daß dieser Ausdruck, wie Stiefel, der gestiefelte Kater, auch Hödeken (Hütchen) für einen Hausgeist überaus angemessen ist. Haben wir doch auch menschliche Eigennamen der Art genug: Schumann, von Schneckmann, Schubert u. s. w.

Was es mit dem „Osterhasen" für eine Bewandtniß hat, ist noch nicht hinlänglich aufgehellt. Der Hase gilt als ein geisterhaftes Thier. Sein „Angang" ist unheilverkündend. Hexen verwandeln sich in Hasen. Der dreibeinige Hase ist eine märkische Spukgestalt — Größler, „Sagen der Grafschaft Mansfeld" S. 228: Ein Mörder und der Gemordete gehen nun in Hasengestalt. Köhler, „Volksgebrauch im Voigtland" S. 540: Hase folgt auf- recht dem Sarge des Jägers. . „Folgte die Seele des verstorbenen Jägers in der Hülle des Hasen dem Sarge?" Im Gegentheil spricht ein Mütterchen (Jacob, „Horaz und seine Freunde" II, C. 6): „Bringt ihr einen Hasen mit?" „Immer noch hat ein Has' ein Brautpaar bedeutet, wenn ein lediger Gastfreund mit einem jungen Mädchen ihn ins Haus bringt." In Grimm's „Kinder- und Hausmärchen" entführt ein Hase ein junges Mädchen. Die „Häschenbraut" läuft aber dem Hasenbräutigam wieder davon. Kuhn („Westfälische Sagen", II, 143) bemerkt: „Wäre bei dem Osterhasen etwa an den Hasen auf den Bildern der Nehalennia zu denken, welcher Wolf («Beiträge» I, 159) die Ostara gleichstellen möchte?" Kindern bringt man vom Spaziergang „Hasenbrot" mit.

Die Krone der ganzen vorliegenden „Neuen Märchen" ist: „Das zwölfjährige Mönchlein." Eine Legende in gebundener Rede. Dergleichen macht unserm Rudolf Baumbach keiner nach.

2. Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Berlin, Verein für freies Schriftthum. 1894. 8. 3 M.

Motto: Kain: Seid ihr glücklich?
Lucifer: Mächtig sind wir.
Kain: Und glücklich?
Lucifer: Nein, bist du es? —

Ein Tendenzroman. Die Wissenschaft soll umkehren und praktisch werden. Die Uebelstände in der Ueberlieferung der Wissenschaft sind lebenswahr geschildert, doch fehlt es an jeglicher Andeutung, wie Abhülfe geschaft werden soll. Ueber die Tendenz ist die Handlung des Romans um ein gut Theil zu kurz gekommen. Alles gruppirt sich um eine geheimnißvolle Persönlichkeit, einen aus einer deutsch-russischen Familie stammenden Privatgelehrten, Dr. Livas, der plötzlich in Berlin auftaucht. Er hat Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Philologie studirt und besitzt obendrein die Gabe der Weissagung, besser des Hellsehens. Nach kurzem Aufenthalt ist er überall zu Hause, überall bekannt. Er scheint des Schlafes nicht zu bedürfen, denn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht finden wir ihn auf den Beinen, sei es in Salons, in Proletarierkneipen, in den Hörsälen, auf der Bibliothek u. s. w., überall in anarchistischem Sinne wirkend, wie er denn auch wirklich einen Arbeiterputsch zu Stande bringt, nach dessen Mislingen er wie „das Mädchen aus der Fremde" spurlos verschwindet. Die Gelehrten, vorzugsweise die Philologen, ködert er mit seiner Entdeckung einer arabischen Handschrift, welche Stellen aus verloren gegangenen griechischen Autoren über die Insel Atlantis enthält. In der Damenwelt ist er geradezu Orakel, weiß schlechthin über alles zu reden, hat stets Neuestes aus Paris. Die Frau des Professors Seebach, eines Stockphilologen — er

ist der leibhaftige „gemeine Schulmann" Hofmann's von Hofmannswaldau — macht ihn zu ihrem Vertrauten. Sie hat eine Liebschaft mit einem Bettelstudenten, der Herrn Livas eine Handschrift stiehlt, in welcher die Entdeckung, beziehungsweise Bereitung eines neuen Sprengstoffes beschrieben wird. Livas weiß um diesen Diebstahl, schweigt aber, weil er Nielsen (so lautet der Name des Elenden) für seine anarchistischen Zwecke brauchen will. Professor Seebach läßt sich schließlich von seiner Frau scheiden, die nunmehr mit dem zu Ruf und Reichthum gelangten Nielsen lustig lebt, bis sie sich nach kurzer Zeit von seiner Seelengemeinheit überzeugt, von ihm tödtlich beleidigt wird, ihn mit seiner neuen chemischen Fabrik in die Luft sprengen läßt und selber Gift nimmt. Noch ein zweiter Philologe, Sanders, tritt auf, hält, als Student, einen öffentlichen Vortrag über Atlantis, die Insel der Seligen, stellt die Verfassung, die Zustände, das Leben in diesem Utopien unsern gegenwärtigen Verhältnissen gegenüber und rennt dabei seinen Herren Professoren böse vor den Kopf. Er hat sich unmöglich gemacht, und nun will ihn Livas für die Socialdemokratie anwerben. Nach kurzem Schwanken aber richtet sich Sanders auf und flieht mit seiner geliebten Bertha, der Tochter seiner verstorbenen Wirthin, nach dem Gütchen seines Vaters an der schlesischen Grenze, um als einfacher Landmann nach Rousseau'scher Weise in und mit der Natur zu leben.

Was der Verfasser von Sanders sagt, als dieser sein neues Leben anfängt, er habe die Ueberzeugung, „daß Bildung nicht besteht in dem alles überwuchernden Cultus des todten Alterthums und nicht in der Anhäufung des mechanischen Wissens, sondern in der Schaffung einer starken und gesunden Persönlichkeit mit lebendigen Sinnen und frischer Kraft", — unterschreiben wir mit freudiger Zustimmung.

3. Die wahren Reichen. Von François Coppée. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Die beiden Erzählungen, aus denen das Büchlein „Die wahren Reichen" besteht, sind frisch und lebhaft hingeworfen. Der Verfasser hat weder Zeit noch Lust, bei irgendwelchem Episodenartigen zu verweilen. Die kecke Manier fesselt den Leser und nimmt ihn unversehens gefangen unter die, namentlich in der Erzählung „Eine erfolgreiche Cur" mit wirklicher Eleganz vorgetragene Moral:

Nicht der ist glücklich, der an gold'ner Last zieht,
Der Goldes willen Tag und Nacht die Rast flieht.

An einzelnen zum Theil sehr gelungenen Zwischenbemerkungen fehlt es nicht. Unsere Leser mögen selbst urtheilen:

Es wird zurückbezahlt.

Abbé Moulin, der alte Vicar der Trinitékirche, ist an einem sehr kalten Weihnachtsheiligenabend in seiner bescheidenen Wohnung (3. Stock. Rue de Clichy. Die Stadt wird nicht genannt. Es gibt eben nur eine Stadt) über dem Lesen seines Breviers eingenickt. Er hatte sein kleines Vermögen nach und nach den Armen gegeben und war heute nicht im Stande, das geringste zu verschenken. Plötzlich wird er durch einen unerwarteten Besuch aufgeschreckt. Ein großer, starker, ihm völlig unbekannter Mann ersucht ihn, ohne Zögern eine bedeutende Summe Geldes an genau bezeichnete Personen gegen Quittung zurückzuzahlen. Der Unbekannte entpuppt sich als der im Jahre 1886 wegen betrügerischen Bankrotts nach Amerika geflüchtete Bankier Renaudel, der in Chicago unter dem Namen Adam Harrison einen so einträglichen Handel mit Pökelschweinfleisch getrieben, daß er nach vier Jahren im Stande war, seinen vier Hauptgläubigern Kapital mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen. Er wandte sich an den allerorten in Paris wegen seiner Herzensgüte bekannten Abbé Moulin. Das Versprechen von 1000 Francs für die Armen überwand alle Bedenklichkeiten des würdigen alten Herrn. Er bestieg eine bereits vor seiner Wohnung haltende Droschke mit dem Versprechen, so zu eilen, daß er vor Mitternacht zurück sei. Der Schnellzug nach Havre, mit dem Renaudel gekommen war, ging um diese Zeit zurück. Außerdem mußte Moulin die Mitternachtsmesse lesen. Renaudel blieb unterdessen in Moulin's Stube, die er sorgfältig verschloß, denn er hatte Gründe, wie die Gäste Löbel Pinkus' (Freytag, „Soll und Haben", I, 4) ein verborgenes Quartier zu schätzen.

Ein Schriftsteller, Louis Dublé (Rue des Abbesses) erhielt zuerst von Moulin einen Wechsel im Betrag von 251390 Francs, hierauf Fräulein Latournure, Lehrerin einer Mädchenschule, Rue du Cardinal Lemoine, 365443 Francs, ferner Architekt Henri Burtal, Rue de Rennes, 567899 und schließlich der Marquis von Capdecamp, Boulevard Malesherbes 1,874421. Für die drei Erstgenannten war Renaudel's schnöder Betrug die Grundlage zu ihrem Glück geworden, indem die Noth sie gezwungen, alle ihre Kräfte anzustrengen und etwas Tüchtiges zu leisten. Nur der bejammernswerthe Capdecamp war gezwungen worden, eine jüdische Millionärin zu heirathen, und das fraß ihm sein ritterlich Herz.

Noch zur rechten Zeit war der gute Abbé Moulin wieder in seiner Wohnung. Eine Tausendfrancnote und dazu noch 5 Louisdor zu Weihnachtsspielzeug für arme Kinder war sein Lohn. Ein kurzer inniger Dank, und der seltsame Mann (Renaudel) war verschwunden.

An diesem Abend, wo so große Summen durch seine Hand gingen, hatte Abbé Moulin die Ueberzeugung erlangt, daß der Ruhm, die Gesundheit, die Liebe, die Ehre — kurz alles, was schließlich das Leben lebenswerth macht — nicht mit Geld zu erkaufen sei, und in der Einfalt seines Herzens nahm er sich vor, bei seiner Mitternachtsmesse Gott aus tiefstem Herzen dafür zu danken, daß es so und nicht anders sei.

Adalbert Schroeter.

Auf schwäbischem Boden.

1. Schwäbisch Gmüet. Gedichte in schwäbischer Mundart von Mathilde Franck. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.
2. Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörike's und Zeichnungen von seiner Hand. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. Gr. 8. 3 M.
3. Württembergische Künstler in Lebensbildern von Dr. August Wintterlin. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 5 M.

„Auf schwäbischem Boden" sind sie alle gewachsen, die drei liebenswürdigen Bücher, die wir in den nachfolgenden Zeilen einer Besprechung unterziehen wollen, und die wir zum voraus als liebliche Blüten und erfreuliche ausgereifte Früchte bezeichnen können. Es handelt sich um eine Sammlung mundartlicher Gedichte, um eine feine literarhistorische Monographie und um eine bahnbrechende Zusammenfassnng schwäbischer Kunstgeschichte.

Wir beginnen mit den Dialektgedichten, mit denen, wenn wir recht wissen, die Gattin eines schwäbischen Schulmannes zum ersten mal an die Oeffentlichkeit tritt. Mathilde Franck (Nr. 1) hat recht daran gethan, daß sie eine Auswahl ihrer mundartlichen Gedichte nicht im Pulte behalten hat. Sie hat das Recht, sich „an den Leser" zu wenden (S. III):

Die Vögel theant singe
Feldaus und feldei';
Do ka' i net feire,
Mueß au derbei sei'
Und singe mei' Liedle,
Wenn's grüent und wenn's blüet
So ällerhand Stückle
Vom schwäbische Gmüet:
Vom Lache-n-und Woine,
Wie's Leabe so geit;
Vo' Buebe und Mädle,
Vo' g'standene Leut.

Im Büechle stoht älles
'b acht! guck e mol nei',
Vielleicht könnt au ebbes
Für di drinne sei'.

Ja es steht etwas darinnen für Schwaben und Nichtschwaben, für solche, die das Schwäbische „los haben", wie für Leute, die von unserer Mundart, besonders wenn sie sich ihnen in schwarzen Lettern darstellt, zunächst etwas fremd angemuthet werden, für alle Leser, die an Gedichten noch eine Freude haben und der Ansicht sind, daß es der deutschen Poesie nichts schaden könne, wenn sie sich von Zeit zu Zeit in den Jungbrunnen des Volksthümlichen taucht. Ein Hauptvorzug der vorliegenden Sammlung besteht darin, daß die Verfasserin weder unnöthig verfeinert, noch unnöthig vergröbert. Sie wählt kaum jemals einen Stoff, bei dem, auch wenn er schließlich in ein ihm nicht übel anstehendes mundartliches Gewand gekleidet ist, der Leser doch von dem Gedanken nicht loskommt, daß sich das alles ungezwungener schriftdeutsch hätte sagen, schreiben und drucken lassen. Sie ist aber auch nicht der Meinung, daß ein mundartliches Gedicht kein Existenzrecht habe, wenn nicht irgendeine Derbheit und Tölpelhaftigkeit darin zum Vorschein komme. Man kann natürlich mit der Verfasserin darüber streiten, ob der eine und andere sprachliche Ausdruck (z. B. „Getändel") diese und jene Wendung echt schwäbisch sei. Allein wie nach unserer Ansicht unser Schriftdeutsch sich nicht allzu ängstlich vor Provinzialismen zu scheuen braucht, so ist hinwiederum nach unsern Beobachtungen die Mundart, auch die schwäbische Mundart, nicht so hermetisch gegen das Schriftdeutsche abgeschlossen, daß sie sich nicht in vereinzelten Fällen aus der Schriftsprache bereichern dürfte. Wie gut es unsere Dichterin versteht, auch das Sinnige, Zarte, Tiefe, das auf dem Grunde des schwäbischen Gemüths ruht, nicht nur aufzuspüren, sondern auch darzustellen, mag folgende Probe beweisen:

Hoimgange.

Vom Kirschebom e Zweigle
Biegt se zum Feaster her
Und d Sonn' vergoldet hell de Stuel —
Ach! aber der ist leer.

Im Glas e Bluemesträußle
Stoht traurig, lack und matt.
Wo ist die Hand, die's g'netzt und pfleagt,
Und d'Blüemle broche hat?

Im Bibelbuch e Blättle
De Sonntigtext no zoigt;
Doch 's fehlt des guet und freu'dlich G'sicht
Des drüber sich hot g'noigt.

Wie schö' ist Pfingste komme
Mit Blüete und mit Pracht!
Mir aber ist mei' Müeterle
Hoimgange-n-über Nacht.

Von der harmlosen Heiterkeit dieser Gedichte mag das nachfolgende Stückchen eine Vorstellung geben:

's Geldbüchsle.

's Mreile ist ins Pfarrhaus komme
Und hot Oier brocht und Butter,
Au-u-e Göckele zum brote.
„Ja, was denkt jetz do dei' Mutter?"
Sait d'Frau Pfarrer und zwoi Sechser
Hot se aus der Tasche zoge:
„Mreile, die thuest in dei' Käßle!"
Do hot's Mädle d'Aermle boge

Und ier Fäustle g'stemmt in d'Seite:
„O Frau Pfarr', i derf nex bringe,
Wie thät do die Mueter zanke! —"
„Ha, i wer doch 's Mreile zwinge!"
Lacht d'Frau Pfarr'. Do wehrt se's Mädle:
„Was thät nomme d'Mueter schelte,
Brächt i hoim die nuie Sechser;
Noi, des ließt se gar et gelte."

Doch d'Frau Pfarr' kennt ihre Leutle;
Drum isch ball au so weit komme,
Daß des Mädle hot ier Grättle
Und derzue die Sechser gnomme.
„Mreile, thue mer s'net verliere!"
Schreit d'Frau Pfarrer noch vo' obe.
„Noi, derzue hot mir jo d'Mueter
's Büchsle schau' in Sack nei' g'schobe!"

Wir schätzen den schwäbischen Prosadialekt, wie er in letzten Jahren von Karl und von Richard Weitbrecht mit einer der Vollkommenheit sich annähernden Meisterschaft behandelt worden ist, sehr hoch und sind der Ansicht, daß die Fortbildung unseres schwäbisch mundartlichen Schriftthums sich vorwiegend an die Prosa zu halten haben wird. Aber die Gedichte Mathilde Franck's sind uns

neben den ältern und neuern Sachen von Männern wie Adolf Grimminger. Eduard Hiller und einigen andern ein vollgültiger Beweis dafür, daß auch die mundartliche Dichtung im engern Sinn des Wortes auf schwäbischem Boden noch ihre Berechtigung und ihre Zukunft hat.

„Ein schwäbisches Gemüth" — mag immerhin der Ausdruck mehr im Munde studirter Leute als im Volksmunde vorkommen — ein schwäbisches Gemüth, hat, wenn irgendeiner unserer großen Dichter, Eduard Mörike zu eigen gehabt, wenngleich seine Vorfahren vom Strand der Havel und der Spree ins Würtembergerland eingewandert sind. Im handschriftlichen Nachlaß Mörike's hat der schwäbische Literarhistoriker Rudolf Krauß (Nr. 2), der für die poetische Anlage unseres Stammes schon vielfach einen feinen, wenn auch vielleicht nicht immer ganz freien Blick bekundet, eine ertragreiche Aehrenlese gehalten, die er uns in einem sehr hübschen stattlichen Bande vorlegt.

Ueber die Bedenken, die angesichts einer solchen Nachlese mit Recht oder Unrecht auftauchen mögen, ist sich Krauß vollständig klar. Er möchte um alles nicht, daß jemand an die von ihm gesammelten Gedichte Mörike's mit falschen Voraussetzungen herantrete:

> Es sind lauter Kinder des Augenblicks, rasch und leicht auf das Papier geworfen, zum Theil förmliche Improvisationen: dem plötzlichen Einfall ist die Ausführung unmittelbar auf dem Fuße gefolgt. Und die Verse blieben so, wie sie entstanden waren, es wurde kaum je daran gebessert und gefeilt. Denn der Dichter hatte sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Es versteht sich unter diesen Umständen von selbst, daß, wie ihrem Inhalt selten besondere Bedeutung zukommt, so auch ihre Form nicht überall vollendet sein kann. Manchem drängt sich nun vielleicht in Anbetracht eines solchen Geständnisses die Frage auf, ob die Herausgabe der betreffenden Verse nicht etwa besser unterblieben wäre. Indessen kommt in diesen anspruchslosen Gedichtchen die ganze Eigenthümlichkeit und Besonderheit unseres großen Lyrikers zum Ausdruck: der ihm angeborene feine Formsinn, die ihm zu Gebot stehende Kunst, die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge zu verklären und auf eine ideale Stufe zu erheben.

Der Herausgeber hat eine kleine Skizze von den äußern Lebensumständen des Dichters vorausgeschickt, die bei aller gedrängten Kürze aus Quellen erster Hand geschöpft ist und nicht auf Vollständigkeit, aber auf Zuverlässigkeit Anspruch erhebt. Und daran hat er wohl gethan. Denn wenn auch Mörike's Lebensgang äußerst einfach und in seinen Grundzügen wol allen, die ihn heute als einen unserer ersten Lyriker anerkennen, vertraut ist, so vergegenwärtigt man sich doch gern, um die Gelegenheitsgedichte ganz zu verstehen, an der Hand dieser Zeilen, wie der Dichter in Ludwigsburg aufwuchs, wie im romantischen Uracher Thal und in Tübingen die Gabe der Dichtkunst in ihm erwachte, wie er mit Mutter und Schwester im cleversulzbacher Pfarrhaus ein idyllisches Stillleben führte, wie er die Freundschaft mit seinem Hartlaub pflegte, wie er als Professor am Katharinenstift in Stuttgart seines Amtes waltete. Auch die in dem Buch zum ersten mal vervielfältigten Proben von Mörike's Zeichenkunst sind, wie der Herausgeber richtig bemerkt, zu der Charakteristik des Humoristikers fast unentbehrlich.

Wir greifen nun aus dem bunten Kram, der in dem Buche nebeneinander und theilweise durcheinanderliegt, einiges als Proben heraus. Einmal Inschriften auf Blumenvasen, die Mörike trotz einem zünftigen Töpfer oder „Hafner" selbst anzufertigen verstand:

Ich bin ein schlecht Gefäß auf Erden;
Was hätt' ich Bessers können werden?
Ich bin kein seltsamer Krystall
Wie jener Becher von Edenhall;
Drum, sollt' ich heut' in Scherben geh'n,
Dein Glück wird immer fortbesteh'n.

So alt ich bin, so bin ich doch
Der Kunst noch nicht gar abgestorben;
Was ich als Dichter nicht erworben,
Verdien' ich mir als Hafner noch.

Wie mag ich armer Topf aus Erden
Am Hochzeitstisch empfangen werden? —
Doch, Freunde, lacht, so viel ihr wollt!
Ihr werdet Wunder noch erfahren:
Denn wißt! von heut in fünfzig Jahren
Verwandl' ich mich in pures Gold.

So heiß wie dieser Topf im Ofen hat geglostet,
Ist meine Lieb' zu dir, die nun und nimmer rostet.

Dann einige Distichen als Glückwunsch für ein neuverlobtes Paar (S. 144):

Daß wahrsagende Träume von je mich öfter besuchen,
Wisset ihr wohl, und jetzt höret den neuesten Fall.
Wenn es von Eis mir träumt, da wird in meiner Verwandtschaft
Irgendwo immer ein Band zärtlicher Liebe geknüpft:
(Seltsam spielt ja der Traum manchmal mit den äußersten Gegensätzen, er spricht und malt aller Symbolik zum Trotz.)
Und so sah ich unlängst anmuthig ein Mädchen Gefrornes
Essen, mit Lächeln pries sie die ambrosische Kost.
Gar wohl kannt' ich die Gute, sogleich auch kannt' ich den jungen
Mann, der gedankenvoll unter den Schmausenden saß. —
Dies einfach, wie es war, erzählt' ich den Meinen am Frühstück
Und prophezeite ein Paar. Ei, da wie schauten sie auf!
Schöner hätte der Himmel, so hieß es, und glücklicher keine
Liebe geseh'n. — Also harrte man gläubig des Tags,
Der uns die Botschaft brächte. Sie kam. Mit freudigem Staunen
Ward sie empfangen, und still segnet' ich euer Geschick. — —

Wenn das Mörike-Buch von Rudolf Krauß zwar nicht blos an literarische Feinschmecker sich wendet, aber doch ein gewisses, auch auf kleine Einzelheiten eines großen Lyrikers liebevoll eingehendes, literarisches Interesse voraussetzt, so scheint in August Wintterlin's Werk über „Württembergische Künstler in Lebensbildern" (Nr. 3) auf den ersten Anblick das Literarische sehr kurz weggekommen oder fast gar nicht berührt zu sein. Unter den vierzig Schwaben, die uns der Professor an der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart in sehr hübsch abgerundeten Lebensbildern vorführt, befinden sich viele Maler, nebst einem Malerdilettanten (G. Heinrich Rapp) im ganzen nicht weniger als 22, mehrere Baumeister (6) und Bildhauer (7), auch 4 Kupferstecher und 1 Lithograph. Einen Poeten oder einen Componisten sucht man in dieser Reihe

vergebens, und doch waren wir Schwaben bisher der Meinung, daß wir uns auch auf dem dichterischen, sowie auf musikalischem Gebiete mit einigen großen Männern vor der Welt füglich sehen lassen können. Das ist aber auch das einzige, was wir an dem vortrefflichen Buche, das wirklich eine Lücke ausfüllt, auszustellen fänden. Und so lassen wir es uns gern gefallen, was der Verfasser zur nähern Erläuterung oder, wenn man will, zur Rechtfertigung des von ihm gewählten Titels sagt (S. I):

Die Auswahl blieb nicht auf geborene Würtemberger beschränkt, man wird einige Männer [z. B. Guibal, Thouret, Stirnbrand] darunter finden, die, aus andern Ländern stammend, am Strande des Neckars als Künstler und Kunstlehrer gewirkt haben. Ich weiß, daß mir das meine Landsleute nicht übel nehmen. Schwerer werde ich bei ihnen dafür Verzeihung erlangen, daß in dieser Sammlung mehrere einheimische Künstler fehlen, denen in dieser Sammlung so gut eine Stelle gebührt hätte, wie manchen andern. Umstände, die hier nicht zu erörtern sind, haben mich abgehalten, ein vollständiges würtembergisches Künstlerlexikon, in das auch die Lebenden aufzunehmen gewesen wären, auszuarbeiten. Immerhin aber werden die vier Dekaden von Meistern aus allen Zweigen der bildenden Kunst zu dem Beweise genügen, daß in Würtemberg in der Neuzeit doch ein reicheres Kunstleben geblüht hat, als von Fremden und Einheimischen gewöhnlich angenommen wird. Hätte sich darin nur der Geist eines abgeschlossenen Landes gespiegelt, möchten es freilich Nichtwürtemberger kaum der Mühe werth finden, sich näher damit bekannt zu machen. Allein unsere Kunst stand, zumal im 18. und 19. Jahrhundert im lebendigsten Zusammenhange mit allen großen Strömungen und Wandlungen der deutschen, um nicht zu sagen, der europäischen Kunstentwickelung. Barock und Rococo, classischer Zopf und ernster Klassicismus, Romantik und Realismus haben auf unserm Boden ihre Vertreter gefunden und mannichfache Spuren ihres Daseins hinterlassen. Viele Werke unserer Meister sind durch Kauf und Bestellung selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus verbreitet worden, und fremde Kunstanstalten haben Lehrer aus unserm Lande berufen.

Das Buch beginnt mit dem Baumeister, Heinrich Schickhardt, der von 1558 bis 1634 lebte und ein Meister der Renaissance war. An ihn schließen sich auf architektonischem Gebiet an: Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer (1746—1813), dessen Stil sich ganz nach dem mehr auf heitere Pracht als durchgebildete Schönheit gerichteten Geschmack seines Herrn, des bekannten Herzogs Karl Eugen bildete. Sodann der ulmer Johann Matthäus Mauch (1792—1856), der vom Jahr 1849 an freilich nur auf kurze Zeit die Oberleitung der Restauration des ulmer Münsters übernahm. Weiterhin der stuttgarter Karl Friedrich Beisbarth (1809—1878), der ein hohes Verständniß für die mittelalterlichen Baudenkmale Schwabens als Zeichner bewies, aber auch in der Werthschätzung des lange misachteten Renaissancestils den meisten seiner Fachgenossen vorausgeeilt war. Sodann der heilbronner Karl Etzel (1812—1865), der auf dem Gebiete des Eisenbahnbauwesens nicht nur in Würtemberg, sondern mehr noch in Oesterreich sowie in der Schweiz wirklich bahnbrechend gewirkt hat. Endlich der elegante Gothiker Christian Friedrich Leins aus Stuttgart.

Die Bildhauer sind durch die berühmten Namen Philipp Jakob Scheffauer (1756—1808) und seinen Mitschüler von der Karlsakademie her Johann Heinrich Dannecker (1758—1841), den fast verschollenen, in seiner Anlage tüchtigen, in seiner Entwickelung unglücklichen Konrad Heinrich Schweickle (1779—1833), den Schüler Thorwaldsen's, Johann Wilhelm Braun (1796—1863), den fleißigen Schüler Dannecker's, Theodor Wagner (1800—1880), den arbeitslustigen, aber keinen ausgeprägten Eigenstil besitzenden Johannes Ludwig Hofer (1801—1887) und den vielversprechenden, aber früh verstorbenen Ernst Rau aus Biberach, den Schöpfer des marbacher Schiller-Denkmals und einer Kolossalbüste Uhland's (1839—1875) vertreten.

Von den Malern heben wir nur die bekannten Namen hervor: Nikolaus Guibal, als Mensch und als Künstler einer der tüchtigsten und liebenswürdigsten Vertreter der französischen Nation auf deutschem Boden, geboren den 29. November 1725 zu Luneville, gestorben den 3. November 1784 zu Stuttgart, Georg Friedrich Eberhard Wächter (1762—1852), den stuttgarter Christian Gottlieb Schick, den Romantiker (1776—1812) und den biberacher Meister Karl Josef Bernhard Neher (1806—1886), der auch außerhalb des Schwabenlandes in München, wie in Weimar glänzende Spuren seines Schaffens hinterlassen hat. Wiederum schließt ein vielversprechender Frühverstorbener, Ernst Otto Reiniger, der Landschafter, den Reigen. Nicht unerwähnt wollen wir hier die Malerin Ludovike Simanowiz, geborene Reichenbach, lassen, von der wir eines der vortrefflichsten Schiller-Bilder besitzen.

Auch über den Kunstdilettanten und Kunstschriftsteller Gottlob Heinrich Rapp, den Schwager Dannecker's, einen stuttgarter Kaufmann, sei hier einiges angeführt:

Als Goethe auf der Reise in die Schweiz im Jahre 1797 über Stuttgart kommen wollte, gab ihm Schiller ein Empfehlungsschreiben an Rapp mit. Goethe stellte sich mit demselben am 30. August im Rapp'schen Comptoir vor und wurde gleich zu Dannecker geleitet, den er schon von Rom her kannte. Er fand an Rapp, wie er seinem Großherzog schreibt, einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohlunterrichteten Kunstfreund, dem er manchen Genuß und Belehrung schuldig geworden. Aehnliche Aeußerungen über ihn finden sich in Goethe's Tagebuch und in zwei Briefen an Schiller aus Stuttgart vom 30. August und 4. September. In einem Briefe an Schiller aus Tübingen vom 14. September erzählt Goethe: „Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu Rapp und Dannecker im Wachsen war und beide manchen Grundsatz, an dem mir theoretisch so viel gelegen ist, aufzufassen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite sie mir manches Angenehme, Gute und Brauchbare mittheilten, so entschloß ich mich, ihnen den Hermann [«Hermann und Dorothea»] vorzulesen, das ich dann auch in einem Abende vollbrachte. Ich hatte alle Ursache, mich des Effects zu erfreuen, den er hervorbrachte, und es sind uns allen diese Stunden fruchtbar geworden." Die Vorlesung geschah unter Beiziehung der Frauen im Rapp'schen Hause. Nachdem Goethe die sieben Tage seines stuttgarter Aufenthaltes fast ausschließlich im Umgange mit den Beiden verbracht hatte, machte er beim Abschiede Dannecker ein Compliment, das dieser mit Recht für groß hielt, mit den Worten:

„Nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich sie in Rom lebte.“ Schiller aber drückte Goethe seine Freude darüber aus, daß die Personen, die er ihm empfohlen, ihn nicht zum Lügner gemacht hätten.

Das Angeführte möge zugleich als Beweis dienen, wie sich doch auch im Kunstleben des kleinen württemberger Landes zwischen der bildenden Kunst und dem literarischen Streben verschiedene Verbindungsfäden theils persönlicher, theils sachlicher Art herüber und hinüber zogen, und wie hübsch dies der Verfasser darzustellen weiß.

Das Buch Wintterlin's hinterläßt den lebhaften Wunsch, es möge dem Verfasser vergönnt sein, seine Studien in der von ihm selbst angedeuteten Richtung, etwa in einer zweiten Auflage, noch etwas vollständiger und allseitiger auszubauen.

Paul Lang.

Feuilleton.

Einer brennenden Zeitfrage zugewendet ist ein Schriftchen von W. Bornemann: „Protestantische Grundsätze über Gottesdienst-Ordnungen. Zwei Predigten. Ein Warnungsruf in der Agendensache“ (Magdeburg, R. u. M. Kretschmann, 1894). Bekanntlich ist unter hervorragender Betheiligung von Professor Paul Kleinert für die preußische Landeskirche der Entwurf einer neuen Agende ausgearbeitet, welcher, von den Provinzialsynoden bereits durchberathen, in der allernächsten Zeit der Generalsynode vorgelegt werden soll und von dieser voraussichtlich angenommen werden dürfte. (Ist inzwischen geschehen.) Ihr vornehmster geistiger Urheber hat zur Verständigung unlängst recht werthvolle „Darlegungen und Erörterungen“ veröffentlicht, Spitta und Andere haben entgegnet, indem sie dieses und jenes anders wünschten, Bornemann nun bestreitet überhaupt das Bedürfniß wie die Räthlichkeit einer neuen Agende, unbeirrt durch die von ihm gar nicht geleugnete Vielgestaltigkeit und Lückenhaftigkeit in der bisherigen Ordnung. In warmer Rede und mit Berufung auf die klaren Grundsätze der evangelischen Kirche warnt er vor Ausübung eines Zwanges, der für das berechtigte Freiheitsgefühl vieler Gemeindeglieder eine schwere Verletzung bedeuten würde, ja eine Gegenbewegung hervorrufen könnte, die der evangelischen Kirche ungleich schwerern Schaden brächte, als die Einführung einer einheitlichen Agende jemals Nutzen verspräche. Wir können die Besorgnisse Bornemann's verstehen, wissen uns auch durchaus eins mit den von ihm mit großer Ueberzeugungskraft vorgetragenen Grundgedanken über christliche Gottesdienstordnung. Aber wir theilen nicht seine schweren Bedenken. Durch Zulassung von Parallelformularen wird nach unserm Dafürhalten allen berechtigten Wünschen Rechnung getragen und der von ihm befürchtete Gewissenszwang vermieden werden, so gut wie er auch bei dem bestehenden Zustand vermieden wird. Daß aber der aufgestellte neue Entwurf gegenüber der gegenwärtig in Geltung befindlichen Agende eine Besserung bedeutet, dürfte unser Redner selber nicht bezweifeln, und daß er nach independentischem Muster jeder Einzelgemeinde das Recht einer selbständigen Ordnung ihres Gottesdienstes zusprechen sollte, wollen wir nicht annehmen.

— In seiner Antrittsvorlesung am 9. Februar d. J. sprach Dr. Heinrich Brockhaus, außerordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Leipzig, über „Unsere heutige Baukunst“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1895). Indem er von einem Vergleich der Leistungen vor rund einem halben Jahrhundert mit denen seit etwa dem Jahre 1870 bis heute ausging, suchte er unter Betonung der drei hauptsächlichsten in Betracht kommenden Gesichtspunkte der Gesammtform, des Materials und der Technik und endlich der persönlichen Behandlung den Nachweis zu führen, daß die moderne Baukunst eine unerhörte Mannichfaltigkeit der Formen, die keine Beschränkung gelten läßt, aufweise, daß die Technik eine außerordentliche, alle Hemmnisse beseitigende Ausbildung erfahren habe, und daß vor allem in der sorgfältigen Detailbehandlung ein entschiedener Fortschritt gemacht worden sei, womit die Beseitigung der frühern Farbenfurcht Hand in Hand gegangen sei. An dieser im ganzen glücklichen Entwickelung habe aber nicht nur die jüngst vergangene Zeit mitgearbeitet, sondern sie sei das Werk des ganzen Jahrhunderts. Unsere heutige Baukunst ruhe also nicht auf modischem, willkürlichem, unsicherm Grunde, sondern auf historisch gewordenem, nothwendigem, auf sicherm Grunde. Darum könne man Beruhigung fassen und brauche vor dem unberechenbaren Wechsel des Modegeschmackes keine Befürchtungen zu hegen. — Wir erkennen die Richtigkeit dieser Ausführung bereitwillig an, vermögen aber angesichts des Ungeschmacks und der Ueberladenheit, die die Mehrzahl unserer modernen Bauten verunstaltet, den Optimismus des Redners nicht so ohne weiteres zu theilen.

— Von Albert Kuhn's „Allgemeiner Kunst-Geschichte“ (Einsiedeln, Waldshut und Köln, Druck und Verlag von Benziger u. Comp.) ist eine neue Lieferung, die siebente, erschienen. Sie beschäftigt sich in der von uns zur Genüge charakteristischen scholastischen Darstellungsweise mit der Geschichte der römischen Baukunst, die mit S. 273 zum Abschluß kommt. Die zweite Hälfte ist der Geschichte der griechischen Plastik gewidmet und wie die erste mit einer Reihe in der That vorzüglich gelungener Abbildungen geschmückt, die unser Urtheil, daß die Illustrationen das Beste an dem Werke sind, aufs neue vollauf bestätigen.

— Unser Mitarbeiter Dr. Moritz Necker schickt uns zu seinem Artikel über Betty Paoli eine Berichtigung zu: Betty Paoli ist niemals Jüdin gewesen, sondern schon zwei Tage nach ihrer Geburt (am 2. Januar 1815) als katholische Christin in der wiener Stephanskirche getauft worden. Der Taufschein der Dichterin hat sich in ihrem Nachlaß gefunden.

Bibliographie.

Bormann, E., Allerlei Liebenswürdigkeiten. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. Gr. 8. 3 M.

Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur. Bojardo, Der verliebte Roland. Erster Band. Herausgegeben von L. Fränkel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 1 M.

Euking, O., Vereinsamt. Erzählung. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. 8. 1 M.

Geffroy, G., Herz und Geist. Paris und Leipzig, Albert Langen. 8. 3 M. 50 Pf.

Höck, A., Demosthenes. Ein Lebensbild. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Michaelis, A., Vermischte Aufsätze über Musik belehrenden, unterhaltenden und biographischen Inhalts nebst Grundlagen zu einer musikalischen Physiologie. Leipzig, Richard Kühn. 8. Geb. 3 M.

Perfall, K. v., Das Königsliebchen. Roman. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. 8. 4 M.

Peschkau, E., Unsere lieben Frauen. Allerlei Humore. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Restorff, R. v., Sedan-Büchlein. Neue Volksbücher. 22. Bändchen. Berlin, Verlag des Christl. Zeitschriftenvereins. 12. 40 Pf.

Wiebe, G., Zur Geschichte der Preisrevolution des XVI. und XVII. Jahrhunderts. (Staats- und socialwissenschaftliche Beiträge. Herausgegeben von A. v. Miaskowski.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Wippermann, K., Fürst Bismarck's 80. Geburtstag. Ein Gedenkbuch. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. (Oskar Beck). 8. Geb. 3 M.

Wychgram, J., Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

14 Bände erschienen.

Brockhaus'
Konversations-Lexikon.

14. vollständig neubearb. Auflage. **Jubiläums-Ausgabe.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon in langem Regal.

16 Bände. Jeder Band geb. 10 M.
Mit über 100000 Artikeln und 9500 Abbildungen im Text und auf 980 Tafeln, darunter 300 Karten und Pläne, 130 Chromotafeln.

Zwei elegante Wandregale sind vorhanden:
ein langes Format (113 cm lang, 54 cm hoch, 29 cm tief) und ein hohes Format (86 cm lang, 75 cm hoch, 25 cm tief). Preis jedes Regals: in Eiche 30 M., in Nußbaum 36 M.

Illustrirte Prospekte und **Urtheile der Presse** durch jede Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Beide Regale können zur Aufstellung von Vasen, Tellern u. s. w. mitbenutzt werden. (S. Abbildung.)

Schönster Zimmerschmuck.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 32. — 8. August 1895.

Inhalt: Ludwig Eichrodt. Von Karl Busse. — Neue Goethe-Schriften. II. Von Karl Heinemann. — Schriften nationalökonomischen und sociologischen Inhalts. Von Karl Jentsch. — Neue Romane. Von Ernst Roeder. — Aus der Gedankenwelt eines edeln Optimisten. Von Edmund Lange. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Eichrodt.

Max Nordau, der vor lauter Freude am Paradoxen so selten zur Wahrheit kommt, bemerkte vor nicht langer Zeit, es wäre rührend komisch mit anzusehen, wie sich Talente dritten und vierten Ranges noch immer mit krampfhafter Beständigkeit durch die Literaturgeschichte schleppten, nur weil sie klug genug waren, einer neuen, gerade aufkommenden Richtung sich zu ergeben, mit der zugleich sie zum Siege kamen. Wienbarg und Mundt sollten dafür Belege sein.

Aber Georg Brandes hat dagegen in seiner Geschichte der romantischen Schule in Frankreich eingewandt, daß diese kleinern Talente doch für den Forscher wichtig seien, hat ihnen, den Uebersehenen und Vergessenen, ein ganzes Kapitel gewidmet. Und in der That: diese geringern Begabungen können insofern werthvolle Aufschlüsse geben, als sich in ihnen die ganze Zeit klarer spiegelt — klarer, weil ihnen die das Bild willkürlich corrigirende starke Individualität fehlt. Allerdings ist damit auch wieder gesagt, daß sie mehr in die Cultur-, als in die Literaturgeschichte gehören.

Eins dieser Talente, die an falscher Stelle stehen, ist auch Ludwig Eichrodt, dem einer seiner Freunde und Verehrer in einem Büchlein ein gut gemeintes Denkmal gesetzt hat.*) Er darf in einer Geschichte der deutschen Literatur ebenso wenig ein Plätzchen beanspruchen, wie ein Zeichner des „Kladderadatsch" in einer Geschichte der bildenden Kunst. Aber wer den Geist der Jahrzehnte der Reaction erfassen will, wer deshalb nicht nach dem Werth, sondern dem Erfolge der Bücher geht, für den ist Eichrodt wichtig — ebenso wichtig, wie vielleicht der Verfasser von „Charley's Tante" für die Gegenwart.

Ueber die nach der verunglückten achtundvierziger Revolution eingetretene Zeit der Erschlaffung durfte ich in d. Bl. schon mehrfach sprechen. Diese elende Zeit zu überwinden, die Gegenwart zu vergessen, gab es ein paar Wege. Spielhagen versuchte es mit dem Begreifen, mit dem sittlichen Pathos und hielt ihr den Spiegel vor. Bodenstedt flüchtete nach dem Morgenland, wohin ihm Rückert, Dammer, Schefer, Hammer u. a. vorausgegangen waren oder folgten. Redwitz verschrieb sich ganz dem Himmel, und Scheffel probirte es mit dem Altdeutschen und dem Studentenhumor, der oft zur Caricatur ward. Zur Gruppe Scheffel gehört Eichrodt.

Ludwig Eichrodt ist am 2. Februar 1827 zu Durlach geboren und kam als vierjähriger Knabe, nachdem er „Auge und Ohr mit der Naturschönheit und dem Sprachwohllaut der Lande Hebbel's" erfüllt hatte — so behauptet der Biograph wenigstens, — nach Heidelberg. Die poetische Ader hatte er von seinem Vater, und darin ist er entschieden originell. Die Mutter ließ ihm ein besseres Erbe: die Heiterkeit, die Frohnatur. Also auch er muß im Grunde seine Erfolge, die ja nicht einem etwaigen poetischen Werth seiner Producte entsprangen, dem Erbtheil der Mutter danken.

Bemerkenswerth aus Eichrodt's frühesten Tagen ist seine Vorliebe für den derben Humor oder besser für die niedere Komik und den blühenden Unsinn. Um „aus langweiligen Daten und Zahlen, Namen und Schlachten etwas Amüsantes herauszuschlagen", sudelte er — ich will seinem eigenen Ausdruck nicht widersprechen — gereimten Unsinn zusammen. Als zwölfjähriger Knabe lachte er über die „Jobsiade" dermaßen, daß er unter den Tisch fiel.

Es lohnt sich nicht, das Leben und Treiben des heitern Gesellen genauer zu verfolgen. Nur ein paar Hauptstationen seiner Erdenfahrt seien hier kurz notirt: er studirte Jura in Heidelberg und Freiburg, bestand 1851 das Staatsexamen, verheirathete sich 1860, ward 1864 Amtsrichter und 1871 Oberamtsrichter in Lahr und starb am 2. Februar 1892. Sein Biograph erzählt eine Menge Züge aus seinem Leben, lobt seine Werke

*) Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben von A. Kennel. Lahr, Moritz Schauenburg. 1895. 12. 2 M.

über den grünen Klee und beruft sich auf die Urtheile bedeutenderer Poeten, die an Eichrodt liebenswürdige Briefe schrieben. Eine Analyse wenigstens eines Werkes versucht er erst gar nicht, eine tiefere psychologische Erfassung des Mannes fehlt ihm auch völlig. Was er versäumt hat, sei versucht, hier unter Benutzung des gegebenen Materials nachzuholen.

Zunächst fällt Eichrodt's Zerfahrenheit auf. Er war auch eine Art problematische Natur, wie sie von der Zeit damals eben geformt wurden. Er wußte nie, was er wollte und sollte. Er bethätigte sich auf allen Gebieten und nirgends ordentlich. Er zeichnet und will wie Scheffel, Keller u. s. w. Maler werden; dann lernt er Klavier spielen; weiter macht er Verse, es ist schon gesagt welcher Art, ja lernt gar bei einem Groteskkänzer Balletsprünge. Auch seine wissenschaftlichen Studien sind so zerfahren. Alles sucht er sich anzueignen, nur die Mathematik haßt er, wodurch er nach Schopenhauer wenigstens etwas mit dem Genie gemeinsam hat. Allerhand romantische Neigungen kommen dazu: mit dem später als politischer Schriftsteller bekannt gewordenen Karl Blind trinkt er Blutsbrüderschaft; mit sechzehn Jahren gehört er einer Verbindung „Geneia" (Geniebund) an und figurirt als „Sangschwelg". Auf der Universität steht er den freiheitlichen Bestrebungen nahe, dann will er nach Amerika auswandern, wieder etwas später faßt er den Entschluß, zur Bühne zu gehen und wendet sich an Ludwig Dessoir, weiter überlegt er sich, ob er Journalist werden soll, dann möchte er an ein Archiv übertreten — kurz, es ist ein ewiges Schwanken in ihm, seine Kräfte sind zersplittert, er hat allzu viel Talentchen. Bezeichnend ist das Urtheil eines Phrenologen, der seinen Schädel untersuchte und zu Resultaten kam, die überraschend sind. In diesem Urtheil nämlich, das der Biograph als Curiosum mittheilt, heißt es unter anderm: „Von Talenten ist besonders das der Nachahmung stark entwickelt." Und eine Stelle, die noch wichtiger ist: „Die Concentrationsgabe ist schwächer, als die Talente selbst."

Beide Sätze treffen den Nagel auf den Kopf; sie umschreiben das Problem Eichrodt. Die Unmöglichkeit, sich zu concentriren, blieb zeitlebens eine Schwäche des freundlichen Poeten; diese Schwäche versagte ihm das Herausarbeiten einer eigenen Individualität. Er hatte kein Talent, weil er zu viel Talentchen hatte, und die instinctive Erkenntniß davon in Verbindung mit seiner starken Nachahmungsgabe führte ihn auf das Gebiet, auf dem auch er ein grünes Lorberblättchen finden sollte. Nachahmungsgabe, Mangel an Concentration sind nun vorwiegend weibliche Eigenschaften. Sonderbar stimmt dazu das Urtheil einer geistreichen Frau, die über Eichrodt an ihren Verlobten schreibt: „Er ist zwar ein Mann, aber ganz Weib. Er ist, glaub' ich, treu, aufopfernd, hingebend und sehr hübsch dabei, wie ein Mädchen sein soll."

Daß dieses Nachahmungstalent sich früh regte, wurde schon gesagt. Bereits auf dem Gymnasium wurden griechische Trauerspiele travestirt, bekannte Gedichte parodirt, die „Kaiserchronik" geschrieben. Der Biograph meint, schon diese Verse verriethen eine witzige Begabung. Als Beleg führt er die Charakterisirung des Claudius an:

Der größte Simpel auf ein us
Das war der Kaiser Claudius.

Nun muß ich zwar gestehen, daß ein halbwegs geweckter Tertianer oder Secundaner derartiges auch verbricht und daß im jungen deutschen Reich sich kaum ein Gymnasium finden dürfte, das einen in gleicher Art begabten Schüler vermissen läßt — aber wir wollen mit diesen Jugendeseleien, die sogar sehr hübsch wären, wenn sie in den Blättern der Schulhefte versteckt geblieben wären, nicht so scharf ins Gericht gehen. Schlimmer ist es, daß Eichrodt im Grunde niemals darüber hinausgekommen ist. Er erzielte einen hübschen Erfolg mit seinem Bierhumor, weil die Zeitumstände ihn begünstigten. Seine Satire verwundete nicht; sie regte nicht auf, sie kam der Epoche, die zu schwach war, um Ernstes und Großes hervorzubringen oder zu begreifen, entgegen. Aber als diese recht jämmerliche und waschlappige Zeit vorüber war, da war es auch vorbei mit dem Erfolge solcher harmlosen Kleinigkeiten. Und heute? Ich citire eins der berühmtesten Gedichte Eichrodt's:

Nach Italien, nach Italien
Möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
Wo die Pomeranze wohnt;
Wo die wunderschönen Mädchen
Unter süßen Triolettchen
Singend wandeln unterm Mond —
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Hand aufs Herz: wer lacht da? Wer versteht heute noch diese Art von Humor? Aber in jener Zeit machte dieses Gedicht Aufsehen. Wir im neuen Kaiserreich können die niedrig-komischen Poesien an und für sich schwer verdauen. Unsere Satiren sind wirkliche Kampfschriften, Parodien sind außerordentlich selten. Selbst die berühmtesten Muster legen wir heute beiseite. Wer hat sich an Pope's „Lockenraub" oder Boileau's „Lutrin" wirklich ergötzt? Oder wen hat nicht selbst bei Zachariä's „Renommist", bei Blumauer's „Aenäis", bei Kortum's „Jobsiade" allmählich die Langeweile angewandelt? Und doch — wie gewaltig sind diese Werke noch im Verhältniß zu dem Eichrodt'schen Genre! Unsere Dichtung hat heute andere Ziele, sie ist mit der großen Zeit gewachsen und versucht ihr in ernstem Ringen gerecht zu werden. In der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert — so bauen unsere Dichter am neuen Tempel. Sie haben keine Zeit mehr, mit Strohhalmen zu kitzeln und Goethe's wundervolles Mignonlied in den Studententon zu übertragen.

Nun ist es eine alte Geschichte, daß die Komiker plötzlich tragische Rollen mimen wollen. So ließ denn auch Eichrodt die bewußte Nachahmung und kam zur unbewußten, indem er ernste Töne anschlug. Zweierlei mag

ihn dazu verführt haben: die Formgewandtheit, die er sich angeeignet, und der Ehrgeiz, auch einmal zu Thränen zu rühren, wo er bisher lachen gemacht hatte. Und so entstand denn jene Lyrik, die peinlich wirkt, weil man weder im Guten noch im Bösen viel über sie sagen kann, die ein Conglomerat von angelesenen Formen und anempfundenen Anschauungen ist, die recht hübsche Einzelheiten enthält und absolut keinen Eindruck hinterläßt. Ueberall sind Keime, aus denen etwas hätte werden können, und man sucht das ganze Buch durch, weil man immer hofft, auf einen zu schöner Blüte entwickelten Keim zu stoßen. Vergebens! Eichrodt besaß eben keine Concentrationskraft; das rächt sich in seiner ernsten Lyrik, mit der er niemals festen Fuß faßte. Sein Biograph gibt sich Mühe, ihr eine größere Bedeutung beizulegen. Aber anstatt ein paar Gedichte herauszugreifen und durch eine feinfühlige Analyse klarzumachen, daß die Lieder gut und werthvoll sind, beschränkt er sich immer nur auf die ewige mit dem Brustton der Ueberzeugung vorgetragene Versicherung, die er dann wieder verstärkt durch — die brieflichen Urtheile anerkannter Poeten. Nun scheint er mit literarischen Gewohnheiten nicht gerade sehr vertraut zu sein. Sonst würde er wissen, daß es kaum einen Dichter oder Dichterling gibt, der nicht von einigen im Konversations-Lexikon stehenden „Größen" ermunternde Briefe erhalten hat. Mit achtzehn Jahren ist man sehr beglückt darüber und sammelt sie in einem schön polirten Kasten. Sie jedoch in einer Biographie als kritische Beweisstücke zu gebrauchen, ist etwas kühn. Das Drolligste aber: es sind nicht einmal große Lobsprüche, die Eichrodt zu hören bekommt. Gutzkow rügt die schlechten Reime (einmal reimt sich „See" — und Bismarck der „Unerschrockene"!!), Scheffel urtheilt sehr zurückhaltend und ist bekanntlich ein Jugendfreund Eichrodt's, Theodor Storm endlich trifft den Nagel auf den Kopf, indem er schreibt: „ich habe das Gefühl, als müßte ich in den «Melodien» das finden, was ich unter Lyrik verstehe". Aber er findet es halt doch nicht, läßt nur ein einziges Gedicht, und auch das nicht ganz gelten. „Es lag für die meisten Sachen keine innere Nothwendigkeit vor."

Ja wohl, Eichrodt ist durchaus Nachahmer, Nachempfinder. Der beste Beweis ist folgender: er dichtete ein ernstes Lied, nachher sah er selbst ein, daß es durchaus in der Tonart eines andern Lyrikers gehalten war und ließ mit kleinen Aenderungen dasselbe Gedicht gleich als lyrische Caricatur drucken. Und dabei hatte er noch den Muth, Aussprüche zu thun wie die folgenden: „Frühe schon machte ich es mir zum Grundsatz, in keine Manier und Art und Weise eines Dichters zu verfallen, wenn ich Verse machte", und weiter: „Ich möchte nur das geschrieben haben, was kein anderer schreiben konnte."

Beide Aussprüche lehren Eins: wie wenig Selbstkritik Eichrodt besaß. Und er besaß davon zu wenig, weil er zu viel Eitelkeit hatte. Es war ein Glück für ihn; dies Selbstgefühl bewahrte ihn vor jener tragischen Erkenntniß, daß sein Talent für ernste Vorwürfe nicht ausreiche, daß er selbst nur ein poetisirender geschmackvoller Dilettant war. Für eine besondere Tiefe seiner Natur spricht allerdings der Mangel an Klarheit über das eigene Können nicht.

Der Biograph hat sein Büchlein den „Kindern des Dichters" gewidmet. Man verzeiht deshalb viel. Aber einen Satz möchte ich niedriger hängen. Er lautet wörtlich: „Es (das Gedicht) vereinigt die beiden Hauptvorzüge seiner Poesie: den Vollstrom der poetischen Rede, wie er Bürger, Goethe, Schiller und nach ihnen keinem mehr in gleicher Fülle und Kraft von den Lippen floß u. s. w. u. s. w."

Damit hat Herr Kennel den bewußten blühenden Unsinn seines Helden unbewußt übertroffen, und bei allem Selbstgefühl würde selbst Eichrodt, wenn er diesen Passus noch lesen könnte, bedenklich sein gutmüthiges Oberförstergesicht mit den buschigen Brauen und dem weißen Vollbart schütteln und wünschen, daß ihn der Herr vor seinen Freunden bewahren möge. . . .

Karl Busse.

Neue Goethe-Schriften.

II.

1. Goethe in Göttingen. Von Hugo Schroeder. „Westermann's Monatshefte", Juli 1895. Jahrespreis 16 M.
2. Goethe als Anatom. Von Karl von Bardeleben. „Nord und Süd", Juli 1895. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). Jahrespreis 24 M.
3. Goethe. Von Karl Heinemann. In zwei Bänden. Mit etwa 400 Abbildungen in und außer dem Text. Erster Band. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. Gr. 8. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

In eine spätere Zeit des Goethe'schen Lebens führt uns der Aufsatz von Hugo Schroeder: „Goethe in Göttingen" (Nr. 1). Wir sind über Goethe's Beziehungen zu der berühmten Universitätsstadt und insbesondere über seinen zweimaligen Aufenthalt daselbst (im Juni und von Mitte Juli bis Mitte August 1801) ziemlich genau durch Goethe selbst unterrichtet; dadurch verliert aber Schroeder's Aufsatz durchaus nicht an Werth. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Verhältnisse der Stadt und Universität und besonders die große Zahl von Gelehrten, mit denen Goethe verkehrt hat, eingehend und anschaulich zu schildern und zu charakterisiren, sodaß wir ein hübsches culturgeschichtliches Bild erhalten und

mit Männern wie Blumenbach, Heyne, Reuß, Sartorius, Hugo u. a., ihrem Leben, Wirken und ihrem Charakter vertraut gemacht werden. Der Aufsatz ist in anregendem und lebendigem Stil geschrieben; culturgeschichtlich interessante Anekdoten, die hier und da eingestreut sind, tragen dazu bei, den Genuß der Lektüre zu erhöhen.

Mit Goethe dem Gelehrten, und zwar dem Naturforscher, beschäftigt sich die Studie Karl von Bardeleben's „Goethe als Anatom" (Nr. 2). Bardeleben bekämpft mit Recht das alte Vorurtheil, daß Goethe durch seine naturwissenschaftlichen Studien, ohne hierin Bedeutendes zu erreichen, nur zu seinem Schaden von seinem eigentlichen Berufe abgehalten worden sei. Unsern Lesern braucht dieses Vorurtheil wol nicht erst widerlegt zu werden. Nur das abschließende Urtheil des verdienten jenenser Anatomen über Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten wollen wir hier abdrucken: „Es steht fest, daß die Naturwissenschaft viel, sehr viel verloren hat dadurch, daß Goethe nicht rechtzeitig anerkannt wurde, und daß sie erst durch Aufnahme Goethe'scher Ideen zu dem werden konnte, was sie heute ist." Die Bedeutung der Entdeckung des os intermaxillare hebt auch von Bardeleben gebührend hervor; über Goethe's Wirbeltheorie äußert er sich folgendermaßen:

Goethe's Wirbeltheorie ist nun im Laufe der Jahre nach manchen Richtungen hin abgeändert, vervollständigt und schließlich für die vordern Theile des Schädels als irrthümlich aufgegeben worden. Nur in dem hintern Abschnitte, im Bereiche der drei ersten Goethe'schen Wirbel (er zählt von hinten her) vermögen wir etwas Wirbelähnliches: „Segmente" zu erkennen, wie sie auch im Rumpfe angelegt werden. Eigentliche Wirbel sind im Schädel nicht nachweisbar, auch ist die Zahl der Segmente erheblich größer als Goethe's Wirbel, — sie beträgt statt drei: zehn oder zwölf.

In einem besondern Abschnitt seiner Abhandlungen äußert sich von Bardeleben über die Frage, ob Goethe als Vorläufer Darwin's zu betrachten sei, und kommt zu folgendem Ergebniß:

Goethe hat, wie ich zugebe, in den achtziger und noch in den neunziger Jahren an eine Descendenz, eine Stammesentwickelung, eine wirkliche Blutsverwandtschaft gedacht, — er hat diesen Gedanken dann für etwa ein Menschenalter aufgegeben oder untersinken lassen, um ihn etwa Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre wieder aufzunehmen und bis zu seinem Tode festzuhalten.

Wie schon bei mehrern unserer Berichte in den beiden letzten Jahren können wir auch diesmal von einem neuen Versuche berichten, der das fast ins Ungeheuere angewachsene Material über Goethe's Leben und Wirken zu einer „Goethe-Biographie" (Nr. 3) zusammenfassen will. Diesmal ist der Autor und der Referent dieselbe Person. Deshalb begnüge ich mich mit einem kurzen Berichte über das, was in der Biographie, soweit der Titel des Buches nicht schon die Absicht deutlich ausspricht, angestrebt wird. Nach zwei Seiten hin möchte die Goethe-Biographie etwas Neues bieten. Sie will nicht Goethe's Leben und Wirken chronologisch verfolgen, auch nicht Essays über Goethe bringen, sondern sie will die Entwickelung des Dichters und Menschen Goethe darstellen und zweitens soviel als möglich durch Citate aus seinen Werken, Briefen und Gesprächen Goethe selbst zu Worte kommen lassen. Eine Probe aus dem Kapitel: „Goethe in Straßburg" erläutert wol die Absicht des Verfassers besser als viele Worte:

In den großen Jahren 1870 und 71, in der Zeit der überschwellenden Freude über die herrlich erstrittene Einheit Deutschlands, konnte man Stimmen hören, die an der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen auch Goethe einen Antheil zuschrieben. So kühn auch diese Behauptung klingt, in gewissem Sinne wird sie immer wahr bleiben. Schon zweimal, im Beginn dieses Jahrhunderts, waren die Preußen in Paris eingezogen; aber die Elsaß-Lothringer, damals noch mehr deutsch als französisch, waren Franzosen geblieben. Wenn dagegen jetzt, als unsere Väter und Brüder nach blutigen Kämpfen und unerhörten Siegen sich der Hauptstadt Frankreichs näherten, ganz Deutschland an der Weichsel nicht weniger als am Rheine darin einig war, daß der Preis des Kampfes die Wiedergewinnung der einst schmählich verlorenen deutschen Länder sein müsse, so hat dazu unser großer Dichter ein gut Theil beigetragen. Die zweihundertjährige Trennung hatte bei den seit der Revolution immer mehr französisch gewordenen Elsässern das Gefühl der Stammesverwandtschaft fast ganz schwinden lassen, dem größten Theil der Deutschen, besonders denen im Osten und Norden, waren die einstigen Brüder, die selbst meist nichts mehr von der Verwandtschaft wissen wollten, fremd und gleichgültig geworden; nur Goethe's herrliche Schilderung, die im Elsaß ein Paradies erscheinen ließ, schlug bei jedem neuen Leser, bei jedem jungen Deutschen, der seinen größten Dichter kennen lernte, eine neue Wunde, ließ die Schmach über den Raub des theuern Kleinods von neuem fühlen und hielt den Gedanken an Rache und Wiedervergeltung wach. Auch noch in anderm Sinne hat Goethe an der großen That theil. Die politische Einheit Deutschlands war nicht denkbar ohne die geistige, ohne diese wäre jener Einheitstraum, jene Sehnsucht, die die Herzen und Geister der Besten des Jahrhunderts erfüllte, gar nicht vorhanden gewesen; diese geistige Gemeinschaft aber gründete sich auf die Befreiung vom französischen Joch, auf die selbständige nationale Entwickelung und Bildung, die Herder und Goethe in Straßburg gerade an der Grenze Deutschlands und in Frankreich selbst vorbereiteten.

Doch so große weltbewegende Gedanken hatte der lebenslustige und lebenskräftige Jüngling durchaus nicht, der am dritten Tage der Reise, am 2. April 1770 morgens 10 Uhr, in Straßburg über die Kehler Brücke durch das Metzgerthor einzog. Auch sein Ziel, das Examen, machte ihm wenig Sorge. Das Leben in vollen Zügen zu genießen, was er durch die lange Krankheit eingebüßt, wieder einzuholen, war sein fester Vorsatz; und zu dieser Stimmung hatte die Reise durch die prächtige Gegend über Worms, Speyer und Lauterbach auf der linksrheinischen Straße unter heitern, lustigen Bewohnern, die auch jenseits der Grenze ihren deutschen Charakter sich bewahrt hatten, das Ihrige beigetragen. Im Gasthof zum Geist an der Ill neben der Nikolaibrücke wurde eingekehrt. Bald eilte der Ankömmling seinen neuen Wohnort sich anzusehen; nur wenige Schritte und er stand vor dem Münster, dessen Riesenbau schon mehrere Stunden vor Straßburg seine Blicke auf sich gezogen hatte. „Als ich das erste mal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuches, häufte ich alle synonymische Misverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals

durch den Kopf gezogen waren — — — und so graute mir im Gehen vor dem Anblick eines misgeformten, krausborstigen Ungeheuers. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wol schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei . . . ."

Es war ein bedeutender, weihevoller Augenblick nicht nur für Goethe, er ist es auch für uns. Dieser Augenblick schlug die erste Bresche in die bisherige Kunstanschauung des jungen Dichters. Wie die still redenden Züge des Ahnherrn mahnte der deutsche Bau eines deutschen Meisters, das unzerstörbare Denkmal deutscher Größe mitten unter den modernen französischen Bauten an die Schandthat der Franzosen und die unwürdige politische und geistige Abhängigkeit der Deutschen von fremdem Joche.

Und nun trieb es den Jüngling hinauf zur schwindelnden Höhe, um alles, was die Zukunft bot, auf einmal zu genießen. „Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitum liegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheines folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannichfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welcher die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte."

Herder stand trotz seiner Jugend schon auf der Höhe; was er auch in seinem spätern Leben gewirkt und geschaffen hat, es war in den Ideen des straßburger Herder, wenn auch nur im Keime vorhanden. Und diese Ideen, die so vielseitig sind, daß sie das ganze Geistesleben umfassen, lassen sich auf einen Gedanken zurückführen, der gleichsam der Jungbrunnen unsers modernen Geisteslebens geworden ist: die Forderung einer Kunst auf nationaler Grundlage und die Pflege des Nationalen und Individuellen; nur daß in dem Worte National nicht, wie heute, ein feindlicher Gegensatz gegen andere Völker inbegriffen war. Im vorigen Jahrhundert kannte man im Geistesleben solche Gegensätze nicht, man hatte immer die ganze Menschheit im Auge. Hamann und Herder wenden Rousseau's Ideen auf die Poesie an, sie gelten für jedes andere Volk ebenso wie für das deutsche.

Aus der Herder'schen Forderung entsprang zuerst die Abwendung von der bisher als unübertreffliches Muster geltenden französischen Literatur. Mit Keulenschlägen hatte Lessing in der hamburgischen Dramaturgie für die Befreiung von dem Joche der Franzosen gekämpft, die Irrungen und das Hohle und Unwahre ihrer Tragödien aufgedeckt. Mit ganzer Seele schloß sich Herder ihm an; aber nicht unkritisch nachbetend, sondern nach eifrigen Studien, nach längerm Aufenthalt an der Quelle, wo er von früherer Bewunderung geheilt wurde und ihn französisches Wesen, Wissenschaft und Kunst geradezu abstieß: aber nicht etwa urtheilte er so aus denselben Gründen wie Lessing, der ja nur vom falschverstandenen zum richtigverstandenen Aristoteles führen wollte, sondern weil die französische Tragödie der nationalen Grundlage entbehrte, weil die Franzosen einen Griechen, überhaupt einen Fremden zum Führer sich gewählt hatten und ein fremdes Volk nachahmten. Auf die griechische Natur pflanzten sie die französische, sie klammerten sich an Regeln, die nur unter griechischen Verhältnissen Sinn hatten und schufen so das „regelmäßige Drama". „Aber ein griechisches Drama ist's nicht, Trauerspiel des Sophokles ist's nicht. Als Puppe ihm noch so gleich; der Puppe fehlt Geist, Leben, Natur, Wahrheit."

Höchst willkommen war diese Lehre Goethe und seinen Freunden, die ja in ihrer Gesellschaft das Deutsche pflegten, theils aus Trotz und Aerger, dann aber auch, weil die französische Literatur alt, abgelebt, kalt und zu vornehm erschien. Bisher hatte Goethe unter dem Banne der französischen Literatur gestanden. Die Franzosen waren die großen Muster, die ihm als unerreichbar vorgehalten worden waren, in deren Nachahmung sich seine ersten Dichtungstriebe äußerten. Nachdem Lessing den Glauben an ihre Unfehlbarkeit erschüttert hatte, kam Herder und lehrte sogar die Abwendung von den Franzosen als Pflicht. Was wunder, daß die jungen Leute die alten Götzen, die ihnen soviel zu schaffen gemacht hatten, über Bord warfen, so daß Goethe sagen konnte: „Und so waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig."

In dem berühmten siebzehnten Literaturbrief hatte Lessing mit Gottsched und den Franzosen gründlich aufgeräumt. „Gottsched hätte", wie dort zu lesen ist, „aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtbare französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte. . . . Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen und sie würde ihn geraden Wegs auf das englische Theater geführt haben." Das war Herdern aus der Seele gesprochen. Hamann hatte mit ihm den Hamlet gelesen und einen begeisterten und geistreichen Verehrer Shakespeare's auf ewig in ihm gewonnen. Lessing's hamburgische Dramaturgie gab dann das Signal zur Verherrlichung Shakespeare's in Deutschland: „Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen", rief der begeisterte Kritiker aus und that das Höchste und Ehrenvollste, was er thun konnte, er stellte Shakespeare neben Sophokles. Beide sind die großen Muster, denen die Deutschen nachahmen müssen. Aber die schwierige Frage, wie dies geschehen solle, wie diese gewaltigen Gegensätze zu vereinen seien, diese Frage ließ Lessing offen. Hier setzt nun Herder's neue Lehre ein, „Shakespeare ist Sophokles' Bruder", nicht obgleich sie, sondern weil sie in ihrer geschichtlichen Stellung, Umgebung und ihren Verhältnissen, ihrer Weltauffassung und den Forderungen ihrer Kunst himmelweit verschieden sind; denn beide sind auf natürlichem, nationalem Boden erwachsen. Beide folgen den Forderungen ihres Volkes, ihrer Zeit und ihrer Anschauung. Dort die Schicksalstragödie auf dem Boden der Religion aus einer Opferhandlung entstanden, aus dem Chor hervorgewachsen, in den einfachsten Verhältnissen und den Sagen, die in einer Familie sich abspielen, und darum Einfachheit und Einheit von Ort und Zeit, geringe Zahl von Personen; hier die complicirten Verhältnisse eines großen Staates, profane Handlung, deren Mittelpunkt der Held und sein Charakter ist, und ein Vielfaches von Stän-

den, Lebensarten und Gesinnungen, zur Darstellung der Geschichte sich aufbauend auf Staats- und Marionettenspielen, und deshalb Charaktertragödie, unbeschränkte Zahl der Personen, keine Beschränkung von Ort und Zeit, keine Bindung der Scene, aber jede in ihrem natürlichen Localton, Einheit der Ideen, und der Dichter der souveräne Herr über Zeit und Ort. Und weil Sophokles' und Shakespeare's nationale Dichtung, Dichtung ihrer Zeit, ihres Volkes, ihres Dramas ist, deshalb erreichen sie denselben Zweck, dasselbe Ziel: das tragische Mitleid.

Solche Lehre traf auf einen fruchtbaren Boden. Wie Schuppen fiel es dem Schüler von den Augen. Von Wieland's verworrener, halbwahrer Anschauung und Beurtheilung Shakespeare's macht er sich frei und steigt empor von bedingter Anerkennung zu rückhaltloser, begeisterter Bewunderung. Noch in Frankfurt hatte er in Wieland, Oeser und Shakespeare seine besten Lehrer gesehen; jetzt, nachdem er den Originaltext gelesen, schreibt er die schönen Worte: „Die erste Zeile, die ich in Shakespeare las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen und wie ich mit dem ersten Stück fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. — Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen." Nun ist es mit Dramen in französischer Manier, wie die „Mitschuldigen" oder mit den dichterischen Spielereien wie „Die Laune des Verliebten" für immer vorbei.

Große Pläne wälzte er in seiner Brust, ohne sie Herder zu verrathen. Cäsar, Götz und Faust erstehen in seiner Phantasie nebeneinander als Helden zukünftiger Dramen. Von dem Drama Cäsar, das Goethe noch bis ins Jahr 1774 beschäftigt hat, haben sich Fragmente erhalten, die auf Shakespeare's Einfluß hindeuten. Bei Shakespeare wird Cäsar schon in der Mitte des Dramas ermordet; Goethe's Charaktertragödie wollte ihn nicht auf der Höhe, sondern in der Entwickelung neben dem blutgierigen Sulla und dem schwachen Pompejus schildern. „Es ist etwas Verfluchtes", so lautet eine Stelle aus Sulla's Rede, „wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über den Kopf wachsen wird." Leider hat Goethe den Plan später fallen lassen, und so ist denn die einzige, aber die herrlichste Frucht der Herder'schen Lehre — der Götz von Berlichingen. Wer daran zweifeln wollte, den müßten die Worte Herder's belehren, der später seinem Aufsatz über Shakespeare die an Goethe gerichteten Worte beifügte: „Glücklich, daß ich noch in der Zeit lebe, wo Du, mein Freund, der Du Dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo Du noch den süßen und Deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unserer Ritterzeit in unserer Sprache, im neuerwachten, abgearteten Vaterlande herzustellen."

Neben der Biographie will das Werk noch einen zweiten, vom Verfasser seit Jahren gehegten Plan verwirklichen, ein Werk, das ursprünglich losgelöst von der Biographie als Bilderatlas zu Goethe's Leben erscheinen sollte. Aeußere Gründe, insbesondere der Wille des Verlegers, haben schließlich zu dem Versuche einer Vereinigung beider Pläne in einem Werke geführt. Vor dem Verdachte, daß ich ein Bilderbuch für die Schaulust des bildergierigen Publikums nach berühmten Mustern habe schaffen wollen, schützt mich wol mein Name; ist doch auch durch Fr. Zarncke's in der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgetragene Abhandlungen über die Goethe-Bildnisse dieses Studium als ein berechtigter Zweig der Goethe-Forschung anerkannt worden. Was dieser Gelehrte in der Einleitung zu seinem Werke über Goethe's Bildniß von einem Bilderatlas zu Goethe's Leben fordert, hat mir als Ideal vorgeschwebt. Daß dieses Ideal nicht erreicht worden ist, liegt an äußern Ursachen und an der Form, in die der geplante Atlas sich hat bequemen müssen. Jedenfalls habe ich versucht, die bedeutendsten Bilder von Goethe selbst, von den Goethe-Stätten, um derentwillen ich fast alle Orte, in denen Goethe gewohnt hat, in und außer Deutschland, besucht habe, und die Bilder der Freunde und Gegner Goethe's zu beschaffen und dem Werke einzuverleiben. Welch eine Mühe und Arbeit das erfordert hat, wird der Kenner wissen; seines Fleißes darf sich jedermann rühmen.

Von Bildern, die bisher völlig unbekannt oder nur schwer zugänglich waren, seien aus dem bisher erschienenen ersten Band erwähnt: der Merian'sche Stadtplan von Frankfurt a. M., ergänzt bis 1770, Musik und Geschenke beim Pfeifergericht, der Stich von der Piazza del Popolo (1692) in Rom, Selbstbildniß von Seekatz und Fiedler, Goethe's Lehrer Professor Johannes Böhme in Leipzig, die Schönkopf'sche Tafelrunde, der Markt in Leipzig (1712), Caroline Schulze, Herder's Geburtshaus, Friederikens Vater, Brief Goethe's an Gustchen vom 3. August 1775, Barbara Schultheß, Plan des alten Weimar (1782), Parkbilder von Weimar von Kraus (1788), Charlotte von Stein nebst Schwester; Posthaus auf dem Brenner, Zeichnung Goethe's; Karte von Italien zur Zeit Goethe's mit Goethe's Reiseroute; Reiffenstein, Kniep, Moritz; das Capitol, Zeichnung Goethe's; die Villa Borghese, Zeichnung Goethe's.

Ein Wort Goethe's möge mein Referat beschließen: „Wir können nichts machen als was wir machen, und der Beifall ist eine Gabe des Himmels."

Was ich für das Bildniß Goethe's und seiner Umgebung mit dieser Arbeit plante, das will, wenn auch in geringerm Umfange, für die ganze deutsche Literatur und ihre Größen der bekannte Bilderatlas von Könnecke schaffen. Wir freuen uns, unsern Lesern mittheilen zu können, daß von dem prächtigen Werk *) in diesem Jahre die zweite Auflage erschienen ist. Bekanntlich hat im Jahre 1886 Könnecke als Erster den Versuch gemacht, ein auf umfassenden und gewissenhaften Studien beruhendes großes Bilderwerk für die ganze deutsche Literatur herzustellen. Das Werk zerfiel in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Bildnisse der bedeutendsten verstorbenen deutschen Sprachforscher und Literarhistoriker, die zweite die Abbildungen zur gesammten deutschen Literaturgeschichte von den ersten Nachrichten bis zur Gegenwart, Porträts aller Schriftsteller, ihre Autographen, von König Konrad's Unterschrift unter einer Urkunde vom Jahre 1258 bis auf Kuno Fischer's eigenhändigen Namenszug, und Proben aus den Manuscripten der meisten Dichtungen enthielt. Selbstverständlich konnte bei einer so ungeheuern Masse von Abbildungen nicht alles gleich vor-

*) Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von Dr. Gust. Könnecke. 2. Auflage. In 11 Lieferungen. Marburg, N. G. Elwert's Verlagsbuchh. 1895. Folio. à 2 M.

trefflich und berechtigten Anforderungen entsprechend sein. Auch war es natürlich, daß in den seit Erscheinen der ersten Auflage vergangenen Jahren viel neues Material gefunden und veröffentlicht wurde. So ist denn die neue Auflage dem Umfang nach gewaltig gewachsen und viele Bilder der ersten Auflage sind durch bessere Reproduetionen ersetzt worden. Wir heben nur hervor, daß in der neuen Auflage des Werkes über hundert Seiten und über fünfhundert Bilder mehr enthalten sind als in der ersten, dazu noch vierzehn große Beilagen, unter denen wir die Reproduction des Bildes Goethe's von Stieler, das jetzt Titelbild des ganzen Werkes ist, besonders rühmen. Die fünfhundert neuen Bilder hier aufzuzählen geht nicht an — besonders ist die Geschichte des deutschen Schauspielwesens berücksichtigt worden —, wir wollen uns mit der Angabe der neuen Goethe-Bilder begnügen. Hier erscheinen zum ersten male oder in neuen Reproductionen:

Bildniß Schlosser's; Bildniß und Namenszug des Professors Clodius; Friederike Oeser, Bildniß, verkleinert; Susanne von Klettenberg, Bildniß; ein Friederiken-Lied, 1775; zwei eigenhändige Radirungen Goethe's; Silhouette Lotte Buff's (bisher unbekannt); das Wertherzimmer, Kupfer von Chodowiecki; Silhouette von Goethe (bisher unbekannt); die vier Haimonskinder, Silhouette, 1776; Silhouette Klinger's (bisher unbekannt); Silhouette Goethe's (bisher unbekannt); Silhouette von Agnes Klinger und von Ph. Ch. Kayser, Bildniß von Tautchen Fahlmer; Bildniß von Katharina Zimmermann; Medaillon der Herzogin Amalie, 1785 (bisher unbekannt); Bildniß der Herzogin Amalie von Angelika Kauffmann; Goethe nach der Originalkreidezeichnung von G. M. Kraus, 1786; Ettersburg, Schlößchen Tiefurt, Radirungen; „Das Neueste von Plundersweilern", von G. M. Kraus, 1780; „Die Fischerin auf dem natürlichen Schauplatze in Tiefurt vorgestellt", 1782, Aquarell von Kraus; Goethe als Adolar in Einsiedel's „Zigeunern", 1780; Bildniß, gemalt von Kraus; Korona Schröter und Goethe als „Orest" und „Iphigenie", Bildniß, gemalt von Kraus; Gräfin Brauconi, Originalölbild; Heinrich Meyer (Kunstmeyer), Bildniß und Namenszug; Goethe in der Campagna, nach Tischbein; „Die tragische und die komische Muse mit Amor an Goethe's Büste", Zeichnung von Angelika Kauffmann, 1788; das alte weimarer Theater; Christiane und der kleine August von Goethe, Bildniß, gemalt von Heinrich Meyer; „Wilhelm Meister's Lehrjahre", Titel der ersten Ausgabe; Illustration von Catel zu „Hermann und Dorothea"; Scene aus „Paläophron und Neoterpe", 1800; Goethe, Bildniß, gezeichnet von Bury, 1800; Christiana, Bildniß, gezeichnet von Bury, 1800, beider Namenszug; Zeller, Bildniß von Begas, Namenszug; Goethe, Bildniß, gemalt von Kügelgen, 1810; Figuren aus der „Romantischen Poesie", 1810; Karoline Jagemann als „Sapho", Bildniß, gezeichnet von Kolbe, deren Namenszug; Goethe, Bildniß, gezeichnet von Sebbers, 1826, Namenszug; Rückert's Sonett auf Goethe's Tod, 1832; August von Goethe, Medaillonbildniß von Thorwaldsen; Ottilie von Pogwisch, Bildniß, gezeichnet von H. Müller; die drei Goethe'schen Enkel im Hause des Großvaters, 1836; Walther von Goethe, Bildniß, gemalt von Jäger, 1853.

Karl Heinemann.

Schriften nationalökonomischen und sociologischen Inhalts.

1. Die wirthschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung. Von Achille Loria, Professor der politischen Oekonomie an der Universität Padua. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Französischen von Dr. Carl Grünberg, Privatdocent der politischen Oekonomie an der Universität Wien. Freiburg i. Br. und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1895. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.
2. Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. Erster Band: Die Vorläufer des Sozialismus. Redigirt von E. Bernstein und K. Kautsky. Stuttgart, J. H. W. Dietz. Heft 13 bis 18. 1895. Gr. 8. Jede Lieferung 20 Pf.
3. Was ist Geld? Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Fragen von Richard Goldschmidt, Landgerichtsrath. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Vorlesungen über soziale Ethik. Von Professor Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Sozial oder Sozialistisch? Antrag an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft für ethische Cultur von H. von Samson-Himmelstjerna. Freiburg i. Br., C. A. Wagner. 1895. Gr. 8. 60 Pf.
6. Aria, das Reich des ewigen Friedens im 20. Jahrhundert. Von Otto Henne am Rhyn. Pforzheim, Ernst Haug. 1895. Gr. 8. 2 M.
7. Die Antwort auf die soziale Frage. Von Wilhelm Rußbüldt. Leipzig, Alfred Janssen. 1895. Gr. 8. 60 Pf.
8. Badische Volkskunde von Elard Hugo Meyer. Sonderabdruck aus „Alemannia", Jahrgang XXII. Bonn, P. Hanstein. 1894. Gr. 8. 50 Pf.
9. Das Wirtschaftswesen der Stadt Luzern in alter und neuer Zeit von A. Wapf. Durchgesehen und neu herausgegeben von Eduard Guyer Freuler unter Mitwirkung des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs am Vierwaldstätter See. Zürich, Orell Füßli. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die erste Auflage von Achille Loria's Buch (Nr. 1) ist 1886 erschienen; es ist aber, obwol ein Werk von hervorragender Bedeutung, in Deutschland noch so unbekannt, daß sich der Uebersetzer durch seine Uebertragung ein Verdienst erworben hat. Er hat nach der zweiten, 1893 in französischer Sprache erschienenen Auflage gearbeitet und erklärt in der Vorrede, daß er die materialistische Geschichtsauffassung des Verfassers nicht theile. Diese von Karl Marx blos als Axiom ausgesprochene Auffassung zu begründen und für alle Lebensgebiete durchzuführen, ist nämlich der Zweck des Buches. Es enthält die Darlegung einer ganz

unzweifelhaften nationalökonomischen Wahrheit, eine Menge interessanter geschichtlicher Einzelheiten in neuer beachtenswerther Beleuchtung, und als bindendes Medium und beseelenden Geist eben jene materialistische Auffassung, die ich mit dem Uebersetzer für einseitig, daher nur für eine halbe oder auch Viertelswahrheit halte. Mit der unzweifelhaften Wahrheit meine ich die Herleitung aller socialen Uebel aus dem Mangel an freiem Lande. Lange vor Loria hat von Thünen, dieser edle, der Mehrzahl seiner Standesgenossen so unähnliche mecklenburgische Junker, diese Wahrheit bewiesen und so sonnenklar gemacht, daß das Herumdrücken um sie, wie es von unsern Staatsmännern, Parlamentariern und Nationalökonomen beständig geübt wird, als eines der erstaunlichsten diplomatischen Kunststücke oder als ein nicht minder erstaunlicher Fall freiwilliger Blindheit erscheint. Loria kennt Thünen, gibt aber nicht an, ob er seinen Grundgedanken aus ihm geschöpft oder selbständig gefunden hat. Die Kapitelüberschriften seines Buches lauten: „Die wirthschaftlichen Grundlagen der Moral" „Die wirthschaftlichen Grundlagen des Rechtes", „Die wirthschaftlichen Grundlagen der politischen Macht". Eine Betrachtung über die „Sociologie auf wirthschaftlicher Grundlage" (S. XI steht verdruckt: wissenschaftlicher Grundlage) macht den Schluß. Um das Buch zu kritisiren, müßte man ein zweites Buch schreiben, und auch schon eine genauere Inhaltsangabe würde zu umfangreich ausfallen. Ich beschränke mich auf eine Andeutung des Inhalts des ersten Kapitels. Die gesellschaftliche Entwickelung geht, bei freiem überall umsonst zu habendem Lande, von jener „gemischten Association" aus, wie sie Thünen, den Loria aber hier nicht citirt, im zweiten Theile seines Werkes (Ausgabe von 1842, S. 147 fg.) beschrieben hat, wo der Arbeiter den vollen Ertrag seiner Arbeit bekommt. Nachdem sich eine Anzahl von Personen durch Usurpation in den Besitz der gesammten Erdoberfläche gebracht, dadurch die Mehrzahl der Menschen von sich abhängig gemacht und gezwungen hat, ihnen einen bedeutenden, wo nicht den größten Theil ihres Arbeitsertrages abzutreten, ist es das Ziel der Entwickelung, den ursprünglichen Zustand, selbstverständlich ohne Preisgebung der in der Zeit der Kapitalsherrschaft gemachten, technischen Fortschritte, wiederherzustellen. Als Endform der wirthschaftlichen Entwickelung wird diese zweite und höhere „gemischte Association" von Loria „Grenzform" genannt. Er zeigt nun, wie in dieser Grenzform der Egoismus genüge, alle moralischen Handlungen, und durch deren gewohnheitsmäßige Uebung die moralische Gesinnung hervorzubringen, weil hier wirklich alles, was andern nützt, auch dem Handelnden nütze, was den Andern schadet, auch ihm schade, während unter der Herrschaft des Kapitalismus, bei der Ausschließung der Mehrzahl vom Grundbesitz, Moral unmöglich sei, weil hier unmoralische Handlungen Vortheil bringen, der Mensch aber anders als egoistisch nicht handeln könne. Eigenthümlich berührt die Art und Weise, wie Loria Ihering citirt. S. 67 lobt er ihn, daß er eine gewisse Bestimmung des römischen Rechts auf wirthschaftliche Gründe zurückgeführt habe. Als ob Ihering nicht das ganze Recht auf wirthschaftliche Gründe zurückgeführt, aus dem selbstsüchtigen Interesse des Verkehrs abgeleitet, und die materialistische Geschichtserklärung schon vor Loria auf das glänzendste geleistet hätte, freilich mit dem Bemühen, eine von dem aus reinem Egoismus entstandenen Recht unabhängige Moral zu retten und socialistische Forderungen abzuwehren, einem Bemühen, mit dem er meiner Ansicht nach an der innern Unmöglichkeit des Unternehmens gescheitert ist. Besonders auffällig tritt Loria's — nennen wir es Vergeßlichkeit Ihering gegenüber — auf S. 83 hervor. Hier schreibt er, ohne den deutschen Rechtsphilosophen zu nennen:

> Hierbei ist vor allem festzuhalten, daß die Entwickelung der Strafsatzungen mit derjenigen der verschiedenen Erscheinungsformen des Eigenthums gleichen Schritt hält; ferner, daß jeder Staat vorwiegend jenen Verbrechen gegenüber eine repressive Thätigkeit entfaltet, durch welche seine vorwaltenden Interessen betroffen werden. Ein ackerbauender Staat verfolgt daher in erster Linie Verbrechen gegen das Grundeigenthum, ein Handelsstaat aber Falschmünzerei. Strenge Bestrafung des Diebstahls ist ein Zeichen quantitativen Uebergewichts des beweglichen Kapitals über den Grundbesitz.

Hiermit vergleiche man Ihering!

> Die Theokratie stempelt die Gotteslästerung und die Abgötterei zu einem todeswürdigen Vergehen, während sie in der Grenzverrückung nur ein einfaches Verbrechen erblickt. Der ackerbautreibende Staat dagegen wird umgekehrt letztere mit der ganzen Wucht der Strafe heimsuchen, während er den Gotteslästerer mit mildester Strafe davon läßt. Der Handelsstaat wird Münzfälschung und überhaupt Fälschung, der Militärstaat Insubordination, Dienstvergehen u. s. w., der absolute Staat das Majestätsverbrechen, die Republik das Streben nach königlicher Gewalt an die erste Stelle rücken, und alle werden an dieser Stelle eine Strenge bethätigen, die mit der Art, wie sie andere Verbrechen verfolgen, einen schroffen Gegensatz bildet. Kurz die Reaction des Rechtsgefühls der Staaten und Individuen ist da am heftigsten, wo sie sich in ihren eigenthümlichsten Lebensbedingungen unmittelbar bedroht fühlt. („Kampf ums Recht", 7. Auflage, S. 32 abgedruckt in der 3. Auflage des Werkes: „Der Zweck im Recht", I, 493.)

Die aus Ihering's Nachlaß herausgegebene „Entwickelungsgeschichte des römischen Rechts" (Fragment), worin die Rechtsinstitutionen am allerunmittelbarsten auf die wirthschaftlichen Verhältnisse zurückgeführt und alle Versuche einer idealistischen Erklärung des Rechts aus dem angeborenen Rechtssinn, der Volksseele u. s. w. auf das schroffste zurückgewiesen werden, konnte Loria bei Abfassung seines Buches nicht kennen. Seine Grundstimmung ist pessimistisch. Im Augenblick der Geburt und des Todes, findet er, sei der Mensch am schönsten, so auch die Gesellschaft. Und er scheint nicht einmal die Hoffnung zu hegen, daß ihr die letzte Schönheit sobald zu theil werde, denn er sieht die Macht der Besitzenden, die Besitzlosen zu unterdrücken, noch wachsen. Wie bald oder wie spät diesen die Stunde der Erlösung schlagen werde, das hängt davon ab, wann die unproduc-

tiven Stände, d. h. die wissenschaftlich Gebildeten, mit ihnen gemeinsame Sache machen werden; diese Wendung werde dann eintreten, wenn das Kapital die Unproductiven nicht mehr, oder doch nicht mehr reichlich, werde bezahlen können. — Die Uebersetzung ist im allgemeinen gut bis auf einige Austriacismen, wie S. 154: „über Drängen" statt „auf das Drängen"; „weiters" statt „ferner" kommt oft vor. S. 54 ist eine Zeile ausgefallen (zwischen der 12. und 13. Zeile von unten).

Die vorliegenden Hefte der „Geschichte des Sozialismus" (Nr. 2), siehe Nr. 1 und 19 d. Bl. f. 1895, behandeln die Münsterische Wiedertäuferei, die Utopien von Thomas Morus und Campanella, und den Zusammenhang zwischen Politik und Wirthschaftsleben in England bis zur Katastrophe von 1648. Sie enthalten viel Interessantes, und solchen Lesern, die ihre Geschichtskenntnisse aus allgemeinen Weltgeschichten geschöpft haben, Unbekanntes. Zu der scharfen Kritik, die an der landläufigen, ausschließlich auf gegnerische Berichte gestützten Darstellung des kurzlebigen Reiches Johann's von Leyden geübt wird, werden die Historiker von Fach nicht gut stillschweigen können.

Im schroffsten Gegensatze zum historischen Materialismus, den die besprochenen beiden Werke vertreten, steht die geistreiche Studie Richard Goldschmidt's: „Was ist Geld?" (Nr. 3), deren Absicht in folgenden Worten des Vorworts ausgesprochen wird:

Die Einseitigkeit der mechanischen Weltanschauung, die ihren zersetzenden Einfluß auf Kunst und Wissenschaft übt, indem sie naturalistisch das Ideale zerstört und Realität entsprechend der Logik des menschlichen Verstandes nur in dem Materiellen findet, hat die Geldwirthschaft bisher unangefochten gelassen, weil sie dem Gelde lediglich materiellen Werth beilegt. Es soll nun aber nachgewiesen werden, daß gerade das Geld einen imaginären Werth hat und seine unangegriffene Herrschaft nur seiner Unentbehrlichkeit verdankt, daß seine Schöpfung auf einer instinctiven Handlung des menschlichen Geistes beruht und seine Macht im Widerspruch mit der Logik menschlichen Verstandes steht.

Der Verfasser behandelt im ersten Abschnitt die „Macht und das Wesen des Geldes", im zweiten „Das Geld und unsere Volkswirthschaft", im dritten „Unsere Volkswirthschaft und die Socialdemokratie" und entwickelt in den letzten beiden Abschnitten im allgemeinen gesunde, wenn auch nicht gerade neue Anschauungen.

Der fromme Atheist, wie man den edeln Gizycki wol nennen darf, stellt in der von seiner Witwe herausgegebenen Schrift: „Vorlesungen über soziale Ethik" (Nr. 4) der Ethik der herrschenden Klassen, die schon unwillig werden, wenn jemand die Leiden der Armuth auch nur erwähnt, folgende Sätze entgegen: der kategorische Imperativ gebietet, das größtmöglichste Wohl Aller zu erstreben. Vor dem Gewissen gilt ein Mensch soviel wie der andere, keiner mehr, keiner weniger, und da die Armen die Mehrzahl bilden, so muß uns deren Wohl vor allem am Herzen liegen. Die Ausführung behandelt mehr die falsche Klassenmoral als die echte Ethik; sie enthält nichts eigentlich Neues, aber das bekannte Material in wirkungsvoller Zusammenstellung.

H. von Samson-Himmelstjerna hat seinen „Antrag" (Nr. 5) als Broschüre veröffentlicht, weil es der Vorstand der deutschen Gesellschaft für ethische Cultur abgelehnt hatte, ihn in das Organ der Gesellschaft, die „Mittheilungen", aufzunehmen. Sein Antrag verlangt, daß die Socialdemokraten aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Himmelstjerna hat ganz recht, wenn er sich von der ethischen Bewegung, so wie sie ist, nicht viel verspricht, aber mit dem Glauben, sie werde weitere Kreise ergreifen, wenn der Kreis ihrer gegenwärtigen Träger noch enger gezogen würde, befindet er sich in einem sonderbaren Irrthume.

„Aria" von Otto Henne am Rhyn (Nr. 6) ist die Utopie eines liebenswürdigen Menschen und zärtlichen Großvaters. Sie ist in Form von Tagebuchaufzeichnungen abgefaßt, die Henne am Rhyn in den ersten Jahren des nächsten Jahrhunderts beginnt und sein Urenkel anno 1994 schließt; die Enkel und Urenkel gelangen sämmtlich zu hohen Würden und werden überaus glücklich. Fürs Familienarchiv als Manuscript gedruckt, wäre das ein recht liebes Andenken, aber wozu es dem großen Publikum dienen soll, ist nicht recht abzusehen. Utopien wie die von Bebel, Bellamy, Hertzka oder John Astor sind dazu bestimmt, technische und volkswirthschaftliche Theorien zu entwickeln, Henne am Rhyn aber verräth nicht einmal, ob er die technischen und wirthschaftlichen Schwierigkeiten, um deren Bekämpfung es sich bei der socialen Frage handelt, auch nur kennt. Er treibt nur Politik, eine ins einzelnste ausgeführte Zukunftspolitik, worin die Stärke der Parteien in den künftigen Reichstagen angegeben wird, die Revolutionen, Kriege und Bündnisse des nächsten Jahrhunderts erzählt werden; in anbetracht, daß sich die Politik, wie das Wetter, kaum für den nächsten Tag, geschweige denn für die nächsten hundert Jahre voraussehen läßt, wirklich ein recht kindliches Vergnügen. Seine Politik enthält ja Gedanken, denen ich beipflichte, z. B. den der Nothwendigkeit der Ausbreitung des deutschen Volkes in östlicher Richtung, aber solche Gedanken zu fördern, ist ein Buch, das kaum ein ernsthafter Politiker durchzulesen über sich gewinnen wird, sicherlich nicht das rechte Mittel. Aliquando dormitat bonus Homerus. Einem Culturhistoriker von der Bedeutung des Verfassers, können doch die Hugenottenkriege, die Arminianer und Remonstranten, die Presbyterianer und Indegradenten, vor allem die hochwichtige Rolle, die die Feindschaft zwischen Calvinisten und Lutheranern in der deutschen Politik des 16. und 17. Jahrhunderts gespielt hat, und der Streit um den Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf unmöglich unbekannt sein; trotzdem schreibt er S. 63: „Warum haben niemals und nirgends die Protestanten, Griechisch-Orthodoxen, Juden, Mohammedaner, Brahmanen, Buddhisten u. s. w. politische Parteien ins Leben gerufen, warum einzig und allein die römischen Katholiken?"

Wilhelm Rußbüldt's „Antwort" (Nr. 7) ist die harmlose Utopie eines „Edelanarchisten".

Die Volkskunde gehört insofern zu unserm Thema, als sociale und wirthschaftliche Bestrebungen, wenn sie Erfolg haben sollen, sich auf eine gründliche Kenntniß des betreffenden Volkes stützen müssen. Elard Hugo Meyer's Schriftchen: „Badische Volkskunde" (Nr. 8) enthält nicht eigentlich Beiträge zur badischen Volkskunde, sondern orientirt nur über den gegenwärtigen Stand der Forschung und Literatur dieses Gegenstandes, und kündigt ein ihm gewidmetes Unternehmen an. „Die (im vorangehenden) gestellten Aufgaben, so sagt der Verfasser, ihrer Lösung näher zu bringen, haben sich zunächst drei Germanisten in Freiburg zusammengethan, von denen der eine, Dr. Pfaff, das auf die äußern Culturverhältnisse und die Volksliteratur Bezügliche, Professor Kluge alles Mundartliche, und der Verfasser dieser Skizze die Sage und die Sitte des Volkes bearbeiten wird. Die Zeitschrift «Alemannia» wird zunächst durch Mittheilung einiger Proben, durch Berichtigungen und Anfragen weitere Anregung geben." Da es immer noch vorkommt, daß die angebliche Ueberlegenheit der altgermanischen Religiosität und Sittlichkeit über die altgriechische aus der Edda bewiesen wird, so mag bemerkt werden, daß auch der Verfasser, in Uebereinstimmung mit andern Germanisten, in einem großen Theile der eddischen Sagen nur „zwar oft Hochpoetisches, aber spätes und gelehrtes Machwerk" sieht (S. 16).

Mit dem „Wirthschaftswesen der Stadt Luzern" von Eduard Guyer Freuler (Nr. 9) ist zwar nur das Gastwirthschaftswesen gemeint, aber da die Gastwirthschaft immerhin einen Theil der Volkswirthschaft ausmacht, nach der Ansicht der Bierbrauer, Weinchemiker, Stammgäste, Sommerfrischler und der Gastwirthe selbst sogar einen recht wichtigen, so mag an dieser Stelle auf das Büchlein hingewiesen werden, aus dem der pietätsvolle Enkel aufs neue mit Staunen und Andacht erfährt, wie wacker unsere ehrwürdigen Ahnen gegessen und getrunken haben.

Karl Tentsch.

Neue Romane.

1. Wie's doch so anders kam. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 9 M.
2. Eine moderne Ehe. Roman von A. G. von Suttner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 5 M.
3. Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart von A. G. von Suttner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 5 M.
4. Geliebt werden. Roman von Wilhelm Wolters. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 5 M.
5. Die Bogumilen. Roman aus Neu-Oesterreich von Königsbrun-Schaup. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 5 M.

Die heutigen Romanschreiber im allgemeinen sehen in der novellistischen Literatur keineswegs irgendeine künstlerische Aufgabe, sondern sie betrachten die Novellistik einfach als die melkende Kuh, die, ohne daß sie sich selbst viel Mühe zu geben brauchen, die Butter in Form von gangbarer Münze liefert. Der Roman muß am meisten herhalten, denn für ihn ist der breiteste Boden vorhanden, und dann ist er auch am leichtesten zu schreiben, wenn man bedenkt, wie wenig von einem gewissen Publikum verlangt wird, und wie wenig in Ausnützung dieses Umstandes die Herren Autoren von vornherein zu bieten gewillt sind. Ueberhaupt fassen die meisten schon das Wesen des Romans falsch auf. Sie sehen darin nichts weiter, als die Erzählung irgendeiner Geschichte in möglichster Breite. Findet sich nun irgendein Tagesblättchen, dessen geistigen und literarischen Ansprüchen ein solches Geschreibsel genügt, so ist ein hervorragender Dichter mehr auf dieser beneidenswerthen Welt.

Der Roman: „Wie's doch so anders kam" von E. von Wald-Zedtwitz (Nr. 1) ist nichts als ein gewöhnlicher Zeitungsroman. Der Verfasser entwickelt überhaupt eine so lebhafte Production, daß die Möglichkeit einer geistigen, seelischen, ja selbst stilistischen Vertiefung und Verfeinerung ausgeschlossen ist. Auf diese Weise verderben sich solche Autoren selbst gute Stoffe, die sonst sehr wohl zu künstlerischer Verarbeitung geeignet wären. Es bleibt von allem nur eine platte Erzählung für geistig anspruchslose Leute, und ein solches Werk aus andern Gesichtspunkten beurtheilen, heißt es von vornherein verurtheilen. Zum Glück für die Verfasser ist die Kritik oft tolerant genug, eine sogenannte „Unterhaltungslektüre" anzuerkennen, d. h. eine Literatur, der man ihre geistige Armuth mitleidsvoll verzeiht, und die man nicht gerne hart anpackt, weil sie Einem ja nicht gerade etwas gethan hat. Das ist eine Gutmüthigkeit, die vom Standpunkte der Menschlichkeit aller Ehre werth sein mag, die aber der Literatur wahrlich noch nichts genützt hat, um so mehr dafür den literarischen Geschmack der Massen immer weiter hernunterbringt. Schon der Titel dieses Romans von Wald-Zedtwitz läßt mit absoluter Bestimmtheit auf das landläufige des Inhalts schließen. Nach wenigen Kapiteln aber kennt man die Handlung der ganzen Bände, und der Witz liegt nur noch darin, was alles an Nebensächlichem und Ueberflüssigem erzählt wird, um die Sache in die Breite zu ziehen. So erfährt man denn neben den faden Gesprächen der Herren und Damen auch genau das Menu, das man in der Raute in Bärwinkel aß: Erbssuppe mit Schweinsohren, Rindslende mit Gemüse u. s. w., ferner, daß Maud eines schönen Tages keinen andern Schmuck anlegte, als eine zierliche Brillantschnalle als Nadel gefaßt, die den mit schwarzem Schmelz reich gestickten Stuartkragen zusammen-

hielt, und zahlreiche ähnliche interessante Sachen mehr. Auf den Inhalt des Romans des Nähern einzugehen, lohnt nicht der Mühe; man kann ihn mit den wenigen gesagten Worten, die den Dutzendroman überhaupt charakterisiren, für abgethan halten.

Ebenso bedeutungslos für die Literatur sind die Romane von A. G. von Suttner. Es ist bezeichnend für beide, daß sie ohne das geringste einzubüßen, ebenfalls betitelt sein könnten: „Wie's doch so anders kam"; es würde kein Mensch behaupten, daß das ein weniger passender Titel sei. Im übrigen deckt sich die Bezeichnung: „Eine moderne Ehe" (Nr. 2) nicht mit dem Inhalt des Romans. Wenn man wirklich schon eine „moderne Ehe" gelten lassen will, so muß man sie doch in etwas anderm sehen, als daß ein Lumpacius vom einem Grafen die Millionen seiner Frau in wenigen Monaten durchbringt, und diese Frau sich das mit größter Seelenruhe gefallen läßt. Diese von Suttner geschilderte Ehe wäre viel richtiger als durchaus unmodern zu bezeichnen. Auch Suttner's Stil wird von dem Hintergedanken geleitet, ja kein Wort ungeschrieben zu lassen, was irgend anzubringen möglich ist. Darum „bewundern die Tischgäste das Talent der Hausfrau, die in kurzer Zeit ein vollständiges Diner zusammengebracht hatte, ein Lob, das übrigens die Hausfrau für ihre Person zurückwies, da ihrer Versicherung nach das alleinige Verdienst der Köchin zukam". Suttner liebt es auch, die Handlung durch Dialoge zu unterbrechen und auszudehnen. Davon nur ein kleines Beispiel. Die Frau erwacht aus einer Ohnmacht und unterhält sich mit der Dienerin:

„Habe ich geschlafen?" war ihre verwirrte Frage.

„Nein, Frau Gräfin sind plötzlich unwohl geworden."

„So?" Sie drückte die kalte Hand an die Stirn, wo sie einen stechenden Schmerz fühlte; dann plötzlich: „Ja, ich erinnere mich, ich fühlte unversehens einen starken Schwindel. Vielleicht Kohlendunst oder —"

„Vielleicht. Als mich der Graf rief, hatten gnädige Frau schon die Besinnung verloren."

Sidonie fühlte sich beruhigt, daß die Dienerin nichts von der stattgehabten (!) Scene ahnte. „Mir ist nun besser", sagte sie, nachdem sich ein schwerer Seufzer ihre(r) Brust entrang.

„Ich werde noch schnell etwas Orangenwasser bringen, das wird gut thun."

„Ist der Graf zu Hause?"

„Nein, aber er hat dieses Billet zurückgelassen."

„Gut, bring' mir die Erfrischung, ja?"

Nachdem der Leser nun den Inhalt des erwähnten Billets und die daran geknüpften Betrachtungen kennen gelernt hat, erfährt er schließlich auch zu seiner Beruhigung, daß die Dienerin den Auftrag ausgeführt hat; sie kommt „mit einem Kelchglas dahergetrippelt" und spricht die bedeutungsvollen Worte: „So, gnädige Frau, hier bringe ich das Orangenwasser", worauf die ebenso welterschütternde Antwort kommt: „Es ist gut, Fanny, danke!" Es ist unbegreiflich, wie ein gebildeter Autor solche nichtssagende Worteaneinanderreihung nicht selbst als Banalität erkennt und beseitigt.

Der neuere Roman desselben Verfassers: „Ein Dämon" (Nr. 3) läßt erst ein spannendes Bild aus der ungarischen adeligen Gesellschaft erwarten, aber Suttner entwickelt dann eine so kindliche Logik, daß man sich immer wieder verwundert fragen muß: wie ist das möglich? Der Dämon ist ein Herr von Karodics, ein notorischer Gauner und Betrüger, den man aber ruhig gewähren läßt. Da ist ein Jagdgenosse Augenzeuge, wie sein Vetter durch Karodics erschossen wird, und er sagt kein Wort, sodaß ihm gewissermaßen recht geschieht, als der Mörder den schweigsamen Zeugen selbst als den Thäter bezeichnet, und daraufhin Erpressungsversuche bei ihm macht. Karodics verleumdet ferner die Braut seines Freundes, entzweit die Liebenden gegenseitig, aber keiner versucht eine Aufklärung, die sich nach Lage der Sache ganz von selbst ergeben müßte. Und so fort das ganze Buch hindurch. Das größte Original ist aber jener Postmeister, der eine große Summe zu versenden hat, die vor Räubern geschützt werden soll; der gute Postmeister erzählt nun dem als Viehhändler auftretenden Räuber: „Sie brauchen nichts zu fürchten: mit dem Postwagen geht heute ungeheuer viel Geld; das mag Sie wohl beruhigen." In der That war der Räuber nunmehr beruhigt, wenigstens bis sie an die einsame Stelle im Walde kamen, denn da überzeugte er sich von dem ungeheuer vielen Gelde!

Ein weit soliderer Autor ist Wilhelm Wolters in seinem Roman „Geliebt werden" (Nr. 4). Wolters macht zwar auch dem novellistischen Bedürfniß der Zeitungsredactionen mancherlei Concessionen, aber im großen und ganzen verliert er nicht höhere Gesichtspunkte, und er richtet sein Augenmerk auch auf die Behandlung ernsterer Probleme, sowie auf die Vertiefung nach der psychologischen Seite seiner Personen hin. Der Held des vorliegenden Romans ist ein Zeitungsredacteur und Romanschriftsteller, dessen Herz in Conflict geräth; seine Liebe zu dem ihm angetrauten Weibe beginnt zu erlöschen, und an ihre Stelle tritt eine ernste Neigung zu einer im Hause verkehrenden jungen, geistig regsamen Amerikanerin. Die Frau selbst, von dem Bestreben durchdrungen, ihre Stellung als Gattin eines Schriftstellers nach Möglichkeit auszufüllen, kommt durch unglückliches Zusammentreffen von Umständen dem Manne gegenüber in eine schiefe Lage, sie verläßt ihn, aber endlich klärt sich alles zur Zufriedenheit auf, und die Herzen der Gatten finden sich wieder in alter Liebe. Wolters, der auch in diesem Romane die ausgesprochene Absicht verfolgt, einen specifisch dresdener Roman zu schaffen, schildert zuweilen recht treffend das Leben in kleinbürgerlichen Verhältnissen, wie sie allerdings die Großstadt Dresden nicht allein aufzuweisen hat. Einen Einblick in die geistige Sphäre Dresdens, den zu geben hier recht wohl hätte versucht werden können, hat Wolters unterlassen. Im übrigen erzählt er, wenigstens in dem vorliegenden Roman, so natürlich, daß man den Eindruck erhält, als ob Thatsächliches aus

dem Leben und persönlichen Erfahrungen heraus berichtet werde.

Alle diese Romane werden aber übertroffen durch Königsbrunn-Schaup, der in seinem Werke: „Die Bogumilen“ (Nr. 5) ein interessantes und zu weitgehendern Hoffnungen berechtigendes Werk geliefert hat. Stofflich wie stilistisch unterscheidet sich der Roman von Königsbrun von der gewöhnlichen Zeitungsromanliteratur recht wesentlich. Der noch junge Autor führt sich damit als ein mit feiner Beobachtung, flotter Stilistik und geistiger Beweglichkeit ausgestatteter Dichter in die Romanliteratur ein. „Die Bogumilen“ sind kein historischer Roman, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sondern ein ganz moderner Gesellschaftsroman aus dem österreichischen Occupationsgebiet. Er schildert eine bunt aus Mitgliedern verschiedenster Nationen zusammengewürfelte Gesellschaft in Serajewo, der Hauptstadt Bosniens, die sich nach einer Schrulle eines ihrer Mitglieder Bogumilen nennen, und zwar unter Neubelebung einer alten „verruchten Ketzergenossenschaft“, deren Stifter Bogumil war, und „der die Freiheit der Seele in allen Liebesbeziehungen“ als höchster Grundsatz galt; „denn“, so philosophirt der Vereinsgründer weiter, „das eigentliche Wesen der Liebe ist die Freiheit; jedes Individuum strebt, wenn es liebt, nach der eigenen Veredelung, und deshalb muß es frei sein in der Wahl des geliebten Gegenstandes. Aus diesem Grunde verwarfen die Bogumilen die Ehe und erklärten die freie Liebe für ihr Ziel“. Ein höherer Regierungsbeamter, Baron Kesthelyi, verherrlicht diesen Bogumilismus in einer Oper, die das tragische Schicksal des letzten Bogumilen, „Königs Ostoya“, zur Grundlage hat. Diese Oper ist es, die nicht allein der lustigen Gesellschaft Veranlassung gibt, sich Bogumilenclub zu nennen, sondern ihre Handlung spielt sich auch gewissermaßen in diesem Club zum zweiten male ab. Es wird also einer Art Fatum eine Rolle eingeräumt, die für die sonst so lebensfreudigen Bogumilen wenig belustigend ist. Der gute Baron Kesthelyi endet im Irrenhaus, nachdem seine Theorie von der freien Liebe sich auf dem praktischen Boden der Gesellschaft als verhängnißvoll und unausführbar erwiesen hat, und nachdem seine Gattin, die schöne Serbin Daniza, die er einst mit Gefahr seines Lebens entführt hat, mit einem reichen Türken durchgegangen ist. Fast jeder von denen, die sich, sei es im Scherz, sei es im Ernst, dem Club angeschlossen hatten, machte irgendeine bittere Erfahrung. Der Schutz des heiligen Bogumil hat den mehr oder weniger zarten Beziehungen, welche die Clubmitglieder untereinander anknüpften, nicht allenthalben den erhofften Segen gebracht. Die Sache ist psychologisch geschickt durchgeführt, wenn auch die eigentliche Handlung, die dem Verfasser überhaupt nicht das wichtigste ist, zum Theil verschwommen erscheint; man muß sich mit nebenher hingeworfenen Andeutungen begnügen, wo man eine klare Darstellung des Sachverhalts erwarten könnte. Dagegen sind die Einzelfiguren, für sich betrachtet, vortrefflich gezeichnet. Jede einzelne Person der internationalen Gesellschaft ist nach Rang, Stand und Herkommen typisch. Diese klare Zeichnung ist um so fesselnder, als der Verfasser jenen liebenswürdigen, oft von leichter Ironie angehauchten Ton im Stil beherrscht, der auch seinem Landsmann Torresani so große Erfolge eingebracht hat. Der Leser ist bei der Lektüre dieses Romans nicht gespannt auf das, was etwa kommen wird, sondern das, was er gerade unter den Augen hat, interessirt an sich und durch sich selbst. Daß Königsbrun den Ort der Handlung seines Romans aus eigener Anschauung kennt, und daß er durch die im Vordergrund der Erzählung stehende Gesellschaft des high life von Serajewo uns auf die gesammte Cultur Bosniens nicht selten scharfe Blicke thun läßt, erhöht natürlich den Reiz des Buches, und das um so mehr, als wir überhaupt auf ein Geschichts- und Culturgebiet geführt werden, das zu den wenigen, literarisch noch nicht bebauten in Europa gehört. Die Berührung des türkisch-moslemitischen mit dem österreichisch-christlichen Wesen bietet dem geschickten Erzähler manche dankbare Aufgabe, und Königsbrun hat sich dieser nicht ohne Erfolg unterzogen.

Ernst Roeder.

Aus der Gedankenwelt eines edeln Optimisten.

Wenn ein Veteran einer guten Sache, ein Mann von zweifellos edler Gesinnung, vielseitigen Interessen und reicher Bildung am Abend seiner Tage die leitenden Gedanken seines Lebens und mancherlei Erinnerungen daraus der Oeffentlichkeit vorlegt, so darf er einer achtungsvollen Theilnahme immer gewiß sein. Sie wird auch dem Buche, auf das ich heute die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchte *), nicht versagt bleiben. Es sind die Bekenntnisse eines Achtzigjährigen, die uns der Verfasser (geb. 6. Juli 1815) hier darbietet. Er ist wenigstens in protestantischen Kreisen bisjetzt wol am meisten durch sein entschiedenes Auftreten gegen das Vaticanum und für die altkatholische Bewegung bekannt worden; dies sein neuestes Buch wird aber hoffentlich für nicht wenige Veranlassung werden, seine Ansichten im Zusammenhang kennen zu lernen. Er verdient solche Beachtung vielleicht am meisten als einer der wenigen noch lebenden Vertreter einer einstmals weit verbreiteten, gegenwärtig aber sehr zurückgedrängten Lebensanschauung. Er gemahnt durch die Art, wie er das Evangelium des Guten, Wahren und

*) Morgen und Abend. Erinnerungen, Lebensbilder und Selbstbekenntnisse von Dr. W. Tangermann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1895. 8. 4 M.

Schönen — ich wähle absichtlich diese Formulirung, weil sie bei ihm so häufig ist — zu verkünden nicht müde wird, wie er eine feine künstlerische Empfindung, ein tiefes Naturgefühl und einen unbedingten Glauben an die ethischen Ideale verbindet mit einer den Kern seines Wesens bildenden ebenso echten wie milden Religiosität, deren leicht katholische Färbung wol lediglich eine Folge der Lebensbedingungen ist, in die er gestellt wurde, an eine Reihe von feingebildeten Vertretern des katholischen Klerus namentlich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Die Gesammtanschauung, die ihm aus der Verschmelzung der bezeichneten Elemente erwachsen ist, hat offenbar für ihn etwas tief Befriedigendes; sie erscheint ihm als eine beseligende Wahrheit. Aber ich fürchte doch, daß moderne Leser von den verschiedensten Standpunkten fast alle in dem Schlußurtheil übereinstimmen werden: Alles sehr schön gedacht und oft auch recht gut gesagt, nur leider einer schärfern Prüfung meist nicht Stand haltend. Ich wenigstens hatte diesen allgemeinen Eindruck schon aus dem Vorwort bekommen; mir schien schon danach, daß Tangermann's Lebensauffassung in ungewöhnlich hohem Grade aus widersprechenden Elementen zusammengesetzt, also vielfach unklar sei; sie dünkte mir begreiflich, nur wenn man den außerordentlichen Einfluß in Rechnung zog, den der Wille des Menschen auf seinen Intellect hat. Durch das Eröffnungsgedicht „Rückblick" aber, wie durch alle darauffolgenden Abschnitte, wurde ich in dieser Ueberzeugung mehr und mehr bestärkt.

Etwas anders läge die Sache vielleicht, wenn Tangermann uns in die äußern und innern Erlebnisse, in denen die Wurzel seiner Lebensauffassung liegt, einen genauern Einblick gewährt hätte. Freilich kann man recht gut begreifen, daß er dies unterlassen hat: Sein äußeres Leben hat ihn zwar einigemal vor große Entscheidungen gestellt, aber im ganzen ist es doch sehr ruhig verlaufen. Die ersten Hauptstationen bilden eine in offenbar recht beschränkten äußern Verhältnissen, aber doch nicht ohne innere Anregungen verbrachte Kindheit, eine mehrjährige Thätigkeit, halb als kaufmännischer Gehülfe, halb als Zeichner, in der bedeutenden Fabrik des „alten Harkort" in Wetter a. d. Ruhr, mit dem ihn zeitlebens eine auf größter gegenseitiger Hochachtung beruhende warme Freundschaft verband, und der aus innerstem Drang hervorgegangene Uebergang zum theologischen Studium (1839). Dieser Entschluß führte ihn erst nach Münster, wo es auch die Abiturientenprüfung nachzuholen galt, dann 1842 nach München, wo er Döllinger, Görres, Haneberg, Mallinkrodt und andere bedeutende Männer kennen lernte. Von München aus machte er 1843 seine erste größere Reise nach Tirol und Venedig: der unverkennbar sehr tiefe Eindruck, den die alte Lagunenstadt auf ihn gemacht hat, ist in hohem Grade bezeichnend für seine Art. Im Jahre 1845 erhält er die Priesterweihe und bleibt, nachdem er die 1846 zweimal an ihn ergehende Aufforderung, die Stelle des Geheimsecretärs beim kölner Erzbischof von Geissel zu übernehmen — ein bedeutungsvoller Schritt in seinem Leben — abgelehnt hat, bis 1864 Kaplan an verschiedenen Orten. Dann wird er Pfarrer in dem herrlich gelegenen Unkel, bis er infolge seines Protestes gegen die Beschlüsse des Vaticanums im März 1871 abgesetzt wird. Doch beginnt er schon im folgenden Jahr seine Berufsthätigkeit von neuem, nunmehr als Pfarrer der altkatholischen Gemeinde in Köln; 1888 zieht er sich ins Privatleben zurück. Seine innern Erlebnisse sind zweifellos viel reicher gewesen; indeß wer möchte mit ihm rechten, wenn er nur einen kleinen Theil davon der Oeffentlichkeit hat preisgeben wollen? Immerhin aber hat er durch diese Zurückhaltung es uns erschwert, für seinen so durchaus persönlich gefärbten Standpunkt ein tieferes Verständniß zu gewinnen.

Tangermann hat durch die Art, wie er sich in den entscheidensten Momenten seines Lebens bewährte, gezeigt, daß er ein Charakter ist; damit ist es aber recht wohl vereinbar, daß ich ihn eine vorwiegend weibliche Natur nennen möchte. Als solche zeigt er sich durch seinen Standpunkt in den Fragen der Kunst, durch die ganze Art und Weise seiner Naturempfindung und vor allem durch die Färbung seines religiösen Empfindens. Die Briefe einer befreundeten Dame, die er im siebenten Kapitel mittheilt, wirken wie ein Wiederklang seines eigenen Denkens und Fühlens; aber die größere Klarheit, die man bei ihm erwarten sollte, ist nach meinem Gefühl auf ihrer Seite. An Stellen, die einem edeln Gedanken einen rein sprachlich genommen schönen Ausdruck geben, ist sein Buch reich; aber selten wirken sie mit der überzeugenden Kraft der Wahrheit. Mit reiner Freude liest man z. B. die Worte, in denen er schildert, wie er als Knabe nach einer heftigen Krankheit zuerst wieder frisches Lebensgefühl in sich einziehen fühlt: „Die grellen Fieberphantasien hörten auf; nur romantische Ritterburgen, ruhig und sonnumglänzt, schauten aus der Ferne in die schlummernde Traumwelt des Knaben hinein, und im melodischen Takt vernahm ich das Rauschen und Wellengemurmel der Ruhr, sowie den Ruderschlag des herüberlenkenden Fährmanns, bis ich plötzlich erwachte. Ich fühlte mich wie neugeboren. . . ." Aber es wirkt schon wie unklares Schwärmen, wenn er, anknüpfend an die Schilderung eines schönen Abends in Rolandseck, sagt: „Jene schattenhafte Brücke aufdämmernder Sympathien, welche einst die schwärmerische Jugend poesievoll gebaut zwischen ihren Phantasieidealen und der Prosa des wirklichen Lebens, hat im Anschauen dieser landschaftlichen Schönheit die schärfern Umrisse geistig beseelter, energievoller Thatkraft bekommen, um durch tiefgesättigte Farben die realistische Wahrheit des Lebens mit dem Ideal zu versöhnen." Die Unklarheit aber, die trotz, in diesem Falle könnte man vielleicht auch sagen wegen ihrer Idealität in seiner Stellung zu den religiösen und metaphysischen Fragen vorliegt, wird ohne weiteres zu Tage treten, wenn ich aus den vielen Stellen, in denen er sich darüber

ausspricht, drei besonders bezeichnende heraushebe und einfach nebeneinanderstelle. Da sagt er einmal: „Hat ja doch die Vernunft die Aufgabe, Gott und sein Verhältniß zu uns so zu denken und den Begriff der sittlichen Weltordnung so zu fassen, daß die Annahme der persönlichen Willensfreiheit und die sittliche Selbstverantwortung damit vereinbar bleibt.“ An einer andern Stelle heißt es: „Die Ideen des Christenthums durch verstandesmäßig formulirte Begriffe zu einem adäquaten Ausdruck zu bringen, wird niemals gelingen. Gehorsame Unterwerfung der individuellen Verstandeseinsicht ist freilich nothwendig, wo es sich um die Integrität christlicher Glaubenswahrheiten handelt; dieser Gehorsam kann aber doch die sittliche Selbständigkeit und persönliche Willensfreiheit nicht aufheben, vielmehr nur in ihnen seine psychologische Motivirung und ethische Verpflichtung finden.“ Und wieder etwas später findet sich die Behauptung: „Aber wenn das Evangelium sich als eine Kraft Gottes erweisen und der Glaube selig machen soll, dann darf auch nichts eine im Gewissen verpflichtende Glaubenslehre sein, dessen beseligende Macht nicht jede heilsbegierige, gottliebende Seele in sich selbst erfahren kann. Bleibt ja doch die eigene innere Erfahrung das sicherste Kriterium der Wahrheit.“ Daß die reformatorische Bewegung ihre Berechtigung hatte, vermag er zu verstehen; aber um das schwierige Problem der Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen redet er in einem merkwürdigen Gespräch mit einer innig befreundeten Dame doch eigentlich nur herum. Wenn er, was die sociale Frage betrifft, deren wirthschaftliche Seite viel zu wenig in Betracht zieht, so ist dies bei seiner fast ausschließlich den geistigen und sittlichen Interessen zugewandten Individualität leicht begreiflich. — Wieviel man aber auch gegen seine Ansichten sagen kann, kein geistig interessirter und feiner empfindender Leser wird es bereuen, einige Stunden den Selbstbekenntnissen eines edeln Mannes gewidmet zu haben, denen er, mögen die darin vertretenen Ideale auch von den heute im Vordergrund stehenden Interessen fernab liegen und gerade jetzt wenig werbende Kraft besitzen, auf jeden Fall manche innere Anregung entnehmen kann. Edmund Lange.

Feuilleton.

Von der mit biographischen und literargeschichtlichen Einleitungen versehenen Anthologie: „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons“ (Trier, Sigmund Mayer, 1894) ist nunmehr mit der 21. Lieferung auch der zweite Band abgeschlossen und der dritte Band mit der 22. Lieferung dem Abschluß nahe gebracht. In der 19. Lieferung führt A. Lewin die Besprechung der auf Geschichte, Geographie und Reiseliteratur bezüglichen Werke zu Ende und A. Ackermann leitet einen neuen Abschnitt ein: „Der synagogale Gesang in seiner historischen Entwickelung“. Das Schwergewicht fällt diesmal in den die Geographie und Reiseliteratur behandelnden Abschnitt (S. 421—473). Sie bringt des Interessanten vieles. Haben die Reisenden die Kunst, in fernen Ländern richtig zu sehen, auch erst in verhältnißmäßig neuer Zeit erworben und zeigt sich die Lust zu fabuliren um so stärker und bedeutender, je weiter man ins Mittelalter zurückgeht, so haben doch auch diese das Erträumte und wirklich Erlebte unbefangen mischenden Berichte ihren Reiz, und so wenig man selbst bei den seltsamsten und abenteuerlichsten Reiseschilderungen auch der ältern jüdischen Literatur von bewußter Lüge wird reden dürfen, so überraschend wirken die zahlreichen in die Märchen verwobenen Züge einer scharf eindringenden Beobachtung von Land und Leuten. Das gilt selbst von den Darstellungen einzelner ruheloser Schnorrer und leichtgläubigen Phantasten, denen wir zwischendurch begegnen, wie des an den Wundern des Orients sich berauschenden Eldad Ha-Dani, der uns von vier Stämmen Israels erzählt, die sich aus der Zeit der Verbannung erhalten haben sollen, wie des scrupellosen Samuel Romanelli, der seine in Marokko empfangenen Reiseeindrücke in meisterhaft entworfenen Bildern wiedergibt. Aber es fehlt auch nicht an gründlichen, umsichtigen Vertretern einer wissenschaftlich gerichteten Literatur, durch die uns die Kenntniß besonders der Mittelmeerländer und Asiens bis nach China hinein in einem für ihre Zeit staunenswerthen Umfang erschlossen wird. Der letzte Abschnitt des zweiten Bandes behandelt aus der Feder von Philipp Bloch „Die jüdische Religionsphilosophie“. Nachdem in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts der Gaon Saadia ben Joseph aus Fajum mit seinem „Buch der Glaubens- lehren und Vernunftansichten“ den ersten Anstoß zur Gewinnung eines klaren und geordneten Systems gegeben hatte, vollzog sich die weitere religionsphilosophische Entwickelung fast ausschließlich auf dem Boden der pyrenäischen Halbinsel, und zwar mit dem ausgesprochenen Bestreben, vor allem den jüdischen Gottesbegriff philosophisch zu begründen. Vier Perioden lassen sich dabei unterscheiden. Die erste, das 10. und 11. Jahrhundert umfassend, ließe sich die kosmotheologische nennen; ihre Hauptvertreter sind: Saadia und Bachja ben Joseph ibn Pakuda. Die zweite (12. Jahrhundert) vertieft sich in die Emanationslehre der neuplatonischen und aristotelischen Theorien; dieser Uebergangszeit gehören an: Salomo Gabirol, Joseph Hazadik, Jehuda Halevi, Abraham ibn Esra und Abraham ibn Daud. Die dritte, die ausgesprochen aristotelische Periode (13. und 14. Jahrhundert), versucht den Gottesbegriff aus den ontologischen und naturphilosophischen Axiomen eines modificirten Aristotelismus zu erweisen; dahin zählen Maimonides, Levi ben Gerson und deren Schüler. Die vierte endlich (15. und 16. Jahrhundert) zieht sich auf den Offenbarungscharakter des Gottesbegriffs zurück, und nachdem die Schule des Chasdai Crescas ausgestorben, zeigt sich mit der Vertreibung der Juden aus Spanien die bisher aufgewandte Denkarbeit in ihrer Kraft gebrochen; die jüdische Religionsphilosophie verflacht schließlich zu einem populären Aristotelismus, die tiefern Geister werden der Kabbala in die Arme getrieben. — Die Fortsetzung des dritten Bandes bringt von A. Ackermann mit hochinteressanten Melodien zur Thoravorlesung (in deutsch-polnischer, sephardischer, d. h. spanisch-italienischer und ägyptischer Version) eine Abhandlung über den synagogalen Gesang und von M. Grünbaum den ersten Abschnitt einer Darstellung der jüdisch-deutschen Literatur. Die jüdisch-deutsche Literatur, die in ihrer Weise vieles bringt, was eigenartig und seltsam anmuthet, oft ein wunderliches Kauderwelsch von verdorbenem Deutsch und dazwischengestreuten hebräischen Brocken, berücksichtigt zunächst verschiedene Bruchstücke aus Deutschland und aus slawischen Ländern. Besonders der aus diesen letztern stammende Mischmasch eines polnischen Judendeutsch trägt alle Kennzeichen der wüstesten Entartung an sich. In der

Folge soll dann noch der amerikanische Jargon durch Proben belegt werden.

— Von einem andern, gleichfalls in d. Bl. bereits mehrfach besprochenen Sammelwerk, das wenigstens theilweise auf dieselbe Quelle zurückgeht, wie die vorigen, dem „Handwörterbuch des Biblischen Alterthums" von Eduard Riehm, in zweiter Auflage besorgt von Friedrich Baethgen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1894) liegen neu vor die Lieferungen 13—18. Sie bringen von Vollbildern das Ramesseum in Theben und nach einer Originalphotographie des betreffenden Reliefs im Britischen Museum eine Darstellung, wie Sanherib, vor seinem Zelte auf dem Throne sitzend, die Kriegsbeute von Lachis entgegennimmt. Eine sauber ausgeführte Karte veranschaulicht die Reisen des Apostels Paulus. Die einzelnen Artikel (Malter—Schlange), von den verschiedensten Fachgelehrten abgefaßt, geben in gedrängter Kürze die Resultate wissenschaftlicher Forschung wieder, ohne sich in Nebenfragen zu verlieren und dadurch den vornehmsten Zweck des Werkes, das gebildeten Bibellesern als Handbuch dienen will, zu gefährden. In größerer Ausführlichkeit sind Mesa von Schlottmann, Nebneadnezar, Sanherib, Sargon von Schrader, Paulus und Petrus von Beyschlag, Pharao von Ebers, Salomo von Kleinert, Samuel von G. Bauer abgehandelt. Aus den geographischen Artikeln seien die über Medien, Mesopotamien, Ninive, Persepolis, Pfnl, Samaria (von Schrader), Memphis, No, On (von Ebers), Moab (von Schlottmann), Palästina (von Mühlau), Phönizien (von Kautzsch), Rom (von Hertzberg) hervorgehoben. Schürer hat unter anderm die Artikel über Pharisäer, Proselyten, Römer, Sadducäer behandelt, Delitzsch bespricht das Passah und die Schaubrote, Kleinert die Perser, Kamphausen Salbe, Reinigkeit und Reinigungswesen, Kautzsch die Samaritaner. Auch die Erörterungen sub voce Maße, Metalle, Schiffahrt, Schlangen, Sabbat, Purpur, Opfer, Priester und Prophet, Manna, Oelbaum, Pferd, Pfingsten und ganz besonders die über Musik verdienen Erwähnung, sowol um ihrer Reichhaltigkeit wie um der ansprechenden Darstellung willen. Die zahlreich eingedruckten Karten, Pläne und Bilder lassen nichts zu wünschen übrig.

Nunmehr ist die Sammlung mit der 24. Lieferung zu Ende geführt und damit ein Werk abgeschlossen, das nach Form und Inhalt allen Ansprüchen gerecht wird, die man an ein derartiges Unternehmen stellen darf. Wie die vorausgegangenen, so liefern auch die Schlußlieferungen den Beweis, was unter einer umsichtigen Leitung vereinte Gelehrtenarbeit leisten kann. Nicht blos Laien, sondern auch Männer von Fach werden in diesem groß angelegten, überaus reichhaltigen Sammelwerk kaum etwas von Belang vermissen, und auch wer in diesem oder jenem Punkt abweichender Meinung sein sollte, wird zugeben müssen, daß die vorgetragenen Ansichten würdig und einsichtsvoll vertreten werden. Von ausführlichern Artikeln heben wir aus den letzten sechs Lieferungen (19—24) hervor die über Schrift und Schriftzeichen (15 Doppelseiten), Sekel, Sinai, Sklaven, Speisopfer, Sprache, Stadt, Stamm und Geschlecht, Sterne, Stiftshütte (14 Doppelseiten), Strafrecht, Sündflut, Sündopfer, Synagogen, Taufe, Tempel (23 Seiten), Völkertafel, Versöhnungstag, Wahrsager, Weberei, Wehr und Waffen, Wein und Weinbau, Zahlen, Zauberei, Zehnten, Zeichen und Wunder, Zeitrechnung, Zerstreuung. Neben zahlreichen andern Illustrationen finden sich größere Abbildungen von Sela (Petra), Sichem, Sidon, Siloah, dem Sinai, von Sisak's Denkmal im Tempel von Karnak, dem Grabmal des Daniel bei Susa, der Synagogenruine von Kefr Bereim, dem Tabor, Tarsus, dem Salomonischen Tempel, Tibeias, Tiglath-Pileser, Tyrus, Ur Kasdim.

— Die dem Andenken Wilhelm Arndt's gewidmete Dissertation „Die Wettiner und Kaiser Karl IV. Ein Beitrag zur Geschichte der Wettiner Politik in den Jahren 1361—1379." Von Hermann Ahrens (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1895) bildet das zweite Heft des ersten Bandes der von Lamprecht und Marcks herausgegebenen „Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte" und darf als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des Wettiner Hauses und seiner Politik betrachtet werden. Der Titel verspricht im Grunde weniger, als das Buch bietet. Denn Ahrens hat sich nicht darauf beschränkt, das Verhältniß der Wettiner zu Kaiser Karl IV. und der Krone Böhmen darzulegen, er hat auch die mannichfachen Beziehungen der Wettiner zu Thüringen, Mainz, Hessen, Braunschweig und andern Territorien Mitteldeutschlands in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen. An einer eingehenden Darstellung dieses Zeitraums wettinischer Politik fehlte es bisher, da K. Wenck in seiner Arbeit „Die Wettiner im 14. Jahrhundert" insbesondere Markgraf Wilhelm und König Wenzel, die gemeinschaftliche Regierung der Söhne Friedrich's II. natürlich nur einleitungsweise behandeln konnte. Ahrens hat seine Dissertation auf Grund umfänglicher archivalischer Studien in Dresden, Weimar und Magdeburg verfaßt; sie gestatteten ihm eine in einzelnen Fällen nicht unergiebige Nachlese zu dem in ältern und neuern Sammlungen verstreuten Urkundenmaterial. Der Stoff ist in vier Kapitel eingetheilt: das erste gibt — als Einleitung gedacht — eine gedrängte Darstellung der meißnischen Politik von 1349 bis 1364, das zweite handelt von Karl's böhmischer Territorialpolitik mit besonderer Bezugnahme auf sein Bestreben, in den wettinischen Landen Vasallen und Besitzungen zu erwerben, das dritte von dem Bruch der Markgrafen mit dem Kaiser und der Wiederanknüpfung freundschaftlicher Beziehungen durch das Pirnaer Bündniß und die Verlobung des Markgrafen Friedrich des Jüngern mit Anna von Luxemburg, das vierte bringt die hessische Politik der Markgrafen und ihr Eingreifen in den mainzer Bisthumsstreit zur Darstellung. In einem Excurs werden die wettiner Hausverträge von 1350 bis 1379 erörtert.

Bibliographie.

Conrad-Ramlo, Marie, Im Gnadenwald. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 8. 3 M.

Das Berlinerthum in Literatur, Musik und Kunst. Von einem Unbefangenen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 8. 50 Pf.

Ebe, G., Abriß der Kunstgeschichte des Alterthums. Düsseldorf, L. Schwann. Gr. 8. 26 M.

Elster, O., Manövergäste. Roman. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 8. 4 M.

Fischer, Marie, Aus des Lebens dunklen Tiefen. Leipzig, Reinhold Werther. 12. 1 M. 25 Pf.

Haidheim, L., Hilf Dir selbst. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Kahlenberg, H. v., Ein Narr. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 8. 3 M.

Mann, H., In einer Familie. Roman. Zweite Auflage. München, Carl Ruppprecht's Verlag. 8. 3 M.

Mannhart, W., Zauberglaube und Geheimwissen. Leipzig, H. Barsdorf. Gr. 8. 4 M.

Robertson, J. W., Socialpolitische Reden. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 2 M. 40 Pf.

Rogge, Chr., Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 1 M. 20 Pf.

Ruederer, J., Die Fahnenweihe. Komödie in drei Akten. München, Carl Ruppprecht's Verlag. 8. 2 M.

Schulz, Dr., Der kleine Samariter. Aerztlicher Rathgeber bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. Dresden und Leipzig, C. O. Lehmann. 8. Geb. 1 M. 50 Pf.

Schulze, E., Die Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stegmann, R., Fürst Bismarck und seine Zeit. Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 8. 3 M.

Straß, R., Die kleine Elten. Roman aus der Berliner Bühnenwelt. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Telmann, R., Dunkle Tiefen. Geschichten. München, Carl Ruppprecht's Verlag. 8. 3 M.

Verschmäht. Ein Liebeswerben aus den Jugendtagen eines edlen Mannes. In Originalbriefen (1779—1780). Leipzig, Georg Wigand. 8. 2 M.

Zoozmann, R., Zwischen Himmel und Erde. Eine Bühnendichtung in zwei Theilen. Berlin, Eduard Rentzel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Mission nach Abessinien.

Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen von

Gerhard Rohlfs.

Mit 20 Separatbildern und einer Karte.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der berühmte Afrikareisende erzählt in diesem Werke seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise zum Negus Johannes von Abessinien, dem er ein Schreiben des Deutschen Kaisers zu überbringen hatte. Wie seine frühern Reisewerke ist auch das vorliegende reich an lebhaften landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, und da Abessinien gegenwärtig eine besondere Wichtigkeit erlangt hat, ist dieser Bericht über das merkwürdige Land auch heute noch von grossem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von

Antonio Cecchi.

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die vorliegende deutsche Ausgabe des berühmten italienischen Reisewerks verdient besondere Beachtung. Dasselbe gehört nach dem „Globus" zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen ist. Insbesondere ist es gegenwärtig dadurch interessant, dass der jetzt vielgenannte Negus Negest Menelik von Abessinien ausführlich in seiner Person und Regierung geschildert wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von

Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und **Dr. Heinrich Wichmann.**

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Professor Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese Theile Afrikas, die fruchtbaren Gallaländer, das Ziel der colonialen Bestrebungen Englands, Italiens und Frankreichs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,

Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Insellandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, ist die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert worden.

Der Feldzug der Franzosen in Madagascar ist Veranlassung, sich jetzt mehr als sonst mit der interessanten Insel zu beschäftigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 33. — 15. August 1895.

Inhalt: Graphologie. Von Ernst Lehmann. — Bernhardi's Denkwürdigkeiten. Von Horst Kohl. — Erzählende Prosa. Von Karl Busse. — Allerhand Lyrisches und Episches. Von Rudolf Krauß. — Religiöse Literatur. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Graphologie.

L'écriture est le geste matérialisé
de la pensée.
Delestre (La physionomie, Paris 1866).

Wie oft tönt uns nicht das leidige Lied von Décadence und Corruption in die Ohren! Der sentimentale Pessimist und der eifernde Moralphilosoph vereinigen ihre Stimmen — und sonderbar — auch unser modernster „Jasager" stimmt mit ein; aber seine Weise ist lustig, und um seine Lippen spielt das ironisch-feine Lächeln geistiger Ueberlegenheit. Was will der Sang? Schießen nicht Wissenschaften und Künste wie die Pilze aus der Erde? Aus den alten, ehrwürdigen Stämmen sprossen zahlreiche Ausläufer; jeder Theil der mathematischen Wissenschaft trägt schon den Keim zu einer neuen in sich, dessen Weiterentwickelung ohne Säumen in Angriff genommen wird; in den Naturwissenschaften treiben Spaltung und Arbeitstheilung neue Senker, die sich mehr und mehr vom Stamme lösen, wenn sie auch mit ihm in demselben Boden wurzeln. Und wer zählt die kleinen Kunstzweige, die an den großen lustig emporranken, wenn auch vorläufig wild und unbeschnitten und zumeist noch in der Obhut geschickter Kunsthandwerker oder in der Pflege begabter Dilettanten? Ist das Verfall? Und wenn nicht hier, so doch vielleicht auf anderm Gebiete? Mag sein. Diesmal gehen wir mit dem Optimisten und setzen für „Décadence" „die Herbstzeiten unseres Volkes", in denen die Früchte der „Cultur" zur Reife kommen. Besonders reiche Ernte bot die Physiologie, der eigentliche Baum der Erkenntniß im Paradiese der „fröhlichen Wissenschaft". Und wie haben sie ihn geplündert, die Kleinen wie die Großen! Wer kennt sie nicht, die Physiologien der Liebe, des Hasses und des Schönen? Wo gebe es etwas im menschlichen Thun und Treiben, was sich nicht schließlich als Function der Großhirnrinde entpuppte? Nachdem die Sprache und das plastische Sehen hier glücklich untergebracht worden waren, fiel uns als letzte Frucht die Physiologie des Schreibens in den Schoß. Kein Wunder, denn alle drei sind untereinander auf das innigste verbunden.

Wie aus der Vermuthung die Entdeckung, aus dem Mythus die Geschichte sich erhebt, so entfaltet sich die Wissenschaft aus dem Aberglauben. So entwandt sich die Chemie den Armen der Alchymie, der Physiologie des Großhirns ging die Phrenologie voraus, und — der „Chirogrammatomantie" entstieg die Graphologie, die uns soeben durch Wilhelm Preyer als jüngste der Wissenschaften vorgestellt wird*) — ein echtes Kind der Décadence. Denn ihre ersten Regungen machen sich erst im 17. Jahrhundert bemerkbar: In demselben Jahre (1622), in dem Della Porta sein Buch über die Physiognomie schrieb, versuchte Professor Baldo in Bologna die Frage zu beantworten, wie man aus einem Briefe den Charakter des Absenders erkennen könne. Es ist klar, sagt er unter anderm, daß alle Menschen auf eine ihnen eigenthümliche Art schreiben und jeder der Form seiner Buchstaben ein sicheres Kennzeichen aufdrückt, das von niemandem nachgeahmt werden kann. Wenn jemand langsam und mit starkem Federdrucke schreibt, so ist das ein Zeichen, daß der Schreiber eine harte, schwere und träge Hand besitzt, und dem entspricht geringer Verstand und große Schwerfälligkeit. Wenn dagegen die Schrift flüchtig ist, die Buchstaben ungleich, die einen feiner, die andern dick, und dies alles nicht von der Feder, sondern von der Gewöhnung herrührt, so wird man auf Unbeständigkeit schließen dürfen. Wer aber zugleich schnell, gleichmäßig und schön schreibt, so daß man das Vergnügen erkennt, das er dabei empfunden hat, der wird sicher weder ein wissenschaftlich Gebildeter, noch ein Genie sein. Denn wer soviel Fleiß auf seine Schrift verwendet,

*) Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Von W. Preyer. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. Hamburg, Leopold Voß. 1895. Gr. 8. 8 M.

wird kaum je durch Verstand und Einsicht glänzen. Und weiter: Um den Charakter einer Person aus ihrer Schrift zu entziffern, muß man ihre wahre, unverstellte, ungekünstelte Handschrift zu grunde legen, vornehmlich vertrauliche Briefe, und sich dabei vergewissern, daß sie unter normalen Bedingungen entstanden sind.

Aehnlich schreibt Leibniz (Opera, tom. 6): Die Schrift drückt fast immer in irgendeiner Weise unsere Gemüthsart aus, wenn sie nicht etwa von einem Schreiber herrührt.

Auch Lavater achtete, wahrscheinlich durch Goethe dazu veranlaßt, besonders auf die individuellen Verschiedenheiten der Handschriften, wie man in seiner Physiognomik nachlesen kann. Er war es übrigens auch, der zuerst die Behauptung aufstellte, daß es ebensogut nationale Handschriften wie nationale Physiognomien gäbe; schließlich weist er noch auf die Verwandtschaft hin, die zwischen Gang, Sprache und Handschrift besteht. Man erkennt hieraus, wie verständig und bescheiden man im allgemeinen im Anfange zu Werke ging. Später aber bemächtigten sich fragwürdige Zeichendeuter der Sache und brachten sie in Miscredit, worunter sie bis auf diesen Tag zu leiden hat.

Wir erinnern uns noch heute der Deutung der Namenszüge, die längere Zeit in den illustrirten Wochenschriften der sechziger Jahre eine stehende Rubrik bildeten, so der Handschrift Napoleon's I., dessen Schriftzüge bis zum Brande Moskaus den ganzen Siegeszug versinnlichen halfen, von da aber einen bedenklichen Verfall anzeigten, bis sie in ein wahres Nichts zusammenschrumpften, oder der Unterschriften der Wallenstein'schen Generale, in deren Federzügen das ganze Heer menschlicher Leidenschaften rebellisch gemacht wurde. Wir durften damals auch als wißbegierige Jünglinge in die kostbare Autographensammlung des Rentamtmanns Preusker, der noch mit Goethe in Briefwechsel gestanden hatte, manchen tiefen Blick thun, wobei sich der würdige alte Herr gern in Goethe'schen, Lavater'schen und eigenen Ideen über das Verhältniß des Geistes zum Körper erging.

Damals tauchten auch in einzelnen Zeitschriften die ersten graphologischen Besprechungen auf, unter denen sich die Henze'schen durch ihre eigenthümliche epigrammatische Kürze besonders bemerkbar machten. So erhält die Handschrift einer reizbaren Dame das Motto: „Noli me tangere", während die Lebhaftigkeit einer andern Person durch „einen Hasen, der sich nicht im Sumpf ertränkt", angedeutet wird. Noch in den letzten Jahren spukte die Handschriftendeutung neben Räthseln und Aufgaben zum Kopfzerbrechen in den letzten Spalten der Zeitungen, und schließlich verstieg man sich zu ausführlichen Anleitungen zur Ausübung der geheimnißvollen Kunst. Wie Falb's Wetterprognosen auf lange zu Grabe getragenen französischen Theorien fußen, so sind auch jene Zeichendeuter bei geistvollen Franzosen in die Schule gegangen.

Der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Graphologie ist unstreitig der Abbé Jean Hippolyte Michon, der in seinem „Système de Graphologie" (10. Auflage, 1891) eine staunenswerthe Menschenkenntniß entwickelt, die ihn zur Deutung der von ihm aufgefundenen Merkmale ganz besonders befähigte. Er widmete den größten Theil seines Lebens der charakterologischen Vergleichung von Handschriften und Menschen und zog dabei eine Menge neuer Thatsachen ans Licht, deren sich fortan die spätern Schriftsteller zur weitern Verarbeitung und Ergänzung bemächtigten. Michon's Erklärungen selbst sind dürftig und ungenügend. Zu seinen physiologischen Begründungen bedient er sich eines Nervenfluidums, dessen Vorhandensein allein schon Mistrauen erweckt.

Erst in der neuesten Zeit haben sich Physiologen von Fach mit der Frage wissenschaftlich beschäftigt. Die letzten größern Arbeiten rühren von Cesare Lombroso und Wilhelm Preyer her. Cesare Lombroso constatirt*) auf Grund der Untersuchungen Varinard's und Burckhardt's den mechanischen Vorgang des Schreibens und seines Ursprungs in einer psychischen Centralstelle. Alle Culturvölker schreiben mit der Rechten, also ist die linke Gehirnhälfte dabei thätig. (Vgl. dagegen unten.) Da der gleiche Zustand des Gehirns und der Muskelthätigkeit eine und dieselbe Wirkung auf die Schrift hervorbringen muß, da aber außerdem der Proceß, der sich in dem zusammengesetzten Apparate abspielt, ein äußerst verwickelter ist, so erhält jeder Buchstabe ein so scharfes, unveränderliches und genaues Gepräge, daß wir die Personen an ihrer Schrift wie an ihrem Geberdenspiele wiederzuerkennen vermögen.

In der Besprechung der allgemeinen Merkmale, der Auslegung der Schriftzeichen vom ersten Buchstaben des Alphabets bis zur Paraphe gibt der Verfasser zwar übersichtlich und verständlich jedem Merkmale die entsprechende Deutung, erläutert wol auch an vielen Beispielen die alte, jetzt wieder wankend gewordene Resultantentheorie, verzichtet aber überall auf weitere physiologische Begründung.

Wesentlich ausführlicher behandelt er die Schrift anormaler Individuen, der Kranken, Hypnotisirten, geistig Gestörten, der genial Veranlagten und der Verbrecher. Man fühlt, hier ist der Verfasser ganz im gewohnten Fahrwasser. Hier schlägt er auch theilweise neue Wege ein, ohne jedoch wesentlich über die Aufsuchung und Deutung der aufgefundenen Merkmale der einzelnen Typen hinauszugehen. Unter den Urhebern der außergewöhnlich zahlreichen Schriftstücke befindet sich übrigens eine große Anzahl geschichtlicher Persönlichkeiten, die durch Lombroso's Einordnung theilweise in recht fragwürdige Gesellschaft gerathen sind. Aber die Graphologie ist hier das Weltgericht, und der geneigte Leser studirt um so eifriger die verrätherischen Federzüge. Von dem Buche wird demnächst eine deutsche Uebersetzung aus der Feder von J. von Ungern-Sternberg erscheinen.

*) Grafologia di Cesare Lombroso. Con 470 fac-simili. Milano, Ulrico Hoepli. 1895. 8. Lire 3,50.

Auch W. Preyer verwerthet die Arbeiten bahnbrechender Vorgänger; soweit es mit der Wissenschaft vereinbar erscheint, geht er mit Lavater und Michon Hand in Hand. Namentlich verdankt er diesem einen großen Theil jener constanten Beziehungen zwischen psychischen Eigenschaften und gewissen Eigenthümlichkeiten der Handschriften. Aber Eines erhebt ihn über fast alle seine Vorgänger: er begnügt sich nicht mit der Angabe der Merkmale und ihrer wenn auch noch so annehmbaren Deutung, sondern er geht auch an ihre physiologisch-psychologische Begründung. Wenn irgend möglich verwendet er hierbei die Methode des Experiments und schreitet dann deductiv weiter bis zu einem Michon'schen oder einem neuen Satze. So ist es ihm gelungen, zu mancher bisher räthselhaften Erscheinung die Erklärung zu finden und die bisher berechtigten Zweifel zu zerstreuen. Bisjetzt durfte unser gelehrtes und ungelehrtes Publikum, wenn es nur den nöthigen Muth des Zweifels besaß, über die Deutung der Schriftzeichen als über einen wissenschaftlich werthlosen Sport ungescheut aburtheilen, zumal die Ansicht noch heute in vielen Kreisen vorherrscht, die Handschrift sei im Grunde doch nur ein Ergebniß des Schreibunterrichtes, in dem der Hand irgendwelche beliebige Schrift anerzogen werden könne. Dem ist jetzt ein Ende bereitet. Denn wenn auch das Preyer'sche Werk manchem Merkmale noch nicht auf den Grund kommt, so ist doch ein für allemal die Richtung angegeben, in der weiter zu arbeiten ist. Dies gilt vor allem von den drei ersten Theilen des Werkes, die die Verschiedenheiten der Handschriften, die Ursache dieser Unterschiede und Analyse und Synthese der einzelnen Schriftzeichen zum Inhalte haben.

Unter Hinweis auf zahlreiche Handschriften, die in mustergültigen Nachbildungen dem Texte eingefügt sind, behandelt der Verfasser die natürliche und unnatürliche Handschrift, die unbewußte Nachahmung fremder Schrift, verbundene und unverbundene Schrift: So unterzeichnen Calvin, Richelieu, Montaigne, Louis Philippe, Mazarin und Frau von Maintenon in verbundener Schrift, dagegen in unverbundenen Zügen Ninon de Lenclos, Marie Antoinette, Maria Stuart, Leo XIII., Verdi, Racine, Ariost, von Wildenbruch. Ferner kommt hier zur Sprache der Flächenraum des Briefes, der Federwinkel (unter dem die Feder gegen die Schreibfläche geneigt ist), die Schriftlage, die Länge und der Abstand der Zeilen, sowie der Namenszug (die Paraphe). Besonders werthvoll sind die Untersuchungen über die Merkmale, die der Schrift auch unter den ungewöhnlichsten Verhältnissen erhalten bleiben, auch wenn die Hand selbst dabei gar nicht mit ins Spiel kommt, wie beim Schreiben mit der Fußspitze, mit Ferse, Knie, Kinn, Nase, Mund, Zunge, großer Zehe, Elnbogen. Dadurch ist aber der Nachweis erbracht, daß der sogenannte Charakter einer Handschrift nicht von der Hand abhängig ist, daß er überhaupt von keinem peripheren Körpertheil im wesentlichen bestimmt wird: Also müssen es centrale Gebiete sein, von denen er abhängt.

In Verbindung mit den Lichtheim'schen Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Aphasie und Agraphie ergibt sich außerdem, daß das Schreibcentrum vom Sprechcentrum verschieden ist, aber mit ihm zusammenhängt. Wie es ferner ein motorisches und ein sensorisches Sprechcentrum gibt, so gibt es auch Schreibcentren beider Arten. Die zum Schreiben erforderlichen Erinnerungsbilder bleiben bei sehenden Taubgeborenen in der Sehsphäre und Fühlsphäre, bei Blindgeborenen nur in dieser aufbewahrt. Daß das Schreibcentrum endlich ein bilateral-symmetrisches Gebilde der Großhirnrinde sein muß, folgt aus pathologischen Erscheinungen und durch einfache, aber äußerst interessante Versuche, die jeder nachzuprüfen im Stande ist. Schon aus den Experimenten von A. W. Volkmann (1858) ging hervor, daß beim Ueben der rechten Hand die linke unbewußt mitübte, nachdem bereits E. H. Weber und G. Th. Fechner das unwillkürliche Zustandekommen symmetrischer Figuren bei gleichzeitigem Gebrauche beider Hände dargethan hatten. Hieran schließen sich nun weitere Versuche Preyer's über das Verkehrtschreiben mit beiden Händen, über das Schreiben mit feststehender Feder und von der Hand bewegter Unterlage u. s. w.

Die Zerlegung des Buchstaben in seine Elemente wird naturgemäß durch die Richtung der einzelnen Theile bestimmt, die sich an dem Schriftkompaß, dem Schwieland'schen Graphometer, ablesen läßt. Dabei ergeben sich außer dem Punkte achtundachtzig Zeichen oder Verbindungen von je zwei Richtungen; jeder Buchstabe, und sei er noch so ungewöhnlich geformt, zerfällt stets in acht Elemente.

Den größten Raum nehmen die Untersuchungen über die Bedeutung der individuellen Merkmale der Schrift ein, und diese sind es auch, die auf die Gemüther den größten Reiz ausüben. Zu der Ausführlichkeit, in der der Verfasser fremde und eigene Funde bespricht und mit den erklärenden Thatsachen in Verbindung setzt, gesellt sich noch die verständliche Sprache, so daß auch der Neuling mit geringer Mühe zu folgen vermag. Da uns nur die Absicht leitet, zum Studium des Preyer'schen Werkes anzuregen, aber nicht dem Leser das Beste vorwegzunehmen, so begnügen wir uns mit der Andeutung, daß auch hier jedes Merkmal einer eingehenden Prüfung auf seine Deutung unterworfen und, wenn es im Feuer der Praxis nicht Stich hielt, ausgeschieden wurde; das gleiche Schicksal erlitt die übliche Zeichendeuterei und namentlich das „Resultantenunwesen". Trotz dieser Sichtung — einem Hauptverdienste Preyer's — bleibt indeß noch genug des Bestechenden für den Liebhaber der Chirogrammatomantie. Er erfährt zwar, daß vorläufig noch kein handschriftliches Musikzeichen aufgefunden werden konnte — die Physiognomik erkennt die musikalische Begabung in einer gewissen Vertiefung mitten im Kinn, in

gewölbten Augenbrauen, tiefliegendem innern Augenwinkel, hervorragenden Backenknochen und runder Ohrenmuschel — ebensowenig wie die Graphologie das Genie durch die Handschrift herauszufinden vermag; daß ferner weder für die „Sehnsuchtscurven", noch für den „Bogen entsagungsvoller Stimmung", noch für das Zeichen des Stolzes oder des Strebens nach Anerkennung (das aristokratische und das subalterne M) eine genügende Erklärung gefunden worden ist, trotzdem die Thatsache feststeht; ebenso, daß der Zusammenhang zwischen den breitteigigen Schriftzügen und der starken Neigung zu materiellen Genüssen noch nicht aufgedeckt ist, indessen ist an wissenschaftlich begründeten Deutungen in Bezug auf Charaktereigenschaften kein Mangel. Der „Selbstbewunderungsstrich", der „Besitzpunkt", die „Egoismus- und Selbstgefälligkeitsschleife", der „Protectionsstrich", der „Zug des Mistrauens" oder der „Strich des Staatsanwaltes", wie ihn Michon nennt, die Zeichen der Unduldsamkeit, der Willenskraft, des Mutterwitzes, des Optimismus und des Pessimismus bieten dem deutungslustigen Neulinge reichlich Gelegenheit, sich an sicherer Leitstange zum praktischen Handschriftenbeurtheiler emporzuarbeiten. Doch öfter als auf anderm Terrain wird er hier straucheln, es sei denn, daß er selbst ein scharfer Beobachter ist, der nicht nur die Zeichen der Schrift scharf zu sondern weiß, sondern auch unter seinesgleichen die Schafe von den Böcken zu scheiden versteht. Ja diese Zeichen! Beim Anblicke der verschieden geneigten Curven wird ihm oft zu Muthe werden wie dem, der Lichtenberg's Fragen am Ende des „Fragmentes von den Schwänzen" beantworten sollte. Doch Scherz beiseite! Sicher ist, daß der aufmerksame Leser einen ganz erklecklichen Gewinn für die Praxis des Lebens mit hinwegnimmt. Jedenfalls erhalten die ankommenden Briefe ein ungeahntes sachliches und persönliches Interesse, und die unter der Leitung Preyer's fortgesetzte Vergleichung der handschriftlichen Merkmale mit den persönlichen Eigenschaften bekannter Absender wird manchen Fehlgriff vermeiden helfen. Wissen wir doch von Goethe, daß er die Menschen nach ihren Handschriften zu beurtheilen pflegte und sich selten dabei irrte. Und wenn wir schließlich sehen, daß in einer großen Briefmenge neben den bösen Zeichen hin und wieder auch ein gutes erscheint, wenn neben dem Zeichen der Selbstsucht auch das der Herzensgüte aus dem Buchstabengestrüpp auftaucht und energische „Schwerthiebe" — mots gladiolés — die Hecken durchschneiden, dann können wir vielleicht noch beim Dämmerscheine graphologischer Weisheit „Décadence und Corruption" in anderer Weise betrachten, als es im Eingange unserer Besprechung angedeutet worden ist.

Wer sich in dem neuen Gebiete, auf dem sich bereits viele fleißige Hände regen, auf dem Laufenden erhalten will, dem kann die von W. Langenbruch geleitete Zeitschrift*) für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie empfohlen werden. „Shakespeare oder Baeon", „Des Kaisers Schrift", „Ueber die Mundschrift", „Zum Aachener Klosterproceß" und andere anregende Beiträge füllen die ersten drei Nummern des neuen Organs für Graphologie.

Ernst Lehmann.

*) Die Handschrift. Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie. Unter Mitwirkung von Sanitätsrath Dr. A. Erlenmeyer und Professor Dr. W. Preyer herausgegeben von W. Langenbruch. Hamburg, Leopold Voß. Monatlich 1 Heft. Vierteljahrspreis 2 M.

Bernhardi's Denkwürdigkeiten.

Uns Deutschen fehlte bislang eine Memoirenliteratur in größerm Umfange; diese Art der Geschichtschreibung, so lehrreich und anziehend für den Geschichtsforscher trotz aller Subjectivität der Darstellung schien den Engländern und den Franzosen vorbehalten zu sein, und Varnhagen von Ense's Tagebücher durften lange Zeit als das einzige namhaftere Product deutscher Memoirenliteratur angesehen werden. Das ist doch in den letzten beiden Jahrzehnten anders geworden. Aus dem Dunkel der Familienarchive ist eine größere Anzahl von Tagebüchern hervorragender Männer ans Licht der Oeffentlichkeit getreten, denen wir manchen werthvollen Aufschluß über politische Persönlichkeiten, den Causalzusammenhang der Ereignisse, die Motive der handelnden Männer und ihrer Entschließungen verdanken. Man denke an die „Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen", an die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls von Roon", an die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Gerlach", an die auf Tagebuchaufzeichnungen beruhenden Memoiren des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha u. a. Diesen Werken reihen sich würdig die Tagebuchblätter Theodor von Bernhardi's an, die Oberstlieutenant von Bernhardi im Verlage von S. Hirzel erscheinen läßt. Der beiden ersten Bände ist schon früher in Nr. 52 d. Bl. f. 1893 von W. Arndt Erwähnung gethan, heute liegen zwei weitere Bände zur Besprechung vor.*) Sie umfassen einen Zeitraum von fünf Jahren, die Tagebuchblätter Bernhardi's aus der Zeit der Stellvertretung und Regentschaft des Prinzen von Preußen und aus den ersten drei Regierungsjahren König Wilhelm's I. Hatten die Aufzeichnungen der beiden ersten Bände einen vorwiegend culturhistorischen und geschichtlichen Werth, insofern sie von einer Zeitperiode

*) Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Dritter Theil: Die Anfänge der neuen Aera. Vierter Theil: Die ersten Regierungsjahre König Wilhelm's I. Leipzig, S. Hirzel. 1894—95. Gr. 8. à 7 M.

berichten, die im wesentlichen abgeschlossen hinter uns liegt, so ist die Bedeutung der in den weitern Bänden theils schon veröffentlichten, theils noch zu erwartenden Tagebuchblätter ganz actuell. Die Uebernahme der Stellvertretung für den erkrankten König Friedrich Wilhelm durch den Prinzen von Preußen, die nach Jahr und Tag zu einer förmlichen Regentschaft wurde, bildet einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte Preußens und Deutschlands. Das kam den Zeitgenossen nicht so zum Bewußtsein, wie wir, die jüngere Generation, es erkennen, wenn wir rückschauend die Fülle der Ereignisse mit ihren Folgen vor unsern Augen vorüberziehen lassen; es trat auch nicht mit einem male hervor, tastend mußte sich der Prinzregent und König erst seinen Weg suchen, und manchem mochte es scheinen, als sollten die Hoffnungen, die man auf den Wechsel der regierenden Personen gesetzt hatte, sich nicht erfüllen. Dem vielverheißenden Anfang — der Ernennung eines aus liberalen Elementen zusammengesetzten Ministeriums — folgte eine Periode des Schwankens, die Viele enttäuschte, und dann nicht ohne Zaudern und schwere Bedenken die Berufung eines Ministeriums Bismarck-Schönhausen, dem man alles andere eher, als liberale Anwandlungen zutraute. Niemand ahnte damals, daß die Ernennung Bismarck's eine That bedeutete, die Preußen und Deutschland dereinst segnen würden; denn nur wenigen, die ihn näher kannten, erschloß sich die Tiefe seines Wesens, der Reichthum seiner staatsmännischen Gedanken, die Weite seines politischen Blickes und die Energie seines Willens, der sich das Ziel gesetzt hatte, Preußen die ihm gebührende Stellung an der Spitze der deutschen Staaten zu verschaffen, und in der Verfolgung dieses Ziels sich durch Verblendung und Haß der eigenen Landsleute, durch Ränke und Kabalen misgünstiger Hofschranzen und durch das Gerede politisirender Damen nicht beirren ließ. Es ist höchst interessant, in Bernhardi's Memoiren nachzulesen, wie alles schließlich zu einem Ministerium Bismarck hindrängte; Bernhardi, dem liberalen Manne, machte diese Entwickelung der Dinge viel Schmerz, aber er ist ehrlich genug anzuerkennen, daß die gröbsten taktischen Fehler der liberalen Partei das Resultat verschuldeten, das er beklagte. Wie oft schüttet er in den verschwiegenen Blättern des Tagebuchs sein Herz aus über den starren Doctrinarismus seiner Parteigenossen, denen die Scheuklappen ihrer constitutionellen Fictionen die freie Umsicht unmöglich machten, über die Schnelligkeit ihres Urtheils in Dingen, die sie nicht verstanden und die doch die Lebensinteressen des preußischen Staates betrafen, über die unangebrachte und verletzende Opposition, die sie dem Prinzregenten und dem König in der Frage der Heeresreorganisation machten, während sie durch eine Förderung der von den Fachmännern für nothwendig erachteten Reform sich unentbehrlich machen konnten. Bernhardi hat viel unter der Verblendung seiner Fractionsgenossen gelitten und konnte es nicht hindern, daß die Partei mit offenen Augen und doch blind gegen die drohende Gefahr, dem Felsen zutrieb, an dem sie scheitern sollte. Er gehörte zu den wenigen ernsten und vorurtheilsfreien Männern der Partei, die die Dinge sahen, wie sie lagen, und sich den Blick durch die Brille der Partei nicht trüben ließen, er hatte immer die Sache im Auge und gab immer seine Rathschläge im Sinne der Mäßigung. Aber er mußte die Erfahrung machen, daß das Gros der Partei lieber den Heißspornen Mommsen und Vincke-Hagen folgte und für alle Erwägungen vom Standpunkte des kühlen Verstandes aus sich unzugänglich zeigte. Und was ihm als das Bedauerlichste an dieser unklugen Opposition erschien, war die Thatsache, daß sie nicht aus der Ueberzeugung von der Unzweckmäßigkeit der Reform und der Unerschwinglichkeit der geforderten Summen hervorging, sondern aus der Angst vor der sogenannten öffentlichen Meinung, vor den Wählern, also aus Mangel an moralischem Muth. Fast humoristisch wirkt heutzutage die Angst der Liberalen vor Bismarck, die in Bernhardi's Tagebuchblättern sich oft genug widerspiegelt; man witterte in ihm nicht blos den scharfen Reactionär, den geschworenen Feind der Fortschrittspartei, sondern man mistraute auch seinen politischen Plänen. Man schrieb ihm eine fast sträfliche Neigung zu Napoleon III. zu, die man gern auf eine Gleichheit des Charakters zurückführte, und verdächtigte ihn, daß er bereit sei, deutsches Gebiet ohne Gewissensscrupel den gierigen Händen Frankreichs zu überantworten, um seinen specifisch preußischen Plänen die Gunst des großen Zauberers an der Seine zu gewinnen. Ja König Leopold von Belgien, der als Onkel des Herzogs Ernst von Koburg und des Prinzgemahls von England bei den Liberalen Preußens und Deutschlands wie ein Orakel verehrt wurde, forderte in einem Briefe an seinen Neffen in Koburg geradezu, daß der Nationalverein im Hinblick auf des Herrn von Bismarck-Schönhausen französische Sympathien förmlich in seinem Programm jeden Deutschen mit dem Brandmal des Verräthers bedrohe, der schlecht genug sein würde, Abreißungen vom Vaterlande zu proponiren. Fürst Bismarck hat es für nöthig gehalten, in den „Hamburger Nachrichten" vom 19. Februar 1895 (Nr. 43, M. A.) ausdrücklich gegen diese Unterstellung zu protestiren, weil die heutigen Gegner des ehemaligen Reichskanzlers mit Begierde die Gelegenheit ergriffen, ihn zu verdächtigen, als sei er wider Willen in nationale Bahnen geführt worden. Wäre es nicht Pflicht, gegen die Lüge immer und immer wieder Einspruch zu erheben, sobald sie sich breit macht, um zu verhindern, daß sie Geschichte wird, so könnte man über derartige Beschuldigungen mit Stillschweigen hinweggehen. Denn kein ernst und objectiv urtheilender Mensch wird Beweise finden, die jene Beschuldigungen rechtfertigen, wol aber Zeugnisse in Hülle und Fülle, die sie als erlogen kennzeichnen. So oft Bismarck in seinen Berichten aus der Frankfurter Zeit oder in seinen Briefen an General von Gerlach die Beziehungen zu Frankreich

berührt, so oft geschieht es in der Weise des nüchtern denkenden Staatsmannes, dem der französische Kaiser nur eine Figur auf dem politischen Schachbrett ist: sein Rath geht dahin, ihn nicht unklugerweise durch kühle Reserve fernzuhalten oder durch brüske Behandlung zu verletzen, sondern durch unverbindliche Höflichkeiten, die nichts kosten als einige Selbstüberwindung, das Gewicht Frankreichs auf Preußens Seite zu legen und die Freundschaft des Kaisers zur Erfüllung der deutschen Aufgaben Preußens nutzbar zu machen. Nirgends ist dabei die Rede von Abtretungen deutschen Gebiets an Frankreich, durch die die Zustimmung Napoleon's zu einer Vergrößerung Preußens in Deutschland erkauft werden könnte, und die Bestimmtheit, mit der Bismarck im Jahre 1866/67 das französische Verlangen selbst auf die Gefahr eines Krieges hin ablehnte, dessen siegreicher Ausgang damals nicht ohne weiteres anzunehmen war, läßt es geradezu unglaublich erscheinen, daß er jemals solche Anwandlungen gehabt und ihnen im ernsten politischen Gespräch Ausdruck gegeben hätte.

Wir würden dem Werke nicht ganz gerecht werden, wenn wir blos auf seine politische Seite hinwiesen. Bernhardi war in erster Linie Gelehrter, seine politischen Auffassungen beruhten auf ernsten historischen Studien, und auch über diese gibt uns sein Tagebuch Rechenschaft. Im dritten Band finden wir die Schilderung einer Reise, die er im Jahre 1858—59 nach Südfrankreich unternahm. Kunst- und culturgeschichtliche Studien beschäftigten ihn auf dieser Reise in erster Linie, und durch sein Tagebuch läßt er uns theilnehmen an seinen Beobachtungen und Reflexionen. Es ist ein ästhetischer Genuß eigener Art. Bernhardi besaß die Fähigkeit, „alles Besondere stets im Zusammenhang mit seinen allgemeinen Bedingungen und Beziehungen zu erfassen und damit dem Leser nicht nur eine sachliche, aber einseitige Kenntniß der Dinge, sondern vielmehr ein volles Verständniß ihrer universellen Bedeutung zu erschließen". Auch zu politischen Beobachtungen gab ihm die Reise vollauf Gelegenheit. Indem er einzelne beobachtete Thatsachen mit den Allgemeinzuständen des Landes verknüpfte, schloß er auf Pläne und Absichten der französischen Politik und sagte mit voller Sicherheit den Ausbruch eines Krieges voraus, an den die officielle Welt bis zum Einmarsch der Franzosen in Italien nicht glauben wollte. Auch blieb es ihm nicht verborgen, daß die Dynastie Napoleon's in Frankreich nicht tief wurzele, daß nur die Furcht vor den Radicalen und vor persönlicher Unsicherheit die Stütze der Napoleonischen Regierung war, nicht aber eine auf ethischer Grundlage erwachsene Anhänglichkeit an das herrschende Geschlecht, wie sie die Stärke der alten Monarchien Europas bildet. Der militärisch gebildete Leser wird bewundern, wie Bernhardi den Verlauf des Feldzugs in Italien ahnenden Geistes voraussieht, wie genau ihm der Kriegsschauplatz und seine strategischen und taktischen Bedingungen bekannt sind, und mit besonderer Freude wird er ein stiller Zeuge des Gespräches sein, das Bernhardi mit Moltke über den Plan eines preußisch-deutschen Feldzugs gegen Frankreich führte. Der Herausgeber macht im Vorwort mit Recht auf die Abweichung aufmerksam, die sich zwischen der Auffassung des Strategen und der des militärisch gebildeten Historikers findet, und weist dann mit bescheidenem Stolze darauf hin, daß Moltke selbst sich später zu der früher von ihm bekämpften Anschauung durch die That von 1870—1871 bekehrt hat, also der Historiker gegen ihn im Rechte geblieben ist. Der Historiker wird an den geschichtsphilosophischen Studien Bernhardi's mit besonderm Interesse Antheil nehmen. Bernhardi hatte sich seit Jahren vorgenommen, die Schriftsteller, die eine Philosophie der Geschichte zu liefern beabsichtigen, in einer gewissen Reihenfolge zu lesen. Er begann dieses Studium im Herbst 1859 mit der Lektüre von Bossuet's „Discours sur l'histoire universelle" und Vico's „Scienza nuova" und setzte es dann im folgenden Jahre fort mit der Lektüre von Bolingbroke's „Lettres on the study and use of history", Montesquieu's „Esprit des lois", Voltaire's „Historischen Schriften", Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und Hegel's „Philosophie der Geschichte". Gewöhnt, mit der Feder in der Hand zu lesen, brachte er stets sein Urtheil über das Gelesene zu Papier, und diese Urtheile sind ungemein fesselnd und lehrreich. In derselben Weise und zu derselben Zeit las Bernhardi aber auch kriegsgeschichtliche und belletristische Werke in großer Zahl, und man staunt billig über den Fleiß, der ihn alles dies nicht blos lesen, sondern mit Gewinn verarbeiten ließ. Selbstverständlich sind beide Bände reich an Charakteristiken der Personen, mit denen Bernhardi in Berührung kam, des Königs und seiner Gemahlin, des Kronprinzen und der Kronprinzessin, des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, des Fürsten von Hohenzollern, der liberalen Parteiführer Vincke-Hagen, von Saucken, Mommsen, der literarischen Größen Gustav Freytag, Berthold Auerbach u. s. w. Die Vielseitigkeit, die Bernhardi's Geiste eigen war, und in der er Goethe ähnlich ist, macht, daß auch jeder Leser in seinen Tagebuchaufzeichnungen findet, was ihn interessirt, und darum werden auch die folgenden Bände gern gekauft und gern gelesen werden. Möchte uns der Herausgeber nicht zu lange auf die Fortsetzung warten lassen!

Horst Kohl.

Erzählende Prosa.

1. Trinacria. Sicilische Geschichten von Konrad Telmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 4 M.
2. Heilige Menschen. Novellen von Adolf Vögtlin. Leipzig, H. Haessel. 1895. 8. 3 M.
3. Chiemgau-Novellen. Von Wilhelm Jensen. Weimar, Emil Felber. 1895. 8. 5 M.
4. Ein Roman vom ersten Konsul vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Amiens. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst u. Sön. 1895. Gr. 8. 6 M.

Vier eigenartige Bücher — beinahe könnte man sie bedeutend nennen; jedes mit starken Vorzügen ausgestattet und jedes vom andern himmelweit verschieden.

Da sind zunächst die Telmann'schen Novellen „Trinacria" (Nr. 1), die angenehm überraschen. Sie scheinen die Annahme, daß der fruchtbare Schriftsteller durch Ueberproduction sein nicht allzu tiefes Talent völlig verausgabt habe, widerlegen zu sollen. Und es gelingt ihnen. Von den vier Novellen, die der Band enthält, steht jede über dem Durchschnitte.

Telmann hat zwei große Vorzüge: eine reiche Erfindungsgabe und, wenn er will, eine flotte sichere Darstellungskraft. Hand in Hand damit gehen der lebhafte Sinn für fortschreitende Handlung und die geschickte Technik des routinirten Schriftstellers. Diese Vorzüge vereinigen sich in den sicilischen Geschichten. Die reiche Erfindungsgabe beweisen darin schon die Conflicte: in der Novelle „Blinde Liebe" hat ein junger Bursche durch einen Fehlschuß einen friedfertigen Wanderer statt des Grenzbeamten erschossen. Das Kind dieses Wanderers hat ihn gesehen, nur einmal, dann ist es infolge der Todesangst und eines grellen Blitzes, der die Nacht durchzuckte, erblindet. Aber stets bewahrt es das entsetzte Gesicht des Mörders im Gedächtniß. Als Sühne theilweise und andererseits aus wahrhafter Liebe heirathet der Mörder nun dieses blinde Mädchen, sie leben unsaglich glücklich, bis eines Tages ein junger Augenarzt bei ihnen vorspricht, der dem jungen Weibe das verlorene Gesicht wiedergeben will. In ihr erwacht jetzt die Sehnsucht nach der schönen Welt, sie will auch ihren Mann einmal sehen — der aber wehrt sich gegen die Operation in Todesangst, weil er weiß, daß seine Frau dann in ihm den Mörder ihres Vaters erkennen wird. Die Geschichte endet tragisch.

In „Orest" ist dem Thema des Muttermörders eine neue Seite abgewonnen. In der Erzählung „Die Gattensucherin", der bedeutendsten Novelle des Bandes, geht ein Mädchen in die Berge, um ihren geflüchteten Liebhaber unter dem Schutze eines Mannes, der sie liebt, zu suchen. Unterwegs auf der beschwerlichen Wanderung lernt sie ihren Führer so bewundern und lieben, daß sie den Zweck ihrer Reise vergißt und fröhlich als Braut besagten Führers u rückkehrt. In „Santi Pellegro" spielen gar eine Fülle von verschiedenen Novellenmotiven durcheinander — Motive, die eigentlich nur auf italischem Boden gedeihen können.

Wenn wir unsern Erzählern glauben wollten, müßte überhaupt jenseits der Alpen Mord und Todtschlag auf der Tagesordnung stehen. Jedenfalls aber entladen sich bei den hitzigen Südländern die Leidenschaften wilder, die Phantasie hat einen größern Spielraum, und das treibt Novellisten wie Heyse, Voß, Telmann immer wieder nach dem classischen Lande der Sehnsucht. Richard Voß hat jedenfalls die genialste Begabung für römische Geschichten. Seine Darstellungskunst ist größer als die Telmann's, seine Schilderungen glühender, stimmungsvoller. Aber Telmann hat sich dafür mehr im Zügel. Seine Phantasie bewegt sich in den vernünftigen Grenzen des Möglichen. Die des leidenschaftlichen Richard Voß aber verliert in berauschtem Ikarus-Flug den festen Boden unter sich und stürzt aus jäher Höhe in das grundlose Meer der Phantastik.

Telmann ist eigentlich weniger eigenartig in der Behandlung, als in der Erfindung der Stoffe. Sein Stil ist nicht sonderlich originell, und psychologisch tiefer geht er nur in der Novelle „Die Gattensucherin". Die Stoffe tragen ihn mehr, als er die Stoffe. Das müßte sich zeigen, wenn er eine ganz harmlose Erzählung aus Hinterpommern schriebe, in der die inhaltliche Spannung fortfällt. Aber das soll kein Vorwurf sein. Der Dichter hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, Stoffe aufzugreifen, die seiner Begabung entgegenkommen. Das hat Telmann hier gethan, und ohne Zweifel wird sein Buch zu den besten Novellensammlungen gehören, die uns das Jahr beschert.

Auch Adolf Vögtlin darf wenigstens mit der letzten Geschichte seines Werkes „Heilige Menschen" (Nr. 2) auf dieses Lob Anspruch machen. Es ist das eine reizend erzählte Sage von Titianus und dem Teufel, über der ein so köstlicher und discreter Humor an manchen Stellen ruht, daß man das kleine Ding mit stillem Lächeln zu Ende liest. Die umfangreichern Novellen: „Sein großer Freund" und „Sephora" hinterlassen einen weniger schönen und sichern Eindruck. Sie sind, ich möchte sagen: unruhiger, uncontrolirbarer; man weiß nicht recht, ob in der psychologischen Durchführung alles stimmt, man glaubt es nicht, ohne doch einen directen Fehler anzeichnen zu können. Nur einzelne Lücken fallen auf. Und die zweite Erzählung, die culturhistorisch sehr interessant ist, wird durch einen grausamen in die Handlung eingreifenden Studentenulk völlig in die Luft gesprengt.

Aber es ist etwas an diesem Novellenbuch, das seltsam anzieht. Fast möchte ich sagen: etwas Classisches. An vielen Stellen findet man die großen, ruhigen, breiten Pinselstriche, die von lebenden Dichtern nur Konrad

Ferdinand Meyer hat. In halber Abhängigkeit von ihm mag Adolf Vögtlin auch noch stehen. Es kann jedoch leicht der Fall eintreten, daß man mit ihm, wenn er sich gemäß dieser Proben weiter entwickelt, einst stark zu rechnen haben wird als mit einem eigengearteten und bedeutenden Novellisten, obwol ich mir nicht recht denken kann, daß es ein Anfänger und zwar ein junger Anfänger ist, der in den „Heiligen Menschen" spricht. Dawider streitet nicht nur eine gewisse reife Kunst in der Führung einzelner Scenen, sondern auch die ganze Art der religiösen Motive. Jedenfalls sei der Name Adolf Vögtlin für später angemerkt.

Religiöse Motive spielen theilweise auch durch die Wilhelm Jensen'schen „Chiemgau-Novellen" (Nr. 3). Sie bilden einen starken Contrast zu den Vögtlin'schen; sie heben sich nicht in großen, breiten Pinselstrichen vor uns, sondern eher wie eine Zusammenstellung von lauter Strichelchen und Punkten; sie sind nicht auf einer sich steigernden Handlung aufgebaut, sondern auf reiner Stimmung.

Ich habe in d. Bl. dem letzten größern Roman des Dichters — wenn man bei Jensen überhaupt je von einem „letzten" Roman reden kann — ein böses Zeugniß mitgeben müssen (vgl. Nr. 30). Um so mehr freut es mich, den „Chiemgau-Novellen" Besseres nachreden zu können. Besonders die erste ist rein lyrisch empfangen und empfunden. Schon die Einkleidung ist charakteristisch: der Poet liest im Freien, am Sonnenwendtag, die Glocken von Greimharting läuten in sein Ohr, der Kukuk ruft dazu und in der Mittagsschwüle nicken die Astrantiaköpfe (verdeutschen wir es mit Sterndolden) über sein Gesicht. Und die Glocken erzählen ihm von alter Zeit, und er sieht Bilder an sich vorüberziehen aus dem 6. Jahrhundert, darin Franken und Sueven den Entscheidungskampf kämpfen.

Und nun ein paar Stimmungsbilder, jedes ein Ring in einer Kette, mit dem andern verbunden, und doch nur wieder jedes ein Höhepunkt, ein Gipfel, der auftaucht, und zwischen den einzelnen liegt ein Thal, das wir überspringen. Für Stimmungszauberer, wie Storm es ist und wie Jensen es sein kann, die leichteste Technik, weil sich in ihr öde Strecken und Auseinandersetzungen vermeiden lassen. Im Roman ist dieses Springen von Situation zu Situation unmöglich, und deshalb sollte Jensen das kluge Beispiel seines Meisters und Landsmannes befolgen und bei der Novelle bleiben.

„Die Glocken von Greimharting" heißt die erste Geschichte. Das Motiv ist uralt: der Kampf des Christen- und Heidenthums, die übliche Liebesgeschichte zwischen einer jungen Suevin, deren Aeltern noch den alten Göttern anhangen, und einem jungen, christlichen Franken. Ein sonniges Idyll mit unendlich viel Stimmung. Man könnte seine reine Freude daran haben, wenn nicht der Schluß gequält erschien. Nämlich in der zweiten Hälfte entwickelt sich das Idyll tragisch; die Fäden sind so geschürzt, daß alles auf bittere Kämpfe hindrängt, daß die gewaltigsten Conflicte unvermeidlich sind, daß zwei ganze Weltanschauungen zusammenstoßen. Aber da erinnert sich Jensen plötzlich, daß er ja in süßer Sommerschwüle im Freien liegt und träumt, und als ob er plötzlich den Muth verliert, die Consequenzen zu ziehen, zuckt er erschrocken zurück und läßt sonnig enden, was sonnig begonnen hat. Daß dabei etwas Willkür mit unterläuft, daß der Sieg des Christenthums rein äußerlich ist, daß die Nothwendigkeit gerade dieser Lösung durchaus nicht einleuchtet, ist klar.

Die zweite Novelle: „Hunnenblut" spielt sechs Jahrhunderte später. Sie ist durch die Reklam'sche Bibliothek schon bekannt geworden und interessirt durch das prachtvolle Hunnenweib darin — ein Weib von jener dämonischen Sinnlichkeit und Fremdartigkeit, wie Jensen es zu zeichnen liebt. Und wieder fünf Jahrhunderte später, in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, fällt die Erzählung: „Aus der vergessenen Zeit", in der ein feindlicher Spion in die gut kaiserliche Stadt Wasserburg eindringt, das Herz der alten Jungfer Regina Edlinger im Sturm nimmt und sie schließlich, als er seinen Zweck erreicht hat, auslacht.

Stofflich originell ist keine einzige der Novellen. Psychologisch tief eigentlich noch weniger. Wenn es darauf ankommt, Gewissensconflicte darzustellen, die tragischen Kämpfe zwischen Vaterlands- und Mannesliebe, zwischen Glauben und Herzensneigung zu schildern, versagt Jensen's Kraft. Die poetische Situation ist seine Stärke. Und eine Untugend, die nicht genug gerügt werden kann: die bogenlangen, mehr oder minder trockenen historischen oder culturhistorischen Einleitungen, die man sich knapp im Roman, geschweige denn in der Novelle gefallen läßt. Aus diesen „Chiemgau-Novellen", die sonst des berühmten Namens würdiger sind, als „Die Katze", ließen sich gut und gerne funfzig Seiten streichen.

Da ist der „Roman. vom Ersten Konsul" (Nr. 4) trotz der am Schlusse angefügten zwölf Seiten geschichtlicher Anmerkungen weitaus weniger mit unverarbeitetem historischen Ballast überladen. Er ist ein neues Zeugniß für den anwachsenden Napoleon-Cultus und, in weiterm Rahmen, für die romantisch-reactionäre Gegenwart, die bald wieder bei der Heroenverehrung angelangt sein dürfte.

Ich kann den Roman nicht historisch, sondern nur ästhetisch nachprüfen. Nicht darum, ob Napoleon so war, wie er hier gezeichnet ist, handelt es sich, sondern darum, ob er so sein konnte. Und diese Frage muß bejaht werden. Es ist mislich, einen Bonaparte als Liebhaber hinzustellen, aber da dieser Liebhaber originell, brutal und sentimental, immer aber groß ist, so ergibt sich kein allzu schroffer Widerspruch zwischen ihm und dem Welteroberer. Und das ist eine wichtige Hauptsache.

Die Fabel ist einfach: Napoleon's Verhältniß zu einer Dame des alten Adels, der Mademoiselle Edmée

de la Fenillade. Aber was darum und daran hängt, diese Gesellschaft, die mit so vielen neuen Elementen durchsetzt ist, die noch keine Tradition und noch kein Ceremoniell hat, die sich erst bilden und entwickeln will — das gibt dem Buche erst das eigentliche Colorit. Man liest es mit starkem Interesse. Wie weit allerdings dieses Interesse historisch und wie weit es ästhetisch ist, das zu entscheiden ist fast unmöglich. Ueberhaupt macht der ganze Stoff ein rein ästhetisches Urtheil sehr schwer. Wenn ich von diesem Napoleon nicht bereits eine mehr oder weniger feste Vorstellung im Kopfe hätte — würde mir dieser Roman dann eine solche geben? würde die Charakteristik, die jetzt ganz karg sein darf, weil sie sich mit den in mir vorhandenen Linien verbindet und all mein Wissen über Bonaparte auslöst, auch genügend sein, wenn ich nie etwas von dem Manne gehört hätte? Alle diese Fragen drängen sich auf, ohne beantwortet werden zu können.

Jedenfalls steht das Eine fest, daß der anonyme Verfasser in einzelnen Scenen eine unbestreitbare dichterische Kraft entwickelt. Es geht durch das Werk ein Athemzug aus gewaltigen Zeiten, darauf weist schon das Motto hin: „Alors tout marchait au son des trompettes victorieuses, alors tout était gloire et honneur, alors on parlait une autre langue." Und jede Größe packt. Es ist dasselbe, ob man als Kind mit glühendem Gesicht die Heldenthaten eines Prairiejägers las oder als Erwachsener das gewaltige Genie eines Napoleon vor sich aufsteigen sieht.

Das Buch ist äußerst vornehm ausgestattet. Als kleiner Irrthum sei angemerkt, daß der Autor auf S. 129 von seiner Heldin behauptet, sie kleide sich „stets in Grün", sie jedoch auf S. 141 in mattblauer Seide und auf S. 206 in einem schneeweißen Gewande einherrauschen läßt. Sollte sich in dieser Flüchtigkeit und in all den Toilettenbeschreibungen nicht eine weibliche Feder verrathen?

Karl Busse.

Allerhand Lyrisches und Episches.

1. Träumen. Lyrische Gedichte von Adolf Holst. Erfurt, Eduard Moos. 1895. 12. 2 M. 25 Pf.

Diese poetische Erstlingsgabe eines offenbar noch jugendlichen Dichters bringt Lyrik in rein subjectiver Form, fast lauter Liebeslieder, die der Mehrzahl nach einer schwermüthigen und entsagungsreichen Stimmung entsprungen sind. Die Gedichte sind nicht ohne Spuren von Talent: manches ist zart und innig im Ton, volksthümliche Weisen sind mitunter mit Glück nachgeahmt, es fehlt weder an poetischen Anschauungen noch an Mitteln, diese zu kräftigem Ausdruck zu bringen. Was die Beschäftigung mit dieser Sammlung trotzdem zu einem sehr fragwürdigen Genuß macht, ist der Mangel an ästhetischer Bildung und Schulung des Dichters. Je seltener bei der gegenwärtigen lyrischen Massenproduction eigenartige Gedanken und Empfindungen anzutreffen sind, desto größerer Nachdruck muß auf Reinheit der Form gelegt werden. Auf S. 1 hebt Adolf Holst also zu dichten an:

> Wie lachte mir der Lenz so licht,
> Als ich zum ersten mal dich sah,
> Geschaut dein reizend Angesicht,
> Wie ward mir da!
>
> Du warst ein Kind, was wußt' ich noch
> Von Liebesleid und Liebeslust!
> Ein heiß Gefühl durchbebte doch
> Die junge Brust.

Die erste Strophe wird durch den willkürlichen Wechsel der Zeiten fast unverständlich; in der zweiten ist es ein sehr merkwürdiger logischer Zusammenhang, daß er darum nichts von Liebesleid und Liebeslust wußte, weil sie ein Kind war; außerdem sollte es statt „noch" „schon" heißen. Neben Ungenauigkeiten und Undeutlichkeiten des Ausdrucks und der Construction laufen schiefe und geschmacklose Bilder her; auf S. 67 wird beispielsweise der Frühling mit einem „Bader" verglichen. Unreine Reime wie „brach" und „Tag" (S. 3), „Süd" und „zieht" (S. 16) sind Herrn Holst eine Kleinigkeit; in dem Gedicht „Serenade" (S. 10 fg.) steht plötzlich mitten unter weiblichen Reimen ein männlicher u. s. f. So werden diese „Träume" trotz der erwähnten Vorzüge vermuthlich außer dem Dichter selbst und etwa „der Herrin", der er „Der Liebe Lust und Liebe" (S. 3) geweiht hat, niemand sonderliches Vergnügen bereiten, und daß der Dufthauch von Holst's Liedern durch die Welt flattern werde (S. 86), ist eine ebenso unwahrscheinliche als unbescheidene Voraussetzung.

2. Gedichte von Hildegard Stradal. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1895. 8. 2 M.

Auch in dieser Gedichtsammlung macht sich Vernachlässigung der Form, wenn auch nicht in so auffälliger Weise wie in der vorhergehenden, geltend. Um die Reinheit der Reime ist es ebenso übel bestellt wie um die Correctheit der Construction und die Präcision des Ausdrucks. So liest man z. B. auf S. 51:

> Tage gibt es, wo die Welt so sonnig,
> Wo in Seligkeit die Brust bewegt,
> Wo mit Macht, halb wehmuthsvoll, halb wonnig,
> Sich ein Sehnen in der Seele regt u. s. w.

Dazu gebricht es der Dichterin an der Fähigkeit, ihren Gedanken klaren Ausdruck zu verleihen. Aus dem Gedichtchen „Leidesahnung" (S. 28) wird schwerlich jemand klug werden.

Im übrigen halten sich die lyrischen Ergüsse dieser Dichterin auf einer anständigen Durchschnittshöhe, wenn

sie gleich nur wenig Persönlichkeit verrathen. Ihre Stimmung ist gar trübselig, und der melancholische Grundton bleibt derselbe, mag sie sich nun zu classischen Tonwerken ihre Gedanken machen und diese in Worte kleiden oder Lieder eines Gefangenen anstimmen oder, wie in dem kleinen Epos „Maria", eine alte, stofflich höchst unbedeutende Sage aus dem Chiemgau in hübschen Versen erzählen. Theilweise sind Hildegard Stradal's Gedichte als bloße Studien zu betrachten, was äußerlich schon daraus hervorgeht, daß sie nicht einmal Ueberschriften für alle Stücke gefunden hat.

3. Fremde und Vaterland. Vermischte Dichtungen von Franz Herold. Wachwitz-Dresden, Max Geißler's Verlag. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Franz Herold, der seinen Namen bereits durch ein paar Gedichtsammlungen bekannt gemacht hat, gibt in dem vorliegenden stattlichen Bande eine bunte Reihe kürzerer und längerer, lyrischer, epigrammatischer und epischer Dichtungen, denen theils sein heimatliches Prag, theils das von ihm durchpilgerte Italien und Sicilien charakteristische Localfarbe verleihen. Manche von den Eigenschaften, deren glückliche Vereinigung den großen Dichter ausmachen, begegnen uns in diesem Buch: ursprüngliches poetisches Empfinden, selbständiges Denken, charaktervolle Männlichkeit und tüchtige Gesinnung, umfassende Bildung, reiche Ausdrucksmittel, Sinn für die Bedeutung der Form. Franz Herold ist offenbar ein Talent, aber ein schwerfälliges und schwerflüssiges, dem es an Anmuth ganz und gar gebricht. Die Ausführung bleibt bei ihm meist ein gutes Stück hinter der Idee zurück. Ein empfindlicher Mangel an Ruhe und Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit tritt in diesen Gedichten hervor. Das ist ein Zusammentragen und Anhäufen von antiken und modernen Bildungselementen, von gekünstelten und verschwommenen Bildern und Gleichnissen, von Paraboliſchem und Symbolischem, daß es dem Leser förmlich im Kopfe schwindelt. Wie lange werden unsere Lyriker noch so anspruchsvoll sein, daß sie vom Publikum verlangen, es solle ihre äußern und innern Erlebnisse, ihre Meinungen und Ansichten aus den dunkeln Andeutungen errathen, die sie zu machen belieben? Gewiß wären die natürlichen Mängel, die dem Talente Herold's anhaften, weniger stark in Erscheinung getreten, wenn er die Auswahl mit größerer Sorgfalt getroffen hätte. Es kommt doch bei einer Gedichtsammlung nicht auf den Umfang an, und es gehört nicht zum Wesen des wahren Lyrikers, daß er alle paar Jahre einen Band herausgibt, hinter dem an Dickleibigkeit der ganze Lebensertrag manches gefeierten Poeten zurückbleibt. Was taugt es denn, jeden Versuch dem Publikum darzubieten, Stücke, die nur für den Dichter selbst oder seine Entwickelung Belang haben? Damit wird nichts erreicht, als daß das wirklich Gute unter der Masse des Schülerhaften und Unfertigen verschwindet. Es fällt ja einem Maler auch nicht ein, alle seine Studienblätter feilzubieten. Unter diesem Gesichtspunkte hätte Herold einen guten Theil seiner Gedichte ganz unterdrücken und von dem Rest wiederum reichlich die Hälfte einer sorgfältigern Ausführung und Durcharbeitung unterziehen sollen. Denn jene gerügte Unklarheit wird vielfach durch Undeutlichkeiten und Nachlässigkeiten des sprachlichen Ausdrucks bewirkt, die ihrerseits wiederum nicht auf einen Mangel an ästhetischem Verständniß, vielmehr eben auf allzu große Hast im Produciren zurückzuführen sind. Welche unmögliche Construction bergen beispielsweise die Verse (S. 213):

Doch wie Du mich mit Deinem Hauch berührt,
Da hab' ich Flügel werden mir gespürt.

Oder wie kann man nur so geschmacklos sein, von sich zu erklären (S. 246):

Ich bin das lauschend stille Zimmer,
Verhüllt von grünen Jalousie'n,
Durch die den ganzen Tag der Schimmer
Der hohen Junisonne schien.

Wo der Dichter sich größerer Selbstzucht befleißigt, ist ihm manches Schöne gelungen, wie z. B. (S. 307):

Glück.

Mit jedem kam ein Glück zur Erde,
Er sucht und sucht und findet's nicht,
Vielleicht, ein Heimchen, sitzt's am Herde,
Derweil er schaut zum Sternenlicht.
Mit jedem ist ein Glück geboren
Und wandelt tief verhüllt um ihn,
Und jeder hat zuletzt verloren,
Was niemals ein Besitz ihm schien.

Freilich bleibt er allzu viel am Elend des Erdenlebens kleben und vermag sich nicht zu einer freiern und frohern Auffassung des Menschendaseins emporzuheben. In der Anordnung der Gedichte vermißt man sowol ein festes Princip als guten Geschmack. Ganz Unglaubliches ist vollends in Druckfehlern geleistet; diese sind am Schluß des Buches auf vier Seiten nur zum Theil berichtigt. Wie mögen Autor und Verleger es über sich bringen, ein also entstelltes Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben!

4. Gedichte von Anna Klie. Leipzig, Georg Wigand. 1895. 12. Geb. 3 M.

Was ein weiches und warmes Frauengemüth bewegt, wird auf einfache und natürliche Weise in diesen anspruchslosen Liedern ausgesprochen. Kraft und Tiefe des Gedankens sind ihnen ebenso fremd wie das Pathos höchster Leidenschaft: sie sind auf den Grundton sanfter Ergebenheit und Gelassenheit, wehmüthigen Entsagens gestimmt. Es ist ein bescheidenes und engbegrenztes Gebiet, auf dem das zarte Talent der Dichterin gedeiht; schon die wenigen Dichtungen erzählender Art, die sich in der Sammlung vorfinden, sind unbedeutend und schwächlich. Aber je weniger sie über die ihr angemessene Sphäre hinausstrebt, desto klarer vermag sie ihre Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen. In der Form ist sie durchweg sauber und gefällig. Die Literatur der Gegen-

wart hat durch die Gedichte von Anna Klie nichts gewonnen, aber sie gereichen unserer Lyrik wenigstens nicht zur Unehre.

5. Lieder eines Elsässers. Von Fritz Lienhard. Berlin, Hans Lüstenöder. 1895. 12. 1 M.

Es sind die Lieder eines treuherzigen Provinzialen, der, nach Berlin verschlagen, sich unter den blasirten Großstädtern nichts weniger als behaglich fühlt und den nivellirenden Tendenzen der Weltstadt gegenüber sein alemannisches Stammesbewußtsein nicht ohne Stolz zur Schau trägt.

Provinzler bin ich dumm und schlicht,
Provinzler aber treu und stark —
Erhalte mir, mein Herr und Gott,
Mein Dichterblut und Mannesmark!

sagt der Dichter (S. 43) von sich selbst. Er hat sich in anspruchsvoller Umgebung einen einfachen und natürlichen Sinn bewahrt. Mehr als alle verführerischen Belustigungen reizen ihn die Musik seiner Kochmaschine und der Duft von gebratenen Aepfeln, die vom Wasgenwald her die weite Reise gemacht haben. Aus dem geräuschvollen Treiben und dem Dunstkreis der Stadt, wo ihn sein Beruf festhält, schweifen die Gedanken nach der friedsamen Ruhe und nach der würzigen Gebirgsluft des heimatlichen Wasgaus mit seiner braunen Gänseliesel und seiner sonstigen biedern Landbevölkerung. Der elsässische Dichter ist zugleich ein wackerer deutscher Patriot, dem das Kokettiren seiner Stammesbrüder mit Frankreich ein Greuel ist, und der darum mit ihnen scharf ins Gericht geht. Er höhnt sie (S. 28) also:

Der Ingrimm packt mein ganzes Herz,
Wenn ich durch's Winkelstädtchen gehe
Und diese welsche Unnatur
An meinen Gaugenossen sehe!
Nun sucht im Reich', in That und Wort,
Jedweder Männliches zu schaffen —
Doch diese Herr'n aus Winkelstadt
Sie sind und bleiben Deutschlands Laffen!

Selbst jene Bürschlein ohne Flaum
Und feucht noch hinter beiden Ohren,
Im Männer-Jahre Siebenzig
Noch ungeahnt und ungeboren,
Die Frankreich nie von innen sah'n
Und kennen kaum vom Hörensagen —
Selbst diese grünen Knirpse muß
Bereits der Hochmuthsteufel plagen!

Ihr Ideal der Parisien,
Ihr Rauchzeug welsche Cigarretten;
Ja, wenn die plumpen Dachse noch
Die echte Gallier-Anmuth hätten!
Doch stets verlacht als têtes carrées
Von Frankreichs spitzem Spottgestichel,
Sind sie und bleiben, heut' wie eh',
Verirrte dumme deutsche Michel!

Bedeutend sind Lienhard's Gedichte keineswegs, aber sein gesundes und fröhliches Naturell und die frische und naive Art seines Vortrags hinterlassen einen angenehmen Eindruck.

6. In Phanta's Schloß. Ein Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen von Christian Morgenstern. Berlin, Richard Taendler. Schmal 8. 1 M. 50 Pf.

Längst Gesagtes wieder sagen,
Hab' ich endlich gründlich satt.

Also hebt der Dichter im Prolog an. Es hätte dieser Versicherung nicht bedurft. Man braucht nur das Buch in die Hand zu nehmen, und man wird alsbald gewahren, daß man es hier mit einem Stück allermodernster Lyrik zu thun hat. Ein Blick auf die Widmung „Dem Geiste Friedrich Nietzsche's", auf den unregelmäßigen Strophenbau, auf die nur aus wenigen Silben bestehenden Verse belehrt uns schon darüber. Bei näherer Beschäftigung mit der Sammlung wird dieser Eindruck verstärkt; wir stoßen auf lauter unverkennbare Merkmale der jüngstdeutschen Schule: willkürliche Versformen, kecke, oft sprachwidrige Neubildungen von Wörtern, aphoristisches Aneinanderreihen einzelner Gedanken, in zwecklosen Stimmungsbildchen Anschlagen von Tönen ohne Ausklingen. Als humoristisch-phantastische Dichtungen bezeichnet Christian Morgenstern seinen Cyklus. Viele, d. h. alle, die sich noch nicht zur Höhe der modernsten ästhetischen Auffassung emporzuschwingen vermocht haben, werden aber nach dem Humor in dem Buche vergeblich suchen. Man müßte denn etwa die Gedanken, die sich der Dichter in dem „Wolkenspiel" Nr. 2 (S. 16) über die Köchin des großen Pan macht, dafür nehmen:

Es ist, als hätte die Köchin
Des großen Pan
— Und warum sollte der große Pan
Keine Köchin haben?
Eine Leibnymphe,
Die ihm in Kratern
Und Gletschertöpfen
Köstliche Bissen brät
Und ihm des Winters
Geysir-Pünsche
Sorglich credenzt? —
Als hätte diese Köchin
Eine Schüssel mit Rothkohl
An die Messingwand
Des Abendhimmels geschleudert.
Vielleicht im Zorn,
Weil ihn der große Pan
Nicht essen wollte. . . .

Mir erscheint, um ehrlich zu sein, dieses und manches andere Stück eher läppisch als humoristisch. Dagegen verfügt der Dichter allerdings über eine nicht gewöhnliche Phantasie. Was hilft indessen Phantasie, wenn sie nicht durch das Läuterungsbad des guten Geschmacks gegangen ist, wenn sie einem Labyrinthe gleicht, in dem sich niemand, als der Baumeister selbst, zurechtfindet? Für gewöhnliche Sterbliche, auch wenn sie mit Nietzsche vertraut sind, muß der tiefere Sinn dieser Dichtungen verborgen bleiben.

Einen großen Vorzug hat jedoch die modernste Lyrik im allgemeinen und die Christian Morgenstern's im besondern vor der Liederdichtung alten Stils: an die Stelle

eines oft recht kläglichen Weltschmerzgefühls und Winselns über das Menschenelend ist kräftiger Daseins- und Kampfesmuth und stolzes Selbstbewußtsein getreten, wie letzteres beispielsweise in Morgenstern's Gedicht „Homo imperator" (S. 24 fg.) zum Ausdruck gelangt. Leider erscheinen auch diese an sich erfreulichen Eigenschaften vielfach übertrieben und ins Unnatürliche verzerrt: hat sich doch überhaupt die moderne Richtung im Bestreben, das Conventionelle der bisherigen Lyrik zu überwinden, bereits in eine nicht minder unerquickliche Manier verstrickt.

7. Peter Preradovic's ausgewählte Gedichte. Deutsch von Marco Spicer. Mit biographischer Einleitung und dem Bildnisse des Dichters. Leipzig, Otto Wigand. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Es läßt sich kaum eine schwierigere ästhetische Aufgabe denken, als die, lediglich nach Uebersetzungen die Leistungen eines Lyrikers fremder Zunge zu würdigen. In keiner Dichtungsgattung ist dem sprachlichen Ausdruck und der Form eine Rolle von ähnlicher Wichtigkeit zugetheilt, wie in der lyrischen; der Bearbeiter muß da die Hälfte vom Original wegthun und aus eigenen Mitteln ersetzen. Ich lasse mir darum an der Bemerkung genügen, daß der unter seinen Landsleuten gefeierte kroatische Poet, dessen Gedichte hier in einer kleinen nicht ungeschickt getroffenen und mit einem biographischen Vorwort versehenen Auswahl dem deutschen Publikum geboten werden, eine markige und sittlich-ernste Persönlichkeit ist, die ihre poetischen Empfindungen mit Vorliebe in erhabenen und feierlichen Tönen voll ausklingen läßt.

8. Der Märchenwald für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit 6 Vollbildern von R. E. Kepler und E. Weißer. Stuttgart, Paul Neff. 8. Geb. 3 M.

Engelmann bewegt sich hier auf einem Gebiet, das seinem Talent sehr angemessen ist. Es handelt sich dabei um ein Stück seiner erfolgreichen Bestrebungen, die Schätze unserer mittelalterlichen Poesie zu populariſiren und in der deutschen Familie einzubürgern: unsere Volksmärchen bilden ja einen höchst werthvollen Bestandtheil unserer Nationalliteratur. Bei der Auswahl hat Engelmann namentlich auch solche berücksichtigt, die weniger allgemeine Verbreitung gefunden haben; bekannte Märchen, wie das von Dornröschen, sind in gebundener Redeweise wiedergegeben. Es ist ganz gut, daß bei dem ohnehin starken Vorherrschen der Prosa in der Literatur der Gegenwart unter der Jugend, für die doch das Buch in erster Linie bestimmt ist, die Liebe zum Vers frühzeitig geweckt wird. Engelmann hat die gegebenen Stoffe in geschmackvoller Weise und in ansprechender Darstellung, mit offenbar liebevoller Versenkung in den Gegenstand bearbeitet; höchstens, daß hin und wieder ein moderner Zug oder eine etwas gar zu vordringliche Schlußmoral die Naivetät des Volksmärchens stört.

Rudolf Krauß.

Religiöse Literatur.

1. Die jüdischen Speisegesetze nach ihren verschiedenen Gesichtspunkten zum erstenmal wissenschaftlich-methodisch geordnet und kritisch beleuchtet. Von A. Wiener. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). 1895. Gr. 8. 10 M.

Der hochbetagte Verfasser hat sich der Mühe unterzogen, die jüdischen Speisegesetze kritisch zu erörtern, ein Unternehmen, das bei seiner liberalen Auffassung von ihm als Rabbiner keinen geringen Grad von Muth und Ueberzeugungstreue erforderte gegenüber der gegenwärtig die Mehrzahl seiner Amtsgenossen beherrschenden Strömung einer hyper-orthodoxen Anschauung. Er selbst spricht sich über seinen theologischen Standpunkt mit den Worten des ihm stimmungsverwandten Luzzatto dahin aus: „Ich bin weder starrgläubig noch Neolog, weder Buchstabenverehrer noch Philosoph, weder Kabbalist noch Karait; aber ich forsche nach Wahrheit, nehme sie von dem Geringsten, weise die Täuschung auch der höchsten menschlichen Autorität zurück. All mein Forschen gipfelt in dem Streben, Sinn und Absicht der Schrift, des Gesetzgebers zu erfassen, und verschmäht es, den Schriftworten eine Deutung unterzuschieben, um sie mit der Halacha in Einklang zu bringen." In dieser nüchternen, vermittelnden, milden, wenn man will, aufgeklärten, keinem Menschen zu Lieb und keinem zu Leid lediglich auf die Sache gerichteten Betrachtungsweise hat denn auch der Verfasser seine Untersuchung angestellt, eingehend, umfassend, gründlich, unterstützt durch ein reiches Wissen auf dem einschlagenden Literaturgebiet. Für das Fade und Abgeschmackte in so manchen haarspaltenden Definitionen und verzwickten Distinctionen des Talmud und des Schulchan aruch nicht blind, auch da, wo es sich um uralte Traditionen handelt, berechtigte Angriffe nicht schroff abweisend, sondern selbst von dem Gegner willig Belehrung annehmend, behandelt er seinen Stoff unter fünf Gesichtspunkten: dem historischen, religiösen, antiquarischen, diätetischen und intereonfessionellen, und zwar so, daß in acht Abschnitten gesondert besprochen werden die Spannader, Fleisch mit Milch, Fett und Blut, Blut, Zerrissenes, Aas, unreine Vierfüßler nebst Vögeln und Fischen, endlich sogenannte Vermischungen.

Einzelne Erörterungen möchte man knapper gefaßt wünschen, es stört hin und wieder eine gewisse Weitschweifigkeit, und mehr als einmal begegnen Wiederholungen. Die Masse der Citate und Fußnoten trägt auch nicht gerade zur Uebersichtlichkeit bei, ebensowenig, daß

man zu Anfang des Buches nach einem Vorwort auf ein Nachwort, nach dem Nachwort auf eine Nachschrift, zu Ende des Buches auf einen Anhang I, Citate und Noten zu Anhang I, Ergänzungen und einzelne Corrigenda und schließlich auf eine Reihe von Nachbemerkungen stößt, denen sich dann noch ein über funfzehn Seiten einnehmendes Verzeichniß von Druckfehlern und abermaligen Ergänzungen anschließt.

Was über die wohlthuende Milde des Urtheils und die sachliche Behandlung des Stoffes gesagt wurde, erleidet nur eine Ausnahme. Für den berechtigten Kern des Antisemitismus, der doch erst durch die unleugbaren Ausschreitungen jüdischer Unbescheidenheit und Vordringlichkeit hervorgerufen ist, geht dem Verfasser nicht blos jedes Verständniß ab, es kommt ihm, wo er dieser Frage näher tritt, auch der letzte Rest von ruhiger Ueberlegung abhanden, er fängt einfach an, zu poltern und zu schimpfen. „Das bubenhafte, freche Treiben dieser verrohten, verkommenen Gesellschaft", dieser „wahnwitzigen, blutdürstigen Antisemiten" — das ist doch ein Ton, der in guter Gesellschaft nicht angestimmt zu werden pflegt. Von den so gearteten Auslassungen über Stöcker zu schweigen, läßt der Verfasser in seiner blinden Wuth selbst einen Historiker wie Treitschke über das Judenthum nur schreiben, „um dem Antisemitismus in Wort und Schrift fröhnen zu können". An anderer Stelle (S. 499) fällt er gar über diese „literarische Misgeburt" das geschmackvolle Urtheil:

> Wie mancher Apostel seine Aufrichtigkeit gegen die neue Religionsgesellschaft durch Anklage und Beschimpfung der frühern Glaubensgenossen zu beweisen sucht, so will der Historiker Treitschke seine slawisch-tschechische Abstammung, auf die schon sein Name hinweist, durch das Uebermaß seiner Germanomanie vergessen machen, welche er gegen die Juden ins Treffen führt, die höchst wahrscheinlich in Deutschland sich schon früher acclimatisirt und assimilirt haben, als seine Ahnherren, dieser chauvinistische Pseudo-Urgermane, der als Geschichtschreiber den Tenor des Tacitus, die Annalen wenigstens, nicht zu fassen scheint, da er die herabwürdigenden, albernen, giftigen Aeußerungen des letztern gegen die Christen mit den bei weitem glimpflichern über die Juden verwechselt, dieser Antisemit Treitschke, der ihm nachgewiesene offenbar unrichtige statistische Unwahrheiten und unter seinem Namen verbreitete falsche Behauptungen zur Aufreizung gegen eine wehrlose Minorität (!) öffentlich zu widerrufen nicht den Muth hat.

Selbstverständlich werden daneben Mommsen, der doch, wie auch seine begeistertsten Verehrer zugestehen, gerade durch seine Stellungnahme in der Judenfrage seinen Gelehrtenruhm nichts weniger als vermehrt hat, und der „angebetete" Kaiser Friedrich in den Himmel erhoben. Alles, was der Verfasser über die antisemitische Bewegung schreibt, wäre besser ungeschrieben geblieben.

Eine wesentlich ruhigere und würdigere Haltung, obgleich auch hier bis auf die Gegenwart herabgegangen wird, bewahrt ein anderes aus Rabbinerhänden hervorgegangenes Werk:

2. Die jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanons. Von J. Winter und August Wünsche. 24. Lieferung. Trier, Sigm. Mayer. 1895. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die von diesem Sammelwerk erschienene jüngste (24.) Lieferung bringt zunächst eine Fortsetzung des von S. Bäck behandelten Abschnitts über die Apologeten vom 14. bis Ende des 18. Jahrhunderts und weiterhin von M. Kayserling den Anfang einer den Schluß des ganzen Werkes bildenden Abhandlung über die jüdische Literatur von Mendelssohn bis auf die Gegenwart.

Unter den Apologeten begegnet uns als erster der nach seiner Vertreibung aus Spanien zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Algier als Rabbiner thätige Simon ben Zemach Duran, der nicht ohne Geschick gegen Christenthum und Islam sein eigenes Bekenntniß zu vertheidigen unternahm. Wenigstens wird ihm eine nicht gewöhnliche Belesenheit in den Evangelien, den christlichen Begründungsschriften und den Erzeugnissen hervorragender christlicher Theologen nachgerühmt, während er im Koran und in den Büchern der israelitischen Schriftgelehrten sich weniger bewandert zeigt. Von österreichischen Apologeten sind es Lipman Mühlhausen (gleichfalls aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts) und Eleasar Fleckeles, mit denen wir bekannt gemacht werden. Aus Polen begegnet uns Isaak ben Abraham aus Trock (im 16. Jahrhundert), aus Italien der Arzt David de Ponis (16. Jahrhundert), aus Holland Manasse ben Israel (geboren 1604), aus Deutschland endlich Jakob Hirschel Emden und Moses Mendelssohn, der letztere als Verfasser einer Vorrede zu Dohm's 1781 erschienener Schrift: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden", als Recensent der von Kaplan Rabe herausgegebenen Uebersetzung der Mischna, namentlich aber als Urheber der durch seinen Streit mit Lavater hervorgerufenen, erst nach seinem Tode veröffentlichten „Betrachtungen über Bonnet's Palingenesie".

In die Geschichte der jüdischen Literatur in den letzten hundert Jahren, nächst der spanischen Epoche die reichste und mannichfaltigste, welche sie aufzuweisen hat, führt uns eine treffliche, lichtvolle Einleitung ein, an die sich dann eine Uebersicht über die auf Bibelübersetzung und hebräische Grammatik bezüglichen Leistungen anschließt. Die nächste Lieferung des gediegenen Werkes soll die Fortsetzung dieses Theiles und damit zugleich den Schluß des Ganzen bringen.

Einer sehr interessanten Frage, die schon unzählige Federn in Bewegung gesetzt hat, ist die folgende Schrift zugewendet:

3. Keine Lücke im Leben Jesu. Von Ch. Alphonse Witz. Antwort auf die Schrift von Nikolaus Notowitsch: „Die Lücke im Leben Jesu." Wien, Carl Konegen. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Die zu Grunde liegende Streitfrage darf ja wol als weitern Kreisen bekannt vorausgesetzt werden, da auch zahlreiche politische Tagesblätter sie wiederholt besprochen haben: Der russische Reisende Nikolaus Notowitsch hat nach seinen Angaben während eines Aufenthaltes in Leh,

der Hauptstadt von Ladak, das große, in der Nähe der Stadt gelegene Kloster Himis besucht. Der Oberlama des Hauses hat ihm hier mitgetheilt, daß die Klosterbibliothek einige Copien von uralten buddhistischen handschriftlichen Denkwürdigkeiten über das Leben Jesu sowie überhaupt über die Völker des Westens enthalte. Ein Beinbruch lieferte bald darauf dem Reisenden den gewünschten, keinen Argwohn erregenden Vorwand, in das Kloster zurückzukehren, und dieser unfreiwillige, zweite Aufenthalt führte ihn zum Ziele. Die auf Jesus bezüglichen Handschriften wurden herbeigebracht und von einem Dolmetscher aus der Palisprache ins Tibetanische übersetzt. Was der Lama vorlas, zeichnete Notowitsch sorgfältig in seinem Taschenbuch auf, um dann diese Nachschrift zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Danach wäre Jesus, der Erstgeborene armer, frommer Leute im Lande Israel, von Gott auserwählt, die Armen auf Erden zu trösten und die Welt zu reinigen von ihren Sünden, in seinem vierzehnten Jahre mit Karawanen nach Indien aufgebrochen, um sich da zu vervollkommnen im göttlichen Worte und zu forschen in den Gesetzen des großen Buddha. Die weisen Priester Brahmas bereiteten ihm einen freudigen Empfang, lehrten ihn die Vedas lesen und verstehen, mit Hülfe von Gebeten heilen, die Heilige Schrift auslegen, den bösen Geist austreiben aus dem Körper eines Menschen und ihm die menschliche Gestalt wiedergeben. Sechs Jahre verbrachte so Issa in Dschagarnat, in Radschagrisa, in Benares und in den andern heiligen Städten. Jedermann liebte ihn, denn Issa lebte in Frieden mit den Veises und Sudras, den gelben und schwarzen Angehörigen der dritten und der letzten Kaste, und unterrichtete sie in der Heiligen Schrift. Als deshalb die Brahmanen und die Kschatrias, die weißen und die rothen Zugehörigen der beiden ersten Kasten, unwillig darüber, daß er von Gott Verworfenen Menschenrechte zuspreche, ihn zu tödten drohten, flüchtete Issa ins Gebirge und ließ sich im Lande der Gautamiden nieder, wo geboren war der große Buddha Cakya-Muni. Nachdem er die Palisprache vollkommen erlernt hatte, widmete sich Issa dem Studium der heiligen Rollen Sudras. Sechs Jahre später konnte er diese bereits selbständig auslegen. Da verließ er Nepal und das Himalayagebiet, stieg hinab in das Thal Radschiputan und wandte sich gen Westen, um den Völkern zu predigen von der höchsten Vollkommenheit der Menschen und von dem Guten, das man seinem Nächsten thun müsse, und gegen den Götzendienst zu eifern. Alsbald waren auch die Nachbarreiche seines Ruhmes voll. In Persien aber legten die Magier, erschrocken über die günstige Aufnahme, die er beim Volke fand, seiner weitern Wirksamkeit Hindernisse in den Weg, sodaß er das Land verließ und weiter zog, wieder seiner Heimat zu, wo er, neunundzwanzig Jahre alt, nach sechzehnjährigem Aufenthalt in der Fremde eintraf. Drei volle Jahre lehrte er nun unter seinem Volke von Stadt zu Stadt, aber seine große Volksthümlichkeit war dem heidnischen Landpfleger ein Greuel. Trotz der Fürsprache der Hohenpriester und Aeltesten und in Nichtachtung des Protestes, den das Synedrium erhob, ließ Pilatus den Volksverführer inmitten zweier Straßenräuber kreuzigen, den Leichnam den Verwandten zur Bestattung überlassend. Da geschah das Unerhörte. Am folgenden Tage fand die Menge das Grab leer, die sterbliche Hülle des Heiligen war in den Himmel entrückt. Pilatus wüthete und verbot bei Todesstrafe, den Namen Issa's zu nennen. Umsonst, die Jünger Issa's zogen überall hin zu den Heiden und predigten Vergebung der Sünden im Namen des von dem höchsten Gott verherrlichten Meisters. Und siehe, die Heiden, ihre Könige und ihre Krieger, entsagten ihrem thörichten Glauben, verließen ihre Priester und ihre Götzen, um zu lobpreisen den weisesten Schöpfer des Weltalls, den König der Könige, dessen Herz erfüllt ist von unendlicher Barmherzigkeit.

So etwa der Inhalt des von Notowitsch veröffentlichten „merkwürdigen Manuscripts", von welchem er allen Ernstes versichert, daß seine Angaben schon um deswillen vor den Aufzeichnungen der sogenannten Evangelisten den Vorzug verdienten, weil diese erst in viel späterer Zeit erfolgten, während die Buddhisten ihre Chroniken unmittelbar nach Jesu Tode geschrieben haben und Gelegenheit hatten, die zuverlässigste Auskunft über alle Punkte zu sammeln, für die sie ja so lebhaft sich interessirten.

Notowitsch's Schrift erregte kein geringes Aufsehen. In Frankreich erlebte sie innerhalb weniger Monate sieben Auflagen, eine deutsche Uebersetzung fand in mehrern Auflagen in Deutschland und Oesterreich Verbreitung, eine englische Uebersetzung folgte auf dem Fuße nach. Und was sagt die Wissenschaft zu dem einzigartigen literarischen Funde? Während die Zeitungsstimmen mehr aus Instinct, als in klarer Einsicht von „sensationeller Mystification", „dummdreister Erfindung", „plumper Fälschung", „Schwindel", „grobem Humbug", einem „Sammelsurium kritiklosen Unsinns" redeten, kam die Gelehrtenwelt aus guten Gründen sehr bald zu dem Schluß: entweder Betrogener oder Betrüger, und da letzteres unwahrscheinlich, bleibt kaum ein Zweifel, daß unser russischer Odysseus das Opfer einer Fälschung geworden ist. Die tibetanischen Priester haben, um dem Vordringen des Christenthums Einhalt zu thun, das Mittel geeignet gefunden, Issa selbst nur als einen nach Indien gekommenen und dort durch die Buddhalehre erleuchteten Gottesgesandten darzustellen. Zu diesem Zweck haben sie die Aufzeichnungen gemacht und Notowitsch in seiner Unkenntniß und Vertrauensseligkeit mit ihrem Machwerk denn auch richtig auf den Leim gelockt. Daß aber Betrug vorliege, darüber sind Max Müller in Oxford, der indische Missionar der mährischen Brüder F. B. Shawe, Arthur Pfungst, Ch. Nöldecke, G. Bühler in Wien, H. Holtzmann in Straßburg, O. Hartwig in Halle u. a. einer Meinung. Nur über die Art, wie der Betrug ins Werk

gesetzt worden ist, gehen die Ansichten auseinander. Vgl. darüber Nr. 10 d. Bl. f. 1895.

Ch. A. Witz aber hat sich das Verdienst erworben, die Fernerstehenden durch seine Schrift über die ganze Frage nach allen Seiten gründlich aufgeklärt und ihnen die bodenlose Albernheit des neuesten Märchens aus „Tausendundeine Nacht" ad oculos vorgeführt zu haben.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Wir können die Fortsetzung zweier reformationsgeschichtlichen Werke anzeigen, deren erste Bände wir in Nr. 15 d. Bl. f. 1895 besprochen haben: von Rudolf Stähelin's tüchtiger Zwingli-Biographie ist der zweite Halbband erschienen (Basel, B. Schwabe), Georg Löschc's Lebens- und Sittenbild „Johannes Mathesius" liegt in einem zweiten Bande abgeschlossen vor (Gotha, F. A. Perthes). Aus dem Leben des schweizerischen Reformators kommen in dem neuen Halbband lediglich die ereigniß- und entscheidungsreichen Jahre 1523—25 zur Darstellung. Sie brachten die Krisis für das Werk Zwingli's, die Durchführung der Reformation in Zürich und ihren Kampf gegen die Extremen auf religiösem und socialem Gebiet, die Wiedertäufer und die Bauern. Zwingli's bedeutende Kraft gelangt diesen schweren Aufgaben gegenüber zu voller Entfaltung. Es ist staunenswerth, mit welcher Unermüdlichkeit und Schlagfertigkeit er auf Religionsgesprächen immer von neuem den Gegnern von rechts und links Rede steht, und von welcher Klarheit und Tiefe der Gedanken die epochemachenden Schriften sind, die gerade in der Zeit des Kampfes unter seiner rastlosen Feder entstehen. Daß der Verfasser aus diesen eine Reihe von Citaten in seine Darstellung einflicht, ist dankenswerth, da dies Verfahren auch dem mit Zwingli's Schriften nicht bekannten Leser die unmittelbare Berührung mit dem eigenthümlich gesunden, kräftigen, nüchternen Geiste des Zürichers vermittelt. Die Zuverlässigkeit des Berichts und die Abrundung der Darstellung stehen auf derselben Höhe, die wir schon am ersten Halbband rühmen konnten, ebenso wie dort beharrt die Person des Verfassers in maßvoller Reserve, ohne doch an entscheidenden Stellen das eigene Urtheil zu unterdrücken. So bewährt sich auch in dem zweiten Halbband Stähelin's „Huldreich Zwingli" als ein Muster von wissenschaftlicher Gediegenheit und historischer Objectivität. Georg Loesche setzt zunächst die im ersten Bande bereits begonnene Besprechung der Predigten des Johannes Mathesius fort, indem er sie nach Inhalt und Form zusammenfassend charakterisirt. Unter dem vielen Anziehenden, welches das ganze Werk bietet, ist dieser Abschnitt vielleicht der interessanteste. Denn aus den Predigten des originellen joachimsthaler Reformators tritt als aus einem Spiegel uns das Geistesleben seines Zeitalters entgegen. So bieten die Kapitel „Der Aberglaube", „Zur Ethik" u. s. w. eine Fülle interessanter Beiträge zur Geistes- und Culturgeschichte, sämmtlich in der kräftigen Sprache des Reformators, den der Verfasser auch hier wieder nach Möglichkeit zu Worte kommen läßt. Und die Belesenheit und Umsicht des modernen Historikers leistet dem Leser wieder den Dienst, das an der Geschichte und den Anschauungen seines Helden Bemerkenswerthe in Beziehung zu gleichen und ähnlichen Erscheinungen zu setzen und dadurch die Linien zu vervollständigen zu einem ausgeführten Sittenbilde, wie es der Titel des Werkes versprochen hat. Eine Besprechung des „Mathesius als Dichterling" mit einer eingehenden Bibliographie seiner Dichtungen schließt die Darstellung. Die Beilagen enthalten zunächst den Briefwechsel des Mathesius, theils erstmalig herausgegeben, theils — soweit er bereits gedruckt vorlag — in Inhaltsangaben, es folgt die Rechtfertigungsschrift an König Ferdinand, in ihrem lateinischen Wortlaut nach dem Original im prager Archiv veröffentlicht, endlich die Bibliographie der Schriften von und über Mathesius. Register ermöglichen ein rasches Auffinden der im Werke erwähnten Personen und Orte. Die erste Empfindung gegenüber dieser nun abgeschlossen vorliegenden Biographie wird wol bei manchem Leser dieselbe gewesen sein wie bei dem Referenten: Verwunderung, eine Persönlichkeit von begrenzter geschichtlicher Bedeutung in zwei stattlichen Bänden behandelt zu finden. Aber von Kapitel zu Kapitel wächst die Theilnahme an der gewinnenden Gestalt des Mathesius, und der Einblick in die zahlreichen Fäden der Culturgeschichte, die der biographische Aufriß zeigt, läßt erkennen, wie nachahmungswerth die Methode des Verfassers ist: in der Biographie eines Mannes von mittlerer Bedeutung ein Bild der Zeitgeschichte zu geben. Das Leben historischer Riesengestalten ist dazu nicht geeignet, da es selbst alles Interesse in Anspruch nimmt, in der Darstellung des Lebens kleinerer Geister aber sieht man gern die Sitten ihres Jahrhunderts vereinigt, wie in der Linse die Lichtstrahlen sich sammeln. Darum legen wir Loesche's schönes Werk nicht aus der Hand ohne Dank gegen den Verfasser und nicht ohne den Wunsch, daß das Buch viele Leser finden möge.

— Adolf Wilbrandt hat eine Dichtung „Beethoven" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.) erscheinen lassen, die den innern Zusammenhang mit seinem letzten Roman, der „Osterinsel", nicht verleugnet. Wieder steht ein „Uebermensch" im Mittelpunkt, der nach den ihm in den Mund gelegten Worten „Gott näher ist, als all die andern", der in einsamer Größe emporragt über die Wurmmenschheit, der sich berauscht an seiner Erhabenheit wie der Doctor Adler in der „Osterinsel". Nur daß bei ihm noch alles höchste Harmonie bleibt, was bei dem andern in einen schrillen Misaccord ausklingt. Die kleine Versdichtung weist wieder Stellen hoher Poesie auf (s. S. 18), obwol manchmal etwas gesuchte Bilder auftauchen. Zu der Anschauung, daß die Sterne „wie Diamanten an Riesenfingern unsichtbarer Geister" leuchten, kommt nur der grübelnde Verstand. Am bemerkenswerthesten aber dürfte sein, daß Wilbrandt mit diesem „Beethoven" sich einer Dichtungsart genähert hat, die eine Zeit lang von sich reden machte: dem Psychodrama. Der Versuch ist gelungen; für das Genre wird allerdings dadurch weniger bewiesen, als für Wilbrandt.

Bibliographie.

Baumgarten, M., Lucius Annaeus Seneca und das Christenthum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit. Rostock, Wilh. Werther's Verlag. 1895. Gr. 8. 6 M.

Die Kriege Friedrich's des Großen. Zweiter Theil. Der zweite schlesische Krieg 1744—1745. Erster und zweiter Band. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 26 M.

Haacke, W., Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Jena, H. Costenoble. Gr. 8. 12 M.

Reich, E., Gesammelte Werke. Erster Band. Leipzig, August Dieckmann. Gr. 8.

Thiele, L., und Zarnack, R., Zehn Erzählungen zu den zehn Geboten. Leipzig, Reinhold Werther. 8. à 50 Pf.

Tschebull, H., Lustig's Ollerhond aus'n Karntnerlond! Gedichte in kärntnerischer Mundart. Villach, Selbstverlag des Verfassers. 8. 1 M. 25 Pf.

Wereschagin, W. W., Lebenserinnerungen. Meine Jugendjahre. Berlin, S. Cronbach. 8. 3 M.

Wittenberg, H., Als Stütze der Hausfrau. Eine sociale Erzählung. Leipzig, Reinhold Werther. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Siebente Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

—— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie", anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch" allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der maritimen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 34. — 22. August 1895.

Inhalt: Volkskunst auf der Bühne. Von Leonhard Lier. — Erbauliches und Beschauliches. Von Paul Lang. — Ein Beitrag zur orientalischen Frage im Alterthum. Von Ernst Schwabe. — Allerlei aus der Erzählungsliteratur. Von Richard Weitbrecht. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Volkskunst auf der Bühne.

Die Bewegung zu Gunsten einer volksthümlichen Bühnenkunst in Deutschland hat bereits eine Geschichte. Den ersten theoretischen Vorschlägen, die von Schriftstellern ausgingen und auch bei Volkswirthen beifällige Aufnahme und Förderung fanden, folgten nach nicht allzu langer Frist auch Thaten, die ihrerseits wieder eine umfangreiche Literatur kritischen sowol als positiv berathenden Inhalts hervorriefen. Man braucht nur den Namen Herrig zu nennen, um damit eine Richtung der Bestrebungen im Dienste einer theatralischen Volkskunst in Erinnerung zu bringen. Das Besondere dieser Richtung liegt in dem Gedanken, das Volk selbst ausübend, künstlerisch schaffend in den Dienst des Theaters zu stellen und damit in doppelter Weise, den Mitwirkenden wie den Zuschauern eine intensive künstlerische Anregung zu geben. Man glaubte diese Anregung dadurch besonders zu kräftigen, daß man den Aufführungen das Gepräge in bestimmter Zeit wiederkehrender Festlichkeiten aufdrückte. Die andere Hauptrichtung wird mit dem Namen „Freie Volksbühne" genügend bezeichnet, einem Theater für das Volk, in dem berufsmäßige Darsteller ihre Kunst in den Dienst eines socialpolitischen Gedankens stellen. In der Form, in der in Berlin eine solche Volksbühne besteht, ist dieser Gedanke offen ausgesprochen socialistisch. Die Freie Volksbühne ist ein Parteitheater, dem andere Parteien entsprechende Anstalten gegenüberzustellen noch nicht versucht haben. Das berliner Schiller-Theater, das in Breslau demnächst nachgeahmt werden wird, vertritt den Gedanken einer Volkskunst vom parteilosen Standpunkt und zwar, wie es den Anschein hat, auch in literarischer Beziehung. Es verdient erwähnt zu werden, daß alle hier erwähnten Versuche einer Volksbühne neben bestreitbaren künstlerischen Erfolgen auch finanzielle zu verzeichnen hatten, daß sich also die praktische Durchführbarkeit des Gedankens zur Genüge erwiesen hat.

Die Ursachen, welche die Bestrebungen nach einer volksthümlichen Bühnenkunst veranlaßten, waren in erster Linie materiell. Mit dem Schlagwort: Luxustheater, unter dem Herrig vor nunmehr acht Jahren eine streitbare Schrift hinausgesandt hat, ist schon angedeutet, daß die hervorragendsten der bestehenden Bühnen nur denjenigen Volksklassen zugänglich sind, die sich den Luxus eines Theaterbesuches unter Opferung von Geld und Zeit gestatten können. Man erinnerte sich einer Zeit, da die Bühne allem Volke, auch dem wenig bemittelten, ihre Anregungen gönnte, der Zeit der Volksschauspiele, der Passionen in Kirchen und auf freien Plätzen, der in Wirthschaften und auf den Dielen der Bürgerhäuser gespielten Fastnachtsscherze. Seit jenen Tagen hatte sich die dramatische Kunst in geschlossene Häuser geflüchtet, sie hatte sich noch mehr durch Einfluß der Gelehrsamkeit und fremdländischer, nicht nationaler Muster dem Herzen des Volkes entfremdet und war mehr und mehr wie nach der geistigen so auch nach der materiellen Seite ein Privileg der gebildeten und der besitzenden Stände geworden.

Da aber das Bedürfniß des Volkes nach Unterhaltung nach wie vor bestehen blieb, suchte es dessen Befriedigung einige Stufen tiefer, es lief den Gauklern, Zauberern, Athleten und Volkssängern nach, den Artisten, wie sie ihre eigene Kunstsprache nennt. Je mehr sich nun unter hier nicht näher zu untersuchenden volkswirthschaftlichen Verhältnissen der vierte Stand vermehrte, desto empfindlicher wurde die Thatsache, daß mit seinem Ausschluß von edlern Genüssen der Kunst auch die geistige und in unabweisbarer Folge die moralische Proletarisirung der Massen Fortschritte machte. Diesem fortschreitenden Uebel Einhalt zu thun, war eine der hervorragendsten Pflichten der gebildeten Stände, sobald in ihnen überhaupt das Bewußtsein wach wurde, daß die Gesellschaft berufen sei, socialreformatorische Aufgaben zu erfüllen. Leider ist dieser Pflicht kaum irgendwo Genüge geschehen. Denn man wird nicht behaupten, daß die bestehenden Volks-

bildungsvereine nach Zahl und Mitteln im Stande seien, die umfangreichen und täglich wachsenden Aufgaben zu bewältigen. Namentlich hat das Theater sich seinen volksbildnerischen Pflichten bisher mit Beharrlichkeit entzogen, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Die Begründung der Freien Volksbühne zeigt auf seiten der demokratischen Parteien, selbst wenn man ihre parteipolitischen Sonderziele außer Acht läßt, ein weit feinfühligeres Verständniß für die Bedürfnisse der Massen, als es auf der Gegenseite und namentlich bei jenen Socialpolitikern vorhanden ist, denen die sociale Frage weiter nichts ist, als eine Magenfrage. Namentlich aber haben die besser fundirten Theater, die Bühnen größern und vornehmern Stils, bisher fast nichts gethan, um ihre Quellen der Bildung und der Gesittung den Durstigen des vierten Standes zugänglich zu machen. Die billigen Plätze, die sie ausgeben, entsprechen dem Anspruche in keiner Weise, sie erwecken durch Lage und Ausstattung bei dem Vergleiche nur zu leicht verstimmende Gefühle, vor allem aber sind sie wegen der Zeit, zu der die Vorstellungen stattfinden, außer des Sonntags nur für wenige überhaupt zu benutzen. Von dem regen Interesse aber, das bei einem großen Theil dieser Ausgeschlossenen vorausgesetzt werden darf, zeugt vielleicht die Thatsache, daß verschiedene socialdemokratische Zeitungen ständige Berichterstatter für das Theater haben, selbstverständlich mit dem Auftrage, auch unter dem Strich den Lesern so oft wie möglich das blendende rothe Tuch vor die Augen zu halten.

Im Angesicht dieser Verständnißlosigkeit der meisten Theaterleiter gegenüber dem Bildungsdrange der unbemittelten Stände, zu denen ja auch weite Kreise gehören, die eine Unterordnung unter die Rubrik des vierten Standes mit Entrüstung ablehnen würden, berührt es ungemein wohlthuend, von einem Theaterleiter Worte zu Gunsten der theatralischen Volkskunst zu hören, die an sich eignet sind, ein weites und laut widerhallendes Echo hervorzurufen. Sie dürfen um so mehr Anspruch auf Beachtung erheben, wenn sie nicht der grauen, thatenlosen Theorie entstammen, sondern auf praktischer Erfahrung und eigenen Leistungen beruhen. Solche Worte finden sich in einer Broschüre, die Max Burckhard *), der künstlerische Leiter des wiener Hofburgtheaters, kürzlich hat erscheinen lassen. Die Broschüre umfaßt drei Aufsätze, von denen uns vornehmlich die beiden ersten: „Die Kunst und die soziale Frage“ und „Volksthümliche Klassikeraufführungen“ interessiren, während ein dritter: „Die Kunst und die natürliche Entwickelungsgeschichte“ sich mit dem Thema unserer Betrachtungen nur in wenigen Punkten berührt. Was Burckhard über Theater und Volk zu sagen hat, ist an sich nichts Neues, es ist vor ihm an zahlreichen Stellen mit gleichen, auch mit schlagendern Gründen gesagt worden, und es überrascht, daß sich in dem Hauptaufsatz über die Kunst und die sociale Frage kein Hinweis auf die vorliegende umfangreiche Literatur findet. Trotz dieses Schweigens, in dem ein Hauch der exclusiven Selbstgefälligkeit des „ersten deutschen Theaters“ nicht zu verkennen ist, bleibt Burckhard's Wort, weil von weit sichtbarer Stelle kommend, des lebhaften Beifalls würdig. Es wäre vor allem zu wünschen, daß es auch in den Parlamenten und am grünen Tisch gehört werde, wohin jetzt der Name Theater fast nur noch dann zu dringen scheint, wenn ein Spruch der Censurbehörde die Beschäftigung mit ihm wünschenswerth und ersprießlich scheinen läßt. Diese negative Thätigkeit des Staates, die sich in Censurverboten äußert, verräth immerhin eine glückliche Erkenntniß für die von Burckhard in entwickelungsgeschichtlicher Methode beleuchtete Thatsache, daß zwischen Kunst und Socialpolitik ein inniger Zusammenhang bestehe. Würde der Staat Früchte dieser Erkenntniß auch auf positivem Gebiete gedeihen lassen, so würde er den Wünschen Burckhard's, die viele zu den ihrigen zu machen geneigt sein dürften, nur entsprechen. „Es ist“, so sagt er, „zu bedauern, daß die Staatsgewalt die Initiative zur Pflege und Förderung des Sinnes der Bevölkerung für künstlerische Darbietungen gerade auf dem Gebiete der Dramatik allenthalben andern Factoren (Freie Volksbühne) überlassen hat und überläßt und sich einem idealen Bedürfnisse der untern Stände gegenüber, wo nicht hemmend und ablehnend, so doch mindestens passiv verhält. Und doch könnte hier sowol für die ländliche Bevölkerung, als auch für die Städte so vieles geschehen! Es wären gar keine großen finanziellen Mittel erforderlich, nur Anregung, wohlwollende Aufmunterung, nur Berennung und Verpflanzung vorhandener Keime und Schößlinge.“ Leider unterläßt es Burckhard, der diese Fürsorge des Staates namentlich auch auf die Musik ausgedehnt wissen möchte, praktische Vorschläge nach dieser Richtung zu machen. Vor einer staatlichen Bevormundung der Kunst kann jedenfalls nicht dringend genug gewarnt werden, aber durch Verleihung von Preisen, durch Gründung eines Kunstfonds für Zwecke der Volksbühnen könnte der Staat gewiß fördern und helfen, wo er jetzt vielfach das Gegentheil thut. Innerhalb des Deutschen Reichs ist es eine lohnende Aufgabe für die Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft, auch diese Frage zu berathen und mit bestimmten Vorschlägen an die maßgebenden Behörden heranzutreten. In Burckhard's Schrift finden sich hierfür anregende Gedanken. Er sucht zwischen Kunst und socialer Frage eine doppelte Wechselbeziehung. „Einmal beeinflussen die socialen Bestrebungen den gegenständlichen Inhalt der Kunst und diese wirkt dann durch die künstlerische Gestaltung der durch sie propagirten (!) Ideen fördernd auf die sociale Bewegung selbst zurück; dann aber hat die Kunst durch das ihr innewohnende formale Moment, ganz abgesehen von dem concreten Inhalte der Kunstwerke, einen mächtigen Einfluß auf die gesellschaftliche Entwickelung.“ Nachdem Burckhard die Entstehung der ästhetischen Idee dargelegt hat, fährt er fort: „So

*) Aesthetik und Socialwissenschaft. Von Dr. Max Burckhard. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

gewinnt die Kunst eine über den Inhalt ihrer Darstellungen hinausgehende, von ihm ganz unabhängige Macht und Bedeutung, der Kunstsinn ist zu einem innern Bedürfnisse, einer innern Anlage der Menschheit geworden, einer Anlage, welche, gleich der des Verstandes, der Liebesempfindung, principiell allen Menschen, reich und arm, hoch und niedrig, gebildet und ungebildet, ebenso gemein ist, als die Sehkraft, als der aufrechte Gang, das Athmen durch Lungen und alle jene körperlichen Eigenschaften, welche eben in ihrer Gesammtheit das Individuum zum Menschen machen. Und in dieser vom concreten Inhalt des Kunstwerkes unabhängigen, rein formalen Macht der Kunst auf alle Menschen, welche alle socialen Gegensätze überbrückt, liegt die eigentliche Bedeutung der Kunst für die sociale Frage." In diesem angeborenen Kunstsinn erkennt der Verfasser ein Bindeglied zwischen denjenigen socialen Gegensätzen, die er als die schärfsten empfindet, der Bildung und der Unbildung. Diesem Kunstsinn kann Befriedigung und Anregung geboten werden durch gute Bücher zu so billigen Preisen, daß sie jeder erwerben kann, durch Führungen in Bilder- und andern Kunstsammlungen, vor allen aber durch dramatische Aufführungen, welche durch die Verbindung der Doppelwirkung von gesprochenem Wort und dargestellter Handlung auf Ohr und Auge „am meisten geeignet sind, auch bei stumpfern Naturen Interesse zu erregen, auch bei geistig minder Geweckten Verständniß zu finden, über die Lücken in der Bildung der Genießenden dort wenigstens hinüberzuhelfen, wo sich diese nicht in der Eile zur Noth ausfüllen lassen." Bei dieser Erörterung ist ein principielles Fragezeichen wol hinter der Theorie von der allgemeinen Verbreitung des Kunstsinnes zu stellen erlaubt, ein Fragezeichen, das aber dem praktischen Werth der Erörterung insofern nichts nimmt, als die Erziehung und Bildung des Kunstsinnes ebenso wie sein Wecken zu den socialpädagogischen Aufgaben der Kunst gehören.

Erblickt Burckhard in diesem theoretischen Aufsatz Hülfsmittel zur Erreichung seines Ziels in der Theilnahme des Staats und wol auch in der Wiederbelebung alter theatralischer Volkskunst im Stile Oberammergaus, so kann er in dem zweiten Aufsatz von erfreulichen praktischen Erfolgen reden. Von der Zukunftsmusik wenden wir uns zu der Gegenwart. Es ist bekannt, daß im Hofburgtheater zu Wien seit 1891 auf Vorschlag Burckhard's an Sonntagnachmittagen billige Classikeraufführungen stattfinden. Der Andrang zu diesen Vorstellungen, deren Preise von 10 Kreuzern bis zu 1 Gulden 50 Kreuzern steigen, ist außerordentlich. Auf die Bekanntgabe der ersten Vorstellung erschien in der Directionskanzlei ein Arbeiter als Vertreter der Krankenkasse und des Allgemeinen Arbeiterbildungsvereins mit dem Wunsche, sämmtliche Plätze im Theater für drei Vorstellungen zu erwerben, gewiß ein Beweis des hohen Interesses und der Berechtigung des volksthümlichen Unternehmens. Das Repertoire dieser Vorstellungen ist in der Hauptsache classisch. Es werden Werke von Schiller, Goethe, Lessing, Grillparzer, Ludwig, Kleist, Shakespeare gegeben; Ibsen erschien in den „Kronprätendenten", dem „Volksfeind", Calderon mit dem „Richter von Zalamea", Hebbel mit den „Nibelungen". Zudem ergab sich, daß durch die Nachmittagsvorstellungen, welche ein ganz anderes Publikum haben als die des Abends, die Zugkraft der Werke der Classiker für die regelmäßigen Abendvorstellungen nicht geschädigt wurde. Gerade dieser letzte Umstand nimmt besser situirten Theatern (denn nur solche dürften dazu fähig sein) den letzten stichhaltigen Vorwand, mit dem sie die Nachahmung des wiener Unternehmens abweisen könnten.

In dem Schlußaufsatz über die Kunst und die natürliche Entwickelungsgeschichte vertritt Burckhard den Standpunkt der Entwickelung für die Aesthetik, deren Gesetze sich mit den socialen Bedingungen wandeln. Er kommt darauf hinaus, daß es nicht Sache der entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung sei, die Erscheinungen zu kritisiren, sondern lediglich sie zu erklären. Wir glauben, daß er der Entwickelung der Aesthetik richtig im allgemeinen das Prognostikon stellt, wenn er sagt, daß sich „neben der Fähigkeit, durch die Bewunderung des Objects, das der Künstler geschaffen hat, angenehm berührt zu werden, eine andere, jedenfalls raffinirtere, vielleicht verfeinerte Fähigkeit sich kräftig entwickelt hat" und noch mehr entwickeln wird, „die Fähigkeit, im Kunstwerk die Kunst des Künstlers, die Dinge zu sehen und wiederzugeben, wie sie sind, zu bewundern und von dieser subjectiven Bewunderung allein kräftig angeregt zu werden". Jedenfalls ist hier ein schwerwiegender Factor aller richtigen Kunstfreude bezeichnet, dem gegenüber die Freude am Object jedoch wol niemals aufhören dürfte, eine entscheidende Rolle zu spielen.

Leonhard Lier.

Erbauliches und Beschauliches.

1. Des gottseligen Thomas von Kempen Nachfolge Christi in deutschen Reimen von Hermann Iseke, Garnisonpfarrer in Metz, mit oberhirtlicher Genehmigung. Heiligenstadt (Eichsfeld), F. W. Cordier. 1895. 12. 3 M.
2. Predigten und Reden von Georg Daniel Teutsch, Bischof der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. Herausgegeben von Friedrich Teutsch. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. Gr. 8. 6 M.
3. Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers bearbeitet und herausgegeben von August Sperl. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1894. Gr. 8. 3 M.
4. Zwischen den Zeilen. Dies und das für besinnliche Leute von Arthur Bonus. Heilbronn, Eugen Salzer. 1895. 8. 2 M.
5. Aphorismen. Von Wladislaw von Fedorowicz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894. 12. 2 M.

6. Bekenntnisse eines alten Pfarrers. In Briefen an seine Frau. Leipzig, H. Haessel. 1894. 8. 1 M. 60 Pf.

Ein halbes Dutzend neuer Schriften liegt vor uns, die alle, freilich in sehr verschiedener Richtung zur Erbauung beitragen oder zu contemplativer Vertiefung anregen wollen. Athmet die eine den Geist mittelalterlicher Frömmigkeit, so sind die andern mehr oder weniger von moderner Anschauungsweise beherrscht. Streift die eine das religiöse Gebiet mehr nur nebenbei, so wird in der andern das ernsthafte Ringen mit den erschütternden Zweifeln wirklich durchgefochten. Wird in der einen Bruchstückartiges dargeboten, so geht eine andere verwickeltern Untersuchungen nicht aus dem Wege.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der berühmten Schrift des ascetischen Mystikers, der im Jahre 1380 geboren wurde und am 24. Juni (nach andern am 25. Juli) 1471 starb, nämlich mit dem Buche des Thomas a Kempis. (Nr. 1), de imitatione Christi, das uns in deutschem Gewande, und zwar in vierfüßigen gereimten Trochäen dargeboten wird. Man hat schon behauptet, daß außer der Heiligen Schrift kein Buch durch zahlreiche Ausgaben und verschiedene Uebersetzungen eine größere Verbreitung erlangt habe, als die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen, und der Kirchenhistoriker Hase hat es „die schönste Rose im Garten der Brüder vom gemeinsamen Leben" genannt. So verdient das Buch, wenn wir auch den gelehrten Streit, der über seinen wahren und wirklichen Verfasser geführt worden, völlig beiseite lassen können, immerhin auch jetzt noch unsere Aufmerksamkeit; freilich hat ein Katholik gleichermaßen wie ein Protestant, wenn er an das Buch herantritt, sich zu vergegenwärtigen, daß es von einem Klosterbruder zunächst für Ordensleute geschrieben ist. Auch ein Protestant, der an manchen Stellen des Buches geradezu Anstoß nehmen mag, wird gern zugeben, daß hier nicht äußerliche Weltflucht, sondern Weltüberwindung und Weltverleugnung durch den bußfertigen Glauben empfohlen wird. Der Gedanke einer gereimten Uebersetzung lag nahe, sofern auch das Original deutliche Spuren des Rhythmus, ja zuweilen auch des Reimes zeigt. Im ganzen ist der Uebersetzer der Aufgabe, die er sich gestellt hat, mit unermüdlichem Fleiße und nicht ohne Geschick nachgekommen. Auf den Leser wirkt freilich längeres Verweilen bei diesen gleichmäßig sich fortspinnenden Gedanken ermüdend, vielleicht sogar einschläfernd; mit einem Flickwort, einer sprachlich harten Wendung, einem unreinen Reim darf man es nicht so genau nehmen. Aber an manchen Versen wird er sich in der That erbauen, z. B. an den folgenden (S. 281):

Sel'ge Wohnung, Stadt des Himmels!
Tag der Ewigkeit, durchfunkelt
Von dem Licht der höchsten Wahrheit,
Und von keiner Nacht verdunkelt!

Immer heiter, immer sicher,
Nie ins Gegentheil gewendet: —
Wär' er doch schon angebrochen,
Und das Zeitliche vollendet!

Heil'gen leuchtet er im Glanze
Seiner Klarheit nun und immer,
Pilgerleuten nur im Spiegel,
Nur von fern mit mattem Schimmer.

Immerhin werden wir uns nach der doch etwas dumpfen Klosterluft nicht allzu sehr zurücksehnen, wenn wir nunmehr das Predigtbuch von Georg Daniel Teutsch (Nr. 2) aufschlagen. Ueber die Persönlichkeit des Verfassers enthält die Vorrede des Herausgebers einige knappe Andeutungen:

Am 2. Juli 1893 starb Bischof D. G. D. Teutsch in Hermannstadt, der Mann, mit dessen Lebensgang und Lebensarbeit die Entwickelung des Protestantismus und des sächsischen Volkes in Siebenbürgen seit funfzig Jahren aufs innigste verbunden ist, und dem jene Lebensarbeit auch in der Geschichte des deutschen Protestantismus eine Stelle sichert. . . . Es ist ein reiches Erbe, das er seiner Kirche und seinem Volke hinterlassen hat. Dieses besonders auf dem Gebiete religiös-sittlichen Lebens zu stärken und zu mehren, ist mit ein Grund für die Herausgabe dieser Predigten gewesen.

Der stattliche aber nicht schwerfällige Band enthält Predigten auf die meisten Sonntage des Kirchenjahres und dann noch drei „Festreden", die sich auf den Bischof Binder, auf Schiller und auf Melanchthon beziehen. Der Ton dieser Predigten ist warm, die Themata werden in einfacher Weise gewonnen, geschickt formulirt und mit lebensvoller Beziehung auf die Gegenwart ausgeführt.

In der Festrede zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage läßt sich Teutsch also vernehmen (S. 284):

Es findet wol keinen Widerspruch, wenn wir in unserm Sänger zunächst den Dichterpriester vaterländischen Sinnes erkennen. Welch eine große, den deutschen Volksgeist aus schmachvollster Verblendung errettende, sich selbst wiedergebende und so wahrhaft erlösende That hierin liegt, mag der ermessen, der die dunkeln kosmopolitischen Nebel kennt, welche selbst die besten Männer jener Zeit umnachteten, Kenntniß und Würdigung des eigenen Wesens nicht aufkommen ließen und in willenloser Hingabe an das Fremde und dem Haschen nach seinen Flittern die deutsche Natur zur Charakterlosigkeit verunstalteten. Klopstock's Preis des ureigenen deutschen Wesens und seiner Tugenden, seine Warnung, nicht allzu gerecht zu sein gegen das Fremde, war die Stimme des Rufers in der Wüste; selbst Herder, der doch für alles Natürliche und Volksthümliche so empfindsamen Sinn besaß, sah des patriotischen Sängers Vaterlandsliebe für ein wesenloses Bild an, und hielt den „Wahn des Vaterlandes" für den Grund von Griechenlands und Roms Untergang. Das konnte freilich nicht anders kommen, seit das deutsche Volk, nicht durch seine Schuld, die alte große Stellung im Kreise der Völker verloren hatte, seit es ein wahrhaftes Staats- und öffentliches Leben nicht mehr besaß und kein großes, gemeinsames Vaterland mehr kannte. Und doch wuchs mitten aus dem Boden dieses zertretenen Vaterlandsgefühles, das sich dann um so ängstlicher an die Traumgröße eines hohlen Weltbürgerthums anklammerte, und erstarkte in demselben mit zunehmender Reife seines Wesens mehr und mehr unseres Dichters Sinn für Volk und Vaterland. Schon der in seiner Natur vorhandene historische Zug trat dem Verständniß hierfür fördernd entgegen; der Gedanke, einen deutschen Plutarch zu schreiben, war einmal in ihm lebendig. Auch seine

ästhetischen Studien, die er ja in den Dienst der Erziehung des Menschengeschlechts stellte, gaben dem Sinn für Volk, Staat und Vaterland fruchtbare Nahrung.

Wenn die Gedanken unseres Bischofs nicht immer neu sind, so erfreuen sie doch durchgängig durch kernhafte Gesundheit. Man gewinnt aus dem Buche im ganzen den Eindruck: Mit einem solchen Bischof ist eine evangelische Landeskirche wohlberathen.

Mehr in die Tiefe als Dentsch geht der Verfasser der „Lebensfragen" (Nr. 3), dessen Buch freilich weniger für das Verständniß weiter Kreise berechnet ist. Der Verfasser der „Lebensfragen" ist der ansbacher Schulrath Christian von Bomhard, der älteste Sohn des gundelsheimer Pfarrhauses. ·

. . . real in den Wurzeln, ideal in Krone und Frucht (wie die Persönlichkeit des Mannes selbst) ist auch die geistvolle Schrift, die zunächst für seinen Sohn bestimmt war und heute auf Anregung der noch lebenden Hinterbliebenen Bomhard's vierzig Jahre nach ihrer Abfassung der Oeffentlichkeit übergeben wird.

So sagt der Herausgeber in seiner Vorbemerkung. Wir müssen aber sogleich feststellen, daß das Buch, obwol demgemäß seine Entstehungszeit ziemlich weit hinter uns zurückliegt, uns doch nirgends, wo wir es auch aufschlagen mögen, wie veraltet anmuthet. Wol hat, was der Verfasser schreibt, da und dort das „Geschmäcklein" des gelehrten Schulmanns, der sich mit den „Alten", d. h. den Griechen und Römern, beschäftigt. Aber was er sagt, ist so frisch und unmittelbar, daß selbst das, was den Leser zunächst zum Widerspruch herausfordern mag, ihn fesselt und gefangen hält. Am ehesten könnte man das Buch mit Otto Nasemann's „Gedanken über Ewiges und Alltägliches" vergleichen. Nur ist hier alles kürzer und knapper zusammengefaßt. Doch lassen wir den Verfasser in seiner Widmung (S. 1) sich selbst darüber aussprechen, was er mit seinen Aufzeichnungen bezweckte:

Was diese Blätter enthalten, sagt die Ueberschrift. Wie sie entstanden sind? Wenn ich von meinem Berufsgeschäfte oder vom Lesen müde war, in den späten Abendstunden oder sonst wol auch, wenn das Dringende abgemacht war, griff ich zur Feder. Ich wollte aber nicht Monologe halten, sondern zu einem sprechen, auch nicht zur Oeffentlichkeit bestimmen, was ich zu schreiben im Begriffe war, sondern ein Privatissimum aufsetzen, an Dich, mein Sohn. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo sich unsere Lebenswege scheiden werden; der deinige geht hinaus in die Welt, der meinige mündet bald in die Ewigkeit. Und doch möchte ich Dir noch länger ein Begleiter sein auf der Lebensreise, und als solcher vermöge theuer erkaufter Erfahrung, ein Führer und Wegeweiser. Ich kenne die Gefahren der Wanderschaft und die Beschaffenheit der Straße, auf der Dein Fuß wandeln wird, Du aber kennst sie noch nicht. . . . Es sind Aphorismen, diese meine Mittheilungen, gleichsam Stammbuchblätter, in keinem logischen Zusammenhang das eine mit dem andern. Aber im ganzen umfassen sie die bedeutendsten Lebensinteressen für Deine nächsten Jahre sowol als für künftige spätere. Willst Du sie benützen, so darfst Du sie nicht auf einmal durchlesen und dann beiseite legen. So würden sie fruchtlos bleiben. Sondern oft nimm sie zur Hand, und wie sie Fragmente sind, so lies sie auch nur stückweise, heute einen und ein ander mal wieder einen.

1895.

Wer das Buch so liest, wie es der Sohn nach dem Willen des Vaters lesen sollte, der wird reichen geistigen Gewinn davon haben.

Jede altfränkische Hülle wird in dem eigenthümlichen Buch „Zwischen den Zeilen" von Arthur Bonus (Nr. 4) (ohne Zweifel Pseudonym) abgestreift. Bonus wandelt durchaus in den Spuren einer modernen theologischen Richtung, nämlich der Ritschl'schen, wenn auch der Verfasser seine Gründe haben mag, dies für den Nichteingeweihten einigermaßen zu verschleiern. Ueberhaupt wollen wir nicht sagen, daß die ganze Tendenz des Buches etwa darin aufgehe, die Ritschl'sche Theologie zu popularisiren. Im Gegentheil scheint dem Verfasser mehr daran gelegen zu sein, seine eigenen Gedanken in andeutungsvollem schwebenden, manchmal sogar orakelhaften Ton an den Mann zu bringen. Oder vielmehr an die Frau. Denn an Leserinnen, die es mit den theologischen Problemen der Gegenwart einigermaßen ernst nehmen, hat Bonus wol vorwiegend bei seinen Herzensergüssen gedacht, die uns von der „Schöpfung der Seele" bis zu der Vollendung aller Dinge führen. Etwa ein Drittel dieser kleinen Aufsätze ist, zum Theil in etwas anderer Form früher in der „Christlichen Welt" erschienen. Hören wir, wie sich der Verfasser Seite VII über den Titel seines Buches und das Wesen der Religion zugleich ausspricht:

Was heißt im Grunde Religion haben? Heißt es nicht im Leben den ewigen Inhalt zwischen den Zeilen lesen?

Ich habe ein Ackerfeld, meinen Beruf. Aber während ich die Furchen — die Zeilen — bebaute, wuchsen mir Blumen zwischen den Zeilen. Das ist Ihre Aussaat, meine Freundin, und mir will scheinen, als wäre sie mir so wichtig geworden, wie die Aehren selbst. Darum habe ich sie gesammelt und lege sie Ihnen in den Schos. Die Aehren sind die Frucht meiner Arbeit auf dem Acker. Sie gehören zu meinem Leben. Wenn aber die Blumen mich nicht erfrischt hätten, wer weiß, ob ich nicht in der Arbeit müde geworden wäre. . . .

. . . Sie erzählten mir einmal von dem Feigenbaume im alten Gemäuer zu Rom. Die Steine erdrücken das Leben, sollte man meinen. Dennoch findet der Baum seine Nahrung dazwischen. Sie sagten, solche wildgewachsene Asceten gebe es viele im Süden. Und immer dächten Sie an mich und mein Leben dabei. Ich war Ihnen dankbar, daß Sie mir guten Boden wünschten. Aber es gehörte wol zu meiner ascetischen Anschauung damals, daß ich mir keinen bessern wünschen mochte. Ich glaubte, ich dürfe es nicht.

Muß nicht wahres Leben die Kraft haben, auch zwischen den Zeilen, die die äußern Verhältnisse bauen, zu wachsen? Oder — sagen Sie, kommt es vor, daß so ein Baum die allzu engen Steinzeilen sprengt?

Der Grundton des Buches erinnert zuweilen an die Reden über Religion, die Schleiermacher am Anfang unseres Jahrhunderts „den Gebildeten unter ihren Verächtern" gewidmet hat. Nur hat Schleiermacher an das speculative Denken, auch wol an die theologische Schulung seiner Gebildeten etwas strengere Anforderungen gestellt, als Arthur Bonus.

Wir nehmen von dem süddentschen theologisch gebildeten Schulmann, den wir in Bonus zu erkennen glauben,

Abschied, um uns einem Weltmann, Wladislaw von Fedorowiez (Nr. 5) zuzuwenden. Ein Weltmann im besten Sinne des Wortes ist Wladislaw von Fedorowiez, nicht als ob ihm die Religion gleichgültig und die Nationalität Nebensache wäre, sondern weil er offenbar die Gelegenheit gehabt und benützt hat, sich die Welt von einer hohen Warte anzuschauen. Seine Aphorismen sind größtentheils geistreich, fast immer anregend, kurz, feingeschliffen. So interessant manches ist, was er über Gesetzgebung und Nationalökonomie, Politik, Pädagogik und Kunst, Freundschaft, Ehe und Lebensweisheit sagt, so wollen wir doch nur je eins seiner Urtheile über Religiöses und die polnische Nationalität hierher setzen (S. 12):

Religion.

Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Religion und Civilisation sehr gut miteinander gehen können, ja sogar beide bei dieser Vereinigung nur gewinnen: die Religion an Reinheit und an Werkthätigkeit — die Civilisation aber an sittlichem Ernst und veredelter Lebensführung.

Nationalität.

Gewisse Fische existiren nur in großen Meerestiefen — ihre Structur erfordert einen großen Atmosphärendruck — an der Oberfläche gehen sie zu Grunde (wo hingegen andere die Tiefe nicht ertragen können). Aehnlich gibt es viele Frauen: Heldinnen im Unglück, im Glück liederlich. Auch die Polen sind so geartet: in Gefahren, im Unglück bringen sie Verstand, Mannhaftigkeit auf; doch sobald es ihnen gut geht, da nehmen Muthwille, Leichtsinn und jegliche Liederlichkeit die Oberhand. Glück ertragen sie nicht, es demoralisirt sie und bringt ihnen mehr Schaden als das Unglück. Niemals waren sie so beherzt, so vernünftig, so ernsthaft, wie nach dem Falle ihres Vaterlandes in der Zeit der größten Verfolgung. In der weichen Hand der Sachsen die erbärmlichsten Memmen, in der eisernen Hand Napoleon's die kriegstüchtigsten Soldaten.

Einen Mann, der über sein Volk ein so scharfes Urtheil hat, lernt man nicht nur gern in ein paar geistreichen Aussprüchen kennen, sondern man möchte ein Bild von seiner ganzen geistigen Persönlichkeit gewinnen. Sein Landsmann Kraszewski sagt über ihn (S. VI):

Er ist ein Mann von festen Grundsätzen, aufrichtig in seinen Ueberzeugungen, ein scharfer und feiner Beobachter. Er weiß was er will und hat die Gabe, sich klar und deutlich auszusprechen. Er beschränkt sich nicht auf einen kleinen Horizont und greift weit hinaus.

Die Verlagshandlung hat das kleine Buch recht hübsch ausgestattet. Der sprachliche Ausdruck der deutschen Uebersetzung sollte vielfach sorgfältiger sein.

Von dem Katholiken Fedorowicz, der, wiewol von kirchlichen Vorurtheilen frei, doch vor dem Absolutismus Roms sich geistig beugt, gehen wir zu einem ungenannten protestantischen, allem Anscheine nach norddeutschen Pfarrer (Nr. 6) über, der mit dem Glauben seiner Kirche völlig oder wenigstens nahezu völlig zerfallen ist, und sehen hier in ein Gemüth hinein, das von den religiösen Zweifeln der modernen Zeit nicht gerade stürmisch und leidenschaftlich, aber nachhaltig und tief bewegt ist. Zwar sind diese Aufzeichnungen schon etwa im Jahre 1885 niedergeschrieben worden, die „Egidy'sche Bewegung" und den „Fall Schrempf" hat der inzwischen verstorbene Verfasser nicht mehr erlebt. Doch ist in diesen Bekenntnissen so ziemlich die ganze Summe der gährenden Gedanken niedergelegt, von denen ein — wie der kurze und bequeme Ausdruck lautet — „ungläubiger" Geistlicher umgetrieben werden mag, und mit einer jedenfalls achtungswürdigen, zarten Zurückhaltung, sowie einer der Klugheit nicht ermangelnden Offenheit auseinandergesetzt. Ja, auch mit zarter Zurückhaltung! Denn wir halten den Beisatz auf dem Titel „in Briefen an seine Frau" für etwas mehr als willkürliche schriftstellerische Einkleidung.

Nach einer ausführlichen Darlegung der Gründe, die den Verfasser bestimmt haben, an seine eigene Frau Briefe zu schreiben, geht der „alte Pfarrer" zur Sache über und setzt seiner Frau seinen religiösen Standpunkt auseinander, der in der That nicht ganz leicht zu bestimmen ist. Er rechnet sich selbst zu den „freisinnigen Theologen", und doch gesteht er unumwunden zu, daß der Erfolg der langjährigen Versuche, die der Protestantenverein gemacht habe, die Gebildeten mit der Religion zu versöhnen, gleich Null, daß die schwere Anklage der Falschmünzerei, die von Strauß und Eduard von Hartmann gegen die liberale Theologie erhoben worden, vielleicht nicht ganz grundlos sei. Von der „Phrase eines Christenthums Jesu Christi" (Abschnitt 8) will er nichts wissen; aber der Religion Jesu erkennt er unumwunden ihre Vorzüge zu, und als den bedeutendsten dieser Vorzüge sieht er den an, daß sie fortbildungsfähig sei. Mit dem letztern Gedanken macht er vollen Ernst.

Daß die Religion Jesu gerade in dem, was sie Neues bietet, die andern positiven Religionen übertrifft, das liegt so deutlich zu Tage, daß es keinem, der eine vorurtheilsfreie Vergleichung anstellen mag, muß gezeigt werden. Auch die neuesten Gegner der christlichen Religion, wie Strauß und von Hartmann, dürften sich des Zugeständnisses nicht weigern, daß sie öfter mit Jesus als mit Moses oder Mohammed übereinstimmen. Wir dürfen aber wol noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß das religiöse Leben noch heute zwar nicht von Christus allein, aber von ihm doch so wesentlich bestimmt wird, daß wir — auch wenn unsere Erkenntniß eine viel andere geworden ist — keine Unwahrheit begehen, wenn wir uns nach ihm nennen.

Fraglich bleibt gleichwol, ob die relativ beste Religion auch die absolut wahre Religion sei? mit andern Worten, ob die christliche Religion, an sich betrachtet und wie sie Jesus selbst gelehrt hat, zu keinen Ausstellungen Veranlassung biete?

Der alte Pfarrer verneint diese letztere Frage hinsichtlich der Reinheit der Gottesverehrung, bejaht sie aber, soweit es sich um unsere Erkenntniß der Welt handelt.

Auch zur Bibel, und zwar zur Bibel im ganzen, nicht nur zu einzelnen Theilen der Heiligen Schrift, nimmt der alte Pfarrer eine äußerst freie Stellung ein. Gleichwol vertheidigt er mit großer Wärme und unleugbarem Geschick den Satz, daß die Bibel das classische Buch der Religion sei und bleibe, das durch kein anderes ersetzt

werden könne (S. 191). Dies thut er insbesondere in dem „nach Links" überschriebenen Theil seiner Aufzeichnungen, in welchem er sich mit David Friedrich Strauß und dessen Buch „Der alte und der neue Glaube" theils zustimmend, theils ablehnend, theils angreifend auseinandersetzt. Auch in diesem Theile fehlt es nicht an scharfsinnigen Bemerkungen. Nur wird ihre Wirkung dadurch einigermaßen abgeschwächt, daß manches nur wiederholt wird, was theils von dem alten Pfarrer selbst, theils von andern vor ihm für und wider Strauß bereits vorgebracht worden ist.

Im großen Ganzen gewährt das Buch einen merkwürdigen Einblick in das Labyrinth, aus dem der religiöse Zweifel der Gegenwart sich noch nicht herausgearbeitet hat. Der alte Pfarrer gibt uns ein ungemein anschauliches Bild vom Hin- und Herwogen des Kampfes; aber die Ergebnisse dieses Kampfes sind bei ihm äußerst dürftig. Insofern hinterläßt das Buch den Eindruck des Unbehagens. Gleichwol gehört es vermöge seiner Tendenz, nicht niederzureißen, sondern die Grundlagen eines Neubaues zu skizziren zum „Erbaulichen und Beschaulichen".

Paul Lang.

Ein Beitrag zur orientalischen Frage im Alterthum.

Mithradates Eupator, König von Pontos. Von Théodore Reinach. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfassers ins Deutsche übertragen von A. Goetz. Mit 3 Karten und 4 Heliogravuren. Leipzig, B. G. Teubner. 1895. Gr. 8. 12 M.

Die in dem vorliegenden Buche behandelte geschichtliche Periode ist schon öfters im Zusammenhange der Geschichte des römischen Reiches dargestellt worden; jedoch immer so, daß das Interesse der Römer den Mittelpunkt der Darstellung bildete, während die Ereignisse und Personen der bekämpften und unterworfenen Länder diesem zur Folie dienen mußten. Diesmal hat der bekannte französische Gelehrte die römischen Interessen in den Hintergrund gestellt und aus der Zahl der Besiegten und Unterlegenen mit glücklichem Griffe eine der interessantesten Persönlichkeiten herausgehoben, Mithradates Eupator, den berühmten König von Pontus. Die Wahl des Gegenstandes selbst bedarf keiner Rechtfertigung. Man darf sich nur wundern, daß noch niemand bis heute auf den nämlichen Gedanken gekommen ist, Mithradates zum Hauptgegenstand einer historischen Darstellung zu machen, nachdem bereits Racine vor zweihundert Jahren das tragische Ende des pontischen Königs zum Gegenstande eines Dramas gemacht hat.

Die Ausführung des Gedankens ist, wie nach den Vorarbeiten Reinach's zu erwarten stand, vortrefflich. Nach einer Reihe gelehrter Studien, die der Verfasser in den „Études grecques" und in seinem Buche „Trois Royaumes de l'Asie Mineure 1888" veröffentlicht hat, faßte er seine Resultate in dem bereits 1890 in der Ursprache erschienenen Buche zusammen, das den Gegenstand dieser Anzeige bildet.

Das Ganze gliedert sich in fünf Bücher: 1) „Vorgeschichte", die sich mit Land und Leuten von Pontos und den Vorgängern von Mithradates befaßt; 2) „Die Jugend des Mithradates"; 3) „Den ersten Römerkrieg von 88 bis 85"; 4) Einen cultur- und socialgeschichtlichen Abschnitt über das Reich des Mithradates; 5) „Die letzten Kämpfe und das Ende des Königs". Beigegeben ist ein wissenschaftlicher Anhang, der die schriftlichen und numismatischen Quellen bespricht, und in dem die meisten Ansichten, in denen „Mithradates" von seinen Vorgängern sich entfernt, ihre Begründung finden.

Diese Anordnung, die von der in Deutschland landläufigen etwas abweicht, bedingt naturgemäß einige Mängel und Wiederholungen in der Darstellung, findet aber in ihrer Mischung von historischen und systematischen Abschnitten eine Rechtfertigung in mannichfachen Beispielen von Werken der Landsleute des Verfassers. Es sei hier nur an den dritten Band der Duruy'schen „Geschichte der römischen Kaiserzeit" (deutsch von Hertzberg) erinnert, die in ungleich größerm Maßstabe die Regierung, die Regierten und die socialen Verhältnisse der genannten Epoche unserm Verständniß vermittelt.

Bei der Lektüre des Werkes hat man die Empfindung, daß die Kraft der Darstellung von Kapitel zu Kapitel sich steigert. Am wenigsten befriedigt der Abschnitt über die Vorgeschichte von Pontus, jenem eigenartigen Staatsgebilde, das in sich keine innere Berechtigung trug, sondern ebenso wie die benachbarten Königreiche Bithynien, Großarmenien und Kappadokien immer nur ein Product der jeweiligen Lage der angrenzenden Großmächte war, von denen Kleinasien beherrscht zu werden einmal bestimmt ist. Mag sein, daß die überaus zerrissene Ueberlieferung daran ein gutes Theil Schuld trägt, daß eine einheitliche Wirkung der Darstellung nicht zu Stande kommen will. Nicht wenig trägt aber dazu bei, daß man in Deutschland durch die Schilderungen Max Duncker's und Eduard Meyer's, so verschieden sie voneinander sein mögen, sehr verwöhnt ist, und mit Bedauern muß ich die Vermuthung aussprechen, daß sie dem französischen Gelehrten anscheinend unbekannt geblieben sind. Aber vom zweiten Buche an, dem eigentlichen Hauptstücke der Erzählung, erhebt sich Reinach zu einer Darstellung, der man die völlige Beherrschung des Materials überall anmerkt. Aus den verstreuten Notizen, die aus den zeitgenössischen Quellen, aus manchen erst kürzlich bekannt gewordenen Inschriften und aus Münzen gewonnen werden konnten, und aus besonnener und doch nicht ängstlicher Kritik der Hauptquellen (Appian

im Mithradatischen Kriege, den Periochen des Livius und den Auszügen aus Memnon, Fragm. Hist. Graec., vol. III.) ergibt sich ein klares und bis in die Einzelheiten deutliches Bild, an dem wir vor allem drei Hauptvorzüge hervorheben möchten. Zunächst die klare Darstellung aller äußern geschichtlichen Vorgänge, der sogenannten Histoire de bataille. Ich verweise vor allem auf den Abschnitt, der den Abfall Athens zu Mithradates und die Vertheidigung dieser Stadt und des Piräus behandelt (S. 146—160), auf die Schlacht bei Chäronea (S. 165 fg.) und die Auseinandersetzung über den Frieden von Dardanus. Für den ersten Abschnitt liegt freilich eine Quelle vor (Poseidonios bei Athenäus), wie sie sich der nacherzählende Historiker als Stimmungsbild kaum besser wünschen kann. Aber auch an vielen andern Stellen finden sich lebenswahre und ergreifende Partien, historische Bilder, die aus einem Trümmerhaufen von Notizen herausgearbeitet sind, und trotzdem als scheinbar mühelos gewonnenes Ganze sich repräsentiren, wie die Geschichte der Fimbrianischen Legionen und der diplomatischen Beziehungen zu Sertorius, einer bekannten crux der Geschichtschreiber jener Zeit. Ein zweiter Vorzug liegt in der Fähigkeit, die wesentlichen Personen seiner Epoche uns verständlich zu machen und menschlich nahe zu bringen. Abgesehen von dem Hauptthelden selbst, der uns S. 272—279 eingehend geschildert wird, sei hier die Charakteristik Sulla's vor allem rühmend genannt. Schon seit Sallust's Zeiten (Jug. 95) hat diese Proteusnatur, die in allen Farben schillert und sich eben um ihrer Unbegreiflichkeit willen immer gerade dann dem Historiker entzieht, wenn er sie am festesten gepackt zu haben meinte, eine schwere Klippe für die Darstellung gebildet, anziehend und gefährlich zugleich. Die berühmte Schilderung bei Mommsen II, 366—369 hat Reinach nicht erreicht, aber man wird doch die Seiten 146—148 mit Interesse und Theilnahme lesen. Freilich, dem so leicht verzeihlichen Irrthum aller subjectiven Geschichtschreibung, moderne Anschauungen auf andere Zeiten zu übertragen, ist Reinach auch nicht entronnen. Wenn es auch nahe liegen mag, Mithradates mit Peter dem Großen zu vergleichen und bei Sulla an noch modernere Personen zu denken, so ist hier doch weniger mehr. Schließlich, und das scheint mir das Dankenswertheste, soll noch der cultur- und wirthschaftsgeschichtliche Abschnitt IV: „Das Reich des Mithradates", hervorgehoben werden. Er gibt uns das erste mal eine klare und übersichtliche Darstellung der damaligen kleinasiatischen Verhältnisse und orientirt über die asiatischen Unterthanen, die Art, wie sie regiert zu werden pflegten, und die Eigenthümlichkeiten ihrer Herren. Ich stehe nicht an, diesen Abschnitt in seiner Uebersichtlichkeit, als eine vortreffliche und vorbildliche Behandlung und eine äußerst lehrreiche Auseinandersetzung eines bis dahin wenig bekannten Stoffes zu erklären. Möchte Reinach hierin doch noch viele Nachfolger finden! Kleinasien und seine Verhältnisse sind auch heute noch ein fast völlig unbekanntes Gebiet. Wir wissen weniger von ihm als von dem dunkelsten Afrika, und es wird Zeit, daß darin Licht werde. Wer die Abschnitte in Justi's Geschichte Persiens kennt, die von den Arsakiden und ihrem Reiche handeln, und wer sich vergeblich nach Belehrung über die Galater, die Geschichte Kilikiens und Cyperns umgesehen hat, wird diesen Wunsch gewiß begreiflich finden. Der wirthschaftsgeschichtliche Zug, der durch die moderne Geschichtschreibung hindurchgeht, findet hier für den engbegrenzten Rahmen des Themas volles Genüge und der genannte Abschnitt wird eine werthvolle Vorarbeit für den sein, der es einmal unternimmt, Kleinasiens Geschichte im ganzen zu betrachten und sie aus seinen wirthschaftlichen Verhältnissen heraus mit zu erklären.

Hiermit wären wir am Schlusse, wenn auch nicht am Ende, um alles das Gute, was die Reinach'sche Arbeit bietet, aufzuzählen. Möchten ihr doch ähnliche Bücher noch mehr folgen! Wie noth thut z. B. eine Schilderung des Numiderreichs von Masinissa bis auf Jugurtha, und eine Darstellung der Geschichte Kyrenes!

Beigegeben sind vier vortreffliche Heliogravuren, die der Themastellung entsprechend, Mithradates, Tigranes, eine sogenannte Eupatoristenvase und ein wenig bekanntes Bild des Pompejus wiedergeben. Außerdem zwei Kärtchen für die Schlacht bei Chäronea und die Belagerung von Athen. Am Schlusse findet sich eine Karte des gesammten Schauplatzes der behandelten Epoche. Es wäre wünschenswerth, daß wenigstens die Hauptgebirgszüge angegeben wären, die für die Grenzbestimmungen der einzelnen Friedensabschlüsse maßgebend waren. Historische Karten mit Weglassung dieses bestimmenden Factors lassen sich schwer lesen, und der treffliche geographische Abschnitt S. 206—247 wird darum nicht so fruchtbar, wie er sein könnte.

Die deutsche Uebersetzung von A. Götz, einem Freunde Reinach's, von dem bekannten Verlag dem Publikum in mustergültiger Weise zugänglich gemacht, ist gewandt; doch ist sie nicht frei von Gallicismen und bisweilen ist die Orthographie orientalischer Eigennamen nicht in die in Deutschland gebräuchliche übertragen.

Ernst Schwabe.

Allerlei aus der Erzählungsliteratur.

1. Nora. Novelle von Ernst Eckstein. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 3 M.

Uns ist, als hätten wir diese Novelle schon öfters gelesen: der junge feurige, alle Herzen gewinnende Graf Sanseliee, der Gatte einer schönen, sanften, hingebenden Frau, den der Zufall fern seinem Hause mit einer noch schönern, jungen, leidenschaftlichen Verwandten zusammenführt. Aus einem traditionellen Familienhaß wird auf beiden Seiten heiße Liebe; der Gatte kämpft dagegen, aber unterliegt ihr, und beide kehren in das Haus zu der ahnungslosen Gattin zurück. Diese wird täppisch darauf aufmerksam gemacht; eine sogenannte Freundin, die einst von dem Gatten verschmähte und ihn noch liebende Ginevra, hetzt und schürt, und das Ende ist, daß Gatte und Gattin untergehen, nicht ohne im letzten Lebensaugenblick sich wieder gefunden zu haben.

Das Neue an dieser wenig erquicklichen Geschichte ist nur das italienische Colorit, insbesondere das Verhalten der Gräfin, die sich wahrsagen und Liebestränke, in Wirklichkeit Gift Borgia'schen Angedenkens, geben läßt, an dem ihr Gatte hinwelkt u. s. w. Das ist ziemlich breit ausgeführt, vermag aber nur die Leser zu interessiren, bei welchen Wahrsagerinnen und Gift von vornherein ein gewisses wollüstiges Gruseln hervorrufen, also die Leser der Tageszeitungsromane niedern Grades, die Halbgebildeten. Der Gebildete kommt nicht auf seine Rechnung, zumal da der psychologische Proceß unter dem italienischen Culturbild untergeht, und bei der Geliebten des Grafen ein solcher nicht einmal angedeutet wird. Doch das ist ja auch italienisch. Und so mag die Novelle als italienisches Culturbild ihre Berechtigung haben; als deutsche Novelle eines hervorragenden Schriftstellers bedeutet sie eine Niete.

2. Ver sacrum. Gesammelte Novellen von Anna Hasselbach. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1895. 8. 2 M.

Statt des sentimentalen, rein persönlichen Titels trüge diese Sammlung besser den Titel: „Gelöste Räthsel" oder „Aufgeklärte Geheimnisse" oder etwas dergleichen. Denn darum handelt es sich in allen diesen Novellen. Es ist irgendein dunkler Punkt da, der im Laufe der Erzählung theils tragisch, theils humoristisch aufgehellt wird, und darauf beruht auch die, wie man sieht, nicht innerliche, sondern rein äußerliche Spannung. Indessen sucht die Verfasserin doch stets auch dem Psychologischen sein Recht zu geben, und so gelingt ihr auch die innerliche Spannung, wie z. B. in den Novellen „Nemesis" und „Der stille Doktor".

Es hat übrigens den Anschein, als ob die Novellen so entstanden seien, daß die Verfasserin sich irgendeinen dunkeln Punkt ausgedacht hat, an dem sie nun ihre Novelle aufhängt. Aber da sie gut zu erzählen versteht und die gemüthlichen Saiten anzuschlagen weiß, so folgt man gern ihrer Darstellung und läßt sich im Gemüthe durch dieselbe bewegen.

3. Esther. Novellen von O. Gayer. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 4 M.

Zwei ernste Ehebruchsgeschichten nach dem Princip der uneingeschränkten Rechte des Herzens und eine hübsche Feuilleton-Nichtigkeit über die liebende Försterstochter — das ist der Inhalt dieses Buches. Die Charakterisirung und Gruppirung ist in der ersten Geschichte, die dem Buche den Namen gegeben hat, interessanter als in der zweiten „Ultima Thule", die einen doppelten Ehebruch enthält. Auch hier werden wir nicht mit dem sittlichen Standpunkt rechten, der es für ganz selbstverständlich hält, daß gegenseitiges Unbefriedigtsein in der Ehe und wirkliche Liebe zum andern die Berechtigung zum Ehebruch gibt, zumal da die Verfasserin redlich bestrebt ist, diese Berechtigung wenigstens bei den bessern Charakteren psychologisch zu motiviren. Beide Geschichten endigen tragisch, wozu bei der zweiten keine zwingende Veranlassung vorlag; es wäre denn, daß die Verfasserin eben mit diesem tragischen Untergang den Ehebruch selbst als Sünde zugestehen wollte, wozu indessen ihre ganze Art der Darstellung nicht stimmt. Immerhin weiß sie uns für ihre Helden zu interessiren, sodaß wir mitfühlen und mitbegreifen und darum auch zu verzeihen geneigt sind. Das ist insbesondere der Jüdin Esther gegenüber der Fall, die in eine christliche, dumm frömmelnde, stolze Familie durch die Heirath des Sohnes hineinkommt und dort von allen, auch von ihrem Gatten, seelisch bis zum äußersten gequält wird. Eine tröpfische Gesellschaft diese Bürgerlichen, wenn auch immer noch nicht so miserabel wie die Adeligen der zweiten Erzählung! Aber das ist ja wieder echt modern: je jämmerlicher die Menschen sind, um so mehr halten es die Modernen für der Mühe werth, uns mit ihnen bekannt zu machen. Die Verfasserin scheint es schon in der ersten, aber namentlich in der zweiten Erzählung darauf angelegt zu haben, uns einen förmlichen Ekel vor diesem Pack beizubringen und man athmet nach Beendigung der Lektüre geradezu auf, weil man sich nun wieder in seiner eigenen, jedenfalls bessern Gesellschaft befindet. Auch eine Wirkung eines Kunstwerkes!

Im übrigen versteht die Verfasserin die Kunst des Erzählens gar nicht übel, und sie kennt auch ihr Publikum, indem sie den üblichen unverwüstlichen alten Romanrequisiten das prickelnd moderne Gewand umhängt. Selbst das so beliebte Nervenfieber und das kranke Kind fehlen nicht. Und zudem gießt sie einen solch unendlichen Schwall von schönen, wirklich schönen Phrasen über uns aus, die wiederum gemischt sind aus modernem Fühlen und Familienblattsentimentalitäten alten Stils, daß namentlich weibliche Leser davon entzückt sein werden. Daß diese

Phrasen großentheils ganz überflüssig sind und oft hart an der Grenze des guten Geschmacks stehen, merkt natürlich nur so ein böser Kritiker an, welcher der Ansicht ist, daß Frauen in Sachen der Toilette meistens einen bessern Geschmack entwickeln als bei Romanphrasen.

4. Heinrich Emanuel. Die Geschichte einer Jugend. Von Mathieu Schwann. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein pädagogischer Roman! Der ganze erste Theil ist eine Auflehnung wider die Satzungen, welche in der katholischen religiösen Erziehung, in den katholischen Unterrichtsanstalten Geltung haben. Offenbar ist das Ganze nach eigenen Erlebnissen dargestellt, daher auch die oft ermüdende Ausführlichkeit und der Mangel künstlerischer Anlage. Der zweite Theil ist eine Bekämpfung der Satzungen der katholischen Kirche und der gesellschaftlichen Anschauung hinsichtlich des Brautstandes, und es werden difficile Untersuchungen angestellt über die „Sündlichkeit" des Küssens, über die Beichte und anderes. Ohne irgendwie mit jenem frankfurter Priester übereinzustimmen, der sagt: „Entweder Beichte und guter Katholik sein oder ins Theater gehen!" müssen wir doch sagen, daß die Kritik des ersten Theils weit mehr Berechtigung hat, als die des zweiten. Denn leider ist es vielfach immer noch so, wie der Verfasser schreibt: „Man hat es fertig gebracht, die Schule vom Leben zu trennen, sodaß sie dem Schüler nicht mehr als nothwendige Durchgangsstufe und Vorbereitung zum Leben erscheint, sondern als eine traurige Zwangs- und Dressuranstalt, welche zum Leben in gar keiner oder in einer höchst oberflächlichen Beziehung steht." Gegen diesen Standpunkt verwahrt sich der Held der Erzählung häufig in donnernden Reden, die freilich den Eindruck machen, daß der Verfasser viel mehr wünscht, er selbst hätte einstens in dieser Weise gesprochen, als daß wir ihm glauben, sein Held habe wirklich solche Reden gehalten.

Immerhin ist das Buch, wenn auch als künstlerische Leistung nicht bedeutend, ein beachtenswerther Versuch, in der Erzählungsform einer Selbstbiographie, eine Reihe von Missständen im Erziehungswesen aufzudecken und den Aeltern nachdrücklich ans Herz zu legen. Die Erziehungsanstalten verschiedener Art werden freilich davon ebenso wenig erbaut sein, wie die katholische Kirche. Sie mag sich übrigens damit trösten, daß der Rector einer klerikalen holländische Erziehungsanstalt die einzig rühmenswerthe Ausnahme macht.

5. Adhimukti. Von Fannie Gröger. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Buch enthält ein indisches Märchen mit scharfen Spitzen und drei Satiren im novellistischen Skizzengewand auf Zustände innerhalb der katholischen Kirche, besonders die Beichte und ihre Gefahren. Katholischerseits wird man der Verfasserin übrigens einwenden, daß man, wenn man über katholische Dinge schreibt, nicht von einer Heiligen, Namens Portiuncula, reden darf, da die katholische Kirche zwar eine Portiuncula-Kirche in Assisi und ein Portiuncula-Fest hat, aber keine Heilige dieses Namens. Die Satire im indischen Gewand ist nicht gerade durchsichtig: sie verhöhnt jene Art von Sittlichkeitswächter, die, sobald es ihren Vortheil gilt, der Sittlichkeit Hohn sprachen und vertheidigt die „Rechte des Herzens" auch bei einer Dirne. Besonders erquicklich ist die humoristisch-satirische Art der Darstellung nicht; aber das ist auch nicht nöthig, wird die Verfasserin sagen. Wenn ich nur treffe, was ich treffen will. Um über das schriftstellerische Talent der Verfasserin zu urtheilen, dazu gibt das Buch zu wenig Anhaltspunkte. Möglich, daß sie solches besitzt, möglich auch nicht. Wir werden sehen.

6. Allerhand Kreuzköpf'. Geschichten und Gestalten aus den Tiroler Alpen. Von Karl Schönherr. Leipzig, H. Haessel. 1895. 8. 2 M.

Es ist wie ein erquickendes Bad, wenn man diese von der Cultur nicht beleckten Geschichten und Gestalten aus Tirol an sich vorüberziehen läßt. Das ist Natur in ihrer derbsten, aber auch zugleich lebenskräftigsten Form; das sind Menschen, freilich größtentheils von sehr beschränktem Horizont und eingezwängt in jene ganz eigenthümlich sittlich-religiöse und sociale Weltauffassung Tirols, die aber ihre Menschennatur doch nicht verbiegen kann. Uns aber, die wir von ihnen lesen, muthet fast alles humoristisch an, und zugleich packt es einem ordentlich ans Herz, so daß wir wissen: hier ist wirklich Humor.

Die Erzählungsart ist schlicht und einfach, über und über gespickt mit tiroler Provinzialismen, Redensarten, Anekdoten. Der Verfasser scheint nicht viel eigenes hinzugethan, sondern blos in das ihm wol ganz vertraute Volksleben hineingegriffen zu haben. Er stellt die Gestalten einfach vor uns hin: da, schaut, wie sie euch gefallen mit all ihren Ecken und Raupen. Und wenn euch da draußen manches fast übertrieben, ja carikirt erscheint, so kommt nur herein nach Tirol, da werdet ihr noch Merkwürdigeres auf der Straße finden. Man muß nur Augen haben, zu sehen, und Ohren, zu hören! Diese Eigenschaft wird aber immer seltener und wenn sie einer zusammt einem warmschlagenden Herzen besitzt, wie Karl Schönherr, so müßte es wunderlich zugehen, wenn er nicht mit seinen Geschichten und Gestalten die Herzen gewänne.

7. Erzählungen aus der Ur-Schweiz von Meinrad Lienert. Zwei Bände. Leipzig, H. Haessel. 1895. 8. 4 M.

Von tiroler Gestalten ist es nicht weit nach den Gestalten der Urschweiz hinüber, wie sie uns Lienert vorführt. Auch hier ist volle Vertrautheit mit dem Volksleben vorhanden, aber die Darstellung ist kunstmäßiger als bei Schönherr. Vielleicht eben deshalb erscheint uns dieser natürlicher als Lienert, dessen Art gerade wegen der Menge der Dialektausdrücke und -Wendungen den Eindruck des beabsichtigt Volksechten, darum Gezierten macht.

Zu seinem Schaden scheint er bei Auerbach gelernt zu haben; im übrigen ist wol sein Vorbild Jeremias Gotthelf gewesen, und wie dieser scheut er auch vor Derbheiten und häßlichen Scenen nicht zurück. Von den Modernen hat Lienert gelernt, einem auch Kleinigkeiten nicht zu ersparen, und wie diese kümmert er sich wenig um künstlerische Oekonomie und straffe Schürzung des Knotens. So müssen wir „Claudels Erbteil" nicht blos sämmtliche Gefahren, welche die Unschuld einer hübschen Dirne bedrohen können, durchmachen, sondern auch sämmtliche Liebesbriefe lesen, welche die beiden Liebenden einander schreiben. Zwei Gefahren und vier Briefe hätten genügt; die Wiederholung der Gefahren wirkt peinlich, die der Liebesbriefe langweilig, so echt beides ist. Offenbar beherrscht Lienert die Erzählungstechnik noch nicht genügend; aber er bringt so viel Kenntniß des Volkes mit, daß er noch viele Dorfgeschichten wird schreiben können. Und es ist immer besser, es gibt einer zu reichlich aus, als daß er mit kümmerlichem Besitz lange Erzählungen schreibt. Die Technik wird Lienert sicherlich noch lernen.

8. Patron Jönssons Memoiren von Alfred von Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Lengfeldt. Leipzig, H. Haessel. 1895. 8. 2 M.

Es fehlt mir an so unendlich vielem, um ein richtiges, wirkliches Buch schreiben zu können. Unter anderm „die erhabene und freie Weltanschauung", die, wenn ich die gelehrten Herren im Rathskeller recht verstanden habe, durchaus nothwendig ist, wenn das Buch gut und modern sein soll. Ich glaube eigentlich nicht, daß derjenige, der zu Ende dieses Jahrhunderts ein gutes, leicht verkäufliches Buch schreiben will, überhaupt an etwas glauben darf. Ausgenommen an seine eigene Genialität natürlich. Und ich glaube an so vieles. An die Zahlen meiner Hauptbücher, an die Liebe meiner Alten, an meine Kinder, an unsern alten Kassirer Palm. Und vor allem an Gottes Güte.

So läßt sich der Schreiber dieser Memoiren, selbstverständlich im Sinne des Verfassers, vernehmen. Das Buch ist aber trotzdem oder vielleicht wegen des beklagten Mangels gut und modern. Letzteres insofern, als es ein wahres Buch ist, an dem im Punkt der Wahrheit auch die modernen Wahrheitsfexen schwerlich etwas auszusetzen finden werden. Die Wahrheit Hedenstjerna's ist sogar alltägliche Wirklichkeit: wie ein armer Tagelöhnerbub ein reicher Mann wird, ganz einfach, recht ausführlich auch in Kleinigkeiten erzählt, aus dem Leben abgeschrieben. Aber nicht aus dem Notizbuch! Und da beginnt der Unterschied zwischen den modernen Undichtern und den alten Idealisten. Die ganz prosaische Erzählung ist verklärt durch jenen undefinirbaren Hauch echten Idealismus, der hinter dem, was ist, noch etwas sieht, was — wohlgemerkt! — auch ist, wenn es gleich blöde Augen nicht sehen, stumpfe Herzen nicht ahnen. Und so begrüßen wir diese Gabe aus dem allmählich aurüchig gewordenen Ibsen'schen Norden auf deutschem Boden mit Freuden.

Richard Weitbrecht.

Dramatische Werke.

1. Die größte Sünde. Drama in fünf Acten. Von Otto Ernst. Hamburg, Conrad Kloß. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Einer unserer erfolgreichsten Dramatiker sagte zu dem Dichter des vorliegenden Stückes: Wer heutzutage auf die Bühne kommen und sich auf der Bühne behaupten will, darf keine ernsthaften Conflicte aufgreifen. Daß dieser Ausspruch zutreffend ist, weiß jeder Kundige, und auch Otto Ernst hat sich das nicht einen Augenblick verhehlt. Lange genug hat er mit scharfem Blick und offenem Visir die Entwickelung unserer literarischen Verhältnisse beobachtet. Er sagt selbst, daß unser Theaterpublikum auf einen Standpunkt gebracht worden ist, wo es Streit für Zank hält und eine von der Bühne herabklingende fremde Meinung wie eine persönliche Beleidigung empfindet. Aber diese Erkenntniß hat Otto Ernst nicht einen Augenblick abgehalten, ein heikles Problem kraftvoll aufzugreifen und mit männlichem Muthe durchzuführen. Man fühlt, nicht allein der Held des Dramas will ein Kämpfer für geistige Freiheit heißen, auch der Dichter ist ein solcher und er versteht, was er in der Seele durchlitten, wie ein echter strebender Künstler zu gestalten. Die Dichtung beweist, daß hier kein parteiliches oder gar confessionelles Tendenzstück vorliegt. Magdalene, die Tochter des Großkaufmanns Wöhlers, ist die Braut eines jungen Privatlehrers und Schriftstellers Wolfgang Behring. Er macht aus seiner Abneigung gegen die kirchliche Ehe und die Taufe kein Hehl, da er sie mit seinen Anschauungen nicht vereinigen kann. Magdalene geht aus übergroßer Liebe auf seine Ansichten ein, zerfällt aber dadurch mit ihren Aeltern völlig. Ein Kind wird geboren, das ungetauft bleibt. Durch einen religiös freisinnigen Vortrag verliert Wolfgang seine Stunden, sodaß er in die größte Noth geräth. Das Kind stirbt und die verzweifelnde junge Frau, die ihren Mann in dieser Stunde moralisch im Stiche läßt, erkrankt tödtlich. Da macht Wolfgang seinen Frieden mit den Schwiegerältern, um wenigstens das Leben der Frau zu retten. Er läßt sich trauen und verspricht, über Religion nichts mehr zu veröffentlichen. Der schimpfliche Friede rettet zwar Magdalene's Leben, sie kommen wieder in gute Verhältnisse; aber Wolfgang geht innerlich zu Grunde: die größte Sünde die gegen sich selbst und seine innerste Ueberzeugung, verzehrt und vernichtet ihn, sodaß selbst die Liebe zu Magdalene erkaltet. Um ihretwillen hat er seine Ueberzeugung verkauft, ohne daß in Magdalene ein neuer ehrlicher Glaube erwacht wäre. Diese Schuld will

sie sühnen, indem sie mit ihm in den Tod geht. — Wenn bei diesem Stoffe der menschliche Gehalt bei weitem den confessionellen Antheil überwiegt, so liegt darin wol ein nicht geringes Lob der dichterischen Kraft und der reinen Gesinnung Otto Ernst's. In der That erfreut dieser Dichter auch hier mit seiner frischen Energie, die dem Drama den geistigen Grundzug gibt. Dramatisch ist das Stück ungleich gearbeitet. Der erste Act enthält eine vortreffliche, sich steigernde Exposition, aus der Handlung und Charaktere klar und doch maßvoll hervortreten. Das Elend Wolfgang's, das Kündigen der Stunden, die Krankheit des Kindes, ist mit den herkömmlichen Mitteln ohne sonderliche Feinheit gearbeitet. Das können andere auch, und sogar noch besser. Im fünften Acte kommt Magdalene's Entschluß mit Wolfgang zu sterben und ihre Schuld dadurch zu sühnen, mit der Jähheit eines Bühnenentschlusses alten Stils. Das Drama im ganzen fesselt, regt an und will ein ehrliches Kunstwerk sein.

2. Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen. Von Hans Ferdinand Gerhard. Neuhaldensleben, C. A. Eyrand. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Titel des Stückes ist nicht von dem Medea-Motiv hergenommen, sondern von der Rolle der Medea, die einst die Lieblingsrolle der Heldin gewesen ist. Frau Eva hat sich von ihrem ersten Manne, einem berliner Theaterdirector, scheiden lassen und ist die Gattin eines jüngern, unbedeutenden Mannes geworden. Dieser Fritz Himburg besitzt einige malerische Anlagen, schwankt aber zwischen seiner Liebe zur Kunst und dem angeborenen Philisterthum haltlos hin und her. Eva hat der Bühne entsagt und sich mit ihrem jungen Gatten in eine kleine norddeutsche Provinzstadt zurückgezogen, wo der alte Himburg ein Grossogeschäft besitzt. Eva fühlt sich in den engen Verhältnissen nicht glücklich, zumal ihr die Schwiegereältern misgünstig gesinnt sind. Auch Fritz ist nicht glücklich. Ein berliner Bühnenleiter macht Eva einen Engagementsantrag, den sie anzunehmen bereit ist. Argwohn, Misverständnisse und aufkeimende neue Liebe des Gatten zu einem jungen Mädchen führen eine tragische Verwickelung herbei, die Eva durch einen Selbstmord löst. Das Drama von Gerhard bekundet eine bemerkenswerthe Gewandtheit im Dialog, der ungefähr die Mitte hält zwischen dem der Franzosen und dem deutscher Naturalisten. Auch für das Theater ist das Spiel klar und wirksam angeordnet. Die Motive sind häufig noch schwach und ohne zwingende Nothwendigkeit. Für die technische Entwickelungsfähigkeit des jungen Dramatikers möchte dieses Stück mehr versprechen als für seine dichterischen und künstlerischen Anlagen im höhern Sinne.

3. Oberförster Schöne. Eine Komödie. Von Friedrich Löhr. Hamburg, M. Glogau jun. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Komödie hat folgenden Witz: Zu dem Oberförster Schöne im Thüringer Wald kommt eine kecke Balletteuse, Anna Rosa, die er Zeit seines Lebens noch nicht gesehen hat, aber die sich ihm unter Beibringung glaubhafter Beweise als seine uneheliche Tochter vorstellt. Der Alte wundert sich schrecklich, will aber natürlich, daß die Sache seiner Frau unbekannt bleibe. Einige Stunden später als Anna kommt der Prinz, dessen Geliebte Fräulein Anna ist, und der Oberförster legt seinem Gebieter nicht das mindeste in den Weg. Am andern Morgen macht Anna einen Waldspaziergang mit einem braven Unterförster, der auf der Stelle Anna heirathen will, worüber sich diese nicht wenig freut, da ihre Sehnsucht wieder nach Reinheit und Ruhe geht. Aber der Oberförster klärt den jungen Mann auf, daß Anna die Geliebte des Prinzen ist, verschweigt natürlich seine Vaterschaft. Die Balletense läuft mit einem Maler davon und der Prinz wäre der Dumme, wenn ihm nicht die Frau des Oberförsters schöne Augen machte. Und dieser, der seine eigene Tochter nicht anerkennen wollte, sondern sie ohne Augenzucken in seinem eigenen Hause dem Prinzen überließ, geht seelensruhig in den Forst, um für den Prinzen in der Nacht einen Bock zu schießen. — Die Voraussetzungen des Stückes sind wenig glaubhaft. Wenn sich auch Ansätze zu einer derben Charakteristik finden, so empfängt man doch den Eindruck des Gewöhnlichen und stofflich Rohen.

4. Macht. Drama in fünf Acten. Von Wilhelm Weigand. München, Hermann Lukaschik. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Mit einem gewissen ästhetischen Trotz auf die Rechte seines Ich kommt Hugo, der Sohn des Buchdruckereibesitzers Volz in das Aelternhaus zurück. Er geräth mit seinem Vater zusammen, der den Sohn in die Schriftleitung seiner socialistischen Zeitung einreihen möchte. Es ist durch die Agitation des alten Volz ein Streik unter den Arbeitern ausgebrochen, der immer größern Umfang annimmt. Während Volz sich in dem Glauben der Macht gefällt, die er langsam errungen hat und in der er das Gefühl des tiefsten Lebens genießt, fragt sich Hugo unausgesetzt, ob er überhaupt ein Recht hat, an einer wohlbesetzten Tafel zu sitzen, von der Millionen ausgeschlossen sind; er schwankt zwischen zwei Welten. Es zeigt sich, daß die Macht des alten Volz eine ziemlich phrasenhafte war. Bei einem Zusammenlauf schleudern ihn seine eigenen Anhänger beiseite und setzen ihren brutalen Willen durch. Hugo findet sein Glück in der Liebe; er wird seine unklaren Stimmungen überwinden und durch Entsagen wachsen. Das Drama ist ein Streikstück wie viele andere, ohne auffallende Mängel, aber auch ohne rechte Verdienste.

5. Die Kaiserin. Drama in fünf Acten. Von Ludwig von Zitkowszky. Wien, Carl Konegen. 1895. 8. 2 M.

Kaiserin Josephine, die Gemahlin Napoleon Bonaparte's, ist die Hauptgestalt dieses Dramas, sein Thema die Scheidung der Ehe zwischen beiden. Das Stück baut

sich auf einer überraschenden Fülle von Einzelzügen auf, die aus den zahlreichen gleichzeitigen Denkwürdigkeiten genommen sind. Mit Geschick werden diese Einzelheiten für die Zwecke der Charakteristik und zur Führung der Handlung verwendet. Allerdings ein tieferes, seelisches oder dramatisches Interesse vereinigt sich mit der Mosaik von kleinen Zügen kaum. Die Mitglieder der Familie Bonaparte sind Josephine Beauharnais alle abgeneigt, besonders Lucian Bonaparte und Cardinal Fesch suchen Napoleon von Josephine loszureißen. Das Wohl des Kaiserreichs verlangt einen Thronerben, nachdem der Sohn der Hortense gestorben ist. Josephine leidet aufs schmerzlichste, ihre Liebe zu Napoleon ist abgöttisch. Sie willigt nicht, wie er gehofft hatte, aus freien Stücken in die Scheidung ein. Als Napoleon sie mit Vorwürfen überhäuft, deren Gewicht sie anerkennen muß, macht sie in Fontainebleau einen Selbstmordversuch, indem sie sich aus dem Fenster stürzt. Sie bleibt unverletzt, aber als Napoleon von Reue ergriffen wird und sie an seiner Seite halten will, fordert sie selbst die Scheidung: Napoleon ist von seinem Sterne geschieden. Das Stück enthält manche Schönheit und versteht durch den Reichthum an kleinen Bruchstücken der Handlung immer ein stoffliches, stellenweise ein seelisches Interesse wachzurufen.

6. Unter dem Todtenkopf. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Otto Elster. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachfolger (D. Janssen). 1895. 8. 60 Pf.

Das Stück spielt in Braunschweig im Jahre 1809, als der verfolgte Herzog Friedrich Wilhelm seinen kühnen Streifzug mitten durch das Rheinbundgebiet unternahm, begleitet von seinen schwarzen Todtenkopfhusaren. Die Treue der Braunschweiger gegen ihren angestammten Herzog bewährt sich dabei, und mitten im Kriegsgetümmel schließt einer seiner Offiziere die Ehe mit der Geliebten, ohne deshalb weniger willig den Fahnen des kühnen Führers zu folgen. Das Schauspiel ist blos eine Handwerksarbeit und ohne die Spur von künstlerischem Empfinden. Der Verfasser wird sich dessen bewußt sein und wol Genüge finden, wenn die patriotische Absicht Anerkennung findet.

7. Frau Jutta. Ein neues lustig Spiel von Frau Jutten u. s. w. Von Hugo Zürner. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein neues lustig Spiel von Frau Jutten, die ein gelahrtes Weibsbild in Mainz ist gewesen, in hohen Ehren zu Aachen beim Kaiser hat gestanden, und nachher zu Rom Papst ist geworden. Man fragt sich: was soll das Spiel, das weder lustig noch neu ist? Ja, wenn lustig soviel wäre wie zotig! Welche Kreise hatte der Dichter im Auge, auf die dieses Spiel wirken sollte? Den Katholiken thut es sicherlich nicht weh, ihnen ist es eine Thorheit, und den Protestanten ein Aergerniß, denn es freut niemanden, einen zotigen Bundesgenossen und einen Don Quixote auf seiner Seite zu haben. Es ist nicht das erste mal, daß in der jüngsten Vergangenheit urderbe und scheinbar aus überquellender Kraft geschöpfte Schmäh- und Spottdramen gegen die Religion, besonders gegen den christkatholischen Standpunkt erschienen sind. Man braucht nur an den unglücklichen Oskar Panizza zu erinnern, der seine bauernhaften Anstößigkeiten mit einem Jahr Gefängniß büßen soll. Der Unglückliche wähnt wol ebenso wie der ihm sehr verwandte Hugo Zürner, daß er als Recke im Sinne Luther's gegen die babylonische Dame kämpft, als Renaissancemensch, als Winkelried der geistigen Freiheit. So faßt Zürner die männlichen und weiblichen Hysteriker auf, die immer die neueste Mode im Schriftthum mitmachen möchten. Andere Leute finden blos harmloses, verständnißloses Philisterthum und die Eitelkeit eines — Unreifen darin. Wer möchte aber die aussichtslose Erziehung eines solchen Feindes der Religion übernehmen?

8. Lobetanz. Ein Singspiel. Von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan. 1895. 8. 2 M.

Bierbaum's Singspiel „Lobetanz" bietet dem, der sich dem Genusse einer durchaus subjectiven Kunst hingibt, viele intime und zarte Reize. Hier liegen vielleicht einige Keime für unsere Dichtkunst, und auch wer dies nicht anzuerkennen vermöchte, sollte die feine anmuthige Form nicht mit Stillschweigen übergehen. Ohne Frage ist vieles darin spielerisch und von der Modernität des übermorgenden Tages, die gar bald in ihren zarten bleu mourant und aprikosenröthlichen Farben verblassen und veralten wird. Aber dennoch steckt ein poetischer Kern in Bierbaum's Singspiel, der ehrliche und freudige Anerkennung verdient.

9. Meister Olaf. Schauspiel in fünf Aufzügen von August Strindberg. Uebersetzt von O. A. Palme. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Schauspiel stammt aus der frühern Zeit Strindberg's und für Deutsche hat es nur insofern Interesse, als es ein Werk aus der Entwickelung des Schriftstellers darstellt. Wer von den letzten Werken Strindberg's kommt, unter anderm von der wahrhaft furchtbaren Beichte eines Thoren, wird hier zwar in vielen einzelnen, aufblitzenden Zügen den bekannten Dichter erkennen, aber im ganzen das Unfertige und Verschwommene nicht leugnen können. Ueber dem Stücke liegt ein gewisser Dämmer, der nirgends feste Körper hervortreten läßt. Es ist ein romantisches Werk, von modernen Einzelheiten durchzogen, und daher zwiespältig und willkürlich. Dramen wie das vorliegende, haben für die Gegenwart in Deutschland alle Bedeutung verloren. Ihr Werth ist nur noch ein geschichtlicher oder rein persönlicher, insofern als die Entwickelung eines interessanten schwedischen Dichters sich daran erkennen läßt. Stellen wir uns auf den sehr berechtigten deutschen Standpunkt, der in unserm Falle auch

der literarische und künstlerische ist, so läßt sich für die ziemlich mittelmäßige Uebersetzung eines Strindberg'schen Dramas aus dem Jahre 1872 keine Nothwendigkeit nachweisen. Was damals gefesselt und dem deutschen Schriftthum wol eigenartige Anregung geboten hätte, muthet im Jahre 1895 nur noch historisch an. Ich dächte, wir hätten unter der sogenannten „actuellen" Fremdländerei der Russen, Schweden und Norweger genug zu leiden, und brauchten nicht noch eine nach rückwärts gewendete, nur geschichtlich werthvolle Ausländerei. Der Held des Dramas ist Meister Olaf oder Olaus Petri zur Reformationszeit in Schweden. In Strindberg's Selbstbiographie findet sich eine Besprechung der Entstehung und Gestaltung des Dramas.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Von der unsern Lesern schon früher empfohlenen „Zeitschrift für Kulturgeschichte, der neuen Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen" (Weimar, früher Berlin, Emil Felber), liegen uns mehrere Hefte zur Anzeige vor. Bei der großen Zahl der in ihnen enthaltenen Aufsätze müssen wir uns natürlich auf eine kurze Inhaltsangabe beschränken. Das Doppelheft (5 und 6) des ersten Bandes (1894) bietet zunächst einen interessanten Aufsatz von Prof. J. Caro: „Aus den Tagen der Königin Elisabeth von England", der sich hauptsächlich mit dem zum Spiritismus abgeirrten Gelehrten John Dee beschäftigt. Die folgende Arbeit von Dr. A. von Eye: „Die Geschichte des Sitzens", gibt mehr eine Geschichte der Sitze. Interessanter erscheint uns die Abhandlung von Georg Steinhausen: „Der vollkommene Hofmann. Ein Lebensbild des Rococo". Er weist nach, daß der „galante und politische" Hofmann das Bildungsideal des Rococo gewesen, erörtert die Gründe, die damals den Hof zum Mittelpunkt der Gesellschaft gemacht haben und bespricht dann die Eigenschaften, die ein vollkommener Hofmann haben mußte. Von der „höflichen" Zeit in die „höfische" führt der letzte Aufsatz des Doppelheftes: „Liebesleben und Liebesdienst in der Liebesdichtung des deutschen Mittelalters" von Rudolf Goette. Auf Grundlage der Minnedichtungen stellt er die „kennzeichnenden Erscheinungsformen des Gefühlslebens im spätern Mittelalter" dar und behandelt dabei eingehend das Verhältniß des Volksliedes zum höfischen Minnelied in ihren typischen Vorstellungen. — Der zweite Band (1894/95), von dem uns drei Hefte vorliegen, bringt zuerst eine Studie von F. von Krones: „Karl von Zierotin und sein Tagebuch vom Jahre 1591", die uns den mährischen Staatsmann als Menschen in seiner Familie, als Politiker in einer vielbewegten Zeit und als Reisenden vorführt. Sodann erörtert Karl Biedermann „die Faust-Sage nach ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung"; er bespricht dabei die verschiedene Behandlungsart des Gedankens, daß „der Mensch, seiner Anlage und Bestimmung nach, ein endliches, in müübersteigliche Schranken eingeschlossenes Wesen, gleichwol in sich einen unwiderstehlichen Drang birgt, diese Schranken zu durchbrechen und nach einem über alles Menschliche weit hinausliegenden Ziele zu streben, daß aber, wenn er diesem Drange nachgibt, er unrettbar einem finstern Geschicke verfällt". Es folgt Georg Liebe mit einem Artikel: „Zur Geschichte der Uniform in Deutschland". Die Einführung der Uniform geschah Ende des 17. Jahrhunderts, sie hängt mit dem Aufkommen der allgemeinen Wehrpflicht zusammen und ist der Ausdruck der Unterwerfung unter eine Autorität; ihr Vorläufer ist das Hofkleid, im gewissen Sinne die Livree. Besondere Aufmerksamkeit wird in den weitesten Kreisen der Aufsatz von Otto Rieder: „Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt" erregen. In eingehender Erörterung behandelt der Verfasser die Verbreitung, den Ursprung (es sind ursprünglich die Breter, auf denen die Todten bis zur Beerdigung lagen), die Form, die Inschriften, die Malereien, die Dichtungen, die Standorte der Todtenbreter und den an sie anknüpfenden Aberglauben. Weiterhin bespricht Richard M. Meyer „Die Anfänge der deutschen Volkskunde". Er handelt über die Angaben, die die Römer einerseits, Finnen und Slawen andererseits über die alten Germanen gemacht haben und kommt zu dem Satz, daß jene besonders den Culturmangel, diese dagegen den Culturüberschuß der Germanen im Vergleich mit sich beobachtet haben; dann verfolgt er die Pflege der einheimischen Volkskunde bei den Deutschen und führt dabei aus, daß diese im engsten Zusammenhang stehe mit den übrigen Aeußerungen eines erwachenden und wachsenden Nationalgefühls. Der folgende Aufsatz von Friedrich Bienemann: „Die Kolonialpolitik des deutschen Ritterordens", wird schon wegen der jetzigen Russificirung der Ostseeprovinzen Interesse erwecken. F. W. E. Roth bietet Beiträge „Zur Geschichte der Volksgebräuche und des Volksaberglaubens im Rheingau während des 17. Jahrhunderts". Georg Steinhausen verlangt in einem Artikel: „Professoren der Culturgeschichte?" besondere Lehrstühle für Culturgeschichte; wir möchten lieber die Culturgeschichte mit der politischen aufs engste verbunden sehen. Richard Müller handelt „Ueber die historischen Volkslieder des Dreißigjährigen Krieges" und prüft ihren historischen, ihren literarischen und culturgeschichtlichen Werth. — Außer diesen größern Abhandlungen bieten die Hefte noch Miscellen, Mittheilungen, Bücherbesprechungen, einen Jahresbericht über die erschienenen culturgeschichtlichen Werke und ein Verzeichniß der in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze, die Culturgeschichtliches enthalten. Wir schließen unsere Anzeige mit der wiederholten Empfehlung der „Zeitschrift für Kulturgeschichte", der wir weiteres Gedeihen wünschen.

— Wir haben jetzt besonders häufig Schriften über Fragen unseres Hochschulwesens zu besprechen. Heute liegen uns deren wieder zwei vor. Die erste stammt von einem verdienten Veteranen der medicinischen Wissenschaft. Es ist die Rede, die der grazer Physiolog Alexander Rollet beim Antritt seines dritten Rectorats an der steierischen Universität am 6. December 1894 „Ueber Zweck und Freiheit des akademischen Lebens" gehalten hat (Graz, Leuschner u. Lubensky, 1895). Sie ist in unserer Zeit des oft übertriebenen Specialistenthums schon erfreulich um des hohen, den Zusammenhang aller Wissenschaften in den Vordergrund stellenden Standpunktes willen; sie ist es nicht minder, weil die schöne und edle Milde eines gereiften Geistes daraus spricht. Mag auch Rollett's Optimismus ihn über manche unleugbare Schäden zu mild urtheilen lassen, so ist es doch auf jeden Fall gegenüber andern ganz einseitig die Schattenseiten betonenden Auffassungen recht angebracht, auch einmal eine solche Stimme zu hören. Der Werth dieser Rede liegt nicht so sehr in neuen Gedanken, als in der guten Zusammenfassung und eindringlichen Betonung von Gesichtspunkten, die zwar schon wiederholt geltend gemacht worden sind, aber in diesem Fall doch mit besonderer Autorität wirken. Besonders beachtenswerth scheint mir der Abschnitt über die Anforderungen, die an einen guten Kathedervortrag gestellt werden müssen; Rollet versucht davon ein typisches Bild zu geben, das er mit dem typischen Porträt eines Photographen vergleicht. Mit vollem Recht weist er ferner entschieden für alle Fächer die For-

derung zurück, die Universität solle erfahrene Praktiker liefern. Damit stelle man ihr, sagt er geradezu, ein ähnliches Problem, wie die Quadratur des Zirkels oder die Construction des Perpetuum mobile. Etwas leicht dagegen macht er sich in der Streitfrage, ob im Universitätsunterricht dem Vortrag oder dem dialogischen Verfahren (in Seminaren und dergleichen) der Vorzug gebühre, die Entscheidung dafür, daß auch weiterhin jener an erster Stelle stehen müsse. — Nicht eine Erörterung allgemeiner Fragen, sondern einen Beitrag zur deutschen Universitätsgeschichte bietet die zweite uns vorliegende Schrift: „Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. III. Theil 1830—1852" von Dr. Hermann Mayer (Bonn, P. Hanstein, 1894). Der Verfasser bringt damit ein Werk zum Abschluß, dessen frühere Theile (1892 und 1893) dem Referenten nicht bekannt geworden sind. Die hier behandelte Periode, die Zeit der Regierung des Großherzogs Leopold, war auch für Freiburg ziemlich unruhig und — häufig nicht im erfreulichen Sinn — ereignißreich, schon wegen des vielfachen Einwirkens der politischen Bewegungen: gehörten doch z. B. Rotteck und Welcker, deren Amtsentsetzung ins Jahr 1832 fällt, zu den angesehensten Lehrern dieser Hochschule. Die Schrift faßt offenbar das historische Material zuverlässig zusammen; aber weitern Kreisen würde besser damit gedient sein, wenn sie weniger an Einzelheiten haftete und dafür die Hauptsachen kräftiger hervorhöbe. Auch scheint uns der Verfasser namentlich in politischen und religiösen Fragen allzu sehr mit einer eigenen Meinung, deren Aussprechen der Darstellung gewiß mehr Frische gegeben hätte, zurückzuhalten. Andererseits beeinträchtigen mehrfach, wenn der Ausdruck gestattet ist, localpatriotische Gesichtspunkte die Unbefangenheit seines Urtheils. Auch wo er die Angehörigen der Universität tadeln muß, zeigt sich doch bisweilen auffallend die Tendenz alles zum besten zu kehren. Den badischen Schulplan für Mittelschulen (Gymnasien) vom Jahre 1836 verurtheilt er scharf allein deshalb, weil dadurch der bisherige zweijährige philosophische Vorbereitungscursus an der Universität zu Gunsten einer Verlängerung des Gymnasialcursus um die gleiche Zeit aufgehoben und so die Zahl der Studirenden in der freiburger philosophischen Fakultät sehr vermindert wurde; die Hauptfrage, ob diese Neuerung sachlich berechtigt war oder nicht, berührt er kaum. Ebenso stellt er die verschiedenen Anträge auf Aufhebung der Universität — über deren Erfolglosigkeit man heute gewiß allen Grund hat, sich zu freuen — doch allzu einseitig als aus Uebelwollen und Verständnißlosigkeit hervorgegangen dar. Für die allgemeine und studentische Culturgeschichte fällt weniger ab, als wol möglich gewesen wäre. Doch mache ich aufmerksam auf die Mittheilungen über die Polenbegeisterung, über die wiederholten Differenzen zwischen Curatorium und Senat und über eine durch ihren pathetischen Ton jetzt ganz seltsam berührende Bekanntmachung des freiburger Stadtamts aus dem Jahre 1833 (S. 109). Der Stil ist ziemlich trocken und auch nicht ganz frei von fatalen Schnitzern. Der Druckfehlerkobold hat noch in der vorletzten Zeile aus dem „waltenden" den „wallenden" glorreichen Herrscherstamm der Zähringer gemacht.

— Die „Wissenschaftliche Volksbibliothek", im Verlag von S. Schnurpfeil in Leipzig erscheinend, ist neuerdings um ein Doppelheftchen bereichert worden, in welchem Dr. Rud. Eisler eine „Psychologie im Umriß" bietet. Es ist sehr wünschenswerth, daß die reichen Ergebnisse der physiologischen Psychologie durch volksthümliche Darstellung weitern Kreisen zugänglich gemacht werden, um so mehr, als unsere ganze moderne Denkweise eine psychologische genannt werden kann. Der Verfasser besitzt auch unzweifelhaft Talent zu populärer Darstellungsweise, und einzelne Kapitel des Werkchens sind gewandt und leicht geschrieben. Als besonderes Verdienst des Verfassers sehen wir an, daß er sich ganz auf das experimentell-psychologische Gebiet begibt, zumal da diese neueste Phase der psychologischen Forschung außer in Wundt's Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele noch keine allgemeinverständliche Bearbeitung erfahren hat. Damit aber dürften die guten Seiten des Werkchens gänzlich erschöpft sein. Denn leider sind die Kenntnisse des Verfassers überaus lückenhaft und aus oberflächlicher Lektüre hervorgegangen. Das Buch wimmelt geradezu von sachlichen Unrichtigkeiten gröbster Art, dazu sind die Definitionen, die der Verfasser einzelnen Kapiteln vorausschickt, durchweg logisch vollkommen widersinnig, und beweisen, daß des Verfassers Schriftstellerei ebenso oberflächlich ist, wie seine Vorstudien der Gründlichkeit ermangeln. Es ist überall Anfängerarbeit im schlimmsten Sinne des Wortes, was der Verfasser bietet. Die Verlagsbuchhandlung wird sich ein Verdienst erwerben, wenn sie in Zukunft ihre populärwissenschaftlichen Werke Schriftstellern anvertrauen wollte, die etwas mehr aus den wissenschaftlichen Kinderschuhen herausgewachsen sind.

— Unsere deutsche philosophische Literatur ist im Vergleich zu derjenigen anderer Länder arm an guten Uebersetzungen der classischen Werke ausländischer Philosophen. Selbst Werke ersten Ranges wie Mill's „Prüfung der Philosophie Hamilton's" oder Bain's „Die Sinne und der Intellect" und zahlreiche andere Werke englischer und französischer Autoren haben bisjetzt keinen Uebersetzer oder richtiger Verleger gefunden. Bis vor kurzem fehlte uns selbst das Hauptwerk David Hume's der „Tractat über die menschliche Natur", denn die alte Ausgabe von L. H. Jakob (Halle 1790) konnte nicht den Werth einer Uebersetzung beanspruchen. Es ist daher ein großes Verdienst von Theod. Lipps, eine Uebersetzung dieses Werkes überwacht und redigirt zu haben. (David Hume's „Tractat über die menschliche Natur", 1. Theil: „Ueber den Verstand", übersetzt von E. Köttgen; die Uebersetzung überarbeitet und mit Anmerkungen und einem Register versehen von Th. Lipps. [Hamburg und Leipzig, Leop. Voß, 1895]). In dem Vorwort entwickelt der Herausgeber die Grundsätze, nach denen die Uebersetzer verfahren sind. Niemand wird ihnen seine Zustimmung versagen. Die Uebersetzung ist im ganzen eine freie zu nennen; bis auf gewisse Steifheiten im Satzbau, bei denen wol die Eleganz der Sprache der sachlichen Klarheit geopfert wurde, entspricht sie allen Anforderungen. Ein großer Vorzug der Ausgabe sind die Anmerkungen des Herausgebers, in denen dem Leser beständig eine Controle ermöglicht wird, indem für alle wichtigern Begriffe, ja oft für ganze Sätze der Wortlaut des englischen Originals mitgetheilt ist. Möge die Uebersetzung dem großen schottischen Denker zahlreiche neue Freunde erwerben. Hume sucht an Einfachheit und Klarheit der Sprache, wie an Schärfe der psychologischen Analyse in der ganzen philosophischen Literatur seinesgleichen.

Bibliographie.

Bersezio, V., Vaterehre. Roman. Chemnitz, B. Richter's Verlag. 8. Geb. 2 M.

Deutschlands Ruhmestage 1870—71. In Schilderungen von Mitstreitern. Erste Lieferung. Rathenow, Max Babenzien. 8. 35—40 Lieferungen à 40 Pf.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Aphorismen. Vierte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Hopfen, H., Im Schlaf geschenkt. Eine kleine Geschichte aus der großen Stadt. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). Schmal 8. 1 M.

Jacobsen, J., Waldmoder. Roman. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Schipper, L., Shakespeare und dessen Gegner, namentlich Appleton Morgan, Mrs. Pott und Donnelly. Münster i. W., Theissing'sche Buchh. 8. 1 M. 20 Pf.

Schreibershofen, H. v., Graf Esterhazy. Roman. Jena, H. Costenoble. 8. 4 M.

Treitschke, H. v., Zum Gedächtniß des großen Krieges. Leipzig, S. Hirzel. 1895. 8. 60 Pf.

Weitbrecht, C., Sigrun. Tragödie. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 8. 1 M. 20 Pf.

Werner von Königswinter (Werner Berendt), Nimm mich mit. Hirschberg in Schlesien, Geisler u. Ike. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Taschen-Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache
für den Schul- und Handgebrauch
von
H. Michaelis.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die zehnte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmunde
nach Sinn und Ursprung erläutert
von
Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von
Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.
Geographie und Geschichte der Colonie.
Von **Bix Förster.**

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet ist hier in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch
der
Französischen Sprache
für höhere Mädchenschulen.
Nach den Bestimmungen des Königlich Preußischen Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearbeitet von
Georg Stier.

Erster Teil. Unterrichtsstoff für die 6. Klasse.
8. Cart. 1 M. 50 Pf.

Der durch seine bereits in dritter Auflage erschienene „Französische Sprechschule" bekannte Verfasser hat dieses neue Lehrbuch streng den neuesten preußischen Bestimmungen angepaßt und ein Unterrichtsmittel geschaffen, das den Anforderungen der modernen Pädagogik voll entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kolonialgeschichten
für die Jugend.
Reich illustrirt.

8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. 3. Aufl. Mit 41 Abb.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. 6. Aufl. Mit 43 Abb.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. 5. Aufl. Mit 54 Abb.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 30 Abb. und 1 Karte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:
Land und Leute
geschildert von
Dr. Berthold Volz.

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.

Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 35. — 29. August 1895.

Inhalt: Johann Friedrich Cotta. Von Edmund Lange. — Victor von Unruh's Memoiren. Von Konrad Sturmhoefel. — Englische Volksfreunde. Von Johannes Reinhard. — Reisebilder. Von Willi Ule. — Frauenromane und -novellen. Von Ernst Roeder und Robert Lange. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Johann Friedrich Cotta.

Wol hat Deutschland noch einige Verleger besessen, die in der ganzen Art, mit der sie ihren Beruf auffaßten, in dem weiten Blick und der vornehmen Gesinnung, die sie dabei bewahrten, mit Johann Friedrich Cotta einen Vergleich aushalten können; aber dieser darf doch ohne jede Uebertreibung eine einzigartige Erscheinung genannt werden. Denn an vielseitiger und wahrhaft fruchtbringender Thätigkeit für fast alle großen Interessen seines engern Vaterlandes, wie des ganzen Deutschland kann sich keiner von ihnen, wie umfassend immer ihre gemeinnützige öffentliche Thätigkeit war, mit ihm messen. Bei dieser Sachlage wird es begreiflich, daß einer unserer bedeutendsten Nationalökonomen die Aufgabe lockend fand, uns die erste ausführlichere Lebensbeschreibung dieses Mannes zu schenken.*) In der That wären wenige so geeignet gewesen wie Albert Schäffle, gerade einem Cotta gerecht zu werden; man merkt es dem Buche an, daß der Biograph zu seinem Helden ein wirkliches inneres Verhältniß gefunden hat, und hat den bestimmten Eindruck, daß wol im einzelnen dies Lebensbild noch vielfach wird erweitert und ausgestaltet werden können, daß aber überall die Grundlinien richtig gezogen sind, ja daß nach den meisten Richtungen weit mehr geschehen ist. Den Stoff ganz zu erschöpfen, war im Rahmen eines Bandes der „Geisteshelden" nicht möglich. Dagegen wäre allerdings zu wünschen gewesen, daß Schäffle sich entschlossen hätte, die Spuren der ersten Gestalt seiner Arbeit — sie erschien 1887 in der „Allgemeinen Zeitung" als ein Ehrendenkmal für deren Begründer — durch eine gründlichere Umarbeitung wenigstens der Form mehr zu verwischen. Der Stil steht meinem Gefühl nach nicht durchgängig auf der Höhe der Anforderungen, die wir jetzt an eine biographische Darstellung solcher Art stellen; er wird bisweilen gar zu trocken und fast geschäftsmäßig; mehrfach finden sich kurz hintereinander störende Wiederholungen; ja selbst Widersprüche — wenn auch nicht wichtigerer Art — kommen vor*). Die Kapiteleintheilung nach sachlichen Gesichtspunkten hat gewiß viel für sich; aber es sprechen doch auch gewichtige Bedenken dagegen. Namentlich kann der Lebensabriß Cotta's, der das Buch eröffnet, bei seiner nothwendigen Kürze nicht plastisch genug wirken, und dessen Gesammtpersönlichkeit tritt uns nicht ganz mit der überzeugenden Deutlichkeit entgegen, die bei einer andern Anordnung erreichbar gewesen wäre. Auch hätte bei dem Publikum, an das sich die „Geisteshelden" wenden, das Verhältniß des Verlegers Cotta zu den Autoren trotz der sonst schon darüber vorhandenen Arbeiten ausführlicher behandelt werden sollen. Indeß diese Bedenken sind mir theilweise vielleicht nur deshalb entgegengetreten, weil man an einen Autor wie Schäffle mit den höchsten Anforderungen herantritt. Was er uns bietet, bleibt auf jeden Fall eine in hohem Maße verdienstliche und erfreuliche Leistung, durchaus geeignet, endlich einmal allen Gebildeten unseres Vaterlandes zu zeigen, wie stolz wir auf Cotta sein dürfen.

Ein Mann und ein Deutscher im besten Sinne des Wortes ist Cotta, ein etwas jüngerer Zeitgenosse Schiller's — seine Geburt fällt ins Jahr 1764 — doch durch seinen nach mancherlei tastenden Versuchen der Jugendjahre in erster Linie den praktischen Interessen, freilich im höchsten Sinn, zugekehrten Lebensgang frei von der in jener Zeit so weitverbreiteten schwärmerischen Sentimentalität geblieben. Trotzdem war er im schönsten Sinn ein Sohn dieser Zeit in der Vielseitigkeit seiner Interessen, in der warmen Theilnahme für alle ihre geistigen, insbesondere literarischen Bestrebungen, in der im guten

*) Cotta von Albert Schäffle. (Geisteshelden. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Band 18.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1895. 8. 2 M. 40 Pf.

*) Vgl. S. 80: „Einen zureichenden Anlaß hatte die «Allgemeine Zeitung» auch zu diesem Verbote nicht gegeben. . . . Nimmt man aber an" u. s. w. mit S. 81: „Die genannte Stelle war es sicherlich" u. s. w.

Sinne liberalen Grundrichtung seines Geistes, in der dankbaren und freudigen Annahme mannichfacher Anregungen aus der Fremde. Andererseits verbinden ihn auch deutlich wahrnehmbare Fäden mit der Geistesrichtung, die heutzutage im Vordergrund steht; ich denke an seine außerordentliche geschäftliche Gewandtheit und Tüchtigkeit, an sein tiefes Verständniß für die wirthschaftlichen, ja auch schon für die socialen Fragen, an seinen für einen Süddeutschen wunderbar offenen Blick für die Größe Preußens und für die außerordentliche Wichtigkeit einer zunächst wirthschaftlichen Einigung Deutschlands, überhaupt an sein ganz ungewöhnlich ausgeprägtes nationales Empfinden. Er ist eine Persönlichkeit zwar nicht geeignet, die schwärmerische Begeisterung eines Jünglings zu erwecken, um so mehr aber das bewunderte Vorbild eines gereiften Mannes zu werden. Wer einen praktischen Beruf mit so idealem Sinn erfaßt, wer große, durch persönliche angespannte Thätigkeit erworbene Mittel in solcher Weise den höchsten geistigen und materiellen Interessen dienstbar macht, den würden ein Tasso und ein Antonio in gleicher Weise der schönsten Bürgerkrone werth gehalten haben.

Daß er vor der Uebernahme des väterlichen Geschäfts (1. December 1787) schon mancherlei Erfahrungen auf andern Gebieten gesammelt und sehr ernstliche Studien getrieben hatte, erwies sich als in hohem Maße vortheilhaft. Trotzdem aber ist die Schnelligkeit, mit der er sich in den neuen Beruf fand und Mittel zu einer gründlichen Aenderung der gerade damals wenig günstigen Lage der Buchhandlung entdeckte, auch wenn eine erbliche Anlage — er entstammte ja einer Buchhändlerfamilie, die auf eine weit mehr als hundertjährige Tradition zurückblickte — mit in Rechnung gezogen wird, nur bei einer ganz ungewöhnlich begabten Natur begreiflich; daß er eine solche war, das hat er wahrlich nicht nur als Verleger ersten Ranges und als Freund der geistig hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit, sondern überhaupt als selbstloser Förderer von Wissenschaft und Kunst, außerdem als Begründer einer Zeitung großen Stils, nicht minder aber auch durch eine sehr bedeutsame Thätigkeit in der würtembergischen Kammer, dann als einer der verdientesten Mitarbeiter an Deutschlands wirthschaftlicher Einigung, insbesondere an der Begründung des Zollvereins, und als weitsichtiger Mitschöpfer der Bodensee-Dampfschiffahrt bewährt.

Aber nicht nur ungewöhnlich geistig begabt war er, sondern auch ein Charakter von imponirender Festigkeit und nie versagender Zuverlässigkeit, in der Form stets maßvoll, frei von jeglichem Bestreben, die eigene Person irgendwie in den Vordergrund zu schieben, im Besitz jener Weltklugheit, die einem Geschäftsmann dieser Art unentbehrlich ist, aber verletzende Zumuthungen jeglicher Art, selbst wenn sie ihm von einem Goethe oder von König Ludwig kamen, mit jenem edeln Stolze zurückweisend, der die Krone echter Männlichkeit bildet. An Beweisen für das Gesagte ist Schäffle's schönes Buch überreich. Daß Cotta den vielen bedeutenden Männern gegenüber, deren Werke er für seinen Verlag gewann, vor allem gegen Schiller und Goethe, stets eine wahrhaft großartige Gesinnung gezeigt hat, daß er in der That berechtigt war, dem letztern gegenüber zu sagen, er habe „mit Rechtlichkeit, Edelmuth und Aufopferung die Verhältnisse des Verlegers gegen Verfasser beachtet und behandelt". „Während der mehr als dreyssigjährigen Verbindung", so schreibt er einmal an Goethe, „wurde mit der größten Gewissenhaftigkeit jede Verbindlichkeit erfüllt, jedem Wunsch entgegengekommen; galt es wirkliche vorausgesehene Opfer, ich brachte sie gerne, denn ich schätzte das Verhältniß höher, als bloße Finanzspeculanten es betrachten würden", die Richtigkeit dieser Behauptung konnte schon seit der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen ihm und Schiller durch Wilhelm Vollmer keinem Zweifel mehr unterliegen: hat er doch an Schiller und dessen Erben 275000 Mark, an Goethe 450000 Mark gezahlt — in zahlreichen Einzelfällen viel mehr, als wozu er vertragsmäßig verpflichtet war; man wird unter anderm Schiller's Brief an ihn vom 1. Juli 1802 fast mit Rührung lesen. Ein solcher Mann durfte dann auch — ja man kann sagen, er war sich dies schuldig — jenen Brief an Goethe vom 11. Februar 1828 schreiben, aus dem eben schon einiges mitgetheilt wurde, jenen Brief, den Schäffle mit Recht „ein wahres Monument für Cotta's Charaktergröße" nennt und der mit den schönen Worten schließt: „... denn bei allem meinem Kummer kann ich mich doch und will ich auch nicht mich eines Gedankens entschlagen, dem nämlich, daß Ihr Inneres in jenem Schreiben *) sich nicht aussprach. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl und den unwandelbarsten Gesinnungen" u. s. w. Es ist nur ehrenvoll für Goethe, daß er allem Anscheine nach einen solchen Brief ohne kleinliche Empfindlichkeit hinnahm; wenigstens ist sein Verhältniß zu Cotta auch fernerhin „freundlich-schön", um Schäffle's Ausdruck zu brauchen, geblieben. — Nicht minder bewährt sich Cotta in andern Lebensverhältnissen. Als Mitglied der würtembergischen Kammer tritt er männlich und maßvoll zugleich auf; er zeigt, frei von dem doctrinären Eigensinn vieler Vertreter des „alten Rechts", einen klaren Blick für die wirklichen Bedürfnisse des Landes und hält, unbeirrt durch die Verkennung, ja die Schmähungen früherer Freunde, an dem als recht erkannten Standpunkt fest. Seine entscheidende Erklärung vom 21. September 1816 gehört zu den bezeichnendsten und schönsten Documenten seiner Sinnesart. Und sie ist ihm um so höher anzurechnen, weil es wahrlich menschlich begreiflich gewesen wäre, wenn die berechtigte Erbitterung über die Chicanen König Friedrich's gegen Cotta's Lieblingsschöpfung die „Allgemeine Zeitung" unwillkürlich seine politische Haltung beeinflußt hätte. Uebrigens hat ihm

*) Goethe hatte die Zahlung des Honorars von 8000 Reichsthalern für seinen Briefwechsel mit Schiller vor Einsendung des Manuscripts verlangt.

auch die thatsächliche Entwickelung recht gegeben; nicht lange, so war die Verfassungsfrage in seinem Sinne gelöst. Gleiche Festigkeit in allen grundsätzlichen Fragen neben kluger Rücksichtnahme, wo diese mit seiner innern Würde vereinbar schien, zeigt er auch in allen den Schwierigkeiten, die ihm durch eine engherzige Censur und auf mannichfache andere Art und Weise bei seinen Zeitungsunternehmungen, namentlich bei der ebengenannten „Allgemeinen Zeitung" und bei dem „Morgenblatt" in den Weg gelegt wurden. Schäffle erzählt nach dieser Richtung eine Reihe von Dingen, über die wir heute wohl lächeln können, die aber auf den Jammer der damaligen Verhältnisse das hellste Licht werfen und das, was Cotta trotzdem erreichte, um so bewundernswerther erscheinen lassen. Vielleicht am bezeichnendsten ist der unglaublich anmaßende Brief des von der österreichischen Regierung nach Stuttgart geschickten Büchercensors J. B. Rupprecht an ihn vom 23. Juli 1823 (S. 174—181). — Cotta's Verdienste um die Vorbereitung der wirthschaftlichen Einheit Deutschlands durch seine aufopfernde, einsichtige und ungemein geschickte Thätigkeit als von Baiern und Würtemberg zugleich bestellter Unterhändler für die erste Zolleinigung zwischen diesen beiden Staaten einerseits und dem preußisch-hessischen Zollverband andererseits, hat schon Treitschke mit warmen Worten anerkannt; bei Schäffle treten sie begreiflicherweise — wie es scheint auch verdientermaßer — noch deutlicher hervor. Auch sehen wir, daß diese seine Thätigkeit durchaus nicht vereinzelt dasteht, ja daß Cotta wol überhaupt als der einflußreichste volkswirthschaftliche Rathgeber des Königs Wilhelm von Würtemberg in den zwanziger Jahren bezeichnet werden darf. Die endgültige Begründung des allgemeinen deutschen Zollvereins hat er nicht mehr erlebt; er starb kurz vorher am 29. December 1832; aber dieser war eben nur die Consequenz aus der in erster Linie durch Motz und ihn geschaffenen Zolleinigung. — Einige Seiten seiner Thätigkeit habe ich kaum gestreift. Aber daß er auf jeden Fall einer von den Männern war, deren Wesen näher kennen zu lernen, fördernd und erfreuend zugleich ist, diesen Eindruck werden die Leser, denke ich, gewonnen haben. Wenn sie sich infolge dessen der Lektüre von Schäffle's Buch selbst zuwenden, so werden sie das gewiß nicht zu bereuen haben.

Edmund Lange.

Victor von Unruh's Memoiren.

Im Octoberhefte der „Deutschen Revue" vom Jahre 1881 ließ der frühere Parlamentarier von Unruh Bruchstücke der von ihm aufgezeichneten Erinnerungen aus seinem Leben veröffentlichen. Darauf erschien von ungenannter Seite (Moritz Busch?) eine Kritik dieser Veröffentlichungen im Decemberhefte der „Grenzboten" von 1881, die einerseits mit einer Bestimmtheit, wie sie nur ein den Verhältnissen sehr Nahestehender sich erlauben konnte, andererseits aber auch mit ziemlicher Animosität wider von Unruh geschrieben war. Merkwürdigerweise bedurfte eine dieser Berichtigungen und zwar die, welche die Verhandlungen Bismarck's mit Bennigsen (1877—1878) über den Eintritt ins Ministerium betraf, selbst wieder einer sehr wesentlichen Berichtigung. Heute, da unter dem an der Spitze angegebenen Titel, an Stelle des Bruchstückes die gesammten Erinnerungen erschienen sind, wird man jenem Kritiker kaum beistimmen können, wenn er meinte, sie seien wol nur geschrieben, um die nationalliberale und die Fortschrittspartei von gewissen Vorwürfen rein zu waschen, und ebenso wenig wird man bei dem Autor das Parteiselbstgefühl entdecken, das vom Zeitgenossen ein stetes „Mit-dem-Hute-in-der-Hand-stehen" und dauernde Bewunderung erheische. Dem Referenten haben diese Erinnerungen zwar nicht wie dem verstorbenen Braun-Wiesbaden den Eindruck gemacht wie „Memoires des alten Fritz" (S. 2), aber wie die Aufzeichnungen eines ehrlichen, verständigen und nüchternen Mannes, die wol ab und zu eine thatsächliche Berichtigung zulassen, aber keine wissentlich falschen Angaben enthalten, deren Urtheil man zwar nicht immer unterschreiben wird, aber auch nicht zu einem Angriff auf die Gesinnung des Verfassers *) benutzen darf, der übrigens schon am 4. November 1886 verstorben ist.

Es ist diesmal kein Staatsmann von Fach, kein Militär, der zur Zeitgeschichte das Wort nimmt, sondern ein Mann des praktischen Lebens, ein Baumeister, Gas- und Eisenbahntechniker, der auch im staatlichen Dienste sich die Sporen verdient hat und somit auf beiden Gebieten, dem staatlichen wie dem privatindustriellen, reiche Erfahrungen sammelte. Hans Victor von Unruh entstammte, wie man zu sagen pflegt, einer guten Kinderstube. Sein Vater, dem er als einziger Sohn am 28. März 1806 zu Tilsit geboren wurde, war der General Friedrich Wilhelm Christoph von Unruh, der 1835 starb. Er trat 1820 in den Ruhestand mit dem damals für den General üblichen Jahrgeld von 800—1000 Thaler. Darum wählte der Sohn auch nicht die militärische Carrière, für deren Erfordernisse er immer, wie seine Aufzeichnungen beweisen, ein verständnißvolles Interesse behielt, sondern nach Absolvirung der königsberger Domschule das Feldmesser- und Baufach, und zwar wandte sich von Unruh nicht dem Hochbau, der Architektur, zu, die offenbar seiner durchaus nüchternen und praktischen Beanlagung nicht entsprach, sondern dem Wasserbau und dann dem aufblühenden Eisenbahnbau.

*) Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh (geb. 1806, gest. 1886). Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit Bildniß H. V. von Unruh's. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. Gr. 8. 8 M.

Noch im Staatsdienste befindlich, aber zu diesem Zwecke beurlaubt, übernahm er den Bau der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn im Herbste 1846, nachdem er soeben zur größten Zufriedenheit die Strecke Magdeburg-Potsdam vollendet und hierbei, wie auch früher bei staatlichen Bauten, sich die Hände rein gehalten hatte von manchem sich ihm mühelos darbietenden Gewinne. In dieser Stellung trafen ihn die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung des Jahres 1848. Er nahm an den Urwählerversammlungen theil, zeigte den confusen Meinungen gegenüber eine abgeklärte Anschauung und wurde Wahlmann, bewies dieselbe Nüchternheit des Denkens in der Wahlmännerversammlung und wurde Abgeordneter, ohne weitere Selbstbemühung, ohne Wahlumtriebe, also eigentlich auf die normalste Art von der Welt. Es zeigte sich hier, welche treffliche politische Schulung er unter Leitung von Männern wie Schön, Märckel, Flottwell während seiner Beamtenlaufbahn durchgemacht hatte. Auch in der Nationalversammlung erkannte man gern die Eigenschaften von Unruh's an und machte ihn am 28. October 1848 zum Präsidenten, nachdem am 26. der bisherige Präsident Grabow mit sichtlicher Beflissenheit eine ihm ungünstige Abstimmung benutzt hatte, um sein Amt niederzulegen. Da damals schon die Sache völlig verfahren war, so wäre von Unruh gern seinen Spuren gefolgt, wenn ihn nicht sein altpreußisches Pflichtgefühl daran gehindert hätte (S. 99 fg.). Er ist in dieser Stellung geblieben bis zu jener letzten außerordentlichen Sitzung im Mielentz'schen Saale (Mielen auf S. 108, 2. Z. v. u. ist wol Druckfehler?) am 15. November 1848, die zum Resultate die bekannte Steuerverweigerung hatte. Hierbei weicht die Darstellung von Unruh's wesentlich von der bisherigen Ueberlieferung ab. Zunächst war von Unruh nicht für eine nochmalige Sitzung, ferner nicht für die Steuerverweigerung, die er durch namentliche Abstimmung zu Falle zu bringen gedachte, dann verzögerte er die Eröffnung der Sitzung lange genug, um der Polizei oder dem Militärcommando Zeit zu lassen, den Zusammentritt zu hindern, was aber nicht geschah. Erst nachdem die Verhandlung mehrere Stunden gewährt hatte und sich schon ihrem Ende, also der namentlichen Abstimmung näherte, erschien der Major Herwarth von Bittenfeld — nebenbei gesagt nicht der später bekannte General — um halb officiell, halb privatim von Unruh zum Schlusse der Versammlung zu bestimmen. Dieser ging darauf nicht ein, sondern forderte ihn auf zu thun, was seines Amtes sei. Statt nun augenblicklich die Versammlung aufzulösen, ging der Major hinaus, um noch mehr Mannschaften in den Saal zu ziehen, was ja ganz unnöthig war, und in der Zwischenzeit erscholl der Ruf: „Abstimmen, schnell abstimmen, bevor das Militär wiederkommt!" Der schon gestellte Antrag auf namentliche Abstimmung wurde zurückgezogen, die ganze Versammlung erhob sich von den Sitzen und so schien der Steuerverweigerungsantrag einstimmig angenommen, was von Unruh bekannt gab. Im gleichen Augenblicke erschien das Militär wieder, aber ohne Grund zum Einschreiten zu finden, da die Abgeordneten von selbst auseinandergingen. Sie hatten ja ihren Beschluß gefaßt, der übrigens bei vielen Mitgliedern, auch bei Unruh, die lebhafteste Mißbilligung fand (S. 107 fg.). Die Sache war und blieb rein theoretisch, sollte aber von Unruh noch manche üble Erfahrung eintragen.

Als die Reaction nach der Niederwerfung der Revolution und nach Olmütz sieghaft ihr Haupt erhob, machte es sich der Handelsminister von der Heydt zur Aufgabe, von Unruh systematisch zu chicaniren. Er erzwang seinen Austritt aus der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahndirection und dem Staatsdienste mit durchaus illegitimen Mitteln; als dann von Unruh in Magdeburg eine Gesellschaft zur Erleuchtung der Stadt mit Gas gründete, wurde er auch hier, sobald die Sache zu prosperiren begann, hinausgedrängelt. Dazu immerwährende polizeiliche Ueberwachung und gelegentliche Chicane. Darauf ging von Unruh ins „Ausland", d. h. er übernahm die Leitung der deutschen Continentalgasgesellschaft in Dessau, die sich auch bald hoher Blüte erfreute. Unterdessen kam ihm von Berlin der Antrag (1856) bei der schon staatlich concessionirten Actiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf als Generaldirector einzutreten. Natürlich lehnte er mit dem Hinweise ab, daß solange das Ministerium Manteuffel-von der Heydt bestehe, davon keine Rede sein könnte. Nun führten die weitverzweigten Geschäfte der Dessauer Gesellschaft von Unruh auf einer Geschäftsreise nach Berlin und zu einer Aussprache mit von der Heydt, der sich angenehm überrascht zeigte über die Gesinnungen von Unruh's, die ihm von einer nach seiner Meinung zuverlässigen Seite ganz anders geschildert worden seien. Außerdem machte er ihm Vorwürfe, daß er die Generaldirectorstelle nicht angenommen habe, und forderte ihn geradezu zum Antritte dieser Stellung auf. Nachdem von Unruh noch eine beruhigende Zusicherung von dem damaligen Polizeipräsidenten von Zedlitz erhalten, meinte er, die Stellung als Generaldirector der Gesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf annehmen zu können. Nicht lange währte es und es ging bei dem Verwaltungsrath der Gesellschaft ein Rescript des Ministers ein, worin er von Unruh's sofortige Entlassung als Generaldirector anbefahl, mit dem Bemerken, daß der Polizeipräsident beauftragt sei, über die Ausführung dieser Verordnung zu wachen. Thatsächlich mußte von Unruh zurücktreten und sich mit der Stellung eines Verwaltungsrathes begnügen!

Bei dieser Gelegenheit suchte von Unruh den damaligen Bundestagsgesandten von Bismarck auf, der zufällig in Berlin anwesend war, und bat, mit Bezugnahme auf ein früheres scherzhaftes Gespräch, um seinen Beistand. Während der Kammersitzung des Jahres 1849 (27. Februar bis 27. April) hatte Bismarck zu Unruh geäußert: „Nun, wissen Sie was, wenn Ihre Partei siegt, so nehmen Sie mich in Schutz, und kommt meine Partei oben, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten. Schlagen Sie ein!"

(S. 126.) Bismarck entsann sich dieser Scene recht wohl, that auch persönlich bei den Ministern Schritte, konnte aber doch nichts durchsetzen. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Könige mitgetheilt, daß von Unruh, der außer seiner berliner Stellung noch im Directorium zu Dessau geblieben war, den Bau der Gasanstalt in Potsdam leite. Er that die für die Meinung, die man von dem frühern Nationalpräsidenten in leitenden Kreisen hegte, sehr charakteristische Aeußerung: „Ach, mein Gegenkönig von 1848! Nun ich habe nichts dagegen, daß er Potsdam erleuchte!" — Bei demselben Zusammentreffen mit Bismarck entpuppte sich dieser als Gegner Oesterreichs und ließ seine Zukunftspläne für das deutsche Volk durchblicken zum größten Erstaunen von Unruh's. Wenn daran der Kritiker der „Grenzboten" die Betrachtung knüpft, daß dieser neue Standpunkt Bismarck's auch andern Liberalen hätte bekannt sein müssen, namentlich da von Unruh auf der Versammlung des Nationalvereins im October 1862 sie noch besonders darauf aufmerksam gemacht habe, und daß sie darum kein Recht mehr gehabt hätten, den großen Staatsmann von 1862—1866 so erbittert zu bekämpfen, so mag gern zugegeben werden, daß die einseitige Durchfechtung des Parteidoctrinarismus bedauerlich war, aber eine rückhaltslose Unterstützung der von Bismarck damals begonnenen Politik nur auf Grund einiger Aussprachen über sein eventuelles Programm zu verlangen, das heißt den Bismarck von 1881 an die Stelle des Bismarck der Conflictszeit setzen. Im übrigen kann man von Unruh ebenso wenig verantwortlich machen für das Auftreten der Partei, wie er sich selbst dieser Partei stets unterordnete. Auch hat er sich trotz dessen, was er gehört hatte, dem Eindrucke der oft widersprechenden Handlungen und Reden Bismarck's nicht entziehen können und sich das Urtheil gebildet, daß Bismarck doch nur Reactionär sei. Der Herausgeber hat auf diese Seite der Frage verständig Bezug genommen und sie unseres Erachtens S. 223 fg. erledigt. Im übrigen ist darauf hinzuweisen, daß von Unruh schon vor Ausbruch des Krieges von 1866 sich als tadellosen Patrioten zeigte und davon auch Bismarck in der Unterredung vom 20. Juni 1866 zu überzeugen wußte (S. 241 fg.), und daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um seine aufrichtige Bewunderung des gewaltigen Mannes zu bekunden. Sie ist rückhaltslos bezüglich seiner äußeren Politik, allerdings bedingt bezüglich der innern. Mit Recht legt von Unruh gewissermaßen den Grundstein zu seiner Bewunderung durch die richtige Beurtheilung der holsteinischen Sache, deren Erledigung ja von Bismarck selbst immer als sein Meisterstück betrachtet worden ist. Von Unruh gibt da eine kleine aber sehr interessante und bisher noch nicht bekannte Episode aus den Abgeordnetenhaus-Verhandlungen über die Theilnahme Oesterreichs am Kriege in Schleswig-Holstein, die, wie man damals hervorhob, die Erwerbung für Preußen sehr erschwere; es stimme das schlecht mit jener Politik Bismarck's, der geäußert haben solle, Oesterreich gehöre gar nicht zu Deutschland, sein Schwerpunkt liege im Osten, namentlich in Ungarn. „Bismarck vertheidigte sich nicht mit der sonstigen eigenthümlichen Schärfe, sogar etwas matt, aber indem er sich nach dem Schlusse seiner Rede niedersetzte, sagte er halblaut: «Das kommt ja doch auf dasselbe hinaus.»... Es konnte damit nichts anderes gemeint sein, als daß die Gemeinschaft mit Oesterreich in diesem Kriege dessen Bekämpfung in Deutschland nicht ausschließe, im Gegentheil zu einem erwünschten Zerwürfniß mit Oesterreich führe." Und indem von Unruh ganz richtig die an Oesterreich gemachten Concessionen als in der Voraussetzung des doch unvermeidlichen Bruches gemacht erkennt, fügt er folgendes nicht unebene Urtheil hinzu, das dann auch auf die Behandlung des Augustenburgers paßt:

> In der schleswig-holsteinischen Sache wendete Bismarck zum ersten male eine Taktik an, die augenscheinlich sehr gefährlich, aber ihm bisher geglückt ist und darin besteht, daß er dem Gegner Anerbietungen macht, die für diesen augenscheinlich sehr vortheilhaft sind, von denen aber Bismarck voraussetzt, daß sie dennoch nicht angenommen werden, aber seinen guten Willen in helles Licht setzen und ihm die Erreichung seines Zieles erleichtern (S. 234).

Nicht oft genug kann von Unruh die weise Mäßigung Bismarck's in den Friedensschlüssen von 1866 und ihre segensreichen Folgen für die Einigung Deutschlands betonen. Dagegen stellt er sich in Bezug auf innere Politik sehr oft auf einen andern Standpunkt als Bismarck. Er ist gegen das Reichseisenbahnproject (S. 351 fg.), er ist Freihändler (S. 369), er hat sich von vornherein im Gegensatz zu der Gewährung des allgemeinen Wahlrechts gefühlt. Was er darüber S. 147 fg. und S. 271 fg. sagt, ist äußerst lesenswerth. Es ist das 1876 niedergeschrieben und bewegt sich auch in der Opposition zu Bismarck. Bemerkenswerth sind die Aeußerungen auf S. 270—271:

> So viel steht fest, Bismarck war in keiner Weise gezwungen, sich zu einem ganz radicalen Wahlgesetze zu entschließen. Er that dies aus eigenem Antriebe, nach meiner Meinung nicht weil er selbst radical oder auch nur liberal geworden war, wovon gar nicht die Rede sein kann, sondern weil er sich eine sehr große Wirkung in Bezug auf seine politischen Ziele versprach. Er wußte, daß er durch das unbeschränkte Wahlrecht nicht nur die Radicalen in ganz Deutschland, sondern auch die Liberalen, die weder scharf nachdachten noch beobachteten, auf seine Seite zog. Nun ist es aber, nach meiner Ansicht, eine Eigenthümlichkeit Bismarck's, daß er ein ganz gefährliches Mittel ergreift, wenn er dadurch sein nächstes Ziel zu erreichen hofft. Er fühlt in sich die Stärke, die Gefahr, die er heraufbeschwört, zu beherrschen. Ob dies auch seinem Nachfolger gelingen wird, scheint seinen Entschluß nicht zu alteriren. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß die Proclamation des allgemeinen, gleichen Wahlrechts zunächst den großen Zwecken Bismarck's entschieden förderlich war. Es fragt sich nur, was in Zukunft daraus werden soll?

Wir glauben die Frage so stellen zu müssen, was in Zukunft daraus geworden wäre, wenn das allgemeine Wahlrecht nicht eingeführt worden wäre? wenn wir namentlich in dem letzten Jahrzehnt dieses Sicherheitsventiles entbehrt hätten? Wäre es besser gewesen, wenn es der Regierung abgezwungen worden wäre? Auch nach dieser Hinsicht ist Bismarck's politischer Instinct der richtige gewesen. Es

kommt dazu die ideale Auffassung nach 1866 von der Königstreue des preußischen, nach 1870/71 von dem Patriotismus des deutschen Volkes, die dem großen Realpolitiker alle Ehre macht, wenn schon die heutige Entwickelung, nicht ihm, sondern der Nation zur Schande, ein Zurückgehen beider Gefühle aufweist. (Siehe Anmerkung des Herausgebers zu S. 272.)

Aus dem umfänglichen Buche sind nur einige Hauptsachen auf gut Glück angezogen worden. Es mag hierbei bemerkt sein, daß diese Erinnerungen keine Lebensbeschreibung von Unruh's enthalten; das Persönliche tritt nur dann hervor, wenn es für das Verständniß der Thatsachen nothwendig ist; wir erfahren z. B. so gut wie nichts von den Familienverhältnissen des Autors. Dagegen gibt er uns in einzelnen, oft ganz kurzen Kapiteln, bald aphoristisch, bald ausführlich Mittheilung von Urtheilen, Erwägungen, thatsächlichen Vorgängen, ab und zu gewürzt mit äußerst charakteristischen Anekdoten, wie z. B. von dem alten Oberpräsidenten Schön (S. 53—60), von Prokesch-Osten (S. 166 fg.) u. a. Diese Anordnung des Stoffes, die ab und zu späteres vorwegnimmt, erschwert mitunter das chronologische Verständniß. Der Herausgeber, Herr von Poschinger, der wie gewöhnlich, ein musterhaftes Sach- und Personenverzeichniß von Seite 373—380 gegeben hat, würde sich ein weiteres Verdienst um die Denkwürdigkeiten erworben haben, wenn er außer den instruirenden Anmerkungen an geeigneten Stellen auch Winke für die Datirung gegeben hätte. Stilistisch ist zu bemerken, daß die Ausdrucksweise von Unruh's klar und nüchtern ist, wie sein Urtheil; nur fällt auf die falsche Anwendung der Form „ich habe" mit Particip als Conjunctiv des Perfectums statt „ich hätte". Es ist an manchen Stellen geradezu misverständlich, und es bedarf aufmerksamen Lesens, damit man erkennt, ob eine Thatsache oder nur eine Meinungsabgabe vorliegt. — S. 38 Anmerkung muß es natürlich Alexander II. nicht I. heißen. Konrad Sturmhoefel.

Englische Volksfreunde.

Ein anziehendes Schauspiel gewährt das Herüber- und Hinüberwogen des geistigen Lebens zwischen den Nationen. Gedanken und Bestrebungen, die in der einen sich geltend gemacht, tauchen, bisweilen erst nach einem Menschenalter, in der andern auf, um auch dort zu wirken. Die stammverwandten Völker Deutschlands und Englands pflegen diesen Austausch miteinander seit langem in religiösen, ästhetischen, philosophischen Ideen. Gegenwärtig weisen viele auf die socialpolitische Erziehung des englischen Volkes hin als das auch für die Herstellung des socialen Friedens in Deutschland vorbildliche Verfahren. Wie jenseits des Canals durch opferwillige Bemühungen der Gebideten die socialen Räthsel allem Anscheine nach einer friedlichen Lösung entgegengeführt werden, so könne auch diesseits der Zusammenhang der Culturentwickelung erhalten bleiben. Theoretiker und Praktiker des socialen Lebens gehen darum in Englands Schule. Ihnen bieten sich zwei kürzlich erschienene Schriften als Führer an:

1. Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages von Chr. Rogge, Divisionspfarrer. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Socialpolitische Reden von Fr. W. Robertson. Deutsch von H. von Dungern. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1895. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ueber Carlyle's Bedeutung für England hat einer seiner Landsleute geurtheilt, daß er das Zeitalter der Königin Victoria beherrsche. Doch auch für Deutschland ist der geniale Mann höchst merkwürdig: durch seine ursprüngliche, kraftvolle Persönlichkeit, durch seine Verdienste um die Einführung deutscher Literaturwerke und deutschen Geistes in England, „die Begründung eines Panteutonismus im edelsten Sinne des Wortes", und durch seine Weltanschauung. Den Gegensatz der mechanischen, atheistischen und der sittlichen, idealistischen Weltbetrachtung hat er in ganzer Schärfe empfunden und bis zum Protest der Entrüstung gegen jene durchgekämpft, der Errungenschaft dieses Kampfes aber lebenslang gedient, indem er in der Vorzeit das Ringen derselben Principien und den Sieg des Glaubens durch große, aufrichtige Individuen, die Helden, darstellte und von der Gegenwart die Beseitigung der Nothstände der Gesellschaft durch sociales Denken und Handeln forderte, das an die Stelle des gemeinen Utilitarismus treten müsse. Dies alles aber sind Gedanken für unsere Tage. Die Zahl der Verehrer des Weisen von Chelsea ist daher stetig im Wachsen. Neudrucke seiner Werke erscheinen, dies Jahr — das hundertste seit seiner Geburt — bringt eine Ausgabe seiner socialpolitischen Schriften in deutscher Uebersetzung, Worte und Gedanken Carlyle's begegnen häufiger in Rede und Schrift. Wenn trotzdem die Kenntniß seiner Werke in Deutschland noch zu wünschen übrig läßt, so ist daran wol nicht am wenigsten die scharf ausgeprägte Persönlichkeit des Schriftstellers schuld, die wie ein knapp anliegendes Gewand, das die Formen des Körpers zeigt, ihre Gedanken und Worte um sich zieht, sodaß sie von der Eigenart des Schriftstellers gestaltet erscheinen. Der Mensch Carlyle ist der Schlüssel zu seinen Werken. Darum ist es von vornherein beifallswürdig, wenn eine kurzgefaßte Biographie zur Beschäftigung mit den Schriften des großen Briten einlädt.

Dieser Aufgabe erledigt sich Chr. Rogge auf hundert Seiten. Er macht eingangs mit dem von streng puritanischem Geiste beherrschten Bauernhause im schottischen Thale bekannt, dem Carlyle entstammte. Dann führt er auf seines Helden „ungeheueres, düsteres, einsames

Golgatha", in den Kampf um die Weltanschauung. Irving's Freundschaft und Goethe's Schriften sind ihm dabei hülfreich. Noch sind die Mühen nicht überstanden: der Kampf ums Dasein beginnt. „Bis zur Weißglühhitze" arbeitend, ringt der Schriftsteller in seinen Werken „Sartor resartus", „Geschichte der französischen Revolution" und kleinern Schriften socialpolitischen Inhalts um Englands Aufmerksamkeit. Erst die geistvollen Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung und die Geschichte Friedrich's II. bringen ihm volle Anerkennung in der Heimat und dem von ihm geachteten und bewunderten Deutschland. Das Jahr 1866 gibt die hohe Ehre des Rectorats der edinburgher Universität und nimmt ihm seine edle Gattin, die bedeutende Jane Welsh. Ihr Leben an der Seite des reizbaren Denkers war nicht immer glücklich gewesen. „Nun ist das Licht seines Lebens wie verloschen." Er wird der Einsiedler von Chelsea, der doch im Jahre des deutsch-französischen Krieges noch einmal hervortritt, um in einem Schreiben an die „Times" seinen freudigen Antheil an der großen Entwickelung Deutschlands zu bekunden. Im Jahre 1881 ist er gestorben, vereinsamt, kampfesmüde, aber hoffnungsvoll. Die Lebensskizze schließt mit einer Charakteristik des bedeutenden Mannes.

Um seine eigenartige Schreibweise erkennen zu lassen, werden Proben und Inhaltsangaben aus Carlyle's Schriften in die biographische Erzählung verwoben. Der übrige Stoff erweist sich als aus dem Leben Carlyle's von Froude in der deutschen Bearbeitung von Th. A. Fischer (2 Bde. Gotha 1887) geschickt ausgewählt. Denn: „Neue, bahnbrechende Untersuchungen will diese kleine Schrift nicht bieten, wol aber ein lebensfrisches Bild des schottischen Denkers und eine knappe Einführung in seine Schriften. Sie soll eine Bitte an unsere deutschen Jünglinge, Männer und Frauen sein, selbst in den Werken des großen Briten zu forschen." Der Verfasser hat dieses Ziel erreicht. Sein Schriftchen, knapp aber vollständig, sachkundig aber nirgends trocken, ist eine anziehende Lektüre, die wir lebhaft empfehlen, weil wir seine Ueberzeugung theilen: „Menschen mit aufrichtigem Herzen werden dann gar bald aus Carlyle's Lesern dankbare Verehrer Carlyle's werden."

Mannichfaltig ging die Saat auf, die der einsame Denker ausgestreut hatte, zunächst im christlichen Socialismus. Durch Männer wie Maurice und Kingsley vertreten, wirksam bis auf die Gegenwart, stellte er die Kraft des Glaubens zur Selbst- und Weltüberwindung dem utilitaristischen Individualismus entgegen. Diesen Kreisen hat Fr. W. Robertson nahegestanden, der, erst siebenunddreißigjährig, 1853 als Prediger in Brighton verstarb. Als einer, der immer strebend sich bemühte, ist er in Deutschland bereits auf Grund seiner Biographie geschätzt, die in zwei Auflagen erschienen ist, als ein warmherziger und feinsinniger Prediger aus verschiedenen Sammlungen religiöser Reden bekannt. Selbst eine aristokratische Persönlichkeit, war er von tiefer Sympathie mit den Armen, Verachteten im Volke. Darum sah er 1848 in den großen rothen Flecken auf der Leinwand der Welt bereits die Umrisse von Christi Reich, nur erst schwach, aber von Meisterhand gezogen. Im selben Jahre gab er den Anstoß zur Begründung eines Arbeitervereins in Brighton. Hier ist auch die Mehrzahl der socialpolitischen Reden gehalten, deren Anzeige uns obliegt. Es sind sieben: zur Eröffnung des Vereins, gelegentlich des Versuches, ungläubige Bücher in seine Bibliothek aufzunehmen, über Einführung einer frühern Stunde des Geschäftsschlusses, über Verbesserung von Arbeiterwohnungen, über den Fortschritt der arbeitenden Klassen und zwei Reden über den Einfluß der Poesie auf dieselben.

Der Redner fühlt sich in einer aufwärtsführenden Zeit:

Wir haben das Recht zu hoffen, daß das, was in uns arbeitet, nicht Tod, sondern Leben ist. Das Herz Englands erwacht zu neuer Arbeit, dies mächtige Herz, das so schwer zu lebhaftem Empfinden erweckt wird, dessen Schläge aber, wenn sie einmal lebendig geworden sind, dem Meere gleichen, das alles vor sich hertreibt. Das ist kein Tod. Das ist kein Verfall. Wir haben noch lange, helle Tagesstunden vor uns.

Die Führung zu diesem Ziele kommt den Gebildeten zu:

Englands Reformen werden stets von oben herab begonnen.

Aber jene müssen erst Fühlung mit den Armen suchen:

Darum ist das, was wir jetzt zu thun haben, auch, unsere Hände auf unsere Nebenmenschen zu legen und die Niedrigkeit und Dürftigkeit ihres täglichen Lebens zu berühren.

Sich selbst fühlt er durch sein Amt zu einer vermittelnden Thätigkeit berufen:

Wenn ich den Beruf eines Geistlichen der englischen Kirche recht verstehe, so ist es sein besonderer, heiliger Auftrag, als Bindeglied zwischen den beiden Extremen menschlicher Gesellschaft zu stehen; von den Höchsten des Landes mit allem Respect, aber auch mit Festigkeit die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die unter ihnen Stehenden zu verlangen, die Verbitterung zu mildern, die brennende Eifersucht zu beruhigen, die nur zu oft in den Herzen derer tobt, die von ihrem jammervollen Standort aus mit entschuldbarer Bitterkeit zu denen aufblicken, die von irdischem Behagen umgeben sind.

Darum schmeichelt er den Massen nicht:

Die Schmeichler, Speichellecker und Demagogen sagen den Arbeitern, wie groß, wie mächtig sie seien. Sie sagen ihnen, in den Eisenbahnzügen finde man in den Abtheilungen erster und zweiter Klasse nichts als Schwäche und Geistlosigkeit, aber in der dritten, da sei der Werth und die Größe, der Geist und die Ehrenhaftigkeit des Menschengeschlechts zu finden. Die weisen Freunde des Volkes reden nicht so.

Er will auch nicht anklagen:

Ihr habt von einem Ort gehört, den man Feiglingsburg nennt. Die Kanzel oder Rednerbühne, von der aus ein Mann, umgeben von seinen Freunden, in Abwesenheit seiner Feinde, des Beifalls sicher, vor Widerspruch geschützt, diejenigen verklagt, die nicht seiner Ansicht sind, ist eine solche Feiglingsburg.

Vor allem hütet er sich, den Vorwurf des Unglaubens zu erheben:

Ich glaube, wir sollten es nicht vergessen, daß, wenn der Unglaube in diesem Lande wuchert, wir, die wir uns Diener Gottes nennen, dies zu verantworten haben. Unsere Bitterkeit, unser Aberglaube, unsere Rachsucht, das war die Darstellung christlichen Geistes, vor der die Menschen zurückschraken. Sollten wir

es wagen, den Unglauben durch harte Worte zu brandmarken, als wären wir selbst schuldlos?

Vielmehr sucht er die Arbeiter durch Bildung des Geistes zu fördern, ihr Wissen zu bereichern, ihren Geschmack zu veredeln, ihre Freude an der Poesie zu wecken und zu nähren. Die Zeit dazu wünscht er ihnen durch frühern Geschäftsschluß, den Raum durch bessere Wohnungen, die Mittel durch Arbeitervereine mit Bibliothek gegeben zu sehen. Das Ziel, zu dem er sie führen möchte, ist nicht der Müßiggang:

Käme jemals der Tag, an dem die arbeitenden Klassen von aller Arbeit befreit würden, es wäre für sie nicht ein Tag des Segens, sondern des Fluchs. Das verstehe ich unter dem Fortschritt der arbeitenden Klassen — eine sociale Stellung für den Arbeiter, die sein Herz, sein Gewissen und seinen Verstand fördert, die ihn befähigt, ein Mann in dem höchsten Sinne dieses Wortes zu werden, ein Mann, dessen Ehrfurcht nicht Kriecherei, dessen Religion nicht Aberglaube ist, ein Mann, dessen Unterthanentreue und dessen Unterwerfung unter seinen Herrn nicht nur der stummen Plackerei des gequälten Thieres gleicht. Das ist Fortschritt der arbeitenden Klassen!

Die Kraft zu solchen socialen Umgestaltungen sieht er im christlichen Glauben:

Meine Freunde, die Arbeiter! Wollte Gott, sie wären meine Freunde! Wollte Gott, ich wäre mehr ihr Freund! Ich schaue zweitausend Jahre zurück und wage es nicht zu vergessen, wer als der Sohn einer armen Frau in diese Welt geboren wurde und wahrscheinlich dreißig Jahre lang in einer Tischlerwerkstatt schaffte — ein Arbeiter.

Und die neue Gesinnung treibt zur That:

Ich glaube, die große Vollendung, auf die alle warten, das Reich Christi auf Erden, kann nicht kommen, ehe wir nicht die Ueberzeugung erlangt haben, daß alles äußere und innere Leben zusammenwirken muß, ehe wir nicht alles gethan haben, was an uns ist, um die Wahrheit nicht nur zu predigen und zu lehren, sondern auch, um die Hindernisse hinwegzuräumen, die ihr im Wege stehen.

Einen warmherzigen, feinsinnigen, muthigen Mann, einen Gentleman, der sich um die Hebung seiner ärmern Brüder bemüht, zeigen diese Reden insgesammt — und vorstehende Blütenlese beweist es wohl. Wir freuen uns, ihm im deutschen Gewande zu begegnen. Es sitzt im ganzen gut. Daß die Uebersetzung der in den Reden angeführten Verse zu wünschen übrigläßt, bemerkt die Uebersetzerin selbst und ist begreiflich. Bisweilen hätten wir eine sorgfältigere Wahl des Ausdrucks gewünscht, z. B. handelt es sich auf S. 38, Z. 10 v. u. vermuthlich um „Leichnam", da aasgierige Adler um ein „Gerippe" schwerlich sich sammeln.

Robertson's Reden gestatten unmittelbare Anwendung auf Deutschland nicht. Zu deutlich tritt doch die Abweichung der englischen Zustände von den deutschen stellenweise hervor. Oder gibt es bei uns Arbeiterversammlungen, die für Reden wie die beiden letzten über den Einfluß der Poesie auf die arbeitenden Klassen Geduld und Verständniß besitzen? Merkwürdig ist doch wieder die Aehnlichkeit der Zeitlage zwischen damals in England und gegenwärtig bei uns. Und daß die seit Jahren erhobene Forderung gehört werde, es möchten wie einst, so auch jetzt in den gebildeten Ständen sich Männer finden, die an die Ueberbrückung der unsere Nation spaltenden Kluft ihre Kraft setzen, dazu können Robertson's socialpolitische Reden mit ihrem edeln Feuer bei uns wirken. Uns erscheint die Selbstlosigkeit so warmherziger Menschen immer größer als die Correctheit kühler Beobachter.

Johannes Reinhard.

Reisebilder.

1. Ardennen-Wanderungen. Von Heinrich Freimuth. Mit 5 Bildern. Köln, J. P. Bachem. 1895. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

Das vorliegende kleine Wanderbuch soll einen Schlüssel bilden zu dem „unentdeckten Lande" der Felsen, Wälder, Hochmoore und Heiden, der hehren Wildnisse, malerischen Schluchten, mäandrischen Flüsse, der zertrümmerten Bergvesten, der Tropfsteingrotten und vorgeschichtlichen Höhlen im Westen unseres Deutschen Reiches. Gewiß sind die Ardennen uns meist noch ein geheimnißvolles, verschleiertes Land, dessen Schönheit und geschichtliche Bedeutung uns völlig fremd geblieben ist. Des Verfassers Buch läßt uns daher thatsächlich den Ardennengau erst entdecken, und wir sehen mit Bewunderung in das entschleierte Land, das so reich ist an landschaftlich und geschichtlich interessanten Bildern. Der Verfasser möchte uns hineinlocken in sein Wandergebiet und sucht uns die Reize desselben in lebhaften Farben zu schildern. Zugleich gibt er praktische Rathschläge für die Reise selbst, wie wir die Touren einrichten sollen und ähnliches. Gleichwol möchte er keinen Touristenführer im gewöhnlichen Sinne liefern, sondern unter sorgfältiger Benutzung der einschlägigen Literatur will er mehr bieten als das; er will ein Wegweiser sein, der auch ernstere Ansprüche befriedigt. Dieses Bemühen ist von Erfolg gewesen. Das Buch hat dadurch auch für den Interesse, der nicht selbst zu wandern in der Lage ist, sich aber über das Ardennenland doch gern unterrichten möchte. Der Autor verfügt zweifellos über eine gewandte Feder, sein Buch liest sich leicht, die Erzählungen und geschichtlichen Auslassungen sind flott und fesselnd geschrieben, die Landschaftsbilder lebendig und anschaulich geschildert. Auch an humoristischem Beiwerk fehlt es nicht; es ist bald den eigenen Erlebnissen, bald der Geschichte des Landes entnommen. Für den praktischen Gebrauch des Buches ist ein Tourenverzeichniß und eine Uebersichtskarte angefügt. Mögen dem Autor auf seinen Ardennenwanderungen in Theorie und Praxis recht viele folgen!

2. Eine Fahrt an die Adria. Von Bernhard Lesker. Mit 12 Lichtdruckbildern. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (D. Ochs). 1895. 8. 2 M.

Wer je einen Blick gethan hat auf die herrliche Adria mit ihren azurblauen Wogen und ihren wildzerrissenen Felsenufern, wird gewiß eine Schilderung einer Fahrt durch jene an Naturschönheiten so reiche Gegend gern zur Hand nehmen, im Geiste sich wieder von neuem an die einst selbst geschauten Bilder zu erinnern. Und in dem vorliegenden Falle wird er in dem schon von vornherein willkommen geheißenen Buche wirklich, soweit der Autor Land und Leute schildert, volle Befriedigung finden. Die Schilderungen sind lebendig und treu, keine übertriebenen und überschwenglichen Phantasiemalereien, sondern durchaus richtige, warm empfundene Darstellungen. Der Verfasser wurde vom Arzt zur Wiederherstellung seiner Gesundheit an die Adria geschickt. Er fand als katholischer Priester ein gutes Unterkommen in dem Priestersanatorium zu Ika an der istrianischen Küste des Quarnero. Von hier aus unternahm er eine Reihe von Fahrten, die ihn nach allen Küsten der nördlichen Adria brachten. Er besuchte Fiume, die kroatische Küste, Zara in Dalmatien, Pola, Triest, Venedig und noch eine Reihe anderer Punkte. Von allen den bereisten Gegenden weiß er ein lebendiges Bild zu entwerfen. Dabei erfreut auch die frische Empfänglichkeit des Autors, wenn er z. B. von dem überwältigenden Eindruck spricht, den Venedig bei dem ersten Anblick auf ihn ausgeübt hat, oder wenn er irgendwo begeistert seinen Empfindungen im Anblick der entzückenden Natur Ausdruck verleiht.

Aber! Ja leider müssen wir unserer vorstehenden Anerkennung ein „Aber" nachsenden. Ohne ein solches Aber wird der Leser, der auf Grund der obigen Ausführungen das Buch zur Hand nimmt, vielleicht eine ähnliche Ueberraschung erleben, wie sie uns zu theil geworden ist. Wer ahnt bei dem schlichten Titel, daß das Buch von Anfang bis zu Ende ein Fehdebrief ist gegen den Liberalismus, zu dem alles gehört, was nicht Katholicismus ist. Der Autor ist ja katholischer Priester und als solchem würde man es ihm gewiß gern verzeihen, wenn er vereinzelt Gedanken und Eindrücke dem Text eingeschaltet hätte, die eben nur den katholischen Leser interessiren und fesseln. Aber wozu in einer Reiseschilderung fast von Seite zu Seite die heftigsten Ausfälle gegen alle Andersgläubigen? Hofft der Herr Pfarrer vielleicht dadurch den Leser für seine Kirche zu gewinnen? Nun, ich glaube, das Gegentheil wird die Wirkung sein. Mich wenigstens stößt nichts mehr ab, als Unduldsamkeit noch dazu bei den Männern, die doch berufen sind, Liebe und Duldung zu predigen und selbst zu pflegen. Uns will es schon unpassend erscheinen, überhaupt die Religion in solche Reiseschilderungen hineinzuziehen. Die Adria wird auf den Beschauer einen gewaltigen und erhebenden Eindruck ausüben, ganz gleichgültig, welcher Religion er angehört. Wer daher durch Wort den gleichen Eindruck bei denen erzielen will, denen es nicht vergönnt gewesen ist, sie selbst zu schauen, der versündigt sich, wenn er dem Bild Dinge beifügt, die in der Natur nicht vorhanden sind; denn er raubt dem Leser den reinen Genuß an der wahren Natur. In seiner Unduldsamkeit verletzt der Verfasser sogar oft die heiligsten Empfindungen nicht blos des „liberalen", sondern überhaupt des deutschen Lesers. Die Aeußerung eines Geistlichen, daß für ihn die größte Sünde der Mangel an Vaterlandsliebe sei, bezeichnet er als eine Verirrung, die den Cultus des Vaterlandes an die Stelle der Gottesverehrung stelle. Nun, in einer Reiseerinnerung darf man ja allerdings schreiben, was man will. Aber dann sollte man stets auf dem Titel auch ankündigen, was der Leser finden wird. Hier mußte es heißen: Eine Priesterfahrt an die Adria.

3. Französische Reiseskizzen (einschließlich Riviera und Kanalinseln). Von Heinrich Pudor. Mit 5 Bildern und 1 Karte. München, Heinrich Pudor. 1895. 8. 3 M.

Nichts macht besser geeignet zum Reiseschilderer als Originalität des Charakters. Heinrich Pudor, der bekannte Doctorverleugner, besitzt eine solche in hohem Maße. Und in der That tritt diese auch in seinen Reiseskizzen zweifellos wohlthuend hervor. In ihr gesellt sich dann noch die große Vielseitigkeit des Autors, der ja malt, dichtet, componirt und natürlich auch radfährt. Aber zur Originalität paart sich leicht eine gewisse Selbstgefälligkeit, die wol abstoßend wirken kann. Ein wenig ist das auch bei Heinrich Pudor der Fall. Er erzählt uns alle möglichen Kleinigkeiten, die ihm auf seinen Reisen passirt sind, berichtet uns von den Eindrücken, die die Hotels auf ihn gemacht haben, ob das Essen gut oder schlecht war und ähnliches, sodaß man zuweilen doch etwas Langeweile empfindet. Diese wird gesteigert noch durch die Art der Erzählung. Stellenweise wird es der reine Telegrammstil, der uns wieder an den Bädeker erinnert. Die ununterbrochene Folge von kurzen Sätzen ermüdet schließlich. Ueberhaupt vergißt der Autor zuweilen, daß er solchen Lesern Skizzen und Bilder zu geben hat, die die von ihm durchreisten Gebiete noch nicht kennen. Er schreibt mehr, als wolle er sich durch Schlagwörter die geschauten Bilder wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Es ist das ein Fehler, dem man häufig in Reiseschilderungen begegnet und der auch oft schwer ganz vermieden werden kann. Allein durch das bloße Aufführen von dem, was man rechts oder links, vor sich oder hinter sich sehen kann, wird man niemals im Leser eine richtige und lebendige Vorstellung von dem Wesen eines Landes erwecken. Bei dem vorliegenden Buche ist solche Eintönigkeit der Darstellung um so mehr störend, als Heinrich Pudor sich dort, wo er warm wird, als ein Meister der Schilderung erweist. Besonders gilt das von einzelnen Darstellungen aus seiner Reise nach den normannischen Inseln, in denen außerordentlich anmuthende Bilder uns geboten werden. Solche

Ausbrüche aufrichtiger Begeisterung für die Natur erfrischen bei dem Lesen ungemein und sie helfen über die trockenen Stellen hinweg. Vielleicht war es Absicht des Autors, so zu schreiben, um dadurch stellenweise wirkungsvoller werden zu können. Es entspräche das wol der Originalität des Autors, die sich auch in dem Text durch die oft verblüffenden Bilder geltend macht. Wie alle Originale, so ist auch Pudor nicht ohne Geist. Seine häufigen kritischen Bemerkungen über die Kunst und das Leben in den durchreisten Ländern verrathen ein tieferes Verständniß und ein gesundes Urtheil. Besonders gelungen dürfte eine sittengeschichtliche Studie von Paris sein, wo der Autor in der That mehr bietet, als man in einer Reiseerinnerung zu finden erwarten sollte. Auf Einzelheiten der Reise wollen wir nicht eingehen, es auch unterlassen, Reisewege näher anzugeben, von denen die meisten mit dem Zweirad zurückgelegt sind. Der Leser möge das Buch selbst zur Hand nehmen und den Autor auf seinen Wegen begleiten. Wir sind überzeugt, die Reise wird ihm reichen Genuß, aber auch, wie dem Autor selbst, manchen Verdruß bringen. Ausgestattet ist das kleine Buch mit recht vortrefflichen Bildern; die angehängten Karten lassen dagegen sehr zu wünschen übrig.

4. Im Deutschen Reich. Reisebilder von J. C. Heer. Zürich, Alb. Müller's Verlag. 1895. 8. 4 M.

Frische, lebendige Reisebilder, „im Fluge erhascht und im Fluge wieder erzeugt", bietet das uns vorliegende Buch dar. Der Verfasser ist ein Deutschschweizer. Seit früher Jugend hat es ihn gezogen nach Deutschland, dem Lande, das wie kein anderes auf die Antheilnahme der Schweizer Anspruch erheben darf, da es ja mit diesem durch Sprache und Cultur in engster Beziehung steht, wenn auch politisch jedes der beiden Länder seit einem halben Jahrtausend seine eigenen Wege gegangen ist. Aber diesem Zug nach Deutschland hatte der Verfasser gleichwol lange nicht zu folgen vermocht. Da gab der Schriftsteller- und Journalistentag zu Hamburg im vergangenen Jahre die Veranlassung zu der langersehnten Reise. Obwol er schon gereiftern Alters ist, wurde ihm das Herz doch wieder warm bei dem Gedanken „an den grünen Rhein, an die ragenden Dome, an den Mastenwald der See, an die volkreichen Städte, an das Land mit der großen Vergangenheit und der großen Gegenwart". Und diese Wärme hat ihn begleitet durch das ganze Deutschland hindurch und hat ihm auch noch die Feder geführt, als er wieder daheim saß und die Eindrücke der Reise zu Papier brachte. Sie ist es, die dem Buche die Frische und Lebendigkeit, aber auch das Ansprechende und Anmuthende verleiht, wodurch es sich wohlthuend von vielen Reisebeschreibungen abhebt.

Die Reise führte durch den Schwarzwald nach Karlsruhe, dann zum Rhein nach Heidelberg und in die fröhliche Pfalz, das goldene Mainz wurde besucht, und auf dem Dampfer ging es dann den Rhein hinunter nach Köln. Bei der Weiterfahrt nach Hamburg wurde in Bremen länger verweilt. In Hamburg hielt den Verfasser die erwähnte Versammlung mehrere Tage auf und brachte ihn zugleich nach Lübeck und über das Meer nach Helgoland. Der Rückweg erfolgte über Berlin mit einem Abstecher in das Riesengebirge und nach Böhmen, dann von Prag nach Nürnberg, Augsburg und Ulm und von da wieder zurück in die Schweiz. Von allen den erwähnten Städten gibt der Verfasser eine anschauliche Schilderung, die natürlich nicht immer erschöpfend sein kann, da meist nur kurzer Aufenthalt dem Schreiber beschieden gewesen ist. Interessant wird die Darstellung durch die offene Subjectivität des Autors. Er schildert alles nach den Eindrücken, die die Bilder auf ihn ausgeübt haben. Und da Heer Schweizer ist, so ist er an manche Dinge mit einer ganz andern Anschauung herangetreten, als wir es zu thun gewöhnt sind. Ihm, dem Schweizer, erscheinen Backsteinbauten unschön, weil er daheim nur Bauwerke aus bestem Material ausgeführt kennt. Und man kann nicht leugnen, daß etwas Richtiges darin liegt, wenn der Verfasser davon spricht, daß ein Architekturwerk aus Backstein auf ihn den Eindruck mache wie eine Kanone aus Holz. Aber in Lübeck muß er doch dem Backstein seine Anerkennung zollen; im Anblick der prächtigen Bauwerke dieser Stadt sieht er ein, daß auch der Backstein, stilvoll verwendet, von architektonischer Wirkung sein kann. Neben solchen Anschauungen über die Kunstdenkmäler und Bauwerke der Städte kommt die Natur der Länder in den Schilderungen des Verfassers nicht zu kurz. Auch in diesen macht sich aber zuweilen die Brille geltend, durch welche der Schweizer hindurchschaut. Die langsam fließenden Ströme Norddeutschlands muthen ihn wenig an und die braunen Moorwasser hält er für schmuzig und unrein. Er vergißt dabei, daß unsere norddeutschen Seen trotz braunem Wasser den schweizer Gewässern keineswegs an Klarheit nachstehen. Aber gerade um dieser Originalität der Darstellung wegen gefällt uns das Buch. Es ist ja stets von besonderm Interesse, die heimischen Verhältnisse durch die Brille eines Ausländers betrachten zu können. Und das bestätigt sich am meisten dort, wo der Verfasser die Bewohner schildert, wo er deutsche Einrichtungen und deutsche Sitten nach seinem Maßstab abschätzt. Da ist manches Gewichtige und Beachtenswerthe geschrieben. Nicht alles hat ihm gefallen „in dem Polizeistaat und der Monarchie, wo die politische Gewissensfreiheit fehlt und alles unter dem Druck des Servilismus steht, wo der Militarismus herrscht und ein Wort des Kaisers das Glück oder Unglück vieler Tausende ausmacht"; aber er hat doch das deutsche Volk von Herzen lieb gewonnen, er ist voll Achtung vor der hohen Bildung, vor der Schaffungskraft und der Lebenstüchtigkeit des Deutschen, ja auch von der Liebenswürdigkeit, mit der man allgemein dem Fremden in Deutschland entgegenkommt. Nur in Böhmen und besonders in Prag empört

ihn die Schwäche und Charakterlosigkeit vieler Deutschösterreicher, in der er allein die Ursache der Czechisirung des Deutschthums in Böhmen erblickt. Er jubelt daher freudig auf, als er bei Eger wieder den deutschen Boden erreicht hat, dem deutschen Boden, wo er soviel Anheimelndes gefunden hat in dem blutsverwandten Volke. In dem Gedanken daran widmet er sein Buch der Freundschaft von Volk zu Volk.

Willi Ule.

Frauenromane und -novellen.

1. Novellen. Von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1895. 8. 3 M.
2. Lose Blätter. Neue Novellen von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, F. A. Berger. 1895. 8. 2 M.
3. Frau Holding's Herz. Die Geschichte einer Familie von Margarethe Halm. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 2 M.
4. Der Auserwählte. Von Annie Bock. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 12. 1 M. 50 Pf.
5. Sie lebt! Ein Frauenschicksal von Marie Silling. Leipzig, F. A. Berger. 1895. 8. 2 M. 50 Pf.

Man wird im allgemeinen unter den schriftstellernden Frauen, so wenig ihre Zahl zu wünschen übrigläßt, nicht viele Humoristinnen finden. Mag daran die Bitterkeit des Schicksals, die sie überhaupt zur Feder greifen läßt, oder sonst etwas schuld sein, jedenfalls tritt die Frau, die Verschönerin unseres Daseins, in der Literatur uns meist mit dem ernstesten Gesichte von der Welt entgegen. Und doch wird wie im Leben, auch in literarischen Dingen auf den nicht gerade schon verknöcherten Mann ein frischfröhliches Frauenherz immer wohlthuend wirken.

Vielleicht beruht darauf ein Theil des Erfolges der humoristischen Erzählungen von Hans Arnold, die sie fälschlich „Novellen" (Nr. 1) nennt. Diese Literaturgattung erfreut sich schon an sich beim großen Lesepublikum einer gewissen Beliebtheit, weil sie eine müßige halbe Stunde ausfüllt, ohne den Geist anzustrengen. Eine große Menge Menschen will ihre beste Gottesgabe, den Geist, vorsichtigerweise möglichst geschont wissen! Wer es daher, wie Hans Arnold versteht, flüchtige scherzhafte Unterhaltungslektüre zu bieten, der klopft an den Thüren nicht vergebens an. Man muß allerdings die Kunst verstehen, aus nichts etwas zu machen, oder doch mit den geringsten Mitteln; man muß aus einem kleinen an sich womöglich ganz unbedeutenden Scherz, oder einer unwirksamen Pointe feuilletonistisch geschickt und natürlich mit Hintansetzung tiefer Logik eine ganze Geschichte fabriciren können. Das ist eine Technik, die man, wie der terminus technicus lautet, „los haben" muß. Hans Arnold hat sie los. Da zeigt z. B. ein übermüthiges Backfischchen einem fremden Herrn die Zunge, „zwar nur ein ganz kleines Bischen, sie dachte schon, er hätte es gar nicht gesehen", und doch wird eine artige Geschichte und eine glückliche Verlobung daraus; oder ein Vater verwechselt die Briefe und schickt dem Liebhaber seiner Tochter, den er los sein will, die Zusage, dem andern den Absagebrief u. s. w. Das liest sich alles ganz nett, ohne daß etwas daran ist, eine Art literarische Schlagsahne. Viel tragen zur Hebung des Ganzen auch die in den Text gezeichneten flotten Illustrationen (von Wilhelm Claudius) bei; solche Bildchen verfehlen ihre Wirkung nie und holen manches nach, was der Autor zu thun unterlassen hat. Gefällig und elegant ist schließlich die Ausstattung, die die Verlagsbuchhandlung auch diesem Werke zu theil werden ließ.

Ein Bischen versucht hier und da auch Doris von Spättgen in ihren „Losen Blättern" (Nr. 2) zu lachen, aber es hält nicht lange an; die ernste Miene ist vorherrschend. Selbst unter dem Titel „Zahnschmerzen", der doch der Natur der Sache nach auf etwas ganz Humorvolles schließen lassen sollte, verbirgt sich eine sehr ernste Geschichte, die Leidensgeschichte einer nordamerikanischen Indianerhäuptlingsgattin, in der die Erinnerung an das Urwaldleben, der Schmerz um die verlorene Indianerherrlichkeit und das Streben nach höchster Cultur und Civilisation ein merkwürdig harmonisches Dasein führen. In das amerikanische Leben führen auch drei andere Geschichten, von denen aber nur die Hochstapler- und Banknotenfälschergeschichte vermöge ihres echten Colorits tieferes Interesse erweckt. Die Erzählung „Licht" verspricht anfangs mehr, als sie hält, und der unter dem Niagarafall angebendelte Liebesroman bietet noch weniger geistigen Inhalt. Als eine ganz leidlich erzählte historische Anekdote, in der Napoleon I. die Hauptrolle spielt, stellt sich die Erinnerung „Aus Großtantchens Hofdamenleben" dar, die übrigens geschichtlich wahr zu sein scheint. Auch die Künstlergeschichte „Fächerbilder" mag im Gedränge durchschlüpfen; sollte ein Leser durch die Bemerkung Seite 44, daß ein Kunstwerk immer eigenthümlich süß parfümirt sein müsse, in seinem bisherigen Kunstbegriff gestört werden, so wird ihm empfohlen, den betreffenden Satz zu streichen.

Höher steht jedenfalls die „Geschichte einer Familie: Frau Holding's Herz" (Nr. 3) von Margarethe Halm. Trotz mancherlei Besserungsfähigem steckt in dem Buche doch ein gut Theil Poesie. Die Verfasserin will weder auf der einen Seite sensationell, noch aber auf der andern conventionell schreiben. Sie gibt hier ein einfaches, natürliches Stück Lebensgeschichte, wie es sich vielleicht in Wirklichkeit zugetragen hat, oder doch zugetragen haben könnte, trotz des unerwarteten und unharmonischen Schlusses. Die ganze Geschichte concentrirt sich um zwei Personen,

Frau Holding und ihren Sohn Engelbert; alle andern sind episodische Figuren. Das anfangs schwächliche Kind ist der Liebling der Mutter, und umgekehrt bringt auch der Sohn ihr eine schwärmerische Verehrung entgegen. Die beiden sind unzertrennlich bis ins Alter hinauf. So stellt sich die Geschichte im Grunde dar, als eine Art Hohelied der Mutterliebe, das mit den Worten des Sohnes an die Mutter schließt (unter Hinweglassung einer dunkeln philosophischen Stelle): „Du bist meine ewige Hälfte. Alles, was gut an mir ist, hast du mich gelehrt, o Mutter!“ Beide, Mutter und Sohn, sind ätherisch angelegte Naturen, die, von der Außenwelt abgeschlossen, ein geistiges Sonderleben führen, das auch dann kein Ende nimmt, als der Sohn sich verheirathet. Das Ueberraschende am Schlusse ist, daß Engelbert nach dem Tode seiner Frau ein Mädchen mit sehr bedenklicher Vergangenheit heirathet, dessen Bildung auch an die seine nicht heranreicht, und daß die Mutter diese Liebe nicht nur duldet, sondern begünstigt. Was die Verfasserin zu dieser Mesalliance verleitet hat, ist nicht zu ergründen. Sonst enthält die Geschichte manche feine realistische Einzelheiten.

Eine ebenfalls ernste Lektüre, recht poesie- und geistvolle allegorische Märchen hat Annie Bock unter dem Titel der ersten der Geschichten: „Der Auserwählte“ (Nr. 4) zusammengestellt. Der „Auserwählte“ ist der Held einer Vogelgeschichte; er hat ganz anderes Gefieder als die andern Vögel, er singt ganz wunderbar, und will den Wald und alles, was darin ist, ebenso singen lehren. Als ihm dies aber nicht gelingt, da hacken die andern Vögel wüthend auf ihn ein, sie erkennen ihn nicht an, und tödten ihn. Aber als er todt ist, da fängt der ganze Wald wirklich an zu singen, „der arme kleine Sänger hatte erst sterben müssen, um seinem Heimatland diese Macht zu verleihen“. Jetzt erst erkannten die Mörder, daß er doch ein Auserwählter war und keiner will die That vollbracht haben. Hinter dem scheinbar harmlosen Märchen birgt sich viel Lebenswahrheit, die Leidensgeschichte der Träger großer neuer Ideen, das Schicksal idealer Seelen, die zu Märtyrern werden müssen, wenn sie gelten sollen.

Ein anderes Märchen, „Der Tag des Herrn“, schildert den Widerspruch zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und dem Walten der Naturkräfte, den Zwiespalt zwischen der Freiheit des Individuums und den Fesseln, die das Leben auferlegt und namentlich dem blinden Walten des Zufalls. Das Märchen endet mit der Zuversicht auf die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes. „Dagobert's Traum“ zeigt das Ringen eines Menschen nach Wahrheit; er findet sie nicht in der Freude, nicht in der Jugend, nicht im Glauben, nicht in der Liebe oder der Hoffnung, die alle als Personen auftreten. Er tanzte mit allen, und wenn er ihnen den rosafarbenen Schleier vom Körper riß, waren es elende, häßliche Gestalten, keine konnte ihn zur Wahrheit führen. Die einzige, die es schließlich that, war die Prosa des eigenen Lebens. Aber jetzt enttäuschte ihn die Wahrheit mit ihrer Ruhe, ihrer Leidenschaftslosigkeit. Sie selbst nennt ihn unklug, denn er hätte seine Freundinnen nicht ihres rosafarbenen Gewandes entkleiden sollen; allmählich wären sie schon von selbst verschwunden, und sie hätten sein Leben als süße Erinnerungen begleitet“. Er ist zu früh zur Wahrheit gekommen, und sie gibt ihn nicht mehr frei.

In ihrem Buche „Sie lebt!“ (Nr. 5) schildert Marie Silling in Form von Briefen das Schicksal einer jungen, unvermögenden Dame, die als Erzieherin und Lehrerin viele Jahre hindurch mühsam ihr Leben fristet, bis sie endlich die Gattin eines Jugendgeliebten wird, dem sie auf eine californische Besitzung folgt. Das Werk ist im Grunde genommen ein Tendenzroman zu Gunsten der Frau als Muster der Opferfreudigkeit, physischer und seelischer Kraft. Die Verfasserin findet bei der Verfolgung des bewegten Lebens ihrer Heldin Gelegenheit zu Schilderungen der verschiedensten Länder und Gesellschaftskreise; wir folgen ihr von einem preußischen Landgut in eine reiche hamburger Familie, dann nach England, nach Paris u. s. w. und schließlich nach Californien. Das Werk zeigt reiche Lebenserfahrung und gesunde Anschauungen, und es enthält manche hübsche Charakteristik, ebenso wie Landschaftsschilderungen. Im allgemeinen ist es jedoch zu breit in der Diction; in dem Bestreben, die Heldin überzeugend darzustellen, verliert sich die Verfasserin in unwesentliche Einzelheiten, die durch ihre Ausdehnung die Kraft und Wirkung des Ganzen beeinträchtigen.

Ernst Roeder.

6. Geschieden. Roman in zwei Bänden von Sophie Junghans. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 8 M.
7. Aus dem Künstlernest. Von Fanny Klinck-Lütetsburg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 4 M.
8. So wachsen deiner Seele Flügel. Roman in zwei Bänden von Bernhardine Schulze-Smidt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 6 M.
9. Aus Nah und Fern. Von Irene Meyer-Prokesch. Graz, Moser's Buchh. 1895. 8. 3 M.

Viel Unberufene unter den Frauen drängen sich zu dem Beruf der Schriftstellerei, und mit welcher Gewissenlosigkeit literarische Freibeuterei getrieben wird, das hat unlängst der Roman „Die Kinder der Flamme“ gezeigt, der in der Romanzeitung erschien und nichts weiter war als die neue Auflage einer alten Erzählung von Elise Polko. Zu den wenigen Schriftstellerinnen, die ernst zu nehmen sind, deren Werke nicht für sentimentale Backfische und oberflächliche Modedamen geschrieben sind, gehört Sophie Junghans.

Ihr neuestes Werk (Nr. 6) trägt als Motto Goethe's Worte: „Unreine Lebensverhältnisse soll man niemand wünschen, sie sind aber für den, der zufällig hineingeräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag.“ Auch dieser Roman, wie so mancher andere der geschätzten Verfasserin, steht weit über dem Durchschnittsmaß unserer Frauenromane. Tiefer Ernst der Lebensauffassung, scharfe Beobachtungsgabe, eine fast männliche Eigenart, feine Kenntniß des Herzens in allen

seinen Regungen zeichnen ihn aus, und die Verfasserin weiß uns auch da zu fesseln, wo das von ihr Dargestellte fast abstoßend wirkt. Eine Frau verläßt nach fünfundzwanzigjähriger unglücklicher Ehe ihren Mann. Sie hat die unwürdigen Fesseln dieses äußerlich ehrbaren und angesehenen, innerlich aber durch und durch unsittlichen Hauses so lange ertragen, bis ihr Sohn die Universität besucht. Die Entwickelung dieses Sohnes Adolf, der von all dem Schmutz des Vaterhauses unberührt seinen Weg nimmt, bildet eigentlich den Hauptinhalt des Buches. Seine Erlebnisse in Berlin, die Scene, wo er sich von seinem Vater lossagt, der Besuch bei seiner Mutter am Comersee und die Beichte dieser unglücklichen Frau — eine etwas heikle Geschichte — sind glänzend erzählt. Nebenher geht breit ausgeführt die Schilderung eines Ausstands in einer großen Fabrik, mit anschaulichen Bildern aus dem kleinstädtischen Leben und allerlei Typen aus der großen Welt. Von diesem Hintergrunde hebt sich wirkungsvoll ab die prächtige Gestalt der Lotte Obenauf, die schließlich dem Helden, der als Regierungscommissar in die kleine Stadt geschickt wird, ihre Hand reicht. Wenn auch die Darstellung hier und da etwas Sprunghaftes hat, so weiß uns die Verfasserin doch immer zu fesseln, bis gegen das Ende, wo das Interesse ein wenig erlahmt. Doch thut das dem Werthe des Buches nur geringen Eintrag. Es ist ernsten Lesern wohl zu empfehlen.

Auch in dem Roman „Aus dem Künstlernest" (Nr. 7) von Fanny Klinck-Lütetsburg, verläßt die Frau ihren Mann, aber schon nach kurzer Ehe und aus ganz andern Gründen. Es gewinnt den Anschein, als sollte die Geschichte tragisch enden, da kommt zum Glück die Wendung zum Bessern: am Schlusse liegen sich die versöhnten Gatten in den Armen, und wir nehmen mit der Ueberzeugung Abschied, daß die böse Schwiegermutter, die mit ihrem Argwohn und ihrer Abneigung die junge Frau aus dem Hause getrieben hat, das eheliche Glück der beiden in Zukunft nicht mehr stören wird. Dieses gewiß nicht gerade neue Thema hat die Verfasserin mit einer Geschicklichkeit und einer Kunst behandelt, die uns große Achtung vor ihr abnöthigen. Sie versetzt uns in ein ostfriesisches Dorf. Ein junger Bauer, Gerd, heirathet gegen den Willen seiner Mutter ein armes Mädchen, das obendrein aus einer Familie stammt, die in den bäuerlichen Kreisen des Dorfes sich keines besondern Rufes erfreut. Einzelne Glieder dieser Familie haben einen eigenen, von den bäuerlichen Anschauungen abweichenden Weg genommen, andere sind heruntergekommen — kurz über das „Künstlernest", aus dem die junge Frau Elske stammt, zuckt man im Dorfe die Achseln. Kein Wunder, daß Elske trotz ihrer Bravheit und Tüchtigkeit der alten Bäuerin nichts recht machen kann. Von der Mutter aufgehetzt, durch Eifersucht verblendet, wird Gerd seiner Frau entfremdet, und schließlich spitzt sich der Conflict soweit zu, daß Elske auf und davon geht und bei einem reichen Oheim in Hannover Hülfe sucht. Wie dann Gerd den Verlust seiner Frau immer schmerzlicher empfindet, die Alte ihr Unrecht einsieht und endlich alles wieder ins rechte Gleis bringt, das ist mit großer Kunst erzählt. Nur eins haben wir an dem Buche auszusetzen: so sehr uns auch die Verfasserin in die Anschauungs- und Denkweise ihrer Gestalten zu versetzen weiß, so vortrefflich die psychologische Entwickelung der Charaktere ist, so wenig versteht sie es, ihren Reden charakteristisches Gepräge zu verleihen. Elske's Vater hat recht, wenn er einmal sagt: Ihr redet ja wie ein Buch, Feutje Anna Möe! Das thun sie aber eigentlich alle. In dieser Hinsicht könnte die Verfasserin von Wilhelm Raabe und Hans Hoffmann lernen.

Mehr an die Art von Ossip Schubin — ohne deren Mängel nachzuahmen — erinnert uns Bernhardine Schulze-Smidt (Nr. 8). Sie führt uns auf eine kleine istrische Insel, in eine bunte Gesellschaft österreichischer Aristokraten, die aus mancherlei Gründen auf diesem schönen Fleckchen Erde ihren Winter verleben. Mit diesem Kreise geräth eine reiche, bürgerliche Witwe und ihre arme, verwaiste Schutzbefohlene, Charly d. h. Charlotte benannt, in Berührung, und Baron Schönna, ein armer, ehrgeiziger Jurist, verliebt sich alsbald in das schöne und geistvolle Mädchen. Misverständnisse bringen die Liebenden auseinander; kalte Vernunftgründe und weise Rathschläge wohlmeinender Freunde thun das Ihre: Schönna reißt sich los und geht ohne Abschied davon. Dann macht er das übliche Nervenfieber durch, die Leidenschaft besiegt alle Vernunftgründe, er eilt zurück und trifft die Geliebte im Augenblick, wo sie im Begriff ist, ihren Bruder als Krankenpflegerin in den Orient zu begleiten zum Studium des Aussatzes. Versöhnung und Verlobung bilden den Schluß. Charly reist zwar mit ihrem Bruder, doch wenn sie heimkehrt, wird ihr Salvo soweit sein, die Geliebte zum Altar zu führen.

Um diese nicht übermäßig reiche Handlung zu zwei Bänden auszuspinnen, bedurfte die Verfasserin allerlei Nebenfiguren, in deren Zeichnung sie ein anerkennenswerthes Talent zeigt. Diese aristokratische Gesellschaft mit all ihrer Liebenswürdigkeit und Leichtfertigkeit, ihren Standesvorurtheilen, ihrem entsetzlichen Sprachenmischmasch ist lebensvoll charakterisirt, auch die Bilder aus dem istrischen Volksleben sind nicht übel gelungen, und in einzelnen Schilderungen, wie in der Sterbescene des verunglückten Schiffers packt uns die Verfasserin sogar in hohem Grade. Auch merkt man dem Buche an, daß die Verfasserin bemüht ist, ihm einen tiefern Gehalt zu geben, und durch Berührung von allerlei socialen Fragen es über die öde Masse der Salonromane zu erheben. Im großen und ganzen ist ihr das auch gelungen. Trotz mancher Schwächen und Breiten liest sich der Roman nicht übel und erhält den Leser bis zum Ende in einer gewissen Spannung. Da die Mehrzahl unserer Romanleser nichts weiter verlangt, so wird auch dieses Buch sein Publikum finden, und es verdient dies mehr, als manches andere.

Wesentlich tiefer stehen die Geschichten, die Irene Reyer-Prokesch (Nr. 9) zu einem Bande vereinigt hat. Die erste Abtheilung umfaßt drei Erzählungen: „Jelena", „Ein Stück Leben", „Inviolata", die in dem bekannten flotten Ton unserer meisten Erzählerinnen geschrieben, mit denselben Nachlässigkeiten im Stil, sich in keiner Weise von der Dutzendwaare unterscheiden. Man liest sie ohne Langeweile, hier und da sogar mit Interesse und legt sie gleichgültig aus der Hand. An Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten fehlt es auch nicht.

In der zweiten Abtheilung des Buches steht die Geschichte: „Europa in Aegypten", die sich schon durch sorgfältigere Sprache vor den drei Erzählungen auszeichnet. Doch auch hier vermag uns die Verfasserin nicht sonderlich für ihre Gestalten zu erwärmen, zumal das „herrliche" Paar Graf Aurach und die blonde Hilde sind echte Schablonenfiguren. Am meisten fesseln noch ausführliche und theilweise wohlgelungene Schilderungen der großartigen Natur des Pyramidenlandes. Freilich muß man dabei auch allerlei gelehrte Salbaderei über altägyptische Cultur mit in Kauf nehmen, die ohne Schaden für das Buch hätte fortbleiben können. Robert Lange.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Romanliteratur heben wir Folgendes hervor:

Ernest Tissot's „La Dame de l'Ennui" (Paris, Perrin u. Comp., 1895) ist der erste Roman eines Schriftstellers, der sich bisher nur auf dem Gebiete literarischer Kritik bewegt hat, und wir würden ihn nicht besonders beachten, wenn er nicht eine ganz neue Art darstellen sollte. Tissot will nämlich, um der Gattung einen neuen Reiz zu schaffen, fremde Menschen unter fremden Himmeln zeichnen, und nennt diese neue Art, deren Wesen in einer Paul Margueritte gewidmeten préface-dédicace von 29 Seiten auseinandergesetzt wird, er nennt diese neue Art den kosmopolitischen Roman. Ist diese Art aber wirklich neu? Man höre: Die polnische Gräfin Sémiraska war, fast noch Kind, an einen heruntergekommenen alten Lebemann verheirathet worden. Lange Jahre einer trostlos trüben Ehe folgen, bis der Tod den Gatten wegrafft und sie frei macht. Krank an Leib und Seele bereist sie nun den Continent, um sich anzuregen, und lernt in der Schweiz den Franzosen Aloys de Romays kennen. Die beiden blasirten, gelangweilten Menschen verkehren freundschaftlich miteinander und schreiben sich nach der Trennung aller Jubeljahre einen Brief. Jetzt nach fünf Jahren treffen sie sich in Rom wieder, leben dort lange ganz traulich nebeneinander und besuchen auch Neapel und seine Umgebung gemeinsam. Von der Gräfin Seite ist diese Reise ein ausgesprochener Eroberungszug, von Aloys' Seite eine ewige Abwehr, weil er nicht das erheucheln kann, was sie gewinnen möchte, seine Liebe. Als sie ihre Niederlage einsieht, trennt sie sich von ihm. Wird sie sich tödten? Oder wird sie zur Beruhigung ihrer Nerven wieder zum Morphium greifen? Die Frage bleibt einstweilen offen. Aber wir werden wol ihre Lösung in Tissot's zweitem Romane finden, den er vorbereitet, in „La dernière passion de Ludmilla Sémiraska" und hoffentlich zeigt sich darin die Gräfin nicht als Dame de l'Ennui.

Man verliert das Gefühl des Unbehagens und der Langeweile, wenn man nunmehr zu Ernest Daudet, dem liebenswürdigen Plauderer, greift. Ernest Daudet ist ein jüngerer Bruder des berühmten Alphonse Daudet und den Lesern dieser Blätter vielleicht als Mitarbeiter des „Figaro" bekannt, in dem er von Zeit zu Zeit kleinere Erzählungen veröffentlicht. Eine Reihe solcher hat er jetzt zu einem Bande vereinigt bei Paul Ollendorff in Paris (1895) erscheinen lassen. Sie segeln unter der Flagge der ersten und besten: „Un Amour de Barras", woran sich „Nuit de Noces", „Aventure d'Emigré", „Le Dernier Barny", „Un Vendredi saint", „Une Nuit de Noël", „Un Coup de Main", „Représailles", „Une Matinée de Fouché", „En Marge d'un Dossier de Police", „Madame Jambe", „Le Roman d'un Complot" anschließen. Mit Ausnahme der schwächsten, „Madame Jambe", spielen sie alle während der Revolution oder in den ersten Jahren des Consulats und bilden gewissermaßen eine Reihe culturhistorischer Genrebildchen aus jenen wildbewegten Zeiten, Genrebildchen, die von um so größerm Interesse sind, als der Verfasser actenmäßig beglaubigte Vorgänge dichterisch ausschmückt. Manchmal geht er in dieser Ausschmückung zu weit, und an innerm Werthe sind sie sehr verschieden. Sehr hübsch ist die erste, die uns ein reizendes Liebesidyll aus der Schreckenszeit schildert. Wer sich einmal einige Stunden mit angenehmer Lektüre vertreiben will, mag zu dem Buche greifen. Er wird es nicht bereuen.

An Ernest Daudet's Sammlung schließen wir eine andere aus demselben Verlage von Georges Bureau an, die auch unter dem Titel der ersten und besten Geschichte erschienen ist: „Les Maris de Colette" (1895; Illustrations de Henri Pille). Das sind eine Reihe zum Theil recht loser, zum Theil tiefernster Geschichten: außer der schon genannten noch „Une bonne rencontre", „L'opération", „Doudja", „La Galipote", „Automne d'amour" und „Le duc de la Mort". Mit „Les Maris de Colette" hat der Verfasser einen sehr glücklichen Wurf gethan, denn die Hauptfigur ist ihm durchaus gelungen. Octave Clarinet ist von seinem Vater von Kindheit an zum Maler bestimmt, obwol er dazu zunächst weiter keine Fähigkeit besitzt als die, seine fünf Finger wie ein anderer Sterblicher rühren zu können. Aber mit der nöthigen Unverschämtheit wird es schon gehen. Und es geht. In Paris nimmt er zunächst den Namen Christian Paletzki an, redet viel von den neuen Wegen, die die Kunst einschlagen müsse, skizzirt um Mitternacht beim Laternenscheine und malt am hellen lichten Tage gelbe Meereswellen, die rothe Felsen umspülen, schwarze Sonnen und Frauen mit grünlichen Leibern und violettem Haar, das alles aber beileibe nicht mit dem Pinsel. Das thun blos die Stümper. Nein, er legt seine ganze Seelenstimmung hinein, indem er seine zehn Finger in die Farbennäpfe taucht und nun bald im zartesten Piano, bald im rasenden Furioso wie ein Klaviervirtuos über die Leinwand spielt. Das ist die einzig wahre Kunst. So wird er das gefeierte Haupt der Impressionisten und gewinnt die Hand der reichen Colette Lacassagne. Aber niemand kann zween Herren dienen. In Hymens Banden vernachlässigt er seine Kunst und wird bald vergessen. Colette, die aber nur die Frau des berühmten Paletzki spielen will, trennt sich von ihm und heirathet einen Grafen. Als sie mit ihrem neuen Gatten eines Tages eine Kunstauction besucht, wird gerade ihr Bild, das Paletzki einst „gefingert" hatte, für 25 Franken ausgeboten. Das darf natürlich nicht in fremde Hände kommen. Der Graf bietet mehr, wird aber allemal von einem alten Manne überboten, der auf so viel Nudität ganz versessen ist. So geht das Ueberbieten weiter, bis schließlich der Graf bei 150000 Franken absteht. Als die Blätter am nächsten Tage melden, daß eine Skizze von Pa-

letzt es bei Dronot auf 150000, sage und schreibe hundertundfunfzigtausend Franken gebracht hat, ist er mit einem Schlage wieder der berühmte und gesuchte Maler. Er kauft sich ein Hotel, und die vornehme Welt drängt sich zu seinem Atelier. Darunter ist auch Colette, seine einstige Gattin. Sie gesteht ihm, daß sie ohne ihn nicht leben kann und geht mit ihm von dannen.

— Ueber eine der unerquicklichsten Erscheinungen aus der Vergangenheit unseres deutschen Staatslebens verbreitet sich Fr. Guntram Schultheiß in einem Schriftchen: „Die geistlichen Staaten beim Ausgang des alten Reichs". (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach [Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter]). Noch ist kein Jahrhundert vergangen, seit diese politischen Misgeburten von dem Boden unseres Vaterlandes verschwunden sind, und schon klingt es unserm Geschlecht fast märchenhaft, was der Geschichtschreiber davon zu verzeichnen hat. Von den 300 großen und kleinen Staatsgebieten, in die das Deutsche Reich zerfiel, bestand der vierte Theil aus geistlichen Herrschaften, im ganzen einem Bezirk, dem Umfang nach etwa dem heutigen Mecklenburg-Schwerin mit Hessen, Braunschweig, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Meiningen und Anhalt zu vergleichen. Neben diesem reichsunmittelbaren Gebiet ist dann aber noch das mittelbare von 78 Stiftern und 209 Abteien in Anschlag zu bringen, die trotz ihrem kirchlichen Anstrich schon seit dem 15. Jahrhundert zu Versorgungsanstalten des hohen und niedern Adels geworden waren. Die Menge von Abgaben, die unter den verschiedensten Namen: für Annaten, Bestätigungsbullen, Dispensationstaxen, päpstliche Reservate, Breven, Pallien, Jubiläen, sowie für die sogenannte Provocatio ultra montes jahraus jahrein an die Dataria in Rom flossen, stellte, nicht dem Namen nach, aber in Wirklichkeit eine päpstliche Besteuerung der geistlichen Herrschaften dar, sodaß das Wohnen unter dem Krummstab recht unbequem werden mußte. Nach den Schriften des zeitgenössischen Freiherrn Karl Friedrich von Moser („Ueber die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland", 1787) und von Sartoris („Das Staatsrecht der Stifter", 1790) war das aber noch das geringste Uebel. Man denke nur an die zahllosen Scharen von Almosenheischenden an den Kirchthüren und auf den Straßen — auf je 1000 Handwerker und Bauern 250 Bettler —, an die Intoleranz gegen Andersgläubige — in Trier durfte sich erst 1783 der erste Protestant niederlassen mit blos privater Ausübung seiner Religion —, an den Besitz der Domherrnstellen ausschließlich in Händen des römisch-katholischen Adels, an die Ueppigkeit der Hofhaltungen — die Jesuiten in Mainz besaßen bei ihrer Aufhebung Weinvorräthe im Werth von 120000 Reichsthalern —, an das Possenspiel des Soldatenhaltens mit seinen pompösen Titeln von so und so viel Generalfeldmarschalllieutenants und Generalfeldwachtmeistern, an die elende Rechtshandhabung und die noch elendere Finanzverwaltung, an die Unfähigkeit der meisten obern, die Bestechlichkeit der untern Beamten, an den schamlos betriebenen Stellenkauf, an den Jammer des Erziehungs- und Schulwesens, an die Steuerlast der erwerbenden untern Stände — Sartori berechnet für die geistlichen Staaten in Deutschland 4000 Adelige und 65900 Geistliche —: dann wird man wirklich die Klage nicht unbegründet finden, daß der höchste Zweck des Staates die gute Verdauung der Domherren und der andern höchsten Behörden sei. Nun, glücklicherweise sind es tempi passati, die uns da vorgeführt werden. Heutzutage wird selbst kein gut päpstlich Gesinnter diese Zustände zurückwünschen.

— „Eine Pilgerfahrt nach Oberammergau nebst sechs Plaudereien" von Jerome K. Jerome. Deutsch von Julius Kaulen (Bremen, Carl Schünemann, 1895). Die Fahrt zum oberammergauer Passionsspiel gibt, wie der Uebersetzer bemerkt, dem Autor Gelegenheit, über das Reisen überhaupt und speciell über das Reisen in Deutschland, wie über deutsche Eigenthümlichkeiten mancherlei satirische, immer aber harmlose Anmerkungen zu machen. Uns sind diese Anmerkungen, die übrigens zwei Drittel des Tagebuchs ausmachen, durchaus nicht immer so harmlos erschienen. Gern nimmt man bei einem Satiriker Uebertreibungen mit in Kauf, aber hier mischt sich sehr oft echt englische Ueberhebung und Anmaßung darein. Dem englischen Publikum mag das ja sehr gut gefallen haben, wir protestiren gegen diesen Ton. Man lese nur, was der Engländer im Anschluß an den „Liptauer Käse" (S. 107), was er über deutsche Cigarren (S. 111), über Waschen und Baden der Deutschen (S. 179) sagt; andere Schilderungen hingegen, wie die vom münchener Centralbahnhof, sind geradezu kindisch. Trotz alledem liest sich die Pilgerfahrt im ganzen nicht übel, ja manche Theile sind auch für deutsche Leser ganz erheiternd, so die Klage über die Bummelei auf deutschen Eisenbahnen, die Schilderung des Mittagessens mit Concert, die Klage über die Unbrauchbarkeit der „Sprachführer" im Ausland u. a. m. Daß der Verfasser bei allem Selbstbewußtsein als Engländer nicht aller Objectivität entbehrt, beweist das Kapitel über reisende Engländer. Den zweiten Theil des Buches bilden sechs Plaudereien („Uhren", „Immergrüne Blätter", „Das neue Utopien", „Träume", „Eine pathetische Erzählung", „Theekessel"), in denen der Verfasser eine liebenswürdige Gabe bekundet, über Tausenderlei bunt durcheinander zu plaudern und mit lachendem Munde manchen feinen Gedanken und manche tiefernste Wahrheit zu sagen. Der scharfe Ausfall gegen die Kritiker in dem Kapitel „Träume" hat uns besondern Spaß bereitet. Wir strecken die Waffen und erklären einzelne Theile seines Buches für „hochoriginell". Mit der Uebersetzung sind wir zumal im ersten Theile nicht immer einverstanden. Abgesehen davon, daß der „große Papierne" sein Scepter schwingt, fehlt es an bösen Sätzen und schiefen Construetionen, ja geradezu fehlerhaften Wendungen (wol ein Dutzend mal „zu Hause kommen" u. a.) nicht, während eine Reihe orthographischer Fehler wol dem Druckfehlerteufel zur Last zu legen sind.

— Rudolf Heinrich Greinz, der Verfasser zahlreicher Geschichten und dramatischer Werke, die meist in Tirol spielen, vielen wol auch bekannt durch seine Sammlungen von tiroler Volksliedern und Schnadahüpfeln, hat eine historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert erscheinen lassen: „Der Herrenschreiber von Hall" (München, O. Galler, 1895), und gleichzeitig erlebt seine Humoreske aus den tiroler Bergen „Die schöne Susi" (Leipzig, August Schupp, 1895) die zweite Auflage. Es sind zwei anspruchslose Geschichten, die wol Freunde des schönen Tirol auf ein Stündchen zu unterhalten vermögen, einfach in der Erfindung, ohne sonderliche Spannung und ohne besondere Kunst erzählt. Relativ werthvoller ist die Geschichte vom „Herrenschreiber", in der das Zeitcolorit — die Bauernaufstände im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts — nicht übel getroffen ist, während sich's der Verfasser mit der Motivirung zuweilen gar zu leicht macht.

— Von den Aphorismen der Frau Marie von Ebner-Eschenbach ist soeben die vierte Auflage (Berlin, Gebr. Paetel) erschienen.

Bibliographie.

Baumbach, R., Aus der Jugendzeit. Leipzig, A. G. Liebeskind. 8. 3 M.

Jaffé, R., Der arme Walter. Trauerspiel. Berlin, Richard Taendler. 8. 1 M. 50 Pf.

Klopp, O., Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Dritter Band. Erster Theil: Die Jahre 1628 bis Ende 1630. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Gr. 8. 10 M.

Lyall, Edna, Raeburn's Tochter (We two). Deutsch von E. Bagge. Leipzig, Georg Wigand. 8. 5 M.

Wichert, E., Die verlorene Tochter. Humoreske. Dresden, E. Reißner. 8. 1 M.

Wilhelm, R., Frauenlob. Gedichte. Wien, M. Breitenstein. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin.

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von **Gustav Lothholz.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 36. — 5. September 1895.

Inhalt: Zur Religionsgeschichte. Von Otto Immisch. — Aus Kunst und Kunstgeschichte. Von Ernst Lehmann. — Neudrucke. Von Anton Schlossar. — Neues aus der Erzählungsliteratur. Von Edmund Lange. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Religionsgeschichte.

Mittelmeercultur und Nordseecultur! Dort Homer und Sophokles, hier die Nibelungen und Shakespeare, dort das klare Sonnenlicht des Südens hingegossen auf alle Schöpfungen der Kunst und der Poesie, hier die Zauberstimmung der nordischen Mondnacht, „still mit Nebelglanz". Ein Vorherrschen dort des Intellectuellen, hier des Sensitiven —, der Witz und das Gedankenspiel gefälliger Rhetorik gegen den empfindungsvollen Naturlaut aus der Tiefe des Gemüthes. Dort der Stil in jeder Darstellungsweise plastisch, genau, vollständig, überall gleichsam auf das Auge berechnet, hier andeutungsreich, verhüllend, springend, balladenhaft, einladend zum träumerischen Lauschen: dort wie eine Welt von Farben und Gestalten, hier von Tönen. Dort das in die Natur des Südens harmonisch eingestimmte Walten des Katholicismus, der das Göttliche in das Sinnliche hineinbaunt und allüberall sichtbar und prachtvoll vor Augen stellt: hier der Protestantismus, das Sinnliche emportragend zum Göttlichen, das er nicht zeigt, von dem er der lauschenden Gemeinde redet.

Man sieht leicht, wie diese Gedankenreihen, von denen nur ein paar willkürlich herausgegriffene Glieder hier stehen, gar leicht in das Unendliche sich fortspinnen lassen. Man denke z. B. nur an die landschaftlichen Gegensätze, an die damit zusammenhängende Verschiedenheit des Naturgefühls, an alle die „Naturformen" des Lebens (um mit Hehn zu reden), in denen jenes Widerspiel auf das Deutlichste hervortritt. An den Stichworten zu mäkeln lohnt wol kaum. „Mittelmeercultur" ist ohne weiteres richtig, „Nordseecultur" ein in Ermangelung eines bessern gewähltes Pendant, das natürlich cum grano salis verstanden sein will.

Wer aber sich Betrachtungen über solch fundamentale Unterschiede in der europäischen Cultur hingibt, der darf vor allem zwei Dinge nicht außer Acht lassen. Erstens, daß jene hier als räumlich aufgefaßten Gegensätze insofern vielmehr zeitlicher Art sind, als die Ausbildung wenigstens ihrer vollendetsten Typen durch die lange Reihe jener Jahrhunderte getrennt ist, die das Alterthum von der neuern Zeit scheiden, und zweitens, daß eben infolge dieses Nacheinander das zuerst in das Auge fallende Nebeneinander der zwei Welten gegenwärtig nirgend mehr von der Art ist, daß es an Uebergängen, Spielarten und Compromissen zwischen diesen Gegensätzen fehlte. Gewaltige Vorgänge der politischen wie der Culturgeschichte, insbesondere aber auch das bewußte Streben einzelner Erleuchteter nach einem Ausgleich — man denke nur an Goethe! — haben die trennenden Schranken längst niedergerissen, ohne daß darum der Thatbestand an sich beseitigt wäre: können wir doch beispielsweise es noch heute jeden Tag erleben, wie nordisches Wesen sich mit allem „Wälschen" in einem naturbegründeten und deshalb nie völlig zu überwindenden Antagonismus fühlt. Der dunkle Weise von Ephesus behält auch hier Recht: die „Harmonie der Gegenspannung" waltet wie im Weltall, so auch im Mikrokosmus der europäischen Menschheit, und der „Allvater Krieg" ist auch hier der Erzeuger alles Lebens.

Wie thöricht aber muß es hiernach scheinen, wenn heutzutage viele vermeinen, der Reichthum der alten Mittelmeercultur könne, da wir es ja nun in unsern Tagen „so herrlich weitgebracht" haben, ohne Schaden aus unserer Bildung ausscheiden; insbesondere, es könne die romanische Welt des Mittelalters und der Neuzeit für sich allein die Sonderart des südlichen Europa vertreten. Wenn nur aber der „Romane" nicht schon durch seinen Namen verriethe, daß, was er ist, sich nicht trennen läßt von Rom! Und hinter Rom steht Griechenland! und hinter Griechenland der Orient! Und ferner: einen einheitlichen Typus, wie wir schon sagten, bildet die Welt des Mittelmeeres nur im Alterthum, vor der Wanderung der nordischen Völker, vor den römischen Kaisern deutscher

Nation. Doch wir wollen uns hier auf eine allgemeine Polemik nicht einlassen und dafür lieber hinweisen auf die geschichtliche Entwickelung einer einzigen, freilich fast der wichtigsten Seite aus dem geistigen Leben der alten Mittelmeercultur, die in der vollen Lebendigkeit, mit der sie noch heute unter uns wirkt, für sich allein genügend Zeugniß davon ablegt, daß jene versunkene Welt noch längst nicht überwunden und todt ist: die Religion ist es und ihre Geschichte, die wir meinen.

Die Religion? Es wird sofort auffallen, das wir uns so ausdrücken, als handele es sich dabei um etwas Einheitliches. Darf denn aber wirklich in dieser Hinsicht in der Mittelmeercultur eine Einheit erblicken, wer die religiösen Vorstellungen des Pyramidenlandes und Mesopotamiens, den Monotheismus Judäas, das Pantheon der Griechen, den Cultus Roms, einzeln sich vergegenwärtigt, wer endlich vom Christenthume meint, was man so oft im Interesse des Offenbarungsglaubens versichern hört, es sei mit seiner Lehre als ein völlig Unerhörtes, wie ein von den Heiden wenigstens durchaus unerwarteter Gast in die Welt des Alterthums eingetreten? Wer hingegen den schönen Gedanken von einer allgemeinen göttlichen Erziehung des Menschengeschlechtes, soviel er auch dem Angriffe Blößen bietet, noch immer für tröstlich und glaubwürdig hält, wer sich nicht entschließen mag, das Stück Heilsweg, das aus den Büchern eines einzelnen „auserwählten" Volkes zum Evangelium führt, als die ganze Heilsgeschichte zu betrachten, für den werden auch alle jene Stimmen aus dem Alterthume selbst von hoher Bedeutung sein, die da bezeugen, daß man schon damals die Einheit auch in der religiösen Entwickelung der Mittelmeervölker wenigstens ahnte. So werden die griechischen Sibyllen Prophetinnen des Christenthums, so auch Platon; so mühen sich ein Celsus, ein Porphyrius, ein Julian mit dem Nachweise, wichtige Lehren der neuen Religion seien hellenischer Weisheit entlehnt, während umgekehrt das alexandrinische Judenthum schon längst die Lehre verfochten hatte, das Beste, was der Hellenismus habe, verdanke er einer Bekanntschaft seiner alten und großen Meister mit den heiligen Schriften der Hebräer. Muß man hierbei die keineswegs auf eine Verschmelzung der einzelnen Religionen gerichteten Motive scharf von dem dieser Lehre zu grunde liegenden und auch noch für uns werthvollen Kern thatsächlicher Uebereinstimmungen scheiden, so ist dagegen ein von jeglichem Vorbehalte dieser Art freies Zeugniß in den Cultusverhältnissen des römischen Kaiserreichs zu erblicken. Wie in diesem die Einheit des Mittelmeergebietes politisch vollendet wird, so stellt es auch dessen religiöse Einheit dar, in seiner grandiosen Vermischung auch der widerstrebendsten Culte und Bekenntnisse, in seiner uns geradezu verwirrenden Theokrasie. Die Weisheit chaldäischer Priester, die geheimnißvollen Culte Aegyptens, die Verkündigung Moses, orphische Lehren, pythagoreische, platonische und andere mystische Philosopheme, der Tiefsinn der Orakel, die allegorische Auslegung der heidnischen Sage und Dichtung, das alles verbindet und mischt sich zu den wunderlichsten Gebilden. Auch das Christenthum fügt sich zunächst in seiner Frühzeit, da seine äußerliche Form noch bildsam sein mußte, in diese große Verschmelzung aller religiösen Sonderexistenzen, soweit es anging, willig ein; stoische Moral, neuplatonische Mystik, die jungkynische Predigt nutzt es unbefangen und nicht zu seinem Nachtheile aus. Man beachte nur, wie schon im 2. Jahrhundert der Apologet Justin, weitherzig vermittelnd auch als Christ doch der „Philosoph" bleibt und ganz nach der Art seiner damaligen Berufsgenossen seine schriftstellerische wie seine Lehrthätigkeit einrichtet, den Mittelweg suchend zwischen der neuen Lehre und den heidnischen Traditionen. Die neuern Forschungen (Harnack, Usener u. a.) machen es immer deutlicher, wie wenig fremdartig im Grunde das Antlitz war, das der neue Ankömmling der griechisch-römischen Culturwelt zeigte. Aus hundert Einzelheiten läßt sich das nachweisen.

Natürlich darf man das, was soeben über religiöse Einheitlichkeit dargelegt ward, nicht in dem Sinne auffassen, als sei jene Mischung der Kaiserzeit organisch gewesen. Zu heterogen waren äußerlich die Elemente der Mischung, als daß dies hätte der Fall sein können. Daher denn auch die Religion dieser Zeit dasselbe Bild zeigt, wie die politischen Verhältnisse: centrifugale Tendenzen überall, Kampf der Sondergebilde miteinander an der einen Stelle und zu dieser Zeit, während sie an anderer Stelle und zu anderer Zeit wiederum verschmolzen. Diese Thatsache, die denn auch den schließlichen Sieg der einzelnen Religion, des Christenthums, begreiflich macht, spricht doch nicht dagegen, daß die Einheit im höhern Sinne dennoch vorhanden war. Die Formen waren wol hier und da unversöhnlich, auch an tiefspaltenden Gegensätzen der Lehren fehlte es nicht, unorganisch also mußte eine jede Zusammenfassung bleiben und ohne Dauer, aber das, was zu dieser Zusammenfassung trieb, trotz alles Widerstreits, das war eben doch die Ahnung, wenigstens, daß hinter all den bunten Spielen der religiösen Phantasie doch ein einziges wirksam sei, der Zug des Menschenherzens nach dem Unbegreiflichen, von dem es sich abhängig fühlt, das Streben des Menschengeistes, durch den farbigen Abglanz, an dem allein wir das Leben haben, emporzuschauen in das Ursprüngliche, Ewige und Wahre, kurzum der religiöse Trieb als solcher.

In diesem Sinne (und nur in diesem) redeten wir von einer religiösen Einheit der alten Mittelmeercultur. Die neuere Forschung strebt, wie wir glauben, trotzdem daß die unvermeidliche Arbeitstheilung den Blick des Einzelnen vom Ganzen nothwendig ablenken muß, dem Ziele, die Erkenntniß dieser höhern Einheitlichkeit sicher zu stellen, mit raschen Erfolgen zu. Ein glückverheißendes Zeichen ist es, daß gerade jetzt in dem genialen Werke Eduard Meyer's die Fähigkeit, die Geschichte des

Alterthums wieder einheitlich aufzufassen, neu belebt worden ist, indem es nicht nur die Ergebnisse der Aegyptologen, Semitisten, Hellenisten und Latinisten zu vereinigen, sondern auch das Interesse der culturellen wie der politischen Entwickelung gleichmäßig zu verbinden weiß.

Es sei uns erlaubt, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einige neuere Werke zu richten, die auch dem nicht zünftigen Interessenten einen Einblick in die soeben angedeuteten Fragen aus der Geschichte der religiösen Ideen zu verschaffen geeignet sind. Wir nennen zuerst die „Geschichte der Religion im Alterthum" von C. P. Tiele*), ein holländisches Werk, von dem Herr Pastor Gehrich in Hannover eine sorgfältige Uebersetzung begonnen hat. Bisher liegt die erste Hälfte des ersten Bandes vor, welche nach einer allgemeinen Erörterung über den Begriff und die Methode der Religionsgeschichte die Religion in Aegypten und in Mesopotamien behandelt, während der zweite Halbband das übrige Vorderasien behandeln und auch ein Literaturrepertorium enthalten, ein zweiter Band dagegen nach Griechenland und Italien führen soll. Der Verfasser rechtfertigt ausführlich diese Auswahl aus den Völkern des Alterthums: wir sehen schon, auch ihn hat die natürliche Einheit der Mittelmeercultur geleitet (und alles dessen natürlich, was wie Eran und Mesopotamien in unlöslicher historischer Zugehörigkeit mit derselben steht). Dagegen ließe sich sehr wohl über die zeitliche Abgrenzung rechten, die er vorgenommen hat, indem er seinen Gegenstand mit dem Zeitalter Alexander's verlassen „und die synkretistische Periode, welche die Entstehung des Christenthums einschließt", als eine gesonderte Aufgabe behandelt wissen will. Eine solche Sonderstellung wird nothwendig viel leise Uebergänge, viele organische Zusammenhänge zerreißen müssen, und wie es möglich sein sollte, in der Religionsgeschichte des classischen Heidenthums im Zeitalter des Hellenismus einen Abschluß zu finden, ist vor der Hand dem Referenten noch ein Räthsel. Wir wollen nicht hoffen, daß auch Tiele sich auf diesem Gebiete damit begnügen will, die auf der Oberfläche jedem sich aufdrängenden Verfallserscheinungen zu sammeln, um eine möglichst dunkle Folie für das neue Weltalter des Christenthums zu gewinnen. Das verdient weder die Theologie der großen philosophischen Denker, noch verdient es die unverdorbene Frömmigkeit des Volkes, die durch allen Wust des Aberglaubens auch in der Zeit des Hellenismus auf Inschriftsteinen noch so oft und so rührend zu uns spricht. Doch wir wollen nicht rechten über das, was Tiele versprochen hat, sondern uns an das von ihm bisjetzt Gegebene halten, das niemand ohne reichste Belehrung lesen wird. Ueberall spürt man die kundige Hand eines Mannes, der selber aus der ersten Quelle geschöpft hat und in allem ein eigenes Urtheil hat. Die Darstellung ist etwas eintönig und dürfte bei der verwirrenden Fülle fremdartiger Namen ein wenig farbiger sein, aber der streng auf das Concrete gerichtete Sinn des Verfassers, der nirgend den Leser darüber aufzuklären verabsäumt, wo das Gebiet der Thatsachen verlassen wird und wo die Hypothese beginnt, erweckt auch wiederum ein Gefühl der Sicherheit, das wir für andere Vorzüge nicht eintauschen möchten.

Weist uns der bisher erschienene Theil von Tiele's Werk im Morgenlande zurecht, so versucht ein anderes kürzlich erschienenes Werk von Dr. Franz Hektor Ritter von Arneth das Verhältniß des classischen Heidenthums zum Aufkommen der christlichen Religion zu schildern*), leider ohne eine Spur von den Vorzügen des holländischen Gelehrten zu zeigen; denn es ist breit, unbeholfen und voller Wiederholungen, in einem Stile abgefaßt, der dem bekannten Sammler der „Grenzboten" eine wahre Festfreude bereiten müßte, und was das Schlimmste ist, es ist fast ohne jede Fühlung mit der neuern Forschung, auf Grund von Werken, unter denen viele veraltete sind, ohne eigene Sachkenntniß zusammengeschrieben, ja ohne Sprachkenntniß sogar, denn wie wären sonst Dinge wie Satyre, Mythras, Korynth, Hyppodrom, Ptolomäus, Tyrtens, Theaitetes, Epikuräer u. s. w. möglich, ganz abzusehen von andern, die wir als Druckfehler hinnehmen wollen (die Amazonen am Thermodor), von denen namentlich alle griechischen Citate wimmeln. Thatsächlich unrichtige Behauptungen finden sich in Menge: Sokrates' letzter Wunsch war nicht, „den Göttern noch ein Trankopfer", sondern dem Asklepios einen Hahn darzubringen (I, 185), bei der Zerreißung des macedonischen Reiches kam Hellas nicht „meist" unter syrische Herrschaft (I, 120), Puteoli steht nicht „an der westlichen Abdachung des Vesuv" (I, 251), mit nichten „verschwindet" das altgriechische Epos im 8. Jahrhundert (!) nach und nach (I, 110); wozu wir aus dem zweiten Bande fügen wollen, daß der Jude Philo nicht das Haupt der Neupythagoreer, Lucian nicht Epikureer, Plotin nicht der Stifter der Neuplatoniker gewesen ist.

Bei solcher Sachlage wird der Leser schon wissen, woran er mit diesem zweibändigen Werke ist. Wo die Gewährsmänner des Verfassers gut sind, ist seine Darstellung nicht ohne Nutzen zu lesen, und das gilt namentlich für die letzten Theile, wo aus neuern Werken über den Untergang des Heidenthums eine reiche Sammlung von allerhand bezeichnenden Thatsachen gegeben ist, freilich ohne daß sie irgendwie eigenartige Auffassung beleuchtete. Man wird in dieser Compilation weder Gibbon's Geist verspüren noch die schwärmerische Hingabe jener frommen Apologeten, die uns das junge Christenthum wie ein Raffael'sches Christuskind darstellen, im unschuldigen Kinderantlitz das tiefe Auge des Weltendenkers.

*) Geschichte der Religion im Alterthum bis auf Alexander den Großen von C. P. Tiele. Deutsche autorisirte Ausgabe von G. Gehrich. Erster Band. Erste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 1895. Gr. 8. 4 M.

*) Das classische Heidenthum und die christliche Religion. Von Dr. Franz Hektor Ritter von Arneth. Zwei Bände. Wien, C. Konegen. 1895. Gr. 8. 15 M.

Aber auch der relativ beste Theil des von Arneth'schen Werkes ist schon sozusagen im Entstehen überholt dadurch, daß die hier besprochene Zeit inzwischen von einer ganz anders berufenen Seite behandelt worden ist. Wir meinen die Hans Hoffmann zugeeignete „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" von Otto Seeck, deren erster Band nebst einem gesonderten, die Anmerkungen enthaltenden Hefte kürzlich ausgegeben ist.*) Was der greifswalder Historiker zu bieten hat, ist freilich ganz etwas anderes, als wir eben kennen lernten, ist eine auf gründlichster Erforschung aller monumentalen und literarischen Quellen beruhende, eigenartige und auch in der Form äußerst geschmackvolle Geschichtschreibung. Der bisher erschienene erste Band gehört freilich seinem Inhalte nach noch nicht recht in den Zusammenhang unseres jetzigen Artikels; wir werden aber später gern auf das schöne Werk ausführlicher zurückkommen. Das Dargebotene beschäftigt sich zunächst mit der Zeit, die zwischen den unglücklichen Regentschaftsinstitutionen Diocletian's und der Wiederherstellung der Reichseinheit durch Constantin liegt, und beweist unter anderm in der Schilderung der genannten beiden Herrscher die sehr anmuthige Gabe des Verfassers zu charakterisiren. Seine Beurtheilung des Siegers von Ponte Molle fällt auch für den Zusammenhang, der uns schon jetzt auf Seeck's Buch geführt hat, ins Gewicht. Er findet keinen Anlaß, an der Aufrichtigkeit von Constantin's Christenthum zu zweifeln. Ein zweiter Abschnitt des Bandes behandelt den Verfall der antiken Welt im Hinblick auf das Eindringen des Germanenthums, auf die verhängnißvolle Entwickelung, die das imposante römische Heerwesen namentlich nach der staatsrechtlichen und nach der wirthschaftlichen Seite hin genommen hat und verbindet damit den für den modernen Historiker höchst charakteristischen und interessanten Versuch, eine gleichsam physiologische Begründung für die schmachvolle Décadence des Römerthums zu geben. Seeck thut hier in ausführlicher Weise dar, wie die in der politischen Geschichte des Alterthums unaufhörlich geübte „Ausrottung der Besten" zuletzt zu jener physischen und moralischen Degeneration geführt hat, in der die Majestät Roms versunken ist. Otto Tummisch.

*) Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Erster Band und Anhang zum ersten Bande. Berlin, Siemenroth u. Worms. 1895. Gr. 8. 8 M. 50 Pf. Der Band ist auch ohne den Anhang käuflich.

Aus Kunst und Kunstgeschichte.

1. Künstlermonographien von H. Knackfuß. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1895. Gr. 8. Band I bis IV, geb. je 3 M.

Der Name des Verfassers, jetzigen Professors an der Kunstakademie zu Kassel, trat uns zum ersten male vor fünfundzwanzig Jahren entgegen: Ein Carton, „Brunhild", und mehrere Kriegsbilder der „Gartenlaube" lenkten die Blicke auf den jungen Künstler, der als Freiwilliger eines Husarenregimentes die im Kriegsgetümmel entstandenen Skizzen mit flotten Schilderungen begleitete. Treffende und anschauliche Charakteristik gab sich schon hier in Zeichnung und Schilderung deutlich zu erkennen: der dummschlaue Maire und „Pisang" von Auflance, der sich vergeblich gegen die Haferrequisition sträubt, die Franctireurs aus allen Schichten der Bevölkerung und ebenso die durch das brennende Rimogne sprengenden Husaren stehen uns noch lebhaft vor der Seele. Im Jahre 1875 entstand in Rom sein Bild „Attila's Gemahlinnen", und später finden wir ihn mit der Ausschmückung des goslarer Kaiserhauses und des berliner Rathhauses beschäftigt. Wir sahen damals die im Charakter spätromanischer Flächendecoration gehaltenen Entwürfe für die obere Treppenhalle: „Preußen führt die deutschen Stämme zum Sieg" und „Preußen erhält die Kaiserkrone auf dem Schlachtfelde." Die Bilder waren monumental und stilgerecht, die Figuren voll innern Lebens, die Farben leuchtend und kraftvoll, aber die mittelalterliche Tracht und die Personificirung fanden wie alles Allegorische bei unserer nordischen Bevölkerung wenig Verständniß. In der diesjährigen berliner Kunstausstellung finden wir ihn durch das im Besitze des Kaisers befindliche Bild vertreten: „Rettung König Sigismund's von Ungarn durch Johann Burggrafen von Nürnberg nach der Schlacht bei Nikopoli", ein Gemälde, dessen malerische Behandlung lebhaft an Stilke'sche Bilder erinnert. Außerdem ist Knackfuß mit Erfolg auch als Kunstschriftsteller thätig. Wie vor ihm Friedrich Pecht den Pinsel mit der Feder vertauschte und das Leben der Künstler des neunzehnten Jahrhunderts mitsammt ihren Werken einer volksthümlichen Bearbeitung unterzog, so bestellt Knackfuß das Feld der Hochrenaissance und der gesammten deutschen Kunst.

In weite Kreise aber trugen seinen Namen erst die vor nunmehr neun Jahren begonnenen Künstlerbiographien, die in den „Neuen Monatsheften des Daheim" erschienen. Wol übten, wie erklärlich, die dem Texte eingefügten Bilder die größere Zugkraft aus. Die prächtigen Nachbildungen der Braun'schen Photographien und Kohledrucke gaben die Originale der Meister in einer Treue wieder, wie sie bis dahin keine andere illustrirte Zeitschrift dem schaulustigen Publikum geboten hatte. Was wußten die meisten bis dahin von den Studienköpfen Holbein's, von seinem „Christus im Grabe", seinen Costümbildern und Caricaturen? Durch die theilweise geschichtlich bekannten Namen der Dargestellten wurde neben dem historischen Interesse unvermerkt auch das kunstgeschichtliche geweckt. Die Feder-, Blei- und Rödelstrich getreulich

wiedergebenden Blätter führten unmittelbar in die Werkstatt des Künstlers und lockten zum Vergleich mit den Zeichnungen der modernen Maler, deren Mappen in den Schaufenstern der Kunsthandlungen offen auslagen. Die Worte des kunstverständigen Verfassers, der bemüht war, Leben und Werke des Künstlers durch sachliche, reizvolle Schilderungen ins rechte Licht zu setzen und dem Laien die Augen zu öffnen, thaten das übrige, und so war es kein Wunder, daß das Heft überall, wo nur ein Auge für die Kunst aufleuchtete, eine Heimstätte fand und zum Schmerze der Nachsehenden in kurzer Frist vergriffen war. Gleichen Erfolg, wenn nicht noch mehr, hatten die übrigen Bände. Das Februarheft des nächsten Jahres brachte die Dürer-Biographie mit allem Dürer'schen Bildwerke, das auch noch heute ein empfängliches deutsches Gemüth fesselt und in dessen Tiefen dringt, vom „Marienleben" bis zur „Melancholie", vom Selbstbildniß aus dem Jahre 1484 bis zum Holzschuherporträt. Im Herbst 1887 erschien die Biographie Raffael's mit einer Fülle von Studienblättern, die die Entstehung der weltbekannten Bilder in ihren einzelnen Stadien verfolgen ließen oder weitverbreitete Irrthümer und Sagen über ihre Entstehung vernichteten. Und so machte jedes kommende Jahr mit einem neuen Meister vertraut: 1885 mit Rembrandt, dessen Radirungen in solcher Anzahl und in so getreuer Wiedergabe noch nie vorher zum Volke gesprochen hatten, 1880 mit Rubens, 1890 mit Michelangelo, 1891 mit van Dyck u. s. f., sodaß schließlich eine ganze „Geschichte der classischen Kunst in ihren Höhepunkten" zur Vollendung gedieh.

Die Autotypien und Clairobscurdrucke der Kunstanstalten von Meisenbach und Riffarth und Angerer und Göschl geben namentlich die Strichzeichnungen in allen Heften vorzüglich wieder; für sehr dunkle Partien von Oelgemälden und für hellere Flächen, in denen zarte Lasurfarben die Modellirung übernehmen, eignet sich die Netzätzung freilich weniger. Die schriftstellerische Zuthat, die die Ergebnisse unserer großen Kunsthistoriker in anregender und fesselnder Darstellung verwerthet und durch eigene Beobachtung vervollständigt, bietet alles Wissenswerthe. Für eine spätere Auflage dürfte es sich empfehlen, die sicher gestellten Berichtigungen eines Morelli und anderer kritischer Geister noch mehr zur Geltung kommen zu lassen. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um auf die neue „Liebhaberausgabe" der jetzt selbständig erscheinenden „Künstlermonographien" auch von unserer Seite aus empfehlend hinzuweisen. Die Verlagshandlung erfüllt jedenfalls mit dieser Veröffentlichung einen längstgehegten Wunsch vieler kunstbedürftiger Herzen.

2. Pan. Zweite Lieferung (Dreimonatsheft). Berlin, Zeitschrift der Genossenschaft „Pan". 1895. Imperial. Jahresbezugspreis 75 M., Luxusausgabe auf japanischem Papier 160 M.

Von Raffael und Dürer, von Rembrandt und Rubens zu den modernsten Neuidealisten und überschwenglichsten Phantasiekünstlern — vom sichern Boden, getragen von festgegründeten Säulen hinauf in die hochragenden schwanken Wipfel einheimischer und exotischer Gewächse: fast möchte uns bangen vor schlimmen Zufällen, wie sie uns beim ersten Ikarusfluge „Pan's" drohten. Doch diesmal wandern wir nicht unvorbereitet durch den Wundergarten: wir sind auf „Alles" gefaßt. Aber schon die Verkleinerung des Kopfes auf dem rothen Umschlag wirkt besänftigend, wenn auch nicht gerade einladend, denn Franz Stuck hat schon besseres auf diesem Felde geleistet; wir erinnern nur an die weibliche Gestalt auf einem frühern Titelblatte der „Kunst für Alle". Auch bei oberflächlicher Durchmusterung des neuen Heftes fühlt man heraus, daß „Pan", der schon *vor* dem Anfang viel versprechende Junge, dessen erstes Stammeln gar oft noch wenig tiefen Sinn in seinem Spiel verrieth, sich manchen Zwang auferlegt und neues hinzugelernt hat. Freilich gelangt hin und wieder noch das alte böse Wesen zum Durchbruch; indessen, „ist es schon Tollheit, hat es doch Methode". Vor allem sind es wieder die Erzeugnisse ausländischer Literaten, deren theilweise unverständliche poetische Ergüsse von künstlerischem Beiwerk begleitet werden, das an bizarrer Idee und Manier seinesgleichen sucht. So erinnern Doudelet's Holzschnitte zu Maeterlinck's „Trois Lieds" lebhaft an Illustrationen alter französischer Märchenbücher, nur mit dem Unterschiede, daß diese während des Lesens sofort verständlich werden, während dort eine absichtliche Geheimnißthuerei in Wort und Bild ein wirkliches Genießen nicht aufkommen läßt. Auch der Geist Nietzsche's geht wieder um. Und wenn es um durchaus Nietzsche sein muß, warum wählt man nicht einen „großen Gedanken" aus der Flut seiner Aphorismen? Diesmal rechtfertigt wenigstens die künstlerische Interpretation Geiger's die Aufnahme der philosophischen Parabel.

Doch all dies seltsam Phantastische und Alterthümelnde, das sich noch im „Pan" an die frischemportreibende moderne Kunst wie häßliches Schmarotzergewächs ansetzt, sie in ihrer Entwickelung schädigt und die ferner Stehenden zu absprechenden Urtheilen verleitet, soll uns nicht die Freude an dem wirklich Guten und Schönen rauben, an den Werken, die diese Krisis überdauern, ohne daß sich ein Lobsprecher ihrer annimmt. Und auch zu solchen führt uns der neue „Pan" und zeigt sie uns diesmal in trefflicher Nachbildung. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir dabei manches auf Rechnung der Kritik setzen. Daß sich diese heilsam und fördernd erwiesen hat, geht auch aus den literarischen Beiträgen hervor, die mit zur Klarlegung der Ziele des „Pan" dienen sollen, wie Alfred Lichtwark's „Zur Einführung" und „Ein Gespräch" von Otto Bierbaum.

Das erste Blatt trägt Jean Dampt's kostbare Statuette „Le chevalier Raymondin et la fée Mélusine". Die Heliogravüre zeigt sie in Originalgröße, und drei kleinere Netzätzungen vervollständigen den Gesammtüberblick durch Rücken- und Seitenansichten. Meister Dampt wird in Frankreich der Bildhauer des Kusses genannt; auch hier senkt der Ritter seinen Mund auf die Lippen der

vor Liebe vergehenden Meernixe, die soeben den Wellen entstiegen ist. Die Rüstung ist ganz aus Stahl, die weibliche Gestalt aus Elfenbein gearbeitet; das zarte Schleiergewand, das sich eng den körperlichen Formen anschmiegt, ist mit goldenen Sternen besät, deren Strahlen Diamanten umschließen. Das Kunstwerk hat auch schon seinen Roman, der an die Geschichte der Barberini-Vase im British Museum erinnert.

Diesmal kommt auch Max Klinger zu seinem Rechte. Sein „Echo und Narziß" aus den „Rettungen ovidischer Opfer" ist die Perle des Heftes. Wie in alten Fresken zeitlich verschiedene Vorgänge durch Säulen oder Felsenthore räumlich voneinander geschieden werden, so trennen in Klinger's Radirung zwei im Vordergrund dicht am Gewässer emporstrebende Bäume die am andern Ufer sich abspielende Handlung in drei verschiedene Stadien, die der landschaftliche Hintergrund, eine köstliche italische Gebirgsscenerie, wiederum zu einem Ganzen vereinigt. Sein Publicum schafft sich der Künstler nach eigenem Gefallen: zwei prächtige Satyrgestalten sitzen behaglich vorn im Schatten der Bäume, verständige alte Zecher, die die lustige Geschichte da drüben mit heitern Glossen begleiten. Das Sockelbild hebt den Kern der Mythe aus der antiken Schale: Amor's Pfeil hat das Mägdlein tief verwundet, doch das für den Jüngling bestimmte Geschoß führt ein leichtbeschwingter Vogel hinweg, ein Zwischenfall, der die Köpfe des Schilfes in heiterste Stimmung versetzt. Klinger hat das Blatt mehrfach abgeändert; in der in unserm Besitze befindlichen Radirung strebt Amor nicht mehr seinem Opfer zu, sondern wendet sich bereits energisch nach vorn. An das Hauptbild lehnen sich zwei Fügelbilder, von denen das eine bisher nur als Federzeichnung existirte.

Wie die Archäologie zu zeigen bestrebt ist, daß vieles scheinbar Neue schon einmal dagewesen ist, so versuchen unsere Kunsthistoriker auch dem modernen künstlerischen Bestreben verwandte Erscheinungen früherer Tage, namentlich der Renaissancezeit, wieder ans Licht zu ziehen. Die herbe Kost, die uns „Pan" in dem Bildwerke vom Isenheimer Altar des Matthias Grünewald vorsetzt, ist eine zwar bittere, aber heilsame Arznei gegen die Folgen, die die süßlich-faden Erzeugnisse der letzten Jahrzehnte verschuldet haben. Freilich, ohne Eisenmann's geschichtliche Einführung und Huysmann's dithyrambische Analyse dürften sich die meisten von dem „verwunderlichen" Künstler mit seinem wilden Schmerzensnaturalismus voll Abscheu und Entrüstung — verständnißlos — abwenden, was um so verzeihlicher wäre, als gerade die meisterhafte, freie Behandlung der Farbe in dem hier grünlichgrau getönten Bilde nur schwach zur Wirkung kommen kann.

Joseph Sattler's „Vor dem Throne", ein Blatt aus seinen „Wiedertäufern", zeigt in der Nachahmung der alten charakteristischen Holzschnittmanier, die alle zarten Uebergänge verschmäht und trotzdem über alle seelischen Schattirungen gebietet, eine eminente Beherrschung dieser Technik. Hans Thoma's Geiger lockt mit seinen „Tönen" zu erquickender Abendruhe, Franz Stuck's duftiges Mädchenprofil erinnert an weibliche Studienköpfe, wie sie Lenbach des öftern auf graue Pappe fixirt hat, nur die allzu rußige Behandlung des Haares wirkt als störende Caprice. Dagegen können wir das Wohlgefallen, mit der sich Otto Eckmann's überschlanke süßliche Schöne im Spiegel betrachtet, mit dem besten Willen nicht theilen.

Anders Zorn's Kniestück einer alten Dame ist sehr charakteristisch und vielsagend; die vom Arme des Stuhles herabsinkende Hand hält den fatalen Brief, über dessen Inhalt sie nicht hinwegkommen kann. Die straffe, kecke Schattirung gibt den prall sitzenden Handschuh überzeugend wieder; durch die Pelzhaare schimmert klar und licht die weiße Haut — aber eben deshalb durfte die übrige Pelzmasse nicht wirr und unklar behandelt werden. Geradezu abstoßend wirken die schwarzen Punkte, die den Kopf wie ein Mückenschwarm umgeben — und die Dargestellte als leidenschaftliche Schnupferin brandmarken.

Zum Schlusse sei noch eines poetischen Kunstwerks gedacht. Dante Rossetti, der sensitive Präraffaelit, offenbart sein traumhaft mystisches Wesen in dem Gedichte „Das selige Fräulein", dessen rührende Weise in Hedwig Lachmann's Uebertragung zu innigem Ausdrucke gelangt. Die Gedichte Rossetti's erschienen zum ersten male vor einem Vierteljahrhundert. Acht Jahre vorher hatte er sie der schönen Elisabeth Siddal, an die sie gerichtet waren, mit ins Grab gegeben; auf das Drängen seiner Freunde entzog er sie der verschwiegenen Erde wieder — und binnen zehn Tagen nach dem Drucke war die erste Auflage vergriffen.

Alles übrige glauben wir, als belanglos für die Charakteristik der zweiten Nummer, übergehen zu sollen. In Summa: trotz des mannichfach ungesunden und unverständlichen Inhaltes ist ein Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen. Die Verschneidung des noch üppig wuchernden saftlosen Unterholzes, das sich wild phantastisch an die perennirenden Stämme rankt, ist das erste Geschäft, dem „Pan" in seinem Revier obzuliegen hat. Sollte ihn nicht auch die Mahnung schrecken, die Klinger in seinem Widmungsblatt mit der Lapidarinschrift „Menzel" an die „übersinnlich sinnlichen Freier" der Kunst gerichtet hat?

3. Seemann's Wandbilder. Meisterwerke der bildenden Kunst. Baukunst, Bildnerei, Malerei, in 100 Wandbildern in Lichtdruck. Mit Text von Dr. G. Warnecke. Zweite Lieferung. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. 46 × 68 cm. 15 M.

Zu der Anzeige der „Wandbilder" in Nr. 27 d. Bl. f. 1895 fügen wir heute nur die Inhaltsangabe der unterdeß erschienenen zweiten Lieferung, die sich der ersten durchaus ebenbürtig anschließt und das frühere Urtheil in jeder Beziehung bestätigt.

Die antike Kunst zeigt uns die Züge Vater Homer's in der Büste des neapeler Nationalmuseums, die Augustusstatue der Vatikanischen Sammlung und die Meduſa Rondanini der münchener Glyptothek, jene marmorne

Maske, die einst Goethe in Rom bewunderte, „in deren hoher schöner Gesichtsform das ängstliche Starren des Todes unsaglich trefflich ausgedrückt ist", wie er an Frau von Stein berichtet. Und an anderer Stelle: „Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, macht einen zum doppelten Menschen. Besonders ist der Mund unaussprechlich und unnachahmlich groß." Auf unserm Blatte wird die gilbliche Fleischfarbe des Steines durch den Contrast mit dem blaugrauen Thone des Hintergrundes hervorgerufen.

Der Renaissancezeit entstammt ein Thonrelief von Andrea della Robbia, eine Madonna mit dem Kinde, von Engelsköpfen umrahmt und mit Blumensträußen und Eierstäben umsäumt. Die farbige Glasur wird durch den violettgrauen Thon des Lichtdrucks trefflich wiedergegeben. Correggio's „Nacht" ist einem der besten Stiche nachgebildet.

Die Architektur führt uns durch die „goldene Pforte" des freiberger Domes zum straßburger Münster und von da zu Brunellesco's Kuppel und Giotto's Campanile.

Die neue Kunst spendet ein Lenbach'sches Bismarckbildniß (Original im leipziger Museum), das den Staatsmann wie den Landedelmann gleich gut verkörpert, sowie das im Jahre 1834 entstandene ergreifende Bild von Alfred Rethel „das Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach".

Ernst Lehmann.

Neudrucke.

1. Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 125: Andreas Musculus, Vom Hosenteufel, herausgegeben von Max Osborn. — Nr. 126—134: Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, herausgegeben von Edmund Goetze. Zweiter Band. — Nr. 135—138: Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann, herausgegeben von Georg Ellinger. Halle, Max Niemeyer. 1894—95. Jede Nummer 60 Pf.

Der Verleger Max Niemeyer in Halle erwirbt sich durch die von ihm veranstaltete handliche und billige Ausgabe von Werken der ältern deutschen Literatur ein nicht genug zu rühmendes Verdienst. Die seltensten Werke der verschiedensten unserer Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts erscheinen in diesen Neudrucken, trefflich bearbeitet, eingeleitet, zum Theil auch commentirt und manches Unicum, welches der Germanist oder Culturhistoriker sonst nur mit schwerer Mühe etwa aus einer Bibliothek unter mancherlei strengen Bedingungen benutzen könnte, liegt in den Bänden dieser schon hübsch angewachsenen Sammlung in vorzüglichem Texte sauber gedruckt vor und kann für geringen Preis erworben werden. Die Literatur der in Betracht kommenden Jahrhunderte ist schon durch die meisten ihrer Hauptwerke vertreten, die seltensten Werke Luther's, die Hauptschriften von Fischart, Gryphius, Thomas Murner, Moscherosch, alte Volksbücher- und Liedersammlungen, die Fastnachtsspiele des Hans Sachs und eine ganze Reihe literarischer Seltenheiten sind im Laufe der letzten Jahre hier im correcten Neudrucke, von den besten Fachleuten redigirt, vorgelegt worden. Mit rühmenswerther Raschheit erscheint die Fortsetzung dieses wichtigen literarischen Unternehmens, dessen letzte Nummern 125 bis 138 die oben angegebenen Werke und Schriften enthalten.

Zunächst gibt Max Osborn die 1555 zuerst erschienene Schrift des Andreas Musculus „Vom Hosenteufel" heraus, welche die bemerkenswertheste Kampfschrift der sogenannten „Teufelliteratur" des 16. Jahrhunderts bildet und sich gegen die üppige Mode der „zötlichten Hosen" wendet, jener

hosen tracht,
die der Teuffel hatt her gebracht.

Der frankfurter Generalsuperintendent Andreas Musculus hat wol, als er seine im heftigsten Eifer gegen die verletzte gute Sitte und gegen die schändliche Tracht auftretende Schrift abgefaßt, nicht daran gedacht, daß er der Nachwelt damit ein culturhistorisch bedeutsames Quellenwerkchen hinterlassen und daß eine lange Reihe von Schriften gegen die Lasterteufel damit eröffnet sei, für welche des Musculus „Hosenteufel" Muster und Vorbild geblieben ist, und welche bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts ihre Fortsetzungen gefunden haben. Eine literarhistorisch schätzenswerthe Einleitung, deren Umfang dem des eigentlichen Werkchens gleichkommt, macht uns mit der Bedeutung desselben, mit dem Leben des Verfassers und mit der Stellung bekannt, welche er als Schriftsteller eingenommen, sowie mit der Wirkung, die der „Hosenteufel" auf die weitere Entwickelung dieser „Teufelliteratur" in späterer Zeit gewonnen. Gewissenhaft sind die Ausgaben — deren erste hier zum Abdruck gelangt ist — die verschiedenen Varianten, auch die niederdeutschen Uebersetzungen des Büchleins angeführt und besprochen. Es ist von literarischem besondern Interesse und sei hier angeführt, daß Willibald Alexis in seinem Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow" dem „Hosenteufel" des Andreas Musculus und der Persönlichkeit des letztern in neuerer Zeit zu dauerndem Ruhm verholfen hat.

Die folgenden Nummern der „Neudrucke" enthalten den zweiten Band der „Sämmtlichen Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. In chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben von Edmund Goetze". Schon anläßlich des Erscheinens des ersten Bandes haben wir an dieser Stelle auf die Vorzüge und auf den Werth dieser vollständigen Schwank- und Fabelausgabe des nürnberger Poeten aufmerksam gemacht. Wie der erste ist auch dieser zweite Band sehr zu rühmen. E. Goetze, der tüchtige Kenner der Werke des Hans Sachs und ihrer Lite-

ratur hat auch den Nummern dieses Schlußbandes die eingehendste Sorgfalt und Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Für den weniger Eingeweihten sei gleich bemerkt, daß der Dichter selbst eine genaue Unterscheidung zwischen Schwank und Fabel nicht macht, weshalb auch der gewissenhafte Herausgeber keine eigentliche Theilung vorgenommen hat. Dieser zweite Band enthält die Nummern 201 bis 387 und zwar sind sowol diese Stücke wie jene des ersten Bandes, soweit es möglich war, nach der Handschrift des Hans Sachs gedruckt, wobei selbstverständlich der Einheitlichkeit in der Orthographie u. s. w. Rechnung getragen erscheint. Der Herausgeber gibt im Vorworte genau Rechenschaft über die geringen Abweichungen, welche er sich der Hans Sachs'schen Originalvorlage gegenüber bei der Wiedergabe erlaubt hat. Auch zu diesem Bande fügt E. Goetze „Verbesserungen und Nachträge", worin insbesondere auch die Quellen, aus denen Hans Sachs seine Schwänke und Fabeln geschöpft hat, gewissenhaft und fleißig zusammengestellt worden sind. Es sind zu diesem Behufe dem Herausgeber als werthvolle Gabe die Colleetaneen des ausgezeichneten Kenners der volksthümlichen Literatur: des verstorbenen Reinhold Köhler, zugekommen.

Ueber die trefflichen kernigen Schwank- und Fabelstücke des nürnberger Meistersängers selbst ist wol nichts weiter zu bemerken, jedermann kennt wenigstens einzelne dieser ebenso an Humor und Schalkhaftigkeit wie an ethischem Gehalte reichhaltigen Reimdichtungen, wer aber alle in einer schönen, correcten, auch dem wissenschaftlichen Gebrauche dienenden und dabei billigen Ausgabe zu besitzen wünscht, den kann die vortreffliche und nun in zwei Bänden vollständige Sammlung aufs beste empfohlen werden.

Der „Cherubinische Wandersmann von Angelus Silesius" bildet den Inhalt der zuletzt erschienenen Nummern 135 bis 138. Georg Ellinger hat diese eigenartigen Gedichte des Mystikers, welcher bekanntlich Johannes Scheffler hieß, nach der ersten Ausgabe von 1657 herausgegeben, die noch den Titel führte: „Geistreiche Sinn- und Schlußreime" und das sechste Buch nach der zweiten Ausgabe von 1675 hinzugefügt. In der richtigen Erwägung, daß die merkwürdigen Dichtungen zu jenen Werken gehören, „denen man nicht gerecht wird, wenn man sie ausschließlich unter dem Gesichtspunkte ihres poetischen Wesens betrachtet, sondern die in ihrer ganzen Bedeutung erst dann erkannt werden können, wenn man sie im Zusammenhange mit der großen Geistesrichtung prüft, als deren Niederschlag sie anzusehen sind", hat der Herausgeber eine eingehende Darstellung als Erfolg solcher Prüfung vorausgesendet, in welcher er insbesondere jener Männer gedenkt, die auf dem mystischen Gebiete als Vorgänger Scheffler's anzusehen sind und jene Richtung andeuteten, welche dieser Dichter besonders mit dem „Cherubinischen Wandersmann" einschlug. So ist namentlich Abraham von Franckenberg (1593—1652) erwähnt und eine Darlegung seiner theologischen Anschauungen gegeben, auf welchen sich jene des Angelus Silesius aufbaue. Jedenfalls ist der letztere, welcher von Geburt aus Protestant, später zum katholischen Glauben übertrat und sogar sich dem Mönchsthum zuwendete, auch als Persönlichkeit eine der seltsamsten Gestalten unter den deutschen Dichtern seines Zeitalters, seine Denk- und Dichtweise hat auch die verschiedenartigste Beurtheilung widerfahren; über den mystisch-theologischen Standpunkt, welcher in den Gedichten hervortritt, enthält Ellinger's Untersuchung eben so Ausführliches wie über die Quellen, aus denen der Ideenschatz des „Cherubinischen Wandersmann" stammt. Heutzutage kann wol schon ein abschließendes Urtheil über die vorwiegend geistlichen Poesien gefällt werden, welches die Klarheit und Reinheit der meisten dieser schönen, auch in der Form tadellosen Verse anerkennt, die mystisch angehauchten, insbesondere einige gänzlich unverständliche Stücke aber einfach verwirft. Jedenfalls war es sehr verdienstlich, von diesem selten gewordenen und seltsamen Werke den Literarhistorikern einen neuen Abdruck zu bieten.

2. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. Nr. 49/50 und 52/53: Göttinger Musenalmanach auf 1770 und auf 1771, herausgegeben von Carl Redlich. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1894 und 1895. 8. Nr. 49/50 2 M. 50 Pf. Nr. 52/53 1 M. 20 Pf.

Ein werthvolles Seitenstück zu den halleschen Neudrucken älterer Werke bilden die nunmehr der Leitung Professor August Sauer's anvertrauten „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts", welche in schönem correcten Drucke und sorgfältig ausgewählt wichtige seltene Schriftwerke der genannten Zeit enthalten. Waren schon in den früher erschienenen Nummern werthvolle Stücke der Literatur, insbesondere des 18. Jahrhunderts vertreten, wie die seltensten Schriften aus der Goethe-Schiller-Zeit von Klinger, H. L. Wagner, Wieland, Heinrich Meyer, K. Ph. Moritz oder auch des 19. Jahrhunderts wie Elster's vortreffliche Ausgabe von Heine's „Buch der Lieder" nach den ersten Drucken, A. W. Schlegel's Vorlesungen und ähnliches, so bietet die Fortsetzung dieser schönen Neudrucke wieder eine Zahl sehr merkwürdiger Stücke.

Zu diesen zählen wol vor allem die „Göttinger Musenalmanache", von denen in Nr. 49/50 jener auf 1770 und in Nr. 52/53 (Neue Folge Nr. 2/3) jener auf 1771 vorliegen. Beide hat Carl Redlich herausgegeben, dessen eingehende Studien auf dem Gebiete der Almanachliteratur längst bekannt sind und zu schönen Erfolgen geführt haben. Schon das seinerzeit erschienene „Chiffren-Lexikon" Redlich's hat zur Kenntniß der oft so schwer auffindbaren richtigen Verfasser der Almanachbeiträge außerordentlich viel beigetragen. Es ist bekannt, welche Bedeutung gerade die „Göttinger Almanache" für die Geschichte der deutschen Poesie im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts haben. Die ersten von Boie herausgegebenen Jahrgänge liefern uns ein klares Bild des poetischen Lebens und Webens, insbesondere des Göttinger Dichterbundes und seiner An-

hänger, die genialsten Vertreter der zeitgenössischen Dichtkunst sind in diesen kleinen, dem französischen Vorbilde nachgeahmten Almanachen vertreten und viele der schönsten Gedichte unserer classischen Literatur wurden hier zum ersten male dem poesiefreundlichen Leser vorgeführt. Schon im Almanach auf 1770 finden wir Gerstenberg, Gleim, Gotter (damals noch Mitherausgeber), A. G. Kästner, Klopstock, Kretschmann, Lessing, J. H. Merck, Thümmel u. a. der theils damals schon glänzenden, theils später berühmt gewordenen Namen. In dem nächsten Jahrgange kommen dazu Beiträge von Bürger, J. N. Götz, J. F. Löwen, Knebel und ähnlichen Vertretern der in diesen Almanachen eingeschlagenen poetischen Richtung, welche allerdings eine Periode der Gärung bezeichnet, die sich aber später so schön abklärte. Redlich hat mit der größten Gewissenhaftigkeit den Abdruck des Textes besorgt und jedem Jahrgange ein Register beigefügt, in dem die Chiffern, die frühern und die spätern Drucke der Gedichte nachgewiesen sind, letzteres eine klein scheinende, aber mühsam gründliche Arbeit von außerordentlichem Werth. Zu erwähnen ist auch die hübsche Ausstattung und der klare deutliche Druck, welche Vorzüge dem sorgfältigen Verlage bekanntlich eigen sind. Es wird geplant, in der Folge auch die Neudrucke der übrigen göttinger Almanache bis 1775 in dieser schätzbaren Ausgabe vorzulegen. Ueberhaupt sind für die Folge große literarische Seltenheiten für die Publication in diesen „Literaturdenkmalen" bestimmt.

Anton Schlossar.

Neues aus der Erzählungsliteratur.

1. Die Actien des Glücks. Humoristisch-satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein. Berlin, Verein für Freies Schriftthum. 8. 3 M.
2. Der alte Adam und die neue Eva. Ein Roman unserer Uebergangszeit von Rudolf Golm. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Casamicciola. Roman von Reinhold Ortmann. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1895. 8. 6 M.
4. Schwankender Grund. Roman von Gustav Koepper. Jena, Hermann Costenoble. 1895. 8. 5 M.
5. Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. Historischer Roman aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. von Guido List. Zwei Bände. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 1895. 8. 5 M.

Diese Reihe von Romanen beweist wieder einmal, daß die „Actien des Glücks" für den, der heute solche Bücher erscheinen läßt, nicht gerade günstig stehen. Mit wirklich ungemischter Freude wenigstens habe ich keins von ihnen gelesen und bei einigen überwogen die entgegengesetzten Empfindungen sehr bedenklich. Aber gerade Adalbert von Hanstein's „Actien des Glücks" (Nr. 1) möchte ich trotz nicht geringer Bedenken aufrichtig Erfolg wünschen. Der Roman erinnert in manchen Dingen an Werke wie des ältern Dumas „Graf von Monte Christo"; er ist nicht arm an grotesken Uebertreibungen; modern berührt er dadurch, daß er die Idee der Menschheitsbeglückung auf dem Boden allgemeiner Gleichheit von Rechten und Pflichten in den Mittelpunkt rückt. Die Art, wie diese Idee in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen wird, zeigt viel Geschick und ein gesundes Empfinden für die wahren Quellen des menschlichen Glücks: einfach treue Liebe und das Recht der Selbstbestimmung. Der Verfasser bewährt ein starkes Talent in der Gegenüberstellung scharf contrastirender Charaktere. Da haben wir den blonden Backfisch Käthchen, der sich dann erfreulich weiterentwickelt, und daneben die praktisch-nüchterne und doch in ihrer Art hochbedeutende Clara. Gegensatz und Ergänzung zugleich zu dieser bildet der Professor Köhler („einen Engel, der sich unter Menschen verirrt hat", nennt sie ihn), der bei einer aufopfernden praktischen Thätigkeit doch den Doctrinär nicht verleugnen kann. Diesen Vertretern einer höhern Moral treten in Werner, Degener und dem würdigen Ehepaar Santer Decadencemenschen verschiedener Spielart, Gauner, Schwindler und Lüstlinge gegenüber. Hauptsächlich den humoristischen Zwecken des Verfassers dient die Einführung des phantastischen „fliegenden Buchhändlers" Finke, dessen Lieblingslied den bezeichnenden Refrain hat:

„Aus mir allein, aus mir ist nichts geworden —
Und, Gott sei Dank, ich will auch gar nichts sein."

Die Satire aber tritt am stärksten hervor in der Figur des unermeßlich reichen „verrückten Amerikaners" Drucker. Leider grenzt diese ans Unmögliche und das ist um so schlimmer, weil nur sein Gold den Werner, Santer und Degener die Gründung der socialen Mustercolonie „Eusymbiosia" ermöglicht, und wieder nur dieses den Professor Köhler, den die Schwindler nur als Lockvogel berufen hatten, in den Stand setzt, einen ehrlichen und zunächst scheinbar erfolgreichen Versuch mit der Verwirklichung seiner socialen Beglückungsgedanken zu machen. Daß der Idealist damit Schiffbruch leidet, war gewiß unvermeidlich. Er hat gewähnt, „freie Adelsmenschen" in seiner Colonie heranbilden zu können; aber Käthe, die nach längerer Abwesenheit in einer Pension nach Eusymbiosia zurückkehrt, muß ihm das freimüthige Geständniß machen, sie habe solche Leute unter all seinen Colonisten nicht entdeckt; sie bezeichnet ebenso richtig einen andern Grundfehler der ganzen Gründung durch das Bekenntniß: „Wenn ich ehrlich sein soll, es kommt mir vor wie in der Pension, aus der ich eben davongelaufen bin. Da hatte auch jeder ganz gut zu essen und zu trinken; aber da war auch keine Abwechselung und keine Freiheit.... Es muß doch zum Sterben langweilig sein." Und mit gleichem Recht klagt eine einfache Bauernfrau, die Sache wäre zwar soweit

ganz gut, aber es gehöre einem doch so rein gar nichts und vor allem könne man den Kindern nichts hinterlassen. Das sind sehr einfache, aber zugleich sehr richtige Gesichtspunkte. Der Roman würde weit überzeugender wirken, wenn des Professors Mustergründung an ihrer innern Unmöglichkeit allein zu Grunde ginge; wie er aber vorliegt, trägt Frau Santer durch das üppige Genußleben, das sie vor den Augen der Colonisten führt, und durch ihre auf die menschliche Genußsucht berechneten Machinationen mindestens ebensoviel zur Herbeiführung dieses Ergebnisses bei. Und um ihren Gedanken, sich in jener Gegend auf längere Zeit häuslich niederzulassen, einigermaßen begreiflich erscheinen zu lassen, wird die Colonie nicht in eine wirklich abgelegene Gegend, sondern nicht allzuweit östlich von Berlin, etwa nach der Provinz Posen, verlegt — eine fast unmögliche Voraussetzung. Die Charaktere streiften nicht selten an die Caricatur. Indes in einem Zeitroman, der die Zusatzbezeichnung „humoristisch-satirisch" trägt, läßt man sich solche Dinge gefallen, besonders wenn er in seinen besten Partien eine wirkliche satirische Begabung verräth: man lese nur die Schilderung der constituirenden Versammlung der Kolonie „Eusymbiosia" (Kap. 8). Daß das ganze wie ein Familienroman endigt, findet an sich in der Tendenz seine Rechtfertigung; aber die Art der Lösung befriedigt doch nur halb.

Auch Rudolf Golm's Roman unserer Uebergangszeit „Der alte Adam und die neue Eva" (Nr. 2) will ein Thema behandeln, das wenigstens in dieser Fassung wesentlich modern ist — ein Thema, das der Verfasser (oder die Verfasserin?) durch den Mund des Professors Heß so formulirt:

> Das Weib hat zweifellos in den letzten Jahrzehnten weit größere Fortschritte gemacht, zum mindesten sich weit mehr verändert, als der Mann. Aus dieser Divergenz der Entwickelung müssen zwischen Vollnaturen die heftigsten Conflicte erwachsen. — Und beinahe möchte ich sagen — freilich, wenn du willst, ist es sogar nur ein schlechter Witz — ich möchte sagen: Jede Ehe, die einen alten Adam und eine neue Eva verbindet, bedeutet ein verlorenes Paradies....

Diese Worte sind gewiß nicht ohne Wahrheitskern; sie weisen auf ein Problem hin; aber zu seiner Lösung gehört eine weit höhere dichterische und psychologische Begabung, als sie Golm besitzt. Am schlimmsten ist es, daß man über seine Auffassung der behandelten Frage überhaupt nicht klar wird. Gegen die Zwiespältigkeit im Wesen Käthe's, seiner „neuen Eva", ist an sich nichts einzuwenden; sie sollte wahrscheinlich gerade damit als Charakter aus einer Uebergangszeit gekennzeichnet werden; aber sie wirkt nicht lebenswahr und zwar wol deshalb nicht, weil der Schöpfer dieser Gestalt zwar viel über sein Thema nachgedacht hat, aber dabei zu keinem klaren Ergebniß gekommen ist. Ein Mädchen von der Art, wie uns Käthe im ersten Drittel des Romans entgegentritt, hätte sich in Wirklichkeit nie entschlossen, einen Egoisten, den sie so genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, zu heirathen. Ihre Abneigung gegen jede auch nur äußere Theilnahme am kirchlichen Leben paßt in das Gesammtbild — soweit man von einem solchen sprechen kann — ihres Wesens. Aber daß ihr Gatte sie so peinlich empfindet, daß er als eine „religiöse Natur" bezeichnet wird, ohne in seinem Verhalten als Mensch jemals den geringsten Beweis davon zu geben, ist im höchsten Grade bedenklich. Die Conflicte der Ehegatten haben überhaupt vielfach etwas Unwahres. Daß Recht und Unrecht sich auf beide Seiten, wenn auch nicht gleichmäßig, vertheilt, entspricht gewiß den Durchschnittsverhältnissen der Wirklichkeit; aber die Art, wie die beiden ihren Standpunkt vertreten, wird auch subjectiv nicht voll verständlich. Einzelne Stellen verrathen wol einen tiefern Blick oder berühren in anderer Weise sympathisch; aber das ganze läßt Feinheit der Auffassung und Behandlung schmerzlich vermissen; manches wirkt geradezu innerlich roh. Auch die Charakteristik der Nebenfiguren, die Führung der Handlung und der Stil sind keinesfalls so gelungen, daß sie uns die berührten Mängel vergessen lassen könnten.

Verschieden genug davon, aber darum doch nicht besser ist Reinhold Ortmann's „Casamicciola" (Nr. 3). Daß der Titel ziemlich weit hergeholt ist, fällt nicht zu schwer ins Gewicht. Der vielschreibende Verfasser erzählt auch hier mit unleugbarem Geschick; er weiß das Sensationsbedürfniß, die Rührseligkeit und die verwandten, bedenklichen wie guten, Regungen des größern Publikums sehr geschickt zu befriedigen; da fehlt nichts an den Requisiten eines „spannenden" Romans der ältern Schule. Ortmann erzählt die Geschichte eines dem Trunke ergebenen Abenteurers von sehr mangelhafter Bildung, aber mit großer geschäftlicher Begabung. William Forester alias Förster ist in Amerika durch schmählichen Betrug in den Besitz einer beträchtlichen Erbschaft seiner in der Noth von ihm verlassenen Frau gekommen, und hat sich dann — halb verführt, halb eigener Sinnlichkeit folgend — mit der zweifelhaften „Dame", die in dieser Betrugskomödie eine wichtige Rolle gespielt hat, vermählt (d. h. eine Zeit lang thatsächlich in Bigamie gelebt). Auch von seiner wirklich geliebten Tochter aus erster Ehe hat er trotz mancher Bemühungen nie wieder etwas erfahren können. Zu der Zeit, wo wir ihn kennen lernen, ist seine zweite Frau schon todt; er führt mit Maud, der einzigen Tochter, die sie ihm geboren hat, in Berlin ein vermöge seines Reichthums zwar glänzendes, aber vor allem durch die fortwährende Angst, von Lincoln Greaves, dem Mitwisser seines Geheimnisses verrathen zu werden, im höchsten Maße verbittertes Leben, bis er bei einem großen Erdbeben auf Ischia — eben in Casamicciola — zusammen mit Greaves, der ihm wie ein Schatten überallhin gefolgt war, zu Grunde geht. Der Leser kommt nie aus der Spannung heraus; aber dies Ergebniß wird freilich nur möglich durch eine Reihe der seltsamsten Zufälle und durch das Einführen verschiedener Charaktere, die in der einen oder andern Weise aus dem Bereich des Wahr-

scheinlichen herausfallen. Forester selbst zwar kann man gelten lassen; aber sein „Secretär" Rudolf Hellborn, eigentlich Schulamtscandidat, und dessen Bruder Fritz leiden an dem allzu großen Edelmuth vieler Romanhelden; ähnliches gilt von der allerdings besser gelungenen Edith Förster; in Mand sind mancherlei seltsame, aber doch immerhin begreifliche Züge mit einigen ganz unwahrscheinlichen verknüpft und Greaves vollends, d. h. die Persönlichkeit, die die Fäden der Handlung in der Hand hält, ist jedenfalls aus Widersprüchen zusammengesetzt.

Einen bedeutendern Gehalt hat Gustav Koepper's Roman „Schwankender Grund" (Nr. 4); aber leider wirkt er auch womöglich noch peinigender, als der an zweiter Stelle besprochene Golm's. Gewiß darf ein Roman ebenso gut wie ein Drama tragisch enden; aber der Leser muß dann ein solches Ende als eine innere Nothwendigkeit empfinden, und das vermag man hier nicht, am wenigsten den beiden Hauptpersonen gegenüber, von denen ich fast allein sprechen möchte. Dr. Fabricius, ein Schulamtscandidat, der schon eine durch die Schuld des weiblichen Theils unglücklich ausgegangene Liebesgeschichte hinter sich hat, wird Hauslehrer bei dem in herrlicher ländlicher Gegend lebenden Baron von Buch. Allmählich regt sich in ihm eine leidenschaftliche Liebe zu dessen herb-jungfräulicher Schwägerin Baronesse Antonie, die seine Neigung erwidert. Er, ein Mensch von ausgeprägtem Selbständigkeitsgefühl, zwar von sehr starkem sittlichem Empfinden erfüllt, aber ein „Moderner" aus Grundsatz, hat eine an Idiosynkrasie streifende Abneigung gegen die übliche Form der Ehe, die ihm als Sklaverei erscheint, während sie mit echt weiblichem Festhalten an der Sitte gerade diese Form sehr hochstellt. Die äußern Schwierigkeiten, die sich einer Vereinigung der Liebenden entgegenstellen, wären offenbar nicht unüberwindlich gewesen. Aber nach einer Auseinandersetzung, die trotz ihrer scharf entgegengesetzten Stellung in der Ehefrage nicht völlig glaubwürdig wirkt, läßt sie sich in augenblicklicher Leidenschaftlichkeit und um den Geliebten wieder völlig zu versöhnen, dazu hinreißen, ihm verfrüht die Rechte des Gatten einzuräumen. Am nächsten Morgen empfindet sie das natürlich als eine Schuld; indes ihre Liebe ist noch die alte. Als er ihr aber nun mit einer Offenheit, die an Cynismus streift, entwickelt, wie zuerst das Verlangen in ihm aufgestiegen sei, sie zu besitzen, ihr Herr zu werden, da fühlt sie sich davon plötzlich so zurückgestoßen, daß sie sich von ihm löst und noch dazu dem ihrer durchaus nicht würdigen Baron von Rahden, der sie schon jahrelang mit Werbungen bestürmt hat, ihre Hand reicht — in dem bestimmten Gefühl, daß sie mit ihm unglücklich werden muß. Das verstehe, wer kann. So stark sich Fabricius auch in der entscheidenden Unterredung ausdrückt, er sagt ihr darin doch nicht viel Neues. Man kann zweifeln, ob sie mit ihm glücklich geworden wäre, wenngleich ich meine, sie durfte sich, trotz allem was geschehen war, die Kraft, die dies erforderte, zutrauen; jedenfalls durfte sie so nicht enden. Daß Koepper dies dem Leser zumuthet, stimmt aber freilich recht gut zu der großen innern und äußern Unreife, die sich in sehr vielen Einzelheiten verräth. Ich denke an wirklich bedenkliche Mängel des positiven Wissens, zu deren Kennzeichnung ich erwähne, daß er von „dem Wirken Ahriman's des Lichtgottes" spricht, an recht zahlreiche Sprachfehler (auf dem gekommenen Wege, „aber" versuchte er ein anderes Thema zu berühren u. dgl.), an die vollendete Unnatürlichkeit, mit der oft Gespräche über bestimmte Gegenstände herbeigeführt werden — Gespräche, die vielfach dialogisirte Leitartikel sind, und in denen namentlich Fabricius eine schier unglaubliche Fähigkeit entwickelt, in den „geistvollsten" Wendungen seine Gedanken und Empfindungen darzulegen; ich denke an die unvereinbaren Widersprüche, die im Charakter dieses Mannes selbst liegen, und an gar manches andere. Koepper's Buch hat mich nur selten gelangweilt, aber viel geärgert, nur selten erfreut und gar nicht überzeugt, das letztere schon deshalb nicht, weil man bei ihm ebenso wenig wie bei Golm weiß, was er eigentlich will.

Trotz alledem lernt man ihn als Erzähler schätzen, wenn man sich von seinem Roman zu Guido List's „Pipara" (Nr. 5) wendet. Gewiß ist es nicht leicht, mit historischen Romanen in Dahn's Manier jetzt noch einen größern Eindruck zu machen; wir sind eben damit überfüttert worden. Aber hätten wir doch wenigstens eine Nachahmung von Dahn's oder Scheffel's Art und nicht eine bloße, wenn auch unfreiwillige Caricatur davon! Es fehlt keine von den in solchen Fällen herkömmlichen Figuren, weder die fast alle nach irgendeiner Richtung — oft nach allen — sittlich faulen Römer, noch die tapfern und treuen Germanen mit ihrem unendlichen Durst, weder die buhlerische Römerfürstin, noch die blondgelockte deutsche Fürstentochter, die aus der liebenden Jungfrau sich zur rächenden Kriemhild entwickelt, um dann gleich Jordan's Brunhild auf demselben Scheiterhaufen, auf dem die Leiche ihres kaiserlichen Gemahls zu Asche verbrennt, zu sterben — nur wirkt das alles hier viel zu unnatürlich, als daß man irgendeine Freude daran haben könnte. Mit den geschichtlichen Thatsachen springt der Verfasser äußerst frei um, so großes Gewicht er auch in Dingen, auf die nichts ankommt, auf Genauigkeit zu legen scheint. Ebenso unnatürlich wie die Charaktere sind Sprache und Stil. Bezeichnend dafür ist es, daß eine längere vergleichende Ausführung, die sich am Anfang der vierten Aventiure findet, an deren Schluß wörtlich wiederkehrt. Soll das epischer Stil sein? Fast unerträglich wird List, wenn er humoristisch sein will; so sagt er von der Gemahlin Attal's, des „Männergebieters" der Marcomannen:

> Mehrere Tage ging Frau Hildebirga tiefsinnig im Frauengaden herum, wie eine Henne, die eben ans Eierlegen denkt.

Ebenso schön nach anderer Richtung ist die Wendung:

> Es gelang diesmal dem Kaiser nicht, seiner Pipa es abzulieben, von ihrem Entschlusse zurückzutreten.

Und dergleichen Dinge finden sich nicht einzeln, sondern kehren sehr oft wieder. Auf besonders gespanntem Fuße steht der Verfasser aber mit den fremden Sprachen, und was das schlimmste ist, er scheint sich dessen nicht bewußt zu sein, wie denn überhaupt diese „Pipara" Dilettantenarbeit im schlechtesten Sinne ist. Edmund Lange.

Militärschriften.

1. Vom Kriegsschauplatze in Asien und Europa. Erinnerungen des Malers Wassili Wereschtschagin. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Alexis Markow. Berlin, Karl Siegismund. 1895. 8. 2 M. 25 Pf.
2. Von dem Heldenleben eines Reiterführers und den 8. Dragonern bei Nachod. Von Gneomar Ernst von Natzmer. Gotha, F. A. Perthes. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Beide Schriften behandeln Friedens- und Kriegserlebnisse von Offizieren — denn wenn Wereschtschagin auch nicht dem Namen nach Offizier war, so war er es doch seinen Functionen nach ganz sicherlich — und zwar solche Kriegserlebnisse, die der Zeit nach einander nicht zu fern sind. Dennoch gelangt man, wenn man die eine Schrift weglegt und die Lektüre der andern beginnt, in eine neue Welt; denn grundverschieden sind beide in Bezug auf Schauplatz der Handlungen und Art der Handelnden wie auf die Stimmung und Anschauung, in denen die Schilderungen geschrieben sind.

Natzmer's Schrift (Nr. 2) ist ein schönes Denkmal pietätvoller und stolzer Liebe, von dem jüngern Bruder dem gefallenen ältern gesetzt. G. E. von Natzmer will zeigen, „in welchem Verhältniß das Sterben des Gefallenen zu seinem Leben, und inwieweit auch sein Tod die Krone einer vorangegangenen Entwickelung gewesen ist", daneben aber die nicht überall zutreffende und dabei lückenhafte Darstellung, die das officielle preußische Generalstabswerk (S. 136—38) von der Thätigkeit der preußischen 8. Dragoner bei Nachod gibt, berichtigen und ergänzen. Beiden Aufgaben ist er durchaus gerecht geworden. Namentlich wird die Persönlichkeit des gefallenen von Natzmer durch Mittheilungen vieler älterer und jüngerer seiner Kameraden und durch Briefe dem Leser menschlich sehr nahe gerückt. Und wol keiner der alten Bekannten des nicht glänzend begabten, aber mit eisernem Fleiß ausgerüsteten, strebsamen, pflichttreuen und tapfern Mannes wird ohne Rührung die Worte lesen, die er — wol in Erinnerung an eine längst vergessene Schuld eines andern von Natzmer — kurz vor seinem Tode gesprochen hat: „Na, wollte Gott, die erste Kugel in dies Herz!" Der, zu dem er sie sprach, war sein Trompeter. An seine Schwadron hatte seine Ansprache gelautet: „Bei der Attake nur stets die Augen vorn. Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne. Ob ich falle oder ein Offizier, ganz egal, die Attake wird über uns weggemacht."

Wie angedeutet, ist es ein weiter Schritt von der Schilderung des einfachen Lebensganges eines preußischen Offiziers in den wohlgeordneten, einförmig strammen Friedenszeiten vor 1866 und in den kurzen, die Schrecken des Krieges kaum erst ahnen lassenden Tagen vor Nachod, zu den Schilderungen des russischen Malers in Nr. 1 der vorgenannten Schriften. Die Schauplätze dieser Schilderungen sind die Bucharei, die chinesisch-russischen Grenzdistricte in der Gegend von Kuldscha und die Balkanhalbinsel. Sind von dieser letztern die Namen und Oertlichkeiten dem Leser genügend bekannt, so lassen ihn bei jener auch sehr specielle Karten noch im Stich, und das Dunkel wird um so undurchdringlicher, als Wereschtschagin häufig den Faden der fortlaufenden Erzählung abreißt, um ihn nach Ablauf langer Zeit und in ganz anderer Oertlichkeit wieder aufzunehmen. Die Bucharen, die chinesischen Grenzstämme, die asiatischen Türken, auch ihre europäischen Brüder, ferner die Albanesen, Montenegriner, selbst viele Truppentheile der russischen Armee haben Lebens- und Gefechtsgewohnheiten, für die der überwiegenden Mehrzahl der westeuropäischen Leser das Verständniß abgeht. Wereschtschagin spricht darüber mit einem Maße von Gleichmuth, das überraschend wirkt. Als vor ungefähr neun Jahren seine Bilder in Deutschland die Runde machten, wurde mehr oder minder allgemein vermuthet, er habe nicht sowol die Schrecken des Krieges als vielmehr das Frevelhafte von dessen Heraufbeschwörung zeigen wollen; er sei vielleicht ein fanatischer Friedensapostel, vielleicht ein, Haß gegen den Zaren predigender Nihilist. Das Buch benimmt einem solche Anschauungen sehr gründlich. Wereschtschagin sieht — und zwar als russischer Patriot — die Dinge, wie sie sind, und hat das ihm damals malerisch wirksam oder charakteristisch Erschienene in Bildern festhalten wollen; sein Buch liefert für diese jetzt nachträglich die Commentare. Früher Seecadett, hatte er militärische Erziehung erhalten; mancherlei Bekanntschaften — zwei seiner Brüder machten den letzten türkischen Feldzug mit — erlaubten ihm, sich den Truppen anzuschließen, und er that das nicht als „nur malender Schlachtenbummler", sondern als braver Mitkämpfer, ja als wesentliche Stütze der höhern Befehlshaber, denen er sich attachirt hatte. Wenn seine Schilderungen wahr sind — und sie machen durchweg diesen Eindruck — so hat er mehrfach, namentlich aber bei den versuchten Sprengungen in der Donau, Beweise kaltblütigster Tapferkeit gegeben und mehr als einen Befehlshaber durch Erkundungen, Rathschläge, ja sogar durch directe Leitung wichtigster Unternehmungen zu tiefem Danke verpflichtet. Freilich wäre eine ähnliche Thätigkeit in einer der andern großen europäischen Armeen

geradezu undenkbar gewesen; in der russischen konnte und mußte sie willkommen sein.

Unter diesen Umständen gewinnt sein Urtheil über russische Verhältnisse, z. B. die militärische Tüchtigkeit der Kosaken, einen gewissen Werth. Er hält sie zwar für gute Soldaten, aber doch nur dann für tapfer, wenn sie in der Ueberzahl sind; wo sie sich keinen Erfolg versprechen könnten, wo ihnen die Geschosse zu dicht kämen, da seien sie nicht zu haben. Dagegen seien sie besser beritten und zweckmäßiger ausgerüstet als die Armeecavalerie. Das, was über diese gesagt wird, wird man in Rußland wohlthun zu beherzigen. Interessant ist auch seine Beurtheilung der Skobelew's. Dem Vater und dem Sohn ist Wereschtschagin näher getreten, der Sohn ist ihm eng befreundet gewesen; die Vertraulichkeit ist auf seiten Skobelew's, wie S. 325 fg. erzählt wird, sogar recht weit gegangen.

Mit einer Offenherzigkeit, die freilich an die Skobelew's nicht heranreicht, aber immerhin bemerkenswerth ist, spricht Wereschtschagin über kaum begreifliche Fälle von Indisciplin und von Unmenschlichkeit, die er bei den Russen beobachtet hat. Andererseits aber lernt man doch aus seinen Schilderungen, daß auf der Balkanhalbinsel der „Zar-Befreier" wirklich als solcher angesehen worden ist, und daß seine Russen den dortigen Völkerschaften wie Gottgesandte erschienen sind. Erwähnt sei noch, daß sporadisch auch der Humor des Krieges zu seinem Recht kommt, und daß den Leser ein heiliger Respect vor dem Gedächtniß Wereschtschagin's erfaßt, der im Stande ist, nach russischer Sitte neben dem Hauptnamen auch die Vornamen von zwei Generationen seiner Helden zu behalten. Skobelew z. B. wird meist Michael Dmitriewitsch genannt, während er seinerseits Wereschtschagin als Wassili Wassiljewitsch anredet. — Der Uebersetzer scheint sein Deutsch einem Nichtgermanen der „im österreichischen Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" zu verdanken. Das Buch Wereschtschagin's ist indessen so überaus interessant und für die Kenntniß des russischen Heeres und des russisch-türkischen Krieges so wichtig, daß man auch mit einer schlechtern als dieser immerhin leidlichen Uebersetzung zufrieden hätte sein müssen. Victor Kurs.

Feuilleton.

Von den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur sind die folgenden Werke besonders erwähnenswerth.

„Pudd'enhead Wilson by Mark Twain" (Leipzig, Tauchnitz, Collection of British Authors, Vol. 3039) dürfte wol als das allervorzüglichste bezeichnet werden, was der beliebte amerikanische Humorist seit einiger Zeit geschrieben hat. Unseres Erachtens hat er seit „The Adventures of Tom Sawyer" und „The Innocents Abroad" kein Werk veröffentlicht, das dem uns vorliegenden an glücklicher Erfindung und genialer Ausführung, sowie an lebensvoller Gestaltung der Personen und köstlichem Humor gleichkommt. Das Buch hat auch eine nicht zu unterschätzende culturgeschichtliche Bedeutung, indem es durch die erzählten Begebenheiten und die Zeichnung der Charaktere die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zustände des Landes und die sittlichen Anschauungen der Bevölkerung in dem Südwesten der Vereinigten Staaten vor der Abschaffung der Sklaverei auf das Anschaulichste und Getreueste darstellt. Die Geschichte spielt vor fünfundsechzig Jahren in einem am westlichen Ufer des Mississippi, unweit der Mündung des mächtigen Missouristromes, gelegenen Oertchen, Dawson's Landing, von dem der Verfasser eine nette Schilderung gibt. Am 1. Februar 1830 wurde Herrn Percy Driscoll, einem der angesehensten Bürger dieses Ortes, ein Sohn geboren, dessen Mutter bald am Kindbettfieber starb. An dem nämlichen Tage brachte auch eine der Driscoll-Familie als Sklavin angehörige zwanzigjährige Negerin, Namens Roxana, einen Buben auf die Welt. Kein Anthropolog hätte bei der sorgfältigsten wissenschaftlichen Untersuchung Roxana für eine Negerin gehalten, und selbst an der Form und Farbe der Fingernägel irgendeine Spur einer derartigen Abstammung entdeckt, denn das in ihren Adern fließende Blut kam größtentheils von weißen Aeltern und Vorältern her und war in der That nur mit einem Sechzehntel afrikanischen Blutes vermischt. Trotz alledem war sie vor den Augen des dort herrschenden grausamen Gesetzes eine Negerin und Sklavin und wurde einer dementsprechenden Behandlung ausgesetzt. Bei ihrem Kinde, dessen Vater ein Weißer war, fand eine noch weitere Verdünnung des Negerblutes bis auf einen armseligen zweiunddreißigsten Bestandtheil statt. Aus ängstlicher Mutterliebe und um der Gefahr, daß man das Kind von ihr fortverkaufe, vorzubeugen, tauschte sie eines Tages die beiden Säuglinge in der Wiege aus: der zum Sklaven geborene Wechselbalg wuchs als freier Mann und gebieterischer Brotherr auf, während der Sohn und Erbe des Hauses zum Leben eines Sklaven im Negerquartier verdammt wurde. Roxana's Alleingespräch, das sie um Mitternacht in ihrer Kammer mit sich führt, um sich zu überzeugen, daß sie durch den soeben vollführten Kinderaustausch ganz recht gehandelt habe, ist ein köstliches Stück Negereasinistik. Der eingeschobene Junge wurde zu einem höchst anmaßenden, niedrig gesinnten und grundschlechten Kerl, der alle Stufen der Verdorbenheit als Säufer, Spieler und Dieb durchmachte und seine saubere Laufbahn als Raubmörder endete. Diese an seinem angeblichen Oheim verübte Blutthat führte zu seiner Entlarvung und er wurde als Neger und Sklave nach den Baumwollenplantagen im untern Gebiet des Mississippi verkauft. Der Mann, der diese wunderbare Wendung in der Carrière der bloßgestellten Spitzbuben herbeiführte, war der Titelheld der Erzählung „Pudd'enhead Wilson". David Wilson war ein junger Neuyorker von schottischer Abstammung, der sich als Rechtsanwalt in Dawson's Landing niederließ. Unglücklicherweise kam er durch einen übel angebrachten Witz sogleich in den Ruf eines Tölpels und Tropfes und erhielt den Spottnamen „Pudd'enhead" (Mehlklotzkopf), der ihm Zeit seines Lebens anhaftete. Niemand zog ihn zu Rathe in einem Rechtsstreit, und er hatte nie die Gelegenheit, einem Angeklagten vor Gericht Beistand zu leisten. Unterdessen widmete er die vielen ihm unerwünscht zur Verfügung stehenden Mußestunden einer Beschäftigung, die seinen Mitbürgern damals als eine unnütze und kindische Liebhaberei vorkam, aber heutzutage als eine höchst wichtige Stütze der Criminaljustiz und Criminalpolizei allgemein anerkannt und täglich angewandt wird. Er machte nämlich Abdrücke der innern Hautlinien der Finger und besonders der Daumen auf Glasstreifchen, die er dann als eigenartige und unfehlbare Unterscheidungsmerkmale der betreffenden Personen aufbewahrte. Wie

er schließlich durch diese scheinbare Spielerei den Umtausch der Kinder und die Mordschuld des falschen Driscoll überraschend und unwiderlegbar bewies und sich einen Namen als tüchtiger Sachwalter erwarb, wird der geneigte Leser gewiß am liebsten im Buche selbst lesen. Eine reizende Episode ist die Beschreibung der Ankunft und Huldigung der zwei liebenswürdigen italienischen Grafen, die überall gefeiert und wie auf einem Präsentirteller zur Schau herumgetragen und am Ende nur durch Wilson's neue Art Chiromantie vom Schaffott errettet wurden. Nicht zu übersehen sind auch die sinnreichen Sprüche aus „Pudd'nhead Wilson's Calendar", welche als Ueberschriften die einzelnen Kapitel einleiten.

Derselben leipziger Verlagshandlung verdanken wir eine von Arthur Morison verfaßte, „Tales of Mean Streets" betitelte Sammlung von dreizehn Erzählungen, welche das Leben und Treiben der niedrigsten Bevölkerung im Ostend der großen britischen Haupt- und Handelsstadt sehr treu und lebendig schildern. Das Bändchen („Collection of British Authors", Vol. 3059) beginnt mit einer kurzen Einleitung, die von dem londoner Ostend im allgemeinen handelt und das Charakteristische der „gemeinen Gassen" und deren Bewohner hervorhebt, worüber der Verfasser nähern Bericht erstatten will. In der ersten und längsten Erzählung „Lizerunt" kommt die ganze unglaubliche Rohheit dieser Volksklasse in drastischer Weise zur Darstellung. Eine ekelhaftere Verkörperung der Feigheit und Flegelei als Billy Chope läßt sich schwerlich denken; aber daß er aus dem dortigen Leben gegriffen ist und eine gewisse vorbildliche Bedeutung hat, wird niemand ernstlich in Zweifel ziehen. „Without Visible Means" gibt ein abschreckendes Beispiel von dem Leichtsinn und Unverstand, mit welchem eine Arbeitseinstellung in Scene gesetzt wird, während „The Red Cow Group" die Auswiegelungen der Anarchisten beleuchtet und zeigt wie gescheite und ehrliche Arbeiter mit derartigen gewissenlosen Hetzern und Maulhelden am besten fertig werden können. Daß der größte Glücksfall den Zustand des Arbeiters nicht bessern wird, wenn es ihm an wirthschaftlichem Sinn ermangelt, beweist zur Genüge die Geschichte von „Squire Napper" und seiner Erbschaft; und in „All That Messauge" lernen wir die tragikomischen Leiden eines verschuldeten Hausbesitzers kennen. Als ein drolliges Gegenstück zu Tennyson's „Enoch Arden" empfehlen wir „That Brute Simmons". A. Morison ist ein scharfer Beobachter und hat offenbar sehr gründliche Studien der Situationen und Personen gemacht, die er zum Gegenstand seiner Darstellungen gewählt hat. Auch enthalten diese Geschichtchen gesunde und zeitgemäße sociale, sittliche und wirthschaftliche Lehren für das Volk, wenn es dieselben nur zu beherzigen wüßte.

In den Bereich der Socialreform gehört auch Grant Allen's „The Woman who Did" (Leipzig, Tauchnitz, „Collection of British Authors", Vol. 3055). Die Heldin des Romans, Herminia Barton, ist die Tochter eines englischen Dekans, aber durch und durch fortschrittlich, freisinnig, radical und revolutionär in ihren Gesinnungen. Namentlich gegen die Ehe, die sie als eine Erfindung des Mannes, um das Weib unter das Joch der häuslichen Sklaverei zu bringen, ansieht, empören sich ihre zartesten Empfindungen und heiligsten Gefühle; sie ist fest überzeugt, daß so lange die Menschen freien und sich freien lassen, die Emancipation der Frau eine leere Phrase bleiben werde und von ihrer geistigen Selbständigkeit und höhern Entwickelung zu einem vernünftigen Wesen keine Rede sein könnte. Aus Gründen der Enthaltsamkeit von sinnlichen Genüssen hat sie wahrlich nicht gehandelt; das Princip der Ascese kam dabei in keiner Weise in Betracht; sie wünschte und hoffte zu lieben und geliebt zu werden, und dem Manne ihrer Wahl Kinder zu gebären und nach ihren eigenen Grundsätzen so zu erziehen, daß sie auch die Wahrheit erkennen und die Wahrheit sie frei mache. Bald hat sie einen solchen Mann in Alan Merrick kennen gelernt. Er machte ihr einen Heirathsantrag, den sie ein für alle mal zurückwies, sie erbot sich jedoch, als Herzensfreundin mit ihm zu leben und allem Vorurtheil und herkömmlicher Sitte an seiner Seite Trotz zu bieten: „Soll ich mich selig sehen, nimm alles, was ich bin", aber ohne das Zwangsrecht eines gesetzlichen Ehebandes. Alan Merrick war gleichfalls ein kühner Denker und weit vorgerückter Weltverbesserer, der mit den Anschauungen des geliebten Wesens theoretisch übereinstimmte, aber sich über die Anwendung derselben im vorliegenden Falle ein zartes Gewissen machte. Herminia Barton blieb felsenfest in der Behauptung sowie in der praktischen Bethätigung ihrer Lehren und, um sie zu besitzen, gab er endlich nach und willigte ungern in eine wilde Ehe ein. Als die Zeit ihrer Niederkunft herannahte, überredete er sie, gegen ihren Willen, nach Italien zu reisen, um nicht unnöthigerweise Aufsehen zu erregen und Anstoß zu geben. In Perugia starb Alan Merrick am Typhus und einige Zeit nachher wurde ihr eine Tochter geboren, die den Namen Dolores Barton erhielt. Mit ihrer Rückkehr nach London fing ein verzweifelter Kampf ums Dasein an, dessen Verlauf wir nicht zu verfolgen brauchen, der aber mit ihrem vollständigen Untergang endigte. Selbst Dolores, die bestimmt war, als Vertreterin und Verkünderin der Wahrheit einer arg in der Irre gehenden Welt vorzuleuchten, wendete sich von der „schandbaren" Mutter ab, die in völliger Verzweiflung und mit gebrochenem Herzen einen Selbstmord beging. Grant Allen hat mit diesem Roman ein fesselndes, aber räthselhaftes und in mancher Hinsicht recht unbefriedigendes Werk geschaffen. Er stellt seine Heldin als den Inbegriff aller Tugenden dar, als eine Person, die „ihren Zeitgenossen sittlich weit voraus" sei; ihr gegenüber seien sie sämmtlich „gemeine und kleinliche Seelen". Er läßt sich nicht an der Bewunderung ihrer Aufrichtigkeit und Entschlossenheit genügen, sondern scheint ihre Ansichten zu theilen und ihre Bestrebungen als beförderungswürdig zu billigen. Warum denn läßt er diese edelmüthige und beherzte Verfechterin einer guten Sache so kläglich zu grunde gehen, so unnütz wirken und leiden und so spurlos und fast schimpflich aus dem Leben scheiden? Auch kann der Leser nicht finden, daß in ihrem ungesetzlichen Verhältniß zu Alan Merrick sie in Bezug auf Unabhängigkeit und Selbständigkeit den geringsten Vortheil über das rechtmäßigste und philisterhafteste Eheweib gehabt habe. Größtentheils aus Neigung, aber zum Theil aus Nothwendigkeit fügte sie sich fast immer in den Willen des Herrn, wie es im gewöhnlichen Ehestand meistens geschieht. Das sehr beachtenswerthe Buch hat den didaktischen Zweck, der bei der Erfindung und Entwickelung der Begebenheiten so stark hervortritt, nicht erreicht und dürfte also als künstlerisch verfehlt bezeichnet werden. Es bietet jedoch eine äußerst interessante Lektüre.

Bei den andern zwei Bänden der „Collection of British Authors" nämlich „The Honour of Savelli by S. Levett Yeats" (Vol. 3054) und „A Study of Prejudices by George Paston" (Vol. 3058) können wir uns kürzer fassen, da die beiden sich auf bekannten und schon wohl gebahnten Pfaden sich bewegen. S. Levett Yeats erkennt den ältern Dumas als sein Vorbild an, dürfte aber trotz dieses aufrichtigen Bekenntnisses nicht als ein sklavischer Nachahmer des französischen Prosadichters angesehen werden. Der erste Roman schildert die Zustände in Italien am Ende des 15. Jahrhunderts als Machiavelli sein Vaterland durch Staatsklugheit zu retten suchte, Savonarola der herrschenden Sittenlosigkeit steuern wollte, der berüchtigte Borgia die päpstliche Krone trug, und Condottieri noch immer ihr gräuliches Handwerk trieben. Der Verfasser hat gründliche Studien der damaligen Zeit gemacht und das dadurch erworbene Material mit Geschick verwerthet. Die Handlung des zweiten Romans spielt in der Gegenwart und stellt das Eheglück und selbstver-

schuldete Ehenglück eines beliebten londoner Bühnendichters und Romanschriftstellers, Herrn Dorner, dar, der um die schöne, liebenswürdige und edelherzige Cecily Tregarthen wirbt und ein wonniges Leben mit ihr führt, bis daß der dumme Teufel der Eifersucht die Gewalt über ihn bekommt und ihn, sowie die unschuldige Gattin zu grunde richtet. Die verschiedenen Charaktere aus den Künstler- und Gesellschaftskreisen der Weltstadt an der Themse sind gut gezeichnet; vor allem ist die bornirte und boshafte Mrs. Bingley ein typisches Exemplar der Ehefrau, die stets auf das Häusliche pocht, weil sie sonst nichts versteht und dabei durch ihre grenzenlose Dummheit den Mann ins Elend und die Kinder ins Verderben stürzt.

„Runic Rocks, a North-Sea Idyl" (London, Elliot Stock) ist eine von Marianne E. Suckling besorgte und im ganzen sehr gute Uebersetzung von Wilhelm Jensen's schon vor sieben Jahren erschienenen „Runensteinen". Dieser Roman hat in Deutschland mehrere Auflagen erlebt und dürfte wol unsern Lesern bereits hinlänglich bekannt sein. Professor G. Fiedler hat die englische Uebersetzung mit einer Einleitung versehen, welche den Lebenslauf des Dichters skizzirt und seine literarische Thätigkeit in wohlwollender Weise würdigt. Nur hat der Biograph einen Irrthum begangen, wenn er behauptet, ein Prinz der königlich baierischen Familie habe sich mit einer von Jensen's Töchtern vermählt. Seine Tochter hat einen Prinzen von Sachsen-Meiningen geheirathet. Der londoner Verleger hat das 269 Seiten starke Buch typographisch geschmackvoll ausgestattet.

Aus den Vereinigten Staaten haben wir den „Thirteenth Annual Report of the Managing Committee of the American School of Classical Studies at Athens" (Cambridge, John Wilson) erhalten. Um die Begründung und Beförderung dieser archäologischen Schule hat sich der Präsident Professor C. E. Norton ganz besonders verdient gemacht. Auch sind die Ergebnisse der Ausgrabungen, 1893—94, worüber der Director Dr. Richardson und Professor Dr. Waldstein ausführlich berichten, als sehr günstig zu bezeichnen.

— Auf die Mäßigkeitsbewegung bezieht sich ein Schriftchen: „Quousque tandem?!" Ein Wort an die evangelischen Geistlichen (Eisenach, M. Wilckens, 1895). Der Kampf gegen die Trinksitte ist nicht neu. In Deutschland, wo man alljährlich die erschreckend hohe Summe von 2½ Milliarden für geistige Getränke ausgibt, wird er sobald nicht nachlassen dürfen. Was mit Ausdauer erreicht werden kann, zeigt uns das Beispiel von Schweden und Norwegen. Dort betrug im Jahre 1829 der jährliche Branntweinverbrauch 46 Liter auf den Kopf; seit der großen Enthaltsamkeitsbewegung in den dreißiger Jahren ist er auf weniger als ein Viertel, auf 8 bis 12 Liter, zurückgegangen, in Norwegen auf nicht einmal 2½ Liter. Und was für Opfer verschlingt die Trinksitte. Ein Drittel unserer Irrenhäuser würde nicht bestehen, gäbe es keinen Misbrauch des Alkohols. Im Jahre 1886 wurden allein in Preußen 10215 an Säuferwahnsinn Erkrankte in die allgemeinen Heilanstalten aufgenommen, gegen 5574 im Jahre 1883. Die Hälfte der Zöglinge in den Anstalten für schwachsinnige Kinder, für Epileptische und für Taubstumme stammt aus Trinkerfamilien. Nach einer im Jahre 1875 veranstalteten Nachforschung befanden sich unter 32837 Strafgefangenen 13706, weit über ein Drittel, die ihr Verbrechen unter dem Einfluß des Alkohols begangen hatten, näher unter je 100 Fällen von Mord 46, von Todtschlag 63, von Körperverletzung 74, von Diebstahl 51, von Sittlichkeitsverbrechen 77, die durch Alkoholgenuß verursacht waren. Was bedeutet das für Hekatomben von Opfern an Leben, Gesundheit, Volkskraft und Volksvermögen. Das Anstreben gegen solche Zustände ist schon des Schweißes der Edeln werth. Ein philiströses laissez aller ist da gewiß nicht am Platz, und die evangelischen Geistlichen sind, wie unser Schriftchen will, ohne allen Zweifel mit an erster Stelle berufen, in jeder Weise, die nur Erfolg verspricht, an den Unternehmungen der Mäßigkeitsvereine sich zu betheiligen.

— In den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und H. Dietz (Stuttgart, Chr. Belser), behandelt (Bd. XX, 2. Heft) Oldwig von Uechtritz das fesselnde Thema: „Die Geburts-Aristokratie im Dienste der Gesellschaft." Der Verfasser, von welchem schon früher in der genannten Zeitschrift erschien: „Der Adel in der christlich-socialen Bewegung der Gegenwart" und „Das deutsche Offiziercorps und seine Bedeutung für Königthum und Gesellschaft", weist auch in der neuen Broschüre auf die unverjährten Ehrenaufgaben und hohen Pflichten des deutschen Adels hin, die ihm in hervorragendem Maße eine Betheiligung an der christlich-socialen Bewegung unserer Tage zum Wohle des Ganzen zuweisen. Nicht an eine gesetzliche Wiederherstellung verjährter Rechte wird gedacht, sondern eine freie Zusammenschließung der Adelsgenossen im Dienste der Gesellschaft ist es, die dringend angerathen wird. „Noblesse oblige" könnte als Motto gewählt sein. Es geht ein stark idealer Zug durch das Ganze. Hin und wieder sind die Hoffnungen vielleicht zu hoch gespannt. Leicht beieinander wohnen die Gedanken, hart in dem Raume stoßen sich die Sachen. Doch vieles, was der Verfasser vorschlägt, läßt sich gewiß ausführen. Und der Grundgedanke seiner Schrift ist gesund. Auffallenderweise läßt er die agrarische Bewegung, in welcher doch dem adeligen Großgrundbesitz recht eigentlich die Führung zukommt, außer dem Rahmen seiner Betrachtung.

Bibliographie.

Baumgartner, A., Nordische Fahrten. Reisebilder aus Schottland. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 5 M.

Clifford, W. K., Tante Anna. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang, Band 25 und 26.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Der Untergang der antisemitischen Parteien. Ein Mahnwort an die nationale Bewegung im Deutschen Reiche. Von einem alten Antisemiten. Leipzig, G. A. Müller. Gr. 8. 1 M.

Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff. Neunter Band. Heft 2: Volksthümliches der Siebenbürger Sachsen. Von O. Wittstock. — Die Mundart der Siebenbürger Sachsen. Von A. Scheiner. Stuttgart, J. Engelhorn. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Furrer, K., Vorträge über religiöse Tagesfragen. Zweite Auflage. Zürich, Zürcher u. Furrer. Gr. 8. 3 M.

Hattorf, H. v., Auf Bergeshöhen und Meereswogen. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Officiers in Europa, im Orient, in Afrika und Amerika. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung. Gr. 8. 5 M.

Jahn, H., Aus Deutschlands großen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Erster Band. Bis zum Falle von Metz. Braunschweig, Albert Limbach. Gr. 8. 4 M.

Kappesser, O., Die Lehre der Bibel von der Arbeit. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz.) Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Mücke, Lic. theol., Anti-Janssen. Erster Band. Dritte Lieferung. Berlin-Schöneberg, Edwin Runge. Gr. 8. 60 Pf.

Runeberg, J. L., Fähnrich Stål's Erzählungen. Aus dem Schwedischen von A. Kempe. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. Gr. 8. 2 M.

Schwering, J., Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Neue Forschungen. Münster i. W., Coppenrath'sche Buchh. Gr. 8. 2 M.

Torney, F., Im Kriegsjahre 1870. Drama. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Volbehr, Th., Goethe und die bildende Kunst. Leipzig, E. A. Seemann. 8. 3 M. 60 Pf.

Weber, L., Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwickelung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie
und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von
Gustav Ratzenhofer.

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

„Ein umfassendes, grundlegendes und bahnbrechendes Werk, ein Markstein in der Geschichte der Staatswissenschaften." Vossische Zeitung.

„Unstreitig eine der interessantesten socialwissenschaftlichen Publicationen der neuesten Zeit." Leipziger Zeitung.

„Die Betrachtungen sind überaus geistvoll und anziehend." Die Post (Berlin).

„Wer dem Werk ein eingehendes Studium widmet, der wird sich durch die Bereicherung seines politischen Wissens und seiner politischen Einsicht reich belohnt finden." Hannoverscher Courier.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von
Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von
Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 10. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in zehnter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman
von
Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von
W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von
Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji
in vier Gesängen von
Ferdinand Gregorovius.

Sechste Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 37. — 12. September 1895.

Inhalt: Eine neue Schiller-Biographie. Von Adalbert Schroeter. — Zur Alterthumskunde. Von Richard Opitz. — Zur Länder- und Völkerkunde. Von Willi Ule. — Neue pariser Romane. Von Max Mann. — Bulgarische Volksdichtungen. Von Anton Schlossar. — Aus der religiösen Literatur. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine neue Schiller-Biographie.

Wieland sagt einmal, daß ein Dutzend Uebersetzer dem dreizehnten noch genug zu thun übrigließen. Natürlich! Denn jedes Ding hat sein Ideal und jedes Ding hat seine Zeit. Nur die Kunst aber pflegt Ideale zu erreichen. Geschichtschreibung ist Wissenschaft, nicht Kunst; verbindet sich dem Können des Gelehrten die Kunst des Schriftstellers, dann tritt das Ding in höhere Ordnung; aber ein Stück Relativität wird immer an ihm haften bleiben, das ist: der Schatten der Epoche des Erzählers. Das Jahr 1995 wird Schiller, um zur Sache zu kommen, mit andern Augen sehen, als wir ihn heut bei J. Wychgram sehen, der uns unter dem Titel: „Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt“ *) eine farbensatte Biographie unseres populärsten Classikers reicht. Denn außer einigem andern hat Schiller auch das vor Goethe, dem Größern, voraus: er ist populärer, ungleich populärer als Goethe; das hat er vor Goethe voraus, um das meinen lieben Brüdern von der „Goethe-Gemeinde“ freundschaftlich ans Herz zu legen: daß er gar keine „Gemeinde“ hat: er hat das Volk, er hat uns Alle. Das weiß Wychgram auch. So wendet er sich zuversichtlich an Schiller's Volk, das zwar weiter reicht als das Publikum des „Literarischen Centralblatts“, aber auch dieses doch immerhin einschließt. Es ist ein alter Plan des Verfassers gewesen, dem deutschen Volke eine Geschichte seines Lieblingsdichters zu schreiben, und er hat gewartet und Kraft gesammelt, bis er an die Aufgabe und in ihre Lösung hineingereift war. Nun darf er sagen, sein Buch beruhe auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage, d. h. also: auf den Quellen und auf der Kenntniß ihrer Zeit und deren leitenden Geistesmächten und herrschenden psychischen Strömungen. Die Solidität des Buches springt denn auch auf jeder Seite ins Auge. Allein das Sammeln und Aufspüren des secundären Materials (denn selbstverständlich bilden die Quellen das primäre) ist keine Kleinigkeit, und selbst die ergiebigsten Bibliotheken haben hier Defecte, deren Ausgleich des Forschers Arbeit oft nur der Zufall vergönnt. Und doch hat Wychgram die Grenzen seiner Forschung noch viel weiter gezogen: er hat seinem Werke eine staunenswerthe Fülle von Bildern und eine Menge Handschriften beigegeben. Er trifft durchaus unsere Meinung, wenn er sagt, nichts bringe uns die Menschen vergangener Zeiten menschlich so nahe, als ein gutes Bild, ein Brief, ein beschriebenes Blatt. „Sie sind da noch wirksam, wo das Wort des Erzählers die Grenze seiner Wirkung erreicht hat.“ Besser gesagt: sie leihen dem Inhalt des Vernommenen und Aufgenommenen festere bleibende Umrisse, die desto freundlicher im Sinne verweilen, je anmuthigere Formen mitgetheilt werden. Hier muß denn betont werden, daß nach dieser Seite das Buch so Hervorragendes wie Reizvolles bietet. Nur die Photographie der Dannecker-Büste verfehlt einen vollen und tiefern Eindruck. Am ansprechendsten sind die Brustbilder von Karoline Ziegler, Charlotte von Kalb, Dora und Minna Stock, Chr. G. Körner, Minna Körner (prachtvolle Wiedergabe), Frau von Stein (nach dem Porträt des Freiherrn von Imhoff; weniger gut ist das Pendant nach der Dora Stock'schen Originalzeichnung), Karoline von Wolzogen, Nannette Schiller, Emilie von Gleichen-Rußwurm, ferner die Bilder der Frau Fleck als Thekla, der Frau Bethmann als Maria Stuart und Phädra, der Frau von Staël, der Erbprinzessin Maria Paulowna. Die schönste der so zahlreichen bildlichen Beigaben bleibt aber doch das Porträt der Königin Louise von Preußen nach dem Bilde von Richter. Hoher Vortrefflichkeit erfreuen sich auch die Wiedergaben der für Schiller's Leben bedeutend gewordenen Oertlichkeiten, wie die des Schiller-Hauses in Gohlis, seines Gartenhauses in Jena u. s. w.

*) Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. Von J. Wychgram. Mit 48 Lichtdrucken und autotypischen Beilagen, sowie 266 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Kurzum, was die illustrative Bekleidung des Wychgram'schen Baues angeht, sie ist würdig seines monumentalen Charakters.

Die Ueberzeugung, wie nothwendig eine neue zusammenfassende Darstellung des Schiller'schen Lebenswerkes sei, hatte sich ja immer stärker Raum gebrochen, je weiter die Forschung des Tages über Palleske's von so warmer, idealer Begeisterung getragenes Werk und das tiefgrabende Buch Hofmeister's hinauswuchs. Da war es Brahm zuerst, der in die Bresche springen zu sollen meinte, und doch über Palleske höchstens durch objectivern Schliff der Fassung und durch reichern historischen Stoff hinauskam, während er in den meisten Partien an jener Empfindungsgemachtheit laborirt, die uns bei Malern so unliebsam berührt, die sich ohne Religion im Leibe zu religiösem Vorwurf zwingen. Dann folgten die Professoren Weltrich und Minor dem behenden Schriftsteller des Tages mit akademischer Methode „unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen"; Minor mit schöner, literarhistorischer Rundung seiner Darstellung, Weltrich nicht ohne Anmuth bald auf Flügelschuhen dahineilend, bald am Wanderstabe gemächlich weiterstrebend und für alle Fälle seine Begleiter auf das Lebendigste und Lehrreichste unterhaltend; jener — Minor — mehr mit der Sonde der historischen Mikroskopie Boden und Wurzeln, Blüten und Früchte zergliedernd; dieser — Weltrich — mehr ein Liebhaber ästhetischer Deduction und rhetorischer Farbenspiele. So wurde Brahm aus dem Vordergrund gedrängt; er hatte den ältern Rivalen nicht geschlagen und zeigte sich den neuern Adepten weder an Kunst noch Fonds, weder in der Temperatur noch in der feinern Mechanik der Analyse gewachsen. Eine vollendete Synthese nun der Sonderarten Minor's und Weltrich's bietet Wychgram, der das Material seiner Vorläufer souverän beherrscht und, ohne die Objectivität seiner Darstellung durch allzu kantige Gegenständlichkeit zu mumificiren, hinwiederum pathetischer Subjectivität und ästhetisirenden Solos abhold bleibt. Die Idealgestalt seines Herzens in ihrer schönen Menschlichkeit vor uns erstehen zu lassen aus dem Nährboden seiner Zeit und ihrer Geistessphäre und so zwar, daß sie sich von vornherein bis zum Ausgang allgemein verständlich gibt, das und kein anderes ist mit Hintansetzung seiner eigenen schriftstellerischen Persönlichkeit, die Brahm so weit in den Vordergrund drängt und auch Weltrich immer wieder mit liebäugelnder Selbstgefälligkeit monologisiren läßt, sein schönes Bestreben gewesen, und die reine, edle Linienführung seines Denkmals beweist in jedem Zoll, daß er seinem Vorsatz treu geblieben ist, seinen Helden zu geben, wie sein Leben und seine Werke ihn spiegeln, nicht wie sich sein Bildniß fixirt in der Auffassung einer Individualität, die mit jeder Faser sich abhängig erweist von den vorliegenden Acten, oder aber ästhetischen Dogmen und Principien. So steht der Wychgram'sche Bau vor uns in lichter Architektonik, aus deren geweihten Hallen in stiller Größe wol mit menschlichen, aber mild verklärten Zügen die Gestalt des Dichters tritt.

Um, unserer Gewohnheit gemäß, auch eine Probe des Wychgram'schen Stils zu geben, setzen wir die Bemerkungen hierher, mit denen er die Darstellung des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller einleitet:

> Freundliches Ineinanderspiel gleichgearteter Naturen, so kann man das Wirken der Freundschaft Schiller's mit Humboldt und mit Körner nennen. Liegt darin der außerordentliche Werth angedeutet, den diese Freundschaft für Schiller hatte, so dürfen wir doch zugleich auch die Grenze ihrer Wirksamkeit darin finden. So förderlich die Gedankengänge und die Anschauungen jener Freunde für Schiller gewesen sind, sie waren doch immer nur Bestärkungen der Richtung, die er einmal eingeschlagen hatte. Eine verehrungswürdige Fügung hat in dieser Zeit reifster Männlichkeit, sichern Gleichgewichts dem großen Dichter einen Freund an die Seite geführt, der bis dahin andere Wege gewandelt war, dessen geistige Wurzeln in einer ganz andern Weltanschauung lagen. Eine Gedankenwelt trat nun an Schiller heran, die zwar in ihren Bestandtheilen wol seinem umfassenden Geiste nicht fremd war, die aber, zusammengefaßt in einer gewaltigen Persönlichkeit, mit der vollen belebenden Kraft des Neuen auf ihn wirkte.
>
> Wir stehen wieder vor einem denkwürdigen Wendepunkte in Schiller's Leben, vor der Freundschaft mit Goethe. Und was wir hier einen Wendepunkt in Schiller's Leben nennen, das ist eine Epoche, eine der größten und denkwürdigsten, in der Geschichte deutschen Geistes und deutscher Bildung gewesen. Wir dürfen es ohne Ueberhebung sagen, daß keins der großen Völker, die mit uns den höchsten Zielen der Gesittung zustreben, eine Zeit aufzuweisen hat, in der die beiden großen Richtungen jeder Bildung so große Vertreter gehabt hätten, und vollends in der diese auseinandergehenden Richtungen sich so harmonisch zu gemeinsamer Wirkung verbunden hätten. Jenes Standbild Goethe's und Schiller's in Weimar ist das Symbol einer wahrhaft weltgeschichtlichen Zeit. Das Jahrhundert aber, das uns von jener Zeit trennt, ist ein flüchtiger Augenblick, gemessen an der unendlichen Wirkung, die von Schiller und Goethe ausgegangen ist.
>
> Scharf getrennt und selbst dem flüchtigen Blicke scharf unterscheidbar sind die Wege, die die beiden großen Männer bis dahin gewandelt waren. Wol kann man auch Goethe's Leben nicht kampflos nennen. Aber soweit äußere Schicksale in Betracht kommen, hatte ihm eine freundlich fördernde Sonne geschienen; von Sturm und Unwetter hören wir nichts, weder in der Kindheit und Jugend noch in den Mannesjahren. Keine Hemmnisse hatten ihm den Fuß gefesselt, wenn er ausschreiten wollte. Der Sohn des behäbigen frankfurter Bürgers hatte nie den Druck der Armuth kennen gelernt, nie den schwerern Druck gewaltthätigen Machtspruches, der das Wort erstickt, wenn es im Innern dröhnt und gärt. Frei, seiner Natur gemäß, hatte er singen und sagen, frei hatte er lernen und genießen dürfen, was Menschen und Natur ihm boten. Kein Zwang der Schule hatte ihn im steifen Banne willkürlicher Ordnung gehalten; und was gewaltsam, stürmisch, ja fast roh sich aus der Brust des Karlsschülers emporrang, das war der Goethe's in reichem, aber ruhigem Strome entflossen. In die vielgestaltige Menschenwelt war der sichere, schöne, liebenswürdige Jüngling mit heiterer Genußfähigkeit eingetreten, und mühelos hatte er die Früchte gesellschaftlicher wie literarischer Erfolge gebrochen. Die herbe Nothwendigkeit gewöhnlicher Berufswahl, die lange Jahre hindurch Schiller's Seele beunruhigte, blieb ihm erspart; ein Fürst rief ihn zu sich und bot ihm mit seiner Freundschaft einen nach Belieben dehnbaren Wirkungskreis und die gesicherte äußere Existenz, nach der Schiller sich ein Menschenalter lang hat abmühen müssen. In engem, aber geistig

hochstehendem Kreise richtete er sich behaglich ein, und in dem Augenblicke, da das Bedürfniß, die weite Welt zu sehen, in ihm mächtig wurde, durfte er ausziehen, um sie zu sehen. In langer, reifender Zeit durfte er vielfältige, reiche und selbstgewählte Anschauungen auf sich wirken lassen. Alles was er trieb und dachte, konnte er so wählen, wie es seiner eigenen Natur entsprach; kein Broterwerb, kein äußerer Zwang fesselte ihn an Gegenstände, die dem eingeborenen Triebe widerstrebten. Und sogar die keinem ersparte, von ihm selbst in berühmtem Worte ausgesprochene Erfahrung, daß niemand mit sich selbst und mit den andern sich unverworren halten kann, machte er nur in einem Maße durch, das an der Grenze des wirklich verwirrenden Conflictes wie von selbst innehielt: der glückliche Instinct, ein köstliches Gnadengeschenk der Götter, überhob ihn des zerrüttenden Kampfes.

Wir brauchen das alles nur zu sagen, um in unsern Lesern sofort den Vergleich mit Schiller zu wecken. Was Goethe in seiner geistigen Entwickelung erreicht hatte, freundlicher Fügung und der glücklichen ursprünglichen Anlage folgend, das hat Schiller erlangt in Kampf und Ringen. Strom und Wellen waren gegen ihn gewesen und in wildem Aufruhr hatten sie mehr als einmal gedroht, ihn hinabzureißen in ihre dunkeln Tiefen. Vergleicht sich Goethe in jenem schönen Gedichte mit dem Steuermann, mit dessen Herzen Wind und Willen nicht spielen, so dürfen wir Schiller mit einem Schwimmer vergleichen, der nur auf seiner Arme Stärke angewiesen ist. Und in diesem Kampfe, der zur beständigen Anstrengung der Kräfte aufforderte, erzeugte sich für Schiller die Nothwendigkeit, seine Kräfte zu kennen, mit wägendem Blicke ihre Größe und die Größe der Gefahr zu vergleichen. Selbstbesinnung lehrte ihn das Leben zu früher Stunde. Schon in den Mauern der Karlsschule wurde der Knabe, dem bunten Leben, das eine naive Hingabe ermöglicht und verlangt, entzogen, auf die Reflexion verwiesen. Und gar selbstpeinigende Grübelei blieb ihm nicht erspart. Frühzeitig beschäftigten ihn ethische Fragen. Frühzeitig wird vor allen andern Fähigkeiten eine durch die Noth des Tages in ihm geübt: der Wille. Wir erinnern hier an das früher angeführte sehr bezeichnende Wort, das er einmal den Lengefeld'schen Schwestern schrieb: „Es ist mir, als ob ich das Schicksal zwingen müßte." Freundlichen Schicksalen zu folgen, ist Goethe's heitere Lebenskunst gewesen, feindlichem Schicksale zu widerstehen, können wir als Schiller's weniger heitere Lebenskunst bezeichnen. Etwas von titanischer Ueberhebung haftet dem Kämpfenden in den ersten Stadien dieses Kampfes an; wie zu zeiten die bequemere Lebensauffassung Goethe's nicht frei ist von dem andern Gegensatze einer gewissen Mattigkeit:

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! so geh' du aus dem Wege!

Die äußere Gliederung des Wychgram'schen Buches ist so licht wie einfach. Es hat drei Bücher, die in dreißig Kapitel zerfallen. Wychgram betitelt sie prunklos: „In der Heimat"; „Wanderjahre"; „Neue Heimat". Das erste Buch umfaßt die Perioden des Aelternhauses und der Karlsschule; die „Wanderjahre" gliedert der Verfasser in folgende Kapitel: „Der Flüchtling"; „Bauerbach"; „Im Dienst der Bühne"; „Wirrnisse"; „Die Lösung"; „Rückblick"; „Leipzig"; „Dresden"; „Eintritt in Weimar"; „Charlotte von Lengefeld". So übersieht man also die Etappen des Schiller'schen Lebens in anmuthigster Deutlichkeit. Das dritte Buch führt uns dann in die „Neue Heimat" des Wanderers. In siebzehn gewichtigen Kapiteln erschöpft sich der unendliche Inhalt, soweit der Analytiker das Genie und sein Geheimniß zu erschöpfen vermag. Hier lauten die Signaturen, die Wychgram den Lebensepochen seines Helden verleiht: „Amt und Liebe"; „Erfüllte Hoffnungen"; „Hemmnisse"; „Die dänischen Freunde"; „In der alten Heimat"; „Politik und Philosophie"; „Goethe"; „Rückkehr zur Dichtung"; „Xenien und Balladen" (über die Bedeutung der Schiller'schen Ballade bin ich durchaus anderer, dem Verfasser ungünstiger Meinung); „Haus und Leben"; „Rückkehr zum Drama"; „Wallenstein"; „Das Lied von der Glocke"; „Maria Stuart"; „Jungfrau von Orleans"; „Häusliches und Persönliches"; „Die Braut von Messina"; „Wilhelm Tell"; „Aussichten, Entwürfe und letzte Arbeit"; „Der Ausgang". — So überschaut der Leser Grundriß und Aufriß des vortrefflichen Baues. Wie im Himmel, so sind auch in ihm viele Wohnungen. Lauter gute Geister walten darin, und gar keine Bestie. Man weiß ja, daß vor dem Sonnenblick des Genius, der hier herrscht, das Gemeine versank zu wesenlosem Scheine, daß über Schiller's Hochsinn ästhetische wie sittliche Greuel so wenig Macht gewannen, wie die Eumeniden über Orest.

So möge dem lichtvollen Buche im deutschen Volke ein freundliches Willkommen werden; möge es der deutschen Nation zum nationalen Besitzthum werden. Möge ihm im deutschen Hause ein ehrenvoller Raum werden, und der helle Stern, der seine sich in einfacher aber stolzer Vornehmheit gebende Schale schmückt, in jede deutsche Familie, wo man Schiller liest und Schiller lernt, sein reines Licht und lauteres Feuer strahlen.

Adalbert Schroeter.

Zur Alterthumskunde.

1. Orphens. Untersuchungen zur griechischen, römischen, altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion von Ernst Maaß, ordentlichem Professor der classischen Philologie in Marburg. Mit 2 Tafeln. München, C. H. Beck's Verlag. 1895. Gr. 8. 8 M.
2. Die sibyllinischen Bücher in Rom. Von Dr. Karl Schulteß. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 216.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895. 8. 1 M.
3. Von Athen zum Tempethal. Reiseerinnerungen aus Griechenland. Von Dr. Paul Brandt. Mit 24 Abbildungen. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann. 19. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Aus Pompeji. Von Dr. Ernst Ziegeler. Mit 38 Abbildungen, 1 Chromolithographie und 1 Karte. (Gymnasial-

Bibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann. 20. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. Gr. 8. 2 M.

5. Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern. Von Dr. phil. Hanns Bohatta. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann. 21. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. Gr. 8. 1 M.
6. Darstellung der Pflanzen in den Malereien von Pompeji von Dr. Orazio Comes. Autorisirte, vom Verfasser revidirte Uebersetzung. Stuttgart, E. Nägele. 1895. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.
7. Das Badeleben im alten Rom. Eine culturgeschichtliche Studie von E. M. vom Saal. (Kleine Studien, Wissenswerthes aus allen Lebensgebieten, herausgegeben von A. Schupp.) München, August Schupp. 1895. Gr. 8. 30 Pf.
8. Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums, zum Schul- und Privatgebrauch verfaßt von Dr. Franz Fröhlich. I. Die Römer. 3. Heft: 1. Publius Cornelius Scipio Africanus. 2. Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus Numantinus. Mit dem Bilde des Publius Cornelius Scipio Africanus. Zürich, F. Schultheß. 1895. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
9. Die Reitergruppe auf den römisch-germanischen Giganten-Säulen. Eine archäologische Studie von Dr. Gustav A. Müller. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck und Lithographie. Bühl (Baden), Actiengesellschaft Konkordia. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
10. Die Hügelgräber von Oberrimsingen. Ein archäologischer Streifzug von R. Forrer und Dr. G. A. Müller. Mit 5 Tafeln. Straßburg im Elsaß. Druck von Lohbauer in Zürich.

In der Alterthumswissenschaft ist in den letzten Jahren besonders stark eine Neigung zur Behandlung religionswissenschaftlicher Fragen hervorgetreten. Glückliche Funde haben namentlich über den Zusammenhang, der zwischen den christlichen und den antiken Jenseitsvorstellungen besteht, ein helles Licht verbreitet. Auf diese neuen Entdeckungen unsere Leser hinzuweisen, hat uns die Besprechung der „Nekyia" von Albrecht Dieterich im letzten Jahrgang d. Bl. Gelegenheit gegeben. Bei allen diesen Fragen spielen die orphischen Geheimculte und Mysterien eine wichtige Rolle. Wer aber ist dieser Orpheus, auf den all diese Vorstellungen zurückgeführt werden? Einen Beitrag zur Lösung dieser Frage bringt das jüngst erschienene Buch „Orpheus" von Ernst Maaß (Nr. 1). Es setzt sich aus verschiedenen scheinbar zusammenhanglosen Abhandlungen zusammen. Sie verfolgen aber alle den einen Zweck, den Einfluß der orphischen Religion und das Wesen ihres Urhebers festzustellen. Im Gegensatz zu der herrschenden Ansicht, daß Orpheus ein thrakischer Barbar sei, sucht Maaß ihn als ein nationalgriechisches Wesen zu erweisen. „Orpheus ein griechischer Gott" lautet die Ueberschrift seines zweiten Kapitels, das als die Axe des ganzen Werkes zu betrachten ist. Wie Maaß schon bei dem ersten Studium von Lobeck's „Aglaophamos" geglaubt hat, in der sogenannten orphischen Religion einige Entwickelungsstufen wahrzunehmen, so setzt er nun, nach weiterer Durchforschung der Quellen, fünf solcher Entwickelungsstufen an. Den Ausgangspunkt schildert er mit folgenden Worten:

Die orphische Lehre predigt und verlangt Reinerhaltung von jeder Art Befleckung und einen unbedingten Glauben an ein unsterbliches Fortleben der Seele, theils im Elysium, zusammen und in unmittelbarem Verkehr mit den chthonischen (d. h. unterweltlichen) Göttern, theils in der Höllenpein; dabei steht die Gestalt des Propheten und Gottes Orpheus im Mittelpunkt des Ganzen. Freventlich haben irgendwelche bösen Feinde — oder wilde „thrakische" Männer, nach der aus späterer Entwickelung aufgenommenen Fassung thrakische Mainaden — den einen Orpheus in unendlich viele Theile zerrissen und dies Gotteswesen in diese vielgestaltige Welt zerstreut. . . . Es ist ernste Wahrheit: durch die ganze Welt, durch alle ihre Einzelerscheinungen, ist der göttliche Orpheus, das älteste orphische Gotteswesen, vertheilt.

Diese orphische Lehre wird nun nach Maaß weiter beeinflußt, namentlich durch pythagoreische Anschauungen und durch die dionysisch-thrakische Religion. Es liegt in der Natur solcher Untersuchungen, daß sich die Art der Zusammenhänge sehr schwer beweisen läßt. Maaß selbst findet es auffallend, daß sich der griechische Gott dem thrakischen Dionysos untergeordnet hat, strichweise sogar zum Thraker geworden ist, während man das Umgekehrte erwarten sollte. Aber er glaubt, durch Hinweis auf analoge Erscheinungen dieses Bedenken beseitigen zu können. Der weitere Verlauf, wie nun der mit Orphischem durchsetzte Pythagoreismus eine neue Mischung einging und wie durch die platonische Philosophie die orphische Unsterblichkeit erneut vergeistigt und vollendet wurde, das läßt sich besser übersehen. Das letzte Stadium war dann der Uebergang zum Christenthum.

Der Masse mit ihrem Erlösungsbedürfniß verblieb die Gestalt des Orpheus, bis die neue Weltreligion von Osten her für die Mühseligen und Beladenen erschien und allmählich siegte, ja noch geraume Zeit nach der staatlichen Anerkennung des Christenthums, theils still und auf sich zurückgezogen (so in Athen), theils so, daß sich zwischen christlicher und orphischer Lehre und Hoffnung ein neuer Ausgleich, wie in frühern Zeiten zwischen orphischer und dionysischer Religion, durch Verschmelzung vollzog. „Das Christenthum hat sich vorahnend in Orpheus latent zu Christo bekannt" glaubten gewisse christliche Kreise mit Leidenschaft. Und auch die andern, die solche Ahnung und Erleuchtung des Heidenthums mit Recht in Abrede stellten — den innig schönen Kunsttypus des guten Hirten, der seine Lämmer weidet, haben sie von Orpheus auf Jesum Christum ruhig übertragen.

Wie aber Maaß den orphischen Glauben als nationalgriechisch in Anspruch nimmt, so weist er ferner darauf hin, daß auch der Isis-Dienst nicht ein geradezu barbarischer Cult gewesen, sondern aus dem hellenischen Alexandrien als ein längst durch die officielle Namensgleichung Isis-Io als halbhellenisch anerkannter Cult der übrigen Welt übermittelt worden sei. Dadurch verliert die allgemein gefaßte Behauptung, daß die Griechen wie die Römer leicht fremde Culte angenommen hätten, an Boden, namentlich soweit die Athener in Frage kommen. Diese ließen zwar den Paulus ruhig in ihrer Stadt gewähren, gaben aber doch seinen Worten nur in geringem Maße Folge. Der Stolz auf ihre ruhmvolle Vergangenheit trat auch hierin zu Tage. So kam es auch, daß in der römischen Zeit mit Vorliebe altehrwürdige Culte neu belebt wurden.

Ein gutes Beispiel dafür haben unlängst die Ausgrabungen des deutschen archäologischen Instituts zu Tage gefördert, indem auf dem Boden des athenischen Stadtmarktes in südlicher Richtung vom Areopag, in dessen nächster Nähe der Versammlungsraum der Iobakchen gefunden worden ist. Eine große Inschrift enthält die Statuten dieses privaten Cultvereins, die einen sehr interessanten Einblick in das Wesen solcher Körperschaften eröffnen. Daß Claudius Herodes, dem die Gesellschaft hoffnungsvoll das Priesteramt übertragen hat, zu der bekannten Familie von Wohlthätern Athens gehört, hat Maaß sehr wahrscheinlich gemacht. Daraus ergibt sich auch ein Anhalt für die Zeitbestimmung. Als Götter des Vereins, die bei gewissen Gelegenheiten durch Mitglieder des Thiasos dargestellt werden, erscheinen Dionysos, Kore, Palaimon, Aphrodite, Proteurythmos. Wenn wirklich, was Maaß zu beweisen sucht, der letztgenannte kein anderer ist als Orpheus, dann hatte dieser Cult orphischen Charakter. Wie die genannten Götter sich zusammengefunden haben, wäre noch genauer festzustellen. Die Annahme des Verfassers, daß Palaimon und Aphrodite sich zu der altathenischen Göttertrias später hinzu gefunden hätten, wird richtig sein, läßt aber die Frage nach der Ursache des angenommenen Vorganges noch unbeantwortet.

Wo aber sind Dionysos und Kore „orphisch" in Attika verehrt worden? Nach Maaß in der athenischen Vorstadt Agra an den kleinen Mysterien, die hauptsächlich diesem Götterpaare geweiht und jedenfalls orphisch waren. Auch in diesem Abschnitte bleibt noch manches problematisch, insonderheit das Verhältniß dieser athenischen Feier zu den verwandten großen Mysterien in Eleusis.

Im dritten Kapitel „Aus dem orphischen Hymnenbuch" unterzieht der Verfasser das Wesen der sogenannten Theologie, d. h. der Lobpreisung auf die Götter, einer genauern Untersuchung. Er mahnt auch hier, die Göttergestalten, insonderheit Apollo, historisch und analytisch zu entwickeln, und fordert im Hinblick auf die erhaltenen orphischen Hymnen die Mitforscher auf, nicht vornehm und verächtlich von orphischer Mache zu reden, sondern die Manieren der ältesten religiösen Dichtform der Griechen, die mit der Weise der ältesten Sakralpoesie überhaupt stimme, lieber erst zu lernen. „Die Zeit wird kommen", meint er, „wo die seit Gottfried Hermann mehr verachteten als erforschten orphischen Hymnen in ihrer Bestimmung und in ihrer Entstehung werden begriffen sein. Poesie soll man in ihnen nicht suchen. Aber bei methodischer Verwendung wird man dort eine für die Religionsgeschichte ergiebige Quelle finden." Möchte diese Hoffnung sich erfüllen! Wir hoffen mehr von neuen inschriftlichen Funden.

Die orphischen Hadesfahrten und die orphischen Vorstellungen vom Jenseits sind in den letzten Aufsätzen behandelt. Die Grabschrift des Sabaziospriesters Vincentius: „Iß, trinke, treibe Kurzweil und komme zu mir! Solange du lebst, handle gut; dies wirst du mit dir nehmen", gibt dem Verfasser Anlaß, über ähnliche Maximen und besonders über die Entstehung des Pessimismus in den altjonischen Staaten zu reden. An die Besprechung der „Niederfahrt der Vibia" — dies ist die Frau jenes Vincentius — schließt sich dann die Erörterung der im Culex, jenem apokryphen Gedichte Vergil's, niedergelegten Unterweltsvorstellungen. Daß das „Fegefeuer" der altchristlichen Kirche schon ein Bestandtheil der altorphischen Jenseitsreligion ist, zeigt Maaß an verschiedenen Beispielen. Ferner bringt er, um die von andern schon auf Grund namentlich der Petrus-Apokalypse gewonnene Kenntniß der antiken Höllenstrafen noch zu erweitern, neues Material herbei, wodurch zugleich mehrere schwierige Dichterstellen Licht empfangen. Ueberhaupt wollen wir hervorheben, daß die Untersuchungen des Verfassers nebenher auch auf literarischem Gebiete wichtige Ergebnisse liefern. Diesen Ruhm wird jeder den mit großer Gelehrsamkeit und mit großem Scharfsinn geführten Untersuchungen lassen, ebenso wie den, daß sie auch sonst aufklärend und anregend wirken. Gleichwol wird bei der Entschiedenheit, mit der sich der Verfasser vielfach in Gegensatz zu jetzt geltenden Anschauungen stellt, eine lebhafte Polemik vermuthlich nicht ausbleiben.

In die von Maaß behandelten Fragen spielt auch die Sibylle von Cumae mit hinein. Vergil hat, wie Maaß bemerkt, Orpheus durch die Sibylle ersetzt, die mit Tod und Unterwelt eigentlich gar nichts zu thun hat. Dante wieder hat zum Träger seiner Dichtung den Vergil gemacht. Auch das antike Orakelwesen ist heutzutage ein beliebtes Thema der Alterthumsforschung. Es war darum ein zeitgemäßer Gedanke von Dr. Karl Schulteß, diese Fragen in gemeinverständlicher Weise zu behandeln (Nr. 2). Schulteß ist wohl bewandert in der einschlagenden Literatur, über die er im Anhange auch Rechenschaft gibt. Wir können den klar geschriebenen Aufsatz zur Einführung in den Gegenstand wohl empfehlen. Gegen Ende kommt der Verfasser auch auf die jüdischen und christlichen Orakel zu sprechen. „Die ersten Christen haben diesen letzten Sibyllen-Dichtungen großes Interesse entgegengetragen und aus den angeblich uralten Gedichten den oft wiederholten Beweis erbracht, daß die Sibyllen eine Ahnung von Jesus Christus hatten. Die vierte Ekloge Vergil's that dann noch das Ihrige, um den unverdienten Ruhm der Sibyllen als vorchristlicher Prophetinnen zu erhöhen; deshalb hat auch die Osterchronik ihre Zahl auf zwölf abgerundet, wie die der Propheten und Apostel, und an der Seite Vergil's ist auch die Sibylle zu Weihnachten in die christlichen Kirchen eingezogen. Mit den verchristlichten Sibyllen hat sich auch die Kunst schon im Mittelalter viel beschäftigt, und aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammen die Bilder an der Decke der sixtinischen Kapelle und in der römischen Kirche Sta.-Maria della Pace. Hier hat sie Raffael als anmuthige Frauen dargestellt, die durch Engel die Offenbarung erhalten,

dort Michelangelo mit Büchern in den Händen, wie sie in ernste Betrachtung verloren, durch ihre Erhabenheit Ehrfurcht gebieten."

Von neuen Heften der „Gymnasial-Bibliothek" sind uns für ihre Zwecke am meisten willkommen die, die sich mit wichtigen Stätten des Alterthums beschäftigen. Der Verfasser der einen Reisebeschreibung: „Von Athen zum Tempethal", Dr. Paul Brandt (Nr. 3) hat an der Studienreise theilgenommen, die von badischen Gymnasiallehrern im Frühjahr 1892 unter der Führung von Professor Dr. Studniczka und Dr. Fabricius nach den classischen Stätten Kleinasiens und Griechenlands unternommen wurde. Wir nennen die in der Schrift hauptsächlich behandelten Orte mit der vom Verfasser gegebenen Charakteristik:

Eleusis, bis in die späteste heidnische Zeit der Sitz des uralten Mysteriendienstes, das Schlachtfeld von Platää, wo der die ganze europäische Cultur in Frage stellende Anprall der Barbaren endgültig dem freien Griechenthum unterlag, Theben, die sagenberühmte Stadt des Kadmos, Orchomenos, einst der Herrschersitz der mächtigen Minyer, Chäronea, das Grab der griechischen Freiheit, Delphi, der Sitz des einst weltumspannenden, fast weltgebietenden Orakels, Thermopylä, die Ruhmesstätte spartanischen Todesmuthes, und endlich das mit großartiger Wildheit idyllische Anmuth vereinende Tempethal.

Der Verfasser hat mit Geschick verwerthet, was er aus der Literatur und von seinen Gewährsmännern, zu denen sich für Eleusis der allezeit hülfsbereite Dörpfeld gesellt, eifrig erkundet hat. Mit empfänglicher Seele hat er das herrliche Land geschaut und auch über das Leben der Bewohner und die Erlebnisse der Reise manches berichtet, was zwar an sich nicht immer von Belang ist, aber doch die Darstellung belebt. Auffällig wird dem Leser erscheinen, daß wiederholt nicht ganz correcte Pläne aufgenommen worden sind. Schon S. 17 heißt es in der Anmerkung: „Danach wäre der Hertzberg'sche Plan zu verbessern", S. 64 aber gar: „Der beigegebene Plan der Thermopylen nach Hertzberg gibt nur die allgemeine Lage, nicht die Einzelheiten des Passes richtig wieder. Brauchbarer ist der Plan in Lübker's «Reallexikon»." Der Leser wird fragen, warum dann nicht ein besserer Plan beigegeben ist. Beifall werden die Momentaufnahmen finden, die der Verfasser einem Reisegefährten verdankt.

Aehnlichen Charakter hat die Schrift: „Aus Pompeji" von Dr. Ernst Ziegeler (Nr. 4), von dem wir früher schon die Schilderungen: „Aus Sicilien" anzuerkennen gehabt haben. Gerade über Pompeji, das schon so oft behandelt worden ist, ist es sehr schwer etwas Anregendes zu schreiben. Der Verfasser hat sich über seinen Gegenstand gründlich informirt, namentlich auch bei dem besten Kenner Pompejis, bei Professor Mau. Aber er hat die oft behandelten Dinge selbständig angeschaut und ihnen durch seine Darstellung Interesse zu verleihen gewußt. Nur gegen eine Stelle möchten wir Einspruch erheben (S. 63), wenigstens soweit sie sich auf die Römerinnen bezieht. Daß diese keine Bücher gehabt hätten, ist nicht zutreffend, noch weniger aber, daß sie „nicht einmal einen erheblichen Wechsel der Mode" gehabt haben. Dieser Behauptung stehen bestimmte Zeugnisse aus verschiedenen Zeiten, der des Plautus sowol als der des Ovid, entgegen.

Eine weniger dankbare Aufgabe als Brandt und Ziegeler hat Dr. Hanns Bohatta, „Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern" (Nr. 5), zu erledigen gehabt. Bei dem Fehlen bestimmter Zeugnisse ist es nicht immer leicht, den Unterschied der Erziehungsweise in den verschiedenen Perioden festzustellen. Es will uns scheinen, als ob diese Schwierigkeit den Verfasser bisweilen zu allzu allgemein gehaltenen Bemerkungen verführt habe, wie er denn auch gelegentlich eine specielle Angabe zu sorglos verallgemeinert. Nicht treffend ist der Gegensatz an folgender Stelle ausgedrückt: „Wurde der Unterricht in den gymnastischen Uebungen, zu denen der Körper in der Kindheit durch verschiedene Spiele vorbereitet war, ebenso der in Musik und der in Orchestik meist (?) im Hause ertheilt, so war für die Ausbildung in den Künsten des Lesens und Schreibens ein Lehrer bestimmt. Ueber die früheste Form der Schule wissen wir nur wenig. Ursprünglich saßen wol Lehrer und Schüler im Freien auf dem bloßen Erdboden (?) oder auf Steinen und suchten hier die Weisheit, der eine zu lehren, die andern in sich aufzunehmen u. s. w." Recht überflüssig erscheint die Bemerkung (S. 11): „Hauptaufgabe des Lehrers war natürlich, seinen Pflegebefohlenen Kenntnisse beizubringen." Nicht correct ist der Ausdruck (S. 12): „In der ersten Zeit war der Zutritt zu diesen Räumen erwachsenen Personen polizeilich strenge untersagt; später scheint dies (?) häufiger vorgekommen zu sein." Fast komisch nimmt sich folgende Bemerkung aus: „Das Reiten war im Alterthum in der That eine Kunst, die ziemlich schwer zu erlernen war, wenn man sich nicht mit den ersten Anfangsgründen begnügte." Wunderlich klingt auch diese Stelle (S. 29): „Erst die verschiedenen Schüler dieses Weisen (Sokrates) stellten von vornherein ihre Behauptungen auf, die sie dann als richtig zu begründen suchten, und fügten diese zu einem System zusammen, an dem sie und ihre Schüler festhielten." S. 71 ist nutrix schwerlich passend mit „Gouvernante" übersetzt.

Einen recht interessanten Gegenstand hat Dr. Orazio Comes, der Professor an der königl. landwirthschaftlichen Hochschule in Portici, in der „Darstellung der Pflanzen in den Malereien von Pompeji" (Nr. 6) behandelt. Nach einem Preise des antiken Kunstverständnisses wirft er in den Vorbemerkungen die Frage auf: „Aber sind die auf den Wänden Pompejis dargestellten Pflanzen die Erzeugnisse der Phantasie oder eine Wiedergabe des Wahren?" und entscheidet sich mit gewisser Einschränkung durchaus für die letztere Annahme. „Gehen wir in die Triclinien", sagt er, „so finden wir die gewöhnlichsten und die schön-

sten Früchte. So treu ist die Zeichnung, so frisch und lebendig die Farbe, daß wir beinahe versucht werden, die Hand auszustrecken, um sie zu pflücken. . . . In den Viridarien sehen wir Landschaften, Gärten, Obstbäume u. s. w., überall gewöhnliche Bäume, schön durch die Anmuth ihrer Formen, die Auserlesenheit ihrer Früchte. Es liegt in jenen Abbildungen soviel Wahrheit, daß man die in denselben dargestellten verschiedenen Zier- und fruchttragenden Pflanzen zu erkennen vermag, was ich für jede einzelne darzulegen hoffe." Der Verfasser zeigt weiter, daß in den Malereien der Ornamentstreifen, der Gesimse, in den Kränzen und Gewinden der Vierecke, in den Zierpflanzen der Säulenfriese sich der pompejanische Künstler zuweilen von der Wahrheit entfernt, jedoch nur soweit, daß sich der Originaltypus noch erkennen läßt. Dr. Comes hat sich nicht begnügt, nach den morphologischen Merkmalen die Pflanzen zu bestimmen, sondern hat in der Erkenntniß, daß oft ein Zusammenhang zwischen dem Gegenstande der Darstellung und den darauf vorkommenden Pflanzen besteht, auch mythologische und historische Thatsachen zur Erklärung herbeigezogen. In den dahin gehörigen Literaturangaben hat er Vollständigkeit nicht angestrebt. Er selbst spricht mit größter Bescheidenheit von seiner Arbeit, an die er im ganzen vierzig Tage gewendet hat. Wir zweifeln indeß nicht, daß seine botanischen Beobachtungen und Angaben, die wir nicht nachzuprüfen vermögen, sich als zuverlässig erweisen werden. Sehr zu bedauern ist aber, daß der ungenannte Uebersetzer seiner Aufgabe keineswegs gewachsen gewesen ist. Er hat die Namen alter Autoren sehr oft fehlerhaft, in halb oder ganz italienischer Form wiedergegeben und auch sonst manchen Schnitzer gemacht. Er schreibt z. B. Atenes für Athenaeus, Varrone für Varro, Trittolemus für Triptolemus. Wie wenig er Bescheid weiß, zeigen Sätze wie S. 30: „Esiodus (!) erzählt in seiner Teogonia (!), wie ihm, als er sich [dem] Helikon näherte, die Musen einen Lorberzweig anboten", oder S. 31: „Es genügt, an die Sage von Priamus (!) und Thisbe zu erinnern", oder S. 42: „Nach Pausanias wurde der Olivenbaum in Griechenland von der Tochter des Zenxis (für Zeus; italienisch Zensi = Zenxis) gepflanzt". Durch solche Fehler wird die Schrift arg verunstaltet.

Die Broschüre von E. M. vom Saal: „Das Badeleben im alten Rom" (Nr. 7) gibt sich als eine „culturgeschichtliche Studie", hat aber auf diesen Namen kaum Anspruch. Gelingt es dem Verfasser auch hin und wieder, ein lebendiges Bild nach bekannten Mustern zu entwerfen, so ist doch seine Sprache im ganzen viel zu nachlässig. Sehr bedenklich ist es doch, wenn er S. 6 sagt, daß man die Bäder „den Aedilen und Censoren als Polizeiorgane (!) für die Bäder unterstellte", oder gleich auf der nächsten Seite: „In der Folgezeit unterließ es kein Kaiser und nicht leicht ein nach Volksgunst und öffentliche (!) Aemter Begieriger, sich durch die Errichtung . . . kostspieliger Bäder . . . berühmt zu machen". Und nicht besser würde der Verfasser wegkommen, wenn wir seinen Beruf für solche Arbeiten danach beurtheilen wollten, daß er für piscina (d. i. Bassin) immer priscina sagt und die aldobrandinische Hochzeit (S. 13) unter die Denkmäler der römischen Plastik rechnet.

Noch in der Kaiserzeit bewunderte man in Liternum das dunkle, dürftige Bad, in dem der große Scipio, der Schrecken Karthagos, seinen von der Feldarbeit ermüdeten Körper zu waschen pflegte. Diesen großen römischen Feldherrn hat Dr. Franz Fröhlich im dritten Hefte seiner „Lebensbilder berühmter Feldherrn im Alterthum" (Nr. 8) behandelt und dazu den jüngern Cornelius Scipio. Wir haben auf diese frisch und anregend geschriebenen und darum als Lektüre für junge Leute wohlgeeigneten Publikationen schon früher hingewiesen.

Mit einer eigenthümlichen Gattung von Denkmälern beschäftigt sich das Schriftchen von G. A. Müller: „Die Reitergruppe auf den römisch-germanischen Giganten-Säulen" (Nr. 9). Der Verfasser, ein begeisterter Alterthumsforscher, hat sich in der betreffenden Frage bestens orientirt, verbaut sich aber, wie uns scheint, den Weg zu einer genauern Feststellung der Entstehung dieses Typus von vornherein dadurch, daß er allen Ansichten gerecht zu werden sucht. Hören wir sein zusammenfassendes Urtheil über die Frage: „Jupiter, Neptun, bestimmte römische Imperatoren — das sind die Personen, die wir in den Reitern der Gigantensäulen erkennen dürfen. Die jeweiligen temporären, historischen und localen Umstände haben hierin die Wahl getroffen. Gewiß halten wir zunächst mit Nachdruck an Jupiter fest; allein wir wollen auch die chronologischen und die den Neptun betreffenden mythologischen Beweismomente anerkannt wissen. Das letzte Wort überlassen auch wir getrost weitern Funden; solchen sehen wir in vielleicht gar nicht so geringer Zahl entgegen. Folgen wir Florschütz und erblicken wir in den Gigantenreitern, wie es (?) vorab der schiersteiner Fund uns belehrt, die Repräsentanten eines Kampfes und, wie wir beifügen, eines Sieges über barbarische Völker! Kampf und Sieg — das sind die geschichtlichen Begriffe, die uns die Gigantensäulen in Bezug auf die rheinischen Provinzen im Bilde zeigen. Im Gewande der Allegorie erscheinen uns diese Begriffe und wir wollen nicht verfehlen zu betonen, daß die allegorische Bedeutung bestehen bleibt, selbst in den Fällen, wo wir gezwungen sind, im Reiter eine bestimmte historische Persönlichkeit anzunehmen. Die Gigantengestalt ist hier das vermittelnde Moment zwischen Allegorie und Geschichte. Die Gottheit triumphirt über die Söhne der Erde, ihre Rolle hat Rom, das weltbezwingende Rom, gegen die nordischen Barbaren übernommen. Ob wir Neptun, ob Jupiter, ob einen römischen Cäsaren als Sieger über den Giganten erkennen, — die Gigantensäule ist und bleibt ein Denkmal römischer Herrlichkeit und Schlachtengröße."

Im Anschluß an diese Schrift erwähnen wir eine andere von Dr. G. A. Müller und R. Forrer gemein-

sam verfaßte Abhandlung, die uns zugleich mit jener zugegangen ist: „Die Hügelgräber von Oberrimsingen" (Nr. 10). Sie behandelt die Ergebnisse eines archäologischen Streifzuges, den die Verfasser den 23. August 1893 und die folgenden Tage im badischen Breisgau unternahmen zu dem Zwecke, einige Höhlen und Erdhügel auf ihren Inhalt und archäologischen Werth zu untersuchen.

Richard Opitz.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Der erste deutsche Afrikaforscher Fr. K. Hornemann, geb. 1772, gest. 1801. Von Dr. Adolf Pahde. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge, 10. Serie, Heft 222.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895. 8. 1 M.

Das Zeitalter der wissenschaftlichen geographischen Forschungen beginnt am Ende des vorigen Jahrhunderts. Von hervorragender Bedeutung für die Entwickelung der neuen Aera war unter andern die 1788 erfolgte Gründung der African Association in London. Durch sie wurde die Entschleierung des dunkeln Erdtheils mit Energie und zielbewußt in Angriff genommen und durch Aussenden wissenschaftlich vorgebildeter Männer gefördert. Unter den Männern, welche ihre Kräfte der Gesellschaft zur Verfügung stellten, war auch ein deutscher Gelehrter, Friedrich Hornemann, der so zum ersten deutschen Afrikaforscher geworden ist. Gerade vor 100 Jahren bot der damals erst 23 Jahre alte Hornemann der britischen Association seine Dienste an, die bereitwillig Annahme fanden, da, nach dem Urtheil der göttinger Professoren, Hornemann zu einer Forschungsreise wegen seiner geistigen wie körperlichen Fähigkeiten vorzüglich geeignet sein sollte. Im September 1797 kam er nach Kairo, wo er sich für seine Reise weiter vorbereitete, im September 1798 trat er seine Reise unter der Maske eines mohammedanischen Kaufmanns selbst an. Er schloß sich einer von Mekka heimkehrenden Pilgerkarawane an und ist mit dieser dann quer durch die Sahara, wahrscheinlich bis zum Niger, seinem eigentlichen Ziel, gelangt. Berichte über seine Reise liegen in Tagebüchern oder eigenen Aufzeichnungen und Briefen von Hornemann vor, für den letzten Theil der Reise allerdings nur in Mittheilungen eines fessanischen Kaufmanns. Hiernach ging die Reise von Kairo über die Oase Sinah nach Schiata, von dort weiter nach Mursuk, wo er sich längere Zeit aufhielt und einen Ausflug nach Tripolis unternahm, und schließlich von Mursuk über Kuka und Bornu nach dem Niger, wo er um 1800 verschollen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er im Frühjahr 1801 in der Landschaft Nupe am Niger der Dysenterie erlegen. Wenigstens läßt sich das aus dem Bericht jenes fessanischen Kaufmanns schließen. Ein tragisches Ende! Nur noch ein kurzer Weg trennte ihn von der Guineaküste, deren Erreichung Hornemann zu einem der ersten und bedeutendsten Durchquerer Nordafrikas gemacht hätte. Aber auch so ist seine Reise denkwürdig. Hat der kühne Forscher doch als der erste unter den Europäern den ganzen Norden der Ost-Sahara durchzogen und hat er doch über diese Gebiete uns viele wichtige und hervorragende Aufschlüsse gebracht! Mit Recht konnte der Verfasser am Schlusse seiner anregenden Arbeit darauf hinweisen, daß wir mit Stolz Fritz Hornemann den Unsern nennen dürfen. Es gebührt ein ehrendes Gedächtniß ihm, dem ersten deutschen Afrikaforscher.

2. Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerikas. Von Johannes Fastenrath. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 8 M.

Seit den Columbus-Festen sind nun fast drei Jahre verflossen. Doch der Herausgeber des vorliegenden Werkes geht gewiß nicht fehl, wenn er annimmt, daß gleichwol noch ein lebhaftes Interesse für diese Jubiläumszeit im Publikum vorhanden ist; und er wird mit einem Buche, das der Erinnerung an die großartige spanische Centenarfeier der Entdeckung von Amerika gewidmet ist, wol freundliches Gehör finden.

Fastenrath hat selbst an den großen Festveranstaltungen in Spanien theilgenommen und berichtet uns nun ausführlicher über das, was er dort gesehen und empfunden hat. Das Buch enthält aber außerdem noch eine Menge Excurse über Columbus selbst, sowie über eine Reihe von Erscheinungen, die mit seiner Person und seiner That in irgendwelchem Zusammenhang stehen. So finden sich Abschnitte über das vorcolombische Amerika, über die Atlantis, über die Frage: War Columbus ein Landsmann Napoleon's?, über die Cultur Cataloniens und Castiliens zur Zeit des Columbus, und ähnlichen Inhalts.

Mit überschwenglichen Worten preist Fastenrath die That des Columbus. Wahr ist es ja, daß seine Entdeckung auf die Geschichte der Völker, auf den Gang der Weltgeschichte von unabschätzbarem Einfluß gewesen ist. Und begreiflich ist es auch, daß die Spanier ihrem großen Entdecker „Blumenguirlanden gewoben" und seinem Andenken allerorten Ehrenpforten geweiht haben. Diese Stellung des Columbus im heutigen Spanien will uns der Verfasser schildern und er thut es ganz in jener südländischen Art der Ueberschwenglichkeit, die uns nüchternen Deutschen nicht immer anmuthet. „Ich will in diesen Blättern schildern", sagt der Verfasser im Vorwort, „wie Spanien Colón nicht blos Feste, sondern die Schläge seines Herzens weiht, denn die Personification des spanischen Genius und die Verkörperung der Geschichte Spaniens ist und bleibt Colón, der Schwärmer und Rechner,

der Abenteurer und Mystiker, der als der Erste dahin gelangt, wohin noch keiner aus eigenem Antrieb gekommen, und der eine gewaltige Atlantis, die noch schöner als sie die Dichter geträumt, für alle andern, nur nicht für sich entdeckt; ich will schildern, wie das Volk und die Gelehrtenwelt Spaniens heutzutage Columbus auffaßt". Das ist es, was der Leser in dem umfangreichen Buche finden wird. Die Begeisterung für den großen Genuesen, „den zu feiern eigentlich nur Spanien berechtigt ist, weil das kühne Unternehmen Colón's eine spanische That war, weil Spanien ihm die Schiffe gab, die ihm von anderer Seite versagt waren, weil Spanien 90 Helden besaß, die sich mit ihm auf das dunkle Meer hinauswagten", hat dem Autor die Feder geführt und sie ist es, die auch den Leser fesseln wird. Wer sich von jenen großen Tagen der Centenarfeier in Spanien ein rechtes Bild verschaffen will, der wird es in diesem Buche in ungeschwächtem Glanze finden.

3. Lebensbilder aus China. Schilderungen von Land und Leuten. Von Franz Jentzsch. Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Tractat-Gesellschaft. 1895. 8. 60 Pf.

Lebensbilder aus China! Man sollte meinen, daß ein Buch mit dieser Aufschrift thatsächlich nur eine Darstellung von dem Leben in China, von der Natur dieses Landes und seinen Bewohnern bringen werde und das noch um so mehr, als dem Titel die Worte „Schilderungen von Land und Leuten" zugefügt sind. Allein von alledem ist so gut wie gar nichts in dem Buche zu finden. Statt dessen werden theilweise recht triviale Stimmungsbilder gegeben, eingeleitet und abgeschlossen mit einem Bibelspruch, Stimmungsbilder, wie sie dem Autor bei seinem Aufenthalt nicht etwa unter den Chinesen, sondern eigentlich nur unter den Missionaren Chinas begegnet sind. Nur hier und da sind auch Land und Leute flüchtig geschildert. Wir wollen die hohe Culturaufgabe christlicher Mission nicht verkennen, glauben aber nie und nimmermehr, daß Frömmigkeit allein ausreicht, um im Dienst einer solchen Aufgabe wirksam sein zu können. Der Glaube allein thut es nicht, vor allem nicht, wenn er in so orthodoxer Form ausgeartet, wie es bei dem Verfasser der Fall ist. Um als Missionar segensreich wirken zu können, muß man in erster Linie die religiösen Vorstellungen der zu bekehrenden Heiden zu verstehen suchen, muß man zuerst Land und Leute studiren, ehe man an die Aufgabe der Mission selbst herangeht. Und wenn im Vorwort zu dem kleinen Buch geschrieben steht, daß diese Schilderungen sich zum Vorlesen in Jünglings- und Frauenvereinen eignen sollen, so muß ich gestehen, ist mir das völlig unverständlich, abgesehen davon, daß es dazu im Stil viel zu mangelhaft und in der Auffassung und Darstellung viel zu kindlich ist. Ich kann das nicht verstehen, weil das Buch weder Belehrung noch Anregung gibt. Unsern Missionaren ist im fernen Lande gewiß Gelegenheit gegeben, über Land und Leute wichtige Beobachtungen zu machen. Mögen sie denn auf Grund ihrer Wahrnehmung wirkliche Lebensbilder von dem Lande ihrer Thätigkeit entwerfen, damit sie auch unter denen, welche daheim für die Mission arbeiten, richtige Vorstellungen von den fernen Ländern erwecken.

Willi Ule.

Neue pariser Romane.

L'homme machine, der Mensch ist eine Maschine, meinten die Materialisten des vorigen Jahrhunderts in Frankreich, und heute könnte es für die Verfasser der psychologischen, realistischen und romantischen Romane heißen: die menschliche Gesellschaft, besonders aber die vornehme, ist eine Maschine. Das nun, was die einzelnen Theile dieser Maschine verbindet und die bewegende Kraft vermittelt, also ihre Armatur, das ist das Geld. Das Geld ist das Bindemittel, das die Glieder der vornehmen Welt zusammenhält: die Reichen, die es verschwenden, und die, die es nicht oder nicht mehr haben, und nun durch Spiel, Interessenheirath und andere verwerfliche Mittel es sich verschaffen wollen. Daher findet man dort jene seltsame Mischung von heruntergekommenen Adeligen, von reichen Emporkömmlingen und vornehm thuenden Abenteurern, die alle um des lieben Geldes willen nicht voneinander lassen können, und daher auch seit einigen Jahren in der Literatur ein wahrer Kreuzzug gegen die unheimliche Macht, mit der es Unheil stiftend die obern Klassen beherrscht. Dieser Kampf ist an sich nicht neu; schon Balzac hat ihn gekämpft. Auch beschränkt er sich keineswegs auf Frankreich, aber hier tritt er eben neuerdings mit einer Heftigkeit auf, die sich durch die Tüchtigkeit der Streiter erklärt. Zola mit seinem „L'Argent", Paul Bourget mit seinen „Mensonges", Gyp, der unerschöpfliche, ferner Henri Lavedan und Maurice Donnay, sie alle stürmen verwegen auf die Feste los. Doch die menschliche Tragikomödie kommt dabei nicht zu kurz. Gerade die, denen der Angriff gilt, lesen am eifrigsten die Schriften ihrer Gegner, und wie die Marquis sich einst an ihrem Conterfei aus Molière's Meisterwerkstatt ergötzten, freuen sich die modernen Ritter vom verrosteten Wappenschild und goldenen Kalbe des Spiegels, den man ihnen entgegenhält.

Zu denen nun, die ihre Fehler am schärfsten bloßlegen, gehört Paul Hervieu, der besonders durch seine Romane „Flirt" und „Peints par Eux-Mêmes" Aufsehen erregt hat und mit dem uns vorliegenden „L'Armature"*) sich als ein mit gewaltigen Mitteln ausgestatteter Kämpe erweist. „L'Armature" ist ein eigenthümliches Werk.

*) L'Armature. Von Paul Hervieu. Fünfundzwanzigste Auflage. Paris, Alphonse Lemerre. 1895. 8. 3 fr. 50 c.

Es läßt sich nämlich sein Inhalt zusammenhängend gar nicht darstellen. In neun Kapiteln, von denen jedes den Namen einer Person führt, gibt uns der Verfasser gewissermaßen eine Porträtgalerie, und das Werk wäre kein Roman, wenn die lose aneinander geknüpften Kapitel nicht in sinnreicher Weise durch eine leitende Idee beherrscht würden, die sich in der Person des allgewaltigen Finanzmanns Baron Saffre verkörpert. Dieser Saffre führt vermöge seines Reichthums alle am Gängelbande. Seine Tochter Marie-Blanche hat er an den Grafen von Grommelain aus altadeligem Geschlechte verheirathet. Sie reibt sich im Taumel der Gesellschaften und der Sinnenlust auf und erhält sich durch Morphium munter. Die Hand seiner zweiten Tochter, der von der Natur der Reiz körperlicher Schönheit versagt worden ist, hat er Olivier Bréhand gegeben, einem Kaufmanne, der sich emporgearbeitet hat. Dieser Olivier schreckt aus Furcht vor seiner Frau, die es sicher auf einen Skandalproceß ankommen lassen würde, jedesmal im letzten Augenblick vor der Sünde zurück. Die Sünde aber lockt ihn in der Gestalt der wunderschönen Fürstin Nagear, die gerade einen Geliebten von mindestens 80000 Franken Einkommen braucht. Nicht minder schön ist Catherine Saffre, die Schwiegertochter aus ahnenreichem Hause, die, um ihre Familie zu retten, den jungen Gelehrten Saffre geheirathet hat und dem ungeliebten Manne die Treue hält, um ihrer Abstammung keine Schande zu machen. Der Graf von Grommelain hat weniger strenge Grundsätze. Obwol er weiß, daß die Frau Gräfin ihn seit Jahren betrügt, sagt er kein Wort, denn er ist ja von ihr abhängig. Erst als er durch Erbschaft reich geworden ist, will er sich scheiden lassen, doch weiß ihn seine Schwiegermutter, die Baronin Saffre, durch Ueberweisung eines werthvollen Besitzthums umzustimmen. Endlich sind noch zu nennen Jacques d'Exireuil, ein Ehrenmann, dem das Messer an der Kehle steht, und seine Gattin Giselle d'Exireuil, die, um ihren Gatten zu retten, in einer Stunde der höchsten Verzweiflung willenlos das Opfer des alten Saffre wird. Die Zeichnung der beiden Exireuil's ist meisterlich, wie die Scene, in der Jacques die Schuld der Gattin erkennt. Die unglückliche Giselle ist eine Figur, die unsere ganze Theilnahme fordert. Den versöhnenden Abschluß bildet der Zusammenbruch des Saffre'schen Hauses. Saffre selbst wird irrsinnig.

Einer der stärksten Kampfgenossen Hervieu's ist Marcel Prévost, ein Gascogner von ungefähr dreißig Jahren, dem keineswegs etwa die sprichwörtlich gewordenen Eigenschaften seines Stammes anhaften, und der trotz seiner Jugend den Ernst und den durchdringenden Verstand des Sittenpredigers besitzt. Seine Romane „Le Scorpion", „Chonchette", „L'Automne d'une femme" werden allgemein geschätzt, sein neuester, „Les Demi-Vierges"*), liegt uns in einer anonymen deutschen Uebersetzung vor, die unter dem Titel: „Halbe Unschuld" erschienen ist. Der Inhalt ist schnell erzählt. Maxime de Chantel, ein reicher und ehrenwerther Landedelmann, hat im Seebade Maud de Rouvre kennen gelernt. Maud's Geist und Schönheit haben ihn derart bezaubert, daß er nach der Saison mit Mutter und Schwester nach Paris reist und um ihre Hand wirbt. Das kommt Maud, die ohne Glanz nicht leben kann, gerade sehr gelegen; sind doch die Mittel der De Rouvre's so erschöpft, daß sie sich kaum noch über Wasser halten können. Sie sagt also Ja, obwol sie weiß, daß sie damit den ehrlichen, ihr von Herzen zugethanen Maxime doppelt betrügt: denn nicht nur, daß sie ihn innerlich verabscheut, hat sie auch noch einen Geliebten, Jules de Suberceaux, dem sie am Hochzeitstage den Laufpaß zu geben gedenkt, aber mit der Aussicht auf Wiederanstellung in Amor's Diensten bei passender Gelegenheit. Soweit kommt es indeß nicht. Suberceaux in seiner Eifersucht entdeckt Maxime die wahre Natur seines Verhältnisses zu Maud, worauf sich Maxime im Innersten getroffen in die Einsamkeit des Landlebens zurückzieht. Maud rächt sich an ihrem Liebhaber, indem sie sich an einen widerlichen, aber steinreichen Juden wegwirft. Dies oder ähnliches könnte nun jeder Roman darstellen, was aber die „Demi-Vierges" auf die Höhe von „L'Armature" stellt, ist, abgesehen vom glanzvollen Stil, die Schilderung der Umgebung, in der die Heldin oder vielmehr die Hauptperson lebt: Lebemänner der schlimmsten Sorte, und Frauen und Mädchen, die nichts Lieberes kennen, als sich in verborgenen Winkeln allerhand Schlüpfrigkeiten ins Ohr zischeln zu lassen. Das wahre Gemüth und die wahre Unschuld kommen nur in Maxime's Schwester und in der kleinen Liedersängerin Etiennette zur Geltung, während Maxime's Freund und späterer Schwager Hector den Moralisten spielt, der angewidert mit philosophischer Ruhe auf all das lasterhafte Treiben herabsieht. Und doch — darin liegt eine Schwäche des Romans — nimmt dieser Sittenrichter daran Theil, und doch hält er, trotz seiner Sympathien für Maxime und dessen Schwester, Maxime vor dem verhängnißvollen Verlöbniß nicht zurück, wiewol er Maud's Beweggründe und ihre unsittlichen Beziehungen kennt! Hector hat eben zu lange den nivellirenden Einfluß der Moral jener Gesellschaftskreise an sich selbst erfahren. Zu schwach, den Tempel zu reinigen, läßt er die Dinge gehen, wie sie sind, aber wenn er einmal all des Treibens herzlich müde ist, dann erträumt er sich eine Unschuld vom Lande als Gattin und ein Leben in Gottes schuldloser Natur. Erkennen wir aber gerade darin nicht den Dichter selber wieder, der weltmüde an einen Freund schreibt: „Il y a des moments dans ma vie d'aujourd'hui où la faveur de l'atmosphère ambiante, la vulgarité des spectacles, la bassesse des âmes, tout ce qui environne et alimente cette vie, en un mot, me dégoute si cruellement que je souhaiterais tout lâcher d'un coup." Marcel Prévost hat seinen Roman übrigens auch in ein Bühnenstück um-

* Les Demi-Vierges. Von Marcel Prévost. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895. 8. 3 fr. 50 c.

gearbeitet, das vor einigen Wochen mit leidlichem Erfolge im Gymnase aufgeführt worden ist. Die deutsche Uebersetzung liest sich nicht ohne Anstoß und steht hinter der glänzenden Uebersetzung zurück, die Prévost's „Lettres de femme" unter dem Titel „Die Pariserinnen" im selben Verlage gefunden haben.

Von Paul Hervieu und Marcel Prévost zu Fernand Vandérem's „Charlie"*) bewegen wir uns in absteigender Linie. Dieser Roman ist kein Tendenzroman, wie die eben betrachteten, aber charakteristisch genug durch das Sittenbild, das er bietet. Er will nur das Problem lösen, ob ein junger Mann, Charlie Lehonce, der Freund eines ältern bleiben kann, nachdem er erfahren hat, daß dieser ältere, Favierres, seit Anbeginn ihrer Freundschaft der Geliebte seiner Mutter gewesen ist. Jeder unserer Leser würde da wol mit einem Nein gleich bei der Hand sein, allein Vandérem läßt die Wiedervereinigung der Freunde am Schlusse mit Sicherheit erwarten. Und das nimmt bei dem moralischen Gehalte seiner Personen auch nicht wunder, sind es doch, vielleicht mit Ausnahme von Frau Favierres, lauter Sünder und Sünderinnen gegen das sechste Gebot. Nun ließe sich über den Ehebruch noch reden, wenn er die Folge einer großen Leidenschaft wäre, die den ganzen innern Menschen packt und nach Sitte nicht, noch nach Gesetz und Macht fragt, aber die Sünde Favierres', des unter seinem Stande Verheiratheten, entwickelt sich aus einfachem Flirt um die elegante Dame aus höhern Kreisen, und Charlie sündigt, als er älter geworden ist, weil er kaum ein Unrecht darin sieht: così fan tutti. Geradezu empörend aber ist es, daß Favierres und Frau Lehonce Charlie, das unschuldige Kind, zum Liebesboten und zum Deckmantel für ihre verbotenen Zusammenkünfte benutzt hatten. Das müßte den Bruch zwischen ihm einerseits und Mutter und Freund andererseits unvermeidlich machen. Kann man das aber von einem erwarten, der selber kaum besser ist, als jene? Darf sich jemand zum Richter über die Sünde aufwerfen die er selber begeht?

Die drei Romane gewähren uns einen tiefen Einblick in jene vornehme pariser Welt, deren charakteristische Merkmale nach Marcel Prévost die sind, daß in ihr die religiösen und moralischen Gedanken nie zu leitenden Ideen werden. Man billigt oder verurtheilt dort nie im Namen eines höhern Princips, sondern im Namen der Convenienz. Die Convenienz aber deckt auch die Sünde zu. Wer jedoch glaubt, daß die, die sie an das Licht ziehen, in zu düstern Farben malen, braucht nur die Faits divers einer großen Tageszeitung zu studiren, um die einzelnen Thatsachen bestätigt zu finden, die der Dichter zu einem Gesammtbilde vereinigt. Vor zweierlei muß man sich dabei freilich hüten. Man darf den Dichtern nicht den Vorwurf der Immoralität machen. Dagegen schützt sie schon ihre moralische Absicht, die vorhandenen Schäden schonungslos bloßzulegen. Ferner darf man nicht verallgemeinernd sagen: so sind sie alle. Nichts wäre verkehrter als das. Freilich, groß bleibt das Uebel, und man kann verstehen, daß vor soviel Corruption Leute aus untern Ständen gewaltsam nach dem Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung streben. Ihre geistigen Mithelfer, die Mithelfer eines Ravachol und einer Louise Michel, sind Paul Hervieu und Marcel Prévost, sie mögen wollen oder nicht, und alles Protestiren würde ihnen nichts helfen.

Max Mann.

*) Charlie. Von Fernand Vandérem. Vierte Auflage. Paris, Paul Ollendorff. 1895. 8. 3 fr. 50 c.

Bulgarische Volksdichtungen.

Bulgarische Volksdichtungen. Uebersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Adolf Strauß. Wien, C. Graeser. 1895. 8. 10 M.

Die vorliegende Sammlung und Uebersetzung einer reichen Zahl bulgarischer Volkslieder sowol lyrischen als auch epischen Charakters verdient ganz besondere Aufmerksamkeit, einerseits deshalb, weil ein vorzüglicher Kenner der Sprache und des Lebens in Bulgarien die Sache in die Hand genommen und die Uebertragung abgefaßt hat, andererseits aber auch ihres Umfanges und ihrer Reichhaltigkeit wegen überhaupt. Adolf Strauß hat damit dem deutschen Leser, ja selbst dem Nichtdeutschen, welcher zu einer unserer großen Culturnationen zählt und der deutschen Sprache eher mächtig ist, als etwa des Bulgarischen, einen großen Dienst erwiesen, da durch die vielen gebotenen Stücke das ganze bulgarische Volksleben nach den verschiedensten Richtungen gezeichnet erscheint und in Verbindung mit der Einleitung und den sachlichen Anmerkungen vortreffliche Einblicke in die verschiedensten Verhältnisse desselben geboten werden.

Gerade die erwähnte Einleitung ist eine umfassende und bedeutende Arbeit für sich, sie macht uns nicht nur mit dem Volksleben Bulgariens bekannt, sondern zunächst auch mit den literarischen Bestrebungen, welche der Kenntniß desselben und hauptsächlich der Pflege der Volksdichtung selbst im Lande gewidmet waren und sind, wir erfahren von Organen solcher Bestrebungen, welche mit großer Achtung vor den Männern erfüllen müssen, die so zielbewußt die Forschung der Volkskunde ihres Stammes fördern. So lernen wir das große seit sechs Jahren in Sophia erscheinende Sammelwerk „Sborník" kennen, welches vom bulgarischen Unterrichtsministerium herausgegeben wird und von dem schon zehn Bände vorliegen, die in den competenten wissenschaftlichen Kreisen ihrer Reichhaltig-

keit wegen großes Aufsehen erregt haben. Strauß schildert die Sammelthätigkeit, die sich insbesondere auf dem Gebiete des Volksliedes schon seit 1815 geltend machte, da Vuk Karadžić die ersten bulgarischen Volkslieder seiner eigentlich den serbischen Liedern gewidmeten Sammlung einverleibte. Die bemerkenswerthesten Persönlichkeiten der bulgarischen Literatur überhaupt werden hierauf dem Leser vorgeführt und auch die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen epischen Volksdichtungen der Bulgaren besprochen. Hauptsächlich sind es die großen Heldenlieder von den „fünf Kindern" und von „Marko Kraljević", welche hier in Betracht kommen. Marko ist überhaupt die populärste Heldenfigur in der bulgarischen Volkssage, wir können „getrost sagen, daß er die getreue Copie des Charakters des bulgarischen Volkes ist". Es zeigt sich, „daß die jahrhundertelang geführten schweren Kämpfe des Volkes in der Person des Kraljević Marko vereinigt worden sind. Das Volk hat seine eigenen Kämpfe und Leiden in epischer Form aufgearbeitet". Auch über die Sagen, welche Marko behandeln, weiß der kenntnißreiche Verfasser viel Schätzenswerthes zu berichten.

Zur Erklärung der Koleda-Lieder folgt eine Schilderung und Erläuterung der Koleda-Feier in Bulgarien, welche zwischen dem 24. und 27. December stattfindet und sich somit an unser Weihnachtsfest oder an die alte Wintersonnenwendfeier anlehnt und zu derselben in Beziehung steht. Alle Uebungen und Anschauungen des bulgarischen Volkes, welche sich auf die Koleda beziehen, sind hier genau angegeben. Da in den Koleda-Liedern zahlreiche mythologische Gestalten eine Rolle spielen, so wird auch dieser sagenhaften Gestalten des Volksglaubens gedacht und der Verfasser wendet ihnen eingehende Aufmerksamkeit zu; es gehören zu diesen die sogenannten Sarnovilen (Waldmädchen), die Smeji (Personification der Wetterwolken), die Vetricen (Krankheitsgeister), die Judidi (Feen), die Vinlica (böse Geister) u. a. m.

Der letzte Abschnitt der Einleitung ist den übrigen bulgarischen Volksgebräuchen gewidmet; er schildert die Ehe und die Hochzeitsfestlichkeiten, welche zahlreiche ganz eigenartige Gebräuche aufweisen und bei denen ebenfalls Lieder gesungen werden; ferner bespricht der Verfasser die Uebungen beim Tode und bei Leichenbegängnissen; auch den Verstorbenen geleitet der Volksgesang und macht sich besonders in den „Todtenklagen" geltend. Zum Schlusse folgt noch eine Abhandlung über den musikalischen Theil der hauptsächlichsten Volkslieder Bulgariens unter Anführung verschiedener charakteristischer Melodien.

Damit erscheint die erwähnte Einleitung abgeschlossen, und die eigentlichen Lieder, welche der Herausgeber nach den Texten guter (stets von ihm genannter Gewährsmänner) übersetzt hat, schließen sich an und füllen nahezu 400 Seiten. Eine erstaunliche Mannichfaltigkeit bieten diese merkwürdigen Gesänge, in vielen tritt der Ton der Klage und Melancholie, in andern, besonders in den lebendigen epischen Stücken, Kampfes- und Heldenmuth, aber in einigen auch zarte Liebessehnsucht in den verschiedensten Varianten hervor. Die „Koleda-Lieder" eröffnen die Zahl, sie beziehen sich zum Theil auf die Verhältnisse in dem Hause, in dem diese Lieder und Liedchen zum Vortrage gelangen; auch Humor und Scherz kommen da häufig zur Geltung, mythischer Beziehungen und alter Volksmärchen wird in diesen Liedern, wie erwähnt, nicht selten gedacht; man höre das folgende Lied von Stojna und dem mythischen Drachen Smech:

Ja, den Smech, den liebte Stojna,
Liebte ihn mit großer Liebe,
Schon seit zwölf der langen Jahre.
Niemand wußte dies von Stojna,
Bis sie es nicht selber sagte.

„Mutter, komm, o liebe Mutter,
Sollst ein Wunder seh'n im Hofe,
Ein unglaublich Wunder sehen;
Wie den Smech geliebt hat Stojna
Schon seit zwölf der langen Jahre;
Und dies wußte niemand, Mutter!"

Ihre Mutter eilt ins Freie,
Doch sie sieht und findet nirgends
Ihre schöne Tochter Stojna,
Nur ihr Kleid, das schnurbesetzte,
Sieht sie oben in den Wolken.

So gemahnt auch das Koleda-Lied vielfach an den alten Volksglauben, an die gefeierten Helden Branko, Dojčo, Momčil u. a. und erzählt von Abentenern und merkwürdigen Begebenheiten, welche in der alten Anschauung des eigenartigen Volksstammes wurzeln.

Ganz besonders bemerkenswerth sind die volksthümlichen epischen Gesänge, welche die Sammlung enthält und die mit den „Marko-Liedern" zusammen in der Zahl von 56 Liedern vertreten sind. Wir lernen hier seit langer Zeit volksthümliche Helden, Kaiser, Haiduken, Wojwoden in ihrem Kämpfen und Leben kennen, mit ausführlicher epischer Breite berichtet das Lied von den verschiedensten Abentenern, an denen wol auch weibliche Heldinnen theilnehmen. Die Schilderung ist überall lebendig, oft von Begeisterung getragen. Wie sehr die Vorliebe für diese epische Gattung des Volksgesanges bei den Bulgaren eingewurzelt ist, zeigt der Umstand, daß sogar Kämpfe der neuesten Zeit schon ihre dichterische Behandlung erfahren haben, wie z. B. die gewaltige Darstellung der „Schlacht bei Plewna" nachweist. Die Lieder von „Marko Kraljević" — es sind hier 23 übertragen — weisen den bulgarischen Volkshelden in der verschiedenartigsten Beleuchtung seines stets hochgepriesenen Charakters. Alle diese epischen Gesänge sind ziemlich umfangreich; es ist deshalb nicht möglich, ihre Eigenthümlichkeit durch eine Probe zu illustriren.

Leichter und frischer, mitunter muthwillig angehaucht, erscheinen die „Hochzeitslieder", sowie die „Hochzeits- und Verlobungslieder". Hier ein kleines Beispiel:

Schloß die Maid ab ihre Thüre,
Was nun geb' ich, daß sie öffne?
Gab ihr eine süße Traube,
Doch nicht öffnet' sie die Thüre,
Und ich gab ein schönes Obst ihr,
Doch sie öffnet' nicht die Thüre.
Gab ihr einen jungen Burschen,
Gleich schloß auf sie ihre Thüre.

Bemerkenswerth erscheint es, daß selbst diese doch für heitere Stimmung berechneten Hochzeitslieder mitunter einen elegischen Ton aufweisen wie:

Eiche, dunkle Eiche
In des Waldes Grund,
Sieh, dein Laub, das bleiche,
Welkt zu früher Stund'.

Ich auch welke, leide,
Noch an Jahren jung,
Warum schwinden beide
Wir dahin so jung? u. s. w.

Die „Heiligenlieder", welche noch in dem Bande enthalten sind, tragen den legendarischen Charakter und an morgenländische Märchen gemahnen die gebotenen drei „Lieder der mohammedanischen Bulgaren". „Gelegenheits- und Horolieder", letztere solche, die bei dem Horotanze gesungen werden und die oft überaus rührenden „Todtenklagen" schließen diese vom ethnographischen und volkskundlichen Standpunkte höchster Beachtung würdige Sammlung ab. Die „Anmerkungen" am Schlusse sind eine wesentliche zum Verständniß der Lieder wichtige Beigabe.

Anton Schlossar.

Aus der religiösen Literatur.

1. Der biblische Wunderbegriff. Von E. Ménégoz. Mit Nachträgen deutsch von August Baur. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1895. 8. 80 Pf.

Die hier in deutscher Uebersetzung herausgegebene Abhandlung verdankt ihre Entstehung der an der pariser protestantisch-theologischen Fakultät bestehenden Sitte, das Studienjahr durch die öffentliche Vorlesung eines Fakultätsmitgliedes zu eröffnen. Der Verfasser, der seine im November v. J. so gehaltene Vorlesung in der vorliegenden Uebersetzung durch eine Reihe werthvoller Nachträge bereicherte, hat noch im letzten Jahr durch ein Werk über „Die Theologie des Hebräerbriefs" sich als tüchtigen Gelehrten erwiesen und erhärtet diesen Ruf durch die neuerdings gebotene Gabe.

Vor allen Wortklaubereien und Verdrehungskünsten einer übelberathenen Apologetik sich sorgfältig hütend, untersucht Ménégoz das Wesen des biblischen Wunderbegriffs und weiß trotz dem von dem herkömmlichen Gleise ziemlich weit abweichenden Ergebniß die für die religiöse Betrachtung entscheidenden Punkte sicherzustellen.

Was ist nach der Bibel das Wunder? Wie haben es die heiligen Schriftsteller sich vorgestellt? Welchen Begriff haben sie damit verbunden? — Das ist's, worum sich die Untersuchung dreht. Die Macht, Wunder zu thun, besteht nach dem Verfasser in der Herrschaft über die Naturkräfte. Die Naturordnung beugt sich vor einem überlegenen Willen, und dieser Wille ist im letzten Grunde der Wille Gottes. In den Wundern, die sie berichten, haben die biblischen Schriftsteller keine natürliche, einfach überraschende, in Erstaunen setzende außerordentliche Ereignisse gesehen, sondern Ereignisse, die dem natürlichen Verlauf der Dinge zuwiderlaufen, wir würden heute sagen: die den Naturgesetzen widersprechen. Eine Heilsbedingung hat aus dem Glauben an diese Wunder die Heilige Schrift nicht gemacht. Schon weil zu der Zeit ihres Geschehens alle Welt an die Wunder glaubte, konnte es niemand einfallen, in solchem Glauben eine Gott wohlgefällige Herzensbeschaffenheit zu sehen. Eben deshalb kann aber auch von niemand im Namen des Evangeliums verlangt werden, den Wunderbegriff so anzunehmen, wie er sich in seinem zeitgeschichtlichen Gewand aus den biblischen Schriften ergibt. Und ebenso gewiß ist, daß eine Orthodoxie, welche das Wunder auf ein im Grunde natürliches Geschehen zurückführt oder auf das die ganze Natur durchdringende göttliche Mysterium verweist, den Wundercharakter der Erzählungen, die sie zur Anerkennung bringen möchte, nicht befestigt, sondern vielmehr abschwächt. Wenn etwas natürlich verläuft, so ist es eben kein Wunder. Und wenn alles ein Wunder ist, so ist nichts ein Wunder. Aber auch die um wissenschaftliche Einwürfe unbekümmerte runde Erklärung, an eine ausnahmsweise, den Naturgesetzen widersprechende Thätigkeit Gottes zu glauben, führt nicht zu dem gehofften Ziele. Durch das praktische Verhalten derer, die so reden, in den alle Tage aufstoßenden eigenen Begegnissen setzen sie sich selbst in Widerspruch mit ihren Aeußerungen.

Will man die Idee, welche den Kern der biblischen Wundererzählungen bildet, herausschälen, so ist es der Glaube, daß Gott unter gewissen Umständen unmittelbar in den Lauf der Dinge eingreift. „Er stillt einen Sturm, er heilt einen Kranken, er ernährt Verhungernde, er befreit Gefangene, er weckt Todte auf. Dies ist der religiöse Glaube, die innerste Ueberzeugung der heiligen Schriftsteller." Diese Ueberzeugung findet ihren Ausdruck im Wunderglauben der Zeitgenossen, Fromme und Gottlose glaubten an die Wunder, und die mündliche Ueberlieferung war geneigt, deren außerordentliches Wesen noch zu steigern. Für unsern religiösen Glauben ist die Geschichtlichkeit der erzählten Thatsachen minder wichtig, als deren Deutung durch die Berichterstatter. Denn ließe sich auch allenfalls die Geschichtlichkeit nachweisen, so wäre damit noch nicht der übernatürliche Charakter erwiesen. Also darf man

sich die Unmöglichkeit des Wunderbeweises nicht verhehlen. Dagegen hat der Glaube einen eigenen, von der Geschichtlichkeit des Berichts, durch welchen er angeregt ist, unabhängigen Werth für sich, nämlich einen religiösen Werth, und es handelt sich demnach hier mehr um eine psychologische, als um eine historische Untersuchung. Im Wunderglauben lebt die religiöse Wahrheit. In ihm enthüllt uns Gott seine verborgene, geheimnißvolle Thätigkeit in der Welt. Und in diesem Gedankenkreis ist das Zeugniß Christi für uns die höchste Offenbarung der Wahrheit. Der religiöse Glaube hat nichts mit der Wissenschaft zu thun, sondern hat seinen Ursprung in einem innern, unmittelbaren Zeugniß, in dem gottgewirkten Zeugniß des Gewissens; das inwendige Zeugniß des heiligen Geistes ist der letzte Grund unseres Glaubens, die Norm unseres Urtheils in religiösen Dingen. Und weil sich uns nach diesem Zeugniß in Christi Thun und Wesen Gottes Herz enthüllt, so ist auch sein Wort uns Gottes Wort. Er aber lehrt uns Gott vertrauen und zu ihm beten als zu unserm Vater. Was der dann an uns thut als an seinen Kindern, das ist durch kein Naturgesetz angezeigt, bedeutet jedoch ebenso wenig eine Verletzung der Naturgesetze, sondern eine Nutzbarmachung des Schöpfungswerks im Dienste des Gnadenwerks, dem Deterministen ein Wunder im eigentlichen Sinne, und doch ein Wunder, wie wir es täglich vollziehen, wenn wir die Gesetze der Natur in den Dienst unseres Willens stellen. Nur daß für die Alten das Wunder ein Eingriff Gottes ist in den natürlichen Lauf der Dinge, ein den Naturgesetzen zuwiderlaufender Act, für uns eine freie, göttliche, den Naturgesetzen gemäße That.

So wird in der Frage des Wunders der exacten Naturwissenschaft eine ebenso freie, ehrliche, offene Aufnahme bereit gehalten, ohne das geringste Mistrauen, wie andererseits dem religiösen Glauben volle Rechnung getragen wird. Ménégoz schließt:

Unsere Theologie erklärt sich für die Selbständigkeit der Wissenschaft und deren absolute Unabhängigkeit von der Bibel; und sie fordert für den Glauben eine ebenso völlige Unabhängigkeit von der Wissenschaft. Sie glaubt an die Unveränderlichkeit der Naturgesetze und weist jede Lehre zurück, die im Namen der Religion die Verletzung dieser Gesetze predigt; und sie glaubt an die Vaterschaft Gottes und weist jede Lehre zurück, die im Namen der Wissenschaft die göttliche Vorsehung und die Erhörung des Gebets leugnet.

2. Die Humanität nach ihrem Wesen und ihrer Entwickelung. Eine Wanderung durch die Geschichte. Von W. Stahlberg. Prenzlau, Th. Biller. 1895. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Die vorliegende Schrift hat es unternommen, nach einer Erörterung der Humanitätsidee die wichtigsten Erscheinungen der Geschichte, der Personen und Völker, Ereignisse und Zustände, zeitlich geordnet unter den Gesichtspunkt der Humanität zu stellen und damit von der Entwickelung dieser umfassenden Idee ein Bild wenigstens in den Hauptzügen zu gewinnen. Der Verfasser selbst erinnert in der Vorrede an eine Stelle aus Ranke's „Weltgeschichte", wo der berühmte Historiker schreibt:

Neben und über der Geschichte vindicire ich der allgemeinen Geschichte ihr eigenes Princip, das des gemeinschaftlichen Lebens des menschlichen Geschlechts, welches die Nationen zusammenfaßt und beherrscht, ohne jedoch in demselben aufzugehen. Man könnte es bezeichnen als die Bildung, Erhaltung, Ausbreitung der Culturwelt. Diese umfaßt zugleich Religion und Staat, die freie, dem Ideal zugewandte Entwickelung aller Kräfte. Sie bildet den vornehmsten Erwerb und Besitz des menschlichen Geschlechts, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und vermehrt. Sie begreift alle die Kenntnisse, die, einmal erworben, nicht untergehen, die allgemeinen Begriffe von Moralität und Recht, die zwar angeboren sind, aber entwickelt sein wollen, überhaupt ein Mitgefühl dessen, was dem Menschen als solchem Ehre macht und geziemt. Die Universalgeschichte besteht aus der Geschichte unabläßigen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit, die universalhistorische Bewegung ist ein lebendiges Etwas, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt.

Mit Recht sieht der Verfasser in diesem lebendigen Etwas die Idee der Humanität, die mit dem Menschen gegeben ist und mit dem Menschengeschlecht sich entwickelt.

Gestützt auf die einschlagenden Arbeiten von Carriere, Eicken, Hase, Hettner, Lübke, Ranke u. a., führt uns Stahlberg die Humanität des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit vor, für das Alterthum nach Völkern (China, Indien, Aegypten, Semiten, Perser, Griechen, Römer) scheidend, für das Mittelalter weniger übersichtlich seinen Gegenstand behandelnd unter den Ueberschriften: „Christenthum", „Katholische Kirche", „Morgen- und Abendland", „Staat und Gesellschaft der abendländischen Christenheit", „Das geistige Leben in Kunst und Wissenschaft", „Erfindungen und Entdeckungen", für die Neuzeit dem Zeitalter der Reformation („Kirche und Reformation", „Staat und Gesellschaft", „Geistiges Leben, Wissenschaft und Kunst"), dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung („Staatliches Leben", „Die Aufklärung in England und Frankreich", „Aufklärung und Humanität in Deutschland", „Kirche und Aufklärung") und der Gegenwart besondere Abschnitte widmend („Entwickelung der politischen Freiheit", „Bewegungen auf dem Gebiete der Arbeit", „Fortschritte der humanen Bildung", „Zustände der christlichen Kirche", „Humanität der Gegenwart").

Der reiche, ja überreiche Stoff ist gründlich und anregend bearbeitet worden, der Verfasser zeigt sich seiner Aufgabe durchaus gewachsen, das Urtheil ist selbständig, der Tadel maßvoll und nie verletzend, die Auffassung echt geschichtlich, das Ganze von einem wohlthuenden idealen Hauch durchweht. Daß der modernen Arbeiterbewegung, überhaupt der heutigen socialen Frage besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, ist nicht mehr als billig. In kirchlichen Fragen nimmt der Verfasser keinen ausschließenden Parteistandpunkt an, verleugnet aber auch nicht den guten Protestanten. Bei der Besprechung politischer Dinge aus der Gegenwart zeigt er sich als warmen Patrioten, ohne sich deshalb dem internationalen Gedanken schroff zu verschließen.

In die Zukunft eröffnet uns Stahlberg einen freundlichen Ausblick, der mit frischem Muth erfüllen kann für die Aufgaben der Gegenwart. Die moderne Humanität ist die der Gesellschaft und als solche eine vorwiegend praktische. Daraus ergibt sich, daß der humane Sinn, die Selbstveredelung des Individuums, die Hingabe an das Gemeinwohl und die Anerkennung des Menschheitsgedankens in der That gewachsen sind. Was wußten die hochgebildeten Griechen vom allgemeinen Menschenthum, von der Verwerflichkeit der Sklaverei, von dem Adel der Arbeit, von der Würde des Weibes? Was wußten sie vom Erbarmen gegen Elende und Verkommene, von Blindenanstalten, oder gar von Verordnungen gegen Thierquälerei? Was wußten sie überhaupt von dienender Liebe, von freien Anstalten der Humanität, von alledem, was wir heute unter den Werken der Innern Mission oder unter den Zwecken der Genfer Convention verstehen? Nein, es gibt auch einen sittlichen Fortschritt in der Welt. Sind zu tief eingewurzelten alten Schäden neue Krankheiten gekommen, die Gefahren des Militarismus, des Kapitalismus, des Anarchismus: jede Zeit hat für ihre besondern Mängel auch ihre besondern Heilkräfte, die im Daseinskampfe stetig wachsen. Schließlich verbleibt der Sieg doch der Vernunft und Liebe, dem ewig Wahren, Guten, Schönen. Wir brauchen den Glauben an die Menschheit nicht zu verlieren, wie der verbissene Pessimist; wir dürfen hoffen und vertrauen. Das goldene Zeitalter, es liegt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft.

Karl Lallmann.

Feuilleton.

Im Juni dieses Jahres erschien im Teubner'schen Verlag in Leipzig eine neue „Geographische Zeitschrift", herausgegeben von dem leipziger Geographen Professor Dr. Alfred Hettner. Die Gründung dieser Zeitschrift basirt auf einer sehr gesunden Idee. Der Herausgeber will ein Organ schaffen, das die Fortschritte des geographischen Wissens und die Veränderungen der geographischen Zustände in übersichtlicher Weise zusammenfaßt und, in verständlicher Sprache dargestellt, zu allgemeiner Kenntniß bringt. Ein solches Organ fehlte in der That. Hettner kommt daher mit der Herausgabe seiner Zeitschrift einem wirklichen Bedürfniß entgegen, und zwar um so mehr, als gegenwärtig ein außerordentlich reges Interesse für die geographische Wissenschaft in allen Kreisen vorhanden ist. Der lebhafte Verkehr zwischen den einzelnen Völkern der Erde und zugleich die innige Berührung mit fremdartigen Ländern durch den überseeischen Handel, sowie durch die Ausdehnung unseres Colonialbesitzes lenkt die Aufmerksamkeit des Menschen mehr denn je auf die geographischen Erscheinungen, deren Erforschung und wissenschaftliche Behandlung in den letzten Jahrzehnten nach Methode und Inhalt ganz neue Bahnen betreten hat. Doch mit der Zunahme des Interesses hielt die Erweiterung des geographischen Verständnisses nicht gleichen Schritt. Das Wesen und der Werth der modernen Geographie sind noch immer nicht völlig erkannt und begriffen, die Fortschritte der wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiete noch wenig über die Kreise der Fachmänner hinausgedrungen. Auch da will die Zeitschrift eintreten, sie will Gegenstände von allgemeinerm Interesse, wichtige Probleme aus allen Theilen der Geographie, bedeutsame Errungenschaften der geographischen Forschung auf wissenschaftlicher Grundlage erörtern, sie will außerdem Charakteristiken einzelner Erdräume, sowie abgerundete Studien über den Zusammenhang der Erscheinungen, die die Natur eines Landes ausmachen, geben. Ferner Uebersichten über Veränderung auf geographischem Gebiete bringen, und schließlich auch wichtige methodische Fragen besprechen. Schon das erste Heft lehrt, in wie vortrefflicher Weise der Herausgeber dieser vielseitigen Aufgabe gerecht zu werden versteht. Hettner selbst leitet seine Zeitschrift durch eine beachtenswerthe Abhandlung über „Geographische Forschung und Bildung" ein. Als eine geographische Erläuterung eines Ereignisses der Zeitgeschichte folgt dann ein belehrender Aufsatz über den Frieden von Schimonoseki in seinen geographischen Beziehungen aus der Feder des besten Kenners Ostasiens, des Freiherrn von Richthofen. Gewiß ist auch die nächste Arbeit von Brückner über den Einfluß der Klimaschwankungen auf die Ernteerträge und Getreidepreise in Europa von allgemeinem Interesse. Es folgen noch Berichte über den letzten Geographentag in Bremen von Hettner, Ule und Diese, dann eine Zusammenstellung geographischer Neuigkeiten von Fitzau und schließlich Bücherbesprechungen, die sich durch Kürze auszeichnen und den Leser vor allem über den Inhalt der Bücher unterrichten sollen.

So führt sich die neue „Geographische Zeitschrift" durch den innern Gehalt ihres ersten Heftes gewiß in den interessirten Kreisen von selbst ein. Daß der Inhalt auf dieser Höhe auch in Zukunft sich erhalten wird, dafür bürgt uns der Name des Herausgebers, dafür bürgen uns auch die Namen der Mitarbeiter, unter denen nicht wenige von gutem Klange sind. Möge die Zeitschrift denn „ihren Zweck erfüllen, möge sie in der geographischen Lesewelt Beifall finden und die Freunde erwerben, deren sie zu gedeihlicher Wirksamkeit bedarf". Mit diesem Wunsche des Herausgebers wollen auch wir die Zeitschrift dem Leser empfehlen.

Bibliographie.

Andachtsbuch der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes. Deutsch und slavisch unter Berücksichtigung des griechischen Urtextes von A. Maltzew. Berlin, Karl Siegismund. 8. 12 M.

Brieger, A., Ausgewählte Gedichte. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Buchwald, Gustav und Ina v., Villa Möhl und mehr. Zweite Auflage. Leipzig, Rob. Friese. Gr. 8. 2 M.

Lenz, O., Ueber Geld bei den Naturvölkern. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach). Neue Folge. Nr. 226.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). Gr. 8. 60 Pf.

Proelß, Sera, und Raschke, Marie, Die Frau im neuen bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh. Gr. 8. 40 Pf.

Richter, W., Die deutschen Kolonien. Paderborn, Junfermann'sche Buchhandlung (A. Pape). 8.

Steinhausen, G., Der Wandel deutschen Gefühlslebens. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Nr. 225.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Stoeßel, A., Brandung. Novelle. Leipzig, Rob. Friese. 8. 2 M.

Torrund, Jassy, Was das Leben bringt. Novellen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 16. 1 M.

Zobeltitz, H. v., Die Kronprinzenpassage. Roman. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 8. 7 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sterne.

Grundzüge der Astronomie der Fixsterne.

Von

P. Angelo Secchi.

Mit 78 Abbildungen in Holzschnitt und 9 Tafeln in Farbendruck, Lithographie und Stahlstich.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 34. Band.)

Der berühmte italienische Astronom Pater Secchi hat in diesem Werke die Ergebnisse seiner Wissenschaft in solcher Weise zusammengestellt, dass der Leser eine Vorstellung von der Unermesslichkeit und Mannichfaltigkeit des Weltalls zu gewinnen vermag. Namentlich wurde auch den wichtigen Fragen und Untersuchungen der letzten Zeit eingehende Erörterung zutheil. Das sehr empfehlenswerthe Werk ist mit vorzüglichen instructiven Abbildungen aufs reichlichste ausgestattet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von **Rudolf von Gottschall.**

Zwölf Theile. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der „Neue Plutarch“ bietet eine Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten der Geschichte, Literatur und Kunst aus der neuern Zeit, von der Reformation bis zur Gegenwart.

Inhalt:

I.

Martin Luther. Von Heinrich Rückert.
Oliver Cromwell. Von Reinhold Pauli.
Heinrich IV. von Frankreich. Von M. Philippson.
Voltaire. Von Karl Rosenkranz.

II.

Maximilian Robespierre. Von Rudolf Gottschall.
Maria Theresia. Von Adolf Beer.
Camillo Graf von Cavour. Von Otto Speyer.

III.

Philipp II. von Spanien. Von M. Philippson.
Charles James Fox. Von Friedrich Althaus.
Friedrich von Schiller. Von Rudolf Gottschall.

IV.

Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz.
Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde.
Lord Byron. Von Rudolf Gottschall.

V.

Prinz Eugen von Savoyen. Von Walter Rogge.
Jean Jacques Rousseau. Von F. Brockerhoff.
Fürst Clemens Metternich. Von Adolf Beer.

VI.

Der Große Kurfürst. Von B. Erdmannsdörffer.
Herzog von Wellington. Von Reinhold Pauli.
Joh. Gottfr. v. Herder. Von F. v. Baerenbach.
Graf John Russell. Von Friedrich Althaus.

VII.

Napoleon I. Von Arthur Kleinschmidt.
Peter Cornelius. Von Moriz Carriere.

VIII.

Franz von Sickingen. Von Hans Prutz.
Admiral Nelson. Von F. Althaus.
Wolfg. Amadeus Mozart. Von A. Reißmann.

IX.

Moritz von Sachsen. Von Hans Prutz.
Joseph II. Von Adolf Beer.
Benjamin D'Israeli, Lord Beaconsfield. Von Friedrich Althaus.

X.

Wallenstein. Von Bernhard Kugler.
Torquato Tasso. Von Otto Speyer.
Napoleon III. Von Rudolf von Gottschall.

XI.

Friedrich II., König von Preußen. Von Martin Philippson.
Gotthold Ephraim Lessing. Von Julian Schmidt.

XII.

Maria Stuart. Von Walter Friedensburg.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Von Theodor Flathe.
Johann Wolfgang von Goethe. Von Adolf Stern.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch
der
Französischen Sprache
für höhere Mädchenschulen.

Nach den Bestimmungen des Königlich Preußischen Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearbeitet von

Georg Stier.

Zweiter Teil. Unterrichtsstoff für die 5. Klasse.

8. Cart. 1 M. 50 Pf.

Der durch seine bereits in dritter Auflage erschienene „Französische Sprechschule“ bekannte Verfasser hat dieses neue Lehrbuch streng den neuesten preußischen Bestimmungen angepaßt und ein Unterrichtsmittel geschaffen, das den Anforderungen der modernen Pädagogik voll entspricht.

Vom Verfasser erschien früher:

Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Erster Teil. Unterrichtsstoff für die 6. Klasse. 8. Cart. 1 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala“, das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 38. — 19. September 1895.

Inhalt: Gustav Freytag. Von Edmund Lange. — Zur Socialpolitik und Rechtsphilosophie. Von Paul Barth. — Zur Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Romane und Erzählungen. Von Adalbert Schroeter. — Zur kirchengeschichtlichen Literatur. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gustav Freytag.

Es gibt eine Art von Talenten — dies Wort freilich im besten Sinne genommen — denen ihr Volk weit mehr Dank schuldig wird, als solchen wahrhaft genialen Naturen, die sich, aus welchen Gründen auch immer, nicht zu voller Schaffenskraft zu entwickeln vermochten. Das ist eine alte Wahrheit; klarer indessen ist sie selten zu Tage getreten als an Gustav Freytag. Unzweifelhaft hat er nichts vom Genie an sich — schon die Art seiner Jugendentwickelung beweist das unwiderleglich — aber trotzdem ist die geistige Habe, die er seinen Deutschen hinterlassen, sind die Anregungen, die er ihrem Denken und Empfinden gebracht hat, vielleicht höher anzuschlagen als die des unzweifelhaft genialen Heinrich von Kleist. Legen wir gegen den „Michael Kohlhaas" „Soll und Haben", gegen den „Zerbrochenen Krug" „Die Journalisten" in die Wagschale, so bleiben uns von volksthümlich wirksamen Schöpfungen Kleist's nur noch das „Käthchen", daneben in absteigender Linie „Der Prinz von Homburg" und „Die Hermannsschlacht". Damit können Freytag's übrige Dramen den Vergleich nicht ganz aushalten; aber der Romandichter bietet uns dafür die „Verlorene Handschrift" und die wenigstens in einigen Erzählungen gleichfalls volksthümlichen „Ahnen", denen Kleist seinerseits nichts zur Seite zu setzen hat. Und von Freytag's übrigen Werken sind die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" nicht nur eins der eigenartigsten Werke unserer Literatur, sondern sie sind auch ein wirkliches Haus- und Familienbuch geworden, dessen nationale Wirkung man sehr hoch anschlagen darf. Die Liste ist auf beiden Seiten nicht vollständig; daß sie mit Unbilligkeit gegen Kleist zusammengestellt wäre, wird man nicht behaupten.

Verschiedene Momente machen uns Deutschen den Menschen und den Schriftsteller Freytag so lieb und vertraut, so behaglich im besten Sinne. Vor allem war er eine durchaus gesunde und eine durchaus deutsche Natur. Nicht unklar und sprunghaft entwickelt sich seine schriftstellerische Eigenart; zwar die höchsten Offenbarungen des Genies blieben ihm versagt, aber er blieb auch vor seinen Verirrungen bewahrt; sehr bezeichnend für ihn ist die Thatsache, daß seine beiden modernen Romane, so verschieden sie sonst sind, die Grundidee gemeinsam haben: „Der Mensch soll sich hüten, daß Gedanken und Wünsche, welche durch die Phantasie in ihm aufgeregt werden, nicht allzu große Herrschaft über sein Leben erhalten." Auch hat er sein eigenes Dasein immer nach diesem Grundsatze gestaltet und sich, wie Ad. Stern mit Recht sagt, nie aus den Gleisen seines bürgerlichen Daseins („und Empfindens" möchte ich hinzusetzen) reißen lassen. Die Zahl der bloßen Anläufe bleibt in seiner Schriftstellerei ganz ungewöhnlich gering; natürlich sind auch seine größern Werke nicht alle von gleicher Vollendung; aber keines ist darunter, das man als unbedeutend, als verfehlt bezeichnen müßte. Er hatte eben ein sehr sicheres Gefühl von dem Maße seiner Kraft und was er selbst von „Soll und Haben" sagt: „Im ganzen hatte ich die Stimmung: ich habe es ungefähr so gut gemacht, als ich konnte", das gilt in hohem Grade auch von seinen andern Arbeiten. Ueberall aber denkt, fühlt und schreibt er als Deutscher. Gerade weil er ein solcher ist, vermag er wol auch, sich in die Größe und Eigenthümlichkeit fremden Volksthums mit feinem und tiefem Verständniß hineinzuversetzen — man denke nur an die „Fabier" — aber im Mittelpunkt seines geistigen wie seines gemüthlichen Interesses stehen seine Deutschen, mag er uns als Historiker oder als epischer Dichter schildern, wie sie vor vielen Jahrhunderten gedacht und empfunden haben, und wie sich ihr Wesen allmählich gewandelt hat, ohne doch die Grundzüge seiner Eigenart zu verlieren, mag er mit dem Antheil des liebevollen Beobachters uns in das tüchtige Schaffen des modernen Bürgerthums, des Kaufmanns, des Landwirths, des Gelehrten einführen,

mag er als stolzer Preuße, den seine „teutonische Empfindung" von Ranke fernhielt, den Landsleuten in politisch erregter und verworrener Zeit kluge Rathschläge für ihr Verhalten geben, oder mag er endlich als Dramatiker in Kunz von Rosen ein deutsches Gemüth voll wahrer Treue und goldenen Humors darstellen und dann in den „Journalisten" die ersten Flügelschläge der kaum befreiten deutschen Presse in einem leise verklärten Spiegelbilde vorführen. Und im Kerne deutsch — wenn auch nicht unberührt von der halb weltbürgerlichen, halb französischen Vorbildung, die für die Dichter des „jungen Deutschland" bezeichnend ist — sind doch auch sein Graf Waldemar, sowie Held und Heldin seiner „Valentine". Die höhere Schicht des deutschen Bürgerthums zumal fand in ihm einen Vertreter und zugleich einen Schilderer, auf den sie stolz sein kann. Freudig rühmt er gleich im Eingang seiner Selbstbiographie die glückliche Fügung, daß er als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der deutschen Grenze geboren war, und wir alle wissen, wie entscheidend sie auch für sein literarisches Schaffen geworden ist; freudiger noch bekennt er in ihrem vorletzten Abschnitte: „Dieser Gewinn, als Einzelner theil zu haben an Siegen und Erfolgen, welche größer waren, als jede Hoffnung, ist das höchste Erdenglück, welches dem Menschen vergönnt wird", und preist in den Schlußworten desselben Kapitels das Glück, „welches ihm gleich Millionen seiner Zeitgenossen zugetheilt worden sei durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabsieht, wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unsern guten Kaiser Wilhelm und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn." Und nichts fast zeigt deutlicher, wie verwirrend das immer wieder enttäuschte Sehnen nach des Vaterlandes Einheit und Freiheit gewirkt hat, als die Thatsache, daß auch ein so fester Preuße und Monarchist wie Freytag in dem im Juli 1848 gemeinsam mit Julian Schmidt veröffentlichten neuen Programm der „Grenzboten" den Standpunkt vertreten konnte: „Wenn die «Grenzboten» ihr Volk demokratisch organisirt sehen, werden sie wenig danach fragen, ob die Häupter der Staaten einen grauen Filz oder einen goldenen Reif tragen."

Jedenfalls aber ist es des wärmsten Dankes werth, daß er seinem Volke diese „Erinnerungen" als Einleitung zu den „Gesammelten Werken" (1887) geschenkt hat. Wir thun dadurch einen tiefen Blick in sein harmonisches, an edler Mannesthätigkeit reiches Leben und lernen erst recht verstehen, wie zahlreich die Fäden sind, die dieses mit seiner Schriftstellerei verknüpfen. Für eine künftige Biographie Freytag's liegt hier unschätzbares Material vor. Möchten wir auf sie nicht zu lange warten müssen und möchte sie vor allem von einem Manne geschrieben werden, der seiner Denkungsweise von vornherein Verständniß entgegenbringt! Einstweilen bietet eine kleine vor kurzem erschienene Schrift*) einen nach vielen Richtungen anerkennenswerthen Versuch zur Würdigung dessen, was uns Gustav Freytag war. Adalbert von Hanstein gehört einem neuen Geschlecht an. Das kann er nicht verbergen und will es auch nicht. Außerdem laufen einzelne fast unbegreifliche Flüchtigkeiten mit unter, z. B. die Behauptung, Felix Werner ziehe aus, um eine alte Handschrift des Livius zu suchen. In der That hat Freytag's philologischer Freund, Moritz Haupt, diesem von einer solchen gesprochen, aber daß der Dichter für die von ihm erfundene Handlung unbedingt eine Tacitus-Handschrift brauchte, ist klar. Im ganzen indessen zeigt Hanstein ein ernstes Streben, der Eigenart Freytag's gerecht zu werden, und unverkennbar empfindet er, wie verschieden auch von diesem, an vielen Seiten seines Wesens und seiner literarischen Thätigkeit wirkliche Freude. Recht gut heißt es gleich im Anfange: „Was ihm unter gleich populären und berühmten deutschen Schriftstellern eine Ausnahmestellung gab, daß war wol das Gefühl, daß er in allen Momenten der Entwickelung unserer vaterländischen Geschichte, die er miterlebt hat, auch gleichzeitig ein geistiger Führer gewesen ist." Nur bezüglich der neuesten Phase unseres öffentlichen Lebens, die die socialen Fragen immer entschiedener in den Vordergrund treten läßt, bedarf diese Behauptung einer gewissen Einschränkung, und auch manche andere Erscheinungen der jüngsten Zeit konnten unzweifelhaft dem Manne, der in seiner letzten Veröffentlichung: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" so scharf und theilweise einseitig den Standpunkt altpreußischer Einfachheit vertreten hat, nicht sympathisch sein. Sicherlich aber ist ihm in ganz ungewöhnlichem Maße das Glück zu theil geworden, sich in seiner Zeit und seiner Umgebung wohl zu fühlen und die Erfüllung seiner Ideale zu erleben. Und wenn auch er zuletzt gespürt haben mag, daß die Welt ihm fremder werde, so ist dies nur das fast unvermeidliche Los des Greises — auffallender bleibt, daß auch sein privates Handeln in diesen letzten Jahren, soweit man urtheilen kann, in einigen Fällen schwer vereinbar mit dem sonstigen Bilde seines Wesens erscheint.

Mit Recht weist Hanstein weiter darauf hin, wie schon der Knabe lernte, aufs Einzelne und Kleine im Menschendasein zu achten und in fremde Menschenseelen hineinzublicken. In jenen kleinen Zügen, die oft geradezu der Wirklichkeit entnommen, aber von dem Dichter immer in freier und wirklich künstlerischer Weise verwandt sind, liegt einer der Hauptreize seiner Romane; sie machen mit allem, was damit zusammenhängt, ihn zu einem Realisten im besten Sinne. Man denke an die entzückende Kleinmalerei der „Tanzstunde", an die Kürbislaube Specht's und die alle Geschicke Anton's mitempfindende Gips-Katze in „Soll und Haben", an die Buttermaschine oder an die Erlebnisse des Philosophen Raschke in der „Handschrift". Hierher gehört auch sein liebevolles Interesse

*) Gustav Freytag. Gedächtnißrede, gehalten auf dem vierten allgemeinen deutschen Schriftsteller- und Journalistentag in der Aula der Universität Heidelberg von Dr. Adalbert von Hanstein. Heidelberg, J. Hörning. 1895. Gr. 8. 50 Pf.

für das Leben der Thiere, namentlich für die Welt der Vögel. Warum insonderheit die Sperlinge seine bevorzugten Lieblinge geworden sind, das lehrt uns eine kleine Geschichte aus seinen Kinderjahren, die er in den „Erinnerungen“ (S. 36 und 37) anmuthig erzählt. Aber auch die Amseln (z. B. als Genossinnen der Judith im „Rittmeister von Altrosen“), die Rothkehlchen und viele andere gefiederte Geschöpfe betrachtet er mit wahrer Theilnahme. Sein Humor, den Hanstein unbedingt mehr hätte betonen müssen, zeigt sich gerade in der Schilderung des Kleinlebens am liebenswürdigsten. Für seine Kunst aber Menschen der verschiedensten Art nicht sowol direct zu schildern, als vielmehr durch ihr Thun und Lassen in voller Lebenswahrheit uns vor Augen zu stellen, bieten alle seine Romane und ebenso seine Dramen zahlreiche Belege. Der imponirend feste, ja theilweise starre Markus König gelingt ihm ebenso gut wie der weiche, halbgebrochene Erbprinz in der „Handschrift“. In Ilse's Vater verkörpert er den tüchtigen, auf seinem Gebiet das Beste leistenden Landwirth, der aber den seltsamen Wünschen der fremden Gelehrten, zunächst mit Mistrauen entgegentritt, mit der gleichen Meisterschaft, wie in Felix Werner den hochgesinnten, aber durch Schwächen, die gerade Angehörigen seines Standes besonders leicht gefährlich werden, eine Zeit lang auf bedenkliche Irrwege gelockten Universitätsprofessor, Ilse selbst aber, die ursprünglich, ähnlich wie z. B. die Judith im „Rittmeister“, etwas von einer altgermanischen Seherin an sich hat — Hanstein's Charakteristik „Das hübsche Landfräulein Ilse“ ist schlechter, als gar keine — und ihre allmähliche Wandlung in eine vortreffliche Professorenfrau, die dabei von den charakteristischen Schwächen einer solchen immer frei bleibt — wirkt ebenso natürlich, wie die liebenswürdig-schelmische Laura. Sichtlich aus eigener Kenntniß heraus sind ferner Persönlichkeiten, wie einerseits der Freiherr von Rothsattel, andererseits Itzig und der alte Ehrenthal geschaffen. Am höchsten aber wird man wol immer diejenigen seiner Gestalten stellen, deren hervorstechendster Zug ein freier, souveräner Humor ist. Dahin gehören schon Kunz von Rosen, Georg Winegg und Valentine; ihre vollendetsten Vertreter aber sind Konrad Bolz und mit einem Zusatz von Yankeebrutalität zu einem im Grunde urdeutschen Gemüth — Fink. Was Freytag von dem Jack einer Robinsonade, die er als zehnjähriger Knabe zu schreiben begann, berichtet, zeigt in merkwürdiger Weise, in wie frühe Zeit die Vorliebe für solche Gestalten zurückgeht. Daß er dieselbe Meisterschaft der Charakteristik auch in den „Bildern“ gegenüber den Kraftgestalten eines Luther und Friedrich des Großen ebenso wol, wie etwa gegenüber dem pietistischen Schwärmerehepaar Johann Wilhelm und Johanna Eleonora Petersen oder den in Rührung, Liebe und Freundschaft schwärmenden Männern und Jünglingen, Frauen und Jungfrauen der Werther-Zeit bewährt hat, soll nur angedeutet werden. Als das Lieblingsproblem Freytag's in seinen geschichtlichen wie in seinen verwandten dichterischen Arbeiten bezeichnet auch Hanstein mit Recht das Verhältniß zwischen dem Volk und den großen Persönlichkeiten. Es ist der wiederholt ausgesprochene Grundgedanke, der den „Bildern“ ebenso wol wie dem Romancyklus „Die Ahnen“ die innere Einheit gibt; auch die „Erinnerungen“ beschäftigen sich wiederholt damit. Auf den Streit über die grundsätzliche Berechtigung des historischen Romans konnte Hanstein schon aus äußern Gründen nicht eingehen. Etwas Zwiespältiges haftet ihm unleugbar an; aber nicht minder gewiß ist, daß er mit der Meisterschaft Freytag's und aus solcher Sachkenntniß heraus geschrieben, stets für zahlreiche Leser eine sehr liebe Lektüre bilden wird, deren Nutzen überdies nur der einseitige Fachhistoriker leugnen dürfte. Die in verschiedenen Abstufungen alterthümelnde Sprache der frühern Bände der „Ahnen“ bleibt ein Nothbehelf, aber ein durchaus berechtigter, weil sie den künstlerischen Schein der Wirklichkeit — mehr ist unmöglich — erweckt, und schon die Versicherung des Dichters, er habe sie nicht gesucht, sie sei ihm ganz von selbst geworden, sollte mindestens zur Vorsicht in der Kritik mahnen: ganz dasselbe gilt von allen seinen im schönsten Sinne maßvollen Bemerkungen über das, was er mit den „Ahnen“ gewollt und nicht gewollt habe.

Dem Dramatiker Freytag ist meinem Gefühle nach Hanstein weniger gerecht geworden, als dem epischen Dichter und dem Culturhistoriker. Zwar die unverwüstlich frischen „Journalisten“ würdigt er mit schöner Wärme; aber schon die „Brautfahrt“ scheint er mir doch als dramatisches Werk allzu abschätzig zu beurtheilen und was er über die „Valentine“ und „Graf Waldemar“ sagt, läßt völlig die historische Gerechtigkeit vermissen und enthält auch sonstige starke Einseitigkeiten. Den entschiedensten Widerspruch fordern namentlich die beiden Sätze heraus: „Und während er sich beständig über scenische Wirkungen den Kopf zerbrach, scheint er sich gar keine Scrupel zu machen über den geistigen Gehalt der Schauspiele“ und „Während er . . . in Breslau in harmloser Geselligkeit und in schöngeistigen Vereinen glänzte, suchte er um jeden Preis etwas zu schreiben, das in die Zeit paßte und der Bühne gerecht würde“. Schief sind auch die Bemerkungen über die „Technik des Dramas“. Wie darf man gegen ein Werk den Vorwurf erheben, daß es „allzu einseitig den Schwerpunkt auf den scenischen Bau und die Bühnenwirksamkeit des Schauspielers“ lege, wenn es nach der ausdrücklichen und wiederholten Erklärung seines Verfassers gerade um dieser Punkte willen geschrieben ist? Auch die Schwächen der „Fabier“ sind keineswegs eine Folge von Freytag's „allzu ausgedehntem Studium der Technik“. Ueber ihre wirklichen Gründe verweise ich vielmehr auf Stern's feine Bemerkungen in den „Studien zur Literatur der Gegenwart“ (S. 51) und möchte nur noch hinzufügen, daß der Dichter hier durch den Culturhistoriker verleitet worden ist, die alte Wahrheit zu vergessen, daß historische Dramen, die sich allzu

eng an das Zeitcolorit einer fernen Vergangenheit halten, auf moderne Hörer ohne die entsprechende fachmännische Bildung immer fremdartig wirken werden; wer sich in das Wesen der alten Römer jener Tage versetzt hat, dem werden die „Fabier" sicher hohen Genuß bereiten. Einem specifisch modernen Dichter aber, wie es Hanstein ist, liegt ein solches Drama freilich besonders fern.

Wie viel von Freytag's Werken dauernd, d. h. mindestens für einige Jahrhunderte, mehr oder weniger lebendiger Besitz der Nation bleiben wird, darüber ein bestimmtes Urtheil zu fällen, ist bedenklich. Jedenfalls aber hat ein großer Theil seiner literarischen Hinterlassenschaft darauf ebenso begründete Aussicht, wie das Beste, was sonst nach Goethe auf dem Gebiete der deutschen Literatur geschrieben worden ist, gewiß nicht die Gedichte, obwol einige Meisterstücke der Situationsschilderung, wie „Des Burschen Ende" darunter sind, dagegen in erster Linie wol die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", „Soll und Haben" und „Die Journalisten", vielleicht auch einige Bände der „Ahnen". Edmund Lange.

Zur Socialpolitik und Rechtsphilosophie.

1. Die socialistische Arbeiterbewegung in der Schweiz. Ein Beitrag zur Geschichte der socialen Bewegung in den letzten dreißig Jahren. Von Dr. Franz Berghoff-Ising. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1895. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.
2. Der kleine George. Des großen Amerikaners Meisterwerk „Fortschritt und Armuth" gemeinfaßlich bearbeitet von Dr. Karl Schmidt. Dresden, E. Pierson's Verlag. Gr. 8. 1 M.
3. Der Irrtum von Karl Marx. Aus Ernst Busch's Nachlaß herausgegeben von Dr. Arthur Mülberger. Basel, Verlag von Dr. H. Müller. 1894. Gr. 8. 1 M.
4. Die Zukunft des Silbers. Von Joseph E. Fränkel. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 191.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1894. Gr. 8. 60 Pf.
5. Der Kampf ums Recht des Stärkeren und seine Entwickelung. Von Hiroyuki Katô, weiland Rector der kaiserlichen Universität zu Tokio. Berlin, R. Friedländer u. Sohn. 1894. Gr. 8. 3 M.

„Die socialistische Arbeiterbewegung in der Schweiz", deren Geschichte ausführlich erzählt wird, von Dr. Franz Berghoff-Ising (Nr. 1) zeigt in mancher Hinsicht andere Züge als die deutsche. Im „Grütli-Verein" besitzt die schweizerische Arbeiterschaft eine starke nationalgesinnte Organisation, die lange Zeit ihre einzige Vertretung bildete. Sie erstrebte „die Entwickelung des politischen und socialen Fortschritts und die Förderung des nationalen Bewußtseins auf Grundlage der freisinnigen Demokratie". In ihren Forderungen war sie gemäßigt, entsprechend ihrem Ursprunge. Im Jahre 1838 zu Genf gegründet, umfaßte sie damals keineswegs blos Arbeiter, sondern auch Handwerker, Geschäftsleute, sogar Studenten. Neben ihr, als reine Arbeiterorganisation, entstand seit 1864 allmählich die schweizerische Abtheilung der von Marx gegründeten Internationale, deren eifrigster Agitator J. Ph. Becker war, nur wenig gestört durch die „Föderation des Jura", die dem Phraseologen Bakunin folgte. Durch diese Concurrenz wurde auch der Grütli-Verein zu weitergehenden Forderungen bewogen, aber seine Organe, „Der Grütlianer" und „Die Züricher Arbeiterzeitung" blieben national. Aus der schweizerischen Section der Internationalen entwickelte sich nach 1870 die socialdemokratische Partei der Schweiz, die besonders die eingewanderten deutschen Arbeiter umfaßte, und in der „Tagwacht" ihr eigenes Organ hatte. Obgleich sie nach 1878 infolge des Socialistengesetzes aus dem Deutschen Reiche viel Zuzug erhielt, so vermochte sie doch nicht den Grütli-Verein zu überflügeln. Doch haben beide Organisationen nicht blos miteinander, sondern auch mit den katholischen Arbeitervereinen, den Gewerkschaften u. a. öfter zusammengewirkt. Zwei Ergebnisse dieses Zusammenwirkens haben weitere Bedeutung: das schweizerische Fabrikgesetz und das Arbeitersecretariat. Ersteres, seit dem 23. März 1877 geltend, hat bekanntlich in vielen Punkten einen weitergehenden Arbeiterschutz, als die Gesetze der andern Staaten. Das Arbeitersecretariat hingegen, seit 1887 eingerichtet, ist der erste Schritt zu einem Ministerium der Industrie. Die weniger auf allgemeine in nebelgrauer Ferne liegende, als auf mögliche Ziele gerichtete Agitation der schweizer Arbeiter hat auch, in der Stadt Bern, zu den ersten Anfängen einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit geführt, über deren Entstehung der Verfasser ebenfalls berichtet. Da die socialdemokratische Partei der Schweiz in den letzten Jahren sich auf Landsleute beschränkt, so bilden die fremden Socialisten, und besonders die Anarchisten, besondere Gruppen. Ihre Darstellung bildet ein besonderes Kapitel. Bekanntlich haben die letztern durch ihre Ausschreitungen den Bundesrath genöthigt, das Princip der Asylfreiheit zu durchbrechen und für gewisse Fälle die Ausweisung an Stelle der Gastfreundschaft zu setzen. Alle diese Wandlungen und Ereignisse sind vom Verfasser vollständig und mit genauen Belegen dargestellt. Doch bleibt die Darstellung etwas äußerlich. Sie wäre mehr ins Innere gegangen, wenn der Verfasser noch mehr charakteristische Stellen und Einzelheiten aus den Parteiblättern angeführt hätte, die uns noch mehr in ihren Geist blicken ließen. Dann wäre auch noch deutlicher geworden, was sich jedenfalls aus der Geschichte der schweizer Arbeiterbewegung lernen läßt, daß nämlich größere Freiheit der Bewegung nicht nothwendig und nicht immer zu größerer Zügellosigkeit führt.

Die Schrift von Dr. Karl Schmidt „Der kleine George" (Nr. 2) wird allen denjenigen willkommen sein, die George's Ansichten kennen lernen wollen, aber nicht Zeit oder Lust haben, sein etwas größeres Buch: „Fortschritt und Arbeit" durchzuarbeiten. George's Socialismus ist bekanntlich nur ein halber, nur den Privatbesitz an Grund und Boden, nicht an den andern Productionsmitteln hält er für die Ursache der Störungen des modernen Wirthschaftslebens und für die Wurzel alles Uebels. Sein Mittel, die sociale Frage zu lösen, besteht in der Confiscation der Grundrente durch die Steuer. Seine Meinung ist ein Irrthum, hervorgerufen durch das ungeheuere Steigen, das die städtische Grundrente in den letzten fünfzig Jahren erfahren hat. Der Kapitalzins hat genau dieselben Wirkungen gegenüber den nichtbesitzenden Klassen wie die Grundrente, beide stellen ein Einkommen dar, das nicht aus unmittelbarer Arbeit, aus Erzeugung materieller Güter hervorgeht. Doch hat George manches beobachtet und manche Seiten des wirthschaftlichen Lebens in seinem Buche scharf beleuchtet. Die wesentlichsten seiner Gedanken werden hier, meist mit seinen eigenen Worten, reproducirt. Da George der Theoretiker der „Bodenreformer" ist, so ist das Buch jedem zu empfehlen, der das wirthschaftliche Parteileben verstehen will.

Die unter Nr. 3 genannte Schrift: „Der Irrtum von Karl Marx" ist die nachgelassene von Arthur Mülberger nur herausgegebene Arbeit Ernst Busch's, eines im vierundvierzigsten Lebensjahre verstorbenen Kaufmanns, der, neben großer Berufsarbeit, und trotz sehr ungünstigen Vermögensverhältnissen doch als Autodidakt nationalökonomische Fragen studirt und mehrere Schriften darüber verfaßt hat. Macht dies seiner sittlichen Energie alle Ehre, so ist doch seine Einsicht in seinen Gegenstand nicht auf gleicher Höhe, besonders fehlt ihm scharfe Unterscheidung der Begriffe und genaue Terminologie. So gibt er gleich das, was ihm der Hauptgedanke von Marx ist, nicht richtig wieder. Nach Ernst Busch lehrt Marx, daß in der heutigen Lage der Dinge der besitzlose Arbeiter gezwungen werde, seine Arbeit „unter Preis" zu verkaufen. Er merkt den Widersinn nicht, den er damit ausspricht. „Unter Preis" kann nur ein Kaufmann verkaufen, der vorher zu einem gewissen Preise eingekauft hat, der Arbeiter verkauft seine Kraft „unter ihrem Werthe", d. h. er erhält dafür nicht soviel, als der Werth dessen beträgt, was er producirt, sondern weniger. Der Ueberschuß bildet den „Mehrwerth", aus dem der Kapitalist den „Profit" bezieht. Das Ideal der Socialisten ist nun bekanntlich eine Ordnung der Production, in der kein Mehrwerth abgezogen, sondern dem Arbeiter der volle Arbeitsertrag zu theil werde. Die „Enteignung der Enteigner" aber, die für eine solche Einrichtung Vorbedingung wäre, d. h. die Enteignung der großen Kapitalisten, die in einigen Jahrzehnten nach Verschlingung der kleinern noch übrig sein werden, scheint Ernst Busch eine gewaltthätige und darum unmögliche Maßregel. Nach Ernst Busch liegt der Ursprung alles Uebels anderswo, nicht an dem Abzug vom Lohne, den der Arbeiter erleidet (um Mehrwerth für den Kapitalisten zu ermöglichen), sondern an „Zuschlägen auf die Bedürfnisse", die der Kaufmann macht. Der Profit des Handelskapitals scheint ihm die Ursache aller socialen Noth. Sie zu heben gibt es ein einziges, sehr einfaches Mittel: „Der Güteraustausch ist nicht mehr individuell, d. h. von beliebig vielen Personen zum Zwecke des Verdienens, sondern unificirt, d. h. durch angestellte und besoldete Leute für Rechnung der Gesammtheit zu betreiben, soweit dies überhaupt möglich und zweckdienlich ist." Das klingt sehr schön, ist aber weder neu, noch ausreichend für sociale Wohlfahrt. Dasselbe wollte Proudhon mit seiner „Volksbank", die nach dem Princip des „Mutualismus" arbeiten sollte. Es sollten ihr die Waaren zu einem Preise, der nur Auslagen und Arbeit vergütete, aber keinen „Gewinn" zuließ, geliefert werden, damit sie sie unter den verschiedenen Producenten nach Bedürfniß austausche. Die Volksbank Proudhon's ist trotz mannichfaltiger Vorbereitungen aus zufälligen Ursachen nicht ins Leben getreten. Wenn sie zur Wirklichkeit geworden wäre, hätte sie sehr wenig genützt. Denn es ist vergeblich, den Austausch zu regeln, und auch diesen nur für einige hundert Mitglieder der Volksbank, wenn die Production sich selbst überlassen bleibt. Ueberhaupt hat Marx die pathologische Anatomie der heutigen Gesellschaft richtig dargestellt, wesentliche Fehler lassen sich ihm nicht nachweisen. Die Schwäche der Marxisten liegt nur in dem gänzlichen Mangel positiver Heilmittel und in dem Vertrauen auf den mechanischen „Gang der Entwickelung", der ihnen die höher organisirte Zukunftsgesellschaft gleichsam als reife Frucht in den Schos werfen werde.

Die Schrift von E. Fränkel: „Die Zukunft des Silbers" (Nr. 4) gibt allerlei merkwürdige Einzelheiten über die gegenwärtige Silbergewinnung und über ihre vermuthlichen, künftigen Aenderungen. Ganz ungeheuer ist ihre Steigerung in den letzten zwei Jahrzehnten gewesen. Australien z. B. producirte im Jahre 1870 150000 Unzen, im Jahre 1893 $13^1/_2$ Millionen. Im ganzen betrug die Silberausbeute letztes Jahr 4,730000 Kilogramm. Da das Silber von der Verwendung für Münzen immer mehr zurückgedrängt worden ist, so läßt diese große Zunahme auf gleichzeitige ungeheuere Zunahme der daraus gefertigten Luxusartikel schließen, eine Vermuthung, die in der Thatsache des begünstigten Wachsthums der großen Vermögen, das unsere Epoche kennzeichnet, eine neue Stütze erhält. Trotzdem wird nach dem wiener Geologen Süß das Silber noch viele Jahrhunderte vorhalten, während Gold nur noch an den Grenzen der Civilisation gefunden wird, in den Culturgebieten alles Golderz und aller Goldsand längst aufgebraucht ist, und nach Süß' Meinung in nicht zu ferner Zukunft der Goldertrag jährlich abnehmen werde. So wird das Silber einst wieder nothwendig zu Ehren kom-

men müssen. Und wenn die Bergwerke versiegen oder in Tiefen führen, die wegen zu großer Hitze dem Menschen in jeder Art unzugänglich sind, dann bleibt noch das Meer übrig, in dem 10000 Millionen Tonnen Silbers in kleinster Vertheilung enthalten sein sollen, freilich für die heutige Technik noch nicht den Betrieb lohnend, aber für die Technik der Zukunft ein mögliches Object. So reich ist das Meer an Edelmetall, während auf der ganzen Erde von 1492 bis jetzt nur etwa 250000 Tonnen Silber erbeutet worden sind. Also in Bezug auf das Silber sind die Aussichten der Menschheit besser als für die Kohle, wenn sie nicht — und das ist das Wahrscheinlichere — im Laufe der nächsten Jahrhunderte beider entbehren lernt. Noch mehr aber als über diese Bedürfnisse, wird sie sich wahrscheinlich über den Streit der Bimetallisten und der Vertreter der reinen Goldwährung erheben, der jetzt die Geister erhitzt und nicht immer so gemäßigt, wie von dem sich zum Bimetallismus bekennenden Verfasser geführt wird.

Daß die „angeborenen, ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte" oder das „natürliche" Recht jedes Einzelnen nicht eine Thatsache, sondern eine Forderung ist, das hat man allmählich eingesehen, seitdem man die Rechtssysteme nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, construirt, sondern beschreibt und zu verstehen sucht. Von Natur wegen gibt es überhaupt kein Recht, sondern nur von Gesellschaft wegen; der isolirte Mensch, der ganz einsame Robinson, hat ein Recht ebenso wenig wie eine menschliche (nicht religiöse) Moral. Und in der Gesellschaft — das lehrt die Geschichte — kommen die Menschenrechte sehr spät, und dann auch nur theoretisch zur Geltung, um sich nur theilweise in die Praxis zu übertragen. Bis dahin gilt mehr als das Recht die Macht. Freilich meist nicht die Macht des Einzelnen, sondern die Macht der durch geistige oder physische Kraft stärkern Klasse, des stärkern Volkes, der stärkern Rasse u. s. w. Die Anerkennung dieser Macht durch die schwächere Klasse bedeutet Frieden und „Rechtszustand". Bei den fortschreitenden Nationen tritt dann sogar in manchen Beziehungen, wie in den Höflichkeitsformen, der Tracht, so auch im Personenrecht, eine gewisse Annäherung an die Gleichheit ein, das Recht wird immer mehr idealisirt, von sittlichen auf das allgemeine gleiche Wohl abzielenden Grundsätzen durchdrungen. Ja sogar zwischen den verschiedenen Völkern und Staaten bilden sich dann gewisse Rechtsgrundsätze aus, sodaß die auf friedlichem, „rechtlichem" Verkehr ruhende Gemeinschaft immer mehr sich erweitert.

Es wäre aber ein Irrthum, wenn man die Gewalt des Stärkern für den allerersten, primitivsten Factor der Bildung menschlicher Gesellschaften hielte. Die der überlieferten Geschichte vorausgehende Vorgeschichte und die auf primitiver Stufe stehengebliebenen Völker zeigen uns am Anfange Freiheit und Gleichheit, eine durchaus freiwillige Unterordnung unter den Führer oder die Führerin, die nur den natürlichen Vorzug höhern Alters oder höherer Klugheit haben. Eine sociale Gliederung und Rangordnung zeigt sich erst spät, hängt auch eng mit den Fortschritten der Production und der steigenden Werthschätzung des Eigenthums zusammen. Auf diesen Zusammenhang hätte der Verfasser: Hiroyuki Katô in „Der Kampf ums Recht der Stärkeren und seine Entwickelung" (Nr 5) noch näher eingehen können.

Im übrigen hat er den eben bezeichneten Gang des Rechts von der Gewalt zur Annäherung an ein ethisches Ideal mit vielen Beispielen erhärtet. Leider hält er sich oft an sehr abgeleitete Quellen, an Compilationen aller Art. Auffällig ist es auch, daß er für seine Heimat Japan nicht stets einheimische Forscher, sondern auch „die Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" heranzieht.

Paul Barth.

Zur Völkerkunde.

1. Das Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den kanarischen Inseln. Von Franz von Löher. Aus dem Nachlasse herausgegeben. München, J. Schweitzer's Verlag. 1895. Gr. 8. 8 M.
2. Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung. Von J. Kohler. Leipzig, Ed. Pfeiffer. 1895. Gr. 8. 3 M.

Es gibt wenige Stellen auf der Erde, über deren Geschichte so vieles und gutes geschrieben worden, als über die kanarischen Inseln. Ihr anziehendstes Räthsel sind die von den Spaniern Guanches (Gwandschen) genannten Ureinwohner, die in heldenmüthigen, hundertjährigen Kämpfen nur deshalb vor der spanischen Uebermacht und Kriegskunde unterlagen, weil jeder Gau eigenwillig sich dem Ganzen nicht unterordnen wollte. Waren diese hochgewachsenen, kühnen, von Ehr- und Freiheitssinn beseelten Leute Karthager, Araber, Aegypter, Römer, Peruaner, Karaiben oder gar Reste einer untergegangenen Atlantis?

Mit diesen Worten hat der verstorbene Verfasser des zuerst genannten Werkes die Herausgabe eines alten spanischen Epos über die Eroberung Teneriffas begleitet, und er sucht nun für die in einer Reihe von Aufsätzen (in den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht) aufgestellte Behauptung, daß jene Einwohner der „glückseligen Inseln" Germanen gewesen seien, und im besondern Vandalen, den nähern Nachweis zu erbringen. Derselbe ist begreiflicherweise bei dem völligen Mangel unmittelbarer Zeugnisse schwierig und umständlich. Ja, trotz aller Argumente, welche Löher mit großem Fleiße und Scharfsinn zusammengestellt hat, kann er nicht umhin, am Schlusse seiner umfangreichen Untersuchung zu gestehen:

Nöthig ist zuerst, daß für die Forschung eine festere Grundlage gewonnen wird. Es müssen von sicherer Hand alle Quellenschriften, deren man habhaft werden kann, gesammelt und veröffentlicht werden, damit Jeder selbst prüfe. Das aber reicht nicht hin. Es müssen die handschriftlichen Chroniken von Galindo und Andern, die noch auf den kanarischen Inseln vorhanden, herausgegeben; — es muß dort in Archiven der alten Familien wie der Klöster und Städte, aber auch in den spanischen Archiven, nach den ältesten Nachrichten über die Kanarier gesucht und alles Urkundliche durchforscht werden; — endlich muß ein Culturforscher, der auch mit Sprache und Rechtsalterthümern der Germanen wohl vertraut ist, nach den Inseln gehen und die Untersuchungen anstellen, die mir bei kurzem Besuch unmöglich waren.

Bei diesem Stande der Sache wird es nicht überraschen, wenn mancher Beweisgrund nur hypothetisch erscheint und seine Bedeutung erst dadurch gewinnt, daß er ein Glied in einer großen, unzerreißbaren Kette bildet.

Der Verfasser beginnt mit rein anthropologischen Untersuchungen, weil im ganzen die Körperform (Größe, Schädelbildung, Haarwuchs u. s. w.) sich zäher erhält, als alle andern Merkmale. Die Funde (in Höhlen verborgene Mumien) und alle Berichterstatter lassen auf einen ungewöhnlichen, großen und kräftigen Menschenschlag, mit langem, wallendem Haar und röthlichbrauner Hautfarbe schließen; der Schädel zeigt einen scharfen Winkel, den die Nase mit der Stirn bildet, sodann eine verhältnißmäßig große Geräumigkeit der Schädelhöhle, sodaß der berühmte Welcker denselben dem burgundischen und lettischen gleich- und dem schwedischen und holländischen am nächsten stellt. Dazu tritt als unterstützendes Moment die Lebensweise und Sitten der alten Einwohner, wovon Folgendes hervorgehoben sein mag: Zuerst die ungemeine Hochachtung, deren durchweg die Frauen genossen, ihre hervorragende Stellung bei religiösen Feierlichkeiten und öffentlichen Festen, strenge Monogamie und Sittlichkeit, sehr entwickeltes Familiengefühl, andererseits ein ausgeprägtes Standesbewußtsein, energisches Freiheitsbedürfniß, Sonderung und Zersplitterung in einzelne Gaue und Districte, Viehzucht, Ackerbau und Fischfang, für die Frauen Weberei. Ein sehr dunkler Punkt ist die Religion, und zwar aus dem Grunde, weil wir äußerst mangelhaft darüber unterrichtet sind; Vielgötterei zeigt sich nirgends, vielmehr beteten die alten Wandschen zu einem Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, doch kannten sie auch einen bösen Dämon, dessen Sitz auf einem der verderbenbringenden Vulkane des Landes gedacht wurde. Eine besondere Sorgfalt erfuhr, wie bei allen germanischen Stämmen, der Todtencultus. Es ist möglich, daß hier noch gewisse Reste des Christenthums sich mit dem ursprünglichen Heidenthum vermengt haben, zumal die Einwanderer und Eroberer von jeder äußern Einwirkung völlig abgeschnitten waren, aber über eine bloße Vermuthung kommen wir hier im besten Falle nicht hinaus. Einen festern Boden betreten wir mit der Behandlung socialer Beziehungen und linguistischer Momente. Das scharf gegliederte Ständewesen, die eingenthümliche Rechtsprechung, die ewige Neigung zu Fehde und Krieg zwischen den kleinen politischen Gebilden, sodann die merkwürdigen Anklänge an vandalische Worte und Namen (sowol von Orten als auch von Personen), endlich Ausdrücke rechtlicher und religiöser Art verrathen Anklänge an germanische und speciell vandalische Verwandtschaft, sodaß Löher seine Untersuchung, unter Ablehnung etwaiger anderer Möglichkeiten, so zusammenfaßt:

Bei den Wandschen zeigt sich in so vielem die hervorstechende germanische Eigenart: so in Bau und Einrichtung des Hauses, im Aufführen eines Hügels über dem Grabe der Helden, in der Nothwendigkeit der Vollreife zur Heirath und in der Stellung der Frau, in der Leidenschaft für Tänze und Volkslieder und in der Gewohnheit, auf alles, was innerlich anregt, einen Sangvers zu machen, im Gottesurtheil und in den Grundzügen religiöser Anschauung, in der scharfen Trennung der Wehrhaften und Ehrlosen, der Freien und Hörigen, der Adeligen und Handwerker. Dazu gesellt sich die geographische Möglichkeit für die Wanderung der Vandalen aus ihren Sitzen am afrikanischen Mittelmeer bis zu den kanarischen Inseln; es ergeben sich Anhaltspunkte für die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wanderung. Die ersten Nachrichten aber, die wir von den Wandschen aus dem 13. Jahrhundert haben, ihre spätere Geschichte, die auffallende Aehnlichkeit in ihrer Lebensweise, Sitte und religiösen Anschauung mit Germanen, die Uebereinstimmung mit ihnen im Charakter, Intelligenz und Körperbildung, ihr unverkennbar germanisches Staats- und Rechtswesen, endlich die Ergebnisse, welche die sprachliche Forschung lieferte, das Vorkommen berberischer Ortsnamen, das Wortgemenge im täglichen Leben, das Germanische in Laut und Sinn religiöser Ausdrücke, sein offenbares Vorwiegen in den Namen für Personen und Stände und Beamten — alles dies steht in einem innern Zusammenhang, und wenn man das eine Stück gegeben annimmt, so entspricht alles andere dem natürlichen Lauf der Dinge. Es bleibt daher gar nichts, als entweder die Wandschen für Germanen zu nehmen oder an die Atlantis zu glauben, und daß jene der Rest eines großen, den Germanen verwandten Volkes waren, welches ehemals den untergegangenen Welttheil bewohnte.

Wie schon vorher angedeutet worden ist, beruht mancher Beweisgrund auf Hypothese und Combination, und es bedarf noch genauerer Sondirung, um alles zu dem Range historischer Exactheit und Verläßlichkeit zu erheben; anziehend aber für Jeden ist die Schilderung von den heldenmüthigen Kämpfen der Kanarier gegen die spanische Vergewaltigung (bei der natürlich die entsetzliche Inquisition auch nicht fehlte), welche der Verfasser — wesentlich nach spanischen Quellen — mit großer Ausführlichkeit entwirft. Es fehlt gelegentlich nicht an geradezu romantischen, ritterlichen Zügen, welche den Edelmuth und Freiheitssinn der Insulaner im glanzvollsten Lichte erscheinen lassen, um so mehr als auf der Seite der Gegner gemeine Hinterlist mit brutaler Knechtung wetteifert.

Das an zweiter Stelle genannte Buch: „Der Ursprung der Melusinensage“ von J. Kohler ist, trotz seines geringen Umfanges (von circa siebzig Seiten), von ungleich größerer ethnologischer Bedeutung; denn es fußt auf dem weiten Material der modernen Völkerkunde, und was noch mehr sagen will, es befolgt durchweg die große vergleichende Methode der ethnologischen Forschung. Das ist gar

nicht hoch genug anzuschlagen, da erst durch diese die universellen, ethnographischen, culturhistorischen, topographischen und chronologischen Schranken überspringende Perspective manche Räthsel der Mythologie und Sagenkunde definitiv gelöst werden. Dazu kommt die Handhabung der Untersuchung durch den Verfasser, der durch seine bahnbrechenden rechtsvergleichenden Studien auf den verschiedensten Gebieten sich ja einen wohlverdienten Ruf unter seinen Fachgenossen erworben hat. Wir können an dieser Stelle nicht auf die Grundsätze der mythologischen Forschung in voller Ausführlichkeit eingehen, aber an dem Ausspruche Kohler's, daß die Erklärung der Sagen und Märchen häufig allzu sehr nach rein ästhetischen Principien erfolgt sei, dürfen wir nicht achtlos vorübergehen. Er sagt mit Fug und Recht:

Es geht nicht an, das Märchen aus Naturerscheinungen zu erklären, man muß es erklären aus der Art, wie sich die Naturerscheinungen im Geiste des Volkes spiegeln, und diese Art wird dadurch charakterisirt, daß sich das Volk mit der Natur völlig eins weiß. Daher sind modernisirte Deutungen, wie die M. Müller's, wonach Purûravas die Sonne und Urvaçî die beim Anblick der unverhüllten Sonne entfliehende Morgenröthe sein soll, so ansprechend sie unserm Gemüthe erscheinen mögen, zum Voraus abzulehnen.

Dieser Standpunkt geht nämlich von der grundfalschen Voraussetzung aus, daß *unsere* ästhetischen Ideale und Stimmungen auch in der Urzeit, mindestens im Beginn mythischen Schaffens und Denkens existirt hätten, eine sehr verhängnißvolle und bedenkliche Verwechselung, wie von selbst einleuchtet. Statt dieser ästhetisirenden, den ganzen Mythus schließlich in ein buntes Spiel anmuthig dichtender Phantasie auflösenden Tendenz bedarf es der Erkenntniß, daß für das naive Bewußtsein primitiver Zeiten das sociale Leben und Treiben den Grundton für jede poetische Darstellung und Behandlung abgegeben hat. Daher spiegelt sich auch überall, selbst bei verhältnißmäßig vorgeschrittener Entwickelung, so in der Ilias, im Mahabaratha, in den Nibelungen und Veden, diese ethnische Structur des betreffenden Volkes unzweideutig in dem poetischen Bilde wieder. Ganz besonders aber spielt die Thierwelt, umkleidet mit dem ganzen religiösen Zauber animistischer Weltanschauung, hier eine hochbedeutende Rolle. Thier und Mensch sind ja für die Stufe des Denkens wesensgleich, nur durch geringfügige Unterschiede getrennt, wie andererseits Menschen und Götter. Daher erscheint auch überall auf den einzelnen Phasen menschlicher Gesittung, wie noch jüngst von den Steinen in seinem trefflichen Werke: „Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens" ausgeführt hat, das Thier als der Culturheros, an und durch dessen Güter sich der Mensch bereichert und zu seiner jetzigen Höhe aufgeschwungen hat. Die „Melusinensage" führt insbesondere auf den uralten Totemismus zurück, auf die unzweifelhaft völlig universelle Thierverehrung, der zufolge jeder Stamm sich von einem bestimmten Thiere ableitete, dessen Zeichen, als Stammesmerkmal, mit religiöser Scheu verehrt wurde. Jenes Thier nämlich ist der Stammvater, in voller Wahrheit und Realität, nicht wie wir uns metaphorisch ausdrücken würden, das Symbol der socialen Einheit des Geschlechts. Es darf für gewöhnlich nicht gejagt und getödtet werden, oder es geschieht dies doch nur unter umständlichen Entschuldigungen und Ceremonien:

Es ist richtig (schreibt Kohler zusammenfassend), daß die physiologischen und pathologischen Erscheinungen des Traumes, der Hallucination, des Alpdrückens sehr viel zur Entstehung der Mythen beigetragen haben, ganz ebenso wie die in die Phantasie der Völker spielenden Erscheinungen der Außenwelt; es ist aber ebenso richtig, daß die socialen Erscheinungen des Gesammtlebenstriebes, mit seinem Lieben, Hassen und Fürchten, mit den starken Instincten der Zusammengehörigkeit, in der Mythenbildung wirkten, daß vor allem auch die dem Menschen in seinem Naturzustande besonders stark innewohnende Liebe und Abneigung gegenüber bestimmten belebten Wesen, bestimmten Thieren und Pflanzen, Gefühle, die sich bis zur Verwandtschaftsempfindung und zum leidenschaftlichen Verfolgungstriebe oder zur starren Verehrung steigerten, in den Mythen der Völker zu Tage treten. Diese socialen und vorsocialen Aeußerungen der menschlichen Psyche darf man bei der Betrachtung der Mythenwelt und ihres Ueberganges in die liebliche Gestalt des Märchens nicht aus dem Auge verlieren.

Bei der Melusinensage insbesondere hat man zunächst auf die verschiedenen Motive zu achten, aus denen schließlich jedesmal eine Trennung der beiden in Liebe zueinander entflammten Wesen erfolgt. Nach dieser tragischen Katastrophe erfolgt die Rückverwandlung in die ursprüngliche Thiergestalt, unter der die Hülle der Schlangen (oder Drachen) und Vögel die bei weitem häufigste ist. Für den indogermanischen Culturkreis (obschon durchaus nicht für diesen allein) kommt der furchtbare Glaube an die Werwölfe vornehmlich in Betracht, den Kohler eine pathologische Ausgeburt des Totemismus nennt, wie die Hexenverfolgungen des Mittelalters die pathologische Entartung der uralten, den Glauben der Völker durchziehenden animistischen Vorstellungen sind. Die Verbindung zwischen Mensch und Thier erfolgt aber auch wol ohne Verwandlung in menschliche Gestalt, in welches Gebiet dann auch die Fabelwesen und Halbthiere gehören, von denen es in so vielen Märchen wimmelt. Daß die Melusinensage sodann gerade die Frauen berührt, erklärt sich aus den ursprünglichen mutterrechtlichen Anschauungen, denen aller Wahrscheinlichkeit nach, wie die vergleichende Rechtswissenschaft unserer Tage erwiesen hat, vor dem Vaterrecht die Priorität gebührt. Unter den verschiedenen Gründen für die Auflösung des Liebesbundes bedarf endlich noch der Umstand einer nähern Deutung, wie es kommt, daß das Wesen, sobald es in seiner wahren Gestalt durch die trügerische Hülle hindurch erkannt ist, schwindet, sterben muß? Kohler antwortet:

Der Gedanke ist ursprünglich der: nur im Tode kann das zum Menschen gewordene Wesen wieder in die ursprüngliche Gestalt zurückkehren; nimmt es die ursprüngliche Gestalt an, so ist dies das Zeichen der Trennung, des Abschieds vom Leben.

Manchmal erfolgt dann noch eine Fortsetzung der Verbindung in einem mythischen Jenseits, mitunter fehlt

aber dieser versöhnende Abschluß und die Saiten zerreißen im schrillen Accord. Diesen tief tragischen Grundcharakter unserer Sage, dessen beredter musikalischer Interpret noch gefunden werden soll, hat unser Gewährsmann sehr schön entwickelt, sodaß wir einen Abschnitt aus dieser Ausführung hierher setzen möchten:

Bemißt man den poetischen Werth einer Sage danach, daß sie eine unheimliche Perspective in den Urglauben unseres Geschlechtes und damit in den Geisterglauben verleiht, der die Sagen der Völker durchzieht, daß sie damit tiefe, zutrauliche, allgemein menschliche Züge verbindet, die auch uns noch zu Herzen gehen, daß sie aber fern davon ist, ein seichtes, rationelles, nach prosaischer Menschenlogik sich entwickelndes Gepräge zu gestalten, sondern einerseits in dem Ueberschreiten der Naturkräfte, andererseits im gerechtigkeitswidrigen Walten des Schicksals uns die Uebermacht des Weltwebens über unser individuelles Dasein zur Anschauung bringt, daß sie endlich in ihrer Wurzel mit andern großen Sagenstoffen zusammenhängt und in unsern Herzens Tiefen an sie anklingt: so ist die Lohengrin-Melusinensage die Krone aller Sagenstoffe. Sie reicht in die Urzeit der menschlichen Anschauung hinein, in die Zeit animistischer Vorstellungen, wo das Individuum sich mit jedem Thier- und Pflanzenwesen eins weiß; sie reicht in die Zeit des Totemismus zurück, der jahrhundertelang die Organisation der Menschheit bestimmte; sie steht mitten im Gefühl des Alleinen; sie setzt mit der überwindenden Macht der Liebe ins tiefste Empfinden des Menschenherzens ein; sie steigert in allen Phasen der Neugier, der Furcht, des Verdachts, des Fürwitzes, der ritterlichen Vertheidigung der Unschuld unser seelisches Interesse; sie schürzt durch die furchtbare Situation des Genossen, der einerseits im geliebten Wesen das Höchste sieht, andererseits durch den Verdacht grenzenlosen Unheils, in den er sich verstricken würde, im innersten Glauben berührt wird, den tragischen Knoten und die Lösung ist eine mächtige, unser Gemüth betäubende, wie alle tragischen Lösungen, die auf immerwährende Trennung abzielen und an denen der Betroffene schuldig, aber doch nur zum Theil schuldig ist: denn das ist der Höhepunkt der Tragik, daß der Betroffene nicht unverdient leidet, weil er sonst als todte Masse dem Schicksal gegenüberstände, noch auch das Schicksal voll verschuldet hat, weil sonst das Geheimniß des Schicksals fehlte: das Unlösbare, die Incommensurabilität, welche das wahre Schicksal kennzeichnet.

Wir sind überzeugt, daß die höchst gehaltvolle Schrift des berliner Ethnologen in den betheiligten Kreisen, und vielleicht noch darüber hinaus, verdienten Beifall finden wird.

Th. Achelis.

Romane und Erzählungen.

1. Eine schnurrige Geschichte. Von Frank R. Stockton. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 7.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Das vorstehend genannte Büchlein rief uns Goethe's Auslassung an Reinhard (Karlsbad, 28. August 1807) ins Gedächtniß zurück: „In Ihrem Urtheil über Corinne hat mich Ihr treffender Geradsinn sehr gefreut. Sie lassen ihr vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und das was Sie tadeln, möchte ich nicht in Schutz nehmen. Nur gestehe ich gern, daß ich gegen dieses Werk, sowie gegen alles Hervorgebrachte, nachsichtiger und schonender verfahre, indem schon Talent erfordert wird, auch das was nicht recht ist hervorzubringen. Und so verschmelzen sich vor meiner Ansicht die Fehler ins Gute, wie es ja bei Betrachtung der Individuen auch der Fall ist, an denen wir immer zu loben und zu tadeln finden, und die wir zuletzt doch lieben müssen. Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht."

Da uns die vom Verfasser im Titel geübte Selbstkritik mit den vielen Unwahrscheinlichkeiten der vorliegenden Erzählung ausgesöhnt hat, folgen wir gern dem Verlauf dieser zu den bessern Erzeugnissen der Unterhaltungsschriften zählenden Geschichte, die fern von jeder Tendenz, in gemüthlicher, aber eben deshalb nicht unangenehmer Breite, durchzogen von ungekünsteltem Humor dahinfließt.

Mr. Craig, der Berichterstatter, macht auf einem Schiffe die Bekanntschaft der Mrs. Barbry Aleshine, einer begüterten Witwe aus einem Landstädtchen Pennsylvaniens, die ihren einzigen in Japan als Kaufmann in Diensten stehenden Sohn besuchen will — und zugleich die ihrer Freundin Mrs. Lecks, einer ebenfalls wohlhabenden aber kinderlosen Witwe, die ihre Freundin Mrs. Aleshine nicht allein reisen lassen will. In der Nacht wird das Schiff von einem andern angerannt, welches, ohne sich um den angerichteten Schaden zu kümmern, alsbald das Weite sucht. In der allgemeinen Verwirrung halten unsere Freundinnen und mit ihnen Mr. Craig ein leckes Boot für ein seetüchtiges, besteigen es und merken bald, daß es sinkt. Sie legen Schwimmgürtel an und Mr. Craig unterrichtet die beiden Frauen in der Kunst des Schwimmens. Das Boot geht unter (es war ein eisernes), die drei Schiffbrüchigen frühstücken im Wasser und gelangen mit Hülfe von zwei aufgefischten Rudern schließlich an eine Koralleninsel. Diese ist zwar unbewohnt, aber ein kleines mit Lebensmitteln, ja sogar mit einer Bibliothek versehenes Landhaus wird von ihnen erbrochen, und sie richten sich dort ganz behaglich ein. Nach Monatsfrist erscheint ein Rettungsboot und in ihm ein aus China zurückkehrender, amerikanischer Missionar Enderton mit seiner Tochter Ruth Enderton, einem Bootsmann und zwei Matrosen. Sie haben ihr Schiff verlassen, dem, bei seiner schlechten Beschaffenheit, der Untergang drohte, werden freundlich aufgenommen, und legen wie die drei Erstangelangten (der Missionar aber erst nach vielem Widerstreben) ein wöchentliches Kostgeld zurück für den Besitzer des Hauses, Dusante, dessen Namen sie in einem Buche aufgefunden haben; dieser hat auf einer nicht allzu weit entfernten größern Insel ein Kaufmannsgeschäft und genießt hier auf der kleinen unbewohnten

Insel alljährlich einige Wochen die Sommerfrische. Mr. Craig und Miß Enderton nähern sich einander, und die beiden Freundinnen, die in ihren Bund Miß Enderton als Dritte aufgenommen haben, sind so lange unverdrossen thätig, bis die Einwilligung des Missionars erlangt und die Hochzeit ins Werk gesetzt ist. Da die Vorräthe aufgezehrt sind, besteigen alle das geräumige Rettungsboot. Der Missionar will etliche Bücher mitnehmen, wird aber daran verhindert. Die Matrosen rudern kräftig und bei spiegelglatter See landen die acht Leidensgefährten nach Ablauf eines Tages auf einer Insel, wo sich einige weiße Kaufleute neben etlichen Eingeborenen befinden. Man gewährt ihnen gern ein Unterkommen, bis ein vorbeifahrendes Schiff sie nach Francisco mitnimmt. Mrs. Aleshine und Mrs. Lecks haben ihre Reise nach Japan aufgegeben. Nach kurzem Aufenthalt wollen sie nach Osten fahren. Der Bootsmann und die Matrosen bleiben zurück. Ehe sie die Bahn erreichen, müssen sie einen Wagen nehmen, der mit sechs Pferden bespannt wird. Der Missionar, der die größte Angst vor Pferden hat, machinirt vor der Abfahrt unbemerkt an dem Wagen herum, infolge dessen, als sie eine Strecke unterwegs sind, der Wagen auseinandergeht, die Pferde scheuen und mit den beiden Lenkern davonrasen. Mrs. Lecks hält dem Mr. Enderton in kräftiger Weise seine ganze Erbärmlichkeit vor. Er geht hierauf den Pferden nach, um von der nächsten Station Hülfe zu holen. Die Nacht bringt einen Schneesturm, welcher den Wagen, in dem die vier Zurückbleibenden sich einrichten, fast gänzlich begräbt. Der Weg ist durch Schneewehen unpassirbar. Da kriecht am Tage aus einer Lichtung, die Mr. Craig geschaufelt, ein Mann heraus. Es ist Dusante, der auf gut Glück, seinen Gästen das Kostgeld zurückzugeben, ihnen nachgereist ist. Er ist mit seinen Verwandten Miß Lucille und Miß Emily in einer Hütte, nicht weit von dem zugewehten Wagen gewesen, in die er sich geflüchtet, als eins von den beiden Pferden seines Wagens unbrauchbar geworden und der Kutscher mit dem andern davongeeilt, um andere Pferde zu holen. In dieser schnurrigen Weise spinnt sich die Geschichte fort bis zu Ende. Selbstverständlich treffen auch die beiden Matrosen und der Bootsmann wieder mit den Hauptpersonen zusammen.

2. Ein Reis von altem Stamm. Roman aus dem Leben von Heros von Borke. Erste Abtheilung: Junges Blut. Berlin, Paul Kittel. 1895. Gr. 8. 5 M.

Mit der Zueignung: Seiner lieben Freundin und Schwiegermutter, Frau Karoline Honig, geb. von Klitzing, in dankbarer Verehrung gewidmet.

Der vorliegenden ersten Abtheilung einer recht ansprechenden Selbstlebensbeschreibung dürften die meisten Leser eine baldige Fortsetzung wünschen. Der Verfasser versteht die nicht allzu häufig vorkommende Kunst, gut und geschickt zu erzählen, sodaß auch geringfügigere Dinge, eingehend behandelt, gern mit in den Kauf genommen werden. „Ein Reis von altem Stamm" ist er sich seines persönlichen Werthes wohl bewußt, aber nirgends zeigt sich Selbstüberhebung, wie er denn auch dunklere Partien nicht übergeht. Ruhig und objectiv berichtet er, was ihm in seinem vielbewegten Leben bemerkenswerth erscheint. Und so nehmen wir auch an der etwas ausgedehnten Uebersicht über die Geschichte seines alten ehrenwerthen Hauses im Eingangskapitel keinen Anstoß. Wie das verhältnißmäßig Kleine weiß er aber auch das Große entsprechend zu schildern. Die Märztage 1848 in Berlin, ein Hofball bei Ludwig Napoleon in Paris, der bald darauf die erste Geige im „Europäischen Concert" spielte, die preußische Mobilmachung vor Beginn des österreichisch-italienischen Krieges, das alles wird in fesselnder Weise beschrieben. Einige und zwar im Verhältniß zu dem umfangreichen Werke sehr wenige Versehen werden bei der wahrscheinlich erfolgenden zweiten Auflage leicht auszumerzen sein: S. 157 romantisch duftende Wälder. S. 181 und wiederholt: Nymbus für Nimbus. S. 208 sybarische Mahlzeiten für sybaritische.

3. Die Ricklinger. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Von A. von der Elbe. Zweite Auflage. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 2 M.

Das unkluge und ungerechte Verfahren Kaiser Karl's IV. in dem Braunschweiger Erbfolgestreit veranlaßte eine Reihe von blutigen Fehden, welche in den siebziger und achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts die Gegenden zwischen Elbe und Weser verwüsteten und dem Raubritterthum mächtig Vorschub leisteten. Hier setzt unser Verfasser ein und schildert „nach Aufzeichnungen des Dominicaners Anselmus" das Leben und Treiben in dem Raubnest Ricklingen. Die Aebtissin des Klosters Marienwerder, Richarda von Mandelsloh, bekümmert um den schlimmen Lebenswandel ihres Bruders Dietrich von Mandelsloh auf Burg Ricklingen, eines der frechsten Wegelagerer, bewegt den Bischof von Minden, einen geeigneten Mönch als Burgpfaffen nach Ricklingen zu schicken. Der Edle von Mandelsloh hat anfangs wenig Lust dazu, erklärt aber schließlich seiner Schwester, wenn sie ihm ein kluges Pfäfflein schaffen könne, das sich auf Behandlung der Wunden verstehe, des Lesens und Schreibens kundig sei und einer armen Seele sonder Unziemlichkeit zur ewigen Seligkeit verhelfen werde, so möge sie solchen Mann senden, er solle auf Schloß Ricklingen willkommen sein. — Dort ging es böse genug zu. Der Ritter lebte nach dem Tode seiner Gemahlin in wilder Ehe mit Gela von Kampen, einer Pflegetochter seiner Schwiegerältern. Von seinen ehelichen Kindern ist Thilo eine Art Junker Schwächlich, der sich dem neuen Burgkaplan aufs innigste anschmiegt und später selbst Mönch wird. Dagegen ist Adelheid ganz des Vaters Ebenbild. Sie begleitet ihn auf allen Jagd- und Raubzügen, erschießt 1483 bei der Belagerung der Burg den Herzog Albrecht von Sachsen (wie 1527 Benvenuto Cellini den Herzog von Bourbon) und wird schließlich das Weib eines Kaufherrn. Die zweite Tochter, Ulrike, ist ein

leichtfertiges, eitles Ding, die Beziehungen unterhält, wie ihr Vater mit Gela von Kampen. Die dritte Tochter, Bertha, ist ein liebes dreizehnjähriges Kind, auf die Anselmus seinen bildenden und veredelnden Einfluß übt. Nach mannichfachen Schicksalen wird sie mit einem Jugendgeliebten vereinigt. — Im großen und ganzen kann der ehrwürdige Bruder trotz aller Umsicht und Mühwaltung nur sehr wenig ausrichten, doch harrt er standhaft auf seinem Posten aus, und der Ritter wagt es nicht, sich an dem Ordensmann zu vergreifen. Prinz Heinrich von Braunschweig erobert endlich Ricklingen und den bösen Mandelsloh reißt Gela von Kampen mit sich vom Burgfried in den Schloßgraben.

Alles ist prächtig geschildert mit eingehender Kenntniß der Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Anschauungen des zu Ende gehenden Mittelalters, wie Scheffel im „Ekkehard" den Anfang desselben zur Anschauung bringt.

4. Voran die Liebe! Kleine Geschichten von S. Fritz. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Sammlung kleiner harmloser Erzählungen mit einem Vorwort, in welchem das Verhalten der „Freunde" beim Erscheinen eines neuen schriftstellerischen Werkes vortrefflich gezeichnet ist. Zu den gelungensten unter den elf Geschichten sind „Anonym" und „Pferdebahnroman" zu rechnen. In den erstgenannten ist der Plauderton, der sich sonst mehr oder weniger breit macht, zum Theil verlassen, und der Verfasser geht etwas in die Tiefe. Letztere ist dem Leben abgelauscht und muthet durch ihre Einfachheit und Naturwahrheit an.

5. Ueber das Meer. Roman von Hans Parlow. Drei Bände. Dresden, Carl Reißner. 1895. Gr. 8. 8 M.

Wahlberg, ein stattlicher, begüterter, unabhängiger göttinger Student kann dem akademischen Leben keinen Geschmack abgewinnen, wird Seemann, läßt sich ein Segelschiff nach eigenem Geschmack erbauen und treibt Handelsschiffahrt, weniger um Gewinnes halber als aus Liebhaberei. Er hat einen frühern Bekannten, der auch der Wissenschaft den Abschied gegeben, mit Namen Lunt, zum Obersteuermann angenommen, um einen gebildeten Menschen zu haben, mit dem er sich nach seiner Weise unterhalten könne. Dieser Lunt wird aus Eifersucht an ihm zum Verräther. Am Vorabend des Tages, wo er aus Hamburg nach Buenos Aires mit einer angeblichen Ladung von Maschinenbestandtheilen absegeln will, findet er seinen Obersteuermann, dem ausdrücklich anbefohlen war, das Schiff nicht zu verlassen, im Theater und bemerkt sofort, wie dessen ganze Aufmerksamkeit nicht durch die Bühne, sondern durch eine Loge in Anspruch genommen wird, in welcher sich zwei Frauengestalten, die eine von berückender Schönheit, und ein Herr, anscheinend der Reisebegleiter der beiden Damen, befinden. Als Wahlberg sich nach seinem Schiffe rudern läßt, sieht er die genannten drei wieder, die ein holländisches Schiff besteigen. Die eine, Martha, ist die Tochter des Dictators der argentinischen Republik Rosas, die andere, die Obersteuermann und Kapitän in gleicher Weise entflammt hat, Rosario, die Tochter des Generals Urquiza, der früher Rosas' bester Freund, zu der Zeit jedoch, in welcher unser Roman spielt, 1851, dessen erbittertster Feind war. — Während der Seereise entdeckt Lunt, daß die Ladung von Wahlberg's Schiff aus Gewehren besteht, die für die Gegenpartei Rosas' bestimmt sind. Er behält die Entdeckung für sich, um in Buenos Aires seinen Wohlthäter zu stürzen. Rosario und Manuela (Agathe und Aennchen) waren zwei Jahre in einer londoner Erziehungsanstalt. Ihre gegenseitige Zuneigung und Freundschaft ist ebenso groß, wie der Haß und die Verbitterung zwischen ihren Vätern. Nach der Landung trifft Wahlberg in der ersten Nacht den Dictator Rosas auf der Straße und wird nach eingehendem Meinungsaustausch der Günstling des entmenschten Ungeheuers. Der Verrath Lunt's aber bereitet ihm ein jähes Ende. Er wird ohne Verhör erschossen. Rosario nimmt den Schleier. Trotz vielen gelungenen Einzelheiten macht der Roman im ganzen und großen durchaus keinen befriedigenden Eindruck. Das nächtliche Gespräch Wahlberg's mit Rosas erinnert an den großen Dialog des Marquis Posa mit dem König Philipp, aber nur im Aeußerlichen. Posa und Philipp sind grundverschiedene Charaktere. Schiller opfert alle Wahrscheinlichkeit, alle geschichtliche Wahrheit, nur um zum Ausdruck zu bringen, was seines Lebens Leben war. Hier aber kommen zwei ziemlich congeniale Naturen zusammen und plänkeln mit Begriffsbestimmungen. Wahlberg sieht in dem Schauer- und Schreckensregiment Rosas' wenig Abstoßendes. Sein Ich steht obenan.

Rosas ist einer der widerlichsten Menschen, und das Gemisch von Falschheit und Bestialität, wie es die Ballscenen in seinem Hause zu Tage fördern, kann nur ein Liebhaber von Mordthaten, wie sie die Bänkelsänger auf den Jahrmärkten vortragen, ohne Abscheu lesen. Auch die Zusammenkunft, die Manuela ihrer Rosario mit Wahlberg in der Ballnacht verschafft, ist nicht im Stande, das Gefühl des Ekels zu beseitigen.

Dem Nebensächlichen ist ein gar zu breiter Raum überwiesen. Die Matrosenscenen hätten bedeutend gekürzt werden können. Dahingegen ist das Matrosenlied: „Es zog ein Matrose wol über das Meer, seins Liebchen am Strande, die weinte so sehr" u. s. w., mit großem Geschick durch die ganze Erzählung hindurch benutzt.

6. Schlichte Geschichten. Von Armin Stein (H. Nietschmann). Siebenter Band: Aus der Heimat. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1895. 8. 2 M. 40 Pf.

Die vier Erzählungen des vorliegenden Buches: „Die Schönste. Eine Hallorengeschichte aus alter Zeit"; „Die Frau Gevatterin. Ein Stücklein aus dem Halleschen Studentenleben"; „Opfertreue. Eine Geschichte zum vierten Gebot"; „Aus meiner Jugendzeit. Eine selbstbiographi-

sche Skizze" — sind gut und fließend, hin und wieder ein wenig breit geschrieben.

S. 66: „Bei dieser Gelegenheit kam mir (dem Verfasser) der Gedanke, ob nicht dem Dichter Schiller zu seinem Ausdruck von «der Häuser quetschenden Enge» die Stadt Halle (?) Modell gesessen habe. Hier liegt wol nur ein sogenannter lapsus calami vor?" Ueberaus naiv fährt der Verfasser fort: „Ich hätte nur einen Ariadnefaden gewünscht, um mich aus dem Gewirr der Häuser und Hütten herauszufinden. Hier in Halle scheint jeder sein Haus dahin zu setzen, wohin es ihm beliebt, ohne alle Rücksicht auf Straßenlinien."

7. Kinkerlitzchen. Allerlei Scherze von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1895. 16. 1 M.

Der Verfasser ist so aufrichtig, daß er im Vorwort zugesteht, diesmal leichte Waare darzubieten. „Zu meiner Entschuldigung", heißt es weiter, „führe ich an, daß sie (die Waare) gegeben wird außerhalb des Rahmens meiner gesammelten Schriften und zu einem Preise (1 M.), der geeignet ist, die Reue des etwa durch den Inhalt getäuschten Lesers auf ein Minimum herabzusetzen". Eben dieser bescheidenen Ansicht will wol der Verfasser durch das Titelwort Ausdruck verleihen. Kinkerlitzchen, Kinkerlinzchen u. s. w. reicht in seiner Zusammensetzung Jahrhunderte weit zurück. Luther erklärt, Röm. 14,2, die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, „umsonst" mit: „nicht als Kinkerlinzchen". Heutzutage ist das Wort nur noch im Volksmunde gebräuchlich.

Unter den dreizehn Erzählungen des vorliegenden Büchleins zeichnen sich besonders aus: „Etwas über Kunst" und „Allerlei neue Vereine", sodaß schon um dieser beiden Stücke willen das Büchlein nicht ohne weiteres beiseite geschoben werden sollte.

8. Tante Eulalia's Romfahrt. Von Max Gg. Zimmermann. Bildlicher Schmuck von Kunz Meyer. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1895. 8. 3 M.

Wie der Edle von la Mancha auszieht aus seinem Heimatdörfchen, um große Thaten zu verrichten und Ehre zu erlangen, wie er das größte Martyrium, das der Lächerlichkeit, nicht scheut, um sein Ideal zu verwirklichen, und wie es ihm dabei an einem sehr nüchternen prosaischen Begleiter nicht fehlt, so zieht die Heldin unserer Erzählung aus ihrem mecklenburgischen Vaterstädtchen, um Großes zu verrichten und Ehre einzulegen, und mit ihr eine treue Seele, eine schlichte einfache Natur, die, ob sie dem Gedankenflug ihrer verehrten Freundin auch meistens nicht folgen kann, doch nicht aufhört, eine gläubige Anhängerin und Jüngerin zu sein. Es wollte uns anfangs bedünken, als ob Tante Eulalia vom Verfasser zu weit nach der komischen Seite gewendet worden wäre, bald aber sahen wir unsern Irrthum ein. Es mußte hier stark aufgetragen werden, wenn der poetischen Gerechtigkeit genügender Spielraum gegeben werden sollte. J. P. F. Richter sagt wenig galant: In jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gott der Liebe der liebe Gott als Reserveliebhaber. Tante Eulalia ist nicht zur sogenannten Betschwester angelegt, sie wendet sich der Kunst, vorzugsweise der alten, zu und lebt sich so hinein in die Welt ihrer Anschauungen, daß sie den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben und seinen Bedingungen vielfach vergißt. Sie gehört nicht zu denen, die „man so mitmachen, man so thun", ihre Seele hängt in der That an der Größe und Herrlichkeit des classischen Alterthums, obwol sich ihrer Erkenntniß kaum die Vorhallen geöffnet haben. Sie hat viel geliebt, ihr wird viel vergeben.

Adalbert Schroeter.

Zur kirchengeschichtlichen Literatur.

1. Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn 1645. Von Franz Jakobi. Gotha, F. A. Perthes. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Schrift von Jakobi, ein erweiterter Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Kirchengeschichte", bietet ein mit äußerster Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführtes Bild von den Verhandlungen vor und während jenem bekannten thorner Religionsgespräch, das die verschiedenen christlichen Confessionen einen sollte und sie dank den diesmal in den Mantel der Liebe und Freisinnigkeit gehüllten jesuitischen Praktiken nur um so heftiger entzweite. Ein gutmüthiger, doch schwacher König, Wladislaw IV., hat, von den besten Absichten geleitet, das Gespräch veranstaltet. Der Große Kurfürst schenkt ihm seine volle Theilnahme. Der hervorragendste evangelische Theologe der Zeit, Calixt, erscheint als Abgeordneter. Nicht wenige setzen auf das Gespräch hochgespannte Hoffnungen: Hochgestellte Hofbeamten und zahlreiche Magistrate betreiben die Sache eifrigst. Die Stadtobrigkeit von Thorn läßt sich's 50000 Thaler kosten. Die Brüdergemeinde macht den Versuch, sich durch keinen Geringern als Amos Comenius vertreten zu lassen. Und schließlich geht das Unternehmen aus wie das hornberger Schießen. Nächst der in erster Reihe an diesem Miserfolg die Schuld tragenden Jesuiten ist es die schroffe, unduldsame Haltung der Lutheraner, eines Hülsemann und Abr. Calov, die für ein so klägliches Ergebniß verantwortlich zu machen. Konnten sich diese doch nicht einmal dazu entschließen, die Reformirten als Glaubensbrüder anzuerkennen, ja brachten es fertig, einen Mann wie Calixt als verdächtig von ihren Sonderberathungen auszuschließen, die Zulassung eines Amos Comenius gänzlich zu hintertreiben. Diesem völligen Miserfolg gegenüber will es wenig besagen, daß das für Thorn aufgestellte reformirte Bekenntniß als declaratio Thoruniensis symbolisches Ansehen erlangt hat. Die hoffärtige Kurzsichtigkeit der Lutheraner aber, die den Re-

formirten auch nur die Aufnahme ihres Glaubensbekenntnisses in das Protokoll beharrlich verweigerten, rächte sich noch bitter auf dem Religionsgespräch selbst, indem die durch die Uneinigkeit zwischen den Evangelischen ermuthigte römische Partei auch ihnen schließlich den Mund verbot.

Als Kirchen- und Culturbild aus jenem trüben und doch wieder an hochbegabten, knorrigen Persönlichkeiten reichen 17. Jahrhundert behauptet das thorner Gespräch seinen bleibenden Werth, und an der Bekennertreue der Evangelischen gegenüber Rom kann man trotz der ohnmächtigen Zersplitterung unter den Protestanten sich erquicken.

Der Verfasser hat allen Fleiß aufgewandt, aus gedruckten und ungedruckten Quellen den nöthigen Stoff zusammenzubringen, und in wie hohem Grad ihm das gelungen ist, dafür bürgt schon der eine Umstand, daß, obgleich Calixt als Mithandelnder erscheint, dennoch E. Th. Henke's erschöpfende Monographie in mehr als einem Punkte eine Erweiterung und Zurechtstellung erfährt.

2. Das Papstthum und seine Unfehlbaren. Geschichte des römischen Pontifikats. Von A. Rolf. Wiesbaden, J. G. Birlenbach. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

A. Rolf's „Papstthum und seine Unfehlbaren", ist aus fünf Vorträgen entstanden, die der Verfasser infolge einer Preßfehde zu Wiesbaden gehalten; sie führt in knappen, markigen Zügen der Reihe nach die 260 Päpste vor, die bisjetzt den Stuhl Petri eingenommen haben. Daß die Thaten und Eigenschaften, über die zu berichten war, mehr zu einem großen Sündenregister, als zu einer Ruhmesrede geführt haben, ist nicht des Verfassers Schuld. Abgesehen von einigen 70 Päpsten, die entweder nur ganz kurze Zeit regiert haben oder reine Nullen waren, begegnen uns höchstens 40 Inhaber des römischen Stuhles, die als unbescholtene Männer in ihrem Sinn das Beste zu erstreben suchten. Mindestens 8 sind, wie der Verfasser nachweisen will, mit dem Makel der Ketzerei behaftet, einige 50 sind von Herrschgier und fanatischer Verfolgungssucht erfüllt, 17 sind vollendete, meineidige Schurken, ein Viertelhundert führte ein sittenloses, ausschweifendes Leben, es fehlt selbst nicht an Urkundenfälschern, Trunkenbolden und grausamen, blutdürstigen Bösewichtern. Noch neuerdings hat ein römischer Prälat, der Stadtpfarrer Dr. Keller in Wiesbaden, nach dem Vorgang von Müller, Gfrörer und Hergenröther gemeint, die Ultramontanen brauchten sich der Geschichte ihrer Päpste nicht zu schämen, bei allen Menschlichkeiten habe kein anderer Thron so viel Kraft, Größe und Heiligkeit aufzuweisen, wie St.-Peters Stuhl, nur drei Päpsten, Johann XII., Benedict IX. und Alexander VI., könne der Vorwurf wirklicher Unsittlichkeit gemacht werden, nebst ihnen seien dann noch Stephan VII. und Sergius III. allerdings höchst traurige Erscheinungen. Aber es liebe nun einmal die Welt, das Strahlende zu schwärzen. Schon daß sie auf dem Stuhle Petri besondere Heiligkeit wie als selbstverständlich voraussetze, sei ein glänzendes Zeugniß für dessen Hoheit. Nun, das Ideal der Sittlichkeit ist eben nicht bei allen Schriftstellern das gleiche, und durch Folgerichtigkeit hat sich die ultramontane Logik noch niemals ausgezeichnet. Man erinnert sich, daß der Papst Vigilius, nachdem er gegen seinen Vorgänger Silverius falsche Zeugen gedungen, gegen eine Zahlung von 200 Pfund Gold an die ränkevolle Kaiserin Theodora auf den päpstlichen Stuhl gelangt war und dann nicht weniger als dreimal in dem sogenannten Dreikapitelstreit seine dogmatischen Ueberzeugungen wechselte, dieselben Schriften und Männer, die er vorher für rechtgläubig erklärt, als Ketzer verdammte, um schließlich wieder ihre Orthodoxie zu preisen; wenn nun der katholische Geschichtschreiber Kurz über dieses unfehlbare Chamäleon das Urtheil fällt: „Was böser Wille oder beschränkte Einsicht schwankendes Betragen nennt, waren offenbar blos die äußern und daher nothwendig wandelbaren Erscheinungen eines und desselben innern festen und heiligen Sinnes", so ist das auch eine Rechtfertigung, aber was für eine! Ueber die Epoche der Sittenlosigkeit auf dem römischen Stuhle pflegen dieselben Herren mit Zartgefühl hinwegzusehen; sie bringen es wol gar noch fertig, aus einer Marozia und den beiden Theodora's Heilige zu machen. Daß Pius II., als er noch Geistlicher war, einem befreundeten Cardinal voller Freude die Geburt seines vierten Kindes anzeigte, um ihn zum Gevatter zu bitten; daß Sixtus IV. in Rom Freudenhäuser anlegte, um sich damit eine ergiebige Steuerquelle zu eröffnen; daß Innocenz VIII. durch die väterliche Fürsorge, mit der er seine sechzehn unehelichen Kinder bedachte, sich bei den Römern den Namen „Vater des Vaterlandes" erwarb; daß mindestens achtzig notorisch unwürdige Menschen die Papstkrone getragen haben, die heute von jedem unparteiischen Gerichtshof mit entehrenden Strafen und zum Theil mit dem Tode bestraft werden würden, an dem allen nimmt man keinen Anstoß. Das sind „Menschlichkeiten", über die man sich nicht ereifern soll.

Da ist es denn gut, wenn das geschichtliche Gedächtniß einmal wieder aufgefrischt wird. Denn es denken, gottlob! doch nicht alle so. Insofern hat sich A. Rolf um die Wahrheit verdient gemacht. Noch wirksamer würde sein Zeugniß sein, wenn ihm nicht stellenweise die vornehme Ruhe, mit der solche Dinge zu besprechen sind, ins Schwanken käme, z. B. S. 5, wo er von einem „duckmäuserischen Gesellen" redet. Auch hätte es Origenes verdient, daß seiner etwas anders gedacht würde, als S. 18 geschieht, wo dieser große, geistvolle Gelehrte abgethan wird mit der Bemerkung: „ein Schwärmer, der sich selbst entmannt hatte".

Als Berichtigung wäre zu bemerken, daß S. 19 „Agapen" statt „Agapäen", S. 165 „Stephan VII." statt „Stephan VI." zu setzen ist. Karl Sallmann.

Feuilleton.

Von dem bisher einzigen großen Versuche, alle Schätze und sonstwie fesselnden Erzeugnisse unseres ältern und neuern Schriftthums bis zum Eingange der Periode, in der wir noch selbst mitten inne stehen, zusammenzufassen, von der „Deutschen National-Litteratur. Historisch-kritischen Ausgabe, unter Mitwirkung von Arnold, Balke, Bartsch, Behaghel, Birlinger u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner“ (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft), liegen wiederum dreißig Lieferungen (821—850) vor. Es gereicht uns einerseits zu lebhafter Genugthuung, daß unser letzter ausführlicher Doppelartikel darüber, in Nr. 31 und 33 d. Bl. f. 1894 enthalten, auf den Innenumschlägen etlicher neuen Hefte wörtlich wiederholt worden ist; denn wir freuen uns, daß nun voraussichtlich unsere nachdrückliche Empfehlung, die wir heute auch den neuen Heften voll angedeihen lassen wollen, dem im besten Sinne nationalen Unternehmen in den weitesten Schichten der Bevölkerung Eingang verschaffen wird: „Ehre dem Ehre gebührt!“ Andererseits berührt es uns angenehm, daß die erstaunlich umsichtige Redaction des unermüdlichen Kürschner unsern zwei kleinen Bemängelungen frühern Datums insofern Rechnung getragen hat, als das jeder Lieferung aufgedruckte Mitarbeiterverzeichniß nun vervollständigt ist und die seit Jahren vermißten „Signale aus der literarischen Welt“, die wir stets freudig begrüßt haben, wol wieder aus der Versenkung auftauchen werden, da der Herausgeber am Schlusse jedes Heftes um Sendungen für diese Rubrik ersucht. Neben der schon öfters gerühmten hochsplendiden Ausstattung ist die wachsende äußere Stärke der Lieferungen hervorzuheben: das an sich schon an Billigkeit des Preises seinesgleichen suchende Werk bietet bisweilen in einer Funfzig-Pfennig-Lieferung von zweihundert Seiten an geistiger Nahrung das Vielfache, was dickleibige Bücher von zehn- und zwanzigfacher Einkaufssumme. Auch deshalb darf es mit vollstem Nachdruck den Anspruch auf den Ehrennamen eines deutschen Nationalunternehmens erheben. Dazu fehlt nun freilich noch, daß alle öffentlichen Bibliotheken der Pflicht nachkommen, dies prächtige national-literarische Compendium anzuschaffen, und weiterhin noch mehr, daß es sich auf möglichst viele Büchergestelle deutscher Familien und Lesefreunde verirre, wo mäßige Erzählungen und darunter die Misgeburten der Ausländer vorherrschen. Die Serie von Denkmalen, die dieses mal erneuert wird, ist so recht dazu angethan, die Vielseitigkeit unserer literarischen Vergangenheit und den unermeßlichen nationalen und socialen Werth, den die gewaltige Kürschner'sche Encyclopädie bei wirklicher richtiger Ausnutzung für unser Volk nach Seiten des positiven Wissens wie nach der ästhetischen und Gemüthserziehung gewinnen kann, zu Gemüthe zu führen. Ich halte es deshalb geradezu für unbedingte Aufgabe eines jeden Journalreferenten, dem die schön gedruckten und nicht wie üblich monoton broschirten Hefte — die ja auch in Bände zusammengefaßt bezogen werden können — „von Amtswegen“ zugehen, nicht eine stereotype vier- bis fünfzeilige Anzeige voll allgemeiner Wendungen unter die übrigen „Waschzettel“ einzurücken, denn über diese pflegt doch jeder, auch der Buchliebhaber, hinwegzulesen, sondern das einzige Gesammtwerk unseres schönen Schriftthums bis auf unsere Zeit, das wir besitzen, ernst und warm zu empfehlen. Wenn in solchen Fällen die Macht der Zeitung mit ihrem unmeßbar eindringlichen Einflusse auf Kunstgeschmack und Lektüreauswahl des Publikums nachdrücklich eingreifen wollte, dann würden den Vereinen für „Verbreitung von Volksbildung“, für „Massenverbreitung guter Schriften“, für „Familien- und Volkserziehung“, für „ethische Cultur“ und wie diese humanitären Gesellschaften, die ein richtig geleitetes Lesen eines im höhern Sinne „classischen“ Materials als ständige Ergänzung voraussetzen, die Wege geebnet und ganz andere Erfolge winken.

An der Spitze des uns zuletzt zugegangenen Stoßes steht der Abschluß für den „Minnesang des 12. bis 14. Jahrhunderts“, von Fridrich Pfaff besorgt. Walther von der Vogelweide, dem die ganze zweite Abtheilung dieses Kapitels eingeräumt ist, eröffnet die diesmalige Wanderung verheißungsvoll und tritt besonders mit den „Sprüchen und Zeitgedichten“ voll tiefer Weltklugheit und Menschenkenntniß auf, von Pfaff durch ein Lebensbild, ein Glossar und knappe, genügende Fußnoten nähergebracht. Wir bemerken, wie schon öfter, im allgemeinen, daß diese sprachlichen Hülfsmittel älterer Schriftdenkmäler, die Kürschner in die Hand berufener Germanisten legte, ihren Zweck vortrefflich erfüllen; sie huldigen dem Grundsatze des „Nicht zu viel und nicht zu wenig“, um einestheils nicht den Genuß des alten klangvollen Idioms zu verkümmern, anderntheils den im Mittelhochdeutschen Unbewanderten nicht auf falsche Fährte vermittels irrig etymologischer Analogie gerathen zu lassen. Von dem Hauptbearbeiter der alten Epochen, Professor Paul Piper, ist dieser Grundsatz allenthalben geschickt angewendet worden, bei jetziger Gelegenheit für die „Kudrun“, die herrliche Nebensonne der „Nibelungen“, von der neunundzwanzig aventiuren mitgetheilt werden, während für die „Höfische Epik“ Charakteristiken ihrer jüngern Leistungen, bewunderuswerth reiche Nachträge zu den bibliographischen Angaben älterer Bände, bildliche Darstellungen (Grabtempel nach Boisserée, trierer Liebfrauenkirche), endlich grandiose Register dargeboten werden, letztere für Wörter (ein vollständiges Lexikon!), Namen, Sachen, Orte; auch die „Karte zur deutschen Literaturgeschichte des Mittelalters“ ist eine sehr werthvolle Beigabe. Paul Piper's Nachwort endigt: „Hiermit schließe ich meine zehnjährige angestrengte Arbeit an der Nationalliteratur und hoffe, daß sie auch andern Freude bereite, wie sie es mir gethan hat“; das unterschreiben wir gern in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Eröffnung weiter Strecken alter schöner Poesie für den nichtphilologischen Laien.

Einschneidende Wandlungen sind inzwischen mit unserm Volksgeiste und seinen literarischen Niederschlägen bis zu dem Jahrhundert vor sich gegangen, das uns die nächste Rubrik vor Augen führt. Da bemüht sich Richard Froning dem Plane gemäß in einem einzigen Bande von dem Drama der Reformationszeit, mit Ausschluß des Hans Sachs, ein einigermaßen richtiges Bild zu geben, was, wie wir ihm zugestehen, „bei der Reichhaltigkeit des Materials und der darin hervorquellenden Lebensfülle schier unmöglich“ ist. Und doch ist es ihm gelungen, mit wenigen Vor- und den nöthigsten Textbemerkungen in folgenden Stücken das deutsche Theater jener dramatisch bewegten Zeit in einem Ausschnitt zu veranschaulichen: „Die Totenfresser des Pamphilus Gengenbach“, „Der Ablaßkrämer des Nikolaus Manuel“, „Der Verlorene Sohn des Burkard Waldis“, „Die Susanne des Paul Rebhun“, „Der Pammachius des Naogeorg“, „Der Vincentius Ladislaus des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig“. Leichter hatte es Adolf Hauffen mit seiner geschickt angelegten Ausgabe des unvergleichlichen Satirikers Johann Fischart, für dessen urwüchsige echt deutsche Laune, weil der Grundriß Kürschner's die herausragenden individuellen Köpfe mit Recht bevorzugt, der Tummelplatz hier gottlob nicht eingeschränkt ward. Auch das „Deutsche Kirchenlied des 16. und 17. Jahrhunderts“, von Eugen Wolf ausgewählt und prägnant eingeleitet, erhielt auskömmlichen Raum, sodaß Erasmus Alberus nebst Burkard Waldis, deren Stärke wo anders ruht, N. Hermann, Ringwaldt, Ph. Nicolai, J. Heermann, Rinkart, Rennark, Neander, Scheffler-Silesius und mitten

darin der Classiker des protestantischen und der des katholischen geistlichen Gesangs: Paul Gerhardt mit Friedrich Spe (nicht Spee!) vertreten sind.

Wenig über ein halbes Säculum nach diesen religiösen Poeten wurden die beiden typischen Verfechter der heitern Muse in der neuern deutschen Dichtkunst, Hagedorn und Gleim, dann auch Uz und E. Chr. von Kleist geboren, der erstere ein künstlerisch unverächtlicher Gestalter leicht geschürzter Stoffe der Freude und harmloser Liebe, der letztere zwar von Haus elegischer Stimmung und darin verharrend, aber in ganz anderer Richtung, als jene heiligen Männer, nämlich auf die kriegerische Begeisterung für Friedrich's des Großen Heldenthaten und die Feierlichkeit des „Frühlings" hin. Professor Franz Muncker macht diese „Anakreontiker und preußisch-patriotischen Lyriker" zugänglich, indem er aus ihren reichlich fließenden Bronnen die frischesten Wellen schöpft und der ungleich düsterern Gegenwart eredenzt. Die in der Regel sehr liebenswürdigen wenn auch nicht gerade genialen Verfasser dieser tändelnden oder vaterländischen Verse erwecken die biographischen Skizzen Muncker's greifbar wieder. Kurz ist der zeitliche, lang der innere Abstand dieser Leute von Johann Gottfried Herder, dem imposanten Denker und Gemüthsmenschen, der, wie Heinrich Meyer im Vorwort zu dem von ihm nun fertig herausgegebenen ersten Bande sagt, „durch Anregungen und materielle Beiträge jene Weltliteratur in deutscher Sprache hat begründen helfen, die wol die werthvollste Hinterlassenschaft des Kosmopolitismus unserer classischen Zeit ist". Meyer hat die Quelle, Vorgeschichte und Uebersetzungsanläufe dieser fremdsprachlichen Blüten aus sämmtlichen Zonen glücklich aufgedeckt und, durch stramme Theilnahme am Grimm'schen Wörterbuch geschult, ein unentbehrliches Wortverzeichniß angehängt. Sodann spendet er einen klaren Ueberblick über jene Specialseite in des Meisters Wirken. Von Eugen Kühnemann's Herder-Biographie ist der Schluß erschienen.

Ein ganzer Pack Goethe-Hefte schließt wie gewöhnlich unsere Collection, die meisten im Druck von dem Chefredacteur der Kürschner'schen „Goethe-Ausgabe", Professor Heinrich Düntzer, dem altbewährten Kämpen auf diesem Felde, überwacht und mit einläßlichen Erklärungen ausgestattet; „Wahrheit und Dichtung", die Krone aller Memoiren, wie der 1894 verstorbene wiener Publicist Rudolf Valdeck (d. i. Rudolf Wagner), diesen köstlichen Eckstein Goethe'scher Prosa nennt, bringt er mit Porträts, unendlichen Einzelnachweisen und den mannichfaltigsten Ergänzungsdaten chronistischer Art. Daneben frischen auf kunsthistorischem Felde A. G. Meyer und George Witkowski Aufsätze „Aus den Propyläen", besonders „über Laokoon" und die anmuthigen Briefe „Der Sammler und die Seinigen", auf, wogegen Rudolf Steiner, der naturwissenschaftliche Adlatus des weimarer Goethe-Archivs, die „Geschichte der Farbenlehre" mit überaus sachkundigen Fußnoten begleitet. Ziehen wir das Facit: der jetzige Fortschritt der Kürschner'schen „National-Litteratur" zeigt nicht allein ein starkes Wachsthum der Kraft und Leistungsfähigkeit, sondern auch eine neue Steigerung in der Tiefe des Inhalts.

— Der ungenannte Verfasser der „Tübinger Bilder". Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Gustav Adolf Cloß (Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung) führt den besuchenden Fremdling, der er übrigens nach den ersten Zeilen selbst ist, in Tübingen umher: über die Neckarbrücke, am Uhland-Denkmal vorüber, durch die Alleen, zeigt ihm die Stiftskirche, den Marktplatz, macht ihn mit Convent und Stift bekannt, betritt mit ihm das ehrwürdige Schloß, dann die Aula der Universität, dann zeigt er ihm den Oesterberg mit dem der Einigung Deutschlands gewidmeten Denkmal und läßt ihn endlich noch einen letzten Blick auf die im Abendschein liegende Stadt von der Waldhäuser Höhe werfen. Und zwar leistet er diese Ciceronethätigkeit in Distichen. Es ist möglich, daß das Werkchen, das offenbar von Liebe zur Heimat zeugt, in Tübingen und Umgegend Anklang findet, um so mehr als einige der beigegebenen Bilder von Cloß ganz hübsch geeignet sind, Stimmung zu machen — einige, nicht alle. Ueber Tübingen hinaus oder über die Grenzen Würtembergs wird die Freude an bekannten Bildern nicht reichen, namentlich da man dort an Stelle zwar wohlgemeinter, aber nicht immer gelungener Distichen eine einfache Prosa mindestens ebenso gern gesehen hätte. Wenn man übrigens von der meist in den Bahnen der Ueberlieferung sich bewegenden Sprache die dem Daktylendichter gewohnten Wendungen abzieht, bleibt recht viel Prosa übrig. Wenn diese dann eine triviale Beobachtung mit einer philosophischen Betrachtung verbindet, so wird man in merkwürdiger Weise an den berühmten Barden Ludwig I. erinnert. So etwa S. 3:

Uns aber „Jockele sperr!" so klingt es noch lange im Ohre:
Nicht auf zu eiliger Fahrt stürme, o Jugend, dahin.

Platte Prosa lesen wir S. 23:

Jetzt sieh zierliche Schriften in gläsernen Kästen verbreitet (?),
Und des Custoden Bericht fesselt den staunenden Geist.

Sie berührt geradezu komisch in der Schilderung der schattigen Kühle der Kastanienallee, an der sich viele Leute erquicken, unter andern:

Und dort hinten der Strolch, er dehnt sich in stillem Behagen;
Wie viel schöner ist's hier, als auf der Straße im Staub.

Sonderbar ist auch die Logik S. 5:

Kaum verließ ich die Bahn, noch schrillt in den Ohren die Pfeife,
Und schon steh ich vor dir, Uhland, du schweigsamer Mann.

In dem folgenden Pentameter ist der Dichter in offenbarem Widerspruch, entweder mit dem Zeichner oder mit der Natur:

Aber die Rechte, sie preßt kräftigen Druckes das Herz.

Das zugehörige Bild in Mondscheinbeleuchtung zeigt nämlich die Rechte gegen die rechte Brust gepreßt. Uebrigens scheinen die vom Zeichner viel imposanter als das Denkmal dargestellten beiden Brüder Studio von der Bedeutung des Mannes ebenso wenig überzeugt zu sein, wie Don Juan und Leporello von der des Gouverneurs. Der Student bildet überhaupt auf den meisten Bildern Staffage, wie in den Versen die ewig wiederkehrenden blauen Berge. Der Zeichner ist auch naturalistisch; am Ende der Verse von den Alleen findet sich unter den Bäumen des Hintergrundes eine fröhliche Zechergruppe; im Vordergrunde aber pauken zwei wackere Burschen unter Assistenz des Unparteiischen einen Bierjungen aus.

— Aus dem Nachlasse von W. Weber, dem Verfasser von „Dreizehnlinden", wird noch in diesem Herbst eine Gedichtsammlung, „Herbstblätter" genannt, im Verlage von F. Schöningh in Paderborn erscheinen.

Bibliographie.

Bornscheuer, G., Deutsch. Eine Sammlung von falschen Ausdrücken, die in der deutschen Sprache vorkommen, nebst der Berichtigung und Erklärung dieser Fehler. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 8. 2 M.

Börsch, Wieland der Schmied. Drama. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 8. 1 M.

Deutscher Wortschatz. Grammatisch-stilistisch-orthographisches Hand- und Fremdwörterbuch der deutschen Sprache. Vierte Auflage von J. A. Ditscheiner's „Handwörterbuch der deutschen Sprache". Von J. E. Wessely. Leipzig, Rob. Friese. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Duruy, G., Memoiren von Paul Barras, Mitglied des Directoriums. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. Jeder Band 7 M. 50 Pf.

Oertel, W., Der Cylinderhut. Sein Leben, seine Thaten und sein Leiden in Reim und Bild geschildert. Leipzig, Felix Simon. 8. 3 M.

Preser, C., Das Arminiuslied. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Scherff, W. v., Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Drittes Heft: Betrachtungen über die Schlacht von Gravelotte — St. Privat. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Spitteler, C., Balladen. Zürich, Albert Müller's Verlag. 8. 3 M.

Volger, E., Humoresken. Komische Känze. Leipzig, Felix Simon. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Taschen-Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache
für den Schul- und Handgebrauch
von
H. Michaelis.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die zehnte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmunde
nach Sinn und Ursprung erläutert
von
Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von
Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Neunzehnter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet.

Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Ein Generalregister zu den bisher erschienenen Bänden der „Praxis des Reichsgerichts" ist in Vorbereitung.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten
des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Die kleine Kirche.
Roman von
Alphonse Daudet.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Dieser letzte Roman des Meisters, der durch so viele berühmte Werke seinen Namen weithin bekannt gemacht hat, ist ein schönes Buch, erfüllt von hoher Philosophie und gesunder Moral. In zarten Farben malt uns hier der Dichter ein Stück modernen Menschenlebens.

Madame Chrysanthème.
Roman von
Pierre Loti.

Preis geheftet M. 2. —; fein gebunden M. 3. —

Eine amüsant mit köstlichem Humor geschriebene Geschichte der kurzen, einsommerlichen Zeitehe eines französischen Seefahrers mit einer der kleinen zierlichen Japanesinnen, wie solche uns mit den kunstvoll aufgebauten Frisuren von den Porzellanmalereien und gestickten Seidenstoffen bekannt sind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.
Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.
Von
B. von Werner,
Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der maritimen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 39. — 26. September 1895.

Inhalt: Winckelmann redivivus. Von Ernst Lehmann. — Shakespeare-Schriften. Von Ernst von Sallwürk. — Aus der historischen Literatur. Von Georg Winter. — Romane und Erzählungen. Von Karl Busse. — Aus dem religiösen und socialen Leben Deutschlands in der Gegenwart. Von Johannes Reinhard. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Winckelmann redivivus.

> Wenn die Kunst aus inniger, einiger, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig.
>
> Goethe, Deutsche Art und Kunst.

Schon der Titel der Schrift „Winckelmann contra Rembrandt“*) verräth die Absicht des Verfassers: Nicht Rembrandt, wol aber Winckelmann, „der Columbus der antiken Welt“, soll statt seiner auf den Schild gehoben werden! Ein Gedanke, der ihm, wie er selbst berichtet, bei der Lektüre des Langbehn'schen Buches „Rembrandt als Erzieher“ gekommen ist.

Im wesentlichen sind es sechzehn Thesen, die Albrecht zu vertheidigen sucht. Gegen die ersten ist nichts Erhebliches einzuwenden. „Unsere Bildung wird und muß im wesentlichen eine künstlerische sein“, künstlerisch im weitern Sinne genommen: Selbstgestaltung, freie Bildung zur Harmonie, wie Moritz Carriere sagt. Ohne kräftige Schlagwörter, wie „krasser Naturalismus“ u. a. geht es selbstverständlich nicht ab. Sind sie doch meist der Nothschrei derer, die nicht „sehen“ gelernt haben: In die Gestaltungskunst, die schon beim Zeichnen je nach der Wahl des Griffels und der vom Künstler gewählten Ausdrucksweise in den mannichfachsten Formen zu Tage treten kann, sind sie nie eingedrungen, und daß das geringfügigste Ding in der Welt durch künstlerische Wiedergabe dem Banne des Kraß-Materiellen durchaus entrückt wird, wollen sie nicht begreifen lernen. Ja, es entschlüpft ihnen unter den Händen, daß die Alten das bereits besser verstanden, als sie selbst, die aus eitel Sorge und Eifer über Dinge schreiben, von denen sie im Grunde herzlich wenig verstehen. Was haben sich die Herren seiner Zeit über Gras und Kohl, über Kehricht und Straßenkoth in modernen Bildern aufgeregt! Ganz natürlich, immer sind es die „Grenzwerthe“, die am meisten ins Auge fallen und ängstliche Gemüther zur Opposition reizen; auch das andere Extrem, die bizarren Darstellungen der Gedankenmaler, wurde in gleichem Maße verurtheilt. Und doch lag nichts Wundersames in dem Auftreten beider Extreme. Wie überall so stürmt auch in der Kunst das scheinbar unvermittelt hereinbrechende Neue im ersten Anlauf über das Ziel hinaus, um sich allmählich in seine Grenzen zurückzuziehen und dort weiter zu wirken, unbekümmert um das Gekreisch der Ignoranten. Sehen wir aber von jenen Auswüchsen ab, so kann von einem Gegenüberstellen des Naturalistischen als Schatten zu dem Lichtbild, das aus den andern Werken resultirt, keine Rede sein.

Wenn in These 3 und 4 gesagt wird: Man darf überhaupt nicht einen Maler, weder Rembrandt, noch Raffael, sondern man solle einen Bildhauer alias die plastische Kunst als künstlerisches Erziehungsmittel verwenden, so klingt dies zunächst ganz annehmbar, weil in der That das rein Formale in der Plastik stärker zum Ausdruck kommt als in der Malerei, ähnlich wie eine Einführung in die Geometrie nicht von Zeichnungen, sondern von wirklichen Körpern auszugehen hat. Die Sache hat nur einen Haken: wir besitzen keine plastischen Kunstwerke in dem Zustande, in dem sie aus der Hand der alten Künstler in die Oeffentlichkeit übergegangen sind, und, setzen wir noch hinzu, in welchem sie auch dem naiven Beschauer vollkommen verständlich werden. Als Praxiteles den letzten musternden Blick über den in glänzendem Weiß vor ihm stehenden Hermes geworfen hatte, sah er das Werk durchaus nicht als vollendet an. Es fehlte noch die für das „unverlehrte“ Griechenauge unentbehrliche Farbe; erst sie verlieh dem marmornen Gebilde, dessen Oberflächenbehandlung bereits darauf hinzielte, den letzten Hauch des vom Künstler gewollten Lebens. Vereinigte der Bildhauer, wie es häufig der Fall war,

*) Winckelmann contra Rembrandt als Erzieher oder Unsre künstlerische Selbsterziehung. Von Hermann Albrecht. Anklam, Hermann Wolter. 1895. Gr. 8. 1 M.

in sich nicht zugleich auch den großen Maler, so wurde die Bemalung einem ebenbürtigen Künstler, nicht aber gewöhnlichen Kunsthandwerkern übertragen. Erst nach dieser Procedur war das Werk im Stande, unmittelbar auf die beschaulichen Gemüther zu wirken und erziehen zu helfen. Ehe wir aber dem „Zöglinge" nicht das Beste, was bekanntlich für ihn gerade gut genug ist, vor Augen und vor die Seele führen können, d. h. so lange unsere farbige Plastik noch in den Windeln liegt, so lange muß die Malerei die Ammendienste übernehmen. Wir dürfen uns nur der eigenen Jugend und Lehrzeit erinnern: wie schnell wir uns in ein Gemälde fanden und wie lange es dauerte, ehe wir uns am farblosen Marmor erwärmten.

Ferner: „Bei der Frage nach den Factoren, die im specifisch künstlerischen Sinne für unsere Bildung wirksam sind, müssen wir in die Vergangenheit sehen, um zu erkennen, welchen Bildungsgang große Künstler, z. B. Raffael, Michelangelo, Goethe genommen haben." Wie allgemein auch der Verfasser das Wort Künstler gebraucht wissen will, in einem Athem kann Goethe mit Raffael und Michelangelo nimmermehr genannt werden. Goethe selbst hat nach heißem Bemühen in weiser Selbsterkenntniß auf solchen Ruhm verzichtet. Um künstlerisch fühlen und genießen zu lernen, mag man immerhin bei ihm in die Schule gehen; das hat er in seiner Art sicher gründlich verstanden; aber sein künstlerisches Können war nicht ausreichend, um eine solche Nebeneinanderstellung, trotz Herman Grimm, zu rechtfertigen.

Die Forderung des §. 9, daß die plastischen Bildwerke selbst angeschaut werden sollen und das Studium der Kunstgeschichte nur als Einleitung anzusehen ist, wird niemand beanstanden, aber von § 11 an können wir dem Verfasser nicht mehr bedingungslos folgen, so gern wir auch den „guten Willen" anerkennen, mit dem er den Nachhall des Langbehn'schen Cicadengezirpes zu einem „guten Klange" umstimmen möchte. Hier mischt Albrecht vollständig fremde Elemente in die ästhetischen Betrachtungen.

Im übrigen besteht die Abhandlung fast nur aus Citaten. Der Verfasser sammelt die Stimmen Lessing's, Goethe's, Herder's, A. W. Schlegel's, Solger's, Chr. H. Weiße's, Hegel's, Scherer's und Treitschke's für die Inthronisirung Winckelmann's und fordert zur allgemeinen Wallfahrt in das gelobte Land der Antike auf. Merkwürdigerweise ist dies aber nicht das Endziel der Reise. Durch ein Hinterpförtchen zeigt er uns das Land, wo Milch und Honig fließt: Winckelmann und die Antike sollen nur die „Mittler" vorstellen, durch die wir zur — Natur gelangen. Durch diesen „Zug" glaubt Albrecht auch die Sehnsucht der Neuen stillen zu können. Doch Winckelmann führt wol zur Antike, aber nimmermehr zur Natur. Dazu sind die Schranken, die er aufbaut, zu hoch. Gerade die Meistbetheiligten, d. h. die, die mit der Kunst innige Fühlung behalten haben, müssen für die angetragene Führerschaft entschieden danken. Nachdem man die Folgen, die das erkältende Bad der Classicität hinterläßt, glücklich erkannt hat, nachdem in allen Landen von Frankreich bis zum fernsten Osten ein einheitlicher Zug von Kraft und Selbstgefühl durch die Kunst deutlich erkennbar geworden ist, erscheint schon der Versuch, Winckelmann's einseitige Richtung wieder Geltung zu verschaffen, als Thorheit, wenigstens in Kreisen, die ihre Zeit zu verstehen versuchen. Zudem war Winckelmann, wie auch Muther wieder hervorhebt, nicht einmal original. Die Hauptthese in der Einleitung zu seiner Kunstgeschichte findet sich schon in Labruyère's „Charakteren" mit den Worten ausgesprochen: „On ne saurait rencontrer le parfait et s'il se peut surpasser les anciens que par leur imitation." Winckelmann führt aber nicht nur nicht zur Natur hin, sondern von ihr hinweg: Er war der Ansicht, daß der Künstler durch das Studium der Natur von der wahren Schönheitsform abgelenkt werde. Darum bezeichnete er die großen Holländer als „Affen der gemeinen Natur", daher hatte er für Rembrandt, der ihm nicht gelehrt genug war, nur Worte der Verachtung.

Bei der Behandlung der Frage: Wie können wir Winckelmann's Werke nützen? empfiehlt Albrecht unter andern auch die vortreffliche Schrift Adolf Hildebrand's: „Das Problem in der bildenden Kunst" zu weiterm Studium. Wir fragen uns vergeblich, welchen Anknüpfungspunkt dieses aus der Seele eines schaffenden Künstlers herausgeschriebene Buch mit Winckelmann's gelehrten Auseinandersetzungen gemein habe. Hildebrand offenbart uns hier in vollster Unmittelbarkeit, wie sie nur ein wirklicher Künstler zu geben vermag, das künstlerische Anschauen des Naturgegenstandes, gemäß dem heute mehr denn je citirten Dürer-Worte: „Wahrlich, die Kunst steckt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Hildebrand zeigt, wie aus der Wirkung des Fernbildes die Formwerthe abstrahirt werden müssen und daß die plastische Kunst darin bestehe, diesen abstracten Vorstellungsbesitz wieder einzukleiden. Für Winckelmann gab es von vornherein nur einen einzigen Schönheitsbegriff, der als der höchste keinen andern neben sich duldet, und diese Schönheit durfte auch nur in Gestalten zur Erscheinung kommen, „die weder dieser noch jener Person eigen sei". Dieser verallgemeinernde Zug schien ihm unter anderm in dem sogenannten griechischen Gesichtstypus am vollendetsten durchgeführt, und er meinte, jede andere Form müsse hinter diesem Urbilde zurückstehen. Wir wissen aber, daß das Gesicht mit den großen Augen, dessen Stirnfläche und Nasenrücken in einer Ebene liegen, einen in der That sehr kindlichen Ursprung hat: Es war die denkbar einfachste und klarste Darstellung des menschlichen Antlitzes „an sich", nicht aber eines wirklichen Griechenkopfes. Was Wunder, daß uns gerade jene antike Schablone so kalt läßt, da ihr alles Charakteristische abgeht.

Die correcte Antwort auf das Sophisma: „Der einzig richtige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten",

ist Winckelmann schon bei seinen Lebzeiten durch Klopstock zu theil geworden:

Nachahmen soll ich nicht und dennoch nennet
Dein ewig Lob nur immer Griechenland.
Wem Genius in seinem Busen brennet,
Der ahm' den Griechen nach! — der Griech' erfand.

Was der Einfluß Winckelmann's an Goethe verschuldet hat, erkennt man am besten durch den Vergleich des Aufsatzes über deutsche Art und Kunst mit seinen künstlerischen Ansichten nach der italienischen Reise. Die classicistische Windsbraut hatte in ihm mit ihrem frostigen Hauche die Organe einer feinfühligen natürlichen Kunstanschauung auf lange ihrer Reactionsfähigkeit beraubt.

Gegen die andern Stimmführer Albrecht's ankämpfen, hieße Eulen nach Athen tragen. Noch weniger zuständig als Goethe haben auch sie ihre Wandlungen durchgemacht oder nur in beschränktem Maße in den Chorus Winckelmann's eingestimmt. Derselbe Herder, der in seinem Aufsatze „Herculanum" vor dem „göttlichen Ausleger des Alterthums" und dem „Geiste dieses Unsterblichen" in die Knie sinkt, sagt in seiner „Plastik" außer anderm noch heute Beherzigenswerthem: „Gewiß, die griechischen Denkmale stehen im Meere der Zeit als Leuchtthürme da, aber sie sollen nur Freunde sein und nicht Gebieter." Und unwillig fügt er später hinzu: „Endlich wird uns ja ganz unsere Zeit, die fruchtbarsten Sujets der Geschichte die lebendigsten Charaktere, alles Gefühl von einzelner Wahrheit und Bestimmtheit hinwegantikisiret."

Die Verwerthung des Romantischen in Winckelmann's Leben, „eines gewissen dunkeln Hintergrundes, der eine Persönlichkeit anziehend zu machen geeignet ist" — was für Leser hat der Verfasser wol hier im Sinne gehabt? — sowie der Abdruck der im Jahre 1763 geschriebenen Vorrede zu Winckelmann's „Geschichte des Alterthums" ist für die Absichten des Verfassers mehr hindernd als förderlich. Da ferner das Langbehn'sche Buch, wie Albrecht selbst sagt, „schnell und überraschend plötzlich" wieder verschwand, so war die weitläufige Behandlung der von Lautner in die Welt gesetzten Rembrandt-Bol-Frage verlorene Liebesmüh. Zudem kommt ihr nach Lage der Sache nicht entfernt die Bedeutung zu, wie sie vielleicht das Shakespeare-Bacon-Problem beanspruchen darf.

Das Ganze hätte sich, stark gekürzt, als unschädlicher Vortrag bei einer „Winckelmann-Feier" im kleinen Kreise vielleicht ganz gut ausgenommen; als Heroldsruf in die große Oeffentlichkeit entsandt, kann es leicht bedenkliche Verwirrung anrichten und muß eine Entgegnung erfahren.

Ernst Lehmann.

Shakespeare-Schriften.

1. William Shakespeare. Von Georg Brandes. Lieferung 1—3. (Mit dem Bilde des Verfassers.) Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895. 8. 10 Lieferungen zu je 1 M. 75 Pf.
2. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Herausgegeben von F. A. Leo. XXXI. Jahrgang. Weimar, Commissionsverlag von A. Huschke. 1895. Gr. 8. Geb. 12 M.
3. Shakespeare's Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Vortrag. Von Karl Rosner. Berlin und Prag, Fischer's medicinische Buchh. H. Kornfeld. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Die Tragik in Shakespeare's Coriolanus. Von Friedrich von Westenholz. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag. 1895. 8. 50 Pf.
5. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Festvortrag, gehalten auf der Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu Weimar am 23. April 1895. Von Kuno Fischer. (Kleine Schriften. 3.) Heidelberg, C. Winter. 1895. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Der Anecdotenschatz Bacon-Shakespeare's. Heiter-ernsthafte Selbstbekenntnisse des Dichter-Gelehrten. Von Edwin Bormann. Mit Anhängen und Tafeln. Leipzig, Selbstverlag. 1895. Gr. 8. 10 M.
7. Shakespeare und dessen Gegner, namentlich Appleton Morgan, Mrs. Pott und Donnelly. Von L. Schipper. Münster i. W., Theissing'sche Buchh. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Shakespeare-Forschung fehlt es nicht an reicher und lohnender Arbeit. Die Aufgabe, aus den dürftigen Daten der Biographie des Dichters und dem unerschöpflichen Quell seiner Werke eine genügende Darstellung seiner Entwickelung zu gewinnen, reizt immer noch. Daneben bereichern andere durch sorgfältige Analysen der Dramen des Schwans vom Avon die Literaturgeschichte und die Psychologie. Einzelne Fragen heben sich dabei mit besonderer Bedeutsamkeit heraus, sodaß von verschiedenen Seiten her ihre Lösung versucht wird: ob Shakespeare in Italien gewesen, wer die Veranlassung zu seinen Sonetten war und was der Grundgedanke des „Hamlet" sei. Endlich muß sie sich mit der Bacon-Frage beschäftigen, weil sie auch den weitern Kreis derjenigen berücksichtigen will, die zu Shakespeare in das Verhältniß der dankbar Empfangenden getreten sind, ohne sich gelehrter Forschung hingeben zu können; denn der letztern ist es nicht erst seit gestern klar, daß die Schätze höchster Anregung und tiefster Belehrung, die der Dichter des „Hamlet" nun schon über drei Jahrhunderte ausgestreut hat, nicht dem Verfasser des „Novum Organum" zu danken sind.

Von des Dänen Georg Brandes „Shakespeare-Biographie" (Nr. 1) liegen uns drei Lieferungen vor, die bis zum „Kaufmann von Venedig" führen. Empfiehlt sich uns A. Brandl's „Shakespeare" durch die nüchterne Sicherheit seines Berichtes, so liegt das Verdienst des „William Shakespeare" von G. Brandes in der feinen Analyse der Werke des Dichters und in der überzeugenden Art, wie er diese als echteste Quellen der Lebens-

geschichte desselben verwerthet. Eigentlich sind es einzelne Essays, die er uns bietet; aber sie stellen den Lebensgang Shakespeare's ohne andere Lücken dar als diejenigen, welche in der Spärlichkeit der Ueberlieferung begründet sind. Einzelne dieser Essays geben ausgeführte Schilderungen der Zeiten und Sitten (z. B. S. 20), und solcher bedarf jeder Leser der Shakespeare'schen Dichtungen ganz besonders. Wie der Verfasser die Charaktere zu zeichnen weiß, die in diesen Dichtungen uns entgegentreten, zeigt seine Darstellung von „Richard III.". Da der Dichter, wie Brandes einmal hervorhebt, in seine Personen sich hineinleben muß, ist es die Aufgabe seines Interpreten, ihm hierin nachzugehen. Georg Brandes ist aber kein blinder Bewunderer, der in seinem Dichter überall Orakel unbegreiflicher Weisheit sieht. Er weiß, von wie geringen Anfängen der englische Dramatiker ausgegangen ist. In „Heinrich VI." sieht er noch Bestandtheile, welche Marlowe und Greene als ihre Erbschaft ansehen konnten, und er erklärt daraus Greene's Anklage gegen den glücklichern Nachfolger. Mit feinem Takte schält er ferner den ältern Kern aus „Ende gut, Alles gut" heraus. Er scheut sich nicht, Geschmacklosigkeiten des ältern Stils auch noch bei Shakespeare aufzuzeigen, und findet auch Flecken in dessen reinster Jugendschöpfung, „Romeo und Julia". Doch vertheidigt er das unglückliche Mädchen mit gerechter Entrüstung gegen den Vorwurf der Sinnlichkeit. Die Betrachtung dieses Stückes gibt Brandes die Vermuthung ein, daß sein Dichter wol Italien gesehen habe. Der „Sommernachtstraum" ist ihm das „erste völlig fertige, löthige, ewige Kunstwerk, das Shakespeare hervorgebracht hat"; aber der Dichter steht hier noch nicht auf der Höhe seiner dramatischen Technik, die erst in „Richard II." sich voll entwickelt. „Richard III." arbeitet alles mit überflüssiger Deutlichkeit bis zur Oberfläche aus. „König Johann" enthält die Klage über den Verlust des eigenen Sohnes, aber neben Stellen des echtesten Gefühls auch noch euphuistischen Schwulst. — Die Bacon-Frage fertigt Brandes kurz ab als einen Ausfluß amerikanischer Geistesroheit und weiblichen Fanatismus'; Shakespeare habe sein Wissen aus dem Umgang mit den Gebildeten seiner Zeit geschöpft.

Zweierlei haben wir an dieser Biographie, deren Abschluß wir mit dem größten Interesse entgegensehen, auszusetzen. Georg Brandes datirt die Dramen seines Dichters auffallend früh, den „Sommernachtstraum" z. B. 1590, und der Stil seines Buches, wie es uns vorliegt, ist, obgleich im ganzen ansprechend, belebt und geistreich, von einzelnen nicht deutschen Wendungen verunstaltet. Einmal haben wir auch noch ein dänisches Wort an vergessener Stelle angetroffen (Speed og Launce S. 72).

Aus dem „Shakespeare-Jahrbuch" (Nr. 2) für 1895 heben wir zunächst einiges Biographische heraus. G. Sarrazin verfolgt in zwei Aufsätzen den Gedanken von einem Aufenthalt des Dichters in Italien zu Beginn der neunziger Jahre. Der Mord des Herzogs Gonzago, den Hamlet von seinem Stiefvater aufführen läßt, bezieht sich nach Sarrazin auf die Tödtung des Marchese Alfonso Gonzaga von Castelgoffredo am 7. Mai 1592 durch dessen Neffen, den Marchese Rudolf von Castiglione, der schon in „Richard III." vorkommt. Es wäre unwahrscheinlich, daß Shakespeare von dieser That in England Kenntniß erhalten hätte. Auch die Sonette hängen mit dieser Frage zusammen; denn die „schwarze Frau" in ihnen erklärt sich doch am einfachsten als eine südliche Schöne. Im übrigen kehrt Sarrazin zu der frühern Auffassung der Sonette zurück, welche in Henry Wriothesly den „einzigen Veranlasser" derselben sieht. H. Conrad setzt mit Hülfe einer sinnreich bezogenen Parallelstelle als Entstehungszeit von „Was ihr wollt" 1597 bis 1599 an. Die Hamlet-Frage erhält einen neuen bedeutenden Beitrag durch Löning's Aufsatz „über die physiologischen Grundlagen der Shakespeare'schen Psychologie", in welchem er alle Aeußerungen des Dichters, welche sich auf dieses Thema beziehen lassen, zusammenstellt. Wer die Ansichten jener Zeit über die Seele und ihre leibliche Grundlage kennt, wird freilich nicht viel Neues in diesen Zusammenstellungen finden. E. Traumann bespricht die „künstlerische Arbeit Shakespeare's im «Othello»", der ein Gebilde von solcher Einheitlichkeit sei, wie es der Dichter sonst nie mehr erreicht habe. Dieses Lob könnte vermuthen lassen, Shakespeare habe die Einheit der Handlung zum Grundsatz seiner Technik gemacht, dem er nur nicht überall treu geblieben sei; man kann aber mit größerm Rechte das Gegentheil behaupten. E. Adler vertheidigt den Dichter, indem er „das Verhältniß von Antony und Cleopatra zu Plutarch's Biographie des Antonius" bespricht, gegen den Vorwurf zu peinlichen Anschlusses an diese Quelle. Ueber diesen Punkt ist wenig zu sagen; in den äußern Dingen folgt Shakespeare seinen Quellen bis in ihre Flüchtigkeiten hinein. H. Conrad gibt „metrische Untersuchungen zur Feststellung der Abfassungszeit von Shakespeare's Dramen". Aus diesen vorsichtig geführten Erörterungen geht hervor, was wir schon wissen: daß die Besonderheiten der Verstechnik gewisse Hauptperioden des dichterischen Schaffens Shakespeare's unterscheiden lassen, für die einzelnen Dramen aber wenig Anhalt bieten.

Da wir H. Conrad für zwei tüchtige Arbeiten im „Jahrbuch" zu danken gehabt haben, möchten wir noch auf seinen Aufsatz über „Hamlet und Robert Essex" im 81. Band (1895) der „Preußischen Jahrbücher", S. 58 fg. hinweisen. Danach ist der alte Hamlet im alten Grafen Essex, Gertrud in dessen Gemahlin und König Claudius in Leicester zu suchen. Für uns besteht der Werth dieser Parallele in dem Versuch, Hamlet „irdisch dingfest zu machen", diesem Charakter „die feste Umschriebenheit der Wirklichkeit zu geben, die er allein vor allen Geschöpfen Shakespeare's bisher entbehrt hat". Das tragische Motiv im „Hamlet" findet H. Conrad in den Worten: „Die Zeit ist aus den Fugen. . ." (I, 5). Wir haben in

d. Bl. f. 1893, S. 306 die nämliche Auffassung entwickelt. Weiteres gibt Conrad's neuerer Aufsatz im Septemberheft der „Preußischen Jahrbücher": „Hamlet's gereinigtes Bild".

Karl Rosner hält uns am „Hamlet" (Nr. 3) fest, von dem ja, wie alle Freunde Shakespeare's wissen, schwer loszukommen ist. Er sieht in ihm eine Probe von Shakespeare's merkwürdigem physiologischen Wissen, das er nicht der Gelehrsamkeit seiner Zeit verdanke, sondern nur seiner eigenen Lebenserfahrung, auch einer solchen, deren Quelle sein eigenes Wesen war: denn der Dichter des „Hamlet" ist wie der Dänenprinz erblich belastet gewesen. Die Beweise dafür sind zwar nicht geführt; aber daß „Hamlet" wenigstens zu den „pathologischen Minderwerthigkeiten" gehöre, wofür dem Dichter aber weder Begriff noch Wort eigen waren, haben auch wir mehrfach aussprechen müssen. Er ist — nach Rosner — körperlich schwach, von „schwammiger Fettleibigkeit" (!), leidet an Athembeschwerden, ist extrem in seinem Empfinden, das ohne rechten Grund häufig wechselt, bewundert, da er selbst willensschwach ist, die Thatkraft der andern, stachelt sich durch Autosuggestionen auf, hat keinen Zusammenhang in seinen Gedanken, zeigt aus Idiosynkrasie plötzlich Abneigung gegen Ophelia, ist seiner Worte nicht recht Herr und sieht Geister. Das alles mag zugegeben werden, obwol man den Sohn des unvergleichlichen alten Hamlet nicht ohne weiteres erblich belastet nennen darf und der Geist nicht blos von Hamlet, sondern auch von dem nüchternen Horatio gesehen wird, was man nicht so leicht, wie Rosner thut, auf Suggestion zurückführen kann, die von dem neurasthenischen Hamlet auf dessen Freund übergehe. Aber es scheint uns, daß mit dieser psychiatrischen Behandlung des Hamlet-Problems dem Dichter Meinungen und Gedanken zugeschoben werden, die er nicht haben konnte. Shakespeare kannte ohne Zweifel grüblerische Naturen, welche alles zu schwer nehmen und vom Zufall sich bestimmen lassen, statt durch einen verständigen Entschluß; aber der „hysterische Somnambulismus" besteht nicht in Shakespeare's menschlicher Erfahrung, so reich sie sein mag. Wenn H. Conrad in dem eben erwähnten Aufsatz recht hat, dann ist es eine müßige Frage, ob der Dichter des „Hamlet" besondere psychopathische Kenntnisse gehabt habe. Karl Rosner wundert sich schließlich, daß noch kein Hamlet-Erklärer den Grund gefunden habe, warum Shakespeare, entgegen seiner Quelle, Hamlet nicht auf den Thron kommen, sondern im Zweikampf sterben lasse. Die Erklärung liegt auf der Hand. Karl Rosner meint, der Dichter habe einen „neuropathischen" Helden nicht zum glücklichen König machen können. Dabei ist übersehen, daß bei Saxo Grammatikus der Dänenprinz auch am Ende im Zweikampf untergeht.

Nicht blos „Hamlet" bietet jedem Betrachter wieder eine neue Seite; wer in Shakespeare sich versenkt, wird nie ohne eine Bereicherung seiner psychologischen Erfahrung weggehen. So hat Friedrich von Westenholz (Nr. 4) an „Coriolan" eine neue Seite gefunden, die er uns in ansprechendster Weise vor Augen führt. Coriolan ist durch seine Mutter zum echten Römerstolz erzogen worden; aber sie gerade bringt zweimal seinen Charakter zum Wanken, und so fällt er, weil er seiner eigenen Natur untreu geworden ist. So ist Coriolanus kein „Römerdrama"; sein Conflict ist nicht politischer, sondern rein menschlicher Natur. Für Shakespeare's Intentionen begründet dies allerdings keinen wesentlichen Unterschied; aber man hat dem Dichter überhaupt zu viel politische Reflexionen zugeschrieben. Friedrich von Westenholz' Schrift bespricht auch die übrigen im Drama vorkommenden Figuren mit feiner Beobachtung.

Und nun soll uns wieder Edwin Bormann beschäftigen, dessen „Shakespeare-Geheimniß" wir in Nr. 30 d. Bl. f. 1894 besprochen haben. Am 23. April dieses Jahres hat Professor Kuno Fischer in der Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, ohne Zweifel durch Bormann's Buch veranlaßt, den Bacon-Mythus in ebenso klarer als eindringender Weise besprochen. Dieser Vortrag ist in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" (Nr. 105—107 d. J.) zum Abdruck gekommen und liegt uns nun in etwas erweiterter Sonderausgabe vor unter dem Titel: „Shakespeare und die Bacon-Mythen" (Nr. 5). Darin wird die ganze Geschichte dieser merkwürdigen afterkritischen Verwirrung besprochen und die methodischen Grundzüge derselben einer scharfen Kritik unterzogen. Von Bormann's Behandlung der Frage sagt Fischer mit Recht, daß sie einem der verpöntesten logischen Misbräuche huldige, den er als den „Schluß der drei Taugenichtse" heiter genug charakterisirt. Diese Taugenichtse sagen von sich: „Aller guten Dinge sind drei; wir sind drei: also sind wir gute Dinge." Leider kann man in den Analogiebeweisen und den Wortähnlichkeiten, mit denen Bormann operirt, keine solidere Methode finden. Es ist uns unmöglich, den reichen Inhalt der kleinen Schrift hier zu erörtern; wir müßten auch vieles wiederholen, was wir selbst in d. Bl. auseinandergesetzt haben. Nur der leider treffenden Ausführung sei noch Erwähnung gethan, wonach die abgöttische Schätzung Shakespeare's dazu geführt hat, daß man in dem ungelehrten Schauspieler den Verfasser so unvergleichlicher Dichtungen nicht mehr anerkennen wollte: das Shakespeare-Mysterium hat dem Shakespeare-Mythus die Wege gebahnt.

Daß Kuno Fischer zum Shakespeare-Bacon-Mythus Stellung genommen und ihn, wie man hoffen muß, wenigstens aus den Kreisen der Wissenschaft endgültig abgewiesen hat, ist um so bedeutsamer, da die Widmung des Buches von Vitzthum von Eckstädt an ihn die Vermuthung konnte aufkommen lassen, als hielte Fischer die Frage überhaupt der ernstlichen Erörterung würdig. Ueberdies steht wenigen die genaue Kenntniß der beiden Männer, um die sich die Frage dreht, so unbestreitbar, zu wie dem heidelberger Professor der Philosophie.

Edwin Bormann bestreitet aber auch die Sachkunde Fischer's. Er hat das schon in seinem „Shakespeare-Geheimniß" gethan, und er wiederholt seinen Vorwurf in einem satirischen Gedichte, das er allen seinen Kritikern zugeschickt hat, als Antwort auf Fischer's Vortrag vom 23. April. Dieses Gedicht, betitelt: „Der Fischer. Auch ein Beitrag zur Bacon-Shakespeare-Frage" — hält sich besonders darüber auf, daß Fischer in seinem Buche über den Verfasser des „Novum Organum" diesen „Franz Baco" nenne, wie wenn jemand von Goeth-, Schille- und Kan- sprechen wollte. Auch diese Analogie trifft nicht ganz zu. Wir halten es allerdings für allein richtig, Bacon zu sagen. Aber die Philosophen sagen vielfältig mit deutscher Aussprache: Baco, wol aus dem Grunde, weil sie gewohnt sind, von Roger Baco zu sprechen. Dazu aber haben sie ein Recht, weil dieser Philosoph seinen Namen in Baco (Genitiv: Bacōnis) latinisirt hat. Francis Bacon dagegen schreibt sich lateinisch Baconus, mit dem Ton auf der ersten und mit kurz gesprochener zweiter Silbe. Aus diesem Grunde ist es richtiger Bacon mit englischer Lautung zu sprechen, wenn man nicht die lateinische Form Bacŏnus gebrauchen will; denn Baco hat dieser Träger des Namens sich nie genannt. So wird Bormann auch in unserer Behandlung seiner Frage immer nur die Form Bacon gefunden haben. Nun schreibt aber auch Professor Fischer in den beiden Abdrücken seines Vortrages nie anders als Bacon. Edwin Bormann's Versuch, aus der Schreibung des Namens bei Fischer ein Argument für dessen „Oberflächlichkeit" zu gewinnen, kommt also zu spät. Schließlich ist es aber sehr verzeihlich, wenn unsere Philosophen, die es mit zwei englischen Philosophen des nämlichen Namens Bacon (zu deutsch = Schinken) zu thun haben, wovon der eine sich Baco latinisirt hat, beide so nennen, da sie doch beider Werke in ihrer lateinischen Fassung zu lesen pflegen.

Kehren wir zu Edwin Bormann zurück, der seinem großen Buche in seinem „Anekdotenschatz Bacon-Shakespeare's" (Nr. 6) einen äußerlich und innerlich ebenso ausgestatteten „heiter-ernsthaften" Anhang nachgeschickt hat. Diesmal werden Bacon's „Apophthegmata" behandelt. Wo sich ein Anklang in Worten oder Wendungen an Shakespeare's Dramen findet, sieht Bormann sofort wieder einen Beleg für seine These, obwol hier selbst wörtliche Uebereinstimmungen nichts beweisen würden, da es sich um Witzworte u. dgl. handelt, die damals sehr vielen bekannt, vielleicht Gemeingut der gebildeten Kreise Londons waren und daher auch dem dramatischen Dichter sehr nahe lagen. Aber eigentlich Zusammenstimmendes findet Bormann nicht einmal. So heißt eine Anekdote bei Bacon: „Sir Henry Wotton pflegte zu sagen, die Kritiker glichen den Ausbürstern von Edelmannskleidern." Diesen Gedanken findet unser Baconist wieder in „Heinrich VI.", zweiter Theil, IV, 2, wo gesagt wird, der bekannte Revolutionär Jack Cade, der Tuchmacher, wolle „den Staat aufstutzen und wenden und ihm die Wolle von neuem krausen". . . . Er sei „fadenscheinig geworden", und es gebe kein „lustiges Leben mehr in England, seit die Edelleute aufkamen". Thun denn die beiden, die Kritiker und der Tuchmacher, das nämliche? Eher das Gegentheil, möchte man sagen. Die Analogie ist noch schlechter als die der „Drei Tangenichtse". Am Ende findet aber Bormann eine Stelle, in welcher deutlich gesagt wird, daß Shakespeare nur die Maske Bacon's sei. In der ersten Scene des fünften Actes im zweiten Theil von „Heinrich IV." wird der Richter Schaal, der die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange Falstaff's trifft, von seinem Bedienten mit Anfragen über diese und jene gleich zu erledigenden Geschäfte in aufdringlicher Weise unterbrochen. Eines dieser Geschäfte bezieht sich auf den „Schelm" William Visor von Woncot. Dieser Schelm soll nun niemand anders sein als der Strohmann William Shakespeare, unter dessen Namen Bacon seine Dramen in die Welt geschickt habe, sodaß die Worte heißen: „Wilhelm, der nur eine Maske ist. . . ." Aber eine Maske von wem? Doch von Bacon's Geist; aber Woncot oder Wincot ist ein Dorf in der Nähe von Stratford, wo Shakespeare geboren ist. So wäre dieser Wilhelm eigentlich eine Maske Shakespeare's! An solchen Ungereimtheiten stößt sich Bormann nicht; er findet offenbar auch nichts Auffälliges daran, daß sich Bacon damit als Spitzbuben (knave) einführt. Vielleicht liegt darin gerade eine besonders feine Anspielung. Aber der Name William, sagt Bormann, kommt bei Shakespeare sehr selten vor. Wenn das auch wäre! Aber er kommt ja in der nämlichen Scene für eine andere Person vor, für den Koch. Doch wie kommt der Dichter auf das Dorf Wincot? Einfach darum, weil die Scene nicht weit von Wincot (eigentlich Wilmecot) spielt und der Name Shakespeare geläufig war, jedenfalls auch viel geläufiger als dem Lord Francis Bacon; denn Shakespeare spricht auch an einem andern Orte („Der Widerspenstigen Zähmung", Einleitung 2) „von dem fetten Bierweib von Wincot".

Für diejenigen Leser, welche auf die Vorgeschichte des Bacon-Mythus genauer eingehen wollen, sei nun noch auf Dr. L. Schipper's Schrift über „Shakespeare und dessen Gegner" (Nr. 7) aufmerksam gemacht. Der Verfasser ist Professor außer Dienst und lebt zu Münster i. W.; er möge also nicht mit dem Professor Schipper in Wien verwechselt werden, der über die Bacon-Shakespeare-Frage ebenfalls sich geäußert hat. Der Mangel unserer Schrift besteht darin, daß sie als Shakespeare's „Gegner" nur Appleton Morgan, Mrs. Pott und Donnelly behandelt. Vitzthum von Eckstädt wird übergangen, weil er sich auf Morgan und Donnelly stütze; er hat indessen auch eigenes in seinem Buche beigebracht. Bormann bleibt außer Betracht, weil seine „Entdeckung wol keine allgemeine Annahme finden werde". Dieser Grund würde aber gegen die vom Verfasser behandelten „Gegner" noch viel mehr sprechen. Immerhin mag es einiges Interesse bieten, jene Vorläufer Bormann's wieder genauer zu be-

trachten, und dazu bringt unsere Broschüre alles Nöthige bei, nur nicht den Schlüssel zu Donnelly's Wortklitterung, den ihr Erfinder, um unsere Neugier und unser Interesse für Bacon-Shakespeare nicht einschlafen zu lassen, wie es scheint, für sich behalten hat.

Ernst von Wallwürk.

Aus der historischen Literatur.

Wir haben schon wiederholt auf die große Bedeutung hingewiesen, welche die großen mit zahlreichen authentischen Illustrationen ausgestatteten historischen Sammelwerke der neuesten Zeit für die Erweckung und Belebung historischen Sinnes und Verständnisses in unserm Volke haben. Ein neuer glänzender Beweis für die Leistungsfähigkeit dieser Gattung unserer historischen Literatur ist der vor kurzem erschienene achte Band von „Spamer's illustrirter Weltgeschichte", mit welchem dieses werthvolle und den modernen Stand der Forschung vortrefflich wiederspiegelnde Werk den Beginn der neuesten Geschichte erreicht hat.

1. Spamer's illustrirte Weltgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Otto Kaemmel und Dr. Konrad Sturmhoefel. Dritte völlig umgestaltete Auflage. Achter Band: Geschichte der neuesten Zeit. Erster Theil: Von der französischen Revolution von 1789 bis zum Höhepunkte der Napoleonischen Macht. Von Professor Dr. B. Volz. In dritter Auflage bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhoefel. Leipzig, Otto Spamer. 1895. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Dem ganzen Plan und der Gesammtanlage des Werkes entsprechend nehmen auch in diesem Bande neben den gewaltigen äußern Ereignissen der französischen Revolution und der rapiden Entwickelung des Napoleonischen Weltreiches die culturellen Zustände einen breiten Raum und eine hervorragende Stelle ein, welche durch den reichen bildlichen Apparat besonders deutlich zu Tage tritt. Gerade in diesem Bande offenbart sich nun noch mehr als in manchem andern, wie erheblich solche Culturschilderungen auf breiter Grundlage das volle Verständniß der Ereignisse erleichtern, ja im Grunde erst ermöglichen. Der äußere Verlauf der französischen Revolution mit seinen jähen Katastrophen würde geradezu unverständlich bleiben, wenn man sich nicht die culturellen Grundlagen und Ursachen, aus denen sich die Katastrophe mit fast zwingender Nothwendigkeit entwickelte, klar vor Augen hält. Die beiden Grundfactoren, aus denen sich das scheinbar räthselhafte Product ergab, sind aber ohne Zweifel die bis zur Unerträglichkeit gesteigerten socialen und wirthschaftlichen Noth- und Missstände des ancien régime auf der einen Seite, die als Gegensatz und Reaction dagegen erwachsene französische Aufklärungsliteratur auf der andern Seite. An keinem andern Ereignisse der Weltgeschichte kann man die entscheidende Einwirkung der Ideen einzelner führender Geister auf die Massen so anschaulich und lehrreich studiren, als gerade bei der scheinbar so durch und durch demokratischen, ja ochlokratischen französischen Revolution. Gerade hier zeigt es sich mit zwingender Deutlichkeit, daß eine große Volks- und Massenbewegung ohne die große Gedankenarbeit einzelner führender Menschen gar nicht zu Stande kommen kann, daß also der Grundzug der geschichtlichen Entwickelung selbst dann ein individualistisch-aristokratischer ist, wenn in den an der Oberfläche sich zeigenden Ereignissen ein schroff demokratisch-socialistischer Zug herrschend zu sein scheint. Ohne die Montesquieu, Voltaire und Rousseau wären die Sans-culotten und Jacobiner, wäre die ganze französische Revolution unmöglich gewesen. Erst mußten in den obern geistig führenden Schichten der Bevölkerung die großen Ideen geboren werden, ehe sie allmählich von Schicht zu Schicht bis zu der Masse des Volkes durchsickern und von dieser, zum Theil gründlich misverstanden, in die Wirklichkeit übersetzt werden konnten.

Dem entsprechend beginnt das vorliegende Werk seine Darstellung mit einer eingehenden Erörterung jener beiden Grundursachen der Revolution: mit einer Schilderung der socialen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände im vorrevolutionären Frankreich einerseits, für die in Sybel's Meisterwerk ein bisher unerreichtes Muster vorliegt, mit einer Darlegung der großen leitenden Ideen der französischen Literatur andererseits. Als ganz besonders dankenswerth werden es gewiß alle Leser des Werkes begrüßen, daß der Verfasser die entscheidenden Werke der französischen Literatur, welche für das Verständniß der geistigen wie thatsächlichen Umwälzung in Betracht kommen, einer eingehenden, zuweilen zu einer umfassenden Inhaltsangabe sich gestaltenden Analyse unterwirft, wie das namentlich bei Montesquieu's „Lettres persanes" und Rousseau's „Contrat social" der Fall ist. Man wird diese Darlegungen mit um so lebhafterm Interesse lesen, als die Wirkung einiger dieser Werke, namentlich des Rousseau'schen „Contrat social" noch bis in unsere gegenwärtige socialistische Bewegung hineinragt. Nur wird man gerade gegenüber dieser Thatsache doch zuweilen den Eindruck haben, daß der Verfasser die persönliche und geistige Bedeutung Rousseau's, durch die Schattenseiten seines Wesens verleitet, doch ein wenig zu gering angeschlagen hat.

Von diesem großen lebensvoll gezeichneten Hintergrunde der geistigen und culturellen Zustände des vorrevolutionären Frankreich hebt sich dann um so plastischer und anschaulicher das Gemälde der revolutionären Um-

wälzung und der gewaltigen Wirksamkeit des Erben der Revolution, des corsischen Eroberers, ab. Gewiß wird niemand erwarten, in einem zusammenfassenden Werke von vorliegender Art neue Aufschlüsse über diese gewaltige, immer und immer wieder von der historischen Forschung eingehend untersuchte Epoche der Menschheitsgeschichte zu finden. Der Verfasser darf sich rühmen, genug gethan zu haben, wenn er die Ergebnisse dieser schier unübersehbaren Literatur zu einem übersichtlichen, in den Grundlinien klar erkennbaren Bilde vereinigt hat. Und dieses Zeugniß wird man dieser neuen Bearbeitung des rühmlichst bekannten Werkes gewiß nicht verweigern. Daß das Verständniß der Darstellung durch den reichen bildlichen Apparat in hervorragendem Maße gefördert wird, braucht nach dem, was wir über die frühern Bände des verdienstvollen Unternehmens gesagt haben, nur kurz angedeutet zu werden.

Wenden wir uns nun von diesem großen zusammenfassenden Werke zu denjenigen Erzeugnissen unserer historischen Literatur, welche, aus mehr oder weniger eindringenden Specialstudien erwachsen, einzelne Perioden unserer nationalen oder der allgemeinen neuern und neuesten Geschichte behandeln, so möchten wir, der chronologischen Entwickelung folgend, zunächst die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine Monographie lenken, welche unsere Kunde von der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in einigen nicht unwesentlichen Zügen erweitert:

2. Gustav Adolf und die Schweden in Mainz und am Rhein. Zur Erinnerung an die dreihundertjährige Wiederkehr des Geburtstages Gustav Adolf's. Von Ludwig Frohnhäuser. Darmstadt, A. Bergstraesser. 1894. Gr. 8. 3 M.

In den großen Grundzügen ist ja der Siegesmarsch Gustav Adolf's von Breitenfeld längs der reichen Pfaffengasse bis nach dem „goldenen" Mainz und die Einnahme und Besetzung dieser Stadt durch die umfassenden Forschungen und Darstellungen des Dreißigjährigen Krieges und durch die eingehenden Biographien des Schwedenkönigs klargestellt worden. In der Schilderung der allgemeinen politischen wie militärischen Lage konnte sich daher der Verfasser im großen und ganzen an die Ergebnisse seiner Vorgänger anschließen, unter denen er namentlich G. Droysen's Werk über „Gustav Adolf" und des Unterzeichneten „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" eifrig und umsichtig benutzt hat, ohne doch je in sklavische Abhängigkeit von ihnen zu gerathen. Aber er wollte eben nicht blos allgemeine Geschichte, er wollte Localgeschichte schreiben und die Schicksale seiner engern Heimat zur Zeit der Schwedenherrschaft eingehender schildern, als das in zusammenfassenden größern Werken möglich ist. Zu diesem Zwecke hat er mit Eifer und Verständniß nicht allein die localhistorische Literatur, sondern auch die hessischen Archive durchforscht und aus den Berichten höherer hessischer Beamter wie hessischer Localbehörden aus jenen bewegten Kriegstagen manchen neuen, interessanten und lebensvollen Strich zu dem kriegerischen Bilde jener Tage hinzufügen können. Ganz besonders eingehend hat er sich mit dem Terrain des schwedischen Rheinüberganges beschäftigt, von dem er auf Grund einer eingehenden, durch genaue Ortskenntniß unterstützten Analyse der gleichzeitigen Berichte eine von den Ergebnissen seiner Vorgänger nicht unwesentlich abweichende, in den Hauptpunkten völlig überzeugende Darstellung gegeben hat, deren Verständniß durch einige beigegebene Skizzen und Pläne wesentlich gefördert wird. Gerade durch die liebevolle und dennoch nicht ermüdende Versenkung in das interessante Detail dieser Vorgänge hat der Verfasser der localhistorischen Forschung und speciell der geschichtlichen Wißbegierde seiner engern Landsleute einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwiesen. Aber auch die allgemeine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges hat durch die sorgfältigen Untersuchungen desselben eine erfreuliche Bereicherung erfahren.

In eine spätere Periode unserer nationalen Geschichte, in die der französischen Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege führt uns ein auf umfassendsten archivalischen Studien beruhendes Werk ein, welches sich mit der Geschichte Baierns in der bezeichneten Epoche beschäftigt und daher naturgemäß in den Mittelpunkt der Darstellung die Gestalt des bairischen Ministers rückt, welcher damals den bestimmenden Einfluß auf die Politik des Kurfürstenthums, spätern Königreichs Baiern ausgeübt hat:

3. Bayern unter dem Ministerium Montgelas 1799—1817. Von Graf Dr. Richard Du Moulin Eckart. Erster Band: 1799—1800. München, C. H. Beck. 1895. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Wie umfassend und eingehend der Verfasser seinen Gegenstand zu behandeln gedenkt, ergibt sich schon aus der äußern Thatsache, daß der bisher vorliegende stattliche erste Band nur die beiden ersten Regierungsjahre des neuen Kurfürsten Max Joseph behandelt. Eine ausführliche Einleitung beschäftigt sich namentlich mit den verschiedenen Phasen der bairischen Erbfolgefrage, die wiederholt den Anlaß zu ernsten diplomatischen Verwickelungen bieten zu sollen schien. Schon hier zeigt sich, auf wie eingehendem Studium des einschlägigen Materials die Darstellung des Verfassers beruht, welche sich dann in ihrem weitern Fortgange das Ziel setzt, die äußere und innere Politik Baierns in dieser wichtigen Periode des Uebergangs und der Umwälzungen klar zu legen. Der Verfasser will im einzelnen nachweisen, daß der Minister Montgelas, dessen Name mit der bairischen Rheinbundpolitik unseligen Angedenkens auf das engste verbunden ist, doch durch seine weise und umsichtige innere Politik die Grundlage zu dem modernen bairischen Staate gelegt und ihn so trotz vorübergehender äußerer Demüthigung vor dem fremden Eroberer fähig gemacht hat, eine wichtige Rolle in unserer weitern nationalen

Entwickelung zu spielen. Inwieweit ihm die Lösung dieser schwierigen Aufgabe in vollem Maße gelingen wird, wird sich erst mit Sicherheit sagen lassen, wenn die weitern Bände des Werkes vorliegen werden. Soviel aber darf schon jetzt als feststehend anerkannt werden, daß die Arbeit des Verfassers auf eindringenden, mit Umsicht und Verständniß geführten Quellenforschungen beruht, die unsere Kenntniß dieser bisher nicht gerade sehr eingehend behandelten Periode der bairischen Geschichte nicht unwesentlich bereichern werden.

Weniger für die Geschichte selbst, als für die Erkenntniß eines unserer großen Historiker ist die nachfolgende Publication von hohem Interesse:

4. Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Hermann von Petersdorff. Mit einem Bildniß von Ferdinand Gregorovius. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. Gr. 8. 6 M.

Unsere Kunde von dem Leben und Schaffen des als Dichter wie historischer Forscher gleich hervorragenden Verfassers der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" ist in den letzten Jahren durch die Einleitung zu seinen köstlichen „Römischen Tagebüchern" und durch die Vorrede des Grafen Schack zu den gesammelten Gedichten sehr erheblich gefördert worden. Durch die Veröffentlichung dieses ebenso lehrreichen als anregenden Briefwechsels des geistvollen Gelehrten mit einem Manne, mit dem ihn jahrzehntelange nahe Freundschaft auf das engste verband, wird zu dem so gewonnenen Bilde mancher werthvolle und interessante neue Zug hinzugefügt. Den hauptsächlichsten Inhalt dieses mit rückhaltloser Offenheit geführten Briefwechsels bilden neben dem Entstehen und allmählichen Fortgange seines hauptsächlichsten Lebenswerkes, der „Geschichte Roms", die packend und lebensvoll entworfenen Schilderungen seines Aufenthalts und seiner geistig-künstlerischen Erlebnisse in Italien, welche man mit nie erlahmendem Interesse liest. Sie sind zugleich ein literarisches und historisches Denkmal des eigenartigen Mannes, welches uns tiefe Einblicke in sein reiches Innenleben thun läßt, aus denen uns die hervorragende Individualität dieses vielseitig begabten Geistes in ihrer ganzen harmonischen und liebenswürdigen Schönheit entgegentritt. Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels wird daher allen den zahlreichen Freunden und Verehrern der Muse von Ferdinand Gregorovius eine höchst willkommene Gabe sein.

Wenden wir uns nun zu der außerdeutschen Geschichte unseres Jahrhunderts, so ist zunächst die erfreuliche Thatsache zu erwähnen, daß von der Biographie des hohenzollern'schen Königs Karl von Rumänien, deren erster Band seiner Zeit so viel berechtigtes Aufsehen erregt und das lebhafteste Interesse hervorgerufen hat, ein weiterer Band erschienen ist:

5. Aus dem Leben König Karl's von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894. Gr. 8. 8 M.

Auf Art und Bedeutung dieses offenbar aus der unmittelbaren Umgebung des Rumänenkönigs stammenden, wenn nicht von ihm selbst verfaßten biographischen Denkmals habe ich die Leser dieser Zeitschrift schon in meiner Besprechung des ersten Bandes desselben hingewiesen (Nr. 23 d. Bl. f. 1894). Der vorliegende zweite Band hält in beiden dort hervorgehobenen Beziehungen, was der erste versprochen hat. Er entrollt auf der einen Seite ein lebensvolles Bild der geistigen, wirthschaftlichen und culturellen Entwickelung des interessanten und frisch aufstrebenden, aber unbeständigen und politisch noch wenig reifen Balkanvolkes, und entwirft auf der andern Seite ein ungemein klares und verständnißvolles Bild der heißen Bemühungen des wackern, aufrichtig humanen und freisinnigen Fürsten, seinem Volke die Segnungen der abendländischen Cultur zugänglich zu machen. Mit reger Theilnahme verfolgen wir die wechselvollen, oft tragischen Schicksale, welche sich in diesen Bestrebungen des von seinem Volke oft wenig verstandenen, zuweilen sogar mit schwarzem Undank belohnten Herrschers entgegenstellen, und die eine Zeit lang eine Katastrophe, die Abdankung des Fürsten, welche er wiederholt in ernste Erwägung zieht, in greifbarer Nähe erscheinen lassen. Namentlich sind es die durch die Strousberg'schen Eisenbahngründungen und die dabei vorgekommenen Schwindeleien hervorgerufenen Schwierigkeiten, welche das volle Interesse wie des Fürsten, so auch des Lesers dieser Denkwürdigkeiten in Anspruch nehmen. Dazu kommt noch das Interesse, welches uns die Mitteilungen über die spanische Thronandidatur des Bruders des Rumänenfürsten, des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, einflößen, über welche hier die intimsten brieflichen Aeußerungen der verschiedenen Mitglieder des hohenzollernschen Hauses mit rückhaltloser Offenheit mitgetheilt werden. Wir können auf diese, mit Rücksicht auf das jetzt vom deutschen Volke gefeierte fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Krieges von 1870 doppelt interessanten Correspondenzen nicht näher eingehen; sie bilden eine glänzende Bestätigung der längst als feststehend betrachteten officiellen Tradition über den Verlauf der einzelnen Phasen jener Thronandidatur, die den Franzosen nicht den Grund, wol aber den Vorwand zur Eröffnung des Krieges von 1870 geliefert hat.

Abgesehen von diesen und andern hervorragend wichtigen politischen Aufschlüssen, welche der vorliegende die Jahre von 1869 bis 1875 umfassende Band enthält, erregt er die Theilnahme des Lesers auch durch die Schilderungen des persönlichen und Familienlebens des Fürsten, dessen Vermählung mit der Prinzessin von Wied, der unter dem Dichternamen Carmen Sylva bekannten hochsinnigen und gemüthvollen Frau, und dessen inniges Zusammenleben mit dieser geliebten Gemahlin in dem Werke in anziehender und anmuthiger Weise geschildert wird.

Tritt schon in diesem Werke neben dem rein historischen auch das politisch actuelle Moment stark in den Vordergrund, so ist das noch mehr der Fall bei einer

Publication, welche die in der nordisch-scandinavischen Welt gerade in unsern Tagen brennend gewordene Frage der Union zwischen Schweden und Norwegen behandelt:

6. Die schwedisch-norwegische Union und der Kieler Friede. Eine historisch-staatsrechtliche Untersuchung. Von Nils Edén. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einer Vorbemerkung von Fritz Arnheim. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1895. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wir haben es hier mit der Uebersetzung einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Streitschriften zu thun, welche von schwedischer und norwegischer Seite in dieser wichtigen Lebensfrage veröffentlicht worden sind. Und zwar vertritt dieselbe mit gewichtigen historischen und staatsrechtlichen Gründen die schwedische Auffassung, nach welcher die Union der Königreiche Schweden und Norwegen nicht auf einer freien Vereinbarung der beiden Völker, sondern auf einer durch den Kieler Frieden vom 14. Januar 1814 gegebenen staatsrechtlich bindenden Grundlage beruht. Es erscheint unzweifelhaft, daß die scharfsinnig und mit vortrefflicher wissenschaftlicher Methode geführte Untersuchung den Nachweis endgültig erbracht hat, daß historisch und staatsrechtlich die schwedische Auffassung die richtige ist. Inwiefern aber diese staatsrechtlich-historische Beweisführung die wirklich politische Gestaltung der Dinge beeinflussen wird, muß die weitere thatsächliche Entwickelung lehren, die sich nicht immer in den Bahnen des historisch und staatsrechtlich Gegebenen bewegt. Jedenfalls aber ist es sehr dankenswerth, daß die wissenschaftlich wie politisch gleich wichtige Schrift durch diese Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden ist. Georg Winter.

Romane und Erzählungen.

1. Aus der Jugendzeit. Von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1895. 8. 5 M.
2. Im Schlaf geschenkt. Eine kleine Geschichte aus der großen Stadt. Von Hans Hopfen. Berlin, R. Eckstein's Nachf. 1895. Gr. 16. 1 M.
3. Graf Esterhazy. Roman von H. von Schreibershofen. Jena, Hermann Costenoble. 1895. 8. 4 M.
4. Waldmoder. Roman von Friedrich Jacobsen. Jena, Hermann Costenoble. 1895. 8. 5 M.

„Die Weisen, die man uns an der Wiege sang, klingen leise durch unser Gemüth" — das sind die letzten Worte des neuen Baumbach'schen Buches „Aus der Jugendzeit" (Nr. 1). Wo sie als Leitmotiv hinpassen, da ist dieses Buch wieder so prächtig und liebenswürdig, daß man die in den letzten Jahren zum Ausdruck gekommene Abneigung gegen den Dichter nicht begreift. Bekanntlich hat jedoch außer den Uhland'schen Briefen alles zwei Seiten, und die zweite Seite ist es auch hier, die stark verschnupft.

Baumbach ist der Dichter des Kleinen. In sein Gebiet fällt alles, was zu einer echten und rechten Idylle gehört. Waldesrauschen, Sonnenschein, ein guter Tropfen und a bissele Liebe — hei, wie schlägt da das Herz des frischen Wandergesellen! Eine unverwüstliche Jugendlichkeit scheint ihm als bestes Pathengeschenk in die Wiege gelegt worden zu sein. Was thut es, daß er im Grunde immer das gleiche schreibt! In gehörigen Zeitabständen gelesen, erfreut er immer wieder. Alte Kinderreime, goldene Märchenspiele, Sang und Sage der Vorzeit — zu diesem unerschöpflichen Jungbrunnen kehrt er stets von neuem zurück.

Nun macht er leider hier und da den Versuch, die ihm gesetzten Zäune zu überspringen. Er will dämonische Menschen schildern, er will einmal einer Liebe Ausdruck leihen, die sich nicht wie die von Hans und Grethe in den bekannten gutbürgerlichen Grenzen bewegt, sondern die zwei Menschenkinder im Sturm aneinanderreißt. Und da verliert er allen Boden unter den Füßen. Es geht ihm darin, wie dem freundlichen Heinrich Seidel. Was tragisch wirken soll, wirkt unfreiwillig komisch; es ist, als ob ein Backfisch mit Mozart-Zopf die Lucrezia Borgia spielt.

Deshalb ist das vorliegende Buch nur zur Hälfte genießbar. Es enthält vier Erzählungen. Gleich die erste, die nach dem idyllischen Anfang, nach der Einführung des blonden Försterkindes und ihres Hansels reizend zu werden verspricht, verunglückt durch die Romangeneralin Feodora völlig. Besagte Dame hält die unglaublichsten Monologe, trägt in wunderschönen Costümen ihre Rolle vor und ist die Drahtpuppe des Kasperletheaters, wie sie im Buche steht. Es ist unsagbar, welche Fülle von Naivetät und technischer wie poetischer Unbeholfenheit sich in der Zeichnung dieser Person bemerkbar macht. Dagegen ist das zweite Geschichtchen: „Der Schwiegersohn" eine kleine Perle. Sie ist etwas altväterisch gefaßt, aber dafür mit echtem Gold, und nirgends zeigt sich Baumbach's Talent dem Heinrich Seidel's verwandter, als gerade hier. Der wackere Schneidermeister und seine Eheliebste, der falsche Graf und die hochmüthige Kanzleiräthin — gewiß, es sind keine Meisterstücke plastischer Darstellungskunst, doch man merkt die eigene Freude des Dichters an diesen seinen Gestalten und wird wunderlich davon angesteckt. Das geht alles so gemüthlich zu, und der „Geehrte Leser" wird apostrophirt, und die Postkutsche fährt noch langsam die Chaussee entlang. Eine satte Bourgeoiszufriedenheit, eine etwas beschränktphilisiröse Biedermannsatmosphäre liegt über den meisten Geschichten, aber die daneben hervorguckende Schalkhaftigkeit und Natürlichkeit läßt sie gottlob nicht aufdringlich erscheinen. Die dritte Erzählung, die „Nonna", ist allerdings gar zu harmlos,

während die vierte und letzte, „Einbein" betitelt, so freundlich anmuthet, daß man das Büchlein mit einem Ende gut, alles gut aus der Hand legt.

Baumbach hat mal ein frisches Lied geschrieben, worin er sich selbst vertheidigt: „ein Distelfink lernt nimmermehr wie eine Drossel pfeifen". Thöricht also, von ihm mehr verlangen zu wollen, als er geben kann. Daß er nicht der Dichter ist, der uns aus den Kämpfen und Wirren der Gegenwart erlösen und mit feurigem Schwert den dichten Nebel vor unsern Blicken zertheilen kann, das weiß er ja gewiß ebenso gut wie wir. Ein fröhlicher Geselle muß halt genommen werden wie er ist. Und ich meine: sintemal die Nachtigallen selten sind, ist ein fröhlicher Finkenschlag auch was werth!

Bedenklicher ist es, wenn ein zu Größerm Berufener sich gehen läßt. Und das thut Hans Hopfen diesmal mit seiner Novelle „Im Schlaf geschenkt" (Nr. 2). Eine kleine Nichtigkeit, feuilletonistisch geschrieben, die nur in einzelnen Wendungen das Gepräge ihres Schöpfers trägt — das ist die neue Arbeit des Dichters, der einst in seinem Roman „Verdorben zu Paris" einen bisher nur zur Hälfte eingelösten Wechsel auf eine glänzende Zukunft zog. Es wird ja keinem einfallen zu verlangen, daß ein Meisterwerk nach dem andern aus Hopfen's Dichterklause den Weg in die Welt nähme, aber seiner großen Begabung ist er das Eine wenigstens schuldig, stets sich selber treu zu bleiben und große Ansprüche an sich zu stellen, was offenbar in dieser Novelle nicht geschehen ist. Conventionell der Stoff: ein armes Kind, das mit Streichhölzchen handelt, wird adoptirt von einem reichen Ehepaar, wird als vornehm erzogene Dame einem Offizier vermählt und zuletzt erschreckt durch das Erscheinen eines „frühern" Verwandten, — und conventionell die Behandlung. Selbst der prächtige Stil Hopfen's ist diesmal wenig ausgeprägt. Einen grammatikalischen Fehler, wie er mit zwei dicken rothen Strichen jedem Elementarschüler angestrichen wird, darf sich ein mit Recht so hochgeachteter Schriftsteller doch nicht erlauben. Das Beste an dem ebenso billigen wie eleganten Büchlein sind die reizenden Illustrationen.

Der falsche ungarische Graf, der in Baumbach's „Aus der Jugendzeit" Graf Csanady heißt, nennt sich in dem Roman von H. von Schreibershofen (Nr. 3) etwas volltönender Graf Esterhazy. Und er dringt nicht in die Familie eines harmlosen Kanzleiraths, sondern in die Hofgesellschaft der herzoglichen Haupt- und Residenzstadt Branstedt ein, wo er bald eine erste Rolle spielt. Nun ist allein schon das nicht recht glaublich, so geschickt der Verfasser auch vorgeht. Denn der Herr Graf — das weiß die ganze Stadt — bezahlt niemanden, und das daraus nothwendig erwachsende Mistrauen, das nach seiner Legitimation fragen müßte, könnte im Handumdrehen den Gauner entlarven. Aber selbst der österreichische Gesandte, der die Esterhazy's genau kennt, zweifelt nicht an der Echtheit des Grafen, der bei seinem Erscheinen krank wird. Mancherlei Kleinigkeiten, deren Aufzählung nicht lohnend genug ist, zeigen ferner deutlich, daß der Roman auf einem etwas wackeligen Fundament aufgebaut ist, und die ein wenig romantische Beraubung der Silberkammer und der Täuflingskrone, an die der Sage nach das Bestehen des herzoglichen Hauses geknüpft ist, trägt auch nicht dazu bei, das Fundament zu festigen. So wäre man beinahe versucht, das Buch in die Gattung der harmlosen Unterhaltungsschriften zu verweisen, wenn der Autor nicht hier und da doch die breite Heerstraße der Mittelmäßigkeit verließe und höhern Zielen zuzustreben schiene, als die üblichen Romanschriftsteller. Das Gute an dem Roman sind ein paar glücklich erfaßte Gestalten. Sie sind weniger psychologisch vertieft, als in ihren charakteristischen Merkmalen mit sichern Strichen festgehalten. Zu ihnen rechne ich besonders die alte Prinzeß Lilli, Hoheit, und Male, ihre Jugendfreundin. Ueberhaupt ist Schreibershofen in der Zeichnung gerade der herzoglichen Familie recht glücklich gewesen. Man dürfte kaum irren, wenn man ihn im Gegensatz zu den meisten deutschen Schriftstellern mit dem Leben und Treiben des hohen und höchsten Adels für vertraut hält — ich meine: vertraut aus eigenster Erfahrung. Völlig verschwommen sind nur die seelischen Wandlungen der Hauptgestalten. Der Präsident und sein Verhalten, vor allem aber der Graf Esterhazy, der dem Buche seinen Namen lieh, — sie bleiben uns bis zum Schluß siebenmal versiegelt, und das rächt sich bedenklich. Von der eigentlichen Handlung behält man nichts, weil der Träger dieser Handlung uns durch Schuld des Autors kein inneres Interesse einflößt. Und darüber helfen selbst die angedeuteten Vorzüge nicht fort.

Geschickter in dieser Beziehung ist Friedrich Jacobsen in seinem Roman „Waldmoder" (Nr. 4) verfahren. Und trotzdem möchte ich den Preis unbedenklich dem vorigen Buche zusprechen. Jacobsen componirt nicht so klar und übersichtlich. Man muß sich etwas mühsam in die Geschichte hineinlesen, und trotz mancher Knalleffecte, und trotz des Stoffes, der eigentlich sehr spannen müßte, will die Langeweile nicht recht weichen. Man tappt im Nebel herum, und die von der Welt abgeschlossenen Gebirgssonderlinge bleiben uns doch mit wenigen Ausnahmen seelisch so fern und fremd, daß eine tiefere Antheilnahme nicht gut wach werden kann. Dabei gibt es jedoch in dem Roman rührende und dichterisch bedeutende Episoden. Der alte May zum Beispiel ist prächtig gelungen, und wie ergreifend ist nicht das Verhältniß des zerlumpten Vagabunden Acker zu seinem „Wildling", seinem Kinde, das so früh sterben muß. Aber diese schönen Ansätze dürfen doch nicht täuschen. Sie lassen nur um so mehr bedauern, daß Kraft und Kunst versagt hat, als es galt, die Hauptpersonen zu zeichnen. Der Conflict ist nicht sonderlich neu; eigentlich ist es ein Stück der einst so modernen Criminalgeschichte, das Jacobsen bietet. Und der Schluß verläuft recht conventionell; die Liebespaare kriegen sich, das eine davon wandert nach dem gelobten

Land Amerika aus, Wilhelm Acker wird der menschlichen Gesellschaft auch wieder zurückgewonnen — kurz, das Laster erbricht sich und die Tugend setzt sich zu Tisch. Auch der Stil hat wenig Eigenart. Wie der aller heut besprochenen Bücher ist er nicht episch-objectiv; alle Augenblicke steckt der Autor einmal seinen Kopf durch die Zeilen. Man ließe das wol hingehen, wenn es nicht so ungeschickt geschähe, daß der Leser dadurch aus allen Illusionen gerissen würde. Statt eine Liebesscene zu schildern, reflectirt Jacobsen:

Es ist eben unmöglich, Gleichgültiges zu sagen, auch das unbedeutendste Wort gewinnt eine geheime Bedeutung und wendet seine Spitze dem einen Punkte zu, wie die Magnetnadel sich nach Norden dreht. Es ist niemand dabei gewesen, der den weitern Verlauf dieser Unterhaltung belauscht hat.

Das soll nun eine Liebesscene ersetzen! Der Autor, der sonst recht Nebensächliches ausspinnt, schenkt sich gerade den Passus, an den er seine ganze Kraft hätte setzen müssen! Einfach ist das Verfahren ja, künstlerisch nicht. Und so sollen uns auch an andern Stellen Reflexionen über die mangelnde Anschauung hinwegtäuschen. In Summa: Jacobsen hätte wol das Zeug, eine auch literarisch beachtenswerthe Leistung zu schaffen, wenn er dem lieben Publikum weniger zu Munde schreiben, wenn er sich selbst zu strenger Kritik seiner eigenen Arbeiten erziehen wollte. Aber mit der Selbstzucht jüngerer Autoren ist das eine so trübe Sache, daß man am liebsten nicht darüber spricht. Schade darum, — es wird so unendlich viel schönes Talent vergeudet!

Karl Busse.

Aus dem religiösen und socialen Leben Deutschlands in der Gegenwart.

1. Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte, vermehrte Auflage. Gotha, Gustav Schloeßmann. 1895. Gr. 8. 4 M.
2. Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwickelung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von Lic. L. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Das classische Wort, das das menschliche Individuum als des Menschen interessantestes Studium bezeichnete, würde, heutzutage gesprochen, wol zu Gunsten der socialen Organismen geändert werden. Durch die Wirklichkeit genöthigt, haben wir uns daran gewöhnt oder sind wenigstens gerade darüber, das Individuum in seiner Verflochtenheit mit Familie, Stand, Staat und andern Verbänden zu beurtheilen, von deren bestimmendem Einflusse nur originale Geister sich zu lösen vermögen. Infolge dessen sind wir Kinder einer über der Antwort auf die sociale Frage sinnenden Zeit auf das Studium unseres Volkes und seiner Stände hingewiesen, und Beiträge zu einer Naturgeschichte des Volkes wie die oben verzeichneten Bücher, sind als zeitgemäß zu begrüßen.

Zwar das Buch des thüringischen Landpfarrers (Nr. 1) ist nicht mehr ein Neuling auf dem Büchermarkte, sondern liegt in dritter Auflage vor. Doch benutzen wir gern deren Erscheinen, um noch einmal auf die vortreffliche Schrift hinzuweisen, die, obwol häufig gelobt, doch noch nicht von allen denen gelesen ist, die ein Interesse daran hätten. Der nicht genannte aber bekannte Verfasser — D. Gebhardt in Molschleben — hat in ihr die sorgfältigen Beobachtungen eines langen auf Bauerndörfern Thüringens verbrachten Lebens niedergelegt und damit ein Hülfsmittel zum Studium der Bevölkerung jener Gegenden geliefert, dem wir kein zweites an die Seite zu stellen wissen. Titel und Eintheilung des Buches — der Stoff ist nach den drei Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses geordnet — lassen den Reichthum des Inhalts schwerlich ahnen. Doch hat der Verfasser diesen ihm bekannten Mangel aus Pietät gegen die Entstehung seines Werkes nicht abgestellt, dessen erste Gestalt die eines Vortrags auf einer Pastoralconferenz gewesen ist.

Er geht von der Frage: hat der Bauer noch Religion? aus, die er mit Ja beantwortet, doch nicht ohne die Einschränkung, daß es bei den meisten „wackele". Die Bibelkenntniß sei im Rückgange, Andachtsbücher würden wenig gelesen, eher das Gesangbuch, aber auch der nachtheilige Einfluß der meist „freisinnigen" Zeitungen mache sich erst allmählich bemerklich:

Der Bauer liest nämlich die Zeitung anders als wir. Das nächste Interesse haben für ihn die Anzeigen, bei denen er denn auch gewöhnlich anfängt, und die Handels-, Gerichts-, Verlobungs-, Heiraths-, und Todesanzeigen verderben ihn nicht, Anpreisungen von Geheimmitteln, denen er allerdings gern Glauben schenkt, bringen ihn höchstens um sein Geld. In zweiter Reihe stehen für den Bauern die Nachrichten über Ernteaussichten, Naturereignisse, Mordthaten, Verurtheilungen, Hinrichtungen; je sensationeller dergleichen gegeben wird, desto lieber. Ziemlich zuletzt überblickt er auch die politischen Correspondenzen, wobei ihn der Culturkampf kalt läßt, weil er von vornherein weiß, daß die Katholiken doch nichts taugen, und daß es nur auf die Fürsten ankommt, ob sie den Aberglauben noch länger dulden oder, wie sich einer ausdrückte, beim Tode des Papstes endlich das „Stellchen" wollen eingehen lassen, hingegen eine Notiz über eine ihm bekannte Persönlichkeit, wie den Kaiser oder den Fürsten Bismarck oder den Grafen Moltke, am meisten aber alles auf Krieg Bezügliche ihn völlig in Anspruch nimmt. In neuerer Zeit halten auch viele Landleute, wenigstens den Winter hindurch, eine wohlfeile und zugleich viel „Wurstpapier" liefernde Zeitung hauptsächlich wegen der „schönen Geschichte" unter dem Strich; alt und jung, Mann und Weib verschlingen dieselbe, sind in fortwährender Spannung auf die Fortsetzung in der nächsten Nummer; was über dem Strich steht, mag gerichtet sein, wie es will. Vollends die Auslassungen der Leitartikel werden im allgemeinen gar nicht beachtet oder doch nicht verstanden.

In dem Leseeifer mancher Bauern erkennt der Beobachter doch eine Gefahr, die den für die Volksbildung Enthusiasmirten und um Volksbibliotheken redlich Bemühten oft entgeht: dem Landmann wird leicht schon in der Jugend die Neigung zu körperlicher Arbeit und die Freude an seinem Stande benommen.

Der Gottesglaube trägt noch sichtlich das Gepräge der Aufklärungszeit, die den „Höchsten", weit entfernt hinter den Wolken ahnte; der Bauer unterwirft sich seinen Fügungen, betet zu ihm in der Erwartung, daß es vielleicht doch etwas helfe, erwartet baldige Vergeltung des Guten und des Bösen und dankt auch seinerseits durch Stiftungen und Wohlthun für göttliche Gutthaten. Mit seiner Religion berührt sich in einigen Stücken der Aberglaube, der in Resten des Hexenglaubens, Anwendung von Sympathie u. s. w. noch reichlich wuchert.

Der Haupttheil des Stoffes folgt unter der Ueberschrift: „Zum dritten Artikel". Von der umwandelnden Kraft des Heiligen Geistes weiß der Landmann wenig, aber von der Beeinflussung der Jugend, besonders durch Kenntnisse, hält er viel. Die aus der Schule Entlassenen rechnet er bereits den Erwachsenen zu, sie schließen sich Gesellschaften an, in denen der Verkehr zwischen Burschen und Mädchen geschieht und oft zu den schlimmen Folgen führt, die den dunkeln Flecken auf dem ländlichen Leben bilden. An dem ehrlichen Brautstande unter Bauern ist die Nüchternheit im Verkehr der Brautleute bemerkenswerth:

Ein junger Schulmeister besuchte seine Verlobte, die Tochter eines noch sehr derben Schulmeisters; sie stand bei seinem ersehnten Eintritt am Waschtrog und hätte nach bäuerlicher Etikette weiter gewaschen, wenn nicht ihr Vater gerufen hätte: „Marsch, gib ihm einen Schmatz!" — „Aber warum lassen Sie Ihren Sohn das Mädchen heirathen? die könnte mir nicht gefallen!" sagt jemand zu einem begüterten Landwirth, und dieser antwortet: „Sie gefällt mir auch nicht, aber wenn ich einmal theile, sind die Scheunen und Ställe zu groß für meinen Sohn, da muß er eine nehmen, die alles gerade wieder vollmacht!"

Eine Menge von Einzelheiten werden in dem Kapitel: „Sinn und Wandel" mitgetheilt. Erst allmählich lernt der Bauer das Verhältniß von Geld und Naturalien abmessen, während er bisher den Geldeswerth überschätzte. Rationelle Wirthschaft und fleißige Arbeit mehren den Wohlstand: „eine vor dreißig Jahren gemachte Stiftung für die zwölf «ärmsten» Witwen des Ortes ist darum so schwer zu vertheilen, weil sich nicht einmal zwölf «arme» Witwen mehr auftreiben lassen".

Aus dem Kapitel: „Staat und Gemeinde" seien einige Mittheilungen über die Fortschritte der Socialdemokratie auf dem Lande hervorgehoben:

Als sich in einem Orte neben oder vielmehr gegenüber einer Gesellschaft der Landwirthe ein Tagelöhnerverein gebildet hatte, welcher eine Zeit lang zu socialdemokratischen Ansichten neigte, und der Pfarrer dem eher wohlhabenden und wohlwollenden Vorsteher des Tagelöhnervereins ans Herz legte, seinen Einfluß gegen die von der Stadt herkommenden socialdemokratischen Einwirkungen zu gebrauchen, mußte er zu seinem Erstaunen die Aeußerung hören, die Sache selbst, nämlich die Socialdemokratie, sei ja so unrecht nicht, und es würde ganz schön sein, wenn sie sich nur ausführen ließe. — Während bei einer frühern Wahl ein Aermerer seine Unzufriedenheit in der wehmuthvollen Klage verlautbarte: „Die Reichen essen Hasenbraten, und wir sollen Kartoffelsuppe essen!", ein anderer der jetzigen Gesellschaft mit ihren Einrichtungen gegenüber erklärte: „Das muß alles anders werden!" und ein dritter die Vergeblichkeit seines Angehens gegen die verkehrte Weltordnung mit dem Sprichwort zugestand: „Das Fett schwimmt doch immer oben!", fiel bei der letzten Wahl schon die Rede: „Erst müssen drei Mandeln vom Schock — der Reichen — weg, eher wird's nicht besser!", und wurde unsereinem früher beim Hinweis auf die Endziele der Socialdemokratie ständig die Antwort: „Ach, dahin kommt's ja doch nicht!", so scheuten sich diesmal einzelne nicht, geradeheraus zu sagen: „Wir brauchen keinen Kaiser", und die Weiber sprechen es als ihren Herzenswunsch aus: „Wenn's doch nur bald losginge!"

Die Erklärung dieser Fortschritte der Umsturzpartei gibt Verfasser mit folgenden Worten:

Sie sind allzumal unzufrieden, die Unzufriedenheit liegt in der Luft. Veranlaßt aber ist sie durch die unaufhaltsam fortschreitenden und immer tiefer greifenden Veränderungen im häuslichen und wirthschaftlichen Leben, in Arbeit und Erwerb, in Staat und Gesellschaft; geweckt ist die Unzufriedenheit durch die Behandlung, durch das Beispiel und nicht zuletzt durch die Reden und Schriften der Reichen, Vornehmen, Gebildeten; begründet endlich ist die Unzufriedenheit im Rückgang des religiösen Lebens im Volke überhaupt.

Ein Kapitel über „Kirche und Gottesdienst" beschließt die Darstellung. Das Nachwort fragt nach den Ursachen der Unkirchlichkeit auf dem Lande und nach Mitteln zu ihrer Beseitigung. Predigt, Unterricht, innere Mission und Kirchenzucht werden als solche genannt, dabei wird die Nothwendigkeit, eine gute Presse für das Volk zu beschaffen, hervorgehoben. Dann ist Hoffnung vorhanden, daß von den Städten aus, wie in den Anfangszeiten der Kirche ein neues Leben sich über die Landgemeinden verbreitet, das im Gegensatze zu einer vergangenen autoritätsgläubigen Zeit in selbständiger Frömmigkeit und Sittlichkeit sein Wesen haben, dem aber nur ein Theil des Volkes sich wieder anschließen wird.

Darf uns diese Aussicht erschrecken? Nein, denn Wahrheit ist besser als Schein, Kampf und Streit ist besser als Gleichgültigkeit und Kirchhofsfriede, Gegensatz ist besser als Einheit, die doch keine Einheit ist. Etwaige Anzeichen bewußter und entschiedener Feindschaft gegen das Christenthum deuten mit nichten auf fernern Niedergang, sondern vielmehr auf nahenden Aufgang des kirchlichen Lebens hin. Darum: „Fürchtet euch nicht!"

Wir haben Vorstehendes aus dem Buche herausgegriffen, um dem Leser eine Vorstellung von dem Reichthum seines Inhalts zu ermöglichen und damit die Empfehlung der Schrift zu begründen an alle, die mit dem mitteldeutschen Landvolke zu thun haben oder, von Theilnahme an ihm bestimmt, sich über seine Art zu unterrichten wünschen. Ihnen wird in dem „thüringischen Landpfarrer" ein scharfer und nüchterner Beobachter, ein humorvoller Erzähler, ein warmer Freund seines Volkes begegnen.

Neben diese bewährte Einzeldarstellung ist neuerdings ein Ueberblick über die gesammte sittlich-religiöse und

sociale Entwickelung Deutschlands etwa seit dem Regierungsantritt Wilhelm's I. als König von Preußen (Nr. 2) getreten. Ein eigenartiges Unternehmen! Unter Redaction des bekannten Vorkämpfers der christlich-socialen Bewegung, Lic. L. Weber, ist eine Anzahl von Volksfreunden zusammengetreten, um die für die Entwickelung des deutschen Volkslebens während der letzten fünfunddreißig Jahre wichtigen Factoren in einzelnen in sich abgeschlossenen Aufsätzen zu behandeln und die durch sie gebildeten Zustände darzustellen. Als treibende und gestaltende Ursachen werden erörtert: der Einfluß der Kirche, der Einfluß der politischen Entwickelung auf die sittlich-religiösen Zustände, der Einfluß der Naturwissenschaft, Annäherungen der modernen Wissenschaft und Bildung an das Evangelium, der Einfluß der Kunst auf die sittlich-religiöse Entwickelung Deutschlands, der Einfluß der Gelehrten-, der Volks- und Fortbildungsschule, sowie der Bestrebungen zur Verbreitung von Volksbildung, der Einfluß des Handels und der Industrie, der Einfluß der socialen Lehren und Parteibildungen, der Einfluß der Presse, der Einfluß der materiellen Nothstände, die Schuld des Alkoholmisbrauchs an den socialen Nothständen, die neueste Socialdemokratie. Danach wird eine Uebersicht über die gegenwärtig herrschenden Zustände nach folgenden Gesichtspunkten gegeben: die Entwickelung des häuslichen Lebens in Deutschland, die Sonntagsfeier als Gradmesser des kirchlichen Lebens, die Welt der Vornehmen, die Welt des Mittelstandes, die Künstlerwelt, der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, die ländliche Arbeiterwelt im Osten Deutschlands und ihre Stellung zu den andern Ständen, ein Dorfleben, wie es ist und wie es sein soll, die Landarbeiter im übrigen Deutschland, die Industriearbeiter, das Proletariat, Ueberblick über den Alkoholverbrauch in Deutschland und seine Folgen, aus der Welt der Unzucht und des Verbrechens, zur Bethätigung der Humanität in den letzten fünfunddreißig Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der Krankenpflege, die Thätigkeit der christlichen Liebe.

Diese Themata sind umsichtig gewählt, sodaß an ihrer Hand ein Ueberblick über die Lage gegeben werden konnte. Ihre Behandlung ist begreiflicherweise sehr verschieden. Neben streng sachlich gehaltenen Beiträgen, die sich wie der des Vorstehers des Centralverbandes der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland zur Bekämpfung der Trunksucht oder einige Mittheilungen des Herausgebers in der Hauptsache auf der sichern und werthvollen Grundlage der Statistik bewegen, stehen stark subjectiv gefärbte wie von Petersdorff's schneidig geschriebene Revue über die Presse und K. F. Jordan's Artikel über Kunst und Künstler, zu denen mancher ein Fragezeichen machen wird, z. B. wenn er über R. Wagner liest: „wollte man ihm einen — ihn immerhin nur einseitig kennzeichnenden — Beinamen geben, man könnte ihn als einen Meister religiöser Tonkunst und religiöser Kunst überhaupt bezeichnen", oder wenn der Conflict in Ibsen's „Puppenheim" durch folgende Sätze angedeutet wird: „Nora, das muntere, sorglose Frauchen eines ernsten und ehrlichen, wenn auch in manchen Vorurtheilen befangenen Mannes, träumt von dem «Wunderbaren», das in ihrer Ehe sich ereignen sollte, und fängt plötzlich, als es sich eines Tages herausstellt, daß sie und ihr Gatte in gewissen Anschauungen erheblich voneinander abweichen, an, Gedanken zu haben" u. s. w. Einzelne Beiträge führen in Anbetracht der geringen Ausdehnung, die ihnen zugelassen war, auf ganz vorzügliche Weise in die von ihnen behandelten Gebiete ein, z. B. P. Christian Rogges gut geschriebene und sachkundige Charakteristik der vornehmen Welt, die gemüthvoll und mit Benutzung eigener Erlebnisse verfaßte Schilderung des Proletariats von Lieber „S. v. S." und die Darstellung der modernen Humanitätsbestrebungen aus der Feder eines dazu besonders Berufenen, des Geheimen Sanitätsraths Dr. Brinkmann.

Doch scheint uns der Werth vorliegenden Buches weniger auf seinen einzelnen Theilen zu beruhen, als auf Idee, Anlage und Haltung des Ganzen. Hier wird zum ersten male der Versuch gemacht, die Entwickelung der einflußreichsten socialen Verhältnisse Deutschlands in übersichtlicher und gemeinverständlicher Form dem Leser vorzuführen und ihm die Möglichkeit einer Lösung der vielen Fragen durch kräftige Bethätigung idealen, christlichen Geistes an die Hand zu geben, denen gegenüber sich die völlige Unfähigkeit der materialistischen Socialdemokratie von Jahr zu Jahr kläglicher erweist. Eine solche Darstellung kann wohl dazu dienen, manchen über vorhandene Nothstände aufzuklären und zur Mitarbeit an ihrer Beseitigung zu veranlassen. Denn wir sind davon überzeugt, daß in den gebildeten und bemittelten Kreisen unseres Volkes noch eine Fülle edelster Kraft und Liebe brach liegt, da sie das Elend nicht kennt, um das es der Mühe werth ist, opferwillig sich zu bemühen. Besonders für die, denen es gewidmet ist, kann das Buch von Nutzen sein: „der deutschen akademischen Jugend, der Hoffnung der Zukunft." Dieser Adressatin wäre wol noch besser gedient gewesen, wenn häufiger, als dies schon geschehen ist, auf die zur Einführung in die behandelten Fragen wichtigste Literatur hingewiesen wäre, denn die Jugend geht gern in der Richtung weiter, nach der sie angeregt ist. Aber auch in der vorliegenden Gestalt wird das Buch zum Segen sein. Ist es doch von Männern geschrieben, die mit Sachkenntniß Liebe zum Volke verbinden und angesichts aller Noth den Muth nicht sinken lassen, sondern von Mitteln wissen, die, kräftig angewandt, fähig sind, eine neue, glücklichere Zeit heraufzuführen.

Johannes Reinhard.

Feuilleton.

Der Lexikographie gesteht man sogar in philologischen Fachkreisen nur Rang und Wichtigkeit einer secundären, außerhalb jener meistens blos den einer Hülfswissenschaft zu. Und doch, was ist Sprachkenntniß anderes als Stückwerk, wie bleibt Völkerkenntniß oberflächlich ohne den festen Boden gediegener lexikologischer Sammlungen und darauf gestützter Nachschlagewerke! In Deutschland, wo alle selbstlosen, Fleiß und Ausdauer erfordernden gelehrten Fächer seit jeher besonders gedeihen, besitzen wir einen großartigen Specialverlag, die Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung (Professor G. Langenscheidt) in Berlin, den man als eine Centralstelle solcher sorgsam fundirten und auf die Praxis des breiten Lebens zugeschnittenen Unternehmungen bezeichnen dürfte. Es mögen alle, die sich für diese bildungsgeschichtlich hochbedeutsame Anstalt näher interessiren, auf Friedrich Streißler's Aufsatz über sie hingewiesen sein, mit dem er in der „Allgemeinen Buchhändler-Zeitung" vom 23. Januar d. J. eine Artikelserie über „Weltfirmen des deutschen Buchhandels" eröffnet hat. Wir haben im Laufe der letzten Jahre in d. Bl. auf das große „Encyklopädische Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache" von Sachs-Villatte und das 1894 erschienene vorzügliche Supplement hingewiesen; Villatte, der um den Stand der Kenntniß des Französischen hochverdiente zweite Herausgeber, ist im Juni hochbetagt gestorben, nachdem er mit letztgenanntem und einigen kleinern ganz eigenartigen Hülfsmitteln, wie den „Parisismen" und dem „Notwörterbuch der französischen und deutschen Sprache", dessen dritter Theil, „Land und Leute in Frankreich" behandelnd, neben den „Parisismen" für jeden Leser moderner Romane, fachwissenschaftlicher Werke, Zeitungen, Witzblätter u. s. w. völlig unentbehrlich ist, und er ist sofort mit Recht der Aufnahme in die „Allgemeine deutsche Biographie" (Band 39) gewürdigt worden. Ferner haben wir wiederholt Gelegenheit genommen, des unermüdlichen Fortschritts des gewaltigen Parallelwerks zu dem unerreichten und nach dem Stande der Dinge auf lange hinaus unerreichbaren „Sachs" — der eben schlechterdings für uns heute das französische Wörterbuch ist und diesen Rang auch durch seine hohe Auflagenzahl (die Hand- und Schulausgabe in 86ter!) rechtfertigt — nämlich des unter Professor Ed. Muret's Namen gehenden „Encyklopädischen Wörterbuchs der englischen und deutschen Sprache", in lobendster Weise zu gedenken. Die Lieferungen 15—16, bis „pled" reichend, liegen jetzt vor und beweisen aufs neue, daß hier Ausführlich-, Uebersichtlich-, Verständlich- und Genauigkeit der Auskunft für Lektüre und jeden praktischen Gebrauch des Tages jedem Wettbewerb die Spitze abbrechen. Mag einer die Berichte der riesigen londoner Weltblätter über den Kaiserbesuch, über das hastingser Schachturnier der Matadore u. s. f. einsehen wollen, verfolgt jemand die immer wichtiger werdenden colonialen Fragen sorgfältiger, treibt einen seine Vorliebe für die heitere Seite des Lebens, „Punch", „Pick me up" u. s. w. mit den führenden continentalen Humorjournalen zu vergleichen, immer wird er hier, was er sucht, finden. Einen bequemern und brauchbarern Führer wie das unter Muret's Oberleitung herausgegebene Lexikon kann es wirklich nicht geben. Wir haben die in den Werken Flügel's, Lucas', Grieb's, Thieme-Preußer's bisher herrschenden Leistungen vergleichend daneben gehalten. Der Ausweis der Artikelzahl Muret's übertrifft auch die fünf dicksten Concurrenzwerke Englands und Amerikas, selbst den imponirenden Murray, noch ganz erheblich. Dafür hat (Streißler theilt das unter anderm am genannten Orte mit) der Verlag aber beispielsweise für das siebente Heft allein 3769 Mark Auslagen bestritten! Es sei schließlich noch die höchst geschmackvolle und gut entsprechende Einbanddecke erwähnt, die jetzt für die abgeschlossene erste Hälfte vorliegt. L. Fr.

— Kopernikus hat die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt entfernt, der Verfasser des Schriftchens: „Die Erde der Mittelpunkt der Welt". (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band XIX, Heft 8 [Stuttgart, Chr. Belser'scher Verlag, 1894]), Dr. Paul Wigand setzt sie wieder hinein, hinein wenigstens in den Mittelpunkt der geistigen Welt. Astronomisch ist es richtig, sagt der Verfasser, daß die Erde sich um die Sonne bewegt und diese mit ihrem Planetensystem nur einen kleinen Theil des unermeßlichen Weltalls bildet, aber das geistige Centrum der Welt ist die Erde doch, weil — sie der Schauplatz des Erlösungswerkes gewesen ist! Diese Auffassung von der Stellung der Erde in dem Weltall wird nun näher zu stützen gesucht. Die Erde ist zunächst in ihren Eigenschaften einzigartig und darum mußte sie der Wohnsitz der Menschen und der Schauplatz der Erlösung werden. Höher organisirtes Leben ist auf den übrigen Planeten der klimatischen und physikalischen Verhältnisse wegen unmöglich, eine geistige Entwickelung der Bewohner war nur der Erde beschieden. Ihr ist in dem gesammten göttlichen Rathschlusse diese erhabene Stellung zugewiesen und wir Menschen, Bewohner dieses bevorzugten Planeten, sind dazu berufen, durch das Christenthum zu Herrschern der Schöpfung an der Seite Christi, des Königs unter dem Königsvolke, bereitet zu werden. Aber noch ist die Zeit hierfür nicht gekommen. Erst wenn Er, der einst von uns geschieden, zurückgekommen sein wird, wird Ordnung und Frieden einkehren auf der Erde, die bisher „der Schauplatz blutiger Kämpfe und brudermörderischen Streites, ein Ort des Leidens und der Schmerzen, eine Stätte von Sünde und Unreinheit" gewesen ist. — So der Gedankengang der kleinen Schrift. Wer dem Verfasser darin zu folgen vermag, wird gewiß Erbauung an dem Gesagten finden. Uns dünkt es freilich bescheidener, auf die geistige Centrale in der Welt zu verzichten. Es scheint uns würdiger des Menschen, in der Erfüllung der von der Natur gebotenen Pflichten seine Lebensaufgabe und seinen Lebenslohn zu suchen, als einem Phantom nachzujagen, das nur im Glauben seine Verwirklichung findet. Dann hört die Erde vielleicht auch auf „eine Stätte von Sünde und Unreinheit" zu sein.

— Von Karl Busse erscheinen demnächst im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart „Neue Gedichte". Ein Novellenbuch „Träume" desselben Autors gibt der Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig heraus. Gleichzeitig läßt Busse eine Anthologie, „Neuere deutsche Lyrik", in der bekannten „Gesamtbibliothek der Weltlitteratur, Otto Hendel, Halle" erscheinen, die mit einer fünf Bogen starken literar-historischen Einleitung versehen ist — einer Einleitung, die von Rousseau-Voltaire an alle Strömungen innerhalb der Literatur dieses Jahrhunderts zu fassen versucht. Zum ersten mal treten in einem derartigen, mit der Droste beginnenden Sammelwerk die jungdeutschen Lyriker geschlossen auf.

Bibliographie.

Bauer, M., Unter rothgekreuzten Standarten im Felde und Daheim. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 2 M.

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1896. Herausgegeben von Otto Braun. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 8. Geb. 6 M.

Homers Ilias, übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Für Schule und Haus bearbeitet von B. Kuttner. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 8. Geb. 1 M. 50 Pf.

Jókai, M., Ein entgleister Stern. Roman. Deutsch von L. Wechsler. Leipzig, Rob. Friese. 8. 3 M. 50 Pf.

Külpe, O., Einleitung in die Philosophie. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 4 M.

Lehmann, O., Elektricität und Licht. Einführung in die messende Elektricitätslehre und Photometrie. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Tiemann, H., Vor fünfundzwanzig Jahren. Feldzugserinnerungen eines Kriegsfreiwilligen. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Soeben erschien der 15. Band von

Brockhaus'
Konversations-Lexikon.

14. vollst. neubearb. Auflage.

16 Bände.

Jeder Band geb. 10 M.

Mit über

100000 Artikeln

und

9500 Abbildungen

im Text und auf

980 Tafeln,

darunter

300 Karten und Pläne,

130 Chromo-Tafeln.

Jubiläums-Ausgabe.

Zwei elegante

Wandregale

sind vorhanden:

ein langes Format

(113 cm lang, 54 cm hoch, 29 cm tief) und

ein hohes Format

(86 cm lang, 75 cm hoch, 25 cm tief).

Preis jedes Regals:

in Eiche

30 M.,

in Nußbaum

36 M.

Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl., in hohem Regal.

Illustrirte Prospekte und **Urtheile der Presse** durch jede Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Beide Regale können zur Aufstellung von Vasen, Tellern u. s. w. mitbenutzt werden. (S. Abbildung.)

Schönster Zimmerschmuck.

Bis Weihnachten 1895 liegt das Werk vollständig vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 40. — 3. October 1895.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aus der vergleichenden Rechtswissenschaft. Von A. Wieruszowski. — Aus Kunst und Kunstgeschichte. Von Ernst Lehmann. — Romane und Erzählungen. Von Richard Friedrich und Edmund Lange. — Tiroler Wappen. Von Rudolf Wustmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus der vergleichenden Rechtswissenschaft.

Die Besprechung von Werken rein fachwissenschaftlichen Inhaltes ist grundsätzlich aus dem Programme d. Bl. ausgeschlossen. Es ist aber dankbar anzuerkennen, daß die Redaction diesen Grundsatz so weitherzig wie möglich auslegt und der Berichterstattung über bedeutsame Erscheinungen der Fachliteratur Raum gewährt, sofern es sich um wissenschaftliche Leistungen und Unternehmungen handelt, denen über den Kreis der Fachgenossen hinaus das Interesse der Allgemeinheit gesichert erscheint, sei es, daß sie mit wichtigen Zeitfragen verflochten, oder, daß sie bedeutsam genug sind, um den derzeitigen Stand eines bestimmten Wissenszweiges und die seine Entwickelung beherrschenden Strömungen erkennen zu lassen.

Von diesen beiden Gesichtspunkten aus glaube ich das Interesse der Leser d. Bl. für das gewaltige Unternehmen beanspruchen zu dürfen, welches unter dem Titel: „Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung" von der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung herausgegeben wird, und von dem der erste Band, „Das Strafrecht der Staaten Europas", bereits abgeschlossen vorliegt. *)

Es sei mir gestattet, zuerst die Entstehungsgeschichte des Werkes in kurzen Zügen darzulegen; denn an ihrer Hand läßt sich am besten ein anschauliches Bild von Plan, Anlage und Umfang des bedeutsamen Unternehmens gewinnen. Bereits im Jahre 1890 hatte die Internationale Criminalistische Vereinigung in der Versammlung zu Bern auf Antrag Liszt's den Beschluß gefaßt, eine rechtsvergleichende Darstellung des heute in Europa geltenden Strafrechts in Angriff zu nehmen. Angeregt worden war dieser Antrag durch eine rechtsvergleichende Arbeit des schweizer Rechtslehrers Stooß, der vom Bundesrathe die Aufforderung zu den Vorarbeiten für ein einheitliches eidgenössisches Strafgesetzbuch erhalten und zu diesem Zwecke die bunte Fülle der schweizerischen Strafgesetzbücher, nach Materien geordnet, zusammengestellt hatte, um so aus der Vielgestaltigkeit der kantonalen Rechte, aus dem wirren Durcheinander deutscher, französischer und italienischer Rechtsentwickelung die Uebereinstimmungen und Abweichungen der Grundgedanken festzustellen und auf dieser breiten und sichern Unterlage den Neubau des eidgenössischen Strafrechts zu errichten. Ließ sich nun für die jugendkräftige und arbeitsfrohe Internationale Criminalistische Vereinigung eine verlockendere Aufgabe denken, als für das Recht aller Länder Europas mit vereinten Kräften zu versuchen, was der einzige Stooß für die Kantone der Schweiz unternommen und zu jener Zeit bereits in dem schwierigern Theile geleistet hatte? So wurde denn der Antrag Liszt's von der Jahresversammlung zum Beschlusse erhoben, und ein engerer Ausschuß beauftragt, den Plan des Unternehmens genauer festzustellen und für die Sicherung der finanziellen Grundlagen seiner Durchführung Sorge zu tragen. Bald jedoch erwies sich bei den Berathungen des Ausschusses die durch den berner Beschluß vorgezeichnete Aufgabe als

*) Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung. (In circa 5 Bänden.) Erster Band: Das Strafrecht der Staaten Europas. Im Auftrage der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung unter Mitwirkung von B. Alimena, Neapel; L. W. C. van den Berg, Delft; V. Berg, Luxemburg; G. Crusen, Hannover; K. Dickel, Berlin; J. Foinitzki, Petersburg; J. Forsmann, Helsingfors; S. Gabuzzi, Bellinzona; A. Gautier, Genf; B. Getz, Christiania; G. A. van Hamel, Amsterdam; K. Hiller, Czernowitz; Josefowitsch, Belgrad; K. A. Kypriades, Athen; P. Th. Missir, Jassy; E. Olrik, Kopenhagen; A. Prins, Brüssel; A. Rivière, Paris; E. Rosenfeld, Halle; Savvas Pascha, Aix-en-Provence; M. St. Schischmanov, Sofia; E. Schuster, London; H. Seuffert, Bonn; J. J. Tavares de Medeiros, Lissabon; A. Teichmann, Basel; E. Turrel, Monaco; W. Uppström, Stockholm; M. Wesnitsch, Belgrad; J. von Wlassics, Budapest, herausgegeben von Dr. Franz von Liszt, o. oe. Professor der Rechte an der Universität Halle. Berlin, Otto Liebmann. 1894. Lex.-8. 35 M. (Subscriptionspreis 30 M.)

zu eng gefaßt, die Beschränkung auf das Strafrecht Europas allein als undurchführbar. Mit Recht wurde betont, daß es widersinnig sei, das mohammedanische Strafrecht der Europäischen Türkei der Darstellung einzuverleiben und das uns viel näher stehende Recht der Vereinigten Staaten Nordamerikas und die spanischen und portugiesischen Tochterrechte in Süd- und Mittelamerika zu übergehen. Und es ist ein schönes Zeugniß für das stolze Vertrauen in die Arbeitskraft und den Opfermuth der Mitarbeiter, wenn die Commission, der ins Ungeheuere wachsenden Schwierigkeiten ungeachtet, ohne darüber viel Worte zu verlieren, aus dem Strafrechte Europas die Strafgesetzgebung der Gegenwart machte und die Strafrechte aller Culturstaaten, seien sie codificirt oder nicht, zur Vergleichung heranzuziehen beschloß. Sodann hatte nach dem Vorbilde der Stooß'schen Arbeit ursprünglich die Absicht bestanden, vor allem den Wortlaut der europäischen Strafgesetze selbst in irgendeiner Form allgemein zugänglich zu machen. Das Hinausgreifen über Europa zwang dazu, diesen Gedanken wieder fallen zu lassen; denn einerseits würde die Nothwendigkeit, neben dem Originaltexte der einzelnen Strafgesetzbücher noch je eine deutsche und französische Uebersetzung zu bringen, die Schwierigkeiten des Unternehmens ins Unüberwindliche gesteigert haben, und andererseits wurde mit gutem Grunde geltend gemacht, daß der bloße Text eines Gesetzbuches ohne Einführung und Erläuterung, ohne Kenntniß seiner Entwickelungsgeschichte, seiner Grundgedanken, seiner Literatur und Rechtsprechung ein tieferes Eindringen in den Geist der einzelnen Strafrechte nicht gestatte. So kam man zu dem Entschlusse, an Stelle einer Sammlung der verschiedenen Strafgesetzbücher systematische Einführungen in das Strafrecht jedes einzelnen Staates zu setzen und dann auf der so geschaffenen Grundlage die rechtsvergleichende Arbeit selbst in Angriff zu nehmen, welche in einem allgemeinen Theile die Quellen des Strafrechts und die Lehren vom Verbrechen und von der Strafe, in einem besondern die Darstellung der einzelnen Verbrechen und der auf sie gesetzten Strafen enthalten soll.

Welche gewaltige Leistung mit diesem Plane verwirklicht werden soll, ergibt sich bereits aus dem äußern Umfange des Werkes. Es soll in deutscher und französischer Sprache erscheinen und wird voraussichtlich fünf, etwa funfzig Bogen starke Bände in Lexikonoctav umfassen. Aber welch unübersehbares Arbeitsfeld dehnt sich auch vor den Veranstaltern des Unternehmens aus! Ein ungeheueres Material ist in den Strafgesetzgebungen der Culturländer aufgespeichert, das verarbeitet, gesichtet und gruppirt, in den übereinstimmenden Grundgedanken mit möglichster Knappheit zusammengefaßt, in die divergirenden Richtungen geschieden werden muß. Und dazu kommt, daß sich in der einschlägigen Literatur zur Zeit nur unvollkommene Ansätze zu rechtsvergleichender Betrachtung einzelner strafrechtlicher Materien finden, das geplante Werk also gleichsam aus dem Rohen heraus, in neuen, eigenartigen Verhältnissen und mit durchaus originaler Methode zu errichten ist. Freilich ruht ja die Arbeitslast nicht auf den Schultern eines Einzelnen. An dem vorliegenden ersten Bande sind nicht weniger als neunundzwanzig Mitarbeiter thätig gewesen. Dagegen wird für die rechtsvergleichende Darstellung selbst ein einheitliches Zusammenwirken weniger Mitarbeiter nach fest bestimmten Grundsätzen und unter straffer Centralisation erforderlich, und sogar der schwierigste Theil, „Die Lehre vom Verbrechen", der Kraft eines einzelnen Autors anzuvertrauen sein.

Angesichts dieser gewaltigen Aufgabe und der finanziellen Schwierigkeiten des Unternehmens könnte man seine Durchführbarkeit fast bezweifeln. Allein der vielversprechende Anfang ist ja gemacht. Der erste Band, die systematische Einführung in das Strafrecht der Staaten Europas enthaltend, liegt abgeschlossen vor, und Dank der Unterstützung des Deutschen Auswärtigen Amtes ist auch das Erscheinen der ersten Hälfte des zweiten Bandes, die das Strafrecht aller übrigen Erdtheile behandeln wird, bereits gesichert. Allein die weitere Fortführung des Werkes hängt von einer genügenden Anzahl von Subscriptionen ab. Und wenn sich der Redactionsausschuß in einem letzten Aufrufe noch einmal an die gesammte Juristenwelt des In- und Auslandes mit der Bitte wendet, dem für Wissenschaft, Rechtspflege und Gesetzgebung gleich bedeutungsvollen Unternehmen thatkräftige Förderung zu theil werden zu lassen und es den Behörden, Akademien und Vereinen zur Anschaffung zu empfehlen, so sei hiermit dieser Bitte auch im Rahmen des Leserkreises d. Bl. die verdiente empfehlende Verbreitung gegeben.

Es ist in der That so, wie der vorerwähnte Aufruf betont: Rechtspflege, Wissenschaft und Gesetzgebung sind an dem Zustandekommen des Werkes mit lebhaftestem Interesse betheiligt. Wer dies für die Praxis bezweifeln möchte, bedenkt nicht, wie oft der Strafrichter in die Lage kommt, sich über das Recht des Auslandes informiren zu müssen, sei es, daß es sich um Auslieferungen von Verbrechern nach den bestehenden Staatsverträgen, oder um die Frage handelt, ob die That, die ein Deutscher im Auslande begangen, nach dessen Gesetzen strafbar, und damit die Vorbedingung zur Bestrafung im Inlande gegeben ist. Welche erhebliche Schwierigkeiten, Verzögerungen, ja auch Kosten mit der gebotenen Feststellung des ausländischen Rechts auf dem Wege amtlicher Nachfrage verknüpft sind, kann der Berichterstatter aus seiner eigenen Erfahrung bezeugen. Das neue Werk wird, wie bereits der Inhalt des ersten Bandes klar erkennen läßt, in dieser Beziehung eine entschiedene und höchst erwünschte Abhülfe bringen.

Bei weitem folgereicher ist die Wendung, welche mit diesem Werke die Strafrechtswissenschaft zu der dogmatisch-vergleichenden Forschungsmethode zu nehmen sich anschickt. Die vergleichende Rechtswissenschaft, der jüngste Zweig der Jurisprudenz, ist bisher vorwiegend nur in ihrer

ethnologischen Richtung auf die Rechte der ungesitteten Völker angebaut worden, um die Urformen alles Rechtslebens und die Vorstufen der gesellschaftlichen Entwickelung aufzuhellen. Die Erforschung des geltenden Rechtes auf dem Wege einer vergleichenden Dogmatik der Rechte aller Culturnationen ist, wie bereits oben angedeutet, über einzelne Versuche nicht hinausgediehen. Man war geneigt, dieser Methode eine mehr statistische, als eigentlich juristische Bedeutung beizulegen. Es mag das zutreffen, wenn sich die Rechtsvergleichung darauf beschränkt, die Bestimmungen verschiedener Rechte über denselben Gegenstand paragraphenweise zusammenzustellen. Wer jedoch tiefer in den Geist und Entwickelungsgang der einzelnen Rechte eindringt, neben den geschriebenen Gesetzen ihre Literatur und Rechtsprechung zu Rathe zieht, wer den historischen Abhängigkeitsverhältnissen nachgeht, in denen die Gesetzgebungen der Culturländer zueinander stehen, der gewinnt schließlich jene Höhe des Standpunktes, von dem aus er das durch nationale Eigenart oder nur gelegentliche Strömungen des Rechtslebens Bedingte von den Grundelementen aller Weiterbildung des Rechts in der aufsteigenden Richtung der allgemeinen Civilisation zu scheiden vermag. Die Gewinnung dieses erhabenen Standpunktes auch für die Strafrechtsforschung durch Begründung einer gemeinsamen, allen einzelnen Rechten entnommenen, aber über ihnen allen stehenden Strafrechtswissenschaft ist nach Liszt's Worten die höchste Aufgabe des rechtsvergleichenden Unternehmens, das die gesammte Strafgesetzgebung der Gegenwart umfassen soll. Ich kann es mir nicht versagen, die schönen und warmherzigen Worte anzuführen, mit denen Liszt für dies Ideal einer Verbindung der wissenschaftlichen Arbeit aller Culturvölker auf strafrechtlichem Gebiete eintritt:

> Wer die strafrechtliche Literatur der Culturländer auch nur oberflächlich kennt, der weiß, wie viel jedes Volk noch von den andern gerade auf diesem Gebiete lernen kann. Die englische, die deutsche, die französische Rechtswissenschaft — sie gehen, jede für sich, getrennte Wege. Jede hat ihre starken und ihre schwachen Seiten, und jeder haften die Fehler ihrer Tugenden an. Ueberall liegen neben tief durchackerten Feldern andere, deren Anbau kaum begonnen hat; die eine zeichnet sich durch ihren praktischen Blick, die andere durch Gedankentiefe aus; dort wird die Ueberlieferung treu bewahrt und sorgfältig weitergebildet, hier mit rücksichtsloser Jugendkraft dem kühnsten Fortschritte gehuldigt; dort werden die Ergebnisse der Naturwissenschaften für die Jurisprudenz fruchtbringend gemacht, hier die strengen Lehren der Erkenntnißkritik in den Dienst strafrechtlicher Forschung gestellt. Ueberall eigenartiges Leben und übersprudelnde Kraft, überall das rastlose Ringen nach Wahrheit und niemals gestillter Durst nach Erkenntniß. Aber die gegenseitige Anregung und Befruchtung fehlt. Wenn alle diese Ströme in ein mächtiges Bett geleitet, wenn alle diese Lebenskraft vereinigt, wenn Schaffensdrang und Wissensdurst der einzelnen Länder zu wetteifernder, gemeinsamer Arbeit angespornt werden könnten — müßte dann unsere Wissenschaft nicht einen gewaltigen, heute kaum geahnten Aufschwung nehmen?

Gewiß, das müßte sie, und gewiß ist das Unternehmen der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung der erste, große Schritt auf dieser Bahn des Aufschwunges zu einer den nationalen Schranken entrückten, die gesammte Culturwelt umfassenden Strafrechtswissenschaft.

Fast noch weitere Perspectiven aber eröffnen sich aus dem geplanten Werke für eine auf internationalen Grundlagen beruhende und den Boden für ein gemeinsames Vorgehen aller Culturvölker wider das Verbrecherthum ebnende Strafgesetzgebung der Zukunft. Immer mehr und mehr nimmt das Verbrecherthum einen internationalen Charakter an. Der Grund dieser höchst bedrohlichen Erscheinung ist einmal in den erleichterten Verkehrsbeziehungen von Land zu Land, dann aber tiefer in dem Umstande zu suchen, daß die von der Volkswirthschaft zur Weltwirthschaft fortschreitende Cultur, wie sie die nationalen Verschiedenheiten der socialen Entwickelung immer mehr ausgleicht, so auch in immer weiterm Umfange überall die gleichen, die Entstehung des Verbrechens begünstigenden Bedingungen setzt. Der deutsche Taschendieb und Hochstapler treibt sein Unwesen mit derselben Geriebenheit in Berlin, wie in Paris und London. Täglich lesen wir von internationalen Einbrecher- und Falschmünzerbanden; in den Centren des Verkehrs nisten jene „schwarzen Firmen", welche, ihre Fäden nach allen Seiten spinnend, Treu und Glauben des Verkehrs untergraben. Ganz zu geschweigen der verbrecherischen Anschläge jener fanatischen Terroristen, die mit Dolch und Dynamit ihr hirnloses Ideal einer vaterlandslosen Anarchie zu verwirklichen streben. Diesem internationalen Verbrecherthume gegenüber gilt es dem Zuge der Reformbestrebungen auf strafrechtlichem Gebiete eine universale Richtung zu geben und einheitliche Grundgedanken für eine den Forderungen der Criminalpolitik Rechnung tragende Strafgesetzgebung der Zukunft zu gewinnen. Es ist mit einer Criminalpolitik, die nur mit den nationalen Ueberlieferungen arbeitet und auf dem dogmatisch festgelegten Untergrunde der heimischen Institutionen fortbaut, nicht gethan. Der Gesetzgeber muß sich bei aller Berücksichtigung der nationalen Eigenart seines Volkes den Blick für die von allen andern Culturvölkern im Kampfe gegen das Verbrecherthum gesammelten Erfahrungen und erprobten Mittel offen halten. Nur auf diesem Wege, in gegenseitiger Anregung von Volk zu Volk, in gerechter Würdigung des allerorten auf strafrechtlichem Gebiete Geleisteten, in vorurtheilsfreier Aneignung des als zweckmäßig Erkannten, kann die Grundlage, wenn auch nicht zu einer einheitlichen Weltstrafrechtspflege, so doch zu einer internationalen Verständigung aller Culturstaaten über gemeinsame Maßregeln zur Niederhaltung des Verbrechens geschaffen werden. Daß aber ein Werk, wie das vorliegende, welches die strafrechtlichen Grundanschauungen aller civilisirten Völker übersichtlich zusammenfassen, vergleichend nebeneinanderstellen und auf ihren universalen Gehalt prüfen will, die unerläßliche Vorbedingung zur Erreichung dieses Zieles bildet, bedarf keines Wortes.

Diese wichtigen Beziehungen zur Criminalpolitik sind es aber auch, welche dem Unternehmen nicht nur das Interesse der Fachgenossen sichern, sondern ihm auch die thatkräftige Förderung aller Nichtjuristen zuwenden sollten, die in den brennenden Fragen der Strafrechtsreform Stellung zu nehmen und mitzuwirken gewillt sind. Nichts ist unrichtiger, als die Gesetzgebungspolitik ausschließlich oder auch nur vorwiegend für die Rechtswissenschaft in Anspruch zu nehmen. Man mag die formal-technische Seite der gesetzgeberischen Arbeit, den logischen Ausbau eines Rechtsinstitutes, seine systematische Einordnung in das geltende Recht, dem Fachjuristen überlassen. Aber die Zeiten sind unwiederbringlich dahin, wo die Fortentwickelung des Rechts selbst in den Händen einer speculativen Jurisprudenz lag. Jeder Gebildete ist heutzutage, wo und wie es immer geschehe, ob in der Oeffentlichkeit des parlamentarischen Lebens oder in der Stille des Studirzimmers, ob mit dem Rüstzeuge der Wissenschaft oder mit der Erfahrung des Lebens, an der Weiterbildung des Rechts mitzuarbeiten berufen und befähigt. Und wie könnte gerade das Strafrecht, dieses am stärksten mit socialen Problemen durchsetzte Gebiet der Rechtswissenschaft, der fördernden Mitarbeit erfahrener Männer aus allen Berufsständen entrathen? Man denke beispielsweise an die grundlegenden Fragen in der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, in denen die medicinische Wissenschaft das letzte Wort zu sprechen berufen ist. Und sollen die Erfahrungen erprobter Pädagogen, seien es Lehrer oder Geistliche, unbeachtet bleiben, wo es sich um die Bestrafung Jugendlicher und die Behandlung Rückfälliger handelt? Es ist auch gar nicht zu verkennen, daß sich das Strafrecht immer mehr und mehr den Fesseln juristischer Dogmatik entwindet, in die es eine allzu starre Durchführung der absoluten Vergeltungstheorie geschlagen hatte. Ich spreche nicht von jener äußersten Richtung, die das Verbrechen unter dem Gesichtspunkte eines anthropologischen und pathologischen Phänomens betrachtet und auf Grund dieser Auffassung folgerichtig dahin gelangen muß, die Reaction gegen den Verbrecher aus der Hand des Richters in die des Arztes zu legen. Aber auch die immer weitern Boden gewinnende Anschauung, welche das Verbrechen als ein Product socialer Factoren auffaßt, Art und Wirksamkeit der Strafe nach den socialen Tendenzen der Sicherung und Besserung bemißt, arbeitet der Loslösung der Strafrechtspflege und der Criminalpolitik aus den Fachschranken der dogmatischen Jurisprudenz vor und stellt sie mitten hinein in die Fülle der unser Zeitalter bewegenden socialen Probleme. Und deshalb sollte auch ein Werk, das für die Strafrechtsreform in allen ihren Richtungen grundlegend, bahnbrechend und zielgebend sein wird, der fördernden Theilnahme aller Gebildeten sicher, die Ermöglichung seiner Vollendung Ehrenpflicht der ganzen Nation sein.

Ich habe es als die wesentlichste Aufgabe meiner Berichterstattung erachtet, die Leser d. Bl. mit Entstehung, Plan, Anlage und Bedeutung des ganzen Unternehmens bekannt zu machen. Nur ein geringer Raum steht mir noch für die Besprechung des vorliegenden ersten Bandes zu Gebote, dessen reicher Inhalt freilich ohnehin der engen, durch die Tendenz dieser Zeitschrift gezogenen Grenzen spottet.

Der erste Band enthält, wie bereits oben erwähnt, die systematischen Einführungen in die europäischen Strafrechte, welche die ursprünglich geplante Sammlung der Strafgesetze selbst ersetzen sollen. Er legt also nur die Grundlage zu der erst den folgenden Bänden vorbehaltenen rechtsvergleichenden Arbeit. Ob es möglich sein wird, den so bereiteten Boden im Sinne des aufgestellten Arbeitsplanes weiter anzubauen, steht freilich noch dahin. Aber, wie dem auch sein möge, das, was bereits geschaffen ist und seiner Abrundung durch die im Erscheinen begriffene erste Hälfte des zweiten Bandes entgegensieht, ist eine wissenschaftliche Leistung von hoher, selbständiger Bedeutung für Wissenschaft, Praxis und Gesetzgebungspolitik, von besonderm Werthe aber auch für den Geschichtsforscher und Culturhistoriker; denn keine Erscheinungsform des socialen Lebens gibt einen so zuverlässigen Maßstab für die Bestimmung der Culturstufe eines Volkes, wie die Gestaltung der Strafrechtsordnung in den beiden Richtungen, was und wie bestraft wird.

Der vorliegende Band beginnt mit einer glänzend geschriebenen Einführung, „Rückblick und Zukunftspläne" aus der Feder des Herausgebers, Professor von Liszt in Halle, dessen unermüdlicher und umsichtiger Thatkraft das Hauptverdienst am Zustandekommen des ganzen Unternehmens zuzuschreiben ist. Es folgen dann die Darstellungen der europäischen Strafrechte, mit wenigen Ausnahmen bearbeitet von den berufensten Vertretern der Strafrechtswissenschaft der betreffenden Länder selbst. Nur so konnte es gelingen, den einzelnen Arbeiten das anziehende Gepräge der nationalen Eigenart ihrer Verfasser sowol, wie der von ihnen behandelten Rechte zu wahren. Nur so konnte aber auch jene Einseitigkeit verhütet werden, welche die menschliche Neigung, Fremdes am Eignen zu messen, im Gefolge gehabt hätte. Deshalb aber glaubte auch der Redactionsausschuß den Mitarbeitern möglichst freie Bahn gewähren und im Interesse einer einheitlichen Darstellnng nur einige wenige „leitende Gesichtspunkte" für die zu bewältigende Aufgabe aufstellen zu müssen. Es galt, für jedes einzelne Land die geschichtlichen Grundlagen und die Quellen des geltenden Rechtes darzulegen, Systematik und Richtung des Hauptstrafgesetzes zu charakterisiren, dann aber in großen Zügen den Inhalt des gesammten Strafrechts des betreffenden Landes, mochte es im Strafgesetzbuche selbst oder in Specialgesetzen enthalten sein, zusammenzufassen, und endlich möglichst genaue Nachweisungen der Literatur und Rechtsprechung zu geben.

Diese Grundlinien sind denn auch durchweg eingehalten und zum Theil in willkommener Weise durch Skizzi-

rung der Gerichtsverfassung, Andeutung des jeweiligen Standes der Reformbewegung u. s. w. ergänzt worden. Dem von dem Redactionsausschusse angestrebten Ideale kommt wol — es kann das ohne jegliche chauvinistische Anwandlung behauptet werden — die aus der Feder des Professors Hermann Seuffert in Bonn stammende Arbeit über das Strafrecht des deutschen Reiches am nächsten. Von den umfangreichern Darstellungen hat die des norwegischen Strafrechts den Berichterstatter am wenigsten befriedigt. Der allgemeine Theil ist zu knapp und dogmatisch gehalten, der besondere mit unbedeutenden Einzelheiten über Gebühr belastet. (Vgl. besonders S. 240 sub Nr. XIII.) Vielleicht aber wird der höchst interessante Entwurf eines neuen norwegischen Strafgesetzbuches, sobald er Gesetz geworden sein wird, in einem der vom Herausgeber verheißenen Nachtragshefte behandelt werden. An dem Maße des Originalen gemessen, nehmen die Arbeiten über das großbritannische und mohammedanische Strafrecht unzweifelhaft den ersten Rang ein, denen selbst die nationale Literatur der betreffenden Länder nichts ähnliches an die Seite zu stellen vermag. Leider muß ich der verlockenden Versuchung widerstehen, die höchst merkwürdigen Parallelen zwischen der englischen und türkischen Strafrechtspflege, die sich dem überraschten Leser aus den beiden Arbeiten erschließen, hier weiter zu verfolgen.

Ich schließe mit dem nochmaligen Wunsche, daß der buchhändlerische Erfolg die Vollendung des Werkes sichern möge, das ein Ehrendenkmal gerade unserer Nation zu werden verspricht. Denn deutscher Fleiß, deutscher Wagemuth und deutsche Thatkraft haben das Unternehmen ins Leben gerufen und die Führung bei dem einmüthigen Zusammengehen der namhaftesten Vertreter des europäischen Juristenstandes übernommen. Wie aber auch die Würfel des Geschickes über das Gelingen des Werkes fallen, — daß es geplant, daß der Anfang der Ausführung in glänzender Weise gemacht worden ist, rechtfertigt das stolze Wort Liszt's, daß für die Strafrechtswissenschaft das Zeitalter der Epigonen noch lange nicht angebrochen ist. A. Wieruszowski.

Aus Kunst und Kunstgeschichte.

1. Repertorium für Kunstwissenschaft. Redigirt von Henry Thode, Professor an der Universität in Heidelberg, und Hugo von Tschudi, Dir.-Assistent bei der Gemäldegalerie der k. Museen in Berlin. Berlin, W. Spemann. Gr. 8. Jedes Heft 4 M.

Die Hefte 5 und 6, Band XVII, 1 und 2, Band XVIII bergen eine Reihe kunstgeschichtlicher Aufsätze von theilweise äußerst fesselndem Stoffe. L. von Hüttenbach behandelt bairische Wandgemälde des 14. und 15. Jahrhunderts: die Fresken der St.-Moritz-Pfarrkirche zu Ingolstadt und ein Marienleben in dem Kirchlein zu Zell bei Oberstaufen. M. Lehrs holt deutsche und niederländische Kupferstiche des 15. Jahrhunderts aus kleinern Sammlungen hervor, namentlich Werke einer großen Anzahl von Monogrammisten und Stücke Schongauer's aus der großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe, dem fürstlich Hohenzollern'schen Museum und der Allerheiligen-Bibliothek zu Danzig. G. Bauch analysirt eine Holzschnittfolge L. von Cranach's: die Bilder des Brautbettes Herzog Johann's von Sachsen und Margaretha's von Anhalt, den Bilderschmuck des kurfürstlichen Schlosses zu Wittenberg und die Turnierbilder von 1508. E. Steinmann liefert eine ausführliche, endgültige Erklärung der „Tempelscene zu Jerusalem" von Sandro Botticelli in der Capella Sistina; der florentiner Meister malte hier ein Reinigungsopfer der Aussätzigen, keine Versuchung Christi. H. Riegel spendet Rubens-Beiträge: Eine naturgemäße Erklärung des Ausdruckes des Christuskindes auf der linken Flügelklappe des berühmten Altarwerkes „Christ à la paille" im antwerpener Museum, und weitere Aufschlüsse über die auf Schiefer gemalten Oelbilder der Chiesa nuova (Santa-Maria in Vallicella) zu Rom. H. Thode bestimmt in seinen Studien zur italienischen Kunstgeschichte im 14. Jahrhundert die Entstehungszeit von Santa-Maria gloriosa dei Frari, San-Giovanni e Paola und Santa-Maria dei Cervi in Venedig. Als Quelle dienen ihm namentlich einige von ihm im dortigen Staatsarchiv aufgefundene Documente aus den sogenannten „Grazie", den Gnadenbewilligungen der Signoria, die in 29 Foliobänden etwa die Zeit von 1300 bis 1550 umfassen. E. Jacobsen durchmustert ausführlich die Schätze des neuen Museo Civico zu Pisa und G. Dehio begegnet den Einwänden Reimers', die dieser gegen die „Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gothischer Bauproportionen" im vorletzten Hefte des XVII. Bandes erhoben hatte.

Außer weitern kleinern Aufsätzen nehmen werthvolle Mittheilungen über Museen und Sammlungen, Ausstellungen und Versteigerungen und ausführliche Literaturberichte das Interesse des Fachmannes sowie des kunstliebenden Laien in Anspruch.

2. Die englischen Karikaturisten des 18. Jahrhunderts in der Sammlung Graf Harrach. Von Joseph Dernjač. Wien, Alfred Hölder. 1895. 8. 60 Pf.

„Die englischen Gesetze", heißt es in einer alten Ausgabe des Brockhaus, „verbieten bei Strafe alle Schmähschriften; allein der Gesetzgeber vergaß, daß der Künstler ebenso gut schmähen kann als der Schriftsteller." Daher ist auch die Anzahl der auf uns gekommenen Pasquille kleiner als die der gemalten beißenden Satiren. Jene wurden möglichst schnell von Henkershand verbrannt, diese gingen

fast ungehindert von Hand zu Hand, und manche fanden in den Mappen verständnißvoller Sammler eine bleibende Ruhestatt.

Vor kurzem hat die gräflich Harrach'sche Kupferstichsammlung durch Ankauf von Hunderten von Blättern der großen englischen Caricaturisten eine ansehnliche Bereicherung erfahren. Darunter befinden sich Blätter, die selbst das British Museum nicht in solcher Qualität besitzt.

Auf Grund seiner Studien, zu denen ihn diese Erwerbungen der Harrach'schen Sammlung lockten, wendet sich Dernjac gegen die landläufigen, meist absprechenden Ansichten über den ästhetischen und künstlerischen Werth der Caricatur und vertheidigt im Sinne F. Th. Vischer's und namentlich englischer und französischer Schriftsteller, wie Wright's und Grego's, Champfleury's und Grand-Carteret's, die Wichtigkeit einer historischen Darstellung der Caricatur „für die Geschichte der Staaten, der Religion, der Gesellschaft, der Kunst, der nationalen Denkart und der nationalen Form". Den Höhepunkt der Entwickelung erreicht die von Wort und Vers begleitete Kunst der Caricaturenzeichnung in England, nachdem sie seit der Renaissancezeit sich geübt hatte, ihre Pfeile mit „ätzender" Schärfe und „stechenden Nadeln" zu versehen.

Um 1740 wird die englische Caricatur — Caricatura, italienisch Uebertreibung; caricare überladen —, die bis dahin von holländischem und französischem Abfall zehrte, selbständiger, aber das ausländische Compositionsschema ist trotz Hogarth und seiner Nachfolger noch deutlich zu erkennen. Die brutalen Uebertreibungen der englischen Zeichner erklärt Dernjac aus der Beschaffenheit des englischen Nationalcharakters: um das robuste Nervensystem John Bull's zu erschüttern, bedarf es übermäßig heftiger Eindrücke. Trotzdem ist der schweigsame Brite an kaustischem Witze und echtem Humor andern, wirklich heiter veranlagten Völkern beträchtlich überlegen. Wenn Hogarth in mehrern Blättern das häßliche Treiben seiner Zeit noch überbietet, so muß doch hervorgehoben werden, daß er die meisten seiner Skizzen unmittelbar nach dem Leben entwarf: seine Punschgesellschaften, Spielhöllen und Poetenstübchen, seine Schilderungen degenerirter Adelsgeschlechter, sowie des Pöbels in Kattun und in Sammt und Seide liefern in den bekannten großen Cyklen „Das Leben einer Dirne", „Das Leben eines Wüstlings", „Die Heirath nach der Mode" und „Fleiß und Faulheit" nur ein Spiegelbild von erbarmungsloser Wahrhaftigkeit.

Die ersten Caricaturen waren in England nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover entstanden, und zwar waren es die Whigs, die, nach Wilhelm von Oraniens Vorgang, die Zeichnung zuerst als schneidige Waffe gegen die feindliche Partei verwertheten. Anfangs bedienten sie sich häufig unmittelbarer Nachahmungen der Arbeiten Romein de Hooghe's und Bernard Picard's, die sie, echt englisch, mit begleitendem satirischen Texte für ihre eigenen Zwecke zurechtstutzten. Es ist noch nicht zu lange her, daß eine große englische illustrirte Zeitschrift ein Schlachtenbild des „Daheim" aus dem siebziger Kriege durch die Veränderung der Kopfbedeckungen der Streitenden in einen englischen Sieg umwandelte. — Nach einer Durchmusterung der englischen illustrirten Zeitschriften von damals bis auf heute gelangt der Verfasser über den Einfluß Hogarth's auf die Franzosen, zu dessen Schüler John Collett und zu Paul Sandby, dem Akademiker und gleichzeitigem Rivalen Hogarth's. Sandby war es, der den Inhalt der „Analysis of Beauty", in der Hogarth die S-Linie als die wahre Schönheitscurve anpries, mit seiner ganzen ätzenden Schärfe auf Hogarth selbst ausgoß, indem er die neue Schönheitslinie an lauter Buckeligen demonstrirte und den Meister in seinem Atelier darstellte, wie er nach dem neuen Schönheitsideale und nach entsprechenden Modellen seine Caricaturen anfertigt. Während Collett die Sonderbarkeiten und Verschrobenheiten der englischen Gesellschaft seiner Zeit bespöttelt, läßt Sandby in seinen Blättern vorzugsweise seinem Haß gegen den Verächter der Akademie die Zügel schießen.

Später bietet die Zeit vom Aufstand Amerikas bis zum Niedergange Napoleon's den englischen Spottvögeln überreichlichen Stoff. Die Figuren des Königs „What-what-what" (Georg III.), des spitznasigen William Pitt, des hagern, langnasigen und bebrillten Burke, des verschmitzten, „kupferigen und bepustelten" Dichters Sheridan, des wasserköpfigen, kleinen Lord Derby u. a., dazu noch einige „magere ältere Ladies mit adlermäßig gebogener Nase und mehrere bis zum Unerlaubten dralle Herzoginnen" bedeckten die Radirungen oder die aquarellirten Schabkunstblätter.

William Pitt wie Charles Fox hatten ihre „Leibsatiriker". James Sayer focht für Pitt, während der ungleich bedeutendere Thomas Rowlandson für Fox ins Feuer ging. Rowlandson war der lustigste und derbste aller Caricaturisten Altenglands. Anfangs zeigten seine Bilder noch die Anmuth eines Watteau und Boucher, bei denen er in die Schule gegangen war, bald aber geben sich die Erfahrungen zu erkennen, die er in Spielhöllen und Nachtcafés gesammelt hatte. Sogar an Goethe's „Werther" vergriff sich der tolle Bursche, und Nikolai lachte sich ins Fäustchen, als ihm das Bild zu Gesicht kam, auf dem ein Fleischer, der soeben ein Schwein abgestochen hat und „das noch blutige Messer in der Hand und feuchte Wehmuth in den Blicken" die Goethe'sche Dichtung auf sich wirken läßt.

Der geistvollste und gewandteste der englischen Caricaturenzeichner war ohne Zweifel der ihm gleichalterige James Gillray. Gillray besaß in hohem Maße das Talent, die aufs Korn genommene Persönlichkeit nicht nur durch die Wiedergabe ihrer hervorstechendsten Aeußerlichkeiten im Nu erstehen zu lassen, sondern auch in den wenigen Strichen ihren ganzen Charakter zum Ausdruck zu bringen. Seine Vorstellungen wußte er mit solcher Sicherheit in bildliche Formen zu gießen, daß er ganze Compositionen ohne weiteres auf die Kupferplatte warf. Auch er ver-

schonte niemand, weder „Paddy on horseback“ „hoch zu Ochs“ mit der Kehrseite nach vorn, noch „Prinz Florizel“, den nachmaligen König Georg IV., sammt seinen Favoritinnen, weder Hofdamen, wenn sie Spielhäuser unterhielten, noch bestechliche Abgeordnete, „weder Warren-Hastings, wenn er beim Schinden der Hindus Millionen ergatterte, noch Pitt und Dundas, wenn sie sich betranken, weder Boydell, wenn er zu Nutz und Frommen seiner Shakespeare-Ausgabe die Originale eigenhändig zu zerstören beschuldigt wurde, noch die Royal Academy, wenn an ihr ein Frauenzimmer das Farbengeheimniß Tizian's entdeckt zu haben behauptete“.

Wir glauben es dem Verfasser aufs Wort, daß das Studium der heute fast gänzlich unbekannten Blätter der Harrach'schen Sammlung die herrschenden Ansichten über die englischen und französischen Caricaturenzeichner vollständig über Bord zu werfen im Stande ist und sind schon jetzt überzeugt, daß die Nachbeter des Herrn Chesneau bei einer neuen Auflage ihrer Werke die böse Bemerkung über „die ephemere Natur solch gleichgültiger Dinge“ schleunigst tilgen und in ihr Gegentheil verkehren werden.

3. Gottfried Keller als Maler. Nach seinen Erzählungen, seinen Briefen und dem künstlerischen Nachlasse dargestellt von H. E. von Berlepsch. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

In der Vorrede zu seinen „Sieben Legenden“ schreibt Gottfried Keller: Wie der Maler durch ein fragmentarisches Wolkengebilde, eine Gebirgslinie, durch das radirte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürt der Verfasser die Lust zu einer Reproduction jener abgebrochen schwebenden überlieferten Gebilde. Und in seinem Aufsatz „Am Mythenstein“ finden sich die Worte: Plötzlich und unversehens war die Klippenkrone des Pilatus rosig beglänzt und durch Linien des ersten Herbstschnees fein gezeichnet. Ich wandte kein Auge davon, vergaß die mitgebrachte Theatercultur und verfiel der malerischen. Ich erwog die technischen Mittel, welche für diesen Effect aufzubieten waren, die Untermalung und die Lasuren, trug das Pastose auf, überzog es mit dem Transparenten, und indem ich so mit dem Pinsel um die Formen herummodellirte, merkte ich, daß es mit meiner Zeichnung nicht gut beschlagen war. Ich zog also in Gedanken den Stift und ging den zerklüfteten Riesengebilden auf den Grund, vom Schlaglicht des Morgens geleitet.

Wer so schreibt, gibt sich uns ohne weiteres als Maler von Beruf. Fast in allen Werken Keller's bricht die Erinnerung an seine künstlerische Sturm- und Drangperiode durch, sodaß der Leser auch ohne Commentar im Autor den Künstler herauserkennt, wenn ihm nicht schon vorher die Schilderungen, in denen sich Landschaft und Staffage zum einheitlichen Bilde verschmelzen, die Augen aufgethan hatten. Schriftsteller, die sich wie Keller von aller Zierei freihalten und stets klar und durchsichtig bleiben, gleichen schon an sich den echten Künstlern, die auch an Einzelheiten in Form und Farbe dem Auge nur das bieten, was den beabsichtigten oder unbewußt empfundenen Eindruck nothwendig hervorrufen muß, wobei sich hier Manier und Technik genau so geltend machen, wie dort die Art, in der der Erzähler zu uns redet. Es ist auch durchaus kein Zufall, sondern nur eine folgerichtige Wechselbeziehung zwischen zwei von der Natur besonders gut bedachten Centralorganen, wenn bedeutende Schriftsteller, die die Gabe besitzen, den wahren Kern aus den Erscheinungen des Innen- und Außenlebens herauszuschälen, von Haus aus den innern Drang verspüren, sich mit Pinsel und Palette, Stift oder Radirnadel künstlerisch zu bethätigen. Wie mächtig, tief und anhaltend diese Regung bei Goethe zu Tage trat, ist zur Genüge bekannt. Aber in diesem Falle ist er nicht der „Einzige“. Auch Salomon, Geßner, Victor Scheffel, Victor Hugo, Théophile Gautier u. a. stehen ihm hierin nahe, vor allem aber Gottfried Keller.

Wer Keller's Künstlerlaufbahn bis ins Intimste kennen lernen will, braucht nur dem „Grünen Heinrich“ ins Auge zu blicken, von dem schon Wilhelm Schulz, des Dichters Freund, sich also äußert: „Das ist ja wie er leibt und lebt der Gottfried Keller selbst aus Glattfelden im Kanton Zürich!“ Wenn er's nicht selber wäre, wie hätte er des Künstlers Erdenwallen im Auf- und Niedergange so lebenswahr und herzenswarm vor uns aufzuzeichnen vermocht? Da steht alles drin, wie in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“, nur noch getreuer, denn er schrieb den „Heinrich“ als mittlerer Dreißiger: von seinen Knabenphantasien und seltsamen Liebhabereien, von seinen Wachspuppen, deren Schicksal er bestimmte, von der Zeit des Theaterspielens, von seinen ersten Zeichen- und Modellirversuchen, von der „Schulkunst“, die ihn monatelang an demselben Kolossalkopf zu zeichnen und zu wischen zwang, bis der Bogen beschmutzt und durchgerieben war, aber auch von der „Hauskunst“, die ihn mit Aquarellfarben die ersten Landschaftsmotive dem heimischen Stubenofen entnehmen ließ.

In seinem Aufsatze „Autobiographisches“ erzählt uns Keller hierüber selbst nicht viel mehr, als daß er sich vom funfzehnten bis zum dreiundzwanzigsten Lebensjahre der Kunstmalerei gewidmet habe, „ohne jedes Selbstkönnen und Leichtlernen in den Anfängen und dazu noch stets übelberathen“.

Berlepsch entnimmt das lichtspendende Material fast nur den Werken und Briefen des Dichters und läßt uns so die Werdelust des jungen Landschafters, sowie die Müh- und Trübsal der münchener Lehrzeit aus Keller's eigenem Munde hören. Und damit keine falschen Züge den Eindruck des Echten und Unmittelbaren verwischen, verzichtet der Verfasser auf die eigene Schilderung der Zeiten und Oertlichkeiten, deren Reconstruction doch nur ein Phantasiegebilde ergeben würde, und überläßt es den

Zeitgenossen des Dichters, Richard Zimmermann und Friedrich Pecht, für die Persönlichkeit einen wahrheitsgetreuen Hintergrund zu schaffen. Der historisch feinfühlige Leser wird dem Verfasser dafür nur dankbar sein und nimmermehr, wie Berlepsch befürchtet, den Vorwurf des „Compilatorenthums" gegen ihn erheben. Ganz besonders heimeln uns die Briefe an, die Mutter und Sohn in der münchener Periode miteinander wechseln. Auch hier erkennen wir aus den Briefen ein gut Theil des geistigen Vermächtnisses der Mutter heraus, deren Zartsinn und vorurtheilsfreies Berathen durch alle Sorgen und Kümmernisse hell aufleuchtet. Das Buch birgt somit eine Fülle des Tiefsten und Sinnigsten, das Keller jenen Jahren heißen Ringens zu verdanken hat.

Den Zug des Dichters zur Romantik und die liebenswürdige Kleinmalerei seiner Schilderungen spiegeln auch die meisten seiner Zeichnungen und Gemälde wider. Hans Thoma hat ihn wol am treffendsten beurtheilt; er äußert sich über einige der Blätter folgendermaßen: Keller steckte bei manchem offenbar in einer gewissen herkömmlichen Handwerksmäßigkeit und war eine viel zu complicirte Natur, um sich leicht davon frei zu machen. Das, was er äußerlich sah in seiner Zeit, konnte ihn nicht befriedigen, und ich glaube, daß er so das Interesse an der Malerei verlor. Daß er aber aus dieser Verlorenheit ein Bild machte wie den „Blick vom Zürichberge", das ein wahres Ideal von Landschaft ist, zeigt, weß Geistes Kind er war, und daß er seine Persönlichkeit nicht verloren hätte, wäre er bei der Malerei geblieben. Er hat es eben nach dieser Seite nicht bis zum Sprengen der Decke gebracht, die für jeden vorhanden ist, der nach verschiedenen Seiten starke Beanlagungen hat.

Am meisten muthen uns seine intimen Studien („Am Wolfsbach") und Skizzen („Die Dorflandschaft") an, sowie sein Entwurf zu einer mittelalterlichen Gebirgsstadt, die die Keime zu einem Memling, Richter und Schwind zugleich in sich trägt. Ihre Entstehung ist im „Grünen Heinrich", III, 156 ausführlich beschrieben, aber in eine frühere Zeit verlegt. Seine componirten Landschaften sind meist mit großer Sorgfalt bis ins kleinste durchgeführt und verrathen in jedem Zweige und Moosbüschel seine Freude am liebevollen Eingehen auf das scheinbar Geringfügige, aber auch seine Abhängigkeit von den Malern seiner Zeit, jedoch auch hin und wieder, ähnlich wie seine „Skizzen in Worten", die „Flucht zur Mutter Natur".

Auch seine Tagebücher enthalten Belege seiner Kunstfertigkeit. Unter andern liegt zwischen den vergilbten Blättern ein Aquarell, das einen Kirchhof zur Winterszeit darstellt; im Vordergrunde rechts ragt aus dem Schnee ein schwarzes Holzkreuz mit einem dürren Blätterkranze behangen. Das Bild gehört zu den Worten des Tagebuchs: „Heute starb sie, 14. Mai 1838": seine Jugendliebe Anna, die in Richterswyl begraben liegt. Berlepsch fügt hinzu: Das Blatt hat in seiner ganzen Art etwas sorgsam Dilettantenhaftes. Es ist, wie man zu sagen pflegt, „verquält" und mag dem tiefen Schmerzgefühl entsprungen sein, das in der detaillirten Art, womit das Gedenkblatt ausgeführt ist, seinen intimsten Ausdruck, man möchte sagen, eine Art von Schmerzgenugthuung suchte. Vom 29. Mai des gleichen Jahres datirt das Gedicht „Das Grab am Zürich-See". Keller stand damals im neunzehnten Lebensjahre.

Diese seine Jugendliebe hat er auch im Porträt festzuhalten versucht; es war indeß „etwas byzantinisch" ausgefallen. Auch blieb das Figurenmalen, wie die Zeichnungen beweisen, stets eine schwache Seite seines bildnerischen Könnens. Darin war ihm Geßner bei weitem überlegen.

Zu bedauern ist, daß sich die Zeichnungen Keller's in dem sonst sehr willkommenen Buche nicht unmittelbar nach den Originalen mechanisch wiedergegeben finden, sondern von Berlepsch, wenn auch ersichtlich mit ebenso viel Geschick als Genauigkeit vorher umgezeichnet worden sind. Jeder halbwegs gewandte Zeichner weiß, daß selbst beim gewissenhaftesten Durchpausen die „Handschrift" des Originals bedenkliche Veränderungen erleidet. Wir hätten gern diesen und jenen Riß und Flecken mit in den Kauf genommen, um mehr Authentisches zu erfahren.

Alles in allem genommen, seien wir ehrlich, ergeht es uns bei Keller ähnlich wie bei Scheffel: auf keinen Fall dürfen wir die Wendung beklagen, die seine Laufbahn schließlich nahm; wir wollen lieber den Maler als den Dichter missen und sprechen mit Karl Brun, dessen Neujahrsblatt mit dem vollständigen Verzeichnisse von Keller's künstlerischem Nachlaß von Berlepsch nicht gesehen zu haben scheint: „Seine Zeichnungen und Aquarelle, seine Skizzen und Gemälde sind uns lieb und theuer, nicht ihres künstlerischen Werthes halber, sondern weil sie einen farbigen Commentar zum «Grünen Heinrich» bilden."

Ernst Lehmann.

Romane und Erzählungen.

1. Bande des Bluts. Von Georg Bormann. Berlin, Gebr. Paetel. 1895. 8. 5 M.

An anderer Stelle habe ich frühern Werken G. Bormann's, so der Geschichte aus der Renaissancezeit: „Am Hofe zu Mailand", und der Erzählung: „Die Stunde kommt!" eine gewisse sinnige Art der Darstellung, sittliche Reinheit des Inhalts und gewählte Sprache nachrühmen dürfen. Diese Vorzüge eignen auch dem vorliegenden Roman. Weiter gleicht er seinen Vorgängern darin, daß der Dichter nicht ein spitzfindiges Problem

ausgeklügelt hat oder eine Modetheorie gewaltsam zu erweisen strebt. Eher könnte man sagen, Bormann stelle sich in geraden Gegensatz zu bekannten, fast bis zum Ueberdruß behandelten Lehrmeinungen des Tages. Wenn anderswo die Tendenz obwaltet, alles Hohe und Tüchtige in der Menschennatur als Schein, als wesenlos darzustellen und zu entstellen, so glaubt Bormann noch an Willensfreiheit, an die Fähigkeit des Menschen, sich kraft seiner Sittlichkeit über das zufällige Milieu oder aus selbstverschuldetem Irrsal zu erheben. Von diesen beiden erzählt der Roman in der Haupthandlung, wie in dem reichen episodischen Beiwerk genug, um auch das Unterhaltungsbedürfniß zu befriedigen, ohne darum den Leser auf die Folter zu spannen. Familienkreisen wird das Buch willkommen sein und hiermit empfohlen.

2. Susi. Von Friedrich Spielhagen. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang, Band 17 und 18.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 1 M.

Eine Hofgeschichte unerfreulicher Art mit doppeltem Ehebruch, durchaus intimen Scenen, vergessenen Geheimtreppen u. dgl., freilich vorgetragen mit dem ganzen Reiz Spielhagen'scher Erzählerkunst, die durch lebendigen Dialog und anschaulichste Charakteristik oft über den abstoßenden Stoff hinwegtäuscht. Und abstoßend ist, ich bedauere das von einer Schöpfung Spielhagen's aussprechen zu müssen, vor allem der Hauptcharakter, die Titelheldin Susi. „Jahre, bevor sie lange Kleider getragen, war ihr beständiger Traum gewesen, daß dereinst ein Prinz kommen und sie zur Prinzessin machen werde. Der Prinz war gekommen; aber . . .“

Die Zeichnung dieses Charakters allein scheint den Dichter gereizt zu haben. Inwieweit sonst seine Phantasie von geschichtlichen Personen und Vorgängen befruchtet wurde, ist ohne Bedeutung; dergleichen Einflüsse anzunehmen, berechtigen indeß Sätze wie folgender: „Der Prinz und die Prinzessin waren eben zur Trauerfeier bei Beisetzung der Herzogin von Berlin gekommen; sie hatten, sparsam wie immer, den fahrplanmäßigen Schnellzug für sich und ihr Gefolge benutzt.“ Die Richtigkeit meiner Auffassung von der Absicht des Dichters vorausgesetzt, war er allerdings veranlaßt, ja genöthigt, die Handlung in Hofkreise zu verlegen. Ferner mag er auch den Selbstzweck des Kunstwerks für seine Prosadichtung geltend machen. Immerhin muß man fragen: ist dieser treue Diener seines Herrn Adolf, und sein jäher Uebergang vom Mordversuch an seinem Fürsten zur Selbstaufopferung für den Schänder seiner Ehre noch künstlerisch, auch im realistischen Sinne? Und Susi, diese Verkörperung eisiger Selbstsucht, dieses immer und allezeit berechnende Weib, sollte sie wirklich unklug genug sein, dem Prinzen, ehe „er sie zur Prinzessin gemacht“, willfährig und dadurch unklug zu sein? Ist endlich, ich hüte mich zu sagen: der dichterischen Gerechtigkeit, aber auch nur den einfachsten Forderungen des Gefühls genügt mit der Perspective, die der Dichter uns in Susi's Zukunft eröffnet nach soviel Schuld und Frevel? Nein, geradezu verletzend ist dieser Schluß, der offenbar höchst realistisch gemeint ist, wie die ganze Darstellung des Susi-Charakters, die auf jedes motivirende Eindringen in die Tiefe und auf jede Entwickelung verzichtet.

Richard Friedrich.

3. Donovan. Lebensgeschichte eines Engländers aus unsern Tagen. Von Edna Lyall. Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Wigand. 1895. 8. 5 M.

4. Raeburn's Tochter (We two). Von Edna Lyall. Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Leipzig, Georg Wigand. 1895. 8. 5 M.

Gustav Freytag spricht in seinen Lebenserinnerungen gelegentlich sehr entschieden seine Abneigung gegen Tendenzromane aus. Sein Urtheil ist gewiß berechtigt, sobald eine Tendenz in störender Weise hervortritt, vor allem, sobald sie zu einseitiger und ungerechter Beurtheilung anderer Standpunkte führt. Aber das Recht, z. B. sociale oder religiöse Probleme, wie sie die moderne Welt bewegen, in den Mittelpunkt eines Romans zu stellen, wird sich ein erzählender Dichter nicht rauben lassen, und Freytag selbst würde den seinen Takt und den echt künstlerischen Sinn, womit Edna Lyall in ihren Romanen die Klippe, die gerade dem religiösen Roman in den allermeisten Fällen gefährlich wird, Ungerechtigkeit des Urtheils, zu verwenden gewußt hat, wahrscheinlich seine Anerkennung nicht versagt haben. Die Verfasserin ist eine überzeugte Anhängerin des Christenthums; aber sie weiß, daß ein solcher Standpunkt an sich kein Verdienst und in den meisten Fällen nicht durch inneres Ringen gewonnen, sondern einfach ein Erzeugniß der Verhältnisse ist. Sie bedauert überzeugte Atheisten wol bis zu einem gewissen Grade, versagt ihnen aber, wenn sie nur sittliche Persönlichkeiten sind, nicht ihre höchste Achtung. Sie hat wirkliches Verständniß für das Ringen und Kämpfen eines Menschengeistes, der durch schwere Schicksale oder durch den Einfluß seiner Umgebung zu völliger Abkehrung vom Gottesglauben gekommen ist, Verständniß auch für solche, die durch Noth und Verzweiflung in schwere sittliche Irrungen gerathen sind. Sie weiß weiter Theologie und Christenthum scharf zu unterscheiden; erstere läßt sie, soweit irgendmöglich, beiseite — und sie gehört in der That nicht in einen Roman —, jenes Christenthum aber, das sich im Leben und Handeln bewährt, verkörpert sie in einigen ihrer Persönlichkeiten in lebensvoller und begeisternder Weise. Einige Mittheilungen über das Wesen und die Verhältnisse Ellen Baily's — denn so lautet der wirkliche Name der Schriftstellerin — die mir auf meine Bitte die Uebersetzerin der beiden Romane, obgleich ich sie gar nicht persönlich kenne, in der freundlichsten Weise gemacht hat, stimmen sehr gut zu dem Bilde, das man sich nach diesen Büchern von ihr entwerfen muß. Ellen Baily hat von früh an ein außerordentliches Bildungsstreben gezeigt und erscheint als eine sehr sympathische

Persönlichkeit. Von der nicht geringen Anzahl ihrer Romane sind ihr offenbar „Donovan" (Nr. 3) und „Raeburn's Tochter" (Nr. 4) besonders ans Herz gewachsen, denn nach deren Hauptpersonen tragen die Glocken, die sie ihrem Wohnorte Eastbourne geschenkt hat, die Namen „Donovan" und „Erika". „Raeburn's Tochter" ist eine Art Fortsetzung von „Donovan"; doch die Gefahren einer solchen sind sehr geschickt vermieden. Die Verbindungsfäden zwischen beiden sind sehr hübsch hergestellt, sogar Donovan's Hund Waif begegnet uns in „Raeburn's Tochter" wieder, aber der neue Roman ist auch ohne Kenntniß des ältern völlig verständlich. Handlung und Charaktere in beiden weisen wol eine Verwandtschaft auf und eine ganze Reihe von Personen sind ihnen gemeinsam, aber davon, daß die Verfasserin sich wiederholt oder nur das einmal mit Glück behandelte Thema mehr oder weniger geschickt weitergesponnen habe, kann keine Rede sein. Der neue Roman steht überhaupt nach meinem Gefühl noch höher, als der ältere; er bietet noch weniger Anlaß zu kritischen Ausstellungen. Was das Thema betrifft, so handelt es sich beide mal um das Verhältniß zwischen Atheismus und Christenthum; aber die Art, wie dies Problem angefaßt wird, ist doch in „Raeburn's Tochter" ganz anders und zwar tiefer als in „Donovan". In dem letztern Romane wird für Donovan Farrant, einen edeln aber verschlossenen Charakter, eine ausgeprägte mathematische Begabung die Brücke zu einer leidenschaftlichen Spielwuth. Daß er sich einmal auf der höhern Schule von dieser Leidenschaft überwältigen läßt, führt, da man ihn für weit schuldiger hält, als er es in Wirklichkeit ist, zu seiner Entlassung in schimpflicher Form. Sein charaktervoller Vater, der kurz vorher aus seiner Oberstenstellung bei der indischen Armee nach England zurückgekehrt ist, erkennt zwar den edeln Kern im Wesen des Sohnes rasch; aber er stirbt bald und das neue Testament, das er auf dem Todtenbett, ohne Donovan's Wissen und im Drange der Verhältnisse ohne Zuziehung eines Rechtsanwaltes, zu Gunsten seines Sohnes gemacht hat, wird von dessen Vetter Ellis, dem schon jetzt der Plan einer spätern Werbung um die im ersten Testament als Erbin eingesetzte Mutter Donovan's, eine schwache, selbstsüchtige und vergnügungslustige Frau, aufsteigt, vernichtet. Donovan lebt auf dem väterlichen Stammgut Oakdene ohne rechte Thätigkeit und in gedrückter Stellung. Er versinkt immer mehr in Menschenhaß und wird in solcher Stimmung durch einige Reden Raeburn's, des edeln und begabten Apostels des Atheismus, leicht genug für dessen Standpunkt gewonnen. Die Pflege seiner zarten und kränklichen Schwester Dot und ihre innige Liebe ist seine einzige Freude; doch der fröhliche Glaube, zu dem sie zuletzt durch den Einfluß ihrer jugendlichen Pflegerin Phöbe gelangt, bleibt ihm unverständlich, und als Dot im dreizehnten Jahre stirbt, fühlt er sich ganz verlassen; nur ihr Hündchen Waif ist ihm ein kleiner Trost. Bald nach seiner Mündigsprechung treibt ihn Ellis, der unterdeß wirklich sein Stiefvater geworden ist, mittellos aus dem Hause. Da alle seine Bemühungen, eine Lebensstellung zu finden, scheitern, wird er schließlich in seiner Verzweiflung Genosse von zwei berufsmäßigen Spielern, Vater und Sohn Frewin, die wirklich eine gewisse Anhänglichkeit für ihn fühlen. Aber nur zu bald regt sich sein Gewissen, geweckt namentlich durch ein zufälliges Zusammentreffen mit der ihm von früher bekannten Gladys Tremain, der Tochter des Arztes von Porthkerran. Nach hartem Kampfe sagt er sich von seinen Gefährten los und beginnt das Ringen um eine Lebensstellung von neuem — zunächst wieder vergeblich. Eine auf der Rückreise nach England im Spiel gewonnene große Geldsumme gibt er dem Verlierer zurück, um nicht ihn in den Tod zu treiben oder jedenfalls das Glück seiner Familie zu zerstören. Bettelarm kommt er in die Nähe von Porthkerran; bei einem Ritterdienst, den er Gladys leisten kann, verstaucht er sich gründlich den Fuß und findet die freundlichste Aufnahme im Hause Dr. Tremain's. Die Luft warmer Menschenliebe, die er hier einathmet, wirkt tief erquickend auf sein Gemüth; er sehnt sich auch wieder glauben zu können, wie seine Gastfreunde; aber soweit ist er freilich noch nicht. Bald entschließt er sich zum medicinischen Studium. Er kennt jetzt durch Dr. Tremain Ellis' ganze Schändlichkeit. Der Arzt hat diesen auch zwar nicht zum Bekenntniß seiner Schuld, aber zur Zahlung einer jährlichen Rente von hundert Pfund an ihn vermocht. So winkt Donovan die Aussicht auf eine selbständige Stellung; aber doch fühlt er sich tief unglücklich. Er empfindet die innigste Liebe für Gladys und weiß, daß er wieder geliebt wird; aber als Atheist glaubt er auf die Christin verzichten zu müssen; in heldenhafter Selbstüberwindung hält er sich jahrelang von den Tremain's fern und thut nichts um einen Verdacht zu entkräften, der sie alle — nur Gladys ausgenommen — an seinem Charakter irremacht. Doch schließlich kommt die Wahrheit an den Tag; durch die treue Pflege, die er dem von seiner furchtsamen Gattin verlassenen Ellis in seiner letzten Krankheit, den Pocken, angedeihen läßt, bewährt er überzeugend seinen edeln Sinn. Die letzten Erfahrungen und der Einfluß des edel und groß denkenden christlichen Charles Osmond haben aus dem Zweifler einen beginnenden Gläubigen gemacht; Ellis hat auf dem Todtenbett seine Schuld gestanden. So wird Donovan Herr von Oakdene und Gladys Tremain's glücklicher Gatte.

Im zweiten Roman stehen der Atheist Luke Raeburn, der in „Donovan" nur Episodenfigur ist, und seine Tochter Erika im Vordergrund. Ihnen gilt der englische Titel „We two", und er scheint mir treffender als „Raeburn's Tochter". Gewiß bildet Erika, wie die Uebersetzerin sagt, „ein Seitenstück zu Donovan"; aber eben daß neben ihr, fast das gleiche Interesse des Lesers beanspruchend, ihr Vater steht, ist sehr wichtig. Erika,

ein Mädchen, das von ihrer Kindheit an unter dem Einflusse atheistischer Kreise gestanden hat, das zu dem Haupte der Atheisten, eben ihrem Vater, mit begeisterter Liebe und Verehrung emporblickt und es immer und immer wieder erleben muß, wie Leute, die sich Christen nennen, ja selbst Geistliche diesem Manne gegenüber vor keinerlei Verfolgungen, Bedrohungen und Verleumdungen zurückscheuen, zu einem lebendigen Christenthum doch gelangt; und zwar ist es in erster Linie die vorbildliche Persönlichkeit Charles Osmond's, die sie unwillkürlich erst zur ruhigen Prüfung und dann zur Annahme der echten Christenlehre bewegt; eine sehr wesentliche Rolle dabei fällt aber auch Donovan zu. Luke Raeburn aber bleibt bis zu seinem Tode ein überzeugter Anhänger des Atheismus, und die Verfasserin deutet auch nirgends an, daß nur sein vorzeitiger Tod ihn verhindert habe, sich gleichfalls zu einer christlichen Anschauung durchzuringen. Edna Lyall verhehlt sich also nicht, daß nicht jeder ernstlich nach Wahrheit strebende Mensch, der als Atheist begann, zuletzt wie Erika enden müsse. Worauf es ankommt, das läßt sie Luke Raeburn, der natürlich den Uebertritt seiner Tochter zum Christenthum zunächst als einen fast vernichtenden Schlag empfunden hat, dieser gegenüber kurz vor seinem Tode so aussprechen:

Ich weiß, Du hast von Herzen gehofft, ich würde mich noch einst dem Christenthum zuwenden, während ich gehofft habe, Dich zum Atheismus zurückkehren zu sehen. Keinem von uns ist sein Wunsch erfüllt worden; wir wissen aber genau, daß jedes von uns es ehrlich mit seiner Sache meint. Und was wir beide miteinander gemein haben, ist die Liebe zur Menschheit und die Aufopferungsfähigkeit für das Wohl anderer. O, mein liebes Kind, trotz aller Glaubensverschiedenheit stehen wir einander doch innig nahe.

Das ist eine ebenso unparteiische wie edle Anschauung. Ich fürchte sogar, daß fromme Christen, die weniger freien Geistes sind, gegen den Roman einen ähnlichen Vorwurf erheben werden, wie man ihn so oft gegen Lessing's „Nathan" hören kann. Denn die Mehrzahl der äußerlich eifrigsten Vertreter des Christenthums erscheinen darin entschieden in weniger günstigem Lichte, als selbst die nicht ganz uneigennützigen Anhänger Raeburn's. Aber mir scheint das schon durch die Idee des Romans gerechtfertigt, und dann darf nicht vergessen werden, daß die Vertreter der herrschenden Partei stets einer größern Gefahr zahlreiche unreine Elemente unter sich zu haben unterliegen, als die einer Richtung, an die sich überhaupt anzuschließen schon einen gewissen Opfermuth erfordert. Auf die Selbstgerechtigkeit weiter Kreise der englischen Hochkirche fallen gewiß in „Raeburn's Tochter" ebenso wie in „Donovan" grelle Streiflichter; aber das entspricht allem Anschein nach nur der Wahrheit.

Die Charaktere beider Romane — auch die Nebenpersonen — sind in der Hauptsache lebenswahr und mit voller Anschaulichkeit ausgestaltet. Wie deutlich stehen im „Donovan" die verschiedenen Glieder der Familie Tremain vor uns; mit wie treffenden Einzelzügen sind in „Raeburn's Tochter" Episodenfiguren wie der engherzige aber im Grunde wohlmeinende Mr. Jane Smith oder der Zeitungsverleger Mr. Bircham ausgestattet! — Von dem in Romanen so häufigen Fehler, die Helden und Heldinnen möglichst als fehlerlose Engel, ihre Gegner aber als Menschen ohne jede bessere Regung erscheinen zu lassen, finden sich nur wenige Spuren, im allgemeinen aber haben auch die vortrefflichsten Menschen Edna Lyall's ausgeprägte Schwächen und selbst den schlimmsten gibt sie irgendeine sympathische Seite. So ist Luke Raeburn nicht ohne deutlichen Hang zur Selbstgerechtigkeit, der als ein fast nothwendiges Erzeugniß seiner Schicksale erscheint, und Erika, der die Verfasserin — vielleicht unwillkürlich — einige Züge ihres eigenen Wesens, namentlich die außerordentliche geistige Regsamkeit, gegeben zu haben scheint, neigt zu raschen und vorschnellen Urtheilen und zu reizbarer Empfindlichkeit und bewältigt diese Fehler trotz der stillen aber mächtigen Einwirkung Donovan's und Charles Osmond's und ernstester eigener Bemühung nur ganz allmählich. Andererseits sind die beiden Spieler Frewin im „Donovan" nicht ohne bessere Regungen, der ältere ist sogar wirklich gutmüthig, und selbst Ellis Farrant's abschreckendes Wesen erscheint schließlich noch in etwas milderm Lichte. Hohe Kunst bewährt die Verfasserin auch in der Entwickelung der Charaktere; sehr gut ist namentlich die Wandlung im Wesen Erika's dargestellt; sie handelt zuerst aus naiver Empfindung, dann mehr und mehr aus klarer Ueberlegung heraus. Die entzückende Frische ihrer Natur behält sie aber bis zuletzt. In der Art, wie ihre allmähliche Wendung zum Christenthum motivirt wird, zeigt sich gleichfalls große Feinheit, wenn auch der Natur der Sache noch dabei immer ein unerklärter Rest bleiben muß. Vortrefflich ferner wird uns die rührende Liebe zwischen Vater und Tochter anschaulich gemacht; nur selten länft dabei eine Uebertreibung mit unter. Diese Liebe zeigt sich nicht nur bei entscheidenden Ereignissen, sondern ebenso gut in zahlreichen kleinen Zügen. Diese, die fast immer treffend sind und nur bisweilen ans Sentimentale streifen, machen überhaupt einen Hauptreiz der beiden Romane aus; ähnliches gilt von vielen Stellen, die von feinem Gefühl für die Reize der Natur und des Landlebens zeugen. Und da sich mit diesen mehr intimen Reizen auch ein bemerkenswerthes Geschick in der Führung der Handlung verbindet, namentlich nach der Richtung, daß einerseits Donovan, andererseits Luke Raeburn und Erika immer im Mittelpunkt des Interesses bleiben und sich doch nie ungebührlich in den Vordergrund drängen, so darf man diesen Schöpfungen Edna Lyall's die wärmste Empfehlung mit auf den Weg geben. Auch liegt ja bei „Donovan" bereits die zweite Auflage vor; bei „Raeburn's Tochter", welches Werk ich, wie schon gesagt, noch höher stellen möchte, wird sie gewiß nicht lange auf sich warten lassen. Aufrichtigster Dank gebührt auch der Uebersetzerin. Sie hat ihre Aufgabe nicht mit handwerksmäßiger Flüchtigkeit,

sondern offenbar mit freudigem Eifer und wahrem Verständniß gelöst. Fast immer hat man den Eindruck, einen ungewöhnlich gut geschriebenen deutschen Originalroman zu lesen; nur äußerst selten laufen kleine Unebenheiten mit unter, so wenn es einmal mit leichtem Anglicismus heißt: „und zweimal habe ich einen kurzen Aufenthalt an der Küste gehabt".

Edmund Lange.

Tiroler Wappen.

Wappenbuch der Städte und Märkte der gefürsteten Grafschaft Tirol. Innsbruck, Eigenthum und Verlag des Museum Ferdinandeum. 1894. Gr. 8.

Es ist selbstverständlich, daß die Erschließung der Alpen ihre schönsten Früchte den Naturwissenschaften in den Schos werfen mußte. Wo einem die große Allmutter so ins Herz stürzt wie hier, wo sie in Urzeiten solche Kräfte hat spielen lassen, wo sie noch heute so ungezähmt thätig ist, da verschwindet der Mensch und seine winzige Culturarbeit dem staunenden Auge. Der Naturforscher war der erste und wird der erste bleiben, der hier doppelt froh sagen darf: Da muß sich manches Räthsel lösen, doch manches Räthsel knüpft sich auch. Und auch den Laien, soweit er nicht rein um zu genießen die Alpen aufsucht, werden eher Fragen der Naturgeschichte als der Menschengeschichte des Gebirges beschäftigen.

Und doch hat es auch seinen eigenthümlichen bescheidenen Reiz, der Entwickelung der Cultur in den Alpenthälern einmal einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ganz von selbst reizen ja die räthselhaften Ortsnamen die Wißbegierde des Wanderers, die verschiedenen Typen des Alpenhauses, die er erblickt, verlangen nach Einordnung in die Landesgeschichte, und die Poesie der uralten ewig jungen Schnadahüpfl, der oft so drolligen Grabschriften und Marterln, der frommen Hausssprüche klingt ihm, ohne daß er es will, noch lange im Ohr. Daß auch die Geschicke der einzelnen Siedelungen, so dürftig sie meist sind, selbst für uns Fernerstehende nicht merkwürdiger Züge entbehren, kann schon eine flüchtige Betrachtung eines so späten und äußerlichen Culturerzeugnisses lehren, wie es die Wappen der tirolischen Städte und Märkte meist sind. Es ist zwar nicht alles geschichtliche Wahrheit, was sie uns erzählen, dafür enthalten sie aber manche hübsche Volksetymologie, und auch an Humor fehlt es nicht.

Kufstein ist die erste tirolische Stadt für alle, die in dem breiten sonnigen Unterinnthal in die Alpenkette eintreten. Name und Wappen decken sich hier: das Wappen zeigt in rothem Felde eine silberne, goldbereifte Kufe, einen faßähnlichen hölzernen Behälter, der auf einem grünen dreikuppigen Berge steht. Es ist das Gefäß, worin das Salz von den Salinen aus durchs Land geführt wird, und da Kufstein an dem Punkte liegt, wo die alte reichenhaller Salzstraße den Inn überschreitet, ließe sich wol denken, daß die Menge der vor der Ueberfahrt um den Burgfelsen, den Stein, aufgestapelten Salzkufen dem Ort seinen Namen gegeben habe. Aber da, wo der Ortsname zum ersten mal auftaucht, ist er Caofstein geschrieben, und noch im Jahre 1336 heißt der Ort einmal Kaussenstein; der ursprüngliche Name Kaufstein also, allgemein zur Bezeichnung des Platzes als einer Kaufstätte am Stein gegeben, scheint erst später der Hauptwaare, den Salzkufen, zu Liebe zu Kufstein umgebildet worden zu sein.

Das nächste Städtchen aufwärts am Inn ist Rattenberg. Seine alten Thurmruinen erzählen besser von langer Vergangenheit als das dürftige, aus falscher Deutung des Namens abgeleitete Wappen, das ein schwarzes Rad auf grünem Dreiberg in Silber zeigt. Es hat wol einmal einer mit Namen Rato am Fuße des Berges, der dort nahe an das südliche Innufer herantritt, Haus und Herd gehabt, und danach ist alles, was sich mit der Zeit um sein Gehöfte ansiedelte, Rattenberg genannt worden. Von hier halbwegs nach Hall liegt unter dem Stammschloß der Frundsberge, auch am rechten Ufer des Flusses, der ansehnliche Marktflecken Schwaz; sein Wappen, zwei gekreuzte Bergmannsschlägel in silbernem Felde, gibt bessere Kunde. Denn den reichen, fleißig ausgebeuteten Erzlagern der Umgebung verdankt der Ort seine Blüte in der zweiten Hälfte des 15. und der ersten des 16. Jahrhunderts. Damals hat die schöne Pfarrkirche ihre heutige Gestalt erhalten, zahlreiche edle Familien siedelten sich an, die Fugger selbst haben hier Silberbergwerke besessen, und als König Maximilian 1489 die Erzgruben besichtigte, da haben ihn die schwazer Gewerken und Bergleute, 7400 Männer, unter Gewehr und mit fliegenden Fahnen empfangen. Noch heute gilt das hier geschürfte Eisen für vorzüglich, aber die Ausbeute ist nichts mehr gegen das, was sie war; obendrein hat ein furchtbarer Brand im tiroler Aufstand 1809 den Markt schwer heimgesucht. Auch die Dichtung jener Zeit spielt auf den reichen Bergbau der Stadt an. Einer der gröbsten Schwänke, den Hans Sachs aus seiner Wanderzeit erzählt (er hat ihn aber nicht selbst erlebt, es ist ursprünglich eine von den derben Geschichten, wie sie unter den Landsknechten gäng und gäbe waren), beginnt:

Als ich meim hantwerk nach thet wandern
Von ainem lande zu dem andern,
Kam ich gen Schwaz in das Intal,
Da im perkwerk ain grose zal
Erzknappen arbeitn tag und nacht.

Die Wappen von Hall und Innsbruck stimmen zu Entstehung und Namen der beiden Städte. Ueberall wo sich in Oberdeutschland der Name Hall und in Mitteldeutschland ein Halle findet, da handelt es sich um eine alte Stätte germanischer Salzgewinnung; das Wort bezeichnet eigentlich den Platz, wo die Salzsudhäuser stehen. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo das tirolische Hall besonders rasch aufblühte, im Anfang des 14. Jahrhunderts, taucht auch sein Wappen auf einem Siegel zum ersten mal auf; seit einer „Wappenbesserung" durch Kaiser Max besteht es nach den Worten des kaiserlichen Wappenbriefes aus einem „rothen Schild, in Mitte desselben aufrecht ein weiße Salzkufen, an drei Orten mit gelben oder goldfarbnen Reifen gebunden; an (d. h. auf) demselben Schild zwei gelbe oder goldfarbne, gekrönte aufrechte Löwen, je einer an jeder Seite, in ihren vordern Tatzen die Salzkufen haltend". Hier ist also die Salzkufe an ihrem Platze. Und dieselbe einfache bündige Sprache redet das Wappen von Innsbruck, eine von oben gesehene silberne Holzbrücke in rothem Felde, die auf zwei (oder drei) durch große Steinkästen gebildeten Jochen ruht. Lange Zeit hat im Mittelalter eine Fähre den Verkehr zwischen dem alten Stifte Wilten und den Bewohnern des gegenüberliegenden Uferstreifens besorgt. Im Laufe der Zeit aber machte sich am Ausgang der Brennerstraße die Brücke nothwendig: die Ansiedler um den nördlichen Brückenkopf, kurz Anbrückler genannt, schlossen sich zur Gemeinde zusammen, und diese erhielt bereits 1180 den Titel Markt kraft derselben Urkunde, in der wir den Namen Innsbruck überhaupt das erste mal finden.

Wir gehen die Brennerstraße noch ein Stück hinauf. Oben in den grünen Matten der Sill liegt der freundliche Markt Matrei, eine uralte Siedelung, in der Zeit römischer Herrschaft Matrejum geheißen, aber sein Wappen ist jung und scheinbar ohne jede Beziehung auf die Geschichte des Ortes: es zeigt drei im Dreieck gestellte Eier in rothem Felde. Den Sterzingern hat es ihr deutscher Ortsname freilich leichter gemacht, als sie sich nach einem Wappenbilde für ihr gutes Städtlein umsahen. Und trotzdem sind sie daneben gerathen. Sie führen ein humpelndes Krückenmännlein mit einem Rosenkranz in der Hand im Schilde, eine arme kleine Person, wie man sie dort zu Lande wol Sterzl nennt. Die wahren Sterzinge aber (denn ein Plural steckt in dem Worte so gut wie in allen bairischen und österreichischen patronymischen Ortsnamen auf -ing) sind wol Nachkommen eines Starkolf gewesen, der sich den nicht eben schönen Kurznamen Starzo gefallen lassen mußte, so gut wie jeder deutsche Kuonrat vor 1000 Jahren die Abkürzung Kuonzo. Brixen, der Sitz eines Fürstbischofs und seines Domkapitels, eine Stadt mit 5000 Einwohnern und zwölf Kirchen, die obendrein eine theologische Lehranstalt und ein Klerikalseminar beherbergt, gehört ihr nicht das Lamm Christi ins Wappen? Klausen führt einen silbernen Schlüssel in rothem Felde, die zu verschließende Klause anzudeuten, Bozen in silbernem Felde einen rothen Querbalken, in dessen Mitte ein goldner Stern sechs Strahlen wirft.

Einen Blick noch nach Osten und nach Westen, in das Pusterthal und ins Vintschgau hinein. Das Wappen von Mühlbach ist wie ein Bilderräthsel, dessen Lösung der Ortsname bildet: ein fließendes Wasser ist dadurch als Mühlbach charakterisirt, daß das Thier des Müllers, ein Eselein, über den Steg trabt. Dagegen erinnert das Wappen von Bruneck an die Anfänge der Stadt: es zeigt in silbernem Felde auf grünem Dreiberg einen rothen Giebelthurm innerhalb einer ebenfalls rothen, mit Zinnen und Schießscharten versehenen Ringmauer — das ist das Schloß Bischof Brun's aus dem 13. Jahrhundert, das wahre Brun-Eck, um das sich die Stadt erst allmählich herumgelegt hat.

Das Vintschgau ist der Urkrystall Tirols, an den die andern Landessplitter erst im Laufe der Jahrhunderte angeschossen sind. Erst seit 1140 haben sich die alten Grafen des Vintschgaus nach ihrer Hauptburg Grafen von Tirol genannt, und Meran, lange ihnen grundzinspflichtig und als Gerichtsherren unterworfen, lange auch, eben als ihre Stadt, als Landeshauptstadt betrachtet (selbst Kaiser Max hat es so genannt), führt noch heute nichts mehr und nichts weniger im Wappen als den tiroler Adler in silbernem Felde über einer von drei Thoren durchbrochenen Zinnenmauer, dem Symbol einer Stadt schlechthin. Mals und Glurns endlich, so alt sie selbst sind, haben junge, nichtssagende Wappen; beide sind getheilt: das von Mals zeigt oben den österreichischen Bindenschild, unten drei rothe, im Dreieck gestellte Bälle in Gold, das von Glurns rechts den tiroler Adler, „wachsend", d. h. halb, links von oben nach unten ein schwarzes, ein silbernes und ein rothes Feld.

Wem es Freude macht, sich einmal ein Bild von dem Zusammenwachsen Tirols zu verschaffen und wer an einer knappen, inhaltreichen, urkundenmäßigen Geschichtsdarstellung Geschmack findet, dem sei das „Wappenbuch der Städte und Märkte der gefürsteten Grafschaft Tirol" empfohlen; er wird zugleich seine Lust an einem schön ausgestatteten Buche haben. Karl Rickelt hat die 61 Wappen und Siegel darin nach den Quellen gezeichnet und Konrad Fischnaler den Text dazu geschrieben.

Rudolf Wustmann.

Feuilleton.

In der Schrift „Schwurgericht oder Schöffengericht? Ein Beitrag zur Reform unserer Strafgerichte und Schwurgerichte, Vortrag vom Richter Cordes in Bremen" (Bremen, M. Heinsius' Nachfolger, 1895) handelt es sich um einen in der literarischen Gesellschaft des bremer Künstlervereins gehaltenen Vortrag, der dazu bestimmt war, Nichtjuristen über die im Titel aufgeworfene Frage aufzuklären. Es muß anerkannt werden, daß der Verfasser sich mit Erfolg derjenigen Klarheit des Gedankenganges und Faßlichkeit des Ausdruckes bedient hat, die eine populäre Behandlung eines fachwissenschaftlichen Problems erfordert. Ob er freilich mit seiner die ersten vierzehn Seiten des Schriftchens ausfüllenden Bekämpfung der Wiedereinführung der Berufung gegen Strafkammerurtheile auf ein Verständniß gerade bei Nichtjuristen wird rechnen können, dürfte mehr als zweifelhaft sein. Es kann doch wol kaum verkannt werden, daß der jetzt dem Reichstage vorliegende, die Berufung gegen Strafkammerurtheile wieder einführende Gesetzentwurf damit nur eine nachhaltig zur Geltung gebrachte Forderung gerade der allgemeinen Volksüberzeugung verwirklicht hat. Dem Volksbewußtsein mochte es unverständlich erscheinen, daß die Entscheidungen der Strafkammern bei ihrer schwerwiegenden und weittragenden Bedeutung für Freiheit, Ehre und Vermögen des Angeklagten einer Nachprüfung ihrer thatsächlichen Grundlagen entzogen sein sollten, wie sie den minder wichtigen Urtheilen der Schöffengerichte gegenüber gegeben war. Cordes selbst räumt ein, daß die Strafkammern das Vertrauen des Volkes im wünschenswerthen Maße nicht besessen hätten, trotzdem erhebliche Garantien für eine gute Rechtsprechung, Besetzung mit fünf Richtern und Nothwendigkeit vierstimmiger Majorität für Bejahung der Schuldfrage gegeben seien. Ob wol unter diesen Umständen angenommen werden kann, daß der Laie gläubig zustimmen wird, wenn Cordes ihm versichert, das Prineip des mündlichen Verfahrens gestatte eine Wiederholung der Hauptverhandlung in der Berufungsinstanz nicht? Diese theoretische Harmonie juristischer Construction mag den Mitgliedern des Künstlervereins, die dem Vortragenden zuhörten, verständlich gewesen sein. In weitern Laienkreisen wird es wol Bedenken erregen, wenn der Verfasser es als eine „geradezu erstaunliche" Leistung der Motive des neuen Gesetzentwurfs bezeichnet, daß „sie sich über die fast einstimmig in der Wissenschaft ausgesprochenen theoretischen Bedenken hinweggesetzt hätten". Also soll jetzt sogar die Gesetzgebungsmaschine mit Begriffsjurisprudenz arbeiten, nachdem Ihering diese mit den schärfsten Waffen des Ernstes und Scherzes aus der Theorie selbst zu vertreiben mit unbestreitbarem Erfolge gewirkt hat? Es wäre doch wol „erstaunlicher" gewesen, wenn der Gesetzgeber aus theoretischen Bedenken sich den als nothwendig erkannten Forderungen der Praxis verschlossen hätte.

Es mag ja sein, daß die Wiedereinführung der Berufung die an sie geknüpften Hoffnungen nicht in vollem Maße rechtfertigen wird. Daß aber die Möglichkeit einer Nachprüfung der Thatfrage in höherer Instanz die Garantien des Angeklagten an und für sich erhöht, leuchtet so klar ein, daß selbst der schärfste Berufungsgegner trotz aller Befürchtungen für sein Ideal der Mündlichkeit dem Wagnisse eines Versuches zustimmen müßte. Cordes freilich sucht die unserm Strafverfahren anhaftenden Mängel mit andern Mitteln zu heilen. Er verlangt im zweiten Theile seiner Schrift, zum eigentlichen Thema des Titels übergehend, in erster Linie eine durchgreifende Aenderung der Organisation unserer Straf- und Schwurgerichte. An Stelle der Strafkammern und Schwurgerichtshöfe sollen große Schöffengerichte in der Besetzung von drei rechtsgelehrten Richtern und sechs Schöffen treten. Dadurch würde einerseits auch den Strafkammern das lebendige, mit dem praktischen Leben vertraute, gegen berufsmäßige Erstarrung sichernde Laienelement zugeführt, andererseits die verfehlte und wieder einmal „theoretisch unhaltbare" Zweitheilung des jetzigen Schwurgerichts vermieden werden, wonach die Geschworenen allein über die Schuldfrage zu urtheilen, die Richter gesondert die Strafe festzusetzen haben. Außerdem sei eine Verbesserung des Verfahrens durch Einführung der obligatorischen richterlichen Voruntersuchung und Zulassung eines Rechtsmittels gegen den das Hauptverfahren eröffnenden Beschluß des Gerichts anzustreben. Es kann nicht Absicht des Berichterstatters sein, dem Verfasser auf den viel betretenen Pfaden zu folgen, die er hier wandelt. Neue Gründe lassen sich für diese alten Fragen kaum beibringen, die wol erst dann zur praktischen Entscheidung reifen werden, wenn man sich einmal wird entschließen können, sie ohne Verquickung mit politischen Bestrebungen leidenschaftslos zu behandeln. Ein erhebliches praktisches Bedenken dürfte aber der Einführung der Schöffengerichtsverfassung für das ganze jetzt von der Strafkammer und den Schwurgerichten beherrschte Gebiet entgegenstehen, die Schwierigkeit nämlich, die geeigneten Laienkräfte in der erforderlichen Anzahl für die Rechtsprechung zu gewinnen. Der Berichterstatter weiß aus seiner langjährigen Praxis als Schöffenrichter, daß schon der verhältnißmäßig geringe Zeit, Anstrengung und Umstände fordernde Schöffendienst nicht immer unter dem idealen Gesichtspunkte freudiger Erfüllung einer Ehrenpflicht geleistet, sondern oft genug als gesetzliche Zwangslast empfunden wird. Welche Schwierigkeiten würden sich erst aus der Heranziehung des Laienelements zur Strafrechtspflege an den größern Landgerichten ergeben, an denen jetzt täglich, womöglich mehrere Strafkammern gleichzeitig tagen? Dadurch, daß man eine Anzahl der jetzt den Strafkammern zugewiesenen Sachen den Schöffengerichten zur Aburtheilung überwiese, würde die Schwierigkeit nicht gehoben, sondern nur verschoben werden, da ja auch die Schöffengerichte ihre vermehrte Arbeitslast durch vermehrte Zuziehung von Laienrichtern ausgleichen müßten. Und ob nicht schließlich in der eintretenden Nothwendigkeit, dieselben Persönlichkeiten häufiger mitwirken zu lassen, die Gefahr begründet sein möchte, daß der Laie in jene gefürchtete Routine verfällt, die auf den Berufsrichter so abstumpfend einwirken soll?

Aber es genügt, diese Fragen aufzuwerfen; denn einstweilen hat es noch gute Wege, ehe man sich dazu entschließen wird, die Schwurgerichte über Bord zu werfen und dem Berufsrichter überall die fördernde Unterstützung des Laienelements zu geben. Immerhin ist es von Bedeutung, jene überaus wichtigen Probleme im Flusse zu erhalten und in weitern Kreisen für sie Stimmung zu machen. Unter diesem Gesichtspunkte mag auch das vorliegende Schriftchen, so wenig es dem Fachmanne Neues bietet, willkommen geheißen werden.

— Einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Handels hat im Auftrag des Vereins für hamburgische Geschichte Dr. Hans Nirrnheim durch die Veröffentlichung des im hamburgischen Staatsarchiv aufbewahrten „Handlungsbuches Vickos von Geldersen" (Hamburg, L. Voß, 1895) geliefert. Schon zur Feier seines funfzigjährigen Bestehens hatte der Verein die Herausgabe des Buches geplant und Dr. J. H. Hansen damit betraut, allein die Frist war zu kurz bemessen, und ehe noch Hansen, der seine Aufgabe tief und wissenschaftlich erfaßte, über die ersten Anfänge seiner Arbeit hinaus war, rief ihn der Tod ab. Im Jahre 1891 übernahm Nirrnheim die Vollendung der begonnenen Arbeit, und wenn der Verein auch fast sechs Jahre über den ursprünglichen Termin hinaus sich hat gedulden müssen, so ist diese Zeit doch

nicht verloren gewesen: sie hat uns ein Werk gebracht, das der Wissenschaft Ehre macht. Denn Nirrnheim hat sich nicht mit einem diplomatisch genauen Abdrucke des Textes begnügt, sondern hat sich auch bemüht, in sachlichen Anmerkungen Erklärungen zu geben, die das Verständniß und die Benutzung des Buches erleichtern, insbesondere auch auf die Beziehung einzelner Eintragungen zueinander aufmerksam machen, und Nachweise über die vorkommenden Personen zu verzeichnen, soweit solche bei der Lückenhaftigkeit der zur Verfügung stehenden Quellen zu geben möglich war. Besondern Werth messen wir der Einleitung bei; sie erschließt dem Laien erst das Verständniß des Buches, und es ist eigentlich schwer einzusehen, warum der Vorstand des hamburger Vereins bei Stellung der Aufgabe eine Einleitung als wünschenswerth, nicht aber als nothwendig bezeichnet hat. Wir sind mit Nirrnheim der Meinung, daß sie unerläßlich war. Sie zerfällt in sechs Kapitel, die uns über die Herkunft und nachweisbaren Mitglieder der Familie Geldersen, über das Aeußere des Handlungsbuchs, seine Bestandtheile (Handlungsbuch, Rentenbuch, Schuldbuch, letztwillige Verfügungen des Johannes von Geldersen), Handelsverbindungen, Waarenhandel, Münzen, Maße und Gewichte unterrichten. Den Schluß bilden gewissenhaft gearbeitete Verzeichnisse der vorkommenden Orte und Personen, sowie ein Sach- und Wortregister, das auch für den Forscher im Gebiete der niederdeutschen Sprache nicht ohne Werth ist. In einem Anhange sind in sechs Beilagen außer zwei Urkunden eine Reihe von Auszügen aus den im hamburgischen Staatsarchiv befindlichen Stadtbüchern abgedruckt, die mit einigen der in das Handlungsbuch gemachten Eintragungen in Verbindung stehen. Zwei gut ausgeführte Lichtdrucktafeln geben über die Schrift und das Aeußere des Originals erwünschte Auskunft.

— Am 29. Juni 1799 ließ Nelson, der große Admiral der englischen Flotte, den Herzog Franz Caracciolo, einen der Führer des neapolitanischen Aufstandes, nachdem er an Bord des Foudroyant ein Kriegsgericht über ihn gehalten hatte, an Bord der sicilianischen Fregatte Minerva an der Fockraa henken und den Leichnam des Gerichteten bei Sonnenuntergang ins Meer werfen. Das Verfahren des Admirals gegen eins der erlauchtesten Mitglieder des neapolitanischen Adels hat von jeher die Kritik herausgefordert. Wie läßt es sich psychologisch verstehen? Diese Frage sucht R. Koßmann in seiner Studie „Lord Nelson und der Herzog Franz Caracciolo“ (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach, Nr. 224 [Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. G. Richter, 1895]) zu beantworten. Er findet den Schlüssel zum Verständniß in dem Verhältniß des Admirals zu Lady Hamilton, die mit ihrem Gemahle an Bord des Foudroyant weilte, und erfahren in allen Künsten einer gewerbsmäßigen Courtisane den Admiral ihren Wünschen dienstbar machte. Persönlich war ihr Caracciolo freilich ein gleichgültiger Mann, aber sie wußte, daß die Königin Karolina Maria, die stolze Tochter der Maria Theresia, ihn mit besonderm Hasse verfolgte und seinen Untergang wünschte, weil sie ihn fürchtete, und da die Lady ihre ganze Stellung in der Gesellschaft der Gunst der Königin verdankte, so bot ihr die Gefangennahme Caracciolo's einen willkommenen Anlaß, durch ein persönliches Opfer — wenn's ein solches für sie war — sich neue Ansprüche auf die Freundschaft der Königin zu erwerben: es scheint der Wahrheit nahezukommen, was schon mehrere zeitgenössische italienische Schriftsteller angedeutet haben, daß Lady Hamilton auf Bitten der Königin, deren Lebenswandel nach dem Zeugniß der Prinzessin Belmonte „unerhört und alle Begriffe übersteigend“ war, sich selbst dem Admiral als Preis für den Bruch der vom Cardinal Russo abgeschlossenen Capitulation und Caracciolo's Tod dargeboten hat. Koßmann läßt es dahingestellt sein, ob es wirklich ein so brutaler Handel gewesen sei, dem Caracciolo zum Opfer fiel, weil sich eben directe Beweise dafür nicht erbringen lassen, hält aber eine geschickte Ausnützung des Jähzornes, des Franzosenhasses, der blutgewohnten Roheit seitens einer in allen Künsten der Verführung erfahrenen Schönheit für wahrscheinlich. Um der Lady Hamilton willen wurde der große Seeheld ein doppelter Ehebrecher; er nahm sie als Maitresse später in sein Haus, nachdem sie ihm schon zuvor eine Tochter geboren hatte, und zwang die rechtmäßige Gattin zu weichen, ein trauriges Beispiel dafür, daß so oft sich „Heldengröße verschwistert mit sittlicher Kleinheit“.

— Der Jubelfeier des Deutsch-Französischen Krieges verdanken wir die von Otto Simon veranstaltete Sammlung von „Französischen politischen Maueranschlägen während der Zeit vom September 1870 bis zum Mai 1871“ (Amsterdam, A. Dieckmann, [Vorrede vom November 1894]). Es handelt sich natürlich hier nur um eine Auswahl, von ungefähr 3000 hat Simon nur 181 in deutscher Uebersetzung veröffentlicht, und wer sich durch dieses Meer von gigantischen Phrasen, hohlem Pathos, frecher Lüge, sträflicher Selbstüberhebung und hellem Blödsinn hindurchgearbeitet hat, wird kaum ein Verlangen nach einem Mehr von solcher Kost haben. Interessant ist immerhin die Lektüre, doch ist es wol zu viel behauptet, wenn sie in den Anzeigen der Verlagsbuchhandlung als eine wahre Fundgrube für den Diplomaten, Historiker und Militär angepriesen wird; reichere Ausbeute als diese Kategorien würden die Pathologen, Psychologen und Psychiater daraus gewinnen können. Es fehlt natürlich nicht an einzelnen würdigen Kundgebungen seitens der Organe der Regierung oder auch besonnenerer Bürger, aber sie verschwinden unter der großen Zahl der Anschläge, die Verunglimpfungen des Siegers, Ausbrüche des Hasses oder ohnmächtiger Wuth, phantastische Vorschläge zur Rettung des Vaterlandes, deren Unausführbarkeit für jeden einigermaßen vernünftig Denkenden auf der Hand lag, und revolutionäre Aufreizungen gegen die Regierung der nationalen Vertheidigung enthalten. Sie beweisen, daß dieses Volk der Phrase im Kampfe unterliegen mußte gegenüber einem Feinde, der mit der Wahrheit sich verbündet hatte: denn noch immer haben die sittlichen Mächte den Sieg davongetragen. Möchte die Tugend als Erbe der großen Zeit unserm Volke für immer erhalten bleiben.

— Von Kuno Fischer wird im October die vierte seiner Goethe-Schriften unter dem Titel „Goethe's Sonettenkranz“ bei C. Winter in Heidelberg erscheinen.

Bibliographie.

Daudet, A., Die kleine Kirche. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Duboc, J., Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag. 8. 2 M.

Hafner, J., Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 8. 2 M.

Hiltl, G., Der Französische Krieg 1870/71. Jubiläums-Ausgabe. (Siebente, neubearbeitete Auflage.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. Geb. 15 M.

Hirschfeld, G., Der Bergsee. Erzählung. Dresden, Georg Bondi. 8. 2 M.

Isolani, E., Vor und hinter dem Vorhang. Allerlei Betrachtungen. Leipzig, Robert Friese. 8. 2 M.

Keyser, A., Der alte Pape. Bilder aus dem Leben eines Lippischen Waidmannes. Neudamm, Julius Neumann. 8. 3 M.

Loti, P., Madame Chrysanthème. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Nossig, A., Ueber die bestimmende Ursache des Philosophirens. Versuch einer praktischen Kritik der Lehre Spinoza's. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

R., H. v., Kaiserin Eugenie und Bismarck. Berlin, E. Pelschus u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Rauber, A., Fragen der Liebe. Eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. Leipzig, Eduard Besold. 8. 2 M.

Saubert, B., Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 3 M.

Streuli, W., Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Literatur und deutschen Geistes. Zürich, Friedrich Schultheß. Gr. 8. 2 M.

Wolzogen, E. v., Die Erbschleicherinnen. Zwei Bände. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 1 und 2.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale.

Ein Versuch zur
Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft.

Von

Dr. Wilhelm Haacke.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Ein hocheleganter Oktav-Band von 31 Bogen. Preis: 12 Mark.

Elegant in Halbfranz gebunden 14 Mark 50 Pf.

Der bekannte Mitarbeiter zu *Brehm's Thierleben, Verfasser* der *Schöpfung* der *Thierwelt* (Ergänzungsband zu Brehm's Thierleben) und von „*Gestaltung* und *Vererbung*" sucht in diesem Buche ein Entwickelungsgesetz nachzuweisen, welches das gesammte Geschehen in der Körperwelt und im Seelenleben beherrscht, und dessen Anerkennung es trotz grundsätzlichen Festhaltens an der mechanistischen Naturbetrachtung gestattet, alle materiellen Vorgänge sowohl als auch alle religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen und sozialen Bestrebungen als Ausflüsse eines planvoll schaffenden göttlichen Weltprinzips aufzufassen. Er weist dadurch auch auf den einzigen Weg hin, auf dem eine Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft möglich ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Siebente Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Museusitz der Gozzadini von Bologna — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

——— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

——— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der maritimen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt.

(Mit einer Beilage von **C. F. Amelang's Verlag** in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 41. — 10. October 1895.

Inhalt: Konrad Ferdinand Meyer. Zum siebzigsten Geburtstage. Von Robert Lange. — Ein mittelstaatlicher Diplomat. Von Konrad Sturmhoefel. — Franz Brentano. Von Ernst Meumann. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Konrad Ferdinand Meyer.

Zum siebzigsten Geburtstage.

Am 11. October dieses Jahres vollendet ein Dichter sein siebzigstes Lebensjahr, der spät erst, ein Vierziger, in der deutschen Literatur mit einem größern Werke aufgetreten ist, mit diesem Erstlingswerke aber sogleich sich in die Reihe der ersten deutschen Dichter gestellt hat — der Schweizer Konrad Ferdinand Meyer.

Zwei Bändchen Gedichte, die er 1864 und 1870 hatte ausgehen lassen, „ohne hervortretende individuelle Züge", wie er selbst sagt, fanden nur geringe Beachtung, da machte ihn 1871 die Dichtung „Hutten's letzte Tage" mit einem Schlage in ganz Deutschland bekannt. Ihr folgte 1872 das schon früher entstandene Gedicht „Engelberg", und von da ab bedeutet jedes neue Werk einen neuen großen Erfolg. Es erschienen 1876 die bündner Geschichte „Jürg Jenatsch", 1880 „Der Heilige", 1882 „Gedichte", die binnen zehn Jahren fünf Auflagen erlebten, 1883 vier kleinere Novellen („Das Amulet", „Der Schuß von der Kanzel", „Plautus im Nonnenkloster", „Gustav Adolf's Page"), 1883 „Die Leiden eines Knaben", 1884 „Die Hochzeit des Mönchs", 1885 „Die Richterin", 1887 „Die Versuchung des Pescara", 1891 „Angela Borgia".

In der Vorbemerkung zu seiner Studie über „Gottfried Keller" (1880) bemerkt Fr. Th. Vischer: „Längst drängt es mich, auch über einen Landsmann und Geistesverwandten G. Keller's etwas zu sagen, über Konrad Ferdinand Meier (so!). Wer seinen «Georg Jenatsch» und seine Novellen: «Der Schuß von der Kanzel», «Das Amulet» und «Der Heilige» kennt, wird mir beistimmen in dem Urtheil, daß hier eine echt stahlhaltige Kraft in unsere Literatur eingetreten ist, wiederum, ähnlich wie in G. Keller, eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichthum knapp zusammengehalten, alles gegenständlich, nirgends das Subject mit überflüssiger Rede vordringend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen. Und dieser gestrenge Geist ist an Humor wol nicht so reich, wie Gottfried Keller, doch nicht arm, man sehe nur zu, wie im «Schuß von der Kanzel» eine schnurrige Anekdote zu einer anmuthigen, humoristischen, gefüllten, runden Novelle verarbeitet ist."

Welch scharf umrissenes Charakterbild in wenig Zeilen. Wie schade, daß Vischer seinen Vorsatz nicht ausgeführt hat, wir hätten gewiß ein würdiges Seitenstück zu seiner herrlichen Studie über Keller erhalten. Denn wenige haben es so verstanden wie er, einem Dichter nachzuempfinden, sich in ihn hineinzuleben, die reichen Schönheiten seiner Werke darzulegen, wie edles Metall, das für die Mehrzahl der Leser in tiefem Schachte verborgen liegt.

Was Vischer nicht ausgeführt hat, haben andere für ihn gethan; denn wenige Schriftsteller der Gegenwart haben so rückhaltlose Aufnahme gefunden. Nicht nur daß fast alle Wochen- und Monatsschriften jedes neu erschienene Werk des schweizer Dichters mit warmem Lobe begrüßten und ihren Lesern dringend empfahlen, ausführliche Aufsätze und Schriften, wie die begeisterte, feinsinnige Skizze von A. Reitler (Leipzig 1885) haben die Persönlichkeit des Dichters mit Verständniß und Liebe gezeichnet und seine Schöpfungen eingehend gewürdigt, und gleichen Schritt mit der Anerkennung der Kritik hat — ein seltener Fall — die Gunst des deutschen Publikums gehalten wie die zahlreichen Auflagen beweisen.

Es ist unmöglich, im engen Rahmen dieses Aufsatzes ein Gesammtbild der dichterischen Persönlichkeit Konrad Ferdinand Meyer's zu zeichnen: diese Zeilen wollen nur mit den Freunden seiner Muse von einzelnen hervorstechenden Eigenschaften und Schönheiten seiner Schöpfungen plaudern.

Nicht als Werdender, als ein wesentlich Fertiger trat der Dichter mit seinem Erstlingswerke vor uns, und wenn auch in spätern Werken einzelne Vorzüge noch schärfer ausgeprägt erscheinen, „Jürg Jenatsch" ist nicht minder das Werk eines reifen Dichters, als „Angela Borgia".

Schon seine Balladen und andern Gedichte verriethen die Neigung des Dichters für historische Stoffe und zugleich sein Geschick, historische Momente poetisch zu erfassen und zu klarster Anschauung zu bringen, und dieser Neigung gab er dann in seinen Romanen und Novellen unbeschränkt nach. Reiche historische Studien befähigten ihn dazu. Sagt er doch selbst: „Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Auch davon ist mir etwas geblieben: der historische Boden und die mäßig angewendete Localfarbe, die ich später allen meinen Dichtungen habe geben können, ohne ein Buch nachzuschlagen." — Nun davon legt jedes seiner Werke beredtes Zeugniß ab. Das aber unterscheidet ihn von den Vertretern der gelehrten archäologischen Romane, daß ihm nicht Costüm und Colorit, nicht die Darlegung seiner historischen Weisheit die Hauptsache ist, sondern die lebensvolle Gestaltung poetischer Ideen mit historischem Hintergrunde. Er kramt nicht Kenntnisse aus, gefällt sich nicht in wissenschaftlichen Excursen, seine Gestalten sind nicht moderne Schemen in der Tracht vergangener Jahrhunderte, von ihm gilt nicht das boshafte Epigramm, das auf den archäologischen Professorenroman gemünzt worden ist:

> Die Basis zählt viel tausend Jahre,
> Doch alles andere ist modern.

Nein, mit anschaulicher Sicherheit, in frischen, kräftigen Farben stellt er seine Personen dar, daß wir die Ueberzeugung gewinnen: so und nicht anders konnten und mußten diese Menschen unter diesen Verhältnissen empfinden und handeln, und nur unter diesen bestimmten Verhältnissen konnten sie so handeln. Betrachten wir z. B. „Die Versuchung des Pescara". Das poetische Grundmotiv ist allgemein verständlich, allgemein menschlich, allgemein wirksam und ergreifend — und doch, es würde an Wirksamkeit, Deutlichkeit und Schärfe erheblich verlieren, wenn wir die eigenthümlichen, historischen Voraussetzungen uns wegdenken wollten. Das Experiment, das einmal ein Kritiker mit Felix Dahn's „Bissula" vorgenommen hat, würde bei Konrad Ferdinand Meyer völlig misglücken: modernisiren lassen sich seine Geschichten nicht, ihr historisches Gewand sitzt ihnen fest am Leibe.

Der Dichter sieht eben in der Novelle vor allem „die Darstellung eines in dieser Besonderheit einzigen, nicht leicht wiederkehrenden Moments", einer eigenthümlichen Handlung oder eines Conflicts, die nur unter diesen gegebenen Verhältnissen sich so gestalten konnten. So versteht es der Dichter, uns in seine eigene Stimmung zu versetzen, seine fruchtbare, mächtige Phantasie reißt uns mit sich fort, wir stehen in ihrem Banne, leben und empfinden mit seinen Gestalten, auch wo Gefühl und Anschauung unserer Zeit von dem der dargestellten Epoche wesentlich abweicht.

Mit dieser genialen Gabe, die Vergangenheit vor unsern Augen zu beleben und uns mitten hinein zu versetzen, verbindet der Dichter eine blühende, reiche Phantasie und eine ganz hervorragende Kunst der Darstellung. In raschem Schritte, oft wie ein brausender Bergstrom unaufhaltsam vorwärts drängend — so in der „Richterin", in der „Hochzeit des Mönchs" —, nur selten und dann mit wohlerwogener Absicht in behaglicher Breite — „Leiden eines Knaben", „Versuchung des Pescara" — entwickelt sich die Handlung, kein Satz, kein Wort erscheint zu viel, in engem Rahmen oft eine gedrängte Fülle von Handlung. Diese Ueberfülle des Stoffes, die gar manchem beliebten Erzähler wohl zu vielbändigen Romanen getaugt hätte, hat den Dichter wol hier und da zu einer gewissen sprunghaften Darstellung veranlaßt, so besonders im „Jürg Jenatsch" und in „Angela Borgia". Da wird über mancherlei nur kurz berichtet, was der Leser vielleicht gern ausführlicher dargestellt gesehen hätte. Um sich in diesem Punkte volle Freiheit zu wahren, wendet er in mehrern seiner Werke das Kunstmittel der Rahmenerzählung an. So erzählt der Armbruster des Königs Heinrich als Augenzeuge die Geschichte von Thomas Becket und seiner Tochter Gnade; so erzählt der Leibarzt Fagon dem König Ludwig XIV. und der Frau von Maintenon die Leiden eines Knaben; so erzählt der gelehrte Poggio am Hofe des Cosmo Medici, wie er in einem schweizer Nonnenkloster eine Plautushandschrift gewonnen; so erzählt Dante am Hofe von Verona die Geschichte von der Hochzeit des Mönchs Astorre. Diese Art der Einkleidung gewährt dem Dichter mehrere Vortheile. Einerseits wahrt er sich dadurch die volle Freiheit, die einzelnen Momente seiner Handlung mehr oder minder ausführlich zu behandeln, indem er dies gleichsam in das Belieben seiner Erzähler stellt, je nachdem die Erinnerung an das Erlebte noch lebhaft oder schwächer ist. Dann aber erzielt der Dichter dadurch eine erhöhte Anschaulichkeit, er steigert unser Interesse und verleiht der Erzählung einen gewissen charakteristischen Grundton. Man vergleiche nur die grundverschiedene Art, wie Fagon, Dante, der Armbruster oder Hans Schadau im „Amulet" erzählen. Endlich aber sind diese Rahmenerzählungen selbst von hohem Interesse, sie bieten an sich Culturbilder von hohem Werth. Dabei wird durch Rede und Gegenrede die Geschichte in verschiedene Beleuchtung gerückt, durch

Einwand und Frage wird auf besonders Wichtiges nachdrücklicher hingewiesen, Parallelen werden gezogen, Ausblicke eröffnet, die die Gesammtwirkung beträchtlich erhöhen.

Auch sonst stehen dem Dichter mannichfache Kunstmittel zur Verfügung. Er besitzt eine Meisterschaft in der Steigerung und Zuspitzung dramatischer Momente, wie er überhaupt einen scharfen Blick für das Besondere, für die Wirkung ungewöhnlicher Situationen hat. Hervorragende Kunst zeigt er in der Exposition seiner Geschichten, in der Art und Weise, wie er seine Helden einführt oder ihr Erscheinen vorbereitet. Ein solches Meisterstück ist der Eingang von Angela Borgia, wo er zugleich noch durch den Gegensatz der beiden Borgia, Lucrezia und Angela, eine besondere Wirkung hervorbringt. Solche gegensätzliche Erscheinungen stellt er auch sonst gern einander gegenüber.

Außerordentlich sorgfältig ist der Dichter in der Motivirung. Zuweilen merkt man erst beim wiederholten Lesen, wie durch zahlreiche kleine, scheinbar nebensächliche Züge die Entwickelung der Katastrophe vorbereitet, des Zufälligen, Gewaltsamen entkleidet wird. Man denke z. B. an die Erzählung von den Leiden eines Knaben.

Daß K. F. Meyer die Charakterzeichnung mit vollendeter Kunst handhabt, ist bei einem so objectiven Dichter nicht verwunderlich. In welch plastischer Schärfe stehen diese Gestalten vor uns, keine Romanfiguren, keine Idealgestalten, sondern ganze Menschen, Menschen die uns oft erschrecken, die wir nicht immer lieben können, für die wir aber doch bangen und zittern. Wie hat er es verstanden, für eine so widerspruchsvolle, räthselhafte Persönlichkeit wie Jürg Jenatsch unser Interesse bis zu seinem furchtbaren Tode festzuhalten, wie greifbar stehen vor uns die großartig angelegte Figur des Heiligen, die rührend ergreifenden Gestalten des Pescara, des Rohan u. a. Seine ganze Kunst aber erkennen wir erst, wenn wir die Personen betrachten, die oft nur mit wenig Strichen gezeichnet, doch mit unverlöschlicher Deutlichkeit sich uns einprägen, es sei nur an Jürg's liebliche Gattin Lucia und an die holde Antiope in der Hochzeit des Mönchs erinnert.

Schließlich nur ein Wort noch von des Dichters Sprache, denn ihrer classischen Reinheit, ihrer Schönheit, ihrem Zauber nur einigermaßen gerecht zu werden, würde eine besondere Abhandlung erfordern. Die Klarheit, die Schärfe und Angemessenheit seines Ausdrucks, die Kühnheit und Anschaulichkeit seiner Bilder, die edle charakteristische Ausdrucksweise entzücken bei jedem wiederholten Lesen von neuem. Für alle Stimmungen, für alle Gefühle findet der Dichter den passendsten Ausdruck, mit einem einzigen Beiwort oft gibt er einem Gedanken eine überraschende Schärfe, bringt er eine schlagende Wirkung hervor. Und in der Darstellung der Natur und ihrer Beziehung zum Menschen bewährt er eine Meisterschaft, wie sie nicht vielen unserer besten Dichter eigen ist.

Doch genug, es ist unmöglich, dies Thema auch nur annähernd zu erschöpfen. Wir haben in K. F. Meyer einen Dichter, dessen Werke zu dem Bleibenden in unserer deutschen Literatur gehören, dessen Gedichte und Erzählungen, nach menschlicher Voraussicht, noch gelesen werden, wenn die Werke jetzt gepriesener Modeschriftsteller längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, und wenn er in einem seiner schönsten Gedichte bescheiden fragt:

Was kann ich für die Heimat thun,
Bevor ich geh' im Grabe ruh'n?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines, stilles Leuchten!

so wissen wir eine bessere Antwort: So lange für formvollendete, gedankenreiche, lebenswarme Dichtung Verständniß und Sinn in deutschen Herzen lebt, so lange wird Konrad Ferdinand Meyer der ersten einer unter den deutschen Dichtern sein.

Robert Lange.

Ein mittelstaatlicher Diplomat.

Ein Titel, wie „Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten“ *), wirkt sehr vielversprechend. Welch eine Welt von Intriguen wird wol dem staunenden Leser bekannt gemacht werden, welche überraschende Blicke wird er hinter die Coulissen des Welttheaters thun! Es bleibt aber beim Versprechen: die Nerven werden in keinerlei Weise durch allzu aufregende Schicksalswendungen überspannt, der Held des Buches geht an einer gewöhnlichen Gicht zu Grunde. Es handelt sich um Friedrich Freiherrn von Ompteda, der, am 26. Mai 1772 zu Hannover geboren, erst in kurbraunschweigischen, dann nach Besetzung Hannovers in Jerôme's, des Königs von Westfalen, Diensten stand und als königlich hannoverscher Gesandter bei der Curie am 16. März 1819 zu Rom verstarb. Ein Angehöriger der Familie, der Freiherr Ludwig von Ompteda, hat gemeint, diesen seinen Verwandten der Vergessenheit entziehen zu müssen; gleichzeitig soll es auch eine Art Ehrenrettung sein. Der Verfasser gesteht in der Vorrede selbst zu, daß Friedrich von Ompteda keine heroische Gestalt, kein opferfreudiger Kämpfer für seines Vaterlandes Wiedergeburt gewesen ist, wie sein Vetter Christian von Ompteda, dem derselbe Verfasser vor nicht zu langer Zeit ein Denkmal in dem Buche „Ein hannoversch-englischer Offizier vor hundert Jahren“ gesetzt hat. Aber er meint, daß häufig „die untergeordneten

*) Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten. Ein Lebens- und Culturbild aus den Zeiten um 1800 von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Leipzig, S. Hirzel. 1894. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Figuren für das geschichtliche Zeugniß aufklärender wirken als die isolirten, das Schauspiel führenden Helden und Hauptgestalten". Ob man das wirklich von Friedrich von Ompteda sagen darf?

Der Umfang des vorliegenden Buches bejaht es; die Kritik ist gegentheiliger Meinung. Nur in recht spärlichem Maße gewährt Friedrich von Ompteda historisch-politisches Interesse; auch als Gelehrter hat er sich versucht, er verfaßte die „Neue Vaterländische Literatur", die seiner Zeit die Anerkennung der Berufenen fand (S. 132 fg.). — Zunächst mag wol jemand, der sich für die letzte Zeit des jammervollen Regensburger Reichstags interessirt, Antheil nehmen an dem von Friedrich von Ompteda im Alter von zwanzig Jahren verfaßten Versuch einer Skizze der dermaligen vortrefflichen Comitialgesandten zu Regensburg vom Jahre 1792 (S. 58 fg.). Der Herausgeber nennt diese Stilübung „Silhouetten, mit jugendlicher Unverbindlichkeit und Schärfe geschnitten". Von Jugendlichkeit aber, die an den alten Perrükenstöcken ihren kecken und zügellosen Witz zu üben sich versucht fühlte, hat Referent nichts finden können; eher eine gewisse Altbärtigkeit. Diese Silhouetten sollen den Abschluß des Zeitbildes ausmachen, das Verfasser auf den vorangegangenen über funfzig Seiten von dem Regensburger Reichstage gegeben hat. Wir meinen, es ist dieser fossilen Formation, die eigentlich seit ihrem Beginnen aufgehört hatte zu existiren, zu viel Ehre angethan, wenn jemand dieser langweiligen Pedanterie mehr Raum und Zeit opfert, als zur Erzählung einiger Belege unfreiwilliger Komik gebraucht wird. Bemerkenswerth ist das Urtheil des Amerikaners Morris, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland reiste, über das Deutsche Reich und seine Verfassung (s. S. 80):

> Das Deutsche Reich existirt nur dem Namen nach; aber in Wirklichkeit ist es vernichtet. . . . Die Verfassung dieses Reichs ist eine Schaumblase; in Wirklichkeit gibt es hier zwei Kaiser, einer im Norden, der befiehlt unter der Form der Unterhandlung, einer im Süden, der unterhandelt in der Form des Befehls. Auf ihrer Eifersucht beruht das kränkliche Dasein der kleinen und kleinsten Landesherren. Früher oder später werden jene beiden diese unter sich auftheilen. . . . Die Schwierigkeit liegt in Hannover. Nun will ich zugeben, daß Hannover noch eine Zeit lang dem Namen nach Sr. Majestät (dem Könige von England) unterworfen sein wird; aber selbst dann muß dessen wirkliche Kraft stets zu Preußens Verfügung stehen. . . .

Die Immatriculation Friedrich's von Ompteda in Göttingen gibt dem Verfasser eine willkommene Gelegenheit, sich über das Universitätsleben in jener Stadt des weitern zu ergehen, ebenso wie seines Helden Eintritt in die Gesellschaft längere Mittheilungen über das gesellschaftliche Leben in Hannover herbeiführen. Langweilige Behaglichkeit ist die Signatur sowol der geschilderten Zustände, als der Schilderung selbst. Es steht übrigens zu hoffen, daß des alten Brandes Urtheil über die Hannoveraner, daß sie bei öffentlichen Gesellschaften und Belustigungen leicht einschliefen (S. 113), heutzutage sich nicht mehr mit gleicher Berechtigung aufstellen lassen würde. Was Friedrich von Ompteda anlangt, der 1796 den kurhannoverischen Kammerherrnschlüssel erhält, so vertreibt er sich in dieser Zeit Schlaf und Langeweile durch Spiel und andere anregende gesellschaftliche Freuden, die ihn frühzeitig in den Besitz eines allerdings der Familie eigenthümlichen Podagra bringen; es wird dies später die Ursache seines Todes. Auch unterbricht er die Anstrengungen seines Dienstes durch Reisen in England und Frankreich.

Dieses allzu inhaltlose Stillleben findet einen sehr ungemüthlichen Abschluß durch die Besetzung Hannovers durch die Franzosen im Jahre 1803, die, nur unterbrochen durch das kurze preußische Interimisticum, bis 1813 dauerte. Auch mit Ompteda's Kammerherrnwürde war es vorbei, und da sich ihm sonst kein Unterschlupf aufthun wollte, mußte er schließlich in den sauern Apfel beißen und in die Dienste des Königs Jerôme von Westfalen treten. 1810—13 ist er königlich westfälischer Gesandter in Frankfurt und Darmstadt, dann seit dem März 1813 bis zum Zusammenbruch der westfälischen Herrlichkeit Gesandter in Wien. Selbstverständlich war seine Stellung an allen drei genannten Orten doch wesentlich subalterner Natur, da der französische Gesandte in erster Linie den Ton angab. Darum treten seine Berichte aus den ersten beiden Orten auch in der Darstellung durchaus zurück hinter einer vom Verfasser gegebenen Schilderung des kasseler Hofes, des Königs „Morgen-widder-luschtik", der Königin, der Beamten und Schranzen. Neues wird dem Kundigen da wenig mitgetheilt, doch kann man diese Excurse bei der Dürftigkeit des eigentlichen Themas ganz gern willkommen heißen. Inhaltreicher ist das wiener Kapitel, denn auch in den doch für das feindliche Lager geschriebenen Berichten spiegelt sich die Erregung der Zeit wider; vor allem fallen einige aufklärende Streiflichter auf das Verhalten Oesterreichs bis zur definitiven Entscheidung für den Krieg. Uebrigens zeigt sich Friedrich von Ompteda der großartigen nationalen Bewegung gegenüber kühl bis ans Herz hinan; wie viel sympathischer in dieser großen Zeit erscheint uns da sein Vetter Ludwig von Ompteda, der überhaupt einen breiten Raum im Buche einnimmt. An ihn ist der sehr merkwürdige Brief von Gentz vom 30. Juli 1813 aus Prag gerichtet, in dem dieser voller Freude dem Freunde die Nachricht gibt von dem endlichen Siege seiner Meinung, d. h. von der Entscheidung der Hofburg für den Krieg gegen Napoleon. „Exaltirte Weiber und Narren", so schreibt er gegen den Schluß hin (S. 252), „haben mich für einen Friedensadvocaten gehalten, weil ich ihre Ausschweifungen theils nicht theilen durfte, theils nicht theilen mochte; und dieser Ruf wird zeitig genug nach England wandern. Und doch — es ist ein starkes, aber grundwahres Wort — gab es ohne mich keinen österreichischen Krieg." Mit Recht benutzt der Verfasser diesen und den sich anschließenden Brief vom 10. August 1813 zur Richtigstellung des herben Urtheils von Treitschke, „Deutsche Geschichte", I,

465, wo als eifrigster Wortführer der Friedenspartei der „jetzt ganz in blasirte Stumpfheit versunkene Gentz" genannt wird.

Weder der regensburger Silhouettenzeichner noch der hannoverische Kammerherr, noch der westfälische Gesandte haben an sich unser Interesse zu erwecken vermocht. Anders steht es um den letzten Abschnitt dieses Lebens. Der verlorene Sohn, der bei Jerôme die Säne gehütet hatte, sollte sich die Wiederaufnahme zu Gnaden am englischen Hofe durch Lösung einer recht heiklen Aufgabe erwerben: er erhielt 1814 den Auftrag, die Gattin des Prinzen von Wales, die unglückselige Prinzessin Karoline von Braunschweig in Italien in ihrem Verkehr mit dem Kammerdiener Pergami (so wenigstens, nicht wie sonst „Bergami", schreibt Friedrich Ompteda den Namen) so zu beobachten, daß der Prinz eine Scheidung herbeiführen könne. Zur Erleichterung seiner Aufgabe sollte er officiell als noch in Ungnade befindlich betrachtet werden. Da nach englischem Rechte für die gewünschte Scheidung vor allem zwei classische Zeugen nothwendig waren, die einen Act flagranten Ehebruchs vor Gericht beschwören konnten, so mußte sich Friedrich Ompteda von vornherein darüber klar sein, daß die Möglichkeit eines solchen Beweises verschwindend klein war. Bei einer andern Fassung der gesetzlichen Norm würden sonst allerdings die von ihm erstatteten Berichte hinreichend gewesen sein. Man hat keine Ursache, an ihrer Wahrhaftigkeit zu zweifeln und die Thatsache in Frage zu ziehen, daß die Prinzessin, abgesehen von allerlei unwürdigen Ueberspanntheiten, in einem skandalösen Verhältniß zu dem genannten Pergami gestanden hat. Bei dieser einseitigen Schuldaufstellung kommt allerdings der Prinz von Wales zu gut weg, ja man hat mitunter den Eindruck, als ob der Verfasser diesen Mohren etwas weißer waschen möchte, als es sonst billigerweise der Brauch ist, obgleich ja das an zwei Stellen angeführte Wort des unglücklichen Kindes aus dieser Ehe, der Prineeß Charlotte, alles besagt: „Meine Mutter ist schlecht; sie wäre aber nicht so schlecht, wenn mein Vater nicht noch viel schlechter wäre."

Hatte die praktische Seite des Ompteda gewordenen Auftrags seine Schwierigkeiten, so lag noch eine größere Schwierigkeit in der Vereinbarung seines Standes als Cavalier mit einer solchen Mission. Der Verfasser möchte den nun längst in Gott ruhenden Vetter noch gern von dem wenig lieblichen Odeur befreien, das nun einmal von einer solchen Aufgabe unzertrennlich ist. Er vergleicht ihn — übrigens nach unserer Ansicht recht wenig passend — bald einmal mit Octavio Piccolomini, bald mit Antonio Monteeatino aus Goethe's „Tasso". Doch ist er selbst aufrichtig genug zu sagen, daß Fritz Ompteda in dieser neuen Stellung „harte Buße für Kassel litt". Denn man darf nicht anstehen zuzugeben, daß sie ihn in Lagen brachte, in denen der gewöhnliche Mann von Ehre sich kaum wohl fühlen dürfte, selbst wenn eine so erlauchte Nichtsnutzigkeit wie der Prinz von Wales hinter ihm stehen, und ein Graf Münster mit Ehrenerklärungen Succurs leisten sollte. Wer übrigens des letztern Neigung für aufreibende Thätigkeit kennt, wird sich des Lachens nicht erwehren können, wenn er liest, wie oft und wie sehnlich Friedrich von Ompteda auf Instructionen von jenem eifrigen Staatsmann zu warten hatte, sowol als Tugendwächter der Prinzessin, wie nachher in seiner Stellung als außerordentlicher Gesandter bei der Curie. Die von Friedrich von Ompteda wegen Abschluß eines Concordats mit dieser geleiteten Verhandlungen führten zu keinem Ziele. Der Verfasser möchte die Schuld daran wesentlich den Mitarbeitern des Gesandten zuschieben. Er macht ihnen die pedantische Schwerfälligkeit ihres kanonischen Wissens zum Vorwurf, während die cavaliermäßige Verhandlungsweise Ompteda's der Curie, insbesondere dem Cardinal Consalvi besser behagt habe. Letzterer hat nach dem Ableben des Gesandten ihm noch ein sehr liebenswürdiges Führungsattest ausgestellt. Kein Zweifel, daß die durch keine gründliche Sachkenntniß getrübte Anschauung und Verhandlungsweise des heitern und verbindlichen Lebemannes der Gegenpartei ausnehmend gut gefielen. Aber von einem andern Standpunkte aus wird man doch Dr. Otto Mejer's vom Verfasser oft angefochtenes Urtheil (s. S. 350 fg. u. ö.) von der Unzulänglichkeit des hannoverischen Gesandten, einige persönliche Berichtigungen gern zugegeben, nicht als umgestoßen betrachten dürfen. Vollwichtig ist dabei auch Friedrich Ompteda's eigenes Urtheil über sich selbst (S. 325).

Der Titel nennt seine Arbeit „ein Lebens- und Culturbild aus den Zeiten um 1800". Es wird gern bestätigt, daß der Verfasser durch allerlei Excurse über gesellschaftliche und öffentliche Zustände dieser selbstgestellten Aufgabe gerecht zu werden versucht hat. Es fragt sich nur, ob er bei dem Laien damit den gewünschten Anklang findet; dem Fachmann wird erheblich Neues nicht mitgetheilt.

Konrad Sturmhoefel.

Franz Brentano.

1. Meine letzten Wünsche für Österreich. Von Franz Brentano. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Von Franz Brentano. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1895. Gr. 8. 1 M.

Der Abschied des Philosophen Franz Brentano von Wien und der „Wiener Universität" hat auch außerhalb Oesterreichs einiges Aufsehen erregt. Den Anlaß hierzu gaben einige Aufsätze Brentano's in der „Neuen Freien Presse" unter dem Titel: „Meine letzten Wünsche für

Österreich", in denen der Philosoph öffentlich von seiner bisherigen Lehrthätigkeit Abschied nahm, um sich einem andern Lande zuzuwenden, das größere Freiheit des Denkens und Handelns gewähre. Die Aufsätze wurden unter dem gleichen Titel zu einer Broschüre zusammengestellt (Nr. 1) und mit einem Anhange versehen, in dem Brentano die aus Anlaß seines Abgangs entstandene Zeitungspolemik wiedergibt. Fast gleichzeitig mit diesem ersten Schriftchen erschien die jüngste philosophische Arbeit Brentano's: „Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand" (Nr. 2), ein Vortrag, der in Anknüpfung an eine Schrift von Hieronymus Lorm, vor der literarischen Gesellschaft in Wien gehalten wurde.

Wir wollen diese beiden letzten Veröffentlichungen Franz Brentano's benutzen, um einige Hauptgedanken seiner Philosophie einem weitern Leserkreise bekannt zu machen.

Die erstgenannte Schrift kann außerösterreichische Leser nur wenig interessiren, da die Mittheilung der persönlichen Lebensschicksale Brentano's, die seinen nicht ganz freiwilligen Abschied von der wiener Universität veranlaßt haben, einen verhältnißmäßig geringen Raum einnimmt gegenüber langen Erörterungen über interne Verhältnisse der wiener Universität und gewisse Fragen des österreichischen Civilrechts. Brentano hatte, obgleich er ursprünglich katholischer Priester war, geheirathet („eine der edelsten Töchter Wiens", S. 9). Er war, um diese Heirath zu ermöglichen, aus der katholischen Kirche ausgetreten, dennoch gab dieser Schritt in katholischen Kreisen Wiens großen Anstoß, um so mehr, als nach der etwas zweifelhaften Fassung des österreichischen Civilrechtes die Heirath als Priesterehe für ungültig gehalten werden konnte. Um seine Ehe durchzusetzen, ging Brentano auf einen ministeriellen Wink für kurze Zeit nach Deutschland, womit nothwendig die Niederlegung seiner Professur verbunden war. Kurz darauf habilitirte er sich wiederum als Privatdocent in Wien, mit der ausgesprochenen Absicht, sich dadurch ein Anrecht auf Wiederanstellung zu erwerben, wenn seine Heirathsangelegenheit verjährt und vergessen sei. Der neue Privatdocent hatte einen hervorragenden Lehrerfolg, den ihm namentlich seine fesselnde geistreiche Vortragsweise sicherte, und war siebzehn Jahre lang die größte Zugkraft an der wiener Universität. Da er inzwischen von der Facultät wiederholt zum Ordinarius vorgeschlagen war, glaubte er bei einem Personenwechsel im Ministerium die Gelegenheit gekommen, um auf Grund seiner freiwilligen Dienste eine neue Anstellung fordern zu können. Diese wurde ihm in brüsker Weise verweigert, worauf Brentano in den genannten Zeitungsartikeln und später in der gleichnamigen Broschüre seine Angelegenheit in einer Weise öffentlich zur Sprache brachte, die den vollständigen Bruch mit den Regierungskreisen herbeiführen mußte.

Es ist unmöglich, sich nach der eigenthümlich verhüllenden Darstellungsweise der „Letzten Wünsche" ein Urtheil über die Verabschiedung Brentano's zu bilden, aber jedermann wird mit dem entschiedenen Protest des Philosophen gegen die engherzige Auslegung der österreichischen Gesetzgebung sympathisiren müssen. Weniger Sympathie werden die „Letzten Wünsche", welche Brentano dem österreichischen Ministerium unterbreitet, bei seinen philosophischen Fachgenossen finden. Es spricht aus ihnen eine Selbstüberschätzung von so naiver Art, daß man schwerlich in der philosophischen Literatur der Gegenwart etwas Aehnliches finden wird. Unter anderm äußert Brentano seine lebhafte Besorgniß darüber, ob die österreichische Regierung auch das Kennerauge besitze, für ihn den rechten Nachfolger zu finden, vermuthlich werde nach seinem Abgang die ganze Philosophie in Oesterreich „aus dem rechten Gleise" kommen. Diese Befürchtung muß gerade in unsern Tagen um so komischer wirken, als Facultät und Regierung inzwischen den ausgezeichneten Physiker, Psychophysiker und Erkenntnißtheoretiker Mach an seine Stelle berufen haben. Nicht minder merkwürdig ist der lebhafte Wunsch Brentano's nach Errichtung eines psychologischen Institutes in Wien. Während Brentano ausdrücklich betont, daß ohne dasselbe „sehr wesentliche psychologische Untersuchungen gar nicht durchführbar sind", hat er in den zwanzig Jahren seiner Lehrthätigkeit in Wien sich nur einmal in ganz untergeordneter Weise an einer experimentell-psychologischen Untersuchung betheiligt. (Vgl. „Zeitschrift für Psychologie und Physik der Sinnesorgane", 1893, S. 1 fg.) Während in Deutschland Männer wie Wundt, G. E. Müller, Lipps, Martius, Ebbinghaus u. a. anfangs vollständig auf die eigenen Mittel angewiesen waren und zum Theil noch heute ohne jede staatliche Unterstützung, ja sogar unter großen persönlichen Opfern und in privaten Räumlichkeiten ihre psychologischen Experimente ausführen, begnügte sich der wiener Philosoph mit papierenen Protesten gegen die Vernachlässigung der Regierung, erklärte „das Bedürfniß nach einem psychologischen Institut für wahrhaft schreiend" und verzichtete auf einen von ihm selbst für sehr wesentlich erachteten Theil seiner wissenschaftlichen Arbeit. Nicht nur das; in den zahlreichen kleinen Vorträgen und Broschüren, auf welche Brentano seit langer Zeit seine publicistische Thätigkeit beschränkt, finden sich mehrfach kritische Anmerkungen über die bisherigen Ergebnisse der experimentell-psychologischen Arbeit in Deutschland, welche zeigen, daß Brentano der ganzen Entwickelung derselben nur sehr ungenau gefolgt ist. Niemand wird unter solchen Umständen sich durch die Besorgniß Brentano's, daß nunmehr in der wiener philosophischen Facultät alles „aus dem richtigen Gleise komme", beunruhigen lassen.

Verlassen wir die „Letzten Wünsche". Werfen wir einen Blick auf die oben an zweiter Stelle genannte Schrift Brentano's: „Die vier Phasen der Philosophie." Die Schrift trägt alle charakteristischen Merkmale Brentano'scher Arbeitsweise: Geistreiche allgemeine Gedanken, die in eleganter aber immer etwas manierirter Sprache

mit einem ungemeinen Talent zu gemeinverständlicher Darstellungsweise hingeworfen werden. Aber selten halten diese Allgemeinheiten einer genauen Kritik Stand. Der Gedanke, daß die historische Entwickelung der Philosophie sich in gewissen Phasen bewege, die in analoger Weise durch die Jahrhunderte wiederkehren, ist keineswegs neu. Die ganze Systematik, welche die Hegelianer ihrer philosophiegeschichtlichen Darstellung zu Grunde zu legen pflegten, auch der Versuch von Comte, ein theologisch-metaphysisch und naturwissenschaftlich denkendes Zeitalter zu unterscheiden, haben eine gewisse Verwandtschaft mit den Betrachtungen Brentano's über die Entwickelung der Philosophie. Auch in Brentano's eigenen Schriften taucht der Grundgedanke der „vier Phasen" mehrfach auf. (Vgl. insbesondere: „Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiet." Wiener Antrittsvorlesung 1874.) Brentano unterscheidet erstens eine Periode aufsteigender Entwickelung. Ihr Beginn charakterisirt sich durch das Vorwiegen theoretischer Interessen, und durch die Handhabung „naturgemäßer" Forschungsmethoden. Darauf folgt als zweite Phase ein erstes Stadium des Verfalls: praktische Motive werden für die Forschung maßgebend und bewirken eine „Schwächung oder Fälschung des wissenschaftlichen Interesses". Es fehlt den Gedanken an Tiefe, dafür erhält die Philosophie einen nur scheinbaren Ersatz durch Verbreiterung ihres Interessenkreises, durch Popularisirung, durch philosophische Schulenbildung und ähnliches. Die dritte Phase enthält das zweite Stadium des Verfalls: eine Art geistiger Revolution bricht an in der vorherrschenden Skepsis. Endlich finden wir in der vierten Entwickelungsphase das Stadium des äußersten Verfalls. Die Skepsis konnte den nie ruhenden Wissenstrieb der Menschen nicht befriedigen, da aber der ganzen Epoche die Energie zu neuer schöpferischer Leistung zu fehlen pflegt, so erdichtet man sich unnatürliche Erkenntnißweisen, geniale, unmittelbare, intuitive Kräfte, mystische Steigerungen des intellectuellen Lebens, man schwelgt im vermeintlichen Besitz der erhabensten göttlichen Wahrheiten, man meint alles zu wissen und weiß nichts.

Diese vier philosophischen Entwickelungsphasen werden nun auf die historischen Erscheinungen der Philosophie in folgender Weise angewandt. Das Stadium der aufsteigenden Entwickelung umfaßt in der antiken Philosophie nicht weniger als die ganze griechische Philosophie von den jonischen Naturphilosophen an bis zu Aristoteles einschließlich. Mit den Stoikern und Epikuräern beginnt die zweite Phase, das erste Stadium des Verfalls. Alle philosophischen Wissenschaften werden bei ihnen zu Dienerinnen der Ethik, „wobei zugleich diese selbst in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung sinkt". Es folgt das Stadium der Skepsis, in welches ohne weiteres auch die eklektischen Schulen mit eingerechnet werden. Endlich mit der Speculation des Neuplatonismus und Neupythagoräismus haben wir die äußerste Verkennung philosophischer Forschungsmethode. Das zeigt sich vor allem in den gekünstelten dialektischen Systemen mit triadischer Deduction.

Schließen wir hieran sogleich die Durchführung der „vier Phasen" in der neuern Philosophie. Bacon, Descartes und Locke und theilweise auch noch Leibniz repräsentiren das aufsteigende, gesunde Stadium. Die französische und deutsche Aufklärung soll die Zeit des Vorwiegens praktischer Interessen in der Philosophie darstellen und damit den Verfall einleiten. David Hume eröffnet das dritte Stadium, das der Skepsis. Und nun kommt jene mystische Periode, welche mit unerhörten und unnatürlichen Mitteln die philosophische Erkenntniß zu retten sucht. Und wer repäsentirt diese mystisirende Epoche? In Schottland Thomas Reid und seine Schule, in Deutschland — Kant! Wer mit den Schriften Brentano's nicht näher vertraut ist, wird vielleicht über die Einreihung Kant's in das Stadium des „äußersten Verfalls" der Philosophie erstaunt sein. Der Brentano-Kenner nicht! Brentano versäumt keine Gelegenheit, über Kant herzufallen, selbst in den kleinsten Vorträgen fehlen die Seitenhiebe auf Kant niemals, und wo es im Text nicht geht, wird mindestens irgendeine boshafte Anmerkung über Kant beigefügt. Kant hat denn auch die Speculation Fichte's, Schelling's und Hegel's auf dem Gewissen, mit welchen Philosophen sich der äußerste Verfall vollzieht.

Wie steht es nun mit der Philosophie unserer Zeit? Sie bewegt sich nach Brentano in aufsteigender Phase, wir gehen einer gesunden, productiven Epoche entgegen. Das zeigt sich z. B. in dem Zurückgreifen auf Aristoteles — der zwar in der ganzen modernen Philosophie, außer von den orthodox-katholischen Thomisten päpstlicher Sanction nur noch bei Brentano und seiner Schule vertreten ist — aber das genügt auch. Das zeigt sich ferner in der Verwendung naturwissenschaftlicher Methoden und der Mathematik für die Lösung philosophischer insbesondere psychologischer Probleme. Allerdings ist nach unserer Meinung für die moderne Philosophie das Zurückgreifen auf Aristoteles durchaus nicht in dem Maße charakteristisch, wie der Rückgang auf Kant, denn man kann wohl sagen, daß fast alle bedeutendern Erscheinungen der modernen Philosophie in der Geistesarbeit dieses Philosophen ihren Nährboden gefunden haben. Wie ist es möglich, daß eine gesunde Epoche der Philosophie durch die Wiederbelebung eines Philosophen des äußersten Verfalls entstand? Diese Thatsache entkräftet Brentano durch die einfache Bemerkung, daß „etliche von den Besten der neuern Philosophie" sich von Kant abgewendet haben. Als Beispiel dieser „Besten" nennt Brentano erstens Herbert Spencer und zweitens Franz Brentano, und mit Emphase fügt er hinzu, daß er diese Kritik Kant's trotz seiner fast allgemeinen Ueberschätzung wage, denn „er kenne keine Menschenfurcht".

Wir haben schon durch die eingeflochtenen kritischen Bemerkungen angedeutet, daß wir den Werth dieser zweiten Brentano'schen Schrift nicht sehr hoch veranschlagen.

Man kann die Idee, periodisch wiederkehrende Entwickelungsphasen der Philosophie zu unterscheiden, einer zweifachen Beurtheilungsweise unterwerfen. Erstens einer systematischen, indem man von geschichtsphilosophischen, völkerpsychologischen oder culturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus nach ihrer Berechtigung fragt; zweitens einer historischen, indem man zusieht, ob sich der wirkliche Verlauf der Entwickelung der philosophischen Probleme, der Forschungsmethoden und der Motive zum Philosophiren im wesentlichen immer in diesen vier Formen vollzogen hat. Von dem erstern Gesichtspunkte aus muß man nothwendig verlangen, daß Brentano mehr gibt als eine bloße Aufzählung irgendwelcher Entwickelungsphasen, ohne die Annahme gerade dieser Phasen aus der allgemeinen Entwickelung des geistigen Lebens der Menschheit zu rechtfertigen. Die Arbeit der Philosophen stellt ja immer nur einen Theil von der gesammten geistigen Leistung eines Volkes oder einer Zeit dar, und sie ist nothwendig von dieser letztern bis in alle Fasern hinein beeinflußt. Ob ein Zeitalter oder ein Volk mehr idealistisch oder kraß utilitarisch denkt, ob die Entwickelung der politischen, socialen, culturellen Verhältnisse dem Philosophen die Bedeutung praktischer, insbesondere ethischer Fragen gewaltsam aufdrängt, oder ob sie ihm Muße läßt, der Befriedigung rein theoretischer Interessen nachzugehen, ganz besonders auch die Bedeutung, die das religiöse Leben einer Zeit für die herrschende Weltanschauung gewinnt — das alles sind Verhältnisse, die auch die Phasen der philosophischen Gedankenentwickelung bedingen. Ohne die Herstellung solcher allgemeinen historischen Zusammenhänge bleibt die Aufzählung von Phasen der Philosophie ein ganz unwissenschaftliches Unternehmen. Bei Brentano findet sich nur ein flüchtiger Ansatz zu solcher Betrachtungsweise. Ausschließlich bei der vierten Entwickelungsphase wird auf die allgemeine moralische Erschlaffung des jeweiligen Zeitalters, das keine Kraft haben soll, zu gesunden Methoden zurückzukehren, Rücksicht genommen. Und noch ein weiterer systematischer Mangel haftet den Brentano'schen Phasenbestimmungen an. „Die Geschichte wiederholt sich nie", das hat Treitschke einmal von der allgemeinen Geschichte der Menschheit behauptet; „die Geschichte wiederholt sich stets", sagt einmal ein moderner Historiker, der vielleicht als Antipode Treitschke's bezeichnet werden kann, nämlich Corvin. Beide haben unzweifelhaft recht. Richtet man den Blick auf die allgemeinern Verhältnisse der historischen Erscheinungen, so wird man überall Aehnlichkeiten, Analogien, Wiederholungen, Perioden und Phasen ähnlicher Entwickelung finden, und je unbestimmter und abstracter man die Merkmale der Perioden wählt, desto leichter treffen sie zu. Achtet man aber mehr auf die individuelle Ausbildung der Personen, den concreten Gang der Ereignisse, die bestimmte Formulirung der Gedanken, so wird man niemals eine schematische Recapitulation geschichtlicher Epochen bemerken, sondern überall individuelle Besonderheit, die sie für den aufmerksamen Betrachter zu etwas einzig Dastehendem macht; damit ist der Werth und Unwerth der Brentano'schen Phasen angedeutet. Wer Gefallen daran findet, allgemeine Betrachtungen, wie die über aufsteigende oder absteigende Entwickelung des philosophischen Denkens anzustellen, der wird in der Brentano'schen Schrift mancherlei Anregung finden. Das Verständniß des einzelnen Philosophen oder gar des einzelnen philosophischen Problems wird schwerlich durch sie gefördert werden, ja sie wird hier vielfach irreführend wirken können, weil das Phasenschema nicht mehr zutrifft. Wir greifen von zahllosen Beispielen, an denen dies erläutert werden könnte, nur eins heraus. Die Philosophie Bacon's muß nach Brentano zur aufsteigenden, gesunden Epoche gerechnet werden, und doch sind wol von keinem frühern und spätern Philosophen praktische Motive des Philosophirens mit solcher Energie und solcher Bewußtheit geltend gemacht worden, wie durch den englischen Lord.

Die historische Kritik, die man an den Aufstellungen Brentano's ausüben könnte, würde das soeben Gesagte in vollem Maße bestätigen. Die ganze griechische Philosophie bis Aristoteles wird von unserm Autor einfach als eine einzige Epoche aufsteigender Entwickelung behandelt. Als hätte es nie eine griechische Aufklärungsperiode gegegeben, die doch nach Brentano zur Decadence gerechnet werden muß! Die ganze geistige Bewegung, welche die Sophisten ins Leben riefen, ist durchaus aufklärerischer Natur. Praktische Interessen beherrschen das ganze Philosophiren dieser Zeit, vor allem die Beseitigung des religiösen Autoritätsglaubens und die Ausbildung des Menschen zum gewandten Staatsbürger mit den Mitteln der Philosophie. Die Ethik wird in Klugheitsregeln, die Dialektik in praktische Verstandesschulung, die Aesthetik in eine Technik und Kunstlehre des dichterischen und bildnerischen Schaffens umgewandelt. Das gänzlich Unzutreffende des Brentano'schen Schemas zeigt sich aber erst in der neuzeitlichen Philosophie. Ganz abgesehen davon, daß der Reichthum der philosophischen Strömungen in der neuern Zeit sich in keiner Weise in die Zwangsjacke der Brentano'schen Phasen einfügen läßt, so finden sich geradezu fehlerhafte Einordnungen der einzelnen Philosophen. Es ist falsch, David Hume als Skeptiker zu charakterisiren, oder ihn gar als einen Philosophen des Verfalls zu behandeln! Wenn jemals von einem Denker gesunde Strömungen neuen philosophischen Denkens ausgegangen sind, dann sicherlich von dem kühlen Schotten, der niemals an aller menschlichen Erkenntniß verzweifelt ist, wodurch sich ja der Skeptiker charakterisirt. Ihren Gipfel findet die Fehlerhaftigkeit der Brentano'schen Auffassung in der Kritik der Philosophie Kant's. Es ist ein unwissenschaftliches Verfahren, Kant für einen bestimmten kleinen Theil seiner Nachfolger verantwortlich zu machen. Es gelingt das unserm Autor nur durch eine einseitige und übertreibende Betonung gewisser speculativer Elemente der Kant'schen Philosophie, von denen zunächst die

Fichte'sche Speculation ihren Ausgang nahm. Wir sehen vielmehr in der Thatsache, daß die allerverschiedensten Richtungen der modernen Philosophie, der moderne Empirismus und erkenntnißtheoretische Kriticismus sowol wie die Speculation unseres Jahrhunderts in der Kant'schen Philosophie ihren Ausgangspunkt nahmen, ein Zeichen von der eminenten Vielseitigkeit und der Ideenfülle dieses unerschöpflich reichen Geistes, die Volkelt einmal gerade mit Rücksicht auf die einseitige Consequenz seiner Nachfolger treffend hervorgehoben hat. Ein Einwand Brentano's gegen die Hochschätzung der Kant'schen Philosophie ist zu charakteristisch für seine eigene Forschungsreife, als daß wir ihn hier übergehen könnten. Selbst diejenigen, so meint Brentano, die sich Kant zum Meister nehmen, müßten doch manches Werthlose und Ueberlebte aus der Kant'schen Philosophie ausscheiden. Wer die Brentano'sche Philosophie nicht kennt, wird geradezu verblüfft sein über diesen Einwand. Für die Philosophie Brentano's freilich ist die, alles historischen Sinnes ermangelnde, unbesehene Annahme von den Problemlösungen aus allen Jahrhunderten geradezu charakteristisch. Brentano zeigt sich hier, trotz seiner Abwendung vom Katholicismus noch mit allen Schlacken seiner katholisch-scholastischen Vorbildung behangen und es ist für den der katholischen Philosophie Fernerstehenden gerade in dieser Hinsicht kaum ein Unterschied zu bemerken zwischen den Brentano-Schülern und jener orthodox Thomistischen Philosophie, die im bunten Durcheinander Sätze aus Plato, Aristoteles, Augustin, irgendeinem Kirchenvater oder Scholastiker unmittelbar neben die modernsten Problemlösungen eines Lotze, Sigwart oder Wundt zu stellen pflegt.

Wir haben länger bei der Betrachtung der letzten Schriftchen Brentano's verweilt, als durch ihren geringen Umfang gerechtfertigt scheinen könnte. Aber die Brentano'sche Philosophie beginnt in einer Weise auch außerhalb Oesterreichs Schule zu machen, daß es geboten erscheint, ihr mehr wie bisher die kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden und die maßlosen Prätentionen des Meisters und seiner Schüler, die wie eine Sekte zusammenhalten, zurückzuweisen.

Ernst Mennann.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Das Königsliebchen. Roman. Von Carl von Perfall. Köln, A. Ahn. 1895. 8. 4 M.

Baron Carl Perfall hat eine unleugbare Vorliebe für erotische Themata, was seine Romane „Ein Verhältnis", „Natürliche Liebe", „Heiliger Gral — Verlorenes Eden" deutlich beweisen. Dadurch wirkt er aber stärker auf die Sinne, als z. B. Prévost mit seinen berüchtigten „Demivierges". In Perfall's Erzählungen glüht eine eigene Sinnlichkeit und erfüllt sie mit einer erotischen Schwüle, die auf die wenigsten Leser ohne Reiz bleiben wird. In der Erotik liegt auch die Hauptwirkung seines jüngsten Buches, das die Lebensgeschichte einer Königsmaitresse in sehr unterhaltender, geistvoller Weise erzählt. Außer dem erotischen Reiz wird auch auf manche Leser der der Neugierde wirken, die der Autor dadurch erweckt, daß er seinem König und dessen Residenz Namen gibt, die in keinem Lexikon zu finden sind und somit Anlaß bieten — wenn auch vielleicht ganz grundlosen — die richtigen Namen für die fingirten zu suchen. Wie so viele Erzähler überstürzt der Verfasser den Schluß, indem er ihn gewaltsam und in unwahrscheinlicher Art herbeiführt und der Erzählung dadurch entschieden schadet.

2. Vereinsamt. Erzählung. Von Ottomar Enking. Köln, A. Ahn. 1895. 8. 1 M.

Daß derselbe Verleger, der einen Perfall herausgibt, diese unbeholfenen literarischen Gehversuche eines offenbar dichteritiskranken Jünglings der Oeffentlichkeit preisgibt, ist unbegreiflich. Es ist aber auch nicht einmal ein gutes Werk, das er da an dem Autor gethan hat, denn dieser wird, da er für derartige Gymnasiastenpoesie einen Verleger gefunden, vermuthlich davon überzeugt sein, daß er etwas Gutes geleistet hat, und in dieser Richtung weiter fahren. Möglicherweise findet er auch Kritiker, die ihn „freundlich" besprechen und ihm günstige Prognosen stellen. Besser wäre, wenn es auch bitter schmeckt, ihm zu empfehlen: viel, sehr viel zu lesen, natürlich Gutes, und zwar nichts Phantastisches, also z. B. Daudet, Prévost, Kielland, Schwarzkopf, Marriot, und dabei vorläufig nur für sich zu schreiben. Dann kann er vielleicht einst Gutes liefern; vielleicht!

3. Eigene Wege. Eine Geschichte nach Ueberlieferungen erzählt. Von Ludwig Meinardus. Bremen, W. Heinsius' Nachf. 1895. 8. 4 M.

Falls dieser Roman wirklich nach Ueberlieferungen erzählt ist, wie es auf dem Titelblatte steht, dann sind diese Ueberlieferungen jedenfalls das Interessanteste am ganzen Buche: ist jener Zusatz aber lediglich eine Autorenschrulle, wie sie nicht selten vorkommt, dann muß die Erfindungsgabe des Verfassers anerkannt werden. Das ist aber auch alles Gute, was von seinem Buche zu sagen ist, denn leider hat er es nicht verstanden, den interessanten, freilich auch schwer zu behandelnden Stoff, richtig anzufassen und zur Geltung zu bringen. Er erzählt nämlich den merkwürdigen Lebenslauf eines Menschen, der den größten Theil seines Daseins unter einem fremden Namen verlebt, den er sich unrechtmäßig angeeignet

hat. Der Freiherr von Saaleck fällt im Kriege, und sein Vetter, der ihm zum Verwechseln ähnlich ist, gibt sich für ihn aus, hat damit großen Erfolg und bringt es, trotzdem allerhand Gerüchte über sein Vorleben im Umlauf sind und Zweifel sich an die Wahrheit seines Namens festsetzen, vom gemeinen Soldaten im Laufe der Jahre zum General. Es ist allerdings fraglich, ob ein derartiger Rollenwechsel möglich und mit Erfolg durchführbar ist, aber der Stoff bleibt jedenfalls interessant. Nur müßte er eben künstlerisch wirksam behandelt werden, vor allem kürzer und in anderer Ausdrucksweise; der Autor verfügt nämlich nur über die verbrauchteste Erzählschablone voll banaler Phrasen, manchmal fällt er gar in einen salbadernden Ton wie zum „frumben" Schlusse. Auch widerfahren ihm arge Vergeßlichkeiten: die Geschichte beginnt im Jahre 1813. Seite 383 ist die Rede von der fünfundzwanzigsten Wiederkehr dieses Jahres; somit muß das Jahr 1838 gekommen sein. Seite 416 wird aber das Jahr 1814 als „vor vierzehn Jahren" datirt, es müßte daher zur Zeit 1828 sein. Das ist ein Irrthum von zehn Jahren!

4. Wiener vom alten Schlag. Heitere und ernste Bilder aus dem Volksleben der Kaiserstadt. Von Vincenz Chiavacci. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1895. 8. 3 M. 60 Pf.

Es ist peinlich, Zeuge vom Niedergange eines schönen Talents zu sein. Was ist Chiavacci, dieser hochbegabte Autor, noch vor wenigen Jahren gewesen und was ist er jetzt! Welche reiche Fülle von Humor, welch feine Seelenkenntniß, welch sprudelnde Erfindungsgabe hat sich in seinen ältern Werken geoffenbart! So in den Sammlungen: „Wiener vom Grund", „Bei uns z'Haus" und „Wo die letzten Häuser stehn". Und wie öd' und arm an Humor, Geist und Erfindung sind seine neuen Bücher! Schon in den „Wiener Typen" hat sich dieser Rückgang deutlich bemerkbar gemacht, und die Befürchtung erweckt, der Autor werde sein reiches Talent in werthloser kleiner Münze vergeuden, wenn er so fortfahre. Im nächsten Buche den „Kleinbürgern von Großwien" hat sich diese Befürchtung schon als wohlbegründet erwiesen, denn diese Sammlung weist nur mehr ganz schwache Spuren der einstigen Vorzüge Chiavacci's auf. In seinem jüngsten Buche endlich ist er auf die tiefste Stufe herabgeglitten, die ein Mann von seiner Begabung einnehmen kann. Schlechteres, so sollte man wenigstens meinen, kann er nicht mehr schreiben. Es ist nur unfaßlich, daß er selbst diesen traurigen Verfall nicht zu merken scheint, denn sonst beschränkte er sich wol darauf, diese öden Aufsätze in dem Blatte, dem er sein Talent geopfert hat, zu veröffentlichen, ohne sie später zu sammeln und in Buchform herauszugeben.

Was Chiavacci's neue Geschichten besonders verunstaltet macht, das sind die ganz unkünstlerischen moralischen Lehren, die er ihnen anhängt, und deren salbadernder, larmoyanter Ton jeden, der den Chiavacci von Einst gekannt hat, aufs peinlichste befremden und abstoßen muß.

5. Unsere lieben Frauen. Allerlei Humore. Von Emil Peschkau. Berlin, Freund u. Jaeckel. 1895. 8. 2 M.

Lauter harmlose, zumeist heitere kleine Geschichten, wie man sie in Feuilletons zu finden pflegt. Es sind literarische Nippes, die Freunden solcher Kleinigkeiten gefallen dürften. Das Leitmotiv des ganzen Buches sind weibliche Schwächen.

6. Hagar. Novelle. Von Konrad Telmann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottländer. 1895. 8. 75 Pf.
7. Eine Yachtfahrt nach Norwegen. Von Paul Lindau. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottländer. 1895. 8. 75 Pf.

Die schlesische Verlagsanstalt gibt seit Kurzem eine neue Novellenbibliothek heraus und zwar in eigenartigem, langem und schmalem, sogenanntem Markart-Format, offenbar in der Absicht, dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums zu erwecken, was bei einem neuen Unternehmen von Wichtigkeit ist, zumal da es schon genug ähnliche Bibliotheken gibt. Diese Absicht merkt man gleich, wenn man nicht naiven Geistes ist, ohne daß aber deshalb die obligate Verstimmung nachfolgte. Aber so eigenartig das Format auch ist, hübsch kann man es eigentlich nicht nennen; freilich ist das Geschmackssache! Entschieden unschön aber ist das lichte, verwaschene Blau des Einbands, das überdies auch sehr heikel und darum wenig dauerhaft sein dürfte.

Doch die äußere Form eines Buches ist ja schließlich Nebensache: auf den Inhalt kommt es an! Der rührt bei dem einen Buche von Konrad Telmann, beim andern von Paul Lindau her.

Konrad Telmann ist ein Autor von sehr geringer künstlerischer Individualität und daher dem Einflusse stärker ausgeprägter Dichternaturen sehr zugänglich. In diesem Falle glaubt man Richard Voß zu lesen, nicht etwa die Nachahmung einer bestimmten Novelle von diesem, nein, blos dessen Art zu schreiben, sein dramatisches, schwülstiges Pathos, seine Vorliebe für absonderliche, düstere Stoffe, für blutrünstige Tragik. Auch an Paul Heyse's italienische Novellen wird man lebhaft erinnert, der ja mit Voß die Vorliebe für das Unheimliche, Gewaltthätige gemeinsam hat. Nun, wer dieses Genre liebt, wird von Telmann's Geschichte entzückt sein! Aber auch wer an eine Erzählung andere, höhere Ansprüche stellt, dem diese Art antipathisch ist, wird gerechterweise anerkennen müssen, daß das nach Voß-Heyse'scher Manier erklügelte Motiv nicht uninteressant erfunden und auch nicht übel durchgeführt ist, daß die Novelle wol zu den besten Arbeiten des Verfassers gehört.

Was Paul Lindau zu dieser Bibliothek beisteuert, ist keine Novelle, sondern eine Reisebeschreibung. „Wenn einer eine Reise thut, so kann er was verzählen" heißt es im Sprichwort; wenn der Betreffende ein Schriftsteller von Beruf ist, natürlich um so mehr; und wenn er obendrein ein geistreicher Mann ist, was mit dem Schrift-

stellerberufe durchaus nicht unzertrennlich verbunden zu sein pflegt: dann kann er interessant und angenehm erzählen, und das thut Paul Lindau, der alle die genannten Bedingungen hierzu erfüllt hat. Reisebeschreibungen sind oft langweilig, schwerflüssig, schwulstig. Paul Lindau erzählt unterhaltend, im leichtesten, flüssigsten Plaudertone und zeigt dabei wieder einmal, welch trefflichen Stil er schreibt. Dabei vermeidet er alle interessant und witzig sein sollenden Abenteuer, wie die Commis-voyageurs der Literatur, die Herren Reisefeuilletonisten, sie erlebt haben wollen und voll Anmaßung ihren Lesern aufzutischen pflegen. Was würde z. B. ein gewisser in Wien verhimmelter Feuilletonheld von einer solchen Nordlandsfahrt alles zu erzählen wissen, in welch gräulicher Sauce von Kalauern und Paradoxen würde er seine Erlebnisse serviren! Zugegeben, daß er vielleicht Interessanteres zu berichten wüßte: aber erstens geschähe das in seiner so überaus widerwärtigen, unnatürlichen Art, unter allerlei geistigen Bocksprüngen und Grimassen, und zweitens wüßte man nie, was Wahrheit und was Dichtung ist. Bei Lindau dagegen hat man immer die Empfindung, er schreibe nur Wahres, selbst die Schlußepisode mit den vielessenden Damen braucht nicht erfunden zu sein, sie ist vielleicht nur die feuilletonistisch aufgeputzte Wiedergabe einer an sich nicht der Rede werthen Thatsache. Wer eine Nordlandsfahrt gemacht hat, dem wird dieses kleine Buch sie angenehm in Erinnerung bringen; wer sie unternehmen will, den wird es noch mehr dazu anregen; und wer schließlich weder in Norwegen gewesen ist, noch so bald hinkommen wird, der hat die Reise im Geiste gemacht, was freilich die Wirklichkeit nicht ersetzen kann, aber den Vortheil hat, daß man von der Seekrankheit verschont bleibt.

Was hier von Paul Lindau's kleinem Buche gesagt wird, mag zwar sehr unmodern sein, denn heutzutage ist es Mode, über ihn weiblich zu schimpfen, aber dafür ist es wahr!

8. Sonnige Geschichten. Von B. Herwi. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1895. 8. 2 M.

Der Autor dieser kleinen Novellen dürfte weiblichen Geschlechts sein, darauf deutet der Buchstabe statt eines Vornamens, ferner der weichliche Ton der Schreibweise und ganz besonders die Pluralbildung „Masculinums" statt Masculina, die doch Unkenntniß der lateinischen Sprache vermuthen läßt. Was die Dame da erzählt, sind harmlose, kleine Geschichten heiterer Art, wie man sie als Feuilletons sowol in Tagesblättern als auch in Familienzeitschriften finden kann. Sie sind ja gewiß ganz nett erzählt, aber doch gar zu unbedeutend und weichlich.

9. Neue Traktätchen: Innere Mission. — Das Schäfchen des armen Mannes. — Ironismus. — Ein Recept. Von Walter Harlan. Leipzig, Constantin Wild. Sep.-Conto. 1895. 8. 2 M. 50 Pf.

Dieses Buch ist dem „Meister Hermann Bahr" gewidmet. Das ist bedenklich für den, der das zweifelhafte Vergnügen hat, die Werke dieses „Meisters" gelesen zu haben. Worin ist denn Herr Bahr Meister? Doch wol höchstens in der allerdings classischen Art, durch Niederschreiben des kapitalsten Unsinns — siehe „Die gute Schule"! — von sich reden zu machen. Allerdings hat Bahr außer dem erwähnten Buche auch anderes geschrieben, und damit gezeigt, daß er doch nicht der Irrenhauscandidat ist, für den man ihn nach dem genannten Werke sonst halten müßte. Das Beste, was er geschrieben hat, ist entschieden die Novelle „Jeannette" in der Sammlung „Dora"; und in deren Stil sind die Geschichten des sonderbaren — vermuthlich sehr jungen — Herrn gehalten, der sich's zur Ehre anzurechnen scheint, ein Jünger Bahr's zu sein. Nun, wenn es ihm darum zu thun gewesen ist, dessen Eigenart nachzuahmen, so muß man zugeben, daß es ihm nicht übel gelungen ist; auch sein Stil ist zerhackt und voll selbstgefälliger Unarten, wie der seines Meisters. Was den Inhalt betrifft, so ist er recht annehmbar, im Verhältniß zu dem Durchschnitt der deutschen Novellistik sogar gut zu nennen. Jedenfalls zeigt der junge Autor Begabung und vermeidet die Alltagsschablone der Familiengeschichte, was sehr anzuerkennen ist. Leider ist zu befürchten, daß er im Bestreben, nicht schablonenhaft zu sein, ins Gegentheil ausartet und sich in Extravaganzen verirrt, zumal da er sich ein so böses Beispiel gewählt hat, wie Bahr es ist. Ein Autor, der im Stand ist, — wenn auch nur aus herostratischer Sucht von sich reden zu machen — vollständig sinnloses Zeug zu schreiben, wie Bahr in seiner „Guten Schule"; ein Autor, der diese Sucht soweit treibt, daß er sich auf einem seiner Bücher in einem Magiergewand abbilden läßt; der dasselbe Buch seinem Hunde widmet: ein solcher Mann ist doch wahrlich das böseste Beispiel für einen jungen Schriftsteller! Und daß Walter Harlan noch jung ist, darauf deutet auch die Unart, in einem Buch Sachen zu vereinigen, die ihrer Art nach gar nicht zusammenpassen. Er hat seinen zwei Novellen nämlich eine ästhetische Abhandlung angehängt, die man sich als Vorrede ganz gut gefallen lassen könnte, aber die sich, auf die zwei Geschichten folgend, als ob es eine dritte wäre, recht unpassend ausnimmt. „Ironismus" heißt dieser Aufsatz und soll darthun, daß die höchste dichterische Leistung auf erzählendem Gebiet in der ironischen Behandlung des Stoffes liege. Man kann dem Autor hierin nur beistimmen, aber er faßt die Sache doch nicht richtig auf, und wie seine zweite Geschichte zeigt, in der er seine Theorie offenbar bethätigen will, faßt er sie auch nicht richtig an. Anstatt nämlich offenbar über dem Stoffe zu schweben und die vorkommenden Menschen aus der Vogelperspective des überlegenen Geistes zu betrachten und zu belächeln, macht er sich geradezu lustig über sie und treibt mit ihnen Possen. So ist der Ironismus nicht zu verstehen! Wenn Harlan schon eines „Meisters" nicht entrathen kann, so seien ihm als bedeutende Vertreter des „Ironismus"

Alphonse Daudet, Guy de Maupassant und der ihm vermuthlich unbekannte Gustav Schwarzkopf empfohlen.

10. Der Sänger. Roman. Von Karl von Heigel. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 23.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 50 Pf.

Der „Ironismus", von dem Harlan spricht, kommt in diesem neuen Buche Heigel's viel besser zur Geltung als in seinem eigenen. Heigel's glatter Stil, seine kühle Ueberlegenheit erinnern bei diesem Roman an Paul Lindau's Art; der Inhalt freilich ist nicht so fesselnd, als jener in der Regel zu schreiben weiß. Immerhin ist einem da eine angenehme Lektüre geboten, die nicht nach der Schablone gehalten ist. Die Zeichnung des Helden, eines in Eitelkeit aufgehenden Sängers, ist äußerst gelungen. In der Sprache fällt die sorgfältige Vermeidung aller Fremdwörter auf, sowie eine lobenswerthe Selbständigkeit des Ausdruckes, die sich in eigenartigen treffenden Bemerkungen äußert, wie z. B. in dem überaus gelungenen Satze, mit dem die Vorliebe eines Bedienten für Fremdwörter charakterisirt wird: „Er liebte die Fremdwörter wie Trinkgelder." Einen treffendern Vergleich kann man sich in diesem Falle gar nicht denken!

11. Gesühnt. Roman. Von Henry Gréville. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, A. Schumann. 1895. 8. 4 M.

Gewöhnlichste französische Romanschablone. Eine putzsüchtige, eitle Frau, die ihrem Gatten untreu wird, ihn verläßt, ihren Geliebten heirathet und schließlich so freundlich ist, zu sterben, um dem Glücke der andern Personen und der Absicht der Verfasserin nicht im Wege zu stehen: das ist die treibende Kraft des Romans, die diesen Conflict veranlaßt und mit ihrem Erlöschen löst. Ueber medicinische Dinge hätte sich Frau oder Fräulein Gréville etwas besser informiren sollen, denn das mit dem „Lungenschlag" ist Gefasel. An öden deutschen Romanen ist wahrlich kein Mangel, wozu noch solche aus dem Französischen übersetzen?

Theodor von Sosnosky.

Dramatische Werke.

1. Zwischen Himmel und Erde. Eine Bühnendichtung in zwei Theilen. I. Peregrino, eine Fantasie. II. Weltende, ein Mysterium. Von Richard Zoozmann. Berlin, Eduard Rentzel. 1895. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Richard Zoozmann ist ein fleißiger und hochstrebender Poet, dessen Lyrik aus warmen Gefühlstönen und ernstem Gedankeninhalt zu gleichen Theilen gebildet wird. Wie bei so vielen Dichtern, die ein Gedankenelement in ihren Werken zum Ausdruck bringen, wie bei Hamerling und Gottschall, zeigt sich auch bei Zoozmann eine Neigung zur Phantastik und zu Entwürfen, die den Bann des realen Lebens weit überfliegen. Wenn Zoozmann, um diesem Drange zu genügen, zur dramatischen Form greift, so gibt er seiner Vorliebe für das Drama nach, zu dem ihn zwar seine klare Natur und seine ernste Nachempfindung alles dessen hinweisen, was menschlich ist, aber zu dem ihm die charakterbildende Kraft und die energische Steigerung mangelt. Naturgemäß treten diese Schwächen weniger hervor, wenn es sich wie in der vorliegenden Bühnendichtung um phantastische und symbolische Vorgänge handelt, die sich mit einem wundervoll empfundenen und geformten Gedicht an die Phantasie einführen. Peregrino, eine Art Faust, verlangt von Luzifer, daß er Amasia, die todte Gattin, ihm neu beleben soll. Der Wunsch wird unter der Bedingung erfüllt, daß Amasia vom Teufel versucht werden soll: wird sie in ihrer Treue wankend, so verfällt der Gatte dem Teufel; besteht sie, so gehört ihnen beiden das Paradies. Unter anderer Gestalt, als indisches Fürstenpaar, finden sich die Gatten, und Luzifer naht als mächtiger Feind und Versucher. Aber weder Drohung noch Verführung können Amasia wankend machen: der böse Geist verliert. All das geschieht im Traum; als Peregino erwacht, findet er Amasia nach wie vor todt und greift zum Giftbecher. Wie allerdings der Selbstmörder ins Paradies gelangen soll, und wie dies Satan verheißen darf, bleibt dunkel. — Das zweite dramatische Gedicht zeigt das Weltende. Auf der vereisten Erde sind nur ein Mann und eine Frau übriggeblieben. Sie schlafen ein und träumen. Gott erlaubt ihnen den Eintritt in den Garten Eden, wenn sie sich nur wie Geschwister lieben wollen. Die Beiden geloben es, aber sie fühlen sich trotz der Herrlichkeit im Garten Eden krank und glücklos. So brechen sie das Gelübde und sind des Todes schuldig. Aber auch das war nur ein Traum: die beiden letzten Menschen sind im Schnee und Eis für immer entschlafen. — Beide Dichtungen bieten viel Schönes, die letzte vielleicht in höherm Grade als die vorhergehende. Die rein lyrischen Stellen sind am besten gelungen.

2. Sein Geheimnis. Schwank in einem Aufzug. — Blaubart. Lustspiel in zwei Aufzügen. Von E. P. von Westenholz. Stuttgart, Friedrich Frommann's Verlag (E. Hauff). 1895. 8. 60 Pf. u. 1 M.

Zwei vollendete Harmlosigkeiten. Der Schwank behandelt natürlich eine Episode aus einer jungen Ehe, wo die Neuvermählte Verdacht schöpft, daß ihr Gatte zu einem Stelldichein zu gehen pflegt, wenn er Freitags das Haus verläßt. Unglaubliche Dienstboten mit berliner Mundart, erbrochene Briefe und Misverständnisse thun

das übrige, den Scherz zu würzen. Etwas gezwungener, weil in minder vertrauten Kreisen spielend, erscheint das Lustspiel, in dem sogar — man denke! — Napoleon I. in der Maskenkleidung eines Ritter Blaubart auftritt. Die Erfindung ist wenig geschickt und die Ausführung ohne den rechten fröhlichen Lustspielgeist. In literarischer Beziehung bedeuten die beiden Kleinigkeiten nichts, aber sie erheben auch freundlicherweise keinerlei Ansprüche.

3. Die Fahnenweihe. Eine Komödie in drei Acten. Von Josef Ruederer. München, Carl Rupprecht's Verlag. 1895. 8. 2 M.

Josef Ruederer ist ein frisches münchener Talent, von dem ein psychologischer Roman: „Ein Verrückter, Kampf und Ende eines Lehrers" die wohlverdiente Beachtung gefunden hat. Lebendigkeit, Localtreue und natürliche Kraft zeichnen ihn aus. Man kann in Ruederer vielleicht nur die Kunst des Alltags finden, aber sie ist mit gewinnenden Zügen ausgestattet, fern aller Gefallsucht und von entschiedenem Muth, wenn es Uebelstände zu bekämpfen gilt, und von satirischer Schärfe, wenn die Moral der Gesellschaft geschildert werden soll. Auf seine Baiern versteht sich Ruederer vortrefflich. Das sind nicht etwa die verbrauchten Typen aus dem oberbairischen Gebirgsstück oder Roman, sondern eigene, sehr tüchtig wiedergegebene Studien nach der Natur, die auch da, wo sie anfangs befremden, doch bald vollen Glauben erwecken. Mit mehr oder minder feinen Strichen, aber immer bestimmt und anschaulich, werden in dem Stück: „Die Fahnenweihe" ungefähr zwanzig Charaktere derart geschildert, daß man beim Ueberfliegen des Personenverzeichnisses nach beendeter Lektüre von jedem ein deutliches Bild in der Erinnerung hat. Der Posthalter Schlegel in einem größern oberbairischen Flecken will von der Gemeinde die Gregori-Wiesen kaufen, um dort ein Findelhaus auf eigene Kosten zu bauen. In Ansehung des guten Zweckes ist der Preis sehr billig, der Posthalter verschweigt aber, daß er auf die Wiesen außerdem ein großes Hotel bauen will. Das Geld dazu soll ihm der Liebhaber seiner Frau, der junge Millionär Rettinger geben. Infolge eines öffentlichen Scandals, der auch das Liebesverhältniß der Posthalterin aufdeckt, will die Gemeinde die Wiesen nicht mehr verkaufen und Haberfeldtreiber drohen dem Posthalter das Leben in dem Orte zu verleiden. Aber so tief auch der Posthalter in der Achtung der Welt gesunken schien, er steht am Ende doch wieder als eine Stütze der Gesellschaft da und baut das Findelhaus auf die Gregori-Wiesen, die der Liebhaber seiner Frau nur etwas theurer als früher bezahlen muß. In dieser sehr einfachen Handlung steckt eine treffliche Beobachtung und ironische Menschenauffassung, die in der That zu großen Hoffnungen Anlaß gibt. Durch kleine Mittel werden die Vorgänge bunt und fast überall bewegt dargestellt. Es zeugt von höherer Künstlerschaft, wenn auch rohe und verworfene Charaktere in einem Lichte erfaßt werden, das ihnen menschliche Sympathie verleiht, die halb auf verstehendem Mitleid, halb auf feinem Humor beruht.

4. Im Kriegsjahr 1870. Drama. Eine Jubiläumsgabe. Von Fortunat Torney. Gotha, F. A. Perthes. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Kriegsjahr 1870/71 hat bekanntlich auf die Literatur einen äußerst geringen Einfluß ausgeübt. In keinem Gebiete aber weniger als im Drama. Wir besitzen eine große Anzahl Festspiele und Lagerscenen, aber kein einziges Drama von wirklichem literarischen Werthe. Dasselbe Urtheil trifft auch die dichterischen Hervorbringungen, die nunmehr fünfundzwanzig Jahre nach dem Kriege hervortreten; auch sie sind herzlich gut gemeint, aber ohne das Interesse in künstlerischem Sinne fesseln zu können. Das vorliegende Stück ist eine durchgängig dilettantenhafte Dichtung, die in gleichmäßig langweiligen Jamben die Kriegsereignisse in einem kleinen französischen Städtchen darstellt. Von Charakteristik ist keine Spur vorhanden, und die vaterländische Poesie Fortunat Torney's ist nur dann zu entschuldigen, wenn sie sich erst wieder einstellt, wenn abermals fünfundzwanzig Friedensjahre verstrichen sind.

5. Billige Bräute. Lustspiel. Von Friedrich S. Krauß. Wien, Carl Graeser. 1895. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

„Billige Bräute!" Was darunter zu verstehen ist, wird dem modernen Großstädter sehr wunderbar scheinen. Während der Orientale dem Vater die Tochter mit Gold aufwiegt, haben die Bosniaken den Brauch, daß die Braut billig sein müsse und am allerbilligsten ist sie, wenn sie geraubt wird. So hat der Vater, der edle Bosniak, seine Braut gewonnen und zugleich durch sie den Schatz seines Schwiegervaters gründlich ausräumen lassen, so will auch der Sohn zu seiner Geliebten kommen. Das schildert der Dramatiker aber in keiner Weise, sodaß das Motto gerechtfertigt wäre: „Fröhlich soll von Land zu Land erschallen hell Gelächter frisch vom Herzensgrund!" Beim besten Willen wird ein solches Gelächter niemand zu Stande bringen, der dieses ungelenke, mit dem classischen Deutsch oft auf dem Kriegsfuß stehende Lustspiel liest; nur wer den Lautwerth der slawischen Buchstaben in den geradezu fürchterlichen Personennamen beachten und den genauen Vorschriften des „Dichters" über die Aussprache Folge leisten sollte, der dürfte ein Verziehen seiner Lippen zu einem Lächeln nicht unterdrücken können. Er benutze die Gelegenheit; denn im Lustspiel selbst wird ihm dazu nicht wieder Gelegenheit geboten werden.

6. Der arme Walter. Trauerspiel in fünf Acten. Von Robert Jaffé. Berlin, Richard Taendler. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Punkt, von dem der Verfasser ausgegangen zu sein scheint und über den er niemals hinausgekommen ist, ohne ihn immer zu erreichen, liegt in Hauptmann's

beiden Dramen „Friedensfest" und „Einsame Menschen". Mit ihnen theilt das Stück von Robert Jaffé die breite und oft völlig zwecklose Ausmalung der Familienscenen, die stockende, in kleinbürgerlicher Enge verharrende Handlung und das Bemühen, in die Seelen der Alltagsmenschen hinabzuleuchten und ihre schmerzvollen Erfahrungen wiederzuspiegeln. Die Absicht ist die eines Dichters und eines warm empfindenden Menschen, die Ausführung gestattet indessen, nur der Absicht Anerkennung zu theil werden zu lassen. Schon die Fähigkeit, in einer Scene eine gewollte Stimmung festzuhalten oder durch ein einziges Ereigniß allen in Frage kommenden Charakteren eine kennzeichnende Aeußerung abzugewinnen, mangelt Jaffé in hohem Grade; er hat nur den Charakter des armen Walter größer angelegt, aber mit wie kleinen und kleinlichen Mitteln bringt er ihn zur Anschauung. Der Verfasser schafft nicht aus dem Vollen, er leimt. Dabei kommen hart neben etwas Grobem und Ungeschlachtem, das unkünstlerisch abstößt, weil es zwecklos ist, übertriebene und höchst fragwürdige Feinheiten im Seelenleben der Personen zu stehen, die an sich alles Lob verdienten, wenn sie zunächst einmal technisch besser gearbeitet wären und sodann sich planvoll einer großen Gesammtanschauung unterordneten. Der arme Walter selbst ist eine aus vielen werthvollen und werthlosen Theilen zusammengesetzte Figur, entstanden in der Arbeitsstube eines mühsam sammelnden und sich in Probleme hineinbohrenden dramatischen Anfängers, dem auch rein äußerlich genommen die Anforderungen der Bühne erhebliche Schwierigkeiten bereiten.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

In Nr. 28 d. Bl. f. 1894 haben wir den außerordentlichen Eindruck erwähnt, den Professor Mori's Anfang des vorigen Jahres erschienene japanische Uebersetzung von Goethe's „Werther's Leiden" im fernen Inselkaiserthum hervorgerufen hat, gleichzeitig aber betont, daß dieser sentimentale Jugendroman des Altmeisters den Chinesen schon bei seinen Lebzeiten und zwar verhältnißmäßig früh — eine seiner Elegien gedenkt der Glasmalerei Chinas, die sich dieses Stoffes bemächtigt habe — geläufig gewesen sei. Inzwischen haben nun die beiden großen Mongolenstaaten des Ostens ihre physischen Kräfte miteinander gemessen und dabei hat sich die Wagschale ganz entschieden zu Gunsten der unternehmungskühnen Insulaner geneigt, denen man infolge dessen und auf Grund älterer Erfahrungen auch den culturellen Vorrang einräumt. Jetzt erfahren wir aber zu unserm Erstaunen, daß auch ein zweiter Dichterkönig des Abendlandes bei den bezopften Söhnen des „Reiches der Mitte" früher Gnade gefunden hat als in Tokio, der Mikadoresidenz, wo an der Universität deutsche und englische Professoren die wichtigsten Lehrstühle innehaben. Wir wissen zwar durch den Aufsatz Emil Hausknecht's, des akademischen Vertreters für Deutsch daselbst, „Shakespeare in Japan" im vierundzwanzigsten Bande des „Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft" von einer Paraphrase des „Julius Cäsar" und Inhaltsauszügen des „Kaufmanns von Venedig" sowie von „Romeo und Julia", die in der dortigen klangvollen Landessprache bisher geliefert worden sind, und der eben genannte Verein besitzt diese Raritäten als Geschenke Professor Hausknecht's auch in seiner Bibliothek. Aber zur vollständigen Aneignung eines ganzen Stückes haben es die regsamen Sieger vom Yalu-Flusse bisjetzt noch nicht gebracht. Im Gegensatze dazu ist nachgewiesenermaßen neben andern Shakespeare'schen Stücken nah verwandten Stoffen bei den ungemein bühnenfreundlich gesinnten Unterthanen des „Sohns des Himmels" — Baron Minnigerode und Rudolf von Gottschall haben sich mit dem Ergebnisse dieser scenischen Neigungen beschäftigt — diejenige Tragödie des britischen Poeten, die nach Handlung und Problem als internationalste sich herausgestellt hat, „Romeo und Julia", seit lange bekannt, und jüngst hat nun auch der Director der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Peking das schwierigste dramatische Werk des großen William, „Hamlet", ins Chinesische übertragen, und danach soll es demnächst durch die Hofschauspieltruppe dargestellt werden.

— Namentlich unsere österreichischen Leser wird ein populäres Schriftchen interessiren, das Dr. Leo Smolle unter dem Titel „Erzherzog Albrecht, Oesterreichs ruhmgekrönter Feldmarschall" (Wien, Georg Szelinski, 1895) herausgegeben hat. Es ist zu dem Zwecke, dem es dienen soll, nämlich beim Volke und der Jugend Anhänglichkeit ans österreichische Herrscherhaus und die habsburgische Monarchie zu erwecken, wohl geeignet. Daß es mancherlei übergeht, was für die eigentliche Geschichtschreibung sehr wichtig sein würde, ist in diesem Falle kaum ein Vorwurf, obgleich die ungeheuern Schwierigkeiten, die das Völkergemisch des österreichisch-ungarischen Staates mit sich bringt, doch mindestens gelegentlich, etwa wo von Erzherzog Albrecht's ungarischer Statthalterschaft gesprochen wird, hätten hervorgehoben werden sollen. Schlimmer ist es, daß die Loyalität den Verfasser einmal — fast ganz am Schluß — zu einem Widerspruch in sich und mehrfach zu Uebertreibungen, die ganz gewiß nicht im Sinne seines Helden sind, verleitet hat. Schon daß der Erzherzog gelegentlich „der erste Großgrundbesitzer und der hervorragendste Industrielle unserer Monarchie" genannt wird, ist jedenfalls sehr geeignet, falsche Vorstellungen zu erwecken. Uebertrieben scheinen mir auch die Bemerkungen über seine soldatische Einfachheit und geradezu geschmacklos ist die Behauptung: „Vielleicht noch in keinem Feldzuge zeigte sich die Geschicklichkeit des Feldherrn durch Anwendung aller Gesetze der Kriegskunst und außerordentlich scharfsinnige Ausnützung aller Vortheile, welche Boden und Stellung darbieten, einem weit überlegenen Feind gegenüber sich siegreich zu behaupten, in einem so glänzenden Lichte, als in den Anordnungen des Erzherzogs, welche zum Siegestage von Custozza führten." — Daß Albrecht ein wirklich bedeutender Feldherr und ein edler, wahrhaft vornehm denkender Mensch (ein besonders schöner Beweis fürs letztere wird S. 38 berichtet), überhaupt der würdige Sohn des Siegers von Aspern war, daß er insbesondere auch dessen echte Bescheidenheit theilte, ist jedenfalls eine Thatsache.

Während bei Smolle die österreichischen Zustände in möglichst rosiger Beleuchtung erscheinen, erhebt Karl Pröll in dem kleinen Buche „Deutsches Leben und Weben. Nationale Erzählungen" (Villach, Gebrüder Gitschthaler, 1895), dessen Umschlag den Vermerk trägt: „Das Reinerträgniß fällt der «Südmark» zu" wieder einmal einen Schmerzensschrei über die bedrängte Lage der Deutschen im heutigen Oesterreich. Als deutsch-nationale Weckrufe aufgefaßt, enthalten diese kleinen Geschichten und Skizzen

in der That manches, was mächtig wirkt, eben weil es aus einer mit Leidenschaft erfaßten Ueberzeugung heraus geschrieben ist. Namentlich gilt das von solchen Stellen, die das eigene Verschulden der Deutschen hervorheben, wie das vor allem in der ersten Hälfte von „Ina" wiederholt geschieht. Aber meist tritt die Tendenz doch allzu aufdringlich hervor, als daß von einer künstlerischen Wirkung, auf die freilich wol auch nicht die Hauptabsicht des Verfassers gerichtet war, die Rede sein könnte. Am störendsten wirken psychologische Sprünge und Selbstgespräche von unerhörter Häufigkeit und theilweise unmöglichem Inhalt. Fast Unglaubliches wird nach der letztern Richtung dem Leser in der Skizze „Wälzer's socialistische Lehrjahre" zugemuthet, wo der pensionirte Gymnasialprofessor Nostritz in einem solchen Selbstgespräch die gesammte politisch-sociale Lage Europas vor seinem und des Lesers Geiste vorüberziehen läßt. Auch der tragische Ausgang erscheint bisweilen nicht als innere Nothwendigkeit, sondern als künstlich um der Tendenz willen herbeigeführt. Wie nahe hätte es z. B. in „Ina" gelegen — und nach der Eingangsscene erwartet das jeder — die Heldin mit dem deutsch-nationalen Bruder des Renegaten Dr. Nowack glücklich werden zu lassen! Statt dessen muß sie sich ertränken, um nicht aus ungenügend begründeter sinnlicher Leidenschaft für diesen Unwürdigen ihrem bessern Selbst untreu zu werden. Die Wirkung auf die höher Gebildeten erschwert sich Karl Pröll durch solche Vernachlässigung künstlerischer Gesichtspunkte ganz außerordentlich. Hat er aber ganz naive Leser im Auge gehabt, so hätte er vielen Betrachtungen mindestens eine ganz andere Form geben müssen. Am natürlichsten berühren die kleinen „Märchen" am Schluß des Bändchens. Für Zwecke, wie sie Pröll verfolgt, wäre die propagandistische Broschüre die geeignete Form.

— Das Buch „Katharine Koch, eine deutsche Naturdichterin", dritte Auflage, im Selbstverlag des Herausgebers Karl Schrattenthal (Preßburg und Leipzig, Commissionsverlag von G. Heckenast's Nachf., 1895) verdient eine freundliche Empfehlung, wie ihr eine solche schon beim Erscheinen der ersten Auflage in d. Bl. zu theil geworden ist. Auch Karl Gerok hatte damals mit seinem günstigen Urtheil nicht gekargt. „Das Charakterbild der ehrwürdigen Greisin", so schrieb er im Februar 1884 an den Herausgeber, „wie die mitgetheilten Proben, beides hat mich rührend angesprochen; unter den letztern ganz besonders so echte Herzenslaute wie «Wer so viel tragen kann», «Der erste Schnee», «Nur einmal», «Altmütterchen und Apfelbaum», «Beim Anblick eines Leichenzuges» u. a. Das ist wirkliche Poesie, individuell erlebt, warm empfunden, glücklich ausgesprochen!" Weit eigenartiger übrigens als diese an sich bescheidenen Musenspenden muthet, außer jener Charakteristik, welche Gerok erwähnt, die in der gegenwärtigen Auflage vorliegende Selbstbiographie der Naturdichterin an: Rückblicke und Erinnerungen aus einem achtundsiebzigjährigen Leben. „Jungfer Bas", wie die Greisin in ihrer Heimat hieß, hatte, auf Schrattenthal's Wunsch, sich in einer Prosaerzählung versucht — „Hold und Hort, eine Geschichte aus dem Bürgerleben", ist in der That in der vorliegenden Ausgabe mitgetheilt — weit besser als in dieser anspruchslosen Leistung tritt ihr Erzählertalent in den „Rückblicken und Erinnerungen" hervor. „Wollen Sie mir die Liebe erweisen und von einer Veröffentlichung ganz Abstand nehmen oder wenigstens vor der Hand beruhen lassen, so hatte sie bei Uebersendung des ersten Theils ihres Manuscripts gebeten. Nachdem sie aus diesem Leben, dessen Sorgen, Mühe und Entbehrungen sie durch Poesie und Gläubigkeit zu verklären wußte, abgerufen worden ist, lag für den Herausgeber kein Grund vor, das Manuscript länger ungedruckt zu lassen.

— Aus den Verhandlungen des siebzehnten Congresses der Association littéraire et artistique internationale, der Ende September in Dresden tagte, wird Folgendes unsere Leser interessiren. Der Congreß nahm unter anderm folgenden Antrag an: „Die Entäußerung eines Kunstwerkes an sich schließt nicht die Entäußerung des ausschließlichen Nachbildungsrechts in sich." Auf Antrag von Jules Lermina aus Paris sprach der Congreß sich dahin aus, daß ein Universalverzeichniß der Werke der Kunst und Wissenschaft begründet werden soll, derer, die in der ganzen Welt erschienen sind und die erscheinen werden, und der nächste Congreß (in Bern) über die Art der Ausführung berathen soll.

Bibliographie.

Bendler, G., Barmherzigkeit. Novelle. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

— — Die Eine. Roman in zwei Bänden. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 6 M.

Bornemann, A., Kriegs-Tagebuch eines jungen Offiziers im Großherz. Hessischen Jägerbataillon aus den Jahren 1870/71. Gießen, J. Ricker. 8. 1 M. 50 Pf.

Dincklage, F. Freiherr v., Baroneß Dr. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8. 4 M.

Flaischlen, C., Otto Erich Hartleben. Beitrag zu einer Geschichte der modernen Dichtung. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 50 Pf.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Kunst und Gunst. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Fries-Schwenzen, H., Freie Liebe. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Gemberg, Adine, Aufzeichnungen einer Diaconissin. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Groller, B., Zehn Geschichten. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Halévy, L., Der Feind im Land. Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach französischen Tagebüchern. Dritte Auflage. Braunschweig, Otto Salle. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hartmann, L., Richard Wagners Tannhäuser. Festschrift zum Gedenktage der ersten Aufführung am 19. October 1845 in Dresden. Dresden, Richard Bertling. 8. 1 M.

Hirschfeld, G., Die Mütter. Schauspiel. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Hollaender, F., Sturmwind im Westen. Berliner Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag, 8. 4 M.

Klinckowstroem, A. v., Diebe. Roman. Zwei Bände. Dresden, C. Reißner. 8. 6 M.

Knackfuß, H., Dürer. (Künstler-Monographien 5. Band.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 3 M.

Kretzer, M., Ein Unberühmter und andere Geschichten. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Mackay, J. H., Albert Schnells Untergang. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Megede, M. zur, Aus der Gesellschaft. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Nolde, E. Baron, Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien 1892. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Norden, A., Aus sturmbewegter Zeit. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 10 M.

Pietschker, K., Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Potsdam, A. Hachfeld's Verlag. Gr. 8. 6 M. 25 Pf.

Presber, R., Das Fellahmädchen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

Preuschen, Hermine v., Via passionis! Lebenslieder. Dresden, Carl Reißner. Schmal 8. Cart. 3 M.

Roland, J., Marie Hillebrand (1821—1894). Ihr Leben und erzieherliches Wirken. Gießen, J. Ricker. Gr. 8. Geb. 2 M. 60 Pf.

Samarow, G., Die gute alte Zeit. Eine Erzählung aus Niedersachsen. Zwei Bände. Zweite Auflage. Jena, H. Costenoble. 8. 6 M.

Schmidt, C., Das Naturereigniß der Sintflut. Basel, Benno Schwabe. 8. 1 M. 20 Pf.

Schroeter, A., Lacrimae Christi. Roman. Wiesbaden, Heinrich Lützenkirchen. 8. 3 M.

Stretton, Hesba, Der große Leidensweg am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 8. 4 M.

Struck, W., Das Bündniß Wilhelms von Weimar mit Gustav Adolf. Stralsund, Königliche Regierungs-Buchdruckerei. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Thomé, O. W., Der Mensch, sein Bau und sein Leben. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Verga, G., Sicilianische Dorfgeschichten. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Vincenti, C., Aus goldenen Wandertagen. Erlebtes und Fabulirtes. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine
Geschichte der Philosophie
mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.
Von
Dr. PAUL DEUSSEN
Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abteilung:
Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.

8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abteilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, neuere Philosophie bis zur Gegenwart) darstellen wird.

Das bedeutende Werk lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.
Von
Thomas Carlyle.
Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**
Dritte Auflage.
Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.
Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:
Land und Leute,
geschildert von
Dr. Berthold Volz.
Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Felix Dahn,
Erinnerungen. Viertes Buch.
Würzburg — Sedan — Königsberg (1863—1888).
2. Abtheilung (1871—1888) — (Schlussband).
Geh. M. 12.—, geb. M. 13.—.

Nach den in der ersten Abtheilung dieses Bandes den breitesten Raum einnehmenden kriegerischen und politischen Darstellungen folgen hier die Jahre der ertragreichsten wissenschaftlichen und dichterischen Thätigkeit.

Die Bedeutung der Dahn'schen Biographie liegt nicht allein in dem engeren Gebiete eines an sich ja allerdings sehr reizvollen Dichter- und Gelehrtenlebens, sie gewinnt vielmehr ein weit darüber hinausgehendes welt- und kulturgeschichtliches Interesse durch die vielen Beziehungen, welche der Verfasser zu hervorragenden Persönlichkeiten gewonnen hat.

Daraus hat er in wichtigen Epochen der Zeit durch Berichte über Begegnungen und Gespräche u. a. mit: Kaiser Friedrich, König Ludwig II. von Bayern, der Königin von Rumänien, Bismarck, Falk, viel des Interessanten aufgezeichnet. Das Memoirenwerk ist mit diesem Baude abgeschlossen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Franz Magnus Böhme,
Volksthümliche Lieder der Deutschen
im 18. und 19. Jahrhundert.
Nach Wort und Weise aus alten Drucken und Handschriften, sowie aus Volksmund zusammengebracht und mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen.
Preis kart. M. 12.—, in Ganzlbd. M. 13.20.
Eine Ergänzung zu
Erk-Böhme, Deutscher Liederhort.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby
von
W. von Humboldt und E. M. Arndt.
Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von
Heinrich Meisner.
Nebst einem Porträt.
8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

(Mit einer Beilage von **Georg D. W. Callwey's Verlag** in **München.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 42. — 17. October 1895.

Inhalt: Vom Wandel des deutschen Gefühlslebens. Von J. Wychgram. — Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Moderne Romane und Novellen. Von Richard Opitz. — Russische Literatur. Von Bernhard Münz. — Naturwissenschaftliche Schriften. Von Franz Bendt. — Politisches Parteiwesen. Von L. O. Brandt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Vom Wandel des deutschen Gefühlslebens.

Wir wissen mit einer oft recht überflüssigen Genauigkeit, was unsere Altvordern gethan und auch wie sie gehandelt haben, und die Erlangung dieser Kenntniß ist ziemlich einfach und mühelos gewesen. Schwieriger schon ist die Ermittelung dessen, was sie gedacht, und besonders wie sie gedacht haben; aber auch hier bietet sich der Forschung eine Menge zuverlässiger Handhaben, und der Gedankenschatz früherer Geschlechter ist so bekannt, daß kaum irgendwo bedauerliche Lücken oder ernstliche Zweifel bestehen. Anders steht es um unsere Kenntniß der Art, wie die Deutschen vor Jahrhunderten gefühlt haben. Sind die Gefühle, die man als die allgemein menschlichen bezeichnet, der Schmerz, die Freude, die Liebe, der Haß, zu allen Zeiten dieselben gewesen, haben sie das Herz immer gleich tief ergriffen, oder ist ihre Stärke im Laufe der Jahrhunderte Wandlungen unterworfen gewesen? Hat es geschichtliche Epochen gegeben, die dem innern Gemüthsleben des Menschen, des Deutschen, ungünstig oder günstig waren, die diesem Leben besondere Antriebe gaben oder es dämpften und gar unterdrückten? Und wenn dies der Fall war, welche Bewegungen und Thatsachen haben solchen Aufschwung, solchen Niedergang bewirkt?

Das sind Fragen, die wol das Interesse des Historikers erwecken und verdienen, und mit deren Erörterung er zugleich dem Interesse der Gebildeten begegnet. Denn so wie jeder mit besonderer Vorliebe sein eigenes Innenleben betrachtet, so ist auch die Betrachtung fremder Gemüthszustände voller Reiz. Ein junger Culturhistoriker, Georg Steinhausen, hat sich auf diese schwierigen Fragen eingelassen und eine Skizze dessen, was er gefunden und gedacht hat, in einem Vortrage*) vor einem gebildeten Hörerkreise in Jena entworfen. Es ist ein nur wenig angebautes Gebiet, das er betritt. Gustav Freytag in seinen Bildern aus deutscher Vergangenheit hat es öfters gestreift und einige leuchtende Schlaglichter hineinfallen lassen. Diese hat in seinem schönen Buche über die Entwickelung des Naturgefühls eine wichtige Seite (aber auch nur eine) vergangenen Gefühlslebens behandelt. Manche andern Culturhistoriker, wie Lamprecht und besonders Biedermann, gesellten sich gelegentlich auf diesen Wegen dazu. Aber der Kern der Sache blieb verhüllt. Man darf Steinhausen für die eingehendere Erörterung dieser Fragen ohne Zweifel für besonders geeignet und gut vorbereitet halten: ist er doch durch seine Beschäftigung mit der Geschichte des Briefes unmittelbar auf sie hingeführt worden.

Wir haben es indessen, wie gesagt, nur mit einer Skizze zu thun und es sei erlaubt, gleich hier zu sagen, daß uns durch die Lektüre seines Vortrages der Wunsch entstanden ist, einmal aus seiner Feder eine weiter ausgreifende pragmatische Darstellung des Gegenstandes zu lesen. Daß er sie zu geben im Stande wäre, ist uns nun nicht mehr zweifelhaft, wenn wir auch in manchen Dingen, die er vorbringt, nicht mit ihm übereinstimmen. Es ist eben ein Gebiet, auf dem wie kaum irgendanderswo der subjectiven Deutung Spielraum gelassen ist.

Steinhausen setzt mit dem beginnenden 14. Jahrhundert ein; warum erst mit diesem, sagt er nicht. Es scheint jedoch, daß ihn dazu die Armuth früherer Zeiten an brieflichen Aeußerungen bewogen hat; auf diese besonders stützt er seine Darstellungen. Man kann ihm entgegenhalten, daß es doch noch eine Fülle anderer Quellen gibt, in erster Linie die Kunst und die Dichtung. Aber er ist gerade gegen diese mistrauisch. „Allzu häufig wird allzu rasch aus ihnen geschlossen.“ „Man darf nie die zahlreichen Momente außer Acht lassen, welche den Gefühlsausdruck in Kunst und Dichtung überall bewußt

*) Der Wandel deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter. Von Dr. Georg Steinhausen. Eine jenaer Rosenvorlesung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 225.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895. Gr. 8. 80 Pf.

und unbewußt beeinflussen.“ Es ist wahr, wer die mittelalterliche Poesie für diesen Zweck verwerthen will, muß vor allen Dingen mit der Fülle des Conventionellen rechnen; er muß den Pulsschlag natürlichen Fühlens durchmerken können durch den Wust von Formeln und Gemachtem. Aber dem Beispiel dieser Skizze, die so gut wie ganz auf diese Quellen verzichtet, dürfte eine eingehendere Darstellung in keinem Falle folgen. Warum waren das Nibelungenlied und die Kudrun volksthümlich und allbeliebt? Weil Gudrun's ausharrende Treue und Kriemhild's in der Blüte geknickte Hoffnungen eine engverwandte Saite im Herzen jedes deutschen Volksgenossen erklingen ließen.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts hatte sich die Weltanschauung des Ritterthums ausgelebt; das Gefühlsleben, das ihm zu Grunde gelegen hatte und das auch durch die Hülle der bloßen Formen hindurch dem Kundigen deutlich und warm entgegenschlägt, war vielleicht gerade an seiner Uebertreibung zu Grunde gegangen. Der Beginn des 14. Jahrhunderts findet nach Steinhausen in Deutschland ein „nüchternes, schlichtes, fast gemüthsarmes“ Geschlecht; das Bürgerthum wird der social maßgebende Stand, aber, wie es in äußerer Beziehung sich mühsam, in harter Arbeit und noch härterer Wehr emporringt, so ist es in jener Zeit auch innerlich in einem Proceß des Werdens begriffen, indem die mildern, weichern Seiten des Gefühlslebens noch zurücktreten. Den mystischen Zug, der damals durch weite Kreise der Bevölkerung ging, sieht Steinhausen zwar als das Zeichen eines tiefen und starken Empfindungslebens an, aber er meint doch, daß das nicht der Beginn, sondern das Ende einer Entwickelung sei, „ein Nachklang des frühern poetischen Empfindungslebens“; in der großen Mehrheit des Volkes sei viel eher ein Zug der Gefühlsarmuth wahrzunehmen, diese aber sei nicht „ein Zeichen des Zurückgebliebenseins, sondern der Unentwickeltheit“. Das stimmt wol mit den culturgeschichtlichen Thatsachen überein. Der Ausdruck des Gefühls ist im Beginn des 14. Jahrhunderts noch unbeholfen, conventionell gebunden; aber je mehr die Festigung des Bürgerstandes vor sich geht, desto reicher wird das Gefühlsleben und desto mehr gewinnt man den Eindruck, daß es sich in diesen Kreisen um viel Jugendlichkeit und Kraft handelt, die die conventionellen Bande bald abwirft.

Was ganz besonders bezeichnend für diese Jahrhunderte, vom 14. bis zum 16., erscheint, ist die Thatsache, daß die gesammte Bildung des Volkes und mit der Bildung auch sein Gefühlsleben, noch durchaus einheitlich ist. In dieser Einheitlichkeit liegt die Vorbedingung der Volksthümlichkeit. Bis zu Luther hin, diesen mit eingeschlossen, ist das Volk in seinem Denken und Fühlen noch ein großes Ganzes. Von dem Fürsten bis zum Bauersmann ist es, wenn auch nicht derselbe Wissens- und Vorstellungkreis, der alle umfängt, so doch derselbe Kreis der Gefühle. „Der Fürst“, sagt Steinhausen, „spricht und fühlt wie der Bürger.“ Liebe und Schmerz finden überall den gleich natürlichen, einfachen, aber darum nicht minder warmen Ausdruck. „Ich lass' Euer Lieb wissen“, schreibt Kurfürstin Anna von Brandenburg an ihren Gemahl, „mein groß Sehnen und Verlangen, das ich solch nach Euer Lieb hab und wollt gern wissen, wie's ist Euer Lieb zur Stund, denn mir Zeit und Weil lang ist, daß ich so lang keine Botschaft von Euer Lieb hab.“ Oder wir hören Sibylle von Sachsen an ihren gefangenen Gemahl schreiben, „daß mein Bild, das mir E. G. zum neuen Jahre geschenkt hat, mir nimmer auf dem Latze bleiben will, sunder es kraucht mir immer zum Herzgrübchen hinein; was es bedeuten thut, das weiß ich nicht; ich halte es vor einen schwarzen Edelstein gewißlicher und nicht vor ein Bild, und es mir von ganzem Herzen lieb ist“. Und eine einfache Bürgerstochter, Magdalena Behaim, schreibt ihrem Bräutigam: „Jetznnd schreibst Du mir auch, Du habst außerhalb Deiner Geschäfte eine gar langweilige Zeit; glaub ich Dir ja wohl! ich nimms bei mir ab: ich hab zu thun, was ich woll, so feirn doch die Gedanken nit nach Dir, mein allerliebster Schatz.“ Und so wie der Ausdruck der Liebe innig, ohne Künstelei und Uebertreibung ist, so ist es auch der des Schmerzes, der Trauer, und ganz besonders auch der Fröhlichkeit. Die Neigung zum Humor, zum Schwank ist in jenen Jahrhunderten ungemein stark und weit verbreitet. Es ist fast, als ob gerade die harten Zeitläufte in dieser Neigung und Empfänglichkeit dem mühseligen Geschlechte einen Ausgleich für viel Noth, Kummer, Verfolgung und Pein gegeben hätten. „Flicht Narreteiding ein“, schreibt Albrecht Achilles seiner Gemahlin, und Luther selbst ist der unvergängliche Typus dieses Frohsinnsbedürfnisses. Die Scherze, die man liebte, waren allerdings derb und kräftig, so kräftig, daß man hier die meisten nicht würde abdrucken können, aber auch sie sind Zeichen der damaligen Einheitlichkeit des Fühlens; die Herzogin Sibylle von Sachsen nennt einmal einen Beamten einen „lausichten Tintenfresser!“

Leider ist diese feucht-fröhliche Natürlichkeit, Volksthümlichkeit, Unmittelbarkeit schon vom Ende des 16. Jahrhunderts an der Raub übler Einflüsse gewesen. Die Einheit des Volkes wird gebrochen durch zwei Dinge: durch die gelehrte Bildung, die ihrem ganzen Wesen nach nur bei den allerwenigsten zu freiem, innerlichem Besitze wurde, an die die geistig überlegenen Kreise sich durchaus künstlich anpassen mußten und die vollends für das Volk, auch wenn man sie hineintragen wollte, etwas ganz Fremdes und Unverständliches blieb, und zweitens durch die französische Cultur, deren Uebertragung nach Deutschland auf durchaus künstliche Weise geschah und die bis in die Schichten des kleinen Bürgerthums hinunter den Geschmack für alles Natürliche und, was schlimmer ist, das ganze ethische Gefühlsleben verdarb. Jene ganze Cultur war auf das Künstliche gerichtet, auf das Pathos einerseits, auf das Barock-Zierliche andererseits. Und ihre Wirkungen in dem deutschen Geistes- und Gemüths-

leben waren nicht minder verheerend, als wie es die Wirkung französischer Waffen und französischer Diplomatie im bürgerlichen und wirthschaftlichen Leben waren. Die Briefe, die Steinhausen zum Beweis der völligen Veräußerlichung des Gefühls beibringt (S. 23 fg.), sind ungemein bezeichnend. Alles wird steif, äußerlich, es ist, als ob die Wärme natürlicher Empfindung ganz erloschen wäre. Der Humor verschwindet so gut wie ganz, an seine Stelle tritt der „Pseudoscherz", eine „lendenlahme, mitleiderregende Witzelei". Und wie mit dem Humor, so geht es mit dem Naturgefühl. Wo ist die Freude hin an den Wiesen, Blumen, Bächen, Bergen, die wir bei den Lyrikern des Mittelalters finden und die auch aus so manchem Liede der Reformationszeit noch herausklingt!

Der Raum, den Steinhausen zur Verfügung hatte, hat ihn gehindert, in einiger Ausführlichkeit darzulegen, durch welche psychologischen Vorgänge aus dieser Armuth der Gefühlsreichthum der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgehen konnte. Er legt ein Hauptgewicht dabei auf die pietistische Bewegung (S. 29), aber das ist doch nur ein einziges Moment und wol auch nicht das entscheidende. Ich glaube, daß eine eingehende Darstellung dieser Dinge nicht umhin könnte, nach Frankreich auszuschauen und die Vorbedingungen zu prüfen, aus denen die eigenartige Gefühlswelt eines Rousseau erwuchs. Denn daß die „Empfindsamkeit" des 18. Jahrhunderts auch in Deutschland in viel höherm Maße auf den genfer Naturphilosophen zurückzuführen ist, als das gemeiniglich geschieht, ist mir nicht zweifelhaft. Eine ihrer Quellen liegt ohne Zweifel in dem Wiedererwachen des Naturssinnes, des Sinnes nicht nur für die Schönheit der Landschaft, sondern auch für die lebendige Creatur. Mir ist in dieser Hinsicht das Studium der Werke und des Lebens Bernardin's de St.-Pierre, der ja so eng mit Rousseau verwandt ist, sehr merkwürdig gewesen. Gerade durch dieses Studium ist mir aber auch das andere Moment, das Steinhausen sehr treffend hervorhebt, klar geworden: die Rolle der Frauen bei der Emancipation von der Unnatur des 17. Jahrhunderts. Die Briefe, die St.-Pierre aus allen Ecken und Enden von Frauen und Mädchen bekam, als er sein erstes Werk hinausgesandt hatte, zeigen, daß in den Frauen des damaligen Frankreich schon völlig im Schwange war, was Goethe einmal von der Empfindsamkeit seiner Zeit sagte: „Man spähte sein eigen Herz aus."

Wie gesagt, die Broschüre Steinhausen's ist nur eine flüchtige Skizze; aber sie ist gedankenreich. Hoffen wir, daß er nach dieser Skizze einmal ein größeres Bild ausführt.

T. Wychgram.

Musikliteratur.

1. W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Zweiter Theil. Dritte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 16 M.

Ueber die Bedeutung der Jahn'schen Mozart-Biographie habe ich mich in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung des 1884 erschienenen ersten Bandes in dritter Auflage ausgesprochen. Aus der Vorrede zu dem vorliegenden zweiten Bande geht hervor, daß einzelne meiner damaligen Ausführungen, soweit sie principielle ästhetische Grundsätze betrafen, den Beifall des Herausgebers nicht gefunden haben. Nichtsdestoweniger hat er allen den Berichtigungen, die ich in d. Bl. wie in den ausführlichen Recensionen in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" gegeben hatte, in dankenswerther Weise Beachtung geschenkt und die betreffenden Unterlassungen und Fehler in einem besondern Anhange zu dem zweiten Bande nachgetragen oder verbessert. Auch im übrigen zeigt dieser zweite Band — und zwar in noch weit höherm Maße als der erste — daß der Verfasser den schwierigen und unendlich weit ausgreifenden, überallhin zerstreuten Stoff mit bewundernswerther Sicherheit beherrscht, und jede alte oder neu entstandene Lücke sorgsam auszufüllen bemüht gewesen ist, so daß ich bei sorgfältigster Prüfung aller Nachträge diesmal nirgends eine Lücke gefunden habe. Stellenweise ist des Guten fast zuviel gethan. Ich citire nur ein Beispiel, des S. 331, Anmerkung 52 mitgetheilten Hanslick'schen Urtheils über „Figaro", das nicht blos eine ganz subjective, von Vorliebe zu den Italienern beeinflußte Auffassung verräth, sondern mit Jahn's Ansicht (siehe S. 332, Zeile 15—23) sehr wenig harmonirt. Viele Fehler der zweiten Auflage sind stillschweigend berichtigt — ein Verfahren, das bekanntlich ebenso undankbar als verdienstvoll ist. Was sonst in der Anordnung und Behandlung des Stoffes geändert werden mußte, hat der Herausgeber in der Vorrede gewissenhaft gebucht. Den neuern Angriffen auf die Echtheit des Requiems nach seiner Gesammtanlage sowol, wie hinsichtlich der einzelnen Theile, sieht der Herausgeber mit ruhiger Gelassenheit zu, ohne einen Schritt von der Jahn'schen Auffassung abzuweichen — ein conservatives Verhalten, das diesmal unsern vollsten Beifall hat. Für die Musikbeispiele und Citate sind hier einige Berichtigungen nachzutragen. S. 139, Takt 1 ist die Violinstimme sehr ungeschickt in die Partitur „eingezogen" (g, es, g, c); S. 216, Beispiel 2 fehlt der Taktstrich; der Canon S. 227 ist kein Canon al rovescio, sondern ein Doppelcanon in der Umkehrung; S. 232, Takt 7 muß statt a in der zweiten Stimme fis stehen. Endlich müssen in den „Canonischen Studien" (Notenbeilagen S. 1, System 5, Takt 3 die unerträglichen

Quintenparallelen zwischen Sopran und Tenor beseitigt werden. So schrieb kein Mozart! Die Vergleichung des Originals in der Königlichen Bibliothek hat mir daher auch unzweideutig gezeigt, daß Mozart in der Tenorstimme Correcturen angebracht hat. Otto Jahn hat sie augenscheinlich nicht erkannt. Wie die Stelle zu lesen ist, werde ich demnächst in einer Fachzeitschrift mittheilen.

2. Johan Herman Schein. Von Arthur Prüfer. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1895. Gr. 8. 3 M.

Eine durchaus fleißige, ernste und höchst dankenswerthe Monographie! Eigentlich, wie die Einleitung lehrt, bio- und bibliographische Prolegomena zu einer Ausgabe einer Reihe von Werken des alten leipziger Thomascantors Johan Herman Schein (1586—1630), der einer der allerwürdigsten und vortrefflichsten Vorläufer des größten Cantors aller Zeiten, Johann Sebastian Bach's, war. In erster Reihe muß man der Arbeit nachrühmen, daß sie sich in die Detailforschung über die Lebensumstände des Meisters vertieft. Sie trägt hierin unleugbar den Stempel der Spitta'schen „Schule", freilich möchte ich lieber sagen: Spitta'scher „Schulung". Mit erschöpfender Ausführlichkeit und peinlicher Gewissenhaftigkeit werden die äußern Lebensumstände dargestellt, stellenweise mit einer Scrupulosität, die ins kleinste geht; vgl. S. 1 die Betonung der Schreibweise: Johan Herman (statt Johann Hermann) und Grünhayn (statt Grünhain). Den entscheidendsten Einfluß auf Schein's musikalischen Bildungsgang scheint seine Schulzeit in Schulpforta (1603—1607) gehabt zu haben. Hier hatten kurz vorher zwei Künstler ersten Ranges, Sethus Calvisius und Erhard Bodenschatz, als Cantoren gewirkt. Die dankbare Pietät, die Schein der Anstalt bewahrte, die Widmung von Bodenschatzens Florilegium an seinen Sohn, vor allem aber die Aehnlichkeit in den künstlerischen Grundanschauungen dieser drei Männer, spricht für eine künstlerische Einwirkung, die der Verfasser doch wol zu wenig betont hat. Es folgt „das erste Jahrzehnt der Meisterschaft" und die Berufung zum Thomascantor 1616, also zu jenem Amt, das der würdige Mann unter mannichfachen Kämpfen und Anfeindungen, aber auch mit Erfolgen und Anerkennungen bis zu seinem Tode bekleidet hat. Die Darstellung ist durchweg chronistisch; der Verfasser rubricirt die zahlreichen Werke Schein's nach ihrer chronologischen Folge bibliographisch genau und stellt die äußern Lebensumstände bis ins einzelne dar, unter sehr umsichtiger, gewissenhafter und durchaus einwandsfreier Benutzung der Quellen. Ich hätte solch mühevoller Arbeit gegenüber nur den einen Wunsch, daß die eigentliche und im engern Sinne musikalische Bedeutung Schein's als Componist, insbesondere der rein musikalische Charakter der einzelnen Werke, eine eingehendere Behandlung erfahren hätte. Der Verfasser spricht sich hierüber eigentlich nur in der Vorrede (S. XV—XVII) aus. Und doch scheint mir dieses Thema, selbst wenn man Schein lediglich in Beziehung zu Arthur Calvisius und Erhard Bodenschatz setzen wollte, schon unerschöpflich reich. So erst würde man erkannt haben, welche rein musikalischen Fortschritte wir gerade Schein zu verdanken haben.

Zu den Angaben über die Exemplare des Schein'schen „Cantionale" möchte ich bemerken, daß die Königliche Bibliothek in Berlin (und zwar die hymnologische, nicht die musikalische Abtheilung) beide Ausgaben des „Cantionale" (von 1627 und 1645) besitzt.

Nach dieser, von Einzelheiten abgesehen, im ganzen sehr tüchtigen biographischen Arbeit über Schein, darf man auf das Erscheinen der Ausgabe seiner Werke mit Recht gespannt sein. Ueber die Art und Weise, wie Ausgaben älterer Meister zu veranstalten sind, damit sie praktisch brauchbar werden, bin ich mit dem Verfasser (vgl. S. XXI fg.) im allgemeinen einverstanden. Wesentlich anderer Meinung bin ich nur bezüglich der Schlüssel und der Hinzufügung von Vortragsbezeichnungen, die ich keineswegs als Acte subjectiver Willkür betrachte, wenn sie von sachkundiger Hand herrühren. Den von Professor Spitta hierüber erregten und von seiner „Schule" festgehaltenen Zwiespalt zwischen „Praxis" und „Theorie" in der Musik muß ich nach wie vor bekämpfen. Die Herausgeber der Werke älterer Meister müssen praktisch und nicht blos theoretisch oder antiquarisch geschulte Männer sein. Hoffentlich erbringt die Schein-Ausgabe des Verfassers für diesen selbst den Beweis in ersterer Hinsicht.

3. Johann Adam Hiller. Ein Beitrag zur Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Peiser. Leipzig, Gebr. Hug u. Comp. 1894. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Johann Adam Hiller (1728—1804), der Begründer des deutschen Singspiels, der Componist zahlreicher volksthümlicher Gesänge und Singspiele (darunter „Die Jagd"), der „Vater des deutschen Kinderliedes", herzoglich kurländischer Kapellmeister, dann Thomascantor in Leipzig, der Begründer der „großen Concerte" daselbst, der Erste, der Händel's „Messias" in Deutschland zur Aufführung brachte (in Berlin: am 19. Mai 1786, in Leipzig: am 3. November 1786 und in Breslau: am 30. Mai 1788) — dieser ausgezeichnete und verdienstvolle Tonmeister hat endlich, und zwar durch vorliegende Monographie, die verdiente Würdigung erfahren. Die deutsche komische Oper hat ihn zu ihrem Grund- und Eckstein, die Vocalmusik verdankt ihm in ihren verschiedenen Zweigen eine reichere Anregung und Entwickelung, und das deutsche, sinnige Gemüth eine neue Ausdrucksform: das einfache, schlichte, volksthümliche Lied, das noch heute aller Hörer Herzen sanft und dennoch tief bewegt. Noch heute singt man: „Ohne Lieb' und ohne Wein" (oder: „Ohne Sang und ohne Klang"), den „Aeolus", „Schön sind Rosen und Jasmin" u. a. Ueber das allbeliebte Lied Röschen's aus Hiller's Singspiel „Die Jagd" schrieb seinerzeit J. F. Reichardt: „Ueber dies Lied . . . darf ich nichts mehr sagen; die ganze deutsche Nation hat

schon darüber entschieden. . . . Denn jeder Mann, vom hohen bis zum niedrigsten, singt und spielt es und fast sollte ich sagen: und trommelt es, so sehr wird es in ganz Deutschland auf alle nur mögliche Art gebraucht." Ueberlegt man, was für Liedern heutzutage die Gunst beschert wird, von aller Welt gesungen, gepfiffen und getrommelt werden, so hat man einen handgreiflichen Beweis für die Verrohung des Geschmacks in unserer Zeit. Und darum begrüßen wir diese treffliche Arbeit über Hiller mit besonderer Freude und finden kaum Worte, warm genug, allen ehrlich Deutschfühlenden zugleich mit diesem Buche des alten, würdigen Meister Hiller einfache, schlichte, aber kernig deutsche Lieder auf das angelegentlichste zu empfehlen.

4. Funfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. 8. 2 M.
5. Briefe an August Roeckel von Richard Wagner. Eingeführt durch La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. 8. 2 M.

In der mariafelder Villa des 1851 aus Hamburg nach Zürich übergesiedelten Journalisten und Redacteurs der „Hamburger Neuen Zeitung", Wille, fand sich seit Mitte der funfziger Jahre eine auserlesene Gesellschaft von Männern zusammen, die ihr ungestümer Freiheitsdrang theils freiwillig, theils unfreiwillig auf schweizerischen Boden geführt hatte. Herwegh, Gottfried Keller, Moleschott, Mommsen, der Physiologe Ludwig, ferner Ettmüller, Köchly und Rüstow, vor allem aber Richard Wagner waren zu jener Zeit Gäste des Wille'schen Hauses, in dem die reichbegabte, als Dichterin bekannte Eliza Wille, geb. Sloman, als Hausfrau das Scepter führte. Aus der stürmischen See der Zeit hatte man sich auf freien schweizerischen Boden geflüchtet; aber die Ruhe nach diesen Stürmen war Erholung und Labung für die Gemüther. Niemandem hat diese ländliche Stille wohler gethan als dem Feuergeiste Richard Wagner's. Der erste Gruß, den der „Meister" nach Mariafeld sandte, ist vom 18. Mai 1852 datirt; sein Verkehr daselbst dauerte bis 1864, also bis in die Zeit, wo der junge hochherzige Baiernkönig dem Schicksal des genialen Tonkünstlers die denkbar glücklichste Wendung gegeben hatte. Es sind im ganzen funfzehn Briefe, die die Herausgeberin mittheilt, aber sie zählen zu den schönsten und reizvollsten Blättern der Lebensgeschichte Richard Wagner's. Fällt doch in jene Zeit, aus der sie stammen, die Entstehung der bedeutendsten Werke des Meisters vom „Tristan" ab bis zu den „Nibelungen". Die Herausgeberin hat die Briefe durch eine fortlaufende commentirende Erzählung der Thatsachen untereinander verbunden und dadurch den Genuß dieser auserlesenen Schriftstücke noch um vieles reizvoller gestaltet.

Der Adressat der Roeckel-Briefe Wagner's August Roeckel ist der Sohn des ursprünglich zum Diplomaten bestimmten J. A. Roeckel, desselben, der 1806 in Wien zum ersten male die Parthie des Florestan in Beethoven's „Fidelio" sang und dann längere Zeit Kapellmeister der Deutschen Oper in London und Paris war. Auf August Roeckel, dessen Sohn und den Freund Wagner's (geb. 1814), hatten die pariser und londoner Revolutionen von 1830 und 1832 den größten Einfluß geübt; 1843 kam er als Musikdirector nach Dresden. Dort schloß er Freundschaft mit Richard Wagner, für den er solche Bewunderung hegte, daß er „den Trieb zur Entwickelung eigener künstlerischer Fähigkeiten" dem genialen Freunde zu Liebe fahren ließ. Mit Roeckel, Heubner und Bakunin zusammen durchlebte Richard Wagner die dresdener Maitage des Jahres 1849. Ueber Roeckel wurde als Rebellen die Todesstrafe verhängt, die dann später in lebenslängliches Gefängniß verwandelt wurde. Hiervon verlebte der Unglückliche dreizehn Jahre in dem bekannten Zuchthause zu Waldheim, bis er als letzter der politisch Verdächtigen am Anfang des Jahres 1862 die Freiheit wiedererhielt. Später wurde er Redacteur der „Reform" in Frankfurt a. M., wo er am 18. Juni 1876 — also im ersten Festspieljahre — starb. Richard Wagner's Briefe (zwölf an der Zahl) sind aus den Jahren 1851—1865 datirt, also zum größten Theil an den Dulder in Waldheim gerichtet, den er mit Lektüre (zwei Bände Hafis, Feuerbach's „Vorlesungen über das Wesen der Religion", Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung", seiner Nibelungendichtung u. a.) versorgte und dessen bedauernswerthes Los er in jeder Weise zu erheitern und zu lindern suchte. Für die Erkenntniß der Entwickelung des Wagner'schen Geistes, namentlich seines Verhältnisses zu Schopenhauer, sind diese Briefe von hervorragender Bedeutung. Die Briefe erhielten, laut Vorrede der trefflichen Herausgeberin La Mara, sogar das „Imprimatur" aus „Wahnfried".

Heinrich Reimann.

Moderne Romane und Novellen.

1. Im Gnadenwald. Roman von Marie Conrad-Ramlo. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 3 M.
2. Blinde Liebe. Novelle von Ernst Wichert. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 3 M.
3. Frauen. Ein Stück Entwicklungsgeschichte. Eine Erzählung aus Christiania von Anna Munch. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. Graßhoff. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 20.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 50 Pf.
4. Die kleine Elten. Roman aus der berliner Bühnenwelt. Von Rudolf Stratz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

5. Ein Narr. Roman von Hans von Kahlenberg. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 3 M.
6. Gefärbte Frauen und Andere. Novelletten von Paul von Schönthan. Gotha, J. Goetsch, Verlag. 1895. 12. 2 M.
7. Ninfa. Drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 3 M.

Modern nennen wir jetzt soviel, was schon uralt ist, und was wir für Schmerzen unseres Jahrhunderts ansehen, ist oft das alte Leid und das alte Lied. Die Neigung zum Sport z. B. — um nur eine anscheinend harmlose Aeußerung der modernen Frauenemancipation hervorzuheben — hatte in der römischen Kaiserzeit die Frauen mit Macht ergriffen. Wohin das führte, kann man bei Juvenal mit Schauder lesen. An eine dieser Damen, die bis zur Erschöpfung die Hanteln schwingen, während die Gäste auf das Abendessen warten, denkt man wol, wenn man den Anfang des Romans: „Im Gnadenwald" von Marie Conrad-Ramlo (Nr. 1) liest: „Seit Stunden saß sie vor der Staffelei. Sie streckte nun beide Arme aus, kräftig sich dehnend, und bog den Oberkörper über die niedrige Stuhllehne. Dann sprang sie auf, ergriff ein schweres Hantel vom Boden, stemmte es langsam mit der rechten Hand in die Höhe, die linke Hand in die Hüfte gepreßt." Und dabei arbeitet Frau Mary Greve mit einem Maler, einem blasirten Sybariten, vor dem gemeinsamen Modell, einem rothhaarigen Mädchen mit schönem Körper und sehr „wissendem" Blick. Wir lernen noch manche Probe von Mary's freiem Gebahren kennen, erfahren aber auch, daß sie durchaus ehrenwerth ist, nur excentrisch infolge der freien Erziehung, die sie auf der Farm ihres Vaters als rechter cow-boy genossen hat. Aber freilich zur Frau eines deutschen Professors will sie sich nach landläufigen Begriffen nicht recht schicken. Das fühlt ihr Mann selbst am meisten: „Wenn sie nur nicht auf dem Lande wieder Dinge anfängt, die ihn beunruhigen mußten", grübelt er. „Wenn sie nur einmal das rechte frauenhafte Gefühl für deutsche Sitten bekäme. Ihre amerikanische Erziehung allein ist sicher nicht Schuld an ihrem übersreien Benehmen. Er hatte doch schon Amerikanerinnen genug gesehen, die mit peinlicher Pünktlichkeit an den herkömmlichen guten Formen festhielten, Ladies, die selbst im deutschen Sinn geradezu formvollendet genannt werden konnten. Nein, es ist ihr ererbt Individuelles, das Individuelle ihres Vaters, der sie ja auch gar nicht erzog, sondern wild aufwachsen ließ wie ein Thier der Prairie." Das klingt recht pedantisch, aber so ganz unrecht hat der Professor an sich nicht. Wird doch selbst Roman Birkenfeld, der die Frau Professor ganz in sein Herz geschlossen hat und wohl zu würdigen versteht, gelegentlich irre, wem er recht geben soll, Mary oder ihrem Gatten. Nun aber wird dieser ihr gegenüber erheblich in Nachtheil gesetzt, indem er ihr eine Jugendverirrung zu verschweigen hat, die ihm sein ganzes Dasein verbittert. Und — wohl gemerkt! — diese Verirrung ist in letzter Linie die Folge seiner unfreien, verknöchernden Erziehung. Auch sonst wird der Professor recht stiefmütterlich behandelt. Er schreibt zwar ein gelehrtes Werk. Aber diese Seite seines Verdienstes läßt sich schwer zum Verständniß des Lesers bringen. Wol nennt ihn Mary einen richtigen Gentleman, den Aristokraten des Geistes: „Das Zurückhaltende, das ungesucht Stolze! Das war es ja, was sie zu allererst an ihn fesselte, dieses vornehme Insichverschlossensein, das Geheimnißvolle, Unnahbare." Von alledem aber merkt der Leser zu wenig, dem der Professor immer nur als engherziger, armer Sünder entgegentritt. Mary muß einmal, als sie die genannten drei Männer ihrer Betrachtung unterzieht, gestehen, ihr Mann sei doch der männlichste. Warum sehen wir ihn nicht auch einige Proben dieser Männlichkeit ablegen? Um so höher steigt natürlich Mary, die diesen Mann herzlich liebt und, nicht genug damit, einen Herzenswunsch opfert, um ihn aus seinen unwürdigen Fesseln zu befreien. Sie wird aber noch mehr gehoben durch ein weibliches Gegenstück, Genoveva, die, gleichfalls wie der Professor durch eine engherzige Erziehung verschüchtert, unter Mary's und des Malers Leitung sehr bald ihre wahre Natur entfaltet und zwar kräftiger als selbst dem leichtlebigen Maler, der sie zur Frau genommen hat, nun lieb ist. Da haben wir denselben Gegensatz in den Erziehungsresultaten, wie er schon in den „Brüdern" des Terenz nach dem Griechen Menander treffend durchgeführt ist. Zur weitern Aufklärung dient im Roman auch das Verhältniß Birkenfeld's zu seiner Frau. Fragen wir schließlich: Was lehrt unser Roman? — denn eine Tendenz ist nicht zu verkennen — so möchte ich für meine Person daraus folgern: Die Erziehung soll jedenfalls nicht so sein, wie die Genoveva's, aber auch die freien Manieren Mary's sind nur dann berechtigt, wenn sie der Reflex einer so großen und starken Seele sind. Wir haben durch unsere eingehende Besprechung der Verfasserin zeigen wollen, wie aufmerksam wir ihr Werk gelesen haben. Sie beherrscht die Technik des Romans vollkommen und weiß durch den Gegensatz von städtischer Cultur und bäuerlicher Natürlichkeit die Handlung zu vertiefen und durch die Schilderung der herrlichen Alpennatur ihrem Lebensbilde die Stimmung zu verleihen, die den Bildern ihrer Heldin eigen ist.

Die schwierige Frage nach dem Wesen der Liebe ist auch das Thema der Novelle: „Blinde Liebe" von Ernst Wichert (Nr. 2). Das geht so schlicht und einfach an vom Großvater des jetzigen Besitzers des Hauses und wie der Doctor Erhart Waldstätter in diesem Hause ein alter Mann geworden ist, so einfach, daß man nicht gleich merkt, das Werk eines gefeierten Autors vor sich zu haben. Aber bald fühlt man sich fortgezogen durch die geschickte Führung der Handlung. Die Charaktere sind vollkommen klar gezeichnet und, was sie thun, erfolgt mit dem Zwange der Naturnothwendigkeit. Freilich die schwierige Frage, um die es sich hier handelt, zu lösen oder

allgemeine Regeln darüber zu geben, kann auch dem Verfasser nicht einfallen. Niemand wird — wenn auch ihr Handeln keine Spur zeigt von idealem Schwunge — die jüngere Tochter des alten Professors tadeln mögen, daß sie sich entschließt, den schon gereiften reichen Fabrikanten mit den drei Kindern zu heirathen, den ihre ältere Schwester zurückgewiesen hat — niemand wird sie tadeln mögen, da sie mit klarem Blick ihre Pflichten übernimmt und nicht mehr verlangt, als sie den Umständen nach erwarten kann. Und der Erfolg rechtfertigt ihren Entschluß durchaus: „Beide hatten sie nicht das Bedürfniß, aneinander große Anforderungen zu stellen. Was jeder that, war dem andern genehm. . . . Man sprach von einer Musterehe.“ Eher könnte man bei der Schwester finden, daß ihre Entschließungen nicht ganz im Einklange mit ihrem Wesen erfolgten. Sie hat sich eine gründliche Bildung angeeignet, denn „sie wählte nicht die leichteste und ansprechendste Lektüre, sondern stellte sich die Aufgabe, bestimmte Gebiete der Literatur planmäßig durchzuarbeiten, und schreckte diesem Zweck zu Liebe auch vor dem Langweiligsten nicht zurück. Es ließ ihr innerlich keine Ruhe, bis sie sich gestehen durfte, mit irgendeinem Theil des Wissens soweit fertig zu sein, als ihr Verständniß und die Mittel reichten.“ So ist sie denn auch dem fahrenden Schauspieler, den sie bei den Vorbereitungen zur Hochzeit ihrer Schwester kennen lernt, an Gründlichkeit der Bildung weit überlegen. Man sollte meinen, dieses mit den edelsten Schätzen des Geistes vertraute Mädchen müßte den Worthelden durchschauen, müßte sich abgestoßen fühlen von seinen leichtfertigen Streichen, die ihr nicht verborgen bleiben. Aber man vergesse nicht, der Titel der Novelle lautet: „Blinde Liebe“. Verliert Agnes auch erst in unsern Augen, so gewinnt sie unsere Achtung später immer mehr, als sie ihrem ersten Gefühle treu bleibt. Was der Schauspieler in seiner declamatorischen Weise äußert: „Die Liebe ist eine Wissenschaft der Seelen, sie rechnet nur mit Gefühlen, und die sich unbewußt ergebende Uebereinstimmung in allen höchsten Lebensansprüchen ist der stärkste Beweis ihres heiligen Rechts“, das bewährt sich auch hier. Im Reiche der Liebe muß einmal jeder nach eigener Façon selig werden. Und so ruft auch Agnes nach einem Leben voll bitterer Enttäuschungen, voll Sorge und Elend noch auf dem Sterbebette den Ihrigen zu: „Nein, wirklich, ihr Lieben — ich bereue nichts.“

Was hier als rein persönliche Schicksale und in verklärendem Lichte erscheint, das erscheint in dem Romane „Frauen“ von Anna Munch (Nr. 3) als Ausfluß der modernen Gährung in düsterer Beleuchtung. Eine Erzählung aus Christiania nennt sich die Geschichte. Wir wissen ja, daß der Kampf um die moderne Weltanschauung im Norden die Gemüther besonders tief aufgeregt hat. Wir werden durch verschiedene Straßen und an verschiedene Plätze Christianias geführt, dessen herrliche Lage aber nicht in weiterm Maße dichterisch ausgenutzt wird. Aehnlich wie bei Ernst Wichert spielen die Töchter eines Witwers die Hauptrolle. Die eine wandelt, gleichmäßig, harmonisch und pflichttreu von Natur, die durch die knappen Verhältnisse vorgezeichnete Bahn, die andere nimmt in ihrer Sucht nach Glanz und Wohlleben den ersten besten reichen Mann, und die dritte wirft sich, erfüllt von den unklaren Trieben und Vorstellungen der modernen Lebensanschauung, ohne rechten Antheil des Herzens, weg an einen Vertreter dieses modernen Geistes, einen Maler. Sie geht, doch noch zu gesund, um sich das Leben zu nehmen, nach Amerika, wohin ihr ein Jugendfreund, der sie so herzlich liebt wie sie ihn, als getreuer Brackenburg nachfolgt. „Sie ist“, schreibt er an seine Mutter, „in guten Händen. Und — vielleicht wenn es wieder Frühling wird, — ja, Mutter, was meinst du? — Glaubst Du, daß noch einmal ein Morgen tagen kann?“ So reißt die Geschichte überhaupt in der Mitte ab und trägt mit Recht die Bezeichnung ein Stück Entwickelungsgeschichte. „Wo soll das enden?“ fragen wir auch hier. Die Verfasserin nimmt wiederholt Veranlassung, ihrer Meinung entschieden Ausdruck zu geben. So sagt Gunnar Kjär der leichtfertigen männlichen Jugend tüchtig die Wahrheit ins Gesicht. Er spricht sich aber auch über die Verderblichkeit der modernen Bücher aus:

> Wer verträgt es, solche Bücher zu lesen? Reformfreunde vielleicht, die sich opferwillig für das Wohl der Menschheit interessiren, — edle, gereifte Männer und Frauen, die Herzensstärke genug haben, um die Erfahrung zu ertragen und den Nutzen daraus zu ziehen, der vielleicht zuweilen beabsichtigt ist.

Und in gleicher Weise warnend äußert sich Gunnar's Mutter über die Bestrebungen der norwegischen Frauen:

> Sollen unsere Frauen dahin kommen, ebenfalls an jenen losen Verhältnissen ohne Bedeutung und Kern Gefallen zu finden, in denen man nicht einmal mit halber Liebe liebt, sondern nur mit einem Schatten davon, — sollen sie mit der Lebensauffassung der Bohemen behaftet werden, daß ungefähr alles erlaubt sei, wenn es nur Genuß verschafft, von ihrem Mangel an Thatkraft, von derselben Lähmung des Charakters; sollen sie von derselben Plattheit und Flachheit in Gedanken und Meinungen ergriffen werden und danach handeln? — Wir gehen einer wunderbaren Zeit entgegen, einer Zeit, deren Folgen vielleicht schwer im voraus zu berechnen sind; aber eins ist sicher, und man wird dahin kommen, das früher oder später zu erkennen, daß es die Zeit des Verfalls, des Niedergangs ist.

Des Ernstes wegen, mit dem die Verfasserin ihren Gegenstand behandelt, verdient auch dieses Buch Beachtung, obwol es nicht künstlerisch abgerundet genug erscheint.

Daß das moderne Theater der Entfaltung weiblicher Tugenden vielfach hinderlich ist, wer wollte das leugnen? Auch die „Kleine Elten“ in dem Romane von Rudolf Stratz (Nr. 4) hat, solange sie an Provinzialbühnen thätig war, halb der Noth, halb dem eigenen Triebe gehorchend, verschiedene Liebesverhältnisse gehabt. Nach Berlin engagirt, beschließt sie, etwas aus sich zu machen und sich frei zu halten mehr aus Klugheit, als aus moralischen Bedenken. Nach mancherlei trüben Erfahrungen

scheint sich denn auch das gehoffte Glück zu nahen, indem ein Offizier, entzückt von ihrer Naivetät, sich sterblich in sie verliebt. Schon träumt sie von dem Gute mit dem großen Parke von uralten Buchen und von dem Hühnerhofe mit türkischen Enten und Purzeltauben — da droht die Handlung sich tragisch zuzuspitzen, indem ihr Verehrer von ihrem Vorleben Kenntniß erhält und sich von ihr scheidet. Indeß der Verfasser will ja keinen sentimentalen, sondern einen modernen Roman schreiben. Die kleine Elten findet, nachdem der erste Kummer vorüber ist, einen Begleiter fürs Leben an einem, wenn auch nicht schönen, so doch talentvollen Schauspieler, der ihr zugleich zur Entfaltung ihres eigenen schauspielerischen Talentes behilflich ist. So lenkt die Geschichte ein in die Moral von Sudermann's „Ehre", daß jeder bleiben soll in den Verhältnissen, in die er einmal gestellt ist. Das wußte Valeska ja: „Zajonchek würde sie nicht nach ihrer Vergangenheit fragen! Der war ihres Stammes, ein Kind der Welt wie sie, in Fehlern und Schwächen und Leichtsinn und Liebe. Der saß nicht über andere zu Gericht! Was man begreift und selbst durchlebt, das verzeiht man. . . ." Mit ihm hofft sie, auch glücklich zu werden: „Du weißt . . . ich bin keine Heilige und keine Verworfene. . . . Du nimmst mich als das, was ich bin, und wie es heut in meiner Rolle heißt . . . «in Lachen und Weinen und Lieben ein armes Menschenkind. . . .»" Wir sehen, der Verfasser hat nicht die Absicht, als Sittenrichter aufzutreten, sondern er beschränkt sich darauf, ein Sittenmaler zu sein. Aber er ist ein treuer Sittenmaler und entwirft geschickt und scharf ein Bild der heutigen Theaterverhältnisse und aller zum Theater in Beziehung stehenden Persönlichkeiten.

Der Menschheit ganzer Jammer faßt einen an, wenn man Hans von Kahlenberg's Roman: „Ein Narr" (Nr. 5), liest. Die sociale Frage wird hier von allen Seiten beleuchtet. Wir folgen dem Helden, einem von unendlicher Menschenliebe beseelten jungen Geistlichen, an die Stätten des Elends. Wir lernen den Tumult der Volksversammlung, die Folterqual des Streikes und die Wuth des Straßenkampfes kennen. In knappen Sätzen zeichnet die Verfasserin, das Schreckliche häufend, mit Pathos und Kühnheit, ein weiblicher Juvenal all diese Verhältnisse. Unverkennbar nimmt sie Partei für die Masse des Volkes, aber sie läßt auch die andern Stände zu Worte kommen und versteht es ausgezeichnet, unter Benutzung der üblichen Schlagwörter die verschiedenen Standpunkte zu charakterisiren. Dabei läßt sie den Contrast gern wirken. Der Vater des jungen Idealisten ist der reiche Fabrikant Lindemann, ein Ehrenmann, der bei der Einweihung einer Industrieausstellung den rücksichtslosen Fortschritt vertritt und den Triumph des Menschengeistes feiert, während sein Sohn die demüthige Entsagung predigt. Als Narr erscheint dieser den meisten. Jedenfalls gebricht es ihm an Weltklugheit. Wie kann er das von ihm gerettete Mädchen zu sich nehmen? Art läßt nicht von Art. Das lernt der weltunkundige Mann erst aus der bittern Erfahrung. Aber das bleibt das Schöne an diesem idealen Charakter, daß trotz aller Enttäuschungen sein Glaube an die angeborene sittliche Tüchtigkeit des Menschen nicht erschüttert wird.

„Gefärbte Frauen und Andere" ist eine Sammlung Novellen von Paul von Schönthan (Nr. 6) betitelt. Im eigentlichen Sinne gilt dieses „gefärbt" blos von der Geschichte: „Nur eine Blondine", worin ein Schwärmer für dieses oft und so auch in diesem Falle künstlich erzeugte Blond uns vorgeführt wird. Zumeist soll nach des Verfassers eigenen Worten von den Evatöchtern die Rede sein, die den Männern vielleicht die unverfälschte Natur ihrer Person, — aber eine gefärbte Seele bieten. Jedoch erscheinen die Männer meist nicht viel besser als die Frauen. Tiefer gehen diese Geschichten nicht, es sind sarkastische Seitenblicke auf diese Welt des Scheins und der Lüge. In einzelnen Fällen zeigt der Verfasser seinen bewährten Humor. Ein rechtes Possenmotiv ist die Erfindung, daß ein Liebhaber, als die Geliebte ihm untreu wird, mit Rücksicht auf eine schon gekaufte Pelzjacke, sich nach einem passenden Ersatz umsieht. Wie drollig ist die Ausführung, wenn es da heißt:

Der Himmel verweigerte mir aber die Gunst, mich noch einmal in diesem Leben Hedwig's Taillenweite und Rückenbreite begegnen zu lassen. . . . Ein Freund, dem ich mich anvertraut hatte, besaß theilnehmendes Verständniß für meine Situation und eines Tages brachte er mir die Botschaft, daß er eine Dame kennen gelernt habe, die nicht nur die gesuchte Schulterbreite, sondern auch ein zärtliches Gemüth, ferner Bildung und Talent besitze u. s. w.

Meist sind die Geschichten kurz. Recht niedlich ist die längere Erzählung am Schlusse: „Die anonyme Korrespondenz."

Ein besonderes Experiment liegt in „Ninfa" vor, einer Sammlung von drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann (Nr. 7). „Mai war es, und ganz Rom war von den Düften der Rosen, Orangenblüten und des Heues überhaucht. Nachts schwirrten draußen bei Ponte Molle an den Ufern des quirlenden Tiber die Leuchtkäfer. Die Campagna blühte, und fern am Horizont blauten die Berge." Da zogen die drei Schriftsteller hinaus in die Volskerberge und nach Ninfa, das Gregorovius als „Pompeji des Mittelalters" gepriesen hat, da es infolge der Fieberepidemien verlassen und dem Verfalle preisgegeben worden ist. Damals versprachen sie sich, angeregt durch die märchenhafte Einsamkeit der verfallenen Stadt, drei Novellen über Ninfa zu schreiben und sie zusammen herauszugeben. Jetzt haben sie ihr Versprechen eingelöst. Alle drei zeigen sich tüchtig in ihrem Metier und wissen den stimmungsvollen Hintergrund wohl auszunützen. Die erste Novelle: „Die Letzten" faßt die Aufgabe historisch. In einfachen Zügen wird uns das Schicksal weniger Menschen aus der Zeit des Untergangs der Stadt geschildert. Triumphirend erhebt sich hier aufopfernde Liebe über die Irrungen menschlicher Leidenschaft. Die

zweite: „Perniciosa“ bringt eine verbrecherische Liebe in Verbindung mit der sinnverwirrenden Fieberluft. Wir gestehen, für solche im eigentlichen Sinne fieberhafte Leidenschaft kein rechtes Verständniß zu haben. In ähnlichem Gedankenkreise bewegt sich die dritte Novelle: „Malaria“. Durch die Geschichte des Müllers von Ninfa wird ein junger Mann, ein Künstler, veranlaßt, sich aus den unwürdigen Fesseln eines Weibes zu befreien. „Es ist kein Grund“, gesteht er, „uns glücklich zu preisen, weil wir die Malaria nicht kennten. Wir kennen sie, wenn sie auch einen andern Namen bei uns führen mag — unter hundert verschiedenen Namen uns die Luft verpestet, die wir athmen, und das Blut vergiftet, das in uns kreist. Auch bei uns gibt es Leben genug, die sich auf Sumpfgrund aufbauen. Und Sie haben recht: dem Fieber, das dann daraus aufgährt, können wir nicht standhalten, es wird uns aufreiben und verzehren. Aber fliehen können wir, — fliehen zur rechten Zeit.“ Ganz recht, aber schlimm genug, daß der Sprecher so tief sinken konnte. Wir überlassen es dem Leser selbst, den Parisapfel an die oder den Würdigsten zu vergeben.

Richard Opitz.

Russische Literatur.

1. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Siebenter Band. Jugenderinnerungen des Professors Alexander Iwanowitsch Nikitenko. Aus dem Russischen übersetzt von R. Türstig. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Bnchh. Nachf. 1895. 8. 3 M.

Wir verdanken dem vorliegenden Werke ein Stück russischer Sittengeschichte aus der Zeit Alexander's I., wie wir es sonst nicht besitzen; es entrollt vor uns die Geschichte zweier oder eigentlich, genauer gesprochen, dreier Martyrien, an denen im letzten Grunde das Janusgesicht Alexander's I. die Schuld trägt. Der Kaiser war nach der vortrefflichen Charakteristik, welche der Verfasser von ihm entwirft, ein Mann von redlichen Absichten und vornehmer Gesinnung, es fehlte ihm jedoch an tieferer Einsicht und entschiedenem Wollen.

Männer dieser Art, sagt er, sind stets aufrichtig für das Gute empfänglich, auch bereit es zu thun, so lange ihnen das Glück lächelt. Thürmen sich ihnen aber Schwierigkeiten entgegen, und das ist unvermeidlich, so kommen sie aus der Fassung, verlieren den Muth und bereuen ihre frühern großgedachten und heilsamen Entwürfe. Ihr Beruf fordert große Thaten von ihnen — und das Organ, kraft dessen solche Thaten allein vollbracht werden — Charakter — ist ihnen versagt. Solche Menschen bleiben stets unselbständig und sind ganz brauchbar, so lange die Dinge ihren geordneten Gang gehen: aber für verantwortliche Stellungen, wo es die Geschicke der Völker zu entscheiden und Begebenheiten zu leiten gilt, von denen das Wohl ganzer Gemeinschaften abhängt, eignen sie sich nicht. — Es ist bekannt, wie die Stimmung Kaiser Alexander Pawlowitsch's umschlug, nachdem seine ersten liberalen Anläufe mißglückt waren. Sogar seine Liebe zu Rußland erkaltete, sobald es sich gezeigt hatte, daß Roheit der Sitten, Unwissenheit und Mißstände der Verwaltung hier nicht so schnell zu beseitigen waren, wie er es mit seinen gutgemeinten, aber oberflächlichen Entwürfen gewünscht hätte. Er verzichtete auf die Reformen, deren Nothwendigkeit und Nutzen er früher selbst anerkannt hatte, verzichtete deshalb darauf, weil sie eine zielbewußte und entschlossene Politik erforderten, die sich weder durch Schwierigkeiten noch durch anfängliche Mißerfolge beirren ließ.

Bezeichnend für die Gemeinschädlichkeit dieser an höchster Stelle herrschenden Willenlosigkeit ist die von unserm Autor mitgetheilte Thatsache, daß aus den Reden der nach der Besetzung Moskaus durch die Franzosen nach dem Innern Rußlands drängenden Menschen niemals ein Ton warmer Theilnahme an den Zeitereignissen hervorklang. Alle interessirten sich nur für ihre persönlichen Angelegenheiten. Der Name Napoleon erregte eher Bewunderung als Haß; die Gemüthsruhe, welche die Gesellschaft dem Rußland bedrohenden Unheil gegenüber an den Tag legte, war geradezu erstaunlich.

Doch um zu unsern Märtyrern zurückzukehren, so war Nikitenko's Vater ein Leibeigener des Grafen Scheremetjew, welcher über 150000 Seelen gebot, selbst aber von seinen übeln Neigungen geknechtet wurde. Er war ein hochbegabter, sehr belesener und weit über seinen Stand gebildeter Mann, welchem die Natur auch ein feuriges, edles und unternehmendes Herz verliehen hatte. Ein Typus der liebenswürdigen und durch die Einfachheit der Sitten ausgezeichneten kleinrussischen Natur, konnte er es nicht zusehen, daß rohe Gewalt und Geld die Geschicke seiner Mitmenschen bestimmten, und er trat unbekümmert darum, daß er allein stand, zu Beginn seiner Laufbahn mit Entschiedenheit zu Gunsten der Armen und Beladenen gegen die Starken und Reichen auf. Mit dieser Bethätigung seiner idealen Gesinnung war aber sein Schicksal besiegelt. Es war der Fluch seiner guten That, daß sie fortzeugend ihm und seiner hochgesinnten Gattin Unheil gebar. Das Schicksal war gegen den armen Dulder bis zu seinem Ende unerbittlich. Das Bewußtsein, daß er vergeblich gearbeitet habe, lastete noch im Tode auf ihm. Markerschütternd ist der kurze, aber vielsagende Nachruf, den der Sohn dem Vater widmet:

Armer, armer Vater! Was hatte er nun von seinen Fähigkeiten, von dem Adel seiner Gesinnung, der Redlichkeit seines Handelns? Umgebung und Verhältnisse hatten das alles in ihm verkümmern lassen und darnieder gehalten. Kann man es ihm wol als Schuld anrechnen, daß er seines Geschickes nicht Herr wurde, seinen Leidenschaften nicht immer zu widerstehen wußte? Nein — überall mag man solches Heldenthum suchen, nur nicht bei einem russischen leibeigenen Manne, für den jeder Vorzug seiner Anlage ein neuer Antrieb und Beweggrund zum Falle wurde. Und mein Vater dachte bis zum letzten Athemzuge so hoch von

seiner in den Staub getretenen Menschenwürde, daß er, selbst in seiner schmachvollen Lage, sich niemals zu einer gemeinen That, einem ehrlosen Gedanken erniedrigt hat.

Dem Sohne erging es wol besser als dem Vater; aber welch harte Geduldprobe ward dem Jüngling auferlegt, welch schwere und langwierige Kämpfe mußte er ausfechten, bevor er in das gelobte Land der Freiheit einzog, seinen Blick zum Lichte erheben konnte! Mit dreizehn Jahren hatte er den Cursus an der Kreisschule in Woronesh vollendet und durfte sich trotz seiner Fähigkeiten nicht denjenigen unter seinen Kameraden anschließen, welche sich zum Eintritt ins Gymnasium anschickten. Für ihn blieb dessen Pforte unerbittlich verschlossen, weil er der Sohn seines Vaters, der Sohn eines Leibeigenen war. Er mußte sich nach der Heimat zurückbegeben und begann da als Lehrmeister zum Unterhalte des bescheidenen älterlichen Hauswesens sein Scherflein beizutragen. Seine Erfolge wuchsen, weil er im Gegensatze zu den öffentlichen Lehrern die Schüler nicht zwang, sich ihre Aufgaben gedankenlos einzupauken, sondern sich vor allem bemühte, Lust und Interesse am Lernen in ihnen zu wecken; er erfreute sich allgemeiner Werthschätzung, verkehrte in den besten Häusern, ging bei Bürgerlichen und Edelleuten aus und ein, er ward auch von den Offizieren, welche von den in Frankreich geschlagenen Entscheidungskämpfen ruhmbedeckt und mit erweitertem Gesichtskreise heimgekehrt waren, mit offenen Armen aufgenommen und pflegte im Vereine mit ihnen die zeitgenössische schöne Literatur, ja, er wurde sogar der Liebling eines Generals, welcher ihm die Erziehung seiner Nichten und Neffen anvertraute und ihn mit der Zeit zu seinem Privatsecretär erhob. Die ihn umgebende Atmosphäre von Wohlleben, Behaglichkeit und Schönheit, in welcher seine sittliche und physische Entwickelung ungehindert fortschreiten konnte, ließ ihn jedoch sein heiß ersehntes Ziel nicht vergessen. Die geistigen Qualen, welche er litt, brachten ihn trotz seines Muthes, trotz seiner hoffnungsseligen Phantasie und trotz seines philosophischen Losungswortes: „Weisheit bedeutet Geduld“ schließlich so weit, daß er auf Selbstmord sann und in diesem Gedanken allein Beruhigung fand. Wie ein Sonnenstrahl leuchtete er ihm ins Herz; „Nein“, sagte er sich, „das geht nicht, dabei kann es nicht bleiben! Mag ich auch nicht mein eigener Herr sein, mag ich in den Augen der Menschen und vor ihren Gesetzen nichts bedeuten! Ein Recht bleibt mir immer, und niemand ist im Stande, es mir zu rauben: das Recht zu sterben. Im äußersten Falle werde ich nicht unterlassen, Gebrauch davon zu machen, und bis dahin muthig voran.“ Die im Gefolge der heiligen Allianz befindliche Gründung der Bibelgesellschaften führte endlich einen Umschwung herbei. Nikitenko lenkte durch eine Rede, welche er als Secretär der heimatlichen Bibelgesellschaft hielt, die Aufmerksamkeit des Unterrichtsministers Fürst Golizyn auf sich. Dieser beschied ihn nach Petersburg, wo es erst nach vielen Anstrengungen gelang, den jungen Grafen Scheremetjew zur Ausfertigung eines Freibriefes für den jungen Leibeigenen zu bestimmen.

Zum Schlusse seien noch die sinnigen Schilderungen des kleinrussischen Lebens und die köstlichen Landschaftsbilder, welche Nikitenko entwirft, rühmend hervorgehoben. Sehr richtig bemerkt der Herausgeber: „Es ist vielfach, als ob man Gogol oder Schewtschenko reden hörte.“

2. Lebenserinnerungen. Meine Jugendjahre. Von W. W. Wereschagin. Autorisirte Uebersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach. 1895. 8. 3 M.

„Denn ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein.“ Diese Worte des Dichters haben sich an dem berühmten Maler schon als Jüngling bewährt. Im Alter von achtzehn Jahren hat er in richtiger Würdigung der ihm von der Mutter Natur auf den Lebensweg mitgegebenen Anlagen mit den vorgefaßten Urtheilen seiner Aeltern, wie der damaligen Zeit überhaupt den Kampf um seinen Beruf aufgenommen und ihn, auf sich allein gestellt, siegreich zu Ende geführt. Es galt als Schmach, daß der Sprosse alter Edelleute Künstler werden sollte; es war ein ketzerischer Gedanke, daß neben der militärischen Laufbahn die artes liberales in Betracht kommen können. Der Vater gab Wereschagin zu bedenken, daß er in dem Falle, als er seiner Neigung nachgehen würde, auf seine Unterstützung nicht mehr zu rechnen habe, und die Mutter redete ihm eindringlich zu: „Bedenke, was du thust, Waßja, wahrhaftig du machst auf mich den Eindruck eines Unsinnigen! Du hast noch nicht recht überlegt, was du zu thun im Begriff stehst: den so vorzüglich begonnenen Dienst willst du verlassen. Weßwegen? Um zu malen! Dazu hast du ja noch immer Zeit, wirst bald davon genug haben! Deine Malerei wird dir nicht die Salons öffnen, mit Epaulettes aber wirst du überall empfangen!“ Gleichwol blieb Wereschagin dem ihm von seinem Gewissen eingegebenen Vorsatze, sein ganzes Leben der Kunst zu weihen, unentwegt treu, obgleich er der beste Zögling der Gardemarinen und an sehr hoher Stelle bestens angeschrieben war.

Wie sich früh übt, wer ein Meister wird, so regte sich bei Wereschagin schon im Kindesalter der Keim dessen, was er dereinst werden sollte. Das erste Kunstwerk, welches auf ihn Eindruck machte, war die Abbildung eines Dreigespanns, das sich vor den Wölfen rettet. Es war auf einem Tuch der Kinderfrau dargestellt, das sie bei einem herumziehenden Händler gekauft hatte. Er copirte es ganz mit den Wölfen, den auf sie schießenden Insassen des Wagens und den schneebedeckten Bäumen, und zwar so rasch und treffend, daß die Aeltern und viele Gäste darüber erstaunten und ihn lobten. Ohne einen Ansporn von außen zeichnete er auch die französischen Lithographien, welche im Zimmer des Vaters hingen, und die englischen colorirten Stiche, die die Wände des Lehrzimmers schmück-

ten. Wenn er sich über Klavierspiel und Gesang freute, so war er vor einem schönen Bilde einfach starr. „Der Maler", sagt er, „schien mir ein mythisches Wesen zu sein, und wenn mir jemand gesagt hätte, daß er lebt, wie wir, ißt und trinkt, ja vielleicht mehr trinkt als wir alle zusammen, so hätte ich es gewiß nicht geglaubt." Als zehnjähriger Knabe zeichnete er Figuren und Köpfe von Watteau und Boucher, klebte sie auf buntes Papier und bestrich sie mit Lack; er copirte auch ein Porträt des Kaisers Nikolaus, welches dermaßen gefiel, daß man es ihm gelegentlich zeigen wollte. Im Alter von dreizehn Jahren verblüffte er den Maler Charleman durch seine Leistungen. Der fünfzehnjährige Gardemarine verfiel auf den Gedanken, die Zeichenschule der Gesellschaft zur Förderung der Künste zu besuchen. „Des Sonntags", erzählt er, „ging ich mit einem Brot in der Tasche schon am frühen Morgen hin und kehrte erst am späten Abend zurück. Anfangs setzte man mich in die unterste Abtheilung, wo man nach Modellen zeichnete, dann aber mit Umgehung der ornamentalen Abtheilung gleich in die Klasse der Originale." Nachdem er dort den ersten Kopf gezeichnet hatte, stellte ihm der Leiter der Schule, Gerner, zu seiner freudigen Ueberraschung das Prognostikon: „Denken Sie an meine Worte, Sie werden ein großer Künstler werden." Die Zukunft hat gelehrt, daß er die Wahrheit gesprochen hat.

Die vorliegenden „Lebenserinnerungen", welche uns durch ihren kindlich naiven Ton erfreuen, reichen bis zum neunzehnten Lebensjahre. Sie schildern das Leben im Aelternhause im nowgorodschen Gouvernement, wo der Künstler 1842 das Licht der Welt erblickte, und den Dienst im petersburger Marinecorps, welchem er fast zehn Jahre angehörte. Der erste Theil macht uns mit dem russischen Landleben, wie es zwanzig Jahre vor Aufhebung der Leibeigenschaft beschaffen war, vertraut. Der Aufenthalt in der trauten Heimat war eine Existenz im Halbschlummer und erinnert, wie der Herausgeber treffend bemerkt, vielfach an das köstliche ländliche Idyll, welches Gontscharow in seinem classischen Roman „Oblomow" darstellt. Aus dieser träumerischen Behaglichkeit ward der zehnjährige Knabe herausgerissen; alle ihm so lieben und theuren Personen, den Fluß mit den Barken und den Wald mit den vielen Pilzen mußte er verlassen, um sie für eine Drillkaserne in Petersburg einzutauschen, welche ein Herd und eine Pflegestätte der Roheit und Unsittlichkeit war. Wir fühlen lebhaft mit ihm, wenn er wehmüthig das Geständniß ablegt, daß die Jahre, die er in der Hauptstadt zugebracht, sich zu der verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit, die er im Kreise der Familie verlebt habe, verhalten wie eine große, sumpfige, überschwemmte Wiese zum reinen Quell mit hellem Wasser, der sich hier in dem ihn umgebenden Moor verliert, dann aber von neuem Kraft sammelt und sich den Weg zum wasserreichen Strom bahnt. Sehr richtig behauptet er, daß es unmenschlich, unsinnig und barbarisch sei, ein Kind ohne dringende Nothwendigkeit des älterlichen Einflusses zu berauben; er kann dem Vater nicht den Vorwurf ersparen: „Es waren genügend Mittel vorhanden, um uns zu Hause erziehen zu lassen. Es kann nur die unter den Edelleuten sehr verbreitete Gewohnheit gewesen sein, die Erziehung auf Staatskosten zu bewerkstelligen, die die Aeltern bewog, uns gleich den Kindern unserer Nachbarn in militärischen Erziehungsanstalten unterzubringen, als wir kaum die frühesten Kinderjahre überschritten hatten. . . . Unser Vater besaß ein großes Vermögen. . . . Es war also ausgeschlossen, daß keine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, einen verständigen, studirten Erzieher zu engagiren, der uns, wenn auch nur für die mittlern Klassen des Corps oder des Gymnasiums vorbereitet hätte."

Nichtsdestoweniger hält er die Zeit seines Aufenthaltes im Corps nicht für verloren. Der Wahrheit die Ehre gebend, erklärt er, daß der daselbst in allen zur allgemeinen Bildung gehörenden Wissenschaften ertheilte Unterricht, wenn er auch im allgemeinen weit davon entfernt war, dem Satze: Non scholae, sed vitae discimus Rechnung zu tragen, die Entwickelung und Klärung des Verstandes gefördert hat. Bernhard Münz.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Das Leben des Meeres von Dr. Conrad Keller, Professor der Zoologie am Schweizerischen Polytechnikum zu Zürich. Mit botanischen Beiträgen von Prof. Carl Cramer und Prof. Hans Schinz. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. 1895. Gr. 8. In 16 Lieferungen à 1 M.

Das schöne Werk, „Das Leben des Meeres", von Konrad Keller liegt jetzt vollendet vor uns. Kein Zweig aus der Wissenschaft des Lebens, der Biologie, ist geeignet in der Weise die Aufmerksamkeit der Gebildeten zu fesseln, wie die Beschreibung der sonderbaren Thier- und Pflanzenformen, welche der Ocean in sich birgt. Es ist eine eigenthümliche geheimnißvolle Welt, die uns in dem neuen Werke geschildert wird, deren Kenntniß wir den Forschungen der letzten Hälfte des Jahrhunderts verdanken. Sind doch erst durch die großen Expeditionen in den siebziger Jahren — unter Mitwirkung der zoologischen Küstenstationen, die Forscher zuerst mit dem Leben des Meeres vertrauter geworden.

Die Aufgabe, die sich Professor Keller gestellt hatte, war schwer, denn die Stofffülle, die vorliegt, und die Erforschungsergebnisse sind so reich, daß eine entsprechende Sichtung sehr mühsam wird. Der Verfasser

schreibt selbst über sein Werk: „Was ich zu bieten versuche, sind Bilder aus dem Lebensgetriebe, wirkungsvolle Scenen aus dem großen Haushalt des Meeres, Einblicke in die Einzelheiten der unzähligen Wechselbeziehungen seiner Geschöpfe. Ich darf hoffen, daß man diesen Bildern Naturtreue zuerkennen wird." — Der Verfasser hat sein Ziel erreicht. Wir kennen nicht viele Bücher aus dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaft, in welchen in gleich fesselnder Weise der Stoff dem Leser dargelegt wird. Verschmäht es doch beispielsweise der Verfasser nicht, um den Stoff wechselreich zu gestalten, gelegentlich der Beschreibung der merkwürdigen Thiercolonien die vom großen Jenenser, Heinrich Haeckel, zuerst genauer untersucht worden sind, die phantastischen Theorien der Socialdemokraten zum Vergleiche herbeizuziehen.

Die Bearbeitung des botanischen Theils ist im Sinne des Verfassers vom Professor Cramer und Professor Schinz erledigt worden. Die Ausstattung des Werkes ist prächtig, und viele hauptsächlich vom Professor Keller selbst entworfene Skizzen geben farbenprächtige Anschauungen von dem Geschilderten. — „Das Leben des Meeres" ist eine Zierde der deutschen populärwissenschaftlichen Literatur.

2. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1894—1895. Zehnter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 36 in den Text gedruckten Abbildungen. Nebst einem Anhange: Generalregister über die Jahrgänge 1890/91—1894/95. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1895. Gr. 8. 6 M.

Der zehnte Jahrgang der Wildermann'schen Jahrbücher liegt vor uns. Wiederum sind in der gewohnten geschickten Weise alle wissenswerthen Fortschritte aus dem Gebiete der praktischen und theoretischen Naturkunde getreulich dargelegt. Durchblättert man jetzt die stattliche Reihe der bekannten grünen Bände, die während des verflossenen Jahrzehnts erschienen sind, so erhält man einen Einblick in die gigantische Thätigkeit der modernen Naturforscher. Was für eine überwältigende Menge von Wissensstoff haben die zehn Jahre gezeitigt; welche Fülle neuer Gedanken haben die emsigen Forscher dem Menschengeschlechte geschenkt, und zwar zumeist ausgemünzt in der Form, oft ganze Lebenszweige umgestaltender Theorien oder verkörpert in wunderbaren Mechanismen. — Was den vorliegenden Band anbetrifft, so sind auch in ihm, wie in seinen Vorgängern, die Fortschritte bis hart an die Grenze des Augenblickes herangeführt. Das zeigt sich unter anderm aus den neuesten Mittheilungen über die Entdeckung des Argons, mit denen das Buch abschließt.

3. Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst, ihre Schöpfer und ihre Stellung in der Geschichte der bildenden Gartenkunst. Von Carl Reineck. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 215.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1895. Gr. 8. 1 M.

Von Carl Reineck in Arnstadt ist in sehr anschaulicher Weise auf dem engen Raume von noch nicht 60 Seiten eine Geschichte der Entwickelung der deutschen Gartenkunst gegeben worden. Die kleine Schrift baut sich aus der Schilderung dreier berühmter Gartenanlagen auf. Es sind das der Schloßgarten von Arnstadt im italienischen Stil, der Schloßgarten von Malsdorf im französischen Stil und der dem englischen Geschmacke angepaßte Park von Weimar, deren Geschichte uns der Verfasser in interessanter Weise vorzuführen weiß. Die Schilderung ist keineswegs trocken, sondern reich mit culturgeschichtlichem und biographischem Material durchsetzt. Franz Bendt.

Politisches Parteiwesen.

Daß unser politisches Parteiwesen in einem starken Zerfalle begriffen ist, braucht man nicht mehr zu beweisen; es ist eine triviale Wahrheit. Aber es scheint, als ob gerade diese am schwersten eingingen oder doch zum mindesten mit einer verblüffenden Gleichgültigkeit behandelt würden, obschon wir alle lebhaft an solchen Vorgängen interessirt sind, denn in den Parteien, in den Wahlen für die Volksvertretung offenbaren sich nicht nur materielle, sondern auch geistige Strömungen der Zeit. Es ist nicht immer angenehm, sich in diesem von den mannichfaltigsten und nicht immer saubersten Interessen bewegten Getriebe zu orientiren, aber richtig bleibt es darum doch, daß sich auch hier die Symptome für die Anschauungen der Zeit zeigen, die nach Ausdruck ringen oder absterben. Die Verfolgung der Geschichte des politischen Parteilebens ist daher für den Culturhistoriker nicht unwesentlich. Ich erinnere an den Individualismus, den Adam Smith zu einem so bestechenden Systeme formulirt hat, daß er die Wirthschaftsgeschichte der Culturstaaten entscheidend beeinflussen konnte, und noch nie wol ist es gelungen, den nackten Eigennutz mit so starken, wenn auch falschen Gründen zu entschuldigen, als er es ermöglicht hat; ich erinnere an die Weltanschauung des Socialismus, der zwar von der ihn vertretenden politischen Partei in Deutschland arg verballhornt wird, aber ihr dennoch eine wachsende Macht von Anhängern zuführt. Das Aufstreben, die Blüte, der Niedergang dieser philosophischen Systeme stellen sich rein zahlenmäßig in der Statistik des deutschen Reichstages dar. Und schließlich die nationale Bewegung, der Gegenpol des schrankenlosen Kosmopolitismus! Die Gründe, die sie hervorriefen, sind mannichfaltig und daß ihrer so viele waren, trägt auch die Schuld an der sich uns heute darbietenden Verworrenheit und Zersplitterung. Jedenfalls war der Gedanke der Volksgemeinschaft, der natürlicherweise schon durch die Blutsbande gegebenen, der vor-

nehmste, daher auch die Rassenfrage energisch in den Vordergrund gerückt wurde, wie sie sich uns merkwürdigerweise in einer negativen Form, dem Antisemitismus, darstellt. Den Parteien, die diese nationale Richtung berufen oder unberufen vertreten, wird der Untergang von den verschiedensten Seiten prophezeit. Wollte man die Bedeutung der Parteien nach dem Erfolge, d. h. nach der Stimmenzahl messen, die ihre Candidaten auf sich vereinigen, so wären die Socialdemokraten und Antisemiten die Leute der Zukunft. Diese Rechnung stimmt aber nicht, denn auch der stärkste Augenblickserfolg kann ganz andere Gründe haben, als den zielbewußten Anschluß einer großen Reihe von Männern an die Theorie der Partei. Die antisemitischen Parteien nähren sich augenblicklich von einem solchen großen Erfolge, aber nur so lange, bis die heutigen Anhänger, die der Schuh an einer ganz bestimmten Stelle drückt, erkannt haben, daß ihren Hoffnungen keine Erfüllung wird, denn sie bindet nicht mit eisernen Klammern der Idealismus an die Partei, sondern die Magenfrage, die jeder einzelne für seine Person gelöst wissen will, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Allgemeinheit. Der Antisemitismus, soweit er uns in den politischen Parteien entgegentritt, ist von Anfang an ohne ein streng logisch gefügtes Grundgebäude gewesen, die Forderung der Volksgemeinschaft, die er anfangs vertrat, war zu abstract, um auf die Massen zu wirken, und so baute man denn die Parteien auf das tollste Paradoxon auf, auf das Glagau'sche Wort: „Die Judenfrage ist die sociale Frage." Mit Paradoxen macht man vielleicht Conversation, aber keine Wirthschaftsreform. Einen so tiefen Sinn das Wort auch hat, wenn man es vom Standpunkte der Zuchtwahl, von der Art auf die Rasse übertragen, betrachtet, so verderblich mußte es als Stichwort für eine Wirthschaftspartei werden, denn nun sammelten sich die heterogensten Elemente mit den unverträglichsten Forderungen unter dieser Flagge und von einer ruhigen Durchbildung eines Programms war keine Rede mehr. Nun mag überall sonst das Wort Geltung haben: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen", in der Politik aber sicher nicht, und so hebt denn der Zersetzungsproceß an, dessen Resultate schon vor uns liegen, so krampfhaft man sich auch bemüht, sie zu verbergen.

Man kann heute die Judenfrage bei der Beurtheilung der antisemitischen Parteien ruhig beiseite lassen, das, was ihnen Werth oder Unwerth verleiht, ist das Wirthschaftsprogramm. Von diesem ganz richtigen Standpunkte geht der Verfasser einer kürzlich erschienenen, weit über das Mittelmaß von dergleichen Druckschriften hervorragenden Broschüre aus, der es unternimmt darzustellen, weshalb das Einigungswerk, das auf dem antisemitischen Parteitage, am 7. October 1894 den Namen „Deutschsociale Reformpartei" erhielt, keinen Bestand haben kann. *) Dem, der die Parteiengeschichte aufmerksam verfolgt hat, bieten die Ausführungen nichts sonderlich Neues, jedoch sind sie sachkundig, wenn auch stark persönlich gefärbt. Der Mangel an starken Individualitäten, die, mit staatsmännischem Geiste begabt, die Bewegung zu einer nationalen Volkspartei hätten gestalten können, die Zerfahrenheit in Bezug auf die wirthschaftlichen Forderungen treten deutlich hervor. Die antisemitischen und antisemitisch angehauchten Parteien und ihre Führer werden in einer Reihe ganz vorzüglicher, scharf charakterisirter Schilderungen behandelt, die an den Reiz holländischer Genrebilder gemahnen. Freilich ist die Entwickelungsgeschichte des Wirthschaftsprogramms der antisemitischen Parteien nicht mit der nöthigen Schärfe gegeben. Schon in dem alten Parteiprogramm von 1891 liegen die Keime für eine Ausbildung der Forderungen in socialistischem Sinne, die denn auch schrittweise erfolgt ist und noch weiter erfolgen wird. Es sei blos an den Anschluß gewisser antisemitischer Gruppen an die Bodenbesitzreformbewegung gedacht, sowie an das Eintreten für die Abschaffung des Zinses. Der einzige, der die Consequenzen des Programms wirklich gezogen hat, ist Böckel. Dadurch, daß der Verfasser den Worten: Socialismus, Bodenbesitzreform u. s. w. einen, vom herkömmlichen abweichenden Sinn unterlegt, wird das Verständniß erschwert. Auch in dem Satze: „sie verkennen den rein politisch-demokratischen Charakter der heutigen deutschen Socialdemokratie, die das Wörtchen «social» in der Parteibezeichnung nur noch als Aushängeschild für Narren und Dummköpfe gebraucht" — liegt nicht mehr als ein Körnchen Wahrheit.

Zum Schlusse sagt der Verfasser: „In der That, es scheint, daß unsere Entwickelungsgeschichte uns aus dem politischen Parteigetriebe wieder zu jenen Interessenvertretungen des Volkes zurückführt, die wir im Mittelalter in den ständischen Körperschaften, in den Gilden, Innungen u. s. w. hatten, und von denen wir im Sturme und Drange die Verfassungskämpfe und der Kämpfe um die Erringung politischer Freiheiten für alle Volksgenossen abgegangen sind — natürlich auf modernen berufsständischen und erwerbsgenossenschaftlichen Grundlagen unter Wahrung der mühsam errungenen politischen Freiheiten und Rechte der Einzelnen wie der Allgemeinheit, und zwar so, daß an Stelle der frühern Stände und Gesellschaftsklassen mit ihren verknöcherten Kastenanschauungen freie Interessenvertretungen der gleich oder ähnlich gearteten Berufsklassen und Erwerbsstände treten." Es mag sein, daß dieser Weg gangbar ist, aber eins darf man nicht vergessen, was Marx immer mit vollem Rechte betonte: Die ständische Gliederung der Gesellschaft ist auf immer verschwunden, und es ist ein leeres Wortspielen, Gruppen gesellschaftlicher Elemente als Stände zu bezeichnen, das Charakteristikum der modernen Gesellschaft ist die Gliederung nach dem Besitze, d. h. die Theilung in Klassen.

L. G. Brandt.

*) Der Untergang der antisemitischen Parteien. Leipzig, G. A. Müller. 1895. 8. 1 M.

Feuilleton.

Als eine Frucht der tiefgehenden nationalen Bewegung, welche der achtzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck und die Jubelfeier der deutschen Siege in deutschen Gemüthern entfesselt hat, darf das Büchlein von Paul Matzdorf, „Jungbrunnen des deutschen Volkes — ein Beitrag zur Förderung nationaler und socialer Gesinnung und Erziehung“ (Leipzig, R. Friese Sep.-Conto) angesehen werden. Es ist der gutgemeinte Versuch eines Dilettanten, wie es deren auf dem Gebiete des Erziehungswesens seit Güßfeldt so viele gibt, — aber auch nicht mehr. Das Wort des Kaisers: „Wir wollen nicht Griechen und Römer erziehen, wir wollen Deutsche erziehen“! bildet natürlich Motto und Ausgangspunkt des Verfassers. Daß das deutsche Gymnasium trotz des Betriebes der alten Sprachen bisher nur eine für Kaiser und Reich schwärmerisch begeisterte Jugend an die Universität abgegeben hat, daß in unserer, doch meist auf den humanistischen Gymnasien vorgebildeten Studentenschaft eine Vaterlandsliebe von gewaltiger Tiefe und Kraft lebt, das sind zwar Thatsachen, die jedem als solche in die Augen springen, der sehen will, aber für den Verfasser des „Jungbrunnens“ sind sie nicht vorhanden: „Wir stehen noch jetzt im Zeichen des Griechenthums. Die gebildete Jugend wird hingeführt in ein fernes, sonniges Land, wo unter blauendem Himmel das Idealvolk der Griechen bildet, dichtet und — untergeht. Die Jünglinge sollen griechisch empfinden und denken lernen. Sie lernen es nie, aber sie verlernen es, deutsch zu sein! Nicht ungestraft wird ihr Geist vom heimatlichen Boden gelöst, der sie hervorgebracht hat und nährt. Darum deutsche Bildung für unser deutsches Volk!“ Die Grundlage aller Bildung der deutschen Jugend muß nach Matzdorf die deutsche Heldensage und die deutsche Mythologie werden und zwar für Volks- und Bürgerschulen nicht minder, als für die höhern Schulen; der deutsche Sprachunterricht der Gymnasien muß auf Kosten der alten Sprachen so stark mit Stunden ausgestattet werden, daß die Schüler „nicht allein die althochdeutsche und mittelhochdeutsche, sondern auch die grundlegende gothische Sprache verstehen lernen“; selbst die altnordische Sprache möchte Matzdorf in den Kreis der Behandlung aufgenommen sehen, da sie der Schlüssel zu den mythischen Werken der Edden ist. Die Mythologie der Edden, die, wie bekannt, keineswegs die unserer germanischen Altvordern war, aber in Ermangelung vaterländischer mythischer Aufzeichnungen wegen ihrer Verwandtschaft als Lückenbüßer gelten muß, soll an Stelle der griechischen und römischen Götterlehre und der Sagen des Alterthums gelehrt werden oder sich wenigstens mit dem Unterricht in diesen Dingen in die Stundenzahl theilen. Da würde herzlich wenig dabei herauskommen. Es zeugt von einer Unkenntniß der wirklichen Verhältnisse, die den Erziehungsdilettanten durchweg eigenthümlich ist, wenn Matzdorf behauptet, daß „die historische Erziehung in der heutigen Schule mit dem jahrelangen, mühsamen Einpauken der griechischen und römischen Götterlehre und Sagen beginne“. Der Einblick in die jedem zugänglichen Regulative könnte ihn eines Bessern belehren. Als schönste Wirkung einer solchen auf nationaler Grundlage ruhenden Erziehung erwartet Matzdorf die Erschließung des Verständnisses für — des großen Meisters Wagner Musik. Und als ein Wagner-Schwärmer sans phrase entpuppt sich Matzdorf in dem der Musik gewidmeten besondern Abschnitt seines Büchleins. „Wagner hat die deutschen Griechen und Römer bezwungen, aus der kleinen begeisterten Schar ist mit den Jahren ein großes Heer geworden. Wagner ist ein Vorkämpfer des Deutschthums geworden durch seine Musik und Dichtung.“ Der Verfasser möge es uns erlauben, darüber anderer Meinung zu sein. Wir können an den Sieg Wagner's über die classische Musik nicht glauben, ebenso wenig können wir in Hauptmann's „Hannele“ mit dem Verfasser einen Wendepunkt in der modernen Bühnendichtung erkennen. Daß auch der „Sang an Aegir“ schon wegen des Besungenen den Beifall Matzdorf's hat, versteht sich von selbst; ob er aber im Stande ist, die von ihm selbst aufgeworfene Frage: Wer ist Aegir? genügend zu beantworten, möchten wir noch bezweifeln: er wird nicht viel mehr darüber wissen, als der Dichter Philipp von Enlenburg mit Mühe in Verse gebracht hat. Auch für die deutsche Bildnerkunst erhofft Matzdorf eine neue Periode vom Betrieb germanischer Mythologie und Heldensage. Armer Winckelmann, armer Lessing! Eure „ästhetischen Werke ruhen noch jetzt wie ein Alp auf unserer deutschen Bildnerkunst“, denn ihr habt die „einfache Wahrheit nicht erkannt, daß jedes Volk je nach seiner Charakteranlage und Gemüthsart sein eigenes Kunstideal hat“, daß es ein „einheitliches ewig gültiges Kunstideal“ überhaupt nicht gibt. Matzdorf läßt die Antike nur als Bildungsmittel zweiten Grades für unsere bildenden Künstler zu, und prophetisch verkündigt er den Anbruch einer Zeit, „die es nicht begreifen wird, warum unsere deutschen Künstler griechische Idealgestalten, Genien und Götter auf allen Plätzen ihrem Volke vor Augen stellten“. Was aber soll sie ersetzen? „An die Stelle der Venus Aphrodite kann mit Fug und viel mehr Recht unsere deutsche Göttermutter Frigg treten, und an Stelle des dreibezackten Neptun mag ein Wodan oder ein Donar seinen Hammer schwingen.“ Wir zweifeln auch hier an dem Siege des Germanischen über das Classische und vermögen ihn auch nicht aus der dem Büchlein beigegebenen Abbildung eines von Matzdorf entworfenen Monumentalbrunnens „Götterdämmerung“ vorauszuahnen. Aber wir halten, eingedenk des ne sutor supra crepidam, unser Urtheil zurück, möchten aber auch den Verfasser bitten, die Reform des deutschen Gymnasiums denen zu überlassen, die pädagogische Erfahrung und die durch Studium erworbene Kenntniß der geschichtlichen Grundlagen unseres Unterrichtswesens dazu befähigt.

— „Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reifern Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwickelung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht auch Sedan nicht gewesen.“ Diese Worte des Fürsten Bismarck aus seiner am 31. Juli 1892 auf dem Marktplatze zu Jena gehaltenen Rede, einer der bedeutendsten in Bezug auf ihren politischen Inhalt und die Tiefe der geschichtlichen Auffassung, hat Dr. Leidolph seinem Büchlein „Die Schlacht bei Jena“ (Jena, Frommann'sche Hofbuchhandlung, 1896) als Motto vorangestellt. Leidolph stützt seine Darstellung auf reiche schriftliche Quellen und auf zahlreiche in der localen Ueberlieferung aufbewahrte Erinnerungen aus dem schlimmen Jahre, und da er auch eine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten besitzt, so darf sein Buch als eine werthvolle Bereicherung unserer historischen Literatur angesehen werden, wenn es auch allem Anschein nach mehr für den Laien als für den Forscher geschrieben ist. Die Darstellung liest sich gut und ist überall von einem warmen patriotischen Gefühle getragen. Zwei gut gearbeitete Karten, von denen die erste die Bewegungen der beiden Heere bis zum 12. October verfolgen läßt, die zweite über die Schlacht vom 14. October orientirt, und zwei Autotypien, die Wiedergabe zweier Bilder aus dem Jahre 1809, sind willkommene Beigaben.

— Bei Otto Harrassowitz in Leipzig ist eine der stockholmer Zeitung „Nya Dagligt Allehanda“ entnommene Broschüre er-

schienen, die offenbar bestimmt ist, das deutsche Publikum über die schwedisch-norwegischen Unionsstreitigkeiten aufzuklären. Sie führt den Titel: „Die schwedisch-norwegische Union und ihre staatsrechtliche Grundlage" und behauptet auf Grund der Vereinigungsurkunden, daß „die Vereinigung zwischen Schweden und Norwegen keineswegs eine bloße Personalunion ist, in welcher die Person des Königs das einzige zusammenhaltende Band ausmacht, sondern eine Realunion mit einem Königthum, einer Diplomatie und einem Consulatswesen, welche in dem Unionscontract als unionelle Institutionen gesetzlich festgelegt sind". Die Broschüre vertritt also den schwedischen Standpunkt, weist aber zum Schluß auch auf die Bedingungen hin, unter denen ein Entgegenkommen gegen Norwegen möglich wäre.

— „Pollack's kurze Geschichte der Staatslehre", übersetzt von Scott und O. von Bönigk (Leipzig, Philipp Reelam jun.) ist eins der nützlichsten Bändchen der Reelam'schen „Universalbibliothek". Von Aristoteles bis Spencer sind die wichtigsten Vertreter der Staatsphilosophie kurz behandelt, und trotz aller Knappheit gut charakterisirt, sodaß sich das Buch sehr zur ersten Kenntnißnahme von diesem Wissenszweige eignet.

— Die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" hat seit Anfang dieses Jahres eine neue Gestalt angenommen. Zu Falckenberg, dem bisherigen alleinigen Herausgeber, sind noch H. Siebeck und J. Volkelt als Mitherausgeber hinzugekommen, auch sind Umfang, Inhalt und Format gewachsen. Das uns vorliegende erste Heft der neuen Folge, enthält ein Bild von C. W. Opzoomer, einem verdienten holländischen Philosophen, Aufsätze von E. von Hartmann, P. von Lind, Walter Schmidt, von denen noch besonders eine Würdigung des verstorbenen ehrwürdigen Moriz Carriere von P. von Lind hervorgehoben sei, und einen ausführlichen Literaturbericht. Wir wünschen der Zeitschrift, deren Bedeutung und segensreiche Wirksamkeit wir in Nr. 18 d. Bl. f. 1895 gewürdigt haben, in ihrer neuen Epoche ein gedeihliches Fortschreiten.

— „Romantische Liebe und persönliche Schönheit." Von H. C. Finck, übersetzt von Udo Brachvogel. Zwei Bände. Zweite Auflage (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt [vormals S. Schottländer], 1894), enthält Plaudereien über männliche und besonders über weibliche Schönheit bei verschiedenen Nationen und in verschiedenen Epochen der Geschichte, auch über die mannichfachen Einzelheiten der weiblichen Reize. Alles ist decent und mit Geschmack vorgetragen, ohne gerade in physiologischer und psychologischer Beziehung besonders in die Tiefe zu gehen. Das Beste in dem Buche sind die vielen als Beispiele angeführten Einzelzüge aus dem Liebesleben aller Zeiten und Völker.

— Die Schrift von W. Becher: „Rudolf Virchow", eine biographische Studie, (Berlin, S. Karger), gibt eine Lebensbeschreibung und eine Darstellung der pathologischen Theorien Virchow's, die so populär gehalten ist, daß sie auch weitere Kreise anzuziehen und zu belehren vermag. Seine politischen Ansichten sind glücklicherweise beiseite gelassen.

— Eugen Dühring's Leben hat mit warmer Begeisterung Dr. Emil Döll beschrieben, mit mannichfachen Abschweifungen über seine Philosophie, in: „Eugen Dühring, eine populäre Gedenkschrift, mit Dühring's Bildniß in Lichtdruck" (Leipzig, C. G. Naumann). Leider ist Döll ausschließlich Panegyriker, also nur für unbedingte Bewunderer des Philosophen genießbar. Die Schattenseiten in Dühring's Wesen, besonders seine Unbilligkeit in der Polemik, werden ganz verschwiegen; auch die Klarheit der Darstellung leidet unter dem beständigen Ueberschwange des Gefühls.

— Der Philosoph Philipp Mainländer, ein Schüler Schopenhauer's, der aber nicht blos den Willen zum Leben, sondern das Leben selbst für verneinungswerth hielt und demgemäß freiwillig — noch sehr jung an Jahren — aus dem Leben schied, ist nicht blos seines consequenten Handelns wegen eine interessante Erscheinung, sondern auch seiner Schriften wegen, in denen er mannichfaltiges Wissen mit gewandter, von Ueberzeugung durchdrungener Darstellung vereinigt. Dr. Susanna Rubinstein hat ihm eine Studie: „Ein individualistischer Pessimist, Beitrag zur Würdigung Philipp Mainländer's" (Leipzig, A. Edelmann, 1894), gewidmet, die seine Gedanken in guter Ordnung, und in manchmal schwerfälliger, manchmal glücklicher Ausdrucksweise wiedergibt.

— Die Schrift von Sigmund Schilder: „Ueber die Bedeutung des Genies in der Geschichte" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1894), ist ein dilettantisches Gerede über das schwierige Thema. Der Verfasser hat sich weder den wissenschaftlichen Begriff der Geschichte noch den des Genies klar gemacht. Für den erstern sind ihm die Arbeiten von Bernheim und andern ganz unbekannt, für den letztern fehlten ihm psychologische Einsicht. Die Schrift stände auf der Höhe eines mäßigen Zeitungsleitartikels, wenn nicht thatsächliche Irrthümer unterliefen, wie die ganz neue Entdeckung, daß Plato das Genie für ungeeignet zur Politik gehalten habe.

Bibliographie.

Blanck, C., Gedichte. Zürich, Verlag von Stern's liter. Bulletin der Schweiz. 8. 3 M.

Brandt, A., Ueber Variationsrichtungen im Thierreich. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 228.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Clausen, J., Papst Honorius III. (1216—1227). Eine Monographie. Bonn, P. Hauptmann. Gr. 8. 5 M.

Dennert, E., Die Aufgaben der christlichen Literatur. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsh. 8. 80 Pf.

Ebner, Th., Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 227.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Engelmann, E., Nordland-Sagen. Vollständig in 12 Lieferungen. Lieferung 1. Stuttgart, Paul Neff. Gr. 8. 50 Pf.

Findel, J. G., Der innere Zerfall der Socialdemokratie. Dritte Auflage. Leipzig, J. G. Findel. Gr. 8. 60 Pf.

Hannicke, R., Pommersche Culturbilder. Studien zur pommerschen Geschichte. Stettin, Léon Saunier. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jerusalem, W., Die Urtheilsfunction. Eine psychologische und erkenntnißkritische Untersuchung. Wien, Wilhelm Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Krüger, G., Was heißt und zu welchem Ende studirt man Dogmengeschichte? Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8. 1 M. 20 Pf.

Lelewa, Graf, Russisch-polnische Beziehungen. Deutsch von A. C. Arnold. Leipzig, E. L. Kasprowiez. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Liliencron, A. v., Getreu bis in den Tod. Drei Erzählungen aus den glorreichen Tagen des deutsch-französischen Krieges 1870/1871. Barmen, Hugo Klein (Julius Pertz). 8. 3 M.

Ludolff Huyn, Novellenkranz. Drei Bände. Bonn, P. Hauptmann. 8. 6 M.

Martens, W., Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. (Vollständig in 16 Lieferungen). Lieferung 1. Hannover, Manz u. Lange. Gr. 8. 50 Pf.

Ridder, L. de, Späte Erkenntniß. Roman. Bonn, P. Hauptmann. 8. 2 M.

Schneider, G., Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. II. Theil. Gera, Theodor Hofmann. Gr. 8. [illegible] Pf.

Stiehler, A., Pfarrer Reinhardt. Eine Tragödie. Stuttgart, Carl Malcomes. 8. 2 M.

Strasburger, E., Streifzüge an der Riviera. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 5 M.

Weddigen, Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. Wiesbaden, Heinrich Lützenkirchen. Gr. 8. 5 M.

Weitbrecht, C., Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wolf, W., Musik-Aesthetik in kurzer und gemeinfaßlicher Darstellung. Zweite Auflage. Erster Band. Stuttgart, Carl Grüninger. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Zapp, A., Des Erbprinzen Weltreise. Humoristischer Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von **Gustav Lothholz.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin“ als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von
Don Vincencio Juan de Lastanosa,
und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 43. — 24. October 1895.

Inhalt: Henrik Ibsen im Urtheile seiner Zeit. Von Eugen Mogk. — Die Literatur der „Jüngstdeutschen". I. Von Karl Busse. — Arme Muttersprache. Von Rudolf Wustmann. — Culturgeschichtliches. Von Richard Opitz. — Tendenzromane. Von Karl Schrattenthal. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Henrik Ibsen im Urtheile seiner Zeit.

Selten ist ein Denker und Dichter während seiner Lebzeit soviel geschmäht und gefeiert, gelobt und getadelt, verspottet und vergöttert worden, wie Henrik Ibsen. Seitdem „Brand" seinen Siegeszug durch die skandinavischen Länder genommen, seitdem Deutsche „Die Gespenster" auf den Bühnen zu Meiningen und Berlin gesehen, seitdem Ginisty seine Kritiken mit einer kurzen Autobiographie des nordischen Skalden geschmückt hat, seitdem ist Henrik Ibsen in weiten Kreisen bekannt in Skandinavien, in Deutschland, in Frankreich. Ueber keinen nordischen Dichter, nicht einmal über Holberg, gibt es eine so umfangreiche Literatur, wie über Ibsen. Von Jahr zu Jahr wächst sie.*) Dem Literarhistoriker hat sich der Philosoph zur Seite gestellt, und neben dem Manne sucht die Frau die psychologischen Probleme zu ergründen, die Ibsen in seinen Frauencharakteren gestellt hat. Und es ist kein Wunder, daß in dem denkenden Weibe der Wunsch wach geworden ist, für den ernsten Grübler eine Lanze zu brechen, denn ihm hat er durch den Consul Bernik zugerufen: „Ihr Frauen seid die Stützen der Gesellschaft." Fast alle Culturvölker haben heute ihren Ibsen-Biographen. In der norwegischen Heimat entstand er dem Dichter in H. Jaeger, dessen grundlegendes Werk auch in deutscher und englischer Sprache von Königsberg bis San-Francisco verbreitet ist; in Dänemark trat schon 1868 G. Brandes in seinen ästhetischen Studien warm für Ibsen ein; in Schweden untersuchte der finnische Literarhistoriker V. Vasenius die Dramen der Jugend mit philologischer Gründlichkeit und vernichtete dadurch die absprechenden Urtheile dänischer Kritiker; uns Deutschen hat zuerst L. Passarge, der warme Verehrer skandinavischer Literatur, das Lebensbild des Dichters gezeichnet, H. Bahr, L. Berg, O. Brahm, H. Schmitt u. a. sind ihm gefolgt und haben sich besonders in die Zeitdramen zu vertiefen bemüht. Im letzten Jahrzehnt haben ferner B. Shaw und Ph. Wichsteed den Engländern, H. Röfsing und E. de Born den Niederländern, Ch. Sarolea, A. Ehrhard u. a. den Franzosen, A. Boccardi den Italienern, L. von Engeström den Polen Henrik Ibsen's Bedeutung in der Weltliteratur vor Augen geführt und manch begeistertes Wort über den Kämpfer für das dritte Reich und die Ideale der Zukunft gesprochen. Daneben ist aber auch manch hartes Wort über Ibsen gefallen. In seiner Heimat ist die Kritik im allgemeinen nie besonders günstig für ihn gewesen, in England erschien im „Punch" eine Reihe Parodien seiner Dramen und die deutschen Zeitungsreporter würzten ihre absprechende Kritik nicht selten mit beißender Satire. Gerade aber aus dieser Literatur fühlte man heraus, daß Ibsen unstreitig ein großer Geist ist, der nur zu oft den Wurm getroffen hatte, der in unserer sogenannten bessern Gesellschaft nagt. Auf Ibsen zu schimpfen ist in gewissen Kreisen ebenso zur Mode geworden, wie seine Vergötterung in andern. Und dabei kann man die Wahrnehmung machen, daß der tadelsüchtige Kritiker zuweilen den Mann gar nicht kennt, dessen Werk er durchhechelt. So wurde vor einiger Zeit in Leipzig „Der Volksfeind" aufgeführt. Hat das Stück auch im technischen Aufbau verschiedene Mängel, über die Charakterzeichnung und die Wahrheit der im Stücke gepredigten Lehren habe ich noch von keinem ein absprechendes Urtheil gehört, dessen Blick ungetrübt das Drama betrachtet hat. Wer die Presse kennt, dem werden auch Hovstad und Billing alte Bekannte sein, und wer in kleinstädtischen Verhältnissen aufgewachsen ist, der wird wissen, daß ein Peter Stockmann nicht blos in Norwegen seine Potentatenrolle spielt. Trotzdem ereiferte sich der

*) Von den jüngsten Werken seien rühmend erwähnt: H. Jaeger, Henrik Ibsen og hans Værker. En Fremstilling i Grundrids. Christiania, A. Cammermeyer. 1892. — E. Reich, Ibsen's Dramen. Sechzehn Vorlesungen. Dresden, E. Pierson's Verlag. — L. Andreas Salomé, Henrik Ibsen's Frauengestalten. Berlin, H. Bloch. 1892. Von letzterm Werke liegt eine treffliche norwegische Uebersetzung von Hulda Garborg vor: Henrik Ibsen's Kvindestitteler, die in dem Verlage von A. Cammermeyer in Christiania erschienen ist.

der Gesellschaft und Zunft vereidigte Kritiker eines viel gelesenen leipziger Blattes über die Verwerflichkeit des Stückes und seines Inhalts. Nur konnte der Eingeweihte mit Leichtigkeit finden, daß der gute Mann Henrik Ibsen gar nicht kannte und daß „Der Volksfeind" mit den pathologischen Dramen gar nichts zu thun hat, derentwegen der Dichter auch von unparteiischen Männern getadelt wird. Durch die Verallgemeinerung des Urtheils über einige Stücke und durch das Vorurtheil der Menge hat Ibsen einen so schweren Standpunkt gehabt. Man kann diese Thatsache noch heute beobachten, wie schon 1856, wo das harmlose Fest von Solhaug von der Christianiaer Kritik in den Staub getreten, verspottet, begeifert wurde. Nur Björnson trat damals für dies einzige Lustspiel norwegischer Muse ein, dem erst dreiundzwanzig Jahre später Vasenius den Platz eroberte, der ihm gebührt. Aus Unkenntniß des Dichters läßt es sich auch nur erklären, wenn vor einigen Jahren ein Kritiker Ibsen Einseitigkeit zum Vorwurf machte. Henrik Ibsen ist im „Catilina" Stürmer und Dränger, im „Hünengrab", in der „Nordischen Heerfahrt", dem „Feste von Solhaug" und andern Stücken Romantiker, er behandelt in der „Frau Inger von Oestrot", in „Kaiser und Galiläer" historische Stoffe, er geißelt im „Brand" und „Peer Gynt" die Charakterlosigkeit und den Egoismus seiner Landsleute, im „Bund der Jugend" das unglückselige Parteiwesen, in den „Stützen der Gesellschaft" und im „Volksfeinde" die conventionelle Lüge der modernen Gesellschaft, in der „Nora" und den „Gespenstern" die Selbstsucht der Männer im Eheleben, in der „Wildente" und dem „Baumeister Solneß" die Lüge, kurz, alle socialen Schäden der Gegenwart. Und das kann man doch keine Einseitigkeit nennen. Nachdem Ibsen 1864 sein Vaterland verlassen hatte, ist er ein Kämpfer und Streiter, der unerschrocken nur *ein* Ziel im Auge hat: die Schäden der Menschheit bloßzulegen und durch diese Bloßlegung für die Gesundung zu wirken. Er hat dabei weder nach rechts noch nach links geschaut, sondern ist unerschrocken gerade vorwärts gegangen. Und einem muthigen Kämpfer schließen sich stets andere an. Daher ist die Ibsen-Gemeinde, wie sich ihre Mitglieder selbst genannt haben, stetig gewachsen, und sie würde es zweifellos noch mehr sein, wenn nicht der Dichter von dem Boden der Thatsachen auf den der Möglichkeit getreten wäre. Consul Bernik, Dr. Stockmann, Helmer sind Erscheinungen, wie sie vielleicht schon jedem von uns begegnet sind, Hedda Gabler dagegen oder Halvard Solneß sind Menschen, wie sie wol möglich, aber Gott sei Dank doch recht selten sind. Aus diesen letztern Stücken spricht zu sehr der Denker und Grübler, zu wenig der Dichter, dessen Hauptaufgabe es ist, das Geschlecht seiner Zeit zu erziehen, nicht aber, ihm Verirrungen einzelner lebensvoll vor die Augen zu führen. Reich nimmt an, daß bei den jüngsten Dramen dem Dichter der nöthige Widerspruch gefehlt, und daß dieser Umstand den Werken geschadet habe. Mir will es scheinen, daß der Widerspruch doch recht heftig gewesen ist; aber Ibsen beachtet ihn nicht mehr: Von der Warte seines Ruhmes schaut er auf seine Kritiker herab, unbekümmert um ihr Lob oder ihren Tadel geht er seine Straße weiter. Aber daß diese Straße nicht bergauf, sondern thalwärts geht, dürfte wol auch dem treuesten Anhänger des Dichters nicht verschlossen bleiben, wenn er sich aus den Stücken des Meisters die Wahrheit gegen sich selbst erkämpft hat. „Hedda Gabler", „Baumeister Solneß", „Klein Eyolf" — das ist der Weg vom Berg ins Thal.

Unter Kampf hat der Dichter begonnen. Man nahm seinen „Catilina" am Theater nicht an, die Kritik verurtheilte in Christiania seine ersten Stücke, man versagte ihm 1863 den Dichtergehalt, den doch mancher Dichterling erhielt. Da wandte der Dichter knirschend der Heimat den Rücken; er ging nach Rom und Deutschland und schrieb von hier aus die Stücke gegen sein Vaterland, das ihn so schlecht behandelt, gegen die Gesellschaft, deren Druck er oft hatte selbst empfinden müssen. Bangen Herzens suchte er zehn Jahre später die traute Heimat wieder auf: die Stimmung für ihn war gemischt, aber in gewissen Kreisen hatte „Brand" Feuer geschlagen. Die Studenten Christianias huldigten ihm durch Wort und Lied, im Theater jubelte ihm bei Aufführung seines „Bundes der Jugend" das vollbesetzte Haus zu, bei denselben Stücke, dessen Aufführung im October 1869 den berüchtigten Theaterscandal hervorgerufen hatte. Doch bald sollte der Rückschlag kommen. Im Jahre 1882 erschienen die „Gespenster" und ein „kritischer Sturm" brach in Christiania los. Kein Theater Norwegens öffnete dem Stück seine Thore, es galt in gewissen Kreisen für Sünde, das Werk zu kaufen, auch die andern Arbeiten Ibsen's wurden aus dem Salon verwiesen und für wenig Oere konnte man die zierlich gebundenen Bände beim Antiquar kaufen. Der Schwede August Lindberg aber hatte den dramatischen Effect des Stückes erkannt und mit seiner Truppe führte er es unter dem Beifall der Menge in Helsingborg, Kopenhagen, Stockholm, Göteborg und in Christiania auf dem Volkstheater auf. Und hier dreizehnmal vor vollem Hause. Jetzt war der Bann gebrochen, und als die Theaterdirection zu Christiania die Aufführung des folgenden Stückes, des „Volksfeindes", vom Autor erkaufen wollte, da konnte sich dieser gestatten, von dem alten Gegner fast das doppelte Honorar zu verlangen, als er von andern Bühnen gefordert hatte. Doch im Innern eines großen Theiles der Bevölkerung Christianias wurmte es noch und das merkte Ibsen recht wohl, als er 1885 abermals die Hauptstadt seiner Heimat besuchte. Deshalb wies er auch die Huldigung, die von seiten der Studenten geplant war, zurück. Wenige Jahre danach nahm er um so freudiger die seiner berliner Anhänger entgegen. Daß auch bei uns der Kampf für und wider Ibsen heftig getobt, ist ja bekannt. Allein er hat heute seine Schärfe verloren wie in Norwegen. Daß

der nordische Dichter aber in diesem unbesiegt dasteht, lehrt der Einfluß, den er auf unsere Literatur gehabt hat, und die Zukunft wird es noch klarer zeigen: Gerhart Hauptmann führt das Banner seiner Gemeinde und neue Scharen strömen ihm zu.

Seit 1891 hat Henrik Ibsen München verlassen und seine bleibende Wohnstätte wieder in Christiania aufgeschlagen. Geschmäht und verspottet hat er dieser Stadt 1864 den Rücken gekehrt, geachtet und allgemein verehrt lebt er jetzt in ihren Mauern. Von seiner Wohnung auf der Victoriaterrasse schaut er ruhig und zufrieden herab auf die Bevölkerung, die ihn einst verhöhnt, auf ein junges Geschlecht, an dessen Erziehung er so thätigen Antheil genommen. Er hat ausgehalten in dem Kampfe gegen Vorurtheil und Kleingeist. Die Zornausbrüche seiner Gegner haben ebenso unzweideutig gelehrt, wie die Worte Besonnener unter seinen Anhängern: Henrik Ibsen ist ein hervorragender Geist, der der Literatur neue Bahnen gewiesen, die Menschheit aber unerschrocken vor dem Abgrund gewarnt hat, vor dem sie steht. Eugen Mogk.

Die Literatur der „Jüngstdeutschen".

I.

Der größte „Draufgänger" unter den modernen Lyrikern, Karl Henckell, hat im März dieses Jahres im Saale des Kaufmännischen Vereins in Zürich einige Vorträge über die jüngstdeutsche Bewegung gehalten, die soeben unter dem Titel: „Moderne Dichter-Abende. Zwanglose Citatenplaudereien"*) im Druck erschienen sind. Die Hoffnung, daß hier endlich einmal etwas Brauchbares zur Psychologie und Geschichte der letzten Literaturrevolution beigebracht werden würde, daß der streitbare Kämpe, der als einer der Ersten von schnell errichteten Barrikaden aus auf die Autoritäten der neuern Dichtung seine Liedergeschosse richtete, zum mindesten aus persönlichen Erinnerungen manches bisher Unbekannte veröffentlichen würde, — diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Schon das kleine Vorwort bereitet uns auf eine Enttäuschung vor. Es ist merkwürdig bescheiden gehalten und verleugnet also ganz den alten Karl Henckell. „Ungemein anspruchslos" werden die drei Vorträge von vornherein genannt; es seien überhaupt nur Citate der zeitgenössischen Dichtung mit subjectiven Zwischenbemerkungen, nicht an die wissenden Collegen der Kritik, sondern an ein literarisches Laienpublikum adressirt.

Leider bestätigt eine Lektüre des Heftchens völlig dieses eigene Urtheil des Dichters. Zwar konnte ja niemand von Henckell, dem der historische Sinn ganz abgeht, etwa eine tiefgehende Darstellung der jüngstdeutschen Bewegung erwarten, aber man durfte doch vielleicht glauben, er würde den Versuch dazu machen und hier und da ein kräftig Wörtlein reden, das diesen oder jenen Punkt schön beleuchtet. Denn obwol alles andere eher als ein Kritiker, besitzt er ein sprachliches Finderglück, das ihn wohl befähigen könnte, eine Dichtung oder eine Persönlichkeit durch ein einziges Attribut zu etikettiren. Ansätze dazu sind hier auch vorhanden, aber leider nicht mehr. Weniger radical und einseitig, als man es nach seiner literarischen Vergangenheit erwarten sollte, gibt er in einer Sprache, deren allzu großer Bilderreichthum forcirt wirkt und die Klarheit vermindert, sein allerpersönlichstes Urtheil über neuere Poeten ab. Dabei greift er auch nur wieder die heraus, die ihm passen. Er citirt Conradi, Holz und Schlaf, Julius und Heinrich Hart, Hauptmann und Hartleben, Wedekind und Jacoby, Hermann Bahr und Nietzsche. Also bunt durcheinandergemischt gesinnungstüchtige Dilettanten wie Jacoby, deren Werthschätzung bei dem Henckell'schen Temperament auf persönliche Einflüsse zurückzuführen sein dürfte, glänzende Journalisten wie Bahr und ein paar echt moderne Dichter. Halbe und Falke fehlen, wo ein Frank Wedekind paradirt. Aber man darf darüber mit Henckell nicht rechten, oder nur insofern, als auch das Laienpublikum, an das er sich wendet, durch dieses Schriftchen verwirrt und mit falschen Vorstellungen erfüllt wird.

Es ist merkwürdig, daß es noch keine auch nur den kleinsten Ansprüchen genügende Geschichte der neuesten Bewegung in der deutschen Literatur gibt. Man wird einwenden: ja, ganz einfach deshalb, weil die Bewegung selbst noch nicht geschichtlich ist, uns noch viel zu nahe steht; und gewiß hält das manchen ab. Aber selbst die Motive, selbst die gärenden Ideen in den Köpfen der Jüngsten sind noch immer unverstanden. Wenn ich die Kampfschriften auf beiden Seiten, von denen kein Mensch Objectivität verlangen wird, abrechne, was bleibt da? Ein Buch von Professor Kirchner, das geradezu die Krone aller Verkehrtheit ist, und weiter die Darstellungen in den verschiedenen Literaturgeschichten, von denen die Leixner's ebenso schwach ist wie die von Heinze und Goette. Auch Adolf Stern ist in seiner Ergänzung zu Vilmar gründlich gescheitert. Verhältnißmäßig am besten findet sich noch Berthold Litzmann in seinem vielgekauften Werke über das moderne Drama mit „Gründeutschland" ab, obwol er eben nur einen ganz kleinen Ausschnitt geben kann.

In Ergänzung des Henckell'schen Buches möchte ich in Kürze hier die Bewegung zu beschreiben versuchen. Vielleicht gelingt es wenigstens, ein paar unverantwortliche Urtheile, die ich in allen modernen Literaturgeschichten gefunden habe, zu corrigiren.

*) Moderne Dichterabende. Zwanglose Citatenplaudereien. Von Karl Henckell. Zürich, Th. Schröter. 1895. 8. 1 M. 60 Pf.

Eine literarische Revolution entsteht ebenso wenig wie eine politische im Handumdrehen; sie wird nicht von einer Handvoll junger Leute gemacht, die gerade nichts besseres zu thun haben, sondern sie kann sich nur ausbreiten, wenn eine allgemeinere Unzufriedenheit mit bestehenden Verhältnissen vorhanden ist. Sie wird nicht nur meistens berechtigt, sondern sogar nothwendig sein. Diese Unzufriedenheit war auch diesmal vorhanden; in tausend jungen Leuten lag der Zündstoff aufgehäuft. Und da schlugen die Kampfschriften eines Bleibtreu und Conrad, die Waffenrufe der Gebrüder Hart, vor allem aber die brausenden Verkündigungen derjenigen Jüngsten, die sich zur Herausgabe einer modernen Anthologie zusammenschlossen, wie Bomben ein. Nichts zeugt mehr von der Berechtigung der Revolution, als die einfache Thatsache, daß die ganze Jugend Deutschlands sich um die neu entrollten Banner scharte. Nicht das „Deutsche Dichterheim", nicht die „Deutsche Dichtung" waren es, die den Nachwuchs heranzüchteten, nein, alles, was Talent besaß, bestürmte die Redaction der „Gesellschaft", und in den hundert kleinen Blättchen, die pilzegleich aus der Erde schossen, verdienten sich jene Dichter die Sporen, die in zwanzig Jahren unsere Literatur beherrschen werden.

An dieser Thatsache läßt sich nicht drehen und deuteln. Ja, noch mehr: die Wucht dieser vorwärtsstürmenden Jugend war so groß, daß sie manch einen „Alten" mit sich fortriß, der den siebzig Jahren nahe war. Ich nenne nur Theodor Fontane und Heinrich von Reder; war so groß, daß sie bedeutende Talente einfach aus ihren Bahnen riß und sie auf den neuen Weg stieß: Liliencron und Falke; daß selbst Wildenbruch eine Zeit lang mitging.

Und die Gründe der Stürmer? Die Ursachen, die der Bewegung Vorschub leisteten? Man kann die beiden Fragen unmöglich damit erledigen, daß man sagt: Die Jugend zog gegen die Salonkunst zu Felde, gegen das Epigonenthum, gegen den öden Formalismus, und wollte an seine Stelle eine Volksdichtung setzen, die fest wurzelte im Boden der Gegenwart. Gewiß, das ist ja schön und richtig. Aber weshalb gerade um 1885 herum?

Man darf die Zeitgeschichte nie aus den Augen verlieren, wenn man eine Geistesbewegung erfassen will. Die mit dem Auftreten Rousseau's etwa beginnende und bis zur Mitte dieses Jahrhunderts andauernde demokratische Epoche, in der Revolutionen über Revolutionen die Welt erschütterten, in der das Volk den Ton angegeben, die breite Mittelmäßigkeit geherrscht hatte, wich langsam einer neuen Zeit, die nicht mehr dem Pfeifchen des Plebejers Rousseau folgte, die nicht mehr der bunten Masse gehörte, sondern den Einzelgenies, den großen Persönlichkeiten. Der Aufstieg Bismarck's und Wagner's leitet sie ein. Die größten Thaten, die bisher in ihr geschehen sind, kennzeichnen sie vortrefflich: ich meine die letzten Kriege. Es sind der aristokratischen Zeit entsprechend nach hundertjähriger Pause wieder Kronenkriege. Das Volk hatte 1813 und 1830 und 1848 zum Kampfe gedrängt, über die Häupter der Fürsten fort; umgekehrt jetzt. Nun können wir aber immer beobachten, daß die Dichtung nur Volkskriege vorbereitet und begleitet. Die Körner, Arndt, Schenkendorff, die Herwegh, Freiligrath, Meißner, sie hatten eine große Sehnsucht und waren deshalb lyrisch so productiv. Ihre Sehnsucht war die des Volkes. Den Kriegen von 1866 und 1870 jedoch konnten so wenig begeisterte Poeten voraufgehen wie den Eroberungskriegen Friedrich's des Großen. Aber, und das ist die Hauptsache, jene Ereignisse, die von einem einzigen Genie ausgehen, bringen dafür nach und nach einen neuen Lebensgehalt in die Literatur, wenn nämlich das Volk sich den geschaffenen Verhältnissen accomodirt hat. Und so finden wir eine ganz wunderbare Uebereinstimmung zwischen den Kronenkriegen des vorigen und dieses Jahrhunderts, — eine Uebereinstimmung in ihren Wirkungen auf die Literatur. Dort die Kriege des großen Friedrich, der letzte abgeschlossen 1763. Dreizehn Jahre später beginnt der Sturm und Drang; das Jahr 1776 ist ja das, in dem die bedeutendsten Werke der Stürmer und Dränger herauskommen. Hier die Siege Wilhelm's I. Und in genau gleichem Abstand das Auftreten einer revoltirenden literarischen Jugend. Was Goethe von dem Siebenjährigen Kriege in „Wahrheit und Dichtung" sagt, daß nämlich durch ihn erst der „wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt" in die deutsche Dichtung gekommen sei — dasselbe gilt von dem letzten großen Kriege mit Frankreich. Es ist ja auch klar: eine Jugend, die aufgewachsen ist in der Nachwirkung des berechtigten Stolzes über die herrlichen Siege, wird ungleich stolzer, kühner, selbstbewußter auftreten, als eine Jugend, die groß ward in der Duckmäuserzeit nach 1850. Deshalb die Kluft zwischen Alten und Jungen, eine Kluft, so groß wie die eben, die zwischen dem nachmärzlichen Preußen und dem Deutschen Reiche gähnt. Ein Spielhagen ist unfähig, einen Bismarck zu verstehen. Deshalb versteht er auch die moderne Jugend nicht. Denn wenn viele ihrer Vertreter auch gegen den Eisernen rasen, er allein hat diese Jugend geschaffen.

Und nun stelle man vor diese kühne, selbstbewußte Jugend die Dichtung, wie sie sich um 1880 herum dem prüfenden Blick präsentirte. Da waren die Scheffel, Wolff, Baumbach mit ihren frischen Kneipliedern und Minnegedichten; da waren die strengen Formalisten wie Paul Heyse, die gewiß hochbegabte Männer waren, aber dem Volke nichts gaben, die trotz aller Vorzüge doch eine auf die Dauer ungesunde Stagnirung innerhalb der Literatur herbeiführten; da waren zu dritt mancherlei anmuthige Poeten, die ihre hübsche formale Begabung in componirbaren Versen ausmünzten, — ganz zu schweigen von den Frömmlern und den Nippesdichtern. Wol standen daneben Männer wie Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Storm, Fontane, Raabe, aber den großen Fragen der Gegenwart wagten auch sie nicht ins Auge zu sehen.

Jede starke Jugend aber ist grausam und einseitig. Sie kennt nur Eine Zeit und das ist die ihre.

Wie sah diese Zeit nun aus? Zwei Strömungen rangen nach dem Kriege um die Herrschaft. Die Oberhand behielt zunächst jene rein materialistische, die eine Folge des allgemeinen Siegestaumels war. Ungeheuere Summen kamen ins Land, das Geld lag auf der Straße, die berüchtigte Gründerperiode begann und in ihr eine wilde Jagd nach Genuß. Der Uebergang war zu jäh, die Erfolge zu groß gewesen, als daß man sich gleich in die neuen Verhältnisse hätte schicken können, und so lief mit dem Wachsthum äußerer Machtfülle ein erschrecklicher sittlicher Niedergang des Volkes parallel, als nächste Folge des glorreichen Krieges. Der Materialismus feierte seine glänzendsten Triumphe; jeder Krieg verroht. Fürst Bismarck erklärte damals, das Nationalbewußtsein sei nie so tief gesunken gewesen, wie bald nach Errichtung des Reiches. Dann folgte der Katzenjammer; mit gewaltigen „Krachs“ schloß die Gründerperiode; die trüben Zeiten des Culturkampfes begannen; aus dem crassen Materialismus erwuchs ein ebenso crasser Pessimismus; Schopenhauer ward Modephilosoph. Und die Dichtung? Eduard Grisebach ist es, der sie mit seinen Erfolgen beherrscht, der seiner Zeit zum Dolmetsch dient, der dem Materialismus und dem Pessimismus in seinen berühmten Tannhäuser-Cyklen Ausdruck leiht.

Aber allmählich wuchs die Generation heran, für die jene neuen Verhältnisse, die den Aeltern den Kopf verdrehten, etwas bekanntes waren, die aus eigener Anschauung die Epoche vor 1870 nicht mehr kannte. Die rückläufige Bewegung, die nach jedem plötzlichen und mächtigen Vorwärtsdringen eintritt, verlor ihre Kraft. Und jetzt ward innerlich gewonnen, was äußerlich längst gewonnen war. Das Nationalbewußtsein hob sich, ein sittlicher Aufschwung trat ein, neue Ideale füllten die Geister. Und da erstand Ernst von Wildenbruch. Er löst Eduard Grisebach und dessen im Kern kranke Dichtungen um 1880 herum ab, und sein warmer und lauterer Patriotismus gewinnt ihm im Sturme die Herzen der deutschen Jugend. Ernst von Wildenbruch's glänzender Aufstieg und sein ebenso jäher Fall sind psychologisch sehr interessant. Die deutsche Jugend sah in ihm den Retter; ihre Begeisterung für ihn kannte keine Grenzen; man lese nur die Stellen in Litzmann's schon erwähntem Buche. In ihm wurde der Geist von 1870, also der Geist der neuen Epoche, der Geist der Jugend lebendig. Es gibt nichts, was besser documentirte, wie die moderne Jugend ein Product des Kaiserreichs, wie ihr geistiger Vater trotz alledem Bismarck ist. Und ein noch schönerer Beweis: Ernst von Wildenbruch wird in Oesterreich nicht verstanden; selbst die wenigen Dichter, die in Wien herumlaufen, begreifen ihn nicht. Und noch bezeichnender: Oesterreich, das kein 1870 hatte, hat auch keine Jugend. Alle Jüngstdeutschen sind Reichsdeutsche; drei Viertel Norddeutsche. Hermann Bahr und Felix Dörmann, die jenseits der Grenzpfähle geboren sind, werden zwar zur modernen Richtung gezählt, sind aber durch und durch Französlinge, bilden im Geiste also den schärfsten Gegensatz zur neuen Generation.

Die Einflüsse, denen die heranwachsende Jugend ausgesetzt war, die sie bestimmten, sind bisher also klar. Nun werden sie aber gekreuzt und theilweise beinahe aufgehoben von andern. Jede aristokratische Zeit ist voll von scharfen Gegensätzen. Der Aufstieg einzelner Persönlichkeiten geschieht stets auf Kosten der Allgemeinheit, wenigstens zunächst. Das Genie ist der geborene Feind der Masse. Im Taumel des Sieges jubelte diese Masse wol dem Genie zu. Die Zahl der socialdemokratischen Abgeordneten sank nach dem Kriege auf zwei. Aber dann kam die Ernüchterung, Krach folgte auf Krach, tausende von Existenzen sahen sich vor dem Ruin und diese Scharen von Ruinirten, von Unzufriedenen schlossen sich der Partei an, die für alle Verlorenen zu kämpfen versprach. Statt der zwei von 1871 zogen zwölf socialdemokratische Abgeordnete 1877 in den Reichstag ein.

Die Gewissenlosigkeit capitalistischer Ausbeuter hatte sich in der Gründerperiode im hellsten Lichte gezeigt. Die Gegensätze zwischen Arm und Reich verschärften sich immer mehr. Die materialistische Weltanschauung der Gründerzeit begünstigte den Egoismus, der die Kluft unablässig erweiterte. Dazu traten noch die industriellen Umwälzungen durch die Fülle neuer Erfindungen. Und hier setzt jetzt ein neues Moment ein: Die Anklageliteratur, die von Nord und Ost kam. Sie öffnete dem heranwachsenden Geschlechte die Augen.

Hatte Ernst von Wildenbruch einen Nerv der Jugend getroffen, so traf diese Anklageliteratur den andern. Und was klagte sie an? Die Gesellschaft und ihre Heuchlermoral. Und sie rollte dabei die großen Fragen der Gegenwart auf und setzte dem Manchesterthum im Handel und Wandel die neuen Offenbarungen des Socialismus entgegen.

Zwei Strömungen also ringen in der Jugend um die Herrschaft: der Geist, den Wildenbruch predigt, und der Geist des socialen Evangeliums. Wer schließlich siegen würde, war unschwer vorauszusehen. Das erste geschlossene Auftreten der jungen Dichter fällt aber noch in die Zeit, wo sie zwischen dem nationalen und internationalen Ideal hin- und herschwankten. Darüber, wie über ihre weitere Entwickelung soll ein zweiter Artikel sprechen.

Karl Busse.

Arme Muttersprache.

1. Deutsch. Eine Sammlung von falschen Ausdrücken, die in der deutschen Sprache vorkommen, nebst der Berichtigung und Erklärung dieser Fehler. Von Gustav Bornscheuer. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 1895. 8. 2 M.
2. Ditscheiner-Wessely. Deutscher Wortschatz. Grammatisch-stilistisch-orthographisches Hand- und Fremdwörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Ignaz Emanuel Wessely. Vierte (der neuen Bearbeitung zweite) Auflage von Jos. Al. Ditscheiner's Handwörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1895. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Ist es nicht eine Ironie, daß die Sprache dazu verdammt ist, dem ersten besten Handlangerdienste zu thun, der ihr zu Leibe will? Und ihre Retter wachsen immer noch nach. Das einmal zu sichten, was der Sprachstreit der letzten Jahre gebracht hat, die Spreu davon in alle vier Winde fahren zu lassen und das Gute in endgültiger Form zu bewahren, daran denkt niemand; aber kaum ein Monat vergeht, ohne daß sich nicht „individuelle" Köpfe melden, die das Kleid des deutschen Geistes nach ihrem Geschmacke zugeschnitten haben wollen.

Mit welchem Rechte sich Gustav Bornscheuer aus Witzenhausen bei Cassel (Nr. 1) berufen gefühlt hat, mitzureden, zeigen am einfachsten ein paar Beispiele aus seinem Buche. Sie sind dem ersten Bogen entnommen, der den Präpositionen gewidmet ist. Auf der ersten Seite steht obenan unter der Ueberschrift: „Verhältnißwörter, die den zweiten Fall regieren" eine jener grausamen deutschen Reimregeln, die sich sonst wol nur noch in Mädchenschulgrammatiken herumtreiben; die schönen sechs letzten Zeilen davon heißen:

Statt, auch längs, zufolge, trotz
Stehen mit dem zweiten Fall
Oder auf die Frage „Wessen"?
Doch ist hier nicht zu vergessen,
Daß bei diesen letzten drei
Auch der dritte richtig sei.

Furchtbares sei! Bornscheuer fügt den Versen den Satz hinzu: „Außerdem können hierzu noch die Wortverbindungen meinetwegen, deinetwegen, seinetwegen u. s. w. gerechnet werden." Hierzu? Zu „den letzten drei" oder zu allen Präpositionen der Regel? Diese Verbindungen regieren also den Genitiv? oder den Genitiv so gut wie den Dativ? Können wenigstens das eine oder das andere thun? Jedes Kind sieht, daß Bornscheuer etwas ganz anderes sagen will, aber das, was er sagt, berechtigt zu diesen Fragen. Armseliger Stil, der den Leser errathen läßt, was gemeint ist, anstatt ihn zu zwingen, sofort richtig zu verstehen! Seite 4 sagt Bornscheuer über anstatt:

Der Gebrauch dieses Wortes an der [!] Stelle des Verhältnißwortes statt ist zu verwerfen [bauz! da liegts für alle Zeiten]. Wahrscheinlich [!] ist es aus den Worten an der [!] Statt (Stelle) entstanden; es ist aber nicht zu erkennen, weshalb man zuerst diesen richtigen Ausdruck verdorben hat und dann mit dem neugebildeten Worte ein Verhältnißwort verdrängt, das seinen Platz als solches schon seit vielen Jahren inne hat. Statt allein genügt vollständig, weil es genau dasselbe bedeutet, das Wort anstatt aber führt man besser auf seinen Ursprung zurück.

Er hält also statt für eine alte gute Präposition, die in Gefahr wäre, durch die junge Misbildung anstatt verdrängt zu werden. Am Ende ist es, was das Alter betrifft, umgekehrt?

Seite 8 heißt es:

Die beiden Verhältnißwörter von und zu (hauptsächlich zu) werden ganz schauderhaft falsch gebraucht. Zu Werke gehen, zu Tode ärgern, zu Rate ziehen, von Angesicht zu Angesicht, von Pol zu Pol, von Jahr zu Jahr u. s. w. enthalten einen Verstoß gegen die Regel, daß von und zu den dritten Fall regieren. Fragt man: „Von wem?" oder: „Zu wem?", dann wird der dümmste Bauer richtig antworten: „Ich gehe zur Schmiede — zum Kaufmann", oder: „Ich komme vom Acker — vom Berge." Die klugen Leute scheinen das aber nicht zu wissen, deshalb gehen sie zu statt zum Werke, ziehen jemanden zu Rate statt zum Rate. In einigen Fällen wird man vielleicht einwenden können, der Ausdruck klinge schlecht, wenn das Hauptwort im richtigen Falle steht [stehe!]; das liegt aber dann nicht an der Befolgung der Regeln, sondern an der dummen Bildung dieser Redensarten überhaupt. Was soll es denn bedeuten, wenn es beim Militair [so] heißt: „Zu Befehl?" Man denke nur ein wenig über dies ganz bedeutungloſe Wort zu nach, dann kann man die Frage schon beantworten. Wer regelrecht denken kann, sich aber [aber! du liebe Logik!] nicht ängstlich an die liebe Gewohnheit klammert, der wird sehr bald die Ueberzeugung gewinnen, daß es überhaupt nichts bedeutet. Zu bedeutet im gewöhnlichen Leben meistens die Bewegung [jede? welche?], hier aber — nichts; nur deshalb klingt es so übel [schlecht], wenn man richtig [?] sagt: „Zum Befehl." Man merkt dann den Fehler [?], will aber nicht falsch sprechen und begeht lieber einen noch ärgern Fehler.

Wir bitten den Leser um Verzeihung, wenn wir diesen Rattenschwanz von Verkehrtheiten und Unklarheiten rasch auseinandernehmen. Zunächst verwechselt Bornscheuer den Dativ des Artikels mit dem Dativ des Substantivums; daß Werke, Tode, Rathe klare, helle Dative sind, fühlt er nicht und sieht er nicht trotz ihrer Endung. Zum Rathe nennt er den richtigen Fall gegenüber zu Rathe, worin er Gott weiß was für einen Fall, nur keinen Dativ erblickt. Zweitens gibt er zu, zum Rathe klinge schlecht; anstatt sich aber zu sagen, daß der ungewohnte, von ihm eingeschwärzte Artikel an der Verletzung unseres Sprachgefühls schuld ist, und damit einzusehen, daß er auf dem Holzwege ist, redet er sich lieber ein, nachdem er ein wenig regelrecht nachgedacht hat, die Präposition zu sei hier nicht am Platze, sie bedeute hier einfach nichts. Da ihm nun drittens doch sein bischen Sprachgewissen dunkel sagt, daß in all den Beispielen: zu Werke gehen, zu Tode ärgern, zu Rathe ziehen die Präposition einen recht guten Sinn hat, nämlich den der Annäherung, einen Sinn, den jeder außer Herrn Bornscheuer auch sofort anerkennen wird, schiebt er flugs ein neues Beispiel unter, wo die Sache nicht so handgreiflich ist. Freilich

gehört auch bei diesem eine starke Portion von Sprachroheit dazu, der Präposition jede Bedeutung absprechen zu wollen; sich etwa gar klar zu machen, daß zu in der Wendung zu Befehl auf der Grenze zwischen örtlicher und finaler Bedeutung steht, das geht einfach über Bornscheuer's Kräfte. Ein Glück nur noch, daß er am Schlusse des haarsträubenden Abschnitts vergißt, uns eine Entscheidung darüber aufzutischen, wie denn gesagt werden soll statt des falschen zu Rathe ziehen und des ebenso falschen zum Rathe ziehen!

Geradezu classisch in ihrer Naivetät ist auch folgende Stelle auf S. 11 über das präpositionelle dank:

Dank ist ein sonderbares Wort, von dem man überhaupt nicht genau sagen kann, was es eigentlich vorstellen soll. Es bedeutet ungefähr dasselbe wie verdanken und wird sowol mit dem zweiten wie auch mit dem dritten Falle verbunden. Der zweite Fall wird am meisten gebraucht, ist aber ebenso falsch wie der dritte, denn das Wort dank gehört in keine Wortklasse, am wenigsten aber zu den Verhältnißwörtern. Auch mit dem Hauptworte Dank hat es nichts zu thun, obwol es von ihm herzukommen scheint.

Und so geht es munter weiter. Seite 15 stehen unter der Ueberschrift: „Falsche Verhältnißwörter" unter andern auch folgende angeblich fehlerhaften Beispiele: Auf keinen Fall (in). Zu Felde ziehen (in). Es genügt auf (für) alle Fälle. Ich weiß um Ihre Verlobung (von). Zu Bett (in). In seinem Rufe (den Ruf) schädigen. Bei Seite schieben (zur, nach der). Es steht zu (am) Ende. Ein Mann von (mit) Urteil und Fähigkeiten. Bei seinem Alter ist das kein Wunder (wegen). Auf (in) diese Entfernung. Auf diese Weise (in). Dazu bemerkt Bornscheuer zunächst, diese „Redensarten" bedürften „für die Menschen, die unsere Sprache nicht ganz gedankenlos bereichern, keiner Erklärung; für diese genügt es, daß die richtigen Verhältnißwörter daneben stehen". Er will natürlich nicht sagen: Die Ausdrücke bedürfen keiner Erklärung, sondern: daß oder warum diese Ausdrücke falsch sind, bedarf keiner Erklärung. Und, der ganze Bornscheuer, fährt er fort:

Wenn aber diese Gegenüberstellung des Richtigen und Falschen für jemanden nicht klar genug ist, wenn er nicht weiß, weshalb es nur so und nicht anders sein kann, dann kann ich diesem nur raten, sich darüber in einer guten Sprachlehre Rat zu holen. Es ist nicht möglich in diesem Buche darüber näher Aufschluß zu geben, weil die Erklärungen wegen der Menge der falschen Verbindungen zu viel Raum einnehmen würden.

Erwähnen will ich hier noch, daß die richtigen Verhältnißwörter vielfach einen andern Fall regieren, [nämlich in den genannten Beispielen] als die falschen, daß ich aber nur das richtige Verhältnißwort dabeigesetzt habe [da wollen wir doch auch das richtige Verhältnißwort daneben danebensetzen], ohne den Fall zu erwähnen [anzugeben].

Genug. Der Verfasser hat weder von Geschmack noch von Sprachgeschichte eine Ahnung, geschweige denn davon, wie der erhaltende und der weiterbildende Trieb in der Sprache gegenseitig in mäßigen Grenzen zu halten sind. Weder von Ordnung im Inhalt noch von Zucht in der Fassung ist in dem Buche eine Spur, die Interpunktion ist nachlässig, und Druckfehler sind eine Menge drin, obwol die „Druckfehlerberichtigung" nur einen einzigen verbessert. Der Leser fragt vielleicht, ob dieses Buch dann überhaupt eine Erwähnung verdient habe? Warum es nicht, nachdem man sich binnen zwei Minuten blätternd von seinem Werthe überzeugt hat, kühl in den Papierkorb gleiten lassen und todt schweigen? Darum, weil wir nicht jenem lässigen Optimismus huldigen, der da glaubt, daß das Gute von selbst siegen werde, sondern weil wir der Ansicht sind, daß wir, so lange wir auf dieser Erde ackern, auch Unkraut auszujäten haben, wenn je eine gute Saat reifen soll. Wer nicht selbst an sich Kritik übt, muß sie sich von andern gefallen lassen.

Die Verlagshandlung, die dieses Buch bringt, hat bereits vor ein paar Jahren eine Schrift veröffentlicht, die ähnlichen Sprachunfug treibt wie die vorliegende. Das frühere Buch „Allerhand Sprachverstand" zeigt sie jetzt am Ende des neuen mit folgendem Reclamezusatz an: „Die bedeutendsten deutschen Zeitungen haben meist in größern Leitartikeln die Wichtigkeit des Buches hervorgehoben, so die Frankfurter Zeitung, Von Haus zu Haus, [die] Schweizer Lehrerzeitung, Literarisches Centralblatt [Artikel!], [das] Gymnasium, [die] Blätter für literarische Unterhaltung, Badischer Schulbote, Sonntagsblatt der Germania, Literarisches Echo, Königsberger'sche [!!] Zeitung, Harburg'sche Zeitung, Berner Bund u. s. w." Ein competentes Urtheil in Sprachangelegenheiten wird man unter diesem Häuflein von weiter niemand erwarten, als vom „Literarischen Centralblatt" und diesen Blättern hier. Jenes hat 1893, S. 652, drei Sprachschriften auf einer Spalte besprochen und darunter Minor's Sprachgrobheiten als „die einzige werthvolle" bezeichnet; Dr. X***, der Verfasser von „Allerhand Sprachverstand", wird in dem Aufsätzchen durch einfache Mittheilung von einigen seiner tollsten Forderungen charakterisirt, ein stummes Urtheil, das allerdings die Hanstein'sche Verlagshandlung vielleicht nicht verstanden hat. Aber ein Aufsatz in Nr. 38 d. Bl. f. 1892, wo sechs Sprachschriften zugleich erledigt werden, sagt von der des Dr. X*** klipp und klar: „Eine solche Verwässerung und Vergewaltigung der Sprache läßt nicht auf Erfassung ihres Geistes und Wesens schließen." Das nennt P. Hanstein's Verlag in Bonn: in größern Leitartikeln die Wichtigkeit eines seiner Bücher hervorgehoben. Recht so, so macht man sich um seine Muttersprache verdient.

Grammatik und Stilistik in Form eines Wörterbuchs zu geben, ist nicht nur bequem für die große Menge aller der Leser, denen es schwer fällt, aus der Regel jeden einzelnen Fall sicher abzuleiten, sondern hat auch seine tiefere Berechtigung darin, daß alle Regeln ja erst durch Vereinigung von Einzelerscheinungen zu Stande gekommen sind. Ein Wörterbuch wie das der Brüder Grimm enthält so die ganze deutsche Grammatik in der Gesammtfülle der Erscheinungen vorgeführt, nicht grammatisch geordnet. Auch Dr. Ignaz Emanuel Wessely hat in

der neuen Ausgabe von „Ditscheiner's deutschem Wortschatz" (Nr. 2) nicht nur eine Sammlung und klare Begriffsbestimmung der Ausdrücke unserer Sprache geben wollen, sondern auch grammatische und stilistische Fragen besprochen. Freilich lassen auch bei diesem Buche Kenntnisse und Sorgfalt soviel zu wünschen übrig, daß einfach die Sprache zu bedauern ist, die sich so viele Misverständnisse und Schiefheiten bei einer Darstellung ihres Leibes und Geistes gefallen lassen muß. So sehr sich Wessely's Bearbeitung (wie er übrigens selbst im Vorwort sehr nachdrücklich sagt) über die Fassung Ditscheiner's erhebt, so praktisch das Buch im ganzen angelegt ist, und so geschickt gerade die stilistischen Fragen meist behandelt sind, so wenig entspricht es immer noch den Anforderungen, die heute an ein populäres deutsches Handwörterbuch gestellt werden müssen. Gleich die ersten Worte: „A, einer der 3 [lieber: drei] Urvokale des gesamten Vokalsystems des Indogermanischen" sind bezeichnend für den wissenschaftlich veralteten Standpunkt Wessely's. Die Flußnamen Aar und Aare wagt er auf „althochdeutsch aha(r) Wasser" zurückzuführen. Das mundartliche sich abäschern erklärt er: sich durch heftige Anstrengung gleichsam in Asche verwandeln! Für gefährlicher als diese etymologischen Irrthümer halten wir schiefe und falsche Bedeutungsangaben, die das Buch in großer Menge enthält. Um mit kleinem anzufangen: abbacken wird mit den Worten erklärt: „durch Backen loslösen". Es muß heißen: sich loslösen; daß Wessely das intransitive abbacken gemeint hat, zeigt seine Bemerkung: „nur in der Redensart: das Brot ist abgebacken, d. h. die Rinde hat sich [!] durch das Backen von der Krume losgelöst". Was soll die Erklärung in einem Artikel wie „abbieten, einen; durch ein höheres Angebot zu erlangen suchen"? Sie schließt sich etymologisch und in der Construction so wenig an den zu erklärenden Begriff an, daß ein Leser ohne Sprachkenntniß durch sie irregeleitet werden muß, sowol über den Gebrauch als die Ableitung des Wortes. Abbilden, Abbildung und Abbild fehlen. In dem Artikel abbrechen steht von der fünften Zeile an buchstäblich folgender Wirrwarr:

4) entzwei brechen; er hat seinen Stock abgebrochen; 5) militärisch: die Glieder a., die Front einer Truppe verkürzen. Auch: das Gefecht a.; 6) intr.: plötzlich endigen: ein Gespräch, eine Unterhandlung a.: Ich habe allen Umgang mit ihm abgebrochen. Auch intr.: Das Gespräch brach ab. Lassen Sie mich davon a.*) Hier bricht die Geschichte plötzlich ab. Die Nadel ist abgebrochen. Von einem Dinge, z. B. einer Geschichte.

Das sind Beispiele von den ersten beiden Seiten des Buches; aber vergebens gehen wir ein Stück hinein: es wird nicht besser. Blaustift wird als „blauer Bleistift" erklärt, unter Blech fehlt die Bedeutung Unsinn. Bei Blei hätte, da das Buch sonst fleißig Redensarten bringt, erwähnt werden können: es liegt mir wie Blei in den Gliedern; unter den Zusammensetzungen, wo sich so wenig bekannte Dinge wie Bleiglätte und Bleiöl verzeichnet finden, vermißt man das bekannte Mineral Bleiglanz. Störend ist ein Druckfehler wie der unter bleiben: „Impf. bleib!" Zwischen bleich und blenden hätte die Bleiche, eine ziemlich bekannte Weißfischart, genannt werden können, die uns jedenfalls näher angeht, als die polnische Nationalmütze, die Konfederatka, sammt ihrer Mehrzahl Konfederatkas. Blenden wäre besser als „blind machen" zu erklären gewesen, als mit der Wendung: der Sehkraft berauben, wie sich überhaupt für jedes Wörterbuch etymologisch nahe bleibende Erklärungen am besten eignen (weil sie zugleich die Bedeutungsentwickelung aufhellen), wenn man nicht eine fremde Sprache, wie das Lateinische, als völlig objectives Erklärungsmittel heranziehen kann oder will. Blendling (Bastard) hat mit dem Stamme von blenden nichts zu thun, hätte also auch nicht mit unter die Ableitungen davon gestellt werden sollen. Sehr unglücklich ist Blick erklärt: als

1) Der Schein, die hell erleuchtete Stelle, daher: das Blickfeuer, plötzliche Unterbrechung des Feuerscheins auf Leuchttürmen; der Silberblick; 2) insbesondere das schnell vorübergehende Anschauen.

Ein Blick ist ein augenblickliches, durch eine Bewegung entstehendes Blinken. Und was soll man hier wieder zu der Reihenfolge des Artikels sagen und zu der Erklärung von Blickfeuer als einer Unterbrechung des Feuerscheins, statt eines sich unterbrechenden Feuerscheins! Gleich darauf ist wieder der Anfang des Artikels Blitz durcheinander gerathen:

Blitz, der; des -es; Mhz. die -e; die höchste Schnelligkeit: wie der B.; blitzen; es blitzt; der Blitzableiter; Ausdruck für blitzschnell.

In den Beispielen zu Block hätte das Kunterbunt der Bedeutungen leicht vermieden werden können, wenn das alte Biloh (Verschluß) von dem alten Bloh (Klotz) geschieden worden wäre (S. 75 u. 76).

Auch die Schreibung und Erklärung der Fremdwörter gibt zu Bedenken Anlaß. Subsumtion statt Subsumption ließe sich zwar zur Noth vertheidigen, Subtrahent aber („die abzuziehende Zahl") für Subtrahend mit dem besten Willen nicht. Süffisant deckt sich nicht mit dünkelhaft, unter Suite fehlt die musikalische Bedeutung des Wortes, Sulfat heißt nicht schwefelsaures Natron (das wäre Natriumsulfat), sondern natürlich blos schwefelsaures Salz, und Sultanat bezeichnet nicht nur die Würde, sondern wol noch häufiger das Reich eines Sultans (S. 649). Kurz und gut: auch dieses Hülfsbuch für guten und richtigen Gebrauch unserer Sprache, so hoch es über dem vorher besprochenen steht, ist nicht zu empfehlen.

Rudolf Wustmann.

*) Eine saloppe Contamination von: Lassen Sie mich abbrechen, und: Lassen Sie mich davon schweigen, die wol in der Umgangssprache vorkommen und auch in Generalanzeigerromanen zu lesen sein mag, aber hier nicht hätte aufgenommen werden dürfen.

Culturgeschichtliches.

1. Verschmäht. Ein Liebeswerben aus den Jugendtagen eines edlen Mannes. In Originalbriefen (1779—1780). Leipzig, Georg Wigand. 1895. 8. 2 M.
2. Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität. Von *_*. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt (vormals S. Schottländer). 1895. 8. 1 M.
3. Land und Leute von W. H. Riehl. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Th. Matthias. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1895. 12. Cart. 1 M. 20 Pf.
4. Das Berlinertum in Literatur, Musik und Kunst. Von einem Unbefangenen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1895. 8. 50 Pf.
5. Deutsches Geistesleben. Vorträge von Rudolf Thimm, weiland Professor am Gymnasium zu Tilsit. Herausgegeben von seiner Witwe. Mit einer biographischen Einleitung von J. H. Zweite Auflage. Berlin, Leonhard Simion. 1894. Gr. 8. 4 M.
6. Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten. Von Oscar Mokrauer-Mainé. Leipzig, Constantin Wild's Verlag. 1895. 8. 1 M.
7. Carmina varia. Eine Auswahl deutscher Studenten-, Volks- und anderer Lieder, ins Lateinische übertragen von Franz Ulrich (Franz Müller), Verfasser der Carmina academica. Dresden, Carl Reißner. 1895. Gr. 8. Geb. 1 M.

Ein Sitten- und Stimmungsbild aus der Wertherzeit entrollt eine Sammlung von Liebesbriefen, die ein hervorragender Gelehrter unter dem Titel: „Verschmäht" (Nr. 1) vor kurzem veröffentlicht hat. Er hat sie, nach Urkunden aus der Reformationszeit suchend, gefunden an einer ehrfurchtgebietenden, denkwürdigen Stätte. Was könnte anderes gemeint sein als Wittenberg? Ueber den Verfasser theilt er nur mit, daß es einer der edelsten Männer ist, der mit den Besten seiner Zeit in lebendiger Verbindung gestanden, dessen Wirken in den Annalen der evangelischen Kirche ruhmvoll verzeichnet steht, dessen Söhne, dem Vater ebenbürtig, in hohen Aemtern eine segensreiche Thätigkeit entwickelten, dessen Enkel noch heute mit Stolz ihres Ahns sich rühmen. In den Briefen selbst trägt der Verfasser das große Wissen, das er offenbar schon damals besaß, nicht sonderlich zur Schau. Gelegentlich citirt er Shakespeare oder eine Ode Ramler's und empfiehlt seiner Angebeteten dringend Gellert's „Moral", die seit vielen Jahren das liebste seiner Handbücher ist, oder das „Fräulein von Sternheim" von Sophie von Laroche: „Die Sternheim ist ein herrliches Mädchen von einer hohen Gattung Menschen. . . . Das Fräulein muß fast ebenso ausgesehen haben, wie eine meiner Cousinen" — eben die Auserwählte — „nach der Beschreibung Seite 82, im ersten Theile." In Ostrau bei Zörbig hat er Gelegenheit, die herrschaftliche Bibliothek zu durchstöbern, die eine ansehnliche Sammlung deutscher und französischer Bücher, größtentheils historische und witzige Schriften, enthält. „Lavater's berühmtes und kostbares Werk über die Physiognomie mit den vielen Kupferstichen ist auch hier, und ich habe schon viel drinne gelesen und geblättert. Gewiß eine angenehme und geistvolle Unterhaltung für eine denkende und empfindende Seele, wenn man gleich nicht immer mit dem Verfasser ganz einerlei urtheilen kann." „Hätt' ich die dasige Bibliothek hier", äußert er später, „ich habe in der kurzen Zeit meines dortigen Aufenthalts soviel davon verschlungen, als mir möglich war, und noch beim stärksten Appetit mußt ich meinen Schnabel davon wegnehmen." Wenn der Verfasser der Briefe sich nicht tiefer in literarische Fragen einläßt, so mag wol die geringe Neigung der Adressatin daran schuld sein. Wir hören wol, daß sie ein „wirkliches Talent zu einer natürlich schönen, ungeschminkten Schreibart hat", aber wir sehen nicht, daß von ihr geistige Anregungen ausgehen. Der Leser erkennt leicht, daß diese beiden Menschen nicht zueinander paßten. Er, eine ehrliche, ernste Natur, erschien ihr zu trocken und zu empfindsam. Unermüdlich schneidet er Silhouetten von ihr und ergibt sich wie Werther seinen Träumereien. Was er in seinem Herzen beobachtet, theilt er ihr ausführlich mit: „Entfernt von Ihnen bin ich oft ganz voller Muth und Vertrauen, daß ich der ganzen Welt trotzen möchte; aber an Ihrer Seite sind Furcht und Aengstlichkeit meine sehr gewöhnlichen Gesellschafter." Wort für Wort paßt hier, was Klopstock's Biograph von dessen Verhältniß zu seiner „Fanny" bemerkt: „Ob Marie Sophie, wenn er kühner gewesen wäre, ihm am Ende nicht doch ihr Jawort gegeben hätte und ob er dadurch glücklicher oder unglücklicher geworden wäre . . ., wer mag das entscheiden? Gewiß erwiderte sie seine Leidenschaft nicht mit einer Zuneigung, die auch nur entfernt den Namen einer Gegenliebe verdiente. Allein sie ließ sich die Huldigungen des verwandten Dichters gern gefallen und verstand es, den Eifer dieser Huldigungen durch ein von Koketterie nicht immer freies Spiel beständig rege zu erhalten. . . . So blieb Klopstock in stetem Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Wonne und Qual." Aus dieser traurigen Lage befreite den Schreiber unserer Briefe eine mütterliche Freundin in Leipzig, die ihn über das Wesen seiner Angebeteten aufklärte und darüber belehrte, daß er aus ihren Briefen zuviel herausgelesen hatte: „Einem jungen Mädgen gefällt ein junger Läppisch leichter als ein Mann, den ein männliches Alter und ein feines Gefühl hindern, als Pickelhering zu agiren — und seufzen und ängstlich thun ist vollends nicht nach ihrem Geschmacke. . . . Das Mädgen ist nicht lasterhaft — allein nicht für ein zärtlich Gefühl geschaffen — nicht äußerst delicat. Kurz sie ist jung, unerfahren, eitel, ein wenig leichtsinnig." So ging dieser schöne Traum zu Ende. Der Enttäuschte

aber stieg rasch zu hohen Ehren empor. Da der Herausgeber das Bekanntwerden der Persönlichkeiten nicht geradezu hat verhindern wollen und da wir überzeugt sind, daß das Interesse an diesen Briefen erheblich wachsen wird, wenn der Leser etwas über die Verhältnisse und den Aufenthaltsort der Hauptperson weiß, so wollen wir hier wenigstens soviel mittheilen, daß der Verfasser, ein Doctor der Philosophie und Baccalaureus der Theologie, seit October 1776 bei dem Kammerherrn von Bodenhausen auf Brandis bei Leipzig als Hofmeister thätig war, dann 1781 durch den genannten Herrn, den Patron, das Pfarramt in Beucha erhielt, und schließlich 1790 in seiner Vaterstadt Wittenberg Pastor an der Stadtkirche, Generalsuperintendent des Kurkreises, Consistorialassessor und ordentlicher Professor an der Universität wurde.

Das Studentenleben hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich verändert und birgt jetzt manche Gefahren, von denen die frühere Zeit nichts wußte. Einzelne Professoren tragen diesen veränderten Verhältnissen in Wort und Schrift belehrend Rechnung. Einen ähnlichen Zweck verfolgt ein Ungenannter in den „Briefen eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität“ (Nr. 2). Der Verfasser glaubt die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß in vielen Kreisen, auch der sogenannten Höhergebildeten, die strengern Begriffe von Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung, überhaupt die idealern Richtungen des Denkens und Handelns einigermaßen ins Wanken gekommen und von einer vorherrschenden Neigung zu leichtem und müheloſem Lebensgenuß verdunkelt worden sind, und er hält es für die Aufgabe des Menschenfreundes und des Patrioten, vor der Hingebung an diesen Zug der Zeit wenigstens das nachwachsende Geschlecht nach Kräften zu bewahren. So behandelt er denn alle den Studenten berührenden Fragen in siebzehn Kapiteln, deren Ueberschriften folgende sind: „Der Abschied vom Aelternhause“; „Befreundung mit den neuen Verhältnissen, Bekanntschaften, Collegienbesuch“; „Im Banne des Gambrinus“; „Das Fechten und andere Körperübungen“; „Duell und Mensur“; „Die Geselligkeit auf der Universität und das Verbindungswesen“; „Der Familienverkehr“; „Der falsche Freund als Versucher“; „Die Berufswahl“; „Die Ferienreise“; „Geistige Anfechtungen“, 1) der Pessimismus, 2) Jenseit von Gut und Böse, 3) Sinnliches und Uebersinnliches, Materie und Geist, 4) Socialismus und Socialdemokratie; „Dichterische Anwandlungen“; „Eine Herzensneigung“; „Die deutsche Studentenschaft beim Fürsten Bismarck“. Der Verfasser zeigt sich wohl vertraut mit allen Fragen des wissenschaftlichen Lebens und vertritt eine gesunde Anschauung, sodaß man ihm in den Hauptpunkten beistimmen kann. Auch weiß er überall das rechte Wort und die passende Form für seine Anschauungen zu finden. Scharf urtheilt er über die moderne Schriftstellerei:

Mein lieber Sohn! Du lernst an diesem Beispiel eine weitverbreitete Krankheit unserer Zeit kennen: die fast unbeschränkte Macht, welche das „Sensationelle“, d. h. das allem Hergebrachten und Gewohnten Widersprechende, auf so viele Menschen, selbst anscheinend ganz geschente, übt. Die einstige Devise eines blinden Aberglaubens, credo, quia absurdum, könnte in mancher Hinsicht die Devise unseres hochgebildeten, aufgeklärten, freidenkenden Zeitalters sein! Sieh' dich um in unserer Literatur und Kunst! Was zieht am meisten die Blicke auf sich? Das „Moderne“! Und was ist „modern“? Dasjenige, was am meisten „Effect“ macht, was die Leser, Hörer oder Zuschauer am meisten „verblüfft“. Dies aber ist vorzugsweise das Grelle, Crasse, das Gekünstelte oder Forcirte, das Abscheu oder Ekel Erregende, Quälende und Abstoßende, oder auch das sinnlich Lüsterne und Schlüpfrige. Das Simplex sigillum veri der Alten und die „stille Größe“ Winckelmann's sind längst überwundene Standpunkte. . . . Und alle diese Verschrobenheiten machen Glück, beherrschen zum großen Theil die Literatur, die bildende Kunst, das Theater! Warum? Weil sie mit einer Unverfrorenheit auftreten und sich geltend machen, welche die Leute dermaßen verblüfft und einschüchtert, daß sie gar nicht wagen, Opposition dagegen zu machen, ja auch nur mit ihrem Beifall zurückzuhalten.

Darin liegt ja viel Richtiges, aber für den einzelnen Fall ist mit solchen allgemeinen Verdammungsurtheilen nichts gewonnen. An der ganzen Einkleidung könnte befremdlich erscheinen, daß diese Briefe eben nur Lehren enthalten und daß diese nicht viel mehr aus dem Boden eines allgemeinen geistigen Verkehrs heraus wachsen.

Unter den Schriftstellern, die dem deutschen Volke die Kenntniß seines Wesens erschlossen haben, stehen oben an Gustav Freytag und Wilhelm Heinrich Riehl. Die Werke des erstern sind im Volke allgemein bekannt, die des andern verdienen es in gleicher Weise zu werden. Es war darum ein löblicher Gedanke, davon eine Schulausgabe zu veranstalten. Der Anfang dazu liegt vor in der Ausgabe des Buches: „Land und Leute“, die Dr. Th. Matthias (Nr. 3) jetzt veröffentlicht hat. Er hat in der richtigen Erkenntniß, daß es werthvoller ist, junge Leute zu möglichst selbständigem Verständniß vollständiger fremder Gedankengänge zu bringen, als sie durch ein buntes Vielerlei schillernder Glanzstellen zu unterhalten, möglichst ganze Abschnitte ausgehoben. Das hat auf der andern Seite von selbst dazu geführt, daß andere Abschnitte, die nicht minder lesenswerth sind, ganz fehlen. Doch auch in den aufgenommenen Abschnitten: „Feld und Wald“, „Wege und Stege“, „Stadt und Land“, „Die Dreitheilung in der Volkskunde Deutschlands“, „Centralisirtes Land“ und „Das Land der armen Leute“, hat der Herausgeber manchen Absatz weggelassen, ohne daß dadurch das Verständniß erschwert würde. Insbesondere sind die Partien stehen geblieben, in denen des Verfassers unerschütterlicher Glaube an die Zukunft des deutschen Volkes am kräftigsten zum Ausdruck kommt. Bei der Benutzung auch dieser Auswahl ist eins ja zu beachten, daß diese Aufzeichnungen schon vor vielen Jahren gemacht worden sind. Man liest darin immer noch Angaben, „vor zehn Jahren“ und „in den letzten Jahren“, die schon vor dreißig Jahren und früher ebenso lauteten. Aber der Verfasser hat diesen Conservativismus gerechtfertigt durch die Erklärung: „Naturstudien aus der Psycho-

logie des Volkes lassen sich nicht alle paar Jahre wieder neu beleben. Hatten sie früher den Reiz des Gegenwärtigen, so gewinnen sie später vielleicht historischen Werth." Wo es sich um statistische Angaben handelt, hat übrigens der Herausgeber der Auswahl mehrfach den gegenwärtigen Stand der Dinge in den Anmerkungen festgestellt. Diese Anmerkungen bieten außerdem alle historischen und volkswirthschaftlichen Erklärungen, die der weniger kundige Leser zum Verständnisse nöthig hat. Vorausgeschickt ist dem Texte eine Biographie des Verfassers, die theilweise auf den Angaben in den „culturgeschichtlichen Charakterköpfen" und in den „religiösen Studien eines Weltkindes" beruht. Daß der Verfasser seine biographischen Angaben bald ergänze, werden viele mit dem Herausgeber wünschen. So ist denn die Ausgabe, wie es von dem tüchtigen Herausgeber zu erwarten war, in jeder Hinsicht trefflich eingerichtet. In einem an sich nebensächlichen Punkte kann man anderer Meinung sein als er. Er hat an einzelnen Stellen, um die Behandlung im Unterricht zu erleichtern, Fremdwörter verdeutscht. Aufgestoßen ist uns „Ergebniß" für „Resultat", „wirthschaftlich" für „ökonomisch", „altkluge Tante Schicklichkeit" für „altkluge Tante Decenz", „Gebiet" für „Zone". Waren diese Aenderungen wirklich nöthig und sind sie berechtigt einem Schriftsteller gegenüber, der selber bekennt, „an Stil und Ausdruck sorgsam die letzte Feile gelegt zu haben"? Doch es möchte sein, wenn es nur möglich wäre, consequent zu bleiben. Aber der Herausgeber schreibt gelegentlich einmal, „geschichtlich", während er sonst „historisch" stehen läßt, und während er S. 116 „Generation" in „Geschlecht" verändert, druckt er S. 117: „eine Menge interessanter Züge aus dem Volksleben vieler Generationen".

In dem riesigen Anwachsen vieler Städte zeigen sich nach Riehl bedenkliche Symptome der Widernatur. Europa wird krank an der Größe seiner Großstädte. „Wasserköpfe bekunden bekanntlich nicht selten ein frühreifes und äußerst erregtes Seelenleben. Man wird aber doch darum nicht folgern wollen, daß die dicksten Köpfe allemal die gescheitesten und lebensfähigsten seien." Daß Berlin trotz seiner Größe nicht Deutschland ist wie Paris Frankreich, das liegt nicht nur an der historischen Entwickelung Deutschlands, sondern auch an der Natur der Berliner, eine Thatsache, die wieder einmal erörtert wird von einem Ungenannten, einem „Unbefangenen", in der Broschüre: „Das Berlinertum in Literatur, Musik und Kunst" (Nr. 4). Indem der Verfasser selbst zwischen dem unechten Berliner, der in nichts von dem gebildeten Einwohner anderer Städte verschieden ist, und dem Berliner im eigentlichen Sinne unterscheidet, vermag er leicht jedem Einwande zu begegnen. Diesem Berliner im eigentlichen Sinne spricht er zunächst jede Fähigkeit ab, sich zu begeistern. Was nicht „schneidig", nicht „großstädtisch" ist, kann ihm nicht imponiren: „Homer's Gesänge klingen im Ohre des Modernen wie das bornirte Lallen eines zahnlosen alten Schwätzers" u. s. w. Der Vorwurf, die Classiker von der Bühne verdrängt zu haben, fällt einzig auf Sudermann, der als der Herold des Berlinerthums erscheint. Daß dieser eine hervorragende dramatische Begabung hat, davon weiß der Verfasser nichts. Auch sucht er Sudermann's Schwäche nicht in dem, worin sie von andern gewöhnlich gesucht wird, in der rücksichtslosen Schilderung poesieloser Wirklichkeit, sondern in der Unwahrscheinlichkeit seiner Erfindung. Daß einzelnes in den sonst so realistischen Dramen Sudermann's romanhaft ist, läßt sich nicht leugnen. Am meisten gilt dies von der Person des Trast, der mit seinem Gelde als deus ex machina erscheint. Der unbekannte Verfasser erinnert an den reichen Brasilianer in Marlitt's „Reichsgräfin Gisela", wie er auch sonst Sudermann'sche Motive auf die Romane der Marlitt zurückführt. Uns selbst ist schon früher der Gedanke gekommen, ob nicht die Gestalt des Trast und manches andere in der „Ehre" durch Freytag's „Soll und Haben" und insbesondere durch die Person des Herrn von Fink beeinflußt sei. Aber selbst wenn dies der Fall wäre, könnte man nicht von Unselbständigkeit reden. Im weitern macht der Verfasser den Berlinern den Humor streitig und die Fähigkeit eine Oper zu componiren, erkennt ihnen aber die Erfindung von Gassenhauern à la „Holzauction" zu. Um sie unschädlich zu machen, schlägt er vor, ihnen eine Zeit lang die Politik ganz zu überlassen. Er mag es sich selbst zuschreiben, wenn über seiner burlesken Tonart der wahre Kern seiner Streitschrift nicht zur Wirkung kommt.

Eine Handlung der Pietät liegt vor in der Herausgabe der „Deutsches Geistesleben" betitelten Sammlung von Vorträgen Rudolf Thimm's (Nr. 5). Ein Freund des Verstorbenen hat einen kurzen Lebensabriß vorausgeschickt. „Denn noch schlagen ja, gottlob, viele Herzen, die sich an der Schilderung eines ganzen Mannes erquicken werden, eines Mannes, der bis zu seinem letzten Athemzuge den Idealen seiner Jugend treu blieb, dem alle Mühsale eines ungewöhnlich arbeits- und kampfesreichen Lebens nicht die Freude an seinem Berufe, die Liebe zur Jugend und den Glauben an den Fortschritt des Menschengeschlechtes verkümmern oder gar rauben konnten, und der alles, was er war — Mensch, Lehrer, Freund, Parteigenosse — in des Wortes edelster Bedeutung war." In der That können diese Mittheilungen nur dazu dienen, das Interesse an diesen Vorträgen zu erhöhen. Sie sind schon vor längern Jahren in Vereinen gehalten worden und behandeln zumeist Gegenstände, die recht interessant sind, denen sich aber schwer ein wesentlich neuer Gesichtspunkt abgewinnen läßt. Die Themata lauten: „Das Epos der Germanen und sein Stabreim"; „Die Poesie der Fahrenden"; „Die öffentlichen Vergnügungen im Mittelalter"; „Hans Sachs"; „Ueber Sprache, Naturlaute und Gebärdensprache"; „Bürger's «Lenore» und ihr Verhältniß zur deutschen Volkssage"; „Die Brüder Grimm". In der That beschränkt sich der Ver-

fasser darauf, die Ergebnisse der gelehrten Forschung seinen Zuhörern mundgerecht zu machen. Aber er hat es mit Verständniß und mit Geschick gethan. Ueber die Geberdensprache ließe sich jetzt, wo Sittl's Buch über die Geberden der Griechen und Römer vorliegt, noch eingehender sprechen. Daß über Bürger's „Lenore" Erich Schmidt so gediegen gehandelt hat, soll die hier vorliegende Arbeit nicht herabsetzen.

Es wird manchem erwünscht sein, „Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten" zusammengestellt zu finden, wie es in dem Schriftchen von Oscar Mokrauer-Mainé geschieht (Nr. 6). Dieser behandelt nach einer Einleitung: „Die Marseillaise"; „God save the King"; „Die Wacht am Rhein"; „Was ist des Deutschen Vaterland"; „Das Rheinlied"; „Deutschland, Deutschland über alles"; „Den Rakoczy-Marsch"; „Den Dessauer-Marsch"; „Das Preußenlied"; „Gott erhalte Franz den Kaiser" und „Heil dir im Siegerkranz". Recht schwungvoll, aber wenig treffend, hebt die Einleitung an: „Aus dem Herzen des Volkes dringt das patriotische Lied hervor, sein Sang läßt sich nicht erzwingen, sondern frei und muthig tönt es in die Welt hinaus, brausend schallt es fort «wie Donnerhall». Das patriotische Lied gehört demnach zur Gattung der Volkslieder, jener Lyrik, welche die Empfindungen in nationaleigenthümlicher, stets frischer und ursprünglicher Weise zum Ausdruck bringt." Der Verfasser erzählt ja S. 88 selbst, wie auch solche Lieder manchmal auf Bestellung gemacht werden. Er faßt den Begriff des patriotischen Liedes sehr weit, wenn er auch die homerischen Gedichte hinzurechnet: „Von Volk zu Volk, von Mund zu Mund pflanzten sich jene recitirenden (?!) Gesänge fort, die der liederreiche Sänger beim festlichen Mahle in der Vorhalle (?) des Hauses zur Laute vorgetragen, bis sie endlich von dem blinden Homer gesammelt wurden." Nicht recht verständlich wird die Aeußerung S. 13: „Wir wollen hier bald (?) auch eines jener Kriegsgesänge der Wilden erwähnen, Lieder, die wir wohl unserm Thema (?) einreihen könnten." Von andern Unrichtigkeiten erwähne ich noch folgendes: Garibaldi, der bekanntlich auf Caprera lebte, wird S. 15 der „Alte von Capri" genannt. Statt Lamartine steht S. 60 Lemartine. S. 78 ist von dem „kürzlich verstorbenen König von Belgien" die Rede.

In letzter Zeit sind verschiedene Sammlungen ins Lateinische übertragener Lieder veröffentlicht und auch in d. Bl. besprochen worden. Dazu gesellen sich jetzt die „Carmina varia" von Franz Ulrich (Nr. 7). Wir gehören nicht zu den prineipiellen Gegnern solcher Kunstübung. Eine tiefere Bedeutung kommt ihr zwar nicht zu, aber es hat doch einen eigenen Reiz, gerade solche Lieder, in denen wir die Blüte modernen Empfindens und modernen Ausdrucks zu erkennen meinen, völlig sinngetreu und in runder Form in die alte Sprache übertragen zu sehen. Uebrigens hat schon durch die Vaganten das lateinische Lied in unserer Literatur das Bürgerrecht erworben. Der Verfasser der „Carmina varia" hat eine Reihe der innigsten und beliebtesten Lieder behandelt, z. B.: „Dort wo der Rhein mit seinen grünen Wellen"; „Wem Gott will rechte Gunst erweisen"; „Es saßen beim schäumenden, funkelnden Wein"; „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst"; „Am Brunnen vor dem Thore"; „Jetzt ist er hinaus in die weite Welt"; „O wonnevolle Jugendzeit"; „Wenn sich der Abend mild zur Erde senket" u. a. Seine Uebersetzung überrascht oft durch ihre Gewandtheit, doch nimmt auch er bisweilen ein ha oder he zu Hülfe, wie in dem Gesang an Aegir: Certamine in saevo Confertis (?!) scutis, ha! Cum hosti perforato Recludet atria Valcyrja, wo uns auch die Construction nicht klar geworden ist. Niemand wird in solchen Uebersetzungen Beschränkung auf classisches Latein erwarten, aber es macht doch auf den Kenner einen sonderbaren Eindruck, daß in den Zeilen: Die Füßchen laufen wie der Wind, Im Schuh mit Quast' und Knöpfchen, für „Schuh" gerade die Bezeichnung für den derben Soldatenschuh, caliga, genommen ist. An einzelnen Stellen läßt sich über die Auffassung mit dem Uebersetzer streiten. In den Worten: „Ein Tannreis schmückt statt Blumenzier den schweißbedeckten Hut", ist „Schweiß" offenbar nach Jägerbrauch im Sinne von „Blut" zu verstehen, wonach die Uebersetzung: In pilleo sudoro flat Ceu flos frons pinea zu ändern wäre. Schwerlich werden ferner alle einverstanden sein mit der Auffassung der Stelle in der „Filia hospitalis": Der Medieiner ist kein Christ, der Theolog — zu weise, was der Verfasser folgendermaßen wiedergibt: Est medens Dei immemor, Theologus — peritus! Eine Nachbesserung an einzelnen Stellen scheint uns wohl angezeigt.

Richard Opitz.

Tendenzromane.

Die mir vorliegenden Romane treten mehr oder weniger mit ausgesprochener Tendenz auf den literarischen Plan. Wenn je, so ist es gerade in unserer Zeit des Gärens und Wogens auf allen Gebieten gerechtfertigt, daß der Dichter eine der vielen „brennenden" Fragen zur Grundlage seines Werkes nimmt. „Es wogt und wallt und wirbelt und will entfesselt sein", wie es im bekannten Gedichte vom „Glockengießer zu Breslau" heißt, und es wird auch hier vor allem darauf ankommen, ob der Meister „Lieb und Glauben mit in die Form hineingießt". Doch nicht darüber will ich sprechen; Tendenz oder nicht — schließlich hat ja jede bedeutendere Dichtung

eine Tendenz zur Grundlage — mir drängt sich besonders beim Lesen des ersten der mir vorliegenden Werke:

1. Unweiblich. Roman. Von Marie Bernhard. Zwei Bände. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hanschild). 1894. 8. 6 M.

die Frage auf: warum wird uns gerade heutzutage so selten der ästhetische Genuß zu theil, das Werden und Wachsen einer Dichterindividualität zu beobachten?

Ich finde beim Lesen solcher Werke, wie das vorliegende, nur die Antwort: weil sehr vielen wirklich gut veranlagten und mit Glück in die Oeffentlichkeit tretenden Poeten die Kunst nicht zur hohen, himmlischen Göttin, sondern zur Kuh wird, die ihn mit Butter versorgt. Dem war doch immer so, wird man mir entgegnen. Mit nichten, es hat sich durch unsere literarischen und durch unsere Lebensverhältnisse gesteigert. Man nehme nur unsere vielen Familienblätter, die ihren Abonnentenkreis oft nach Hunderttausenden zählen; sie verhindern zum großen Theile die Entwickelung der Talente dadurch, daß sie ihnen keine Zeit zur Ausreifung lassen; von den Tageszeitungen nicht zu reden.

Der junge Dichter arbeitet mit ganzer Hingebung an seinem Erstlinge. Er hat Glück, und wird gut honorirt. Die Redaction verlangt ein zweites Werk — er schreibt und schreibt. Andere Blätter machen ihm ehrende Anträge — er schreibt und schreibt weiter und endlich „schmiert er, wie man Stiefel schmiert und wird ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope". Möglicherweise hatte der Musensohn die edle Absicht, sich auf der Bahn zu vervollkommnen und nach jenen geheiligten Höhen zu streben, zu denen nur künstlerische Vollendung führt — aber es wurde ihm nicht Zeit gelassen.

Vor einigen Jahren kamen mir Novellen von Marie Bernhard in die Hand, die zwar noch alle Unebenheiten literarischer Erstlinge aufweisen, in denen aber jener Ernst zu Tage trat, der sich eine anziehende poetische Aufgabe stellt und dieselbe mit ganzer künstlerischer Hingebung harmonisch zu lösen trachtet. Natürlich knüpft man an ein solches Buch berechtigte Hoffnungen. Aber es ist bei der Hoffnung geblieben. Die Verfasserin hat eine gewisse Routine erlangt — das ist alles. Sie ist unter jene Erzählungszauberer gegangen, die man nach der Lektüre eines Werkes mit dem Ausrufe anstaunt: „Wie konnte der aus diesem kargen Material zwei Bände machen?" Daß die Anzeichen einer schönen Begabung in jedem Bande zu finden sind, wird ja gern anerkannt, aber die Verzettelung des Talents muß bedauert werden.

Marie Bernhard hat in „Unweiblich" einen kleinen Abstecher auf das Gebiet der heute weltbewegenden Frauenfrage gemacht, die Heldin als „Erziehungsprodnct" anziehend gezeichnet, das Verhältniß zwischen ihr und ihrem reichen Vater eigenartig gestaltet. Dazu kommt nun ein Held, der den „bequemen Frauen" den Vorzug gibt und dem alles vom Herzen zuwider ist, was an Emancipationsgelüste gemahnt, die übrigens in unserer reichen Erbin nicht in aufdringlicher Weise zu Tage treten, sondern nur ein Ausfluß ihrer Selbständigkeit sind. Daraus folgert nun Zank und Streit, dann Liebe und Leid und endlich eitel Glück. Es ist doch wieder die alte Schablone.

Bedeutend mehr künstlerischen Gehalt und stofflichen Reichthum hat das Werk:

2. Frauen. Roman. Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach). Drei Bände. Dresden, Carl Reißner. 1894. 8. 8 M.

ja es zeigt uns auf der Bahn der literarischen Thätigkeit der Verfasserin einen unverkennbaren Fortschritt. Ich hatte schon des öftern Gelegenheit, ein Buch der Gräfin Bethusy-Huc zu besprechen — sie hält als eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen die Kritiker unausgesetzt in Athem —, aber noch nie kam ich meiner Pflicht mit so großem Vergnügen nach, wie diesmal. Der Verfasserin ist die Charakterzeichnung der einzelnen Figuren ihres in den Haupttheilen spannenden Romans durchwegs gelungen und besonders, wo es gilt, Frauen zu schildern, setzt sie den Stift mit Ernst und Treffsicherheit an; auch der Pädagoge kann hier und da seine Freude finden. Ich muß gleich erwähnen, daß dies Werk, nicht wie das erstgenannte die Frauenfrage blos streift, sondern mit seiner ganzen Handlung, mit den meisten seiner Figuren in ihrem Kreise steht und ihn vom Centrum bis an die Peripherie ausfüllt. Ein Tendenzroman durch und durch und, was die darin aufgeworfenen Fragen anbelangt, zu den bedeutendsten Erzeugnissen der modernen Frauendichtung zu zählen. Die moderne Ehe und der moderne Frauencharakter werden von der Verfasserin mit Kühnheit, Aufrichtigkeit und Geschick beleuchtet. Ihre Meinung über jene Frauen, die nicht zu den „bequemen" gehören, kennzeichnet die Verfasserin mit den Worten:

> Wir, die wir über uns nachdenken, und mehr mit Bewußtsein leben, die wir individueller geartet sind und die wir das brennende Verlangen nach harmonischer Ausgestaltung unserer selbst in uns tragen, wir sollten lieber allein bleiben, als daß wir uns einem andern „Ich" verbinden, wenn wir mit dessen uns fremden Sein nicht verschmelzen können, weil unser Leben von verschiedenen Grundbedingungen ausgeht. . . . Kein Mensch widerspricht, wenn von dem „complicirten Menschen" unseres „fin de siècle" die Rede ist. Aber bei diesem complicirten Menschen denkt man immer nur in erster Linie an den Mann — während wir Frauen doch auch an der allgemeinen Entwickelung theilgenommen haben. Und wie die Remontantrose andere Lebensbedingungen braucht, als die Heckenrose, so werden auch wir nicht mehr auf die einfache Weise glücklich wie unsere Aelternmütter. Vielleicht sind wir dafür eines vollern, tiefern und bewußtern Glückes fähig — sicher aber werden wir leichter unglücklich.

Daß die dem Romane zu Grunde liegende Tendenz sich nicht in lehrhaften Aeußerungen der Verfasserin breit macht, soll gleich erwähnt werden, sie ergibt sich vielmehr aus den Lebensverhältnissen der handelnden Personen, ist ein Ausfluß ihrer Denkungsweise und bestimmt folgerichtig auch ihre Thaten und Unternehmungen.

Sie ist mit einem Worte innig verwachsen mit den einzelnen Theilen des Werkes. Wenn die Verfasserin durch ihre Helden oder Heldinnen demonstrirt, so thut sie es je nach der Nothwendigkeit mit Grazie, Schwung, Geist und Kraft. Sie ist sich ihrer Aufgabe wohl bewußt, geht verzopften und altväterischen Anschauungen hart an den Leib, zeigt uns ohne Prüderie und doch stets ohne Verletzung der durch ihr Geschlecht gebotenen Schranken, welch ein Unrecht die zu früh geschlossenen Ehen sind — und läßt uns all das aus dem Geschicke der vom socialen Unglücke betroffenen oder durch den Mund derer erkennen, die innigen Antheil nehmen an den ernsten und heiklen Fragen. Die Fragwürdigkeit solcher Grundsätze, welche zu jener Zeit ganz gerechtfertigt waren, als Großvater die Großmutter nahm, wird prächtig illustrirt und wir wissen der Verfasserin Dank, daß sie dies alles in so anschaulicher Weise thut; jedenfalls wiegt der Roman in dieser Beziehung eine ganze Bibliothek demselben Gegenstande gewidmeter wissenschaftlicher Broschüren auf. Daß Frau Gräfin Bethusy im Salon der Residenz ebenso zu Hause ist, wie auf den Landsitzen der Edelleute, hat sie schon in andern Werken zur Genüge dargethan, nur läßt sie sich bei der Schilderung des erstern im zweiten Bande zu einer Weitschweifigkeit verleiten, die der Harmonie des Werkes schadet. Leser beiderlei Geschlechts werden viel Anregung in diesem Werke finden.

3. Sieben Schwerter. Roman. Von Ida Boy-Ed. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1894. 8. Geb. 6 M.

In diesem Buche werden tendenziöse Fragen nur ganz nebensächlich behandelt. Ein kerniges Wort: „Wer von den Frauen schlecht denkt, beleidigt seine Mutter", macht jede weitere Erörterung unmöglich. Größern Raum gönnt die Verfasserin der sehr gewichtigen Unterscheidung von Berufslehrern und solchen, die den Stand nur gewählt haben, um ihr tägliches Auskommen zu finden. Dabei spricht die Dichterin, denn eine solche ist Frau Boy-Ed, manch ein goldkörniges Wort. Manch ein vom Unfehlbarkeitsdünkel besessener „Pädagoge" könnte aus der Geschichte etwas lernen. Die literarische Thätigkeit der Verfasserin wirkt in ihrer Reichhaltigkeit wahrhaft beängstigend; aber man muß zugeben, daß sie nicht in das gemüthliche Gleis der Schablone eingelenkt ist. Da ist immer etwas Bedeutsames, etwas künstlerisch Durchgearbeitetes und stets kann man sich über den poetischen fundus instructus wundern, der ihr zu Gebote steht. Ich habe bei weitem nicht alle Werke Ida Boy-Ed's gelesen, aber wenn mir der Zufall eines ihrer Bücher in die Hand spielte, fand ich trotz meiner Befürchtungen nie etwas Flaches, nie etwas an die dichterische Garküche der Familienblattliteratur Gemahnendes. Welch eine eigenartige Erscheinung ist doch die Heldin dieses anziehenden Werkes! Mit welcher psychologischen Vertiefung ist sie aufgefaßt und geschildert. Das ist wieder einmal etwas Ganzes, von den andern in die Handlung eingreifenden Personen zu geschweigen, die mit gleicher Liebe, mit gleicher Vertiefung gezeichnet sind. Localfarbe und Stil gleich prächtig, die Lösung des stofflichen Knotens harmonisch. Ida Boy-Ed zeigt mit jedem neuen Buche, daß ihr das Gottesgnadenthum mit in die Wiege gelegt wurde. Von ihrem Romane zu den beiden Werken:

4. Die drei Freundinnen. Erzählung. Von Helene Hübener. Stuttgart, D. Gundert. 1894. 12. Geb. 2 M.
5. Es muß doch Frühling werden. Erzählung. Von Helene Hübener. Zweite Auflage. Stuttgart, D. Gundert. 1894. 12. Geb. 2 M.

ist ein bedeutender Sprung in die literarische Ebene. Ich will die zweite der Erzählungen als in zweiter Auflage erschienen nur kurz erwähnen, was aber das Opus „Die drei Freundinnen" anbelangt, ist dies eine Tendenzgeschichte gewöhnlichster Sorte. Die Heldinnen geben sich bei Gelegenheit eines Festtages das Versprechen, nach funfzig Jahren zusammenzukommen. Bis nun diese Zeit erscheint, muß der Leser ganze Kaffeemeere durchschwimmen, sich durch ganze Alpengebirge von Kuchen durcharbeiten und dabei ist die religiöse Tendenz so aufgetragen, daß man bei jeder Zeile auszurufen versucht wäre: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht vergeblich führen, ihn nicht eitel nennen!" Erst zum Schlusse kommt etwas Leben in diese behaglich breite, langweilige Geschichte. Mit solchen Machwerken wird der guten Sache nicht gedient.

Karl Schrattenthal.

Feuilleton.

Mit warmer Begeisterung ist Dr. W. Tesdorpf's Schrift „Die Wiederherstellung der Marienburg" (Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch, 1895) verfaßt. Wie viele hochgesinnte Männer unseres Volkes vom Throne bis zur Hütte mit der vollen Energie thätigen Arbeitseifers und hülfsbereiter Opferfreudigkeit sich um dieses altehrwürdige Denkmal einer ruhmvollen Vergangenheit verdient gemacht haben, das möchte er durch eine eingehende Darstellung der Wiederherstellungsgeschichte der Marienburg vorführen. Bemerkenswertherweise hat der viel gescholtene Gottsched, der die Marienburg 1744 auf der Durchreise gesehen hatte, zuerst mit Rücksicht auf das Gesehene seinem Unmuth über die in Deutschland herrschende Sorglosigkeit und Zerstörungssucht gegen heimische Alterthümer Luft gemacht. Andere folgten. Von nachhaltiger Wirkung war aber erst Schenkendorf's Aufsatz „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen". Von einem andern Romantiker, Eichendorff, haben wir eine eingehende Geschichte des Schlosses und der ersten Wiederherstellung. Mit dem Jahre 1872, in dem das Fest der hundertjährigen Wiedervereinigung Westpreußens mit der preußischen Monarchie gefeiert wurde, beginnt die weite große Wiederherstellungsepoche, die, getragen durch das seit 1870 wiedererwachte Selbstgefühl der Deutschen und unterstützt durch das inzwischen gewachsene historische Ver-

ständniß, hauptsächlich dem Hochschlosse zu gute gekommen, aber zur Zeit noch nicht abgeschlossen ist. Doch gibt uns der Verfasser ein lebendiges Bild von dem, was schon geschaffen worden ist: „Der Kapitelsaal ist zwar in der Ausmalung noch nicht ganz fertig, doch lassen die historisch getreuen Hochmeisterbilder von Professor Schaper-Hannover, mit den einer alten Chronik entlehnten Versen darunter, die Bestimmung dieses Raumes als Ort der Hochmeisterwahl hervortreten. Treßler, Hauseomthur und Küchenmeister könnten sofort wieder ihre alten Wohnungen im Westflügel beziehen; der große gemeinsame Schlafsaal der Ritterbrüder steht da wie ehedem; die schönsten Räume aber birgt der Südflügel gegen die Stadt: den auf sieben Pfeilern ruhenden Speiseremter und die dreipfeilerige Conventsstube. Letztere ist meiner Empfindung nach das Juwel des Ganzen; die Grundfarbe ist hier ein warmes Roth, das durch hellen Sonnenglanz leuchtendes Leben erhält, kurz im Hochschlosse ist jetzt alles so, als wären die einstigen Bewohner des Schlosses nur eben zu einem Litauerzuge fortgeritten und könnten in ihren klirrenden Rüstungen und weißen Mänteln jeden Augenblick wieder heimkehren zu behaglicher Rast in ihrem herrlichen Heim." Die kundigen und klaren Auseinandersetzungen des Verfassers werden vielen willkommen sein, und ebenso die Zusammenstellung der bisher über die Marienburg erschienenen Literatur. Diese Zusammenstellung ist ziemlich umfangreich, erhebt aber gleichwol nicht den Anspruch, unbedingt vollständig zu sein.

Wie die Marienburg, so ist auch Breslau im Osten ein Hort des Deutschthums gewesen. Mit dieser Thatsache beschäftigt sich das Schriftchen von Paul Stade: „Breslau ein Schutzwall gegen das Slawenthum." (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Heft 213. [Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.G., vormals J. F. Richter, 1895]). In der Einleitung entwirft der Verfasser ein Bild von der Anlage und der commereiellen Bedeutung der Stadt. Ausgehend sodann von der Wichtigkeit, die sie auch heute noch hat für die Ausbreitung deutscher Sprache und deutschen Wesens unter den Polen, lenkt er die Blicke des Lesers zurück auf die Vergangenheit und insbesondere auf eine Periode, wo Breslau sich sogar einmal zu einer — wie der Verfasser nicht ganz correct sagt — „ausschlaggebenden Stellung für die Geschicke ganz Deutschlands" erhob. Er behandelt das Verhältniß der Stadt zu Böhmen im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert und insbesondere die Kämpfe, in denen Breslau seine verbrieften Rechte gegen das Czechenthum vertheidigte. Der Verfasser hat die Höhepunkte dieser dramatisch belebten Zeit selbst folgendermaßen zusammengefaßt: „1418 hat eine blutige Empörung der Zünfte gegen das patricische Stadtregiment die Gemeinde auf das äußerste erschüttert, aber im Sturme des Hussitenkrieges erstarkt das von Kaiser Sigismund darob arg gedemüthigte Gemeindewesen wieder zu einer selbstbewußten Stadtrepublik, die der äußersten Leistung fähig ist. Der Gegensatz zwischen dem ezechischen Wahlkönigreich und dem urdeutschen, an der Erbfolge unbedingt festhaltenden Breslau, zwischen Hussitismus und Katholicismus gelangt zur vollen Ausprägung. — Der politische und religiöse Fanatismus prägt sich immer deutlicher aus, und die wirkliche oder angebliche Ermordung Ladislaw's bringt den unversöhnlichen Gegensatz zur vollsten Entwickelung. — Eine todesmuthige Bürgerschaft trotzt für sich allein dem auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Könige (Podiebrad), fügt sich weder dem Gebote des Kaisers, noch des Papstes und läßt sich durch keine Drohung von seinem vorgezeichneten Pfade ablenken. Die Welt beobachtet voll gerechten Staunens den bald mit den Waffen des Krieges, bald mit denen der Diplomatie und des Geldes geführten ungleichen Kampf, in dem doch immer die kleine Stadt Sieger bleibt. — Endlich aber kommt der Niedergang, — eine verlorene Schlacht leitet ihn ein, treulose Bundesgenossen helfen ihn beschleunigen. Die Kraft des Widerstandes versagt, aber statt nun um Gnade zu flehen, wählt sich die Stadt einen andern Herrscher, der sie wol vor dem gefürchteten Feinde beschützt, sie aber auch jahrelang auf das empfindlichste demüthigt. — Der Tod dieses Herrschers erscheint dadurch als eine unendliche Wohlthat; der patricische Verräther aber, der die Stadtfreiheit jenem freventlich ausgeliefert hat, besteigt zur Sühne das Schaffott."

— Die Uebersetzung der „Untersuchung über den menschlichen Verstand" von D. Hume, des berühmtesten der Hume'schen Essays, die C. Nathansohn gegeben hat (Leipzig, P. Friesenhahn) füllt eine Lücke der philosophischen Literatur aus, da die Uebersetzung Kirchmann's in seiner „Philosophischen Bibliothek" als ganz und gar ungenügend bekannt ist. Durch die Mitwirkung von Dr. H. Schmidkunz ist große Genauigkeit in der Wiedergabe der technischen Ausdrücke erreicht und dadurch das Buch noch geeigneter zu einem Zwecke geworden, für den nicht allzu viele philosophische Schriften vorhanden sind, nämlich Anfänger in die philosophischen Fragen in klarer, einfacher und doch anregender Weise einzuführen.

— Ein neuer Roman von Georg Ebers. Im Laufe des November, also noch rechtzeitig für den Weihnachtstisch, wird in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ein neuer Ebers'scher Roman erscheinen, betitelt: „Im blauen Hecht". Die Handlung spielt im 16. Jahrhundert in der Zeit des Humanismus. Wir werden nach Erscheinen des Buches darauf zurückkommen.

— Von Paul Heyse wird im November ein neuer Roman: „Ueber allen Wipfeln", im Verlage von W. Hertz in Berlin erscheinen.

Bibliographie.

Baas, J. H., Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Berlin, Friedrich Wreden. Gr. 8. 11 M.

Berger, J., Unter den modernen Landsknechten. Bilder und Skizzen aus dem Soldatenleben der französischen Fremdenlegion. Braunschweig, Albert Limbach. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Bethusy-Huc, Valeska Gräfin, Alte und Junge. Roman. Dresden, C. Reißner. 8. 3 M.

Blum, H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Fünfter und sechster (Schluß-) Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Gr. 8. à 5 M.

Busse, C., Neuere deutsche Lyrik. Halle, Otto Hendel. 8. Geb. 3 M.

Daheim-Kalender 1896. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 1 M. 50 Pf.

Die österreichische Landwehr. Eine kritische Studie. Von einem ehemaligen österreichischen Offizier. Braunschweig, Manert u. Rocco Nachf. (D. Janssen). 8. 50 Pf.

Duimchen, Th., Aus altem Hause. Roman. Leipzig, Robert Friese. 8. 5 M.

Eschen, M. v., Inmitten der Bewegung. Roman. Zwei Bände. Dresden, C. Reißner. Gr. 8. 7 M.

Hébert, M., Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagners. München, August Schupp. 8. 2 M.

Jacobowski, L., Aus Tag und Traum. Neue Gedichte. Berlin, S. Calvary u. Comp. 8. 2 M.

Jensen, W., Jenseits der Alpen. Novellen. Dresden, C. Reißner. Gr. 8. 6 M.

Malling, Mathilda, Die Frau Gouverneurin von Paris. Bilder vom französischen Kaiserhofe. 1807. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst u. Sön. Gr. 8. 5 M.

Nemmersdorf, F. v., Aus gärender Zeit. Eine Studie aus dem Leben. Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Foerster u. Comp. 8. 2 M.

Reden des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1847—1895. Band I und II. Herausgegeben von Hans Kraemer. Halle, Otto Hendel. 8. Jeder Band gebunden 2 M. 50 Pf.

Schulze-Smidt, B., L'Omicida. Il Bricconcello. Zwei Novellen. Dresden, C. Reißner. Gr. 8. 5 M.

Schunck, P., Don Kichote. Ein drolliges Heldengedicht. Leipzig, H. Haessel. 8.

Stubenrauch, E., Pflug und Laute. Dichtungen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Mission nach Abessinien.

Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen von

Gerhard Rohlfs.

Mit 20 Separatbildern und einer Karte.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der berühmte Afrikareisende erzählt in diesem Werke seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise zum Negus Johannes von Abessinien, dem er ein Schreiben des Deutschen Kaisers zu überbringen hatte. Wie seine frühern Reisewerke ist auch das vorliegende reich an lebhaften landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, und da Abessinien gegenwärtig eine besondere Wichtigkeit erlangt hat, ist dieser Bericht über das merkwürdige Land auch heute noch von grossem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von

Antonio Cecchi.

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die vorliegende deutsche Ausgabe des berühmten italienischen Reisewerks verdient besondere Beachtung. Dasselbe gehört nach dem „Globus" zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen ist. Insbesondere ist es gegenwärtig dadurch interessant, dass der jetzt vielgenannte Negus Negest Menelik von Abessinien ausführlich in seiner Person und Regierung geschildert wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von

Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und **Dr. Heinrich Wichmann.**

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Professor Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese Theile Afrikas, die fruchtbaren Gallaländer, das Ziel der colonialen Bestrebungen Englands, Italiens und Frankreichs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der „Gesammelten Werke".)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 44. — 31. October 1895.

Inhalt: Die Literatur der „Jüngstdeutschen". II. Von Karl Busse. — Literatur zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. I. Von Horst Kohl. — Zur deutschen Volks- und Dialektkunde. Von Anton Schlossar. — Romane und Novellen. Von Ernst Roeder. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Literatur der „Jüngstdeutschen".

II.

Das Henckell'sche Buch*) enthält eine einzige thatsächlich neue Bemerkung, nämlich die, daß nicht Arent oder Conradi, sondern Karl Henckell eines schönen Tages im Odenwald die Idee ausheckte, ein Sammelbuch moderner Lyrik herauszugeben. Der wohlhabende Wilhelm Arent trug die Kosten, und so erschien denn 1885 die so bedeutsam gewordene Anthologie: „Moderne Dichter-Charaktere" mit einem „Credo" von Conradi, einer Einleitung von Henckell, einem halben Dutzend Motti's und den famosen Selbstbiographien der Dichter geziert. Damit trat die junge Generation auf den Plan, und der Kampf begann.

Das Buch muß von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet, muß erstens auf seinen literarpsychologischen und zweitens auf seinen dichterischen Werth hin geprüft werden. Und so gering der letztere, so groß ist der erstere. In diesem Sammelwerk zeigt sich deutlich der Zwiespalt, von dem ich am Schlusse des vorigen Artikels sprach. Das nationale Empfinden der im Kaiserreich groß gewordenen Jugend auf der einen, das zum internationalen Socialismus führende Erbarmen mit den politisch und wirthschaftlich Schwächern auf der andern Seite. So ist z. B. Wildenbruch in der Anthologie vertreten; die Jugend zählt ihn zu den ihren. Karl Henckell, der spätere socialdemokratische Parteidichter, preist hier noch in der Einleitung das „erneute, geeinte und große Vaterland", er singt S. 277:

> Fest steht der Bau gegründet,
> Das heil'ge Deutsche Reich,
> Die Zinnen gluthentzündet
> Erstrahlen sonnengleich.

Und er schwört: dem deutschen Reichspanier die Treue zu wahren, deutsch allezeit zu wandeln im Leben und in Kunst. Oskar Jerschke jubelt dem Elsaß zu, das in Glauben und Sitten germanisch geblieben ist trotz dem fränkischen Raub. Ja, die Deutschthümelei geht sogar soweit, daß selbst das Laub „germanisch" genannt wird. Und an einer andern Stelle der Anthologie wird mit Anspielung auf den „herrlich" gezimmerten Bau des Reiches auch den Deutsch-Oesterreichern zugerufen, „für deutsche Art und Sitte" zu kämpfen.

So also treten die Jüngsten auf, erfüllt von nationalem Geiste, von dem Wunsche beseelt, der „Väter werth zu sein", mit wenigen Ausnahmen ein kühnes, starkes Geschlecht. Dieser nationale Zug ist stets übersehen worden. Und doch: lassen wir selbst die Anthologie fein und wenden uns auch zu denen, die nicht darin vertreten sind. Auf jeder Seite, die Detlev Liliencron schreibt, tönt es: „Hurrah Kaiser und Reich!", und Karl Bleibtreu, der einzige mit historischem Sinn Begabte, schlägt in seinen Versbüchern oft einen freudigen Ton zum Preis Deutschlands an, und Arno Holz hat noch vor kurzem in einem wuchtigen Sedan-Gedicht die Wacht auf dem Niederwald gepriesen, und Wilhelm Arent erst vor kurzem eine glühende Apotheose Bismarck's veröffentlicht, Maurice von Stern, der „laue Kosmopolit" wie er sich selbst nennt, küßt die deutsche Erde, die er nach langem Wandern wieder betritt und will, wenn Noth am Mann ist, mit den jungen Brauseköpfen selber das Schwert ziehen, und Karl Henckell singt: „Ich bin dem Geiste der Germanen, dem grenzenlosen Deutschland treu."

Und das sind die Umstürzler? Jawol, es war ein vaterländischer Geist, der da brauste, es war, wie immer wieder betont werden muß, die Jugend des Kaiserreiches, die um 1885 herum den durch den siebziger Krieg gewonnenen Lebensgehalt so ungestüm zum Ausdruck brachte, wie die Jugend von 1776 den durch die Siege des großen Friedrich erworbenen.

*) Moderne Dichterabende. Zwanglose Citatenplaudereien. Von Karl Henckell. Zürich, Th. Schröter. 1895. 8. 1 M. 60 Pf.

Aber schon war in der Arent-Henckell-Conradi'schen Anthologie auch ein anderer Ton. Das Grollen der socialen Gewitter hatte sich hier und da schon in einzelnen Versen gefangen; Revolutionsklänge tauchen auf. Aber das Merkwürdige: sie werden gar nicht als principieller Gegensatz zu den deutschnationalen Gedichten empfunden. Nein, beides verträgt sich recht gut. Der Zwiespalt offenbart sich nur dem Betrachter.

Erst jetzt wird man eine kürzere Formulirung der Wünsche und Hoffnungen des jungen Geschlechtes verstehen. Sie muß deshalb fragmentarisch bleiben, weil viele Ideen unklar waren. Die Jugend wollte eine neue Poesie: dem politischen sollte ein literarisches Sedan folgen. Sie hatte die Vorstellung, in der sich alle einig waren, daß es so nicht weiter ginge. Statt der Nippesdichtung, der Kneip- und Salonpoesie, der von der Gegenwart abgewandten Epigonendichtung, sollte eine Literatur entstehen, die wieder Größe athmete, die Titanisches, Hinreißendes, Imposantes hatte, die dem Volke Brot gab, es in seinen Kämpfen und Schmerzen ebenso begleitete, wie bei seinen Freuden, die nicht für eine exclusive Sippe war, sondern auch die Armen und Heimatlosen tröstete. In zwei Worten: die Dichtung sollte national und social sein.

Das ist der Kern der vielen Phrasen und der wenigen schönen Wahrheiten, die in diesem modernen Dichterbuch enthalten waren. Deshalb ist es ganz klar, daß es vornehmlich auf die Gesinnung ankam, nicht auf das Können; daß ein Wildenbruch mit Recht eine Stellung in Arent's Anthologie erhielt; daß als bedeutendstes Motto der Ausspruch von Reinhold Lenz gewählt war: „Der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst." So hatten sich Dilettanten und recht harmlose Epigonen zu den wenigen insgesammt noch unfertigen höhern Begabungen gefunden. Das gemeinsame Band war der gleiche Geist — ein Geist brausender Jugend. Es ist eine Unreife in diesem Sammelbuch, wie kaum in einem andern; ein Selbstbewußtsein, das unausstehlich wäre, wenn es nicht eben dem Muthe, der starken Kühnheit und Hoffnungsfreudigkeit entspränge. Keine Spur von einem vollendeten Kunstwerk in dem Buche, kaum Ansätze zu einem neuen Stil, aber eine Gesinnung, die so idealistisch und optimistisch war wie nur je eine.

Jawol, idealistisch und optimistisch! Und daß schlecht unterrichtete Literaturhistoriker noch heut tagein, tagaus das Gegentheil zu behaupten wagen, ist geradezu himmelschreiend. Denn ist eine Jugend, die deutschen Geist pflegen und den Unterdrückten helfen, die über den öden Formalismus hinaus eine neue reiche, volksgemäße, große Dichtung, in der das Herz der Gegenwart klopft, schaffen will — ist das eine Jugend ohne Idealismus? Und wenn sie freudig glaubt, das vollbringen, wenn sie der festen Zuversicht ist, das Volk zu sich emporreißen zu können — ist sie dann pessimistisch? Nein, das ist ja ein Idealismus und Optimismus, der so rührend thöricht ist, der nur in den Köpfen einer unklaren, aber von edler Begeisterung ergriffenen Jugend bestehen kann.

Wie konnte aber das Märchen von der neuen ideallosen und pessimistischen Literatur entstehen? Dazu müssen wir die Entwickelung der Jugend weiter verfolgen. Ihre beiden Leuchten waren das nationale und das sociale Ideal. Die beiden unterschieden sich dadurch, daß das eine erfüllt war und das andere noch in weiter Ferne lag. Für das eine also konnte man nur noch recht kämpfen und streiten, nur danach konnte eine große Sehnsucht die jungen Herzen füllen. Das Besitzthum galt es nur festzuhalten. Dazu kam noch das aus der Gründerperiode herzuleitende Anwachsen des Elends, mit dem zugleich die Socialdemokratie wuchs. Ihre Lehren mußten gerade auf eine hyperidealistische Generation von Weltverbesserern offenbarungsgleich wirken. Eine edle Jugend wird sich stets auf die Seite der Schwächern, der Unterdrückten schlagen. Das heilige Mitleid, die Bruderliebe ergriff sie; daneben eine Verachtung der kapitalistischen Gesellschaft, die auf Gummirädern zum Souper fuhr, während andere hungerten und frierend die Straßen durchirrten. Wer half hier? Aber nur eine einzige Partei in Deutschland hatte ein vollkommen sociales Programm. Und das war die Socialdemokratie. Die Hinneigung der Jugend zu ihr wurde bestärkt, ja in begeisterte Anhängerschaft verwandelt durch die officielle Unterdrückung, der diese Partei ausgesetzt war. Das Socialistengesetz wob die Märtyrerkrone um alle, die ihrer Ueberzeugung wegen ihm zum Opfer fielen. Es wird heute allgemein zugegeben, daß nichts der Entwickelung der Socialdemokratie förderlicher war, als das Socialistengesetz. Hunderttausende, die nicht daran dachten, den Endzielen zuzustimmen, schlossen sich der Partei an, weil sie so verfolgt und geächtet war. Auch die jungen Dichter thaten es. Aber mit wenigen Ausnahmen verlor sich keiner im Parteigetriebe. Sie protestirten nur alle gegen die crasse Willkür der Besitzenden, gegen die Ausbeutung der Arbeiter, gegen das Elend der Erde und berührten sich in ihren wirthschaftlichen Anschauungen deshalb eng mit der Socialdemokratie. Nur Henckell und Stern ließen sich direct in das Parteileben ziehen, und auch sie hielten es nicht allzu lange aus. „Zeit meiner Litfaßkunst, du bist vorbei," sang Henckell kürzlich, und Stern hat stets für einen Socialismus auf der idealen Grundlage des Christenthums gekämpft.

Offen und ehrlich: ist das kein Idealismus? ist das nicht Marquis-Posathum, wie es im „Carlos" steht? Auch wer niemals diese Anschauungen getheilt hat — und Schreiber gehört zu denen — kann unmöglich den waschechten Idealismus, der dahinter steckt, verkennen. Es war ein ebenso idealistisches Geschlecht, wie jenes, das einst auf Rousseau schwur. Und wie kämpfte das Geschlecht für seine Leitsterne? Indem es den Feind angriff. Der Feind aber war die gesellschaftliche Heuchelei, die Convention, der gegenüber schon Rousseau das Recht

des Herzens verkündet hatte. Und so wurden mehr oder minder frei nach Ibsen die bestehenden Moralbegriffe lächerlich gemacht, wurde der Gesellschaft die Maske abgerissen. Und deshalb überbot man sich gegenseitig in der Zeichnung von Schurken, Heuchlern, Wollüstlingen, nicht weil man sie, wie die „Alten" sagten, allein für existenzberechtigt, sondern gerade weil man sie nicht für existenzberechtigt hielt. Der Zweck war ebenso gut, wie das Mittel falsch.

Es kam noch hinzu, daß die jungen Leute gerade eine Dichtung der Gegenwart proclamirten. Die Gegenwart jedoch ist gesättigt von socialen Problemen. Es galt ferner, über die formalistische Epigonendichtung hinauszukommen. Und so gerieth man eben ins Extrem; eine Revolution, die nicht über ihr Ziel hinausschösse, hat es überhaupt noch nicht gegeben. Ein unabsehbares, noch völlig unbeackertes Feld lag vor der Jugend, hundert neue Stoffe drängten sich ihr auf. Die moderne Großstadt wurde entdeckt, seelische Geheimgebiete erobert. Aber was ist das Typische an einer Großstadt? Nicht mehr der freundliche Pfarrer, der seine Blumen begießt, sondern der Proletarier. Das Arbeiterelend, das Dirnenthum gaben also die Stoffe ab. Krafft-Ebing's „Psychopathia sexualis" erschloß menschliche Geheimnisse. Dadurch bekam die Literatur etwas Trübes und Graues, und daher entstand die Fabel von dem Pessimismus der jungen Generation.

So war das nationale Element in den Hintergrund gedrängt worden, und mit ihm das individualistische. Aber wir befinden uns in einer aristokratischen Zeit. Und so war es nur die Frage weniger Jahre, wann der Umschlag eintrat. Er erfolgte mit dem Bekanntwerden Friedrich Nietzsche's. Nichts kann deutlicher Zeugniß davon ablegen, wie wenig eng die junge Generation mit der Socialdemokratie liirt war, als der Jubel, mit dem alles zu dem Hammer-Philosophen hindrängte. Im Handumdrehen hatte sich dieser glühendste Apostel des Individualismus, dieser ärgste Feind der Gleichmacherei, der Masse, die Jugend gewonnen. Er packte sie an ihre aristokratischen Instincte. Wenn das moderne Dichtergeschlecht wirklich pessimistisch und socialistisch im Sinne der Socialdemokratie gewesen wäre, wie überall zu lesen steht, so wäre diese plötzliche Begeisterung für Nietzsche ein kleines Welträthsel. Aber Nietzsche war ja auf demselben Wege, allerdings an einem Endziel, den die Jugend von vornherein eingeschlagen hatte. Das Schlagwort „Persönlichkeit" spukt auf jeder Seite der Arent'schen Anthologie; Conradi hatte in seinem „Credo" frischweg erklärt, daß sich die jungen Dichter von vornherein in Contrast stellen zu „gewissen Hauptströmungen des modernen socialen Lebens", kürzer gesagt: zur Socialdemokratie; denn schrankenlose, unbedingte Ausbildung der Individualität sei die Lebensparole der Neuerer; Mackay hatte stets auf Stirner geschworen, Arno Holz nie „mit dem Mob fraternisirt". Jeder Dichter ist ja an sich der geborene Aristokrat.

Auf diesem Standpunkte stehen wir jetzt. Die Nietzsche-Schwärmerei wird sich allmählich mäßigen; die Forderung der „Persönlichkeit" wird bleiben. Es ist ziemlich gleichgültig, ob der Geniecultus sich praktisch in der Verehrung Bismarck's, ob er sich nur in der Anbetung des Nietzsche'schen Höhenmenschen, der die Masse verachtet und sie nur für seine Zwecke benutzt, offenbart. Gleichgültig wenigstens für den Zeitpsychologen.

Kurz zusammengefaßt: die moderne Jugend, die in der Literatur einen neuen Sturm und Drang heraufbeschwor, ist ein Product des deutschen Kaiserreiches, eine kühne, starke, „bismärckische" Jugend, man wird jetzt verstehen, wie ich das Wort meine. Sie ist idealistisch und optimistisch. Sie war befruchtet von der nationalen Idee und sie war social. Das national-individualistische Princip ward eine Zeit lang zurückgedrängt in ihr durch das socialdemokratische, bis es zuletzt wieder zum Siege gelangte.

Nun wird man auch leicht die Vielheit von Richtungen begreifen, die der Schrecken des modernen Literaturhistorikers sind. Gerade sie zeugen von der Kraft des Individualitätsgedankens in der Jugend. Jeder war ein Messias, jeder gründete eine neue literarische Religion.

Und was ist erreicht worden? Zwei Erfolge der Bewegung wird niemand abstreiten. Erstens ist der Horizont der deutschen Dichtung bedeutend erweitert, die Dichtung selbst ist größer und ernster geworden. Zweitens ist eine lebendige Antheilnahme des Volkes erzwungen worden. Die Literaturblätter, die literarischen Vereinigungen, die seit zehn Jahren aufgetaucht sind, lassen sich nicht zählen. An der Première eines Sudermann'schen Stückes nimmt heute ganz Berlin theil, und der erregte Kampf dabei, der manchmal zu Thätlichkeiten auszuarten drohte, beweist mindestens das höchste Interesse. Vor zwanzig Jahren kannte man das nicht.

Heute ist der Krieg auf der ganzen Linie beendet. Damit sind auch die recht häßlichen Begleiterscheinungen, die persönlichen Angriffe, das in den Staub Ziehen verdienter Dichter verschwunden. Die Schuld davon lag auf beiden Seiten. In der Arent'schen Anthologie wurden Träger, Wolff und Lindau zuerst angegriffen. Ich glaube kaum, daß heute noch jemand den Beruf in sich fühlt, sie zu vertheidigen. Später versuchte man auch Heyse, Geibel, Scheffel u. s. w. mausetodt zu schießen. Und besonders die unerbetenen Gäste, die sich als Marodeure den Kämpfern anschlossen, betrugen sich wie dumme Jungen, die, wenn sie aus der Schule entlassen sind, dem Lehrer eine lange Nase machen. Der ältern Generation mangelte wieder jedes Verständniß für die Jugend. Als ob dieses jüngste Deutschland eine vaterlandslose, wüste und gemeine Rotte von verbummelten, innerlich zerfressenen Studenten sei, als ob es alles Hohe, Ideale in den Schmutz zerrte, alle Autoritäten mit Koth bewerfe und aus lauter Freude am Schimpfen und Toben ein bischen Revolution spiele, einen „Sturm im Wasserglase" ent-

fesselt habe — so ungefähr schien es. Alle diese Vorwürfe sind durch die vorangehenden Untersuchungen wohl wiederlegt; ganz kurz eingehen will ich nur auf einen. Man sagt, die Jugend hätte alle Autoritäten geleugnet. Aber ganz abgesehen davon, daß der junge Goethe nie begeisterter gepriesen worden ist als von Jüngstdeutschen — wo hat sich ein einziger jemals ein Wort gegen einen Wilhelm Raabe, gegen Konrad Ferdinand Meyer, gegen Storm, gegen Keller erlaubt? Im Gegentheil: mancherlei schöne Gedichte sind diesen Poeten aus dem Kreise des jungen Geschlechtes heraus gewidmet worden. Und man hat selbst einen Schack in Broschüren und Anthologien als Muster aufgestellt — ein Beweis, wie wenig kritisch die Jugend war. Trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß von seiten der Jüngsten böse Worte gefallen sind. Aber ich meine: es ist mit sechzig Jahren auch leichter, bedächtig zu sein, als mit zwanzig.

Das alles sucht man in Henckell's Broschüre vergeblich. Es ist in großen, wenn auch noch nicht vollständigen Zügen eine Darstellung der Ideen, die in der jüngstdeutschen Bewegung zum Ausdruck kamen und sich mit ihr entwickelten. Ein ganz anderes Kapitel setzt mit der Frage ein: ob die künstlerische und dichterische Kraft groß genug war, alle diese Ideen zu fassen, sie poetisch auszumünzen. Und dort, fürchte ich, würde eine kritische Untersuchung zu bei weitem weniger guten Resultaten führen.

Karl Busse.

Literatur zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges.

I.

1. Vor fünfundzwanzig Jahren. Feldzugserinnerungen eines Kriegsfreiwilligen. Von H. Tiemann. Braunschweig, Appelhaus u. Pfenningstorff. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Erinnerungen eines 75ers aus dem Feldzuge 1870/71. Von O. Knechtel. Bremen, C. Schünemann. 1895. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Aus meinem Tagebuche. Erlebnisse und Schilderungen aus dem Kriege gegen Frankreich 1870/71. Von Dr. H. Brendicke. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1895. 8. 1 M.
4. Kriegs-Tagebuch eines jungen Offiziers im Großh. hessischen 2. Jägerbataillon aus den Jahren 1870/71. Von A. Bornemann. Gießen, J. Ricker'sche Buchh. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Feldzugserinnerungen eines Kriegsfreiwilligen der 25. hessischen Division. Von Dr. M. Augsburg, Gebr. Reichel. 1895. 8. Geb. 3 M.
6. Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71. Von C. Tanera. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. (O. Beck). 1895. (Jubelausgabe in Lieferungen à 50 Pf.) Gr. 8. 11 M.
7. Aus Deutschlands großen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Erster Band: Bis zum Falle von Metz. Von Dr. H. Jahn. Braunschweig, A. Limbach. 1895. 8. 4 M.

Wie im Leben der einzelnen Menschen, so kommen auch im Leben der Völker Augenblicke, in denen sie durch eine — man möchte sagen magnetische Kraft sich gedrängt fühlen, vom Hasten und Treiben der Gegenwart einmal auf kurze Zeit auszuruhen und sinnend den Blick auf die durchmessene Zeit zurückzuwenden. Auch für uns Deutsche ist mit dem Juli 1895 eine solche Zeit angebrochen, und wir stehen jetzt mitten drinnen in den Erinnerungen freudiger und schmerzlicher Art, die die fünfundzwanzigjährige Gedenkfeier des Deutsch-Französischen Krieges wecken mußte. Fünfundzwanzig Jahre sind freilich im Leben eines Volkes, das vielleicht nach tausenden von Jahren zählt, eine kurze Spanne, aber gleichwol hat das deutsche Volk recht gehandelt, wenn es das Gedächtniß des großen Krieges festlich beging und sich weder von dem wüthenden Geheul einer vaterlandslosen politischen Secte noch von den warnenden Stimmen der Bedenklichen und der Leisetreter davon abhalten ließ. Das Leben eines großen Volkes bedarf kräftiger Impulse, und wie der Krieg von 1870/71 für uns Deutsche ein Antrieb war, uns fest zusammenzuschließen zu einer Nation, so gibt uns die Erinnerungsfeier von 1895 die Mahnung, uns die Freude an dem durch schwere Opfer Erreichten nicht durch das widerliche Gezänk der Parteien und der Interessen, das die Gegenwart erfüllt, vergiften zu lassen, sondern allzeit dessen zu gedenken, was uns eint, nicht dessen, was uns trennt. Was ein Volk bewegt, das spiegelt sich wieder in seiner Literatur, und so konnte auch die Jubelfeier dieses Jahres nicht vorübergehen, ohne daß der Büchermarkt davon unberührt geblieben wäre. Aber freilich nicht alle, die da schreiben und verlegen, drängt das Herz, zu schreiben und zu verlegen. Es machen sich heutzutage in der Literatur Vielschreiber breit, die alles bearbeiten, was gerade zeitgemäß erscheint, und mit erstaunlicher Dreistigkeit behaupten, einem innern Drange dabei nachzukommen, während sie ihre Bücher doch nur schreiben, weil sie ein Geschäft wittern, das sie sich nicht entgehen lassen möchten. Eine große Anzahl populärer Darstellungen des siebziger Krieges gehören in diese Kategorie: sie haben keinen andern Zweck, als den, den bessern Producten dieser Gattung den wohlverdienten Erfolg zu schmälern und den Geschmack des lesenden Publikums zu verderben. Um nicht persönlich zu werden, unterlasse ich es Namen zu nennen, werde aber auch die literarischen Producte der berufsmäßigen Buchmacher von dieser Besprechung ausschließen.

Man kann die Kriegsliteratur dieses Jahres in zwei

Gruppen theilen: in Erinnerungen aus dem Kriegsleben des Jahres 1870/71 und in pragmatische Darstellungen des Deutsch-Französischen Krieges. Mit Erzeugnissen der ersten Gruppe wollen wir uns zunächst beschäftigen. Man kann es keinem von den Mitkämpfern des Krieges verdenken, wenn er sich bemühte, für Kind und Kindeskinder die Erinnerung an das, was er unter den Fahnen vor dem Feinde oder hinter den Reihen der Feinde in französischer Gefangenschaft erlebte, durch den Griffel festzuhalten, ja für die Geschichte des Feldzugs dürften diese Erinnerungen der Mitkämpfer gar manche werthvolle Ergänzung oder Berichtigung der amtlichen Geschichtschreibung des Großen Generalstabes enthalten. Viele dieser Aufzeichnungen entstammen Tagebuchblättern, die unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben, den Werth von Quellen haben — wenigstens für diejenigen Ereignisse, deren unmittelbarer Zeuge der Schreiber des Tagebuches war. Natürlich wird der geschichtliche Werth dieser Aufzeichnungen je nach dem Bildungsgrade des Schreibenden größer oder geringer sein, allen Interesses bar aber wird keine sein. Denn allen haftet etwas von dem Zauber der Ursprünglichkeit an, der den Leser anmuthet, wie frischer Erdgeruch den Wanderer, und die Worte, aus übervollem Herzen herausquellend, nicht künstlich gewählt und ängstlich gewogen, wie es der für die Oeffentlichkeit schreibende Autor zum Nachtheile seines Stils und der Wirkung seiner Worte zu thun pflegt, sprechen unmittelbar zum Herzen des Lesers, und wecken dort etwas von der Begeisterung, die in dem Schreibenden mächtig war.

H. Tiemann's (Nr. 1) Name ist in pädagogischen Kreisen nicht unbekannt; er ist der Verfasser einer Reihe von vaterländischen Erzählungen aus dem alten Sachsenlande, die in der glücklich gewählten Form der historischen Novelle der reifern Jugend des niedersächsischen Stammes den Entwickelungsgang des Sachsenvolkes von Hermann Billung's Zeiten ab zeichnen und sie durch Stärkung der angeborenen Liebe zur engern Heimat erziehen sollen zu treuer Hingabe an Kaiser und Reich. Den sieben Bändchen dieser Erzählungen reihen sich, wenn auch nicht der äußern Form, so doch dem Sinne nach, diese „Feldzugserinnerungen eines Kriegsfreiwilligen" würdig an. H. Tiemann war beim Ausbruche des Krieges Schulamtscandidat in einem kleinen niedersächsischen Dorfe und war von seiner Behörde als „unabkömmlich" bezeichnet worden, sodaß er eine Einberufungsordre nicht empfing; aber wie im Jahre 1870 die Begeisterung die deutsche Jugend aus den Oberklassen der Gymnasien und von den Universitäten hinweg in den Krieg trieb mit unwiderstehlicher Gewalt, so packte auch den jungen Schulamtscandidaten der sanctus amor patriae, und ohne Säumen folgte er dem innern Drange. Er meldete sich bei dem Hauptmanne der Compagnie, in der er seine sechswöchentliche Dienstzeit „abgeschraubt" hatte — und wurde abgewiesen. Kurz entschlossen gesellte er sich zu einem nach Bingen ziehenden Trupp von Reservisten des 78. ostfriesischen Infanterieregiments und bat hier um Aufnahme. Sie wurde ihm gewährt, nachdem er die Zustimmung seiner Behörde erbracht hatte, und nun begann für ihn eine Zeit harter und ungewohnter Strapazen, über die ihn nur die Begeisterung für den selbsterwählten Beruf und das dem deutschen Soldaten eigenthümliche Pflichtbewußtsein hinweghalf. Ja er ging seinen Kameraden mit gutem Beispiel voran in kühnem Wagen, und mit gerechtem Selbstbewußtsein hebt er es hervor, daß ihm am Schlusse des Feldzugs von seinem Compagnieführer das Zeugniß ausgestellt wurde: „Dadurch, daß er sich freiwillig zu Patrouillen und exponirten Posten meldete, hat er den übrigen Mannschaften ein gutes Beispiel gegeben, wie er denn überhaupt bemüht war, durch Wort und Lied einen soldatischen, patriotischen Sinn unter seinen Kameraden zu verbreiten." Das Buch ist gut geschrieben, die Schilderung von Land und Volk, sowie der Kriegserlebnisse vor Metz und Orleans anschaulich und durch ihre Wärme packend; einzelne Gedichte, die den Gang der Erzählung unterbrechen, nimmt man gern mit in den Kauf als Zeugnisse der den Verfasser beseelenden Begeisterung, doch erwecken sie nicht gerade die Ueberzeugung, daß Tiemann von der Muse der Dichtkunst mit besonderm Erfolge geküßt worden sei. Die Ausstattung des Buches ist nicht die beste, auch begegnen uns öfter Druckfehler, die bei größerer Aufmerksamkeit des Correctors wohl hätten vermieden werden können.

Ueberaus frisch, zum Theil burschikos geschrieben sind die „Feldzugserinnerungen eines 75ers" von O. Knechtel (Nr. 2). O. Knechtel bietet uns in seinem Buche eine Neubearbeitung von ältern Aufsätzen, die in den Jahren 1873/74 in den „Bremer Nachrichten" veröffentlicht wurden. Und wir können uns nur freuen, daß er der an ihn gerichteten Aufforderung, seine Erinnerungen in Buchform herauszugeben, gefolgt ist. Was in Zeitungen oder Zeitschriften steht, ist wirksam nur für den Augenblick; die holzpapierne Welt der Presse zerfällt nach wenig Jahren in Staub und Asche, und die Zeitschriften verschwinden im Dunkel der Bibliotheken, das Buch aber in handlicher Form bleibt meist als gern gesehener Freund im Hause, selbst wenn es den Reiz der Neuheit verloren hat. Scherz und Ernst wechseln in der Erzählung ab, und sicherlich werden die Regimentskameraden, die alten wie die jungen, dem Verfasser dieser Bilder aus dem Kriegsleben besonders dankbar sein. O. Knechtel hat seinem Buch auch den interessanten Bericht, den Lieutenant Jacobs von seiner Verwundung und seinem Leben in der Gefangenschaft erstattet hat, einverleibt (S. 156 fg.). Da Verfasser wie Verleger auf jeden Gewinn verzichtet haben, ein wohlhabender Freund des Verfassers (Lieutenant Jacobs) die Kosten des Druckes bestritten hat, so kann das Buch zu einem billigen Preise verkauft werden. Viel Käufer sind ihm um so mehr zu gönnen, als ein etwaiger Ueberschuß zu gleichen Theilen dem Bausonds für das auf

dem Kyffhäuser zu errichtende Denkmal Kaiser Wilhelm's I. und der Witwen- und Waisenstiftung bremer Militärvereine überwiesen werden soll.

Nüchterner, aber in der Feststellung der militärischen Einzelheiten genauer sind Dr. H. Brendicke's „Tagebuchblätter" (Nr. 3) geschrieben. Er meldete sich als Primaner des Köllnischen Gymnasiums in Berlin zum Freiwilligendienst im frühern 6. Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 52 und nahm am Kriege vor Metz und Orleans theil. Ueber alle Ereignisse seines militärischen Lebens führte er ein Tagebuch, dessen Einträge je nach der Muße, die der Dienst ließ, von größerer oder geringerer Ausführlichkeit waren. Briefe an die Aeltern gestatteten, Lücken zu ergänzen oder Schilderungen einzuschalten, und so entstand ein Büchlein, das, in erster Linie für die Familie des Verfassers werthvoll, doch auch den Mitkämpfern vom 52. Regiment einen erwünschten Anhalt für die chronologische Fixirung ihrer Erinnerungen und Erlebnisse gewähren wird. In der vorangeschickten Einleitung, die die Ereignisse bis zum 20. September, dem Tage des Ausmarsches des Ersatzes aus Berlin, kurz skizzirt, ist die Angabe zu berichtigen, daß Napoleon bei Sedan mit 40000 Mann sich gefangen gegeben habe. Napoleon ergab sich bekanntlich nur für seine Person und überließ den Abschluß der Capitulation den militärischen Führern, die Zahl der Soldaten aber, die durch die Uebergabe von Sedan in Gefangenschaft geriethen, betrug nach den amtlichen Berichten mehr als das doppelte der von Brendicke angegebenen Zahl.

Dasselbe gilt von dem „Kriegs-Tagebuch" A. Bornemann's (Nr. 4) und Dr. M.'s „Feldzugserinnerungen eines Kriegsfreiwilligen der 25. hessischen Division" (Nr. 5). Sie enthalten kurze, tägliche Aufzeichnungen, die nur ab und zu zu größern Schilderungen sich erweitern; da die Verfasser demselben Verbande der hessischen Division angehörten, ergänzen und controliren sich die Berichte gegenseitig. Es ist nicht alles sauber, was man da liest; das Bekenntniß Bornemann's, daß die deutschen Truppen — die Offiziere nicht ausgenommen — von französischer Demoralisation angesteckt aus dem Kriege zurückgekehrt seien, in Verbindung mit dem, was Dr. M., Pietschker u. a. von der Leichtfertigkeit der Sitten erzählen, die durch das Entgegenkommen der französischen Demi-Monde zwar erklärt, doch nicht entschuldigt wird, läßt Nachtseiten des Krieges ahnen, die wir gern auf deutscher Seite vermißt hätten. Die etwas handgreifliche Art, in der Dr. M. auf die Erziehung der französischen Einwohner durch Maulschellen hinarbeitete, mag im einzelnen Falle ganz am Platze gewesen sein, doch haben wir den Eindruck gewonnen, als sei er mit solchen Spenden im Bewußtsein des Siegers mitunter etwas zu freigebig gewesen. Dr. M. hat seinen „Feldzugserinnerungen" einen zweiten Theil: Gedichte zugefügt, denen er in weiser Selbsterkenntniß Pope's Wort als Motto vorgesetzt hat: It is not poetry, but prose run mad. Das gilt gleich vom ersten pro domo et patria, dessen erste Strophe zur Charakterisirung des ganzen dienen mag:

Bewußt mir, daß die Gegenwart
Autoren nur hätschelt besond'rer Art,
Verschmäht' ich trotzdem die Schablone.
Daß mancher d'rum bei mir vermißt,
Was heute gang und gäbe ist,
Ist vornherein mir zweifelsohne.

Das ist allerdings tollgewordene Prosa und keine Dichtung. Verfasser hätte diese „Verbrechen" an der Dichtkunst, zu denen ihn eine geheimnißvolle Macht trieb, lieber verschweigen sollen, er war nicht gut berathen, als er sie an die Oeffentlichkeit brachte.

Einen lieben Bekannten begrüßen wir in C. Tanera's Buch: „Ernste und heitere Erinerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71" (Nr. 6). Die ernsten und heitern Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers bildeten ursprünglich einen Theil aus der Sammlung persönlicher Erinnerungen von Theilnehmern am siebziger Krieg, die im Verlag der Beck'schen Buchhandlung in München erschienen sind. Zum fünfundzwanzigsten Jubiläum des Deutsch-Französischen Krieges hat die Verlagshandlung eine Jubelausgabe in größerm Formate und mit reichem Bilderschmuck auf den Markt gebracht. C. Tanera ist der rechte Jugendschriftsteller. Ein gewandter und flotter Erzähler, weiß er zu fesseln und mit sich fortzureißen, und wir verstehen es, wenn seine Bücher vom Kriege zu den gelesensten unserer Schülerbibliotheken gehören. Als junger Lieutenant der bairischen Jäger machte er den Feldzug mit, getragen von einer tiefen Begeisterung für seinen Beruf und die gerechte Sache, ein deutscher Mann durch und durch, frei von dem falschen Particularismus, der im Jahre 1870 in Baiern seine besondere Pflege fand. Diese Begeisterung, dieser Sinn für nationale Größe hat sich seinem Stile mitgetheilt und ihm eine Kraft und eine Lebendigkeit gegeben, die des Erfolges sicher sind. Und dieser Reichthum an Bildern: hier die grausigen Scenen des Schlachtfeldes, dort das Wogen und Ringen kämpfender Truppentheile, hier die Freuden und Leiden in guten und schlechten Quartieren, im Bivuak und auf dem Marsche, dort die gefahrvollen Streifzüge der Patrouillen oder Ordonnanzreiter mitten durch feindliches Land, dicht an den Grenzen der feindlichen Stellung — fürwahr, das wäre kein rechter deutscher Junge, dem nicht Tanera's Buch das Herz gefangen nähme. Vorzüglich sind die Bilder, mit denen E. Zimmer die Jubelausgabe illustrirt hat, sie unterstützen wirklich den Text, indem sie das Geschilderte auch für das Auge anschaulich machen. Wir zweifeln nicht daran, daß Tanera's „Erinnerungen" in dieser vornehmern Gestalt Eingang in vielen deutschen Familien finden werden, sie sind offenbar auch mehr für den Nichtmilitär geschrieben, für diesen aber auch interessanter, als die rein militärischen Werke, die ihrem wissenschaftlichen Zwecke entsprechend, eine nüchterne Darstellung verlangen, die sie dem nichtmilitärischen Leser mitunter langweilig erscheinen läßt.

Nicht weniger als C. Tanera's Buch verdient Dr. H. Jahn's Werk: „Aus Deutschlands großen Tagen, Erlebnisse eines 24ers" (Nr. 7) von der Jugend gelesen zu werden. Der erste Band schildert in fünfundzwanzig Kapiteln die Erlebnisse des Verfassers von der Mobilmachung bis zur Capitulation von Metz, der zweite Band soll den Leser vor Orleans und vor Le Mans führen, und wir können gestehen, daß wir der Fortsetzung des Werkes mit Spannung entgegensehen, nachdem wir den ersten Band gelesen haben. Die Schilderung ist auch hier äußerst belebt, eine tiefe, innige Vaterlandsliebe durchglüht die Erzählung und lehrt den Leser, daß das Horazische dulce et decorum est pro patria mori auch heute noch als eine Wahrheit von dem empfunden wird, der sich mit Herz und Hand dem Vaterland geweiht hat. Wer wissen will, was es heißt, dieser Liebe zum Vaterland treu zu bleiben, der lese die Schilderung der Widerwärtigkeiten, von denen unsere Soldaten in den Jammerquartieren vor Metz bei strömendem Regen ausgesetzt waren. Es erfordert die Einsetzung der vollen sittlichen Kraft, unter Hunger und Schmutz, im Kampf gegen Krankheit und Witterung die hohen Ziele des Krieges sich immer gegenwärtig zu halten und durch die Liebe zum Vaterlande die Kraft des Körpers immer aufs neue anzuspornen. Ich mußte bei der Lektüre dieser Schilderungen oft an das Motto denken, das dem großen Quellenwerk deutscher Geschichte, den „Monumenta Germaniae historica" vorgesetzt ist: Amor patriae dat animum, Vaterlandsliebe gibt Muth und hält ihn aufrecht, auch in den Zeiten der Noth. Mitunter hat man wol das Gefühl, daß der Verfasser seiner dichterischen Phantasie zu viel Raum gelassen hat, aber ich möchte das nicht tadeln. Man hat gleichwol überall das Gefühl der Wahrheit und Ursprünglichkeit, und gern unterschreiben wir, was Jahn über den Werth solcher Aufzeichnungen einzelner sagt: „Gerade aus solchen Einzelschilderungen nimmt der Geschichtschreiber jene oft so angenehm wirkenden Schlaglichter, jene bunte Abwechselung, jenes bestechende Colorit, ohne welche Zuthaten, die die ganze Zeit charakterisiren, auch die wahrste Erzählung geschehener Weltereignisse matt und leblos bleibt." Der Lehrer der Geschichte weiß, wie sehr das Detail die jugendlichen Hörer fesselt, und wenn er sie an der Hand des Jahn'schen Buches auf das Schlachtfeld von Vionville—Mars-la-Tour führt, wird er sie den Krieg schauen lehren, von dem sie bisher nur gehört haben. Horst Kohl.

Zur deutschen Volks- und Dialektkunde.

1. Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern, eine zum Verständniß der Märchen u. s. w. gebotene Erläuterung. Von Dr. L. Saubert. Hannover, Helwing'sche Verlags-Buchh. 1895. Gr. 8. 3 M.

In dem vorliegenden Buche sucht der Verfasser als genauer Kenner der germanischen Mythologie, ein Bild der mythologischen Beziehungen zu entwerfen, so weit diese nach seiner Untersuchung in Märchen, Sagen, Volksliedern und Volksgebräuchen in verschiedenen Spuren hervortreten. Die Arbeit ist gewissenhaft und vielfach werden Einzelheiten darin behandelt, welche dem Leser durch die Darstellung in neuem überraschenden Lichte erscheinen. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß Saubert mit manchen seiner Annahmen auch Widersprüchen begegnen wird. So mag, um nur ein Beispiel anzuführen, die Zurückleitung der allerverschiedensten christlichen Gebräuche und Uebungen auf altgermanischen Ursprung in so manchen Fällen kaum Stich halten. Dasselbe gilt von verschiedenen Kindermärchen, die ja so vielfach ihren indogermanischen Ursprung nicht verleugnen und mitunter in ihrem Kerne auf eine noch viel ältere als die altgermanische Zeit zurückgeführt werden können. Immerhin aber finden sich viele Folgerungen des Verfassers, denen man wohl beipflichten kann.

Zweckmäßig angeordnet beginnt die Darstellung mit einer Skizze der germanischen Welt- und Gottanschauung, mit der Entwickelung der Ansichten unserer Vorfahren über die Weltschöpfung, über die Entstehung und das Wesen der Gottheiten, sowie über die Entstehung des Menschen, über die Geisterwelt (Schicksalsgeister), die Götterdämmerung u. s. w. Die einzelnen, hauptsächlich die für die nachfolgenden Erörterungen wichtigsten Götter und Göttinnen gelangen hierauf zur Besprechung. Die Spuren ihres Cults in den heutigen christlichen Festen nachzuweisen, setzt sich der Abschnitt „Götterfeste" zur Aufgabe, insbesondere gelangen das Weihnachts- und Osterfest, die Faschingszeit, die Sommerfeste, die Johannisfeier, das Michaels- und Martinsfest zur Besprechung. Damit erscheint die erste gewissermaßen allgemeine Abtheilung abgeschlossen; hiernach folgt der besondere Theil, welcher dem Göttermythus in Märchen und Volkssagen gewidmet ist. Viele unserer bekanntesten deutschen Volksmärchen erfahren hier ihre Untersuchung; „Dornröschen", „Die sieben Raben", „Aschenbrödel", „Rumpelstilzchen", „Goldmarie und Pechmarie" und andere jener schönen alten Märchen, die zuerst Jakob und Wilhelm Grimm in ihrer berühmten Sammlung den weitesten Kreisen des deutschen Volkes vermittelt haben, nachdem sie unmittelbar aus volksthümlicher Quelle geschöpft hatten. Uebrigens hat Saubert auch verschiedene Märchen in Betracht gezogen, welche erst später bekannt geworden sind. Der Untersuchung und Erläuterung eines jeden Stückes in Rücksicht auf mythologische Spuren geht eine kurz gehaltene Inhaltsangabe des Märchens voraus, sodaß der Leser sofort eine

Recapitulation der ganzen Märchenerzählung ihrer Hauptsache nach erhält. In ähnlicher Weise sind die Volkssagen, von denen nur die bekanntesten vom Rattenfänger, Mäusethurm, Rübezahl, Frau Holle hier namentlich erwähnt seien, behandelt. Saubert hat eine Zahl von Sagenstoffen verschiedener deutscher Gebiete herausgegriffen, um an ihnen die Art seiner Untersuchung und Nachweisung zu zeigen, eine auch nur annähernde Vollständigkeit wurde natürlich nicht angestrebt, zumeist sind locale Sagen aus Thüringen und aus der Gegend von Hannover ins Auge gefaßt worden. Den Schluß des hübsch geschriebenen Buches bildet die Erläuterung einiger unserer bekanntesten Lieder von Wilhelm Müller, Geibel, Kopisch, sowie verschiedener Kinderreime und anderer „Liedererzeugnisse" — der Ausdruck will uns nicht recht gefallen — über Geister- und Seelenglauben.

Das ganze Werk ist ein echt nationaler Beitrag zur Kenntniß und Erläuterung volksthümlicher deutscher Ueberlieferungen und muß von jedem Freunde der Volkskunde bestens begrüßt werden, selbst wenn man nicht mit allen darin vertretenen Ansichten ganz einverstanden ist.

2. Sagen aus Innsbrucks Umgebung mit besonderer Berücksichtigung des Zillerthales. Gesammelt und herausgegeben von Adolf Ferdinand Dörler. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchh. 1895. 8. 1 M. 80 Pf.

Den verschiedenen Sammlungen von tiroler Sagen, welche der rührige Wagner'sche Verlag in den Büchern von M. Meyer, Ch. Hauser und insbesondere in dem großen Werke Zingerle's: „Sagen aus Tirol" der Oeffentlichkeit schon vorgelegt hat, reiht sich diese jüngste Publication passend an und ergänzt vielfach auch Zingerle's grundlegendes Buch. Der Herausgeber hat eifrig und gründlich sein Heimatsgebiet durchforscht und nicht nur die nächste Umgebung der schönen Alpenstadt hat ihm werthvollen Ertrag geliefert, sondern das ganze Zillerthal ist durch eine Reihe bemerkenswerther und wichtiger Sagenmittheilungen vertreten. Man wird an die eben besprochene Arbeit Saubert's vielfach erinnert, wenn man die an Wodan gemahnenden Sagen vom Schimmelreiter, die Berchtamythen, Mittheilungen über die in Katzen verwandelten Hexen — Katzen waren der Göttin Freya geweiht — und ähnliches ins Auge faßt. Der Herausgeber bietet den Sagenstoff übrigens einfach und schlicht wie er ihn nach der volksthümlichen Mittheilung aufgezeichnet hat, ohne weitere Untersuchung oder mythologische Erklärung, es dem weitern Forscher selbst überlassend, einer solchen nachzugehen. Und darin liegt ein ebenso großer Vorzug dieses Werkchens, als in der genauen Angabe und Bestimmung des Ortes, woher die eine oder andere dieser Sagen stammt. Ist doch eine jede Sage an bestimmte Oertlichkeiten geknüpft und gerade durch die Beziehung zu diesen Oertlichkeiten erhält sie ihre wichtige Bedeutung, sei es in mythologischer oder in geschichtlicher Hinsicht. Auch Sagen, welche historisch beachtenswerth genannt werden können, sind in dem Werkchen enthalten, so jene von der „Kreuzpartikel zu Tarrenz", von „der großen Sterb" (Pest) und ähnliche. Es ist überhaupt eine erfreuliche Thatsache, daß sich kundige Männer finden, welche in den verschiedenen Gauen des berühmten Alpenlandes Tirol auf dem Gebiete der Sage ihre sammelnde Thätigkeit entfaltend ein immer mehr geschlossenes Bild dieses überreichen Sagenschatzes gestalten und dabei zugleich die werthvollen Spuren uralter Ueberlieferung retten, welche sonst verloren wären.

3. Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Gesammelt von Dr. Karl Reiser. Zweites und drittes Heft. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchh. 1895. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.

Auf die Einrichtung und die Vorzüge dieses Lieferungswerkes ist schon vor kurzem in einer Besprechung des ersten Heftes hingewiesen worden. Man wird auch diesen zwei weitern Heften die Anerkennung nicht versagen können. Jede Seite zeugt von dem Fleiße und der Gewissenhaftigkeit des Bearbeiters, der in der That außerordentlich reiches Material zusammengebracht hat. In diesen Heften erscheint der erste Abschnitt zu Ende geführt; der zweite Abschnitt ist darin vollständig enthalten. Er bezieht sich auf die „Göttinnen, Nornen, weißen Frauen, weiblichen Dämonen und Sagengestalten" und umfaßt die Nummern 79 bis 130. Der dritte Abschnitt behandelt die „Elben, wilde Leute, Zwerge, Venedigermänle und Kobolde" (Nr. 131 bis 184) und ist ebenfalls zu Ende geführt, während der vierte Abschnitt: „Hexen, Schratt und Truden" in Heft 3 eröffnet wird. Die Illustrationen, welche oft in ähnlichen Werken nur eine überflüssige Beigabe bilden, dienen hier in der That zur wahren Zierde und haben mitunter bedeutenden künstlerischen Werth.

4. Zur deutschen Volkskunde. Nr. 2. Volksthümliches aus Meiderich (Niederrhein). Von Carl Dirksen. — Nr. 3. Volksthümliches aus Schapbach in Baden. Von J. J. Hoffmann. Bonn, P. Hanstein. 1895. Gr. 8. Jede Nr. 1 M.

Die beiden unter obigem Titel vorliegenden Hefte sind eigentlich Separatabdrücke: ersteres aus den „Rheinischen Geschichtsblättern", letzteres aus der „Alemannia", da sie jedoch auch als Einzelveröffentlichung erscheinen und besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, so darf ihre Einreihung an dieser Stelle nicht fehlen. Meiderich ist ein Ort des Kreises Ruhrort und eine sehr alte Besiedelung des niederrheinischen Gebietes. In der Mundart daselbst tritt das Platte stark hervor. Der Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen über Volksgebräuche, Lieder, Sagen u. s. w. aus jener Gegend hat damit einen kleinen, aber sehr schätzbaren Beitrag zur Volkskunde eines bis nun weniger beachteten deutschen Ortsgebiets geliefert. Insbesondere ist es ihm gelungen, ältere Gebräuche u. s. w. zu Tage zu fördern und dadurch ein Bild des frühern Volkslebens zu entwerfen, so weiß er ältere Hochzeitsgebräuche mit einem alten Hochzeitbitterspruch, Nachrichten früherer

Zeit über die Taufe, über Personennamen, über Festgebräuche, über das Flachsbrechen und die Kirmes zu bieten, die um so werthvoller sind, als vieles davon nicht mehr in Uebung steht. Einen bemerkenswerthen Theil der Arbeit bilden die verschiedenen Kinderlieder und -spiele, die Volksräthsel, Sprichwörter und Mittheilungen über Volksaberglauben.

Von ähnlichem Umfang ist auch die Monographie über die badensische Gemeinde Schapbach und deren Bewohner. E. H. Meyer hat vor einiger Zeit Fragebogen zur Volkskunde von Baden, in ein geschicktes System gefaßt, versendet und nach diesen Fragebogen ist die vorliegende Arbeit sehr sorgsam abgefaßt. Sie behandelt zunächst die Orts-, Flur- und Personennamen, die Hausanlage und Volkstracht, sodann Kinderreime und Ortsneckereien, bietet eine hübsche Zahl von Sagen, insbesondere über Hexenwesen und eine Darlegung der Sitten und Gebräuche, wobei eine Darstellung der Werbung und der Hochzeit bemerkenswerth hervorgehoben werden möge. Mancherlei andere Mittheilungen über Thiere, Unglückstagen und Volksansichten verschiedener Art schließen das Heft ab, dem eine Tafel der schapbacher Hausmarken beigegeben ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß die erwähnten Fragebogen Veranlassung zu recht vielen ähnlichen Bearbeitungen der Volkskunde badensischer Einzelgebiete geben, worans eine vortreffliche Uebersicht des gesammten volkskundlichen Materials Badens geschaffen werden kann, die in solcher Art entstanden, bedeutenden wissenschaftlichen Werth aufweisen wird.

5. Volksthümliches der Siebenbürger Sachsen. Von O. Wittstock. — Die Mundart der Siebenbürger Sachsen. Von A. Scheiner. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von A. Kirchhoff. IX. Bd. Heft 2.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Die siebenbürger Sachsen sind ein schon mehr als 600 Jahre im Lande weilendes Colonistengeschlecht, welches sich durch die ganze Reihe der Jahrhunderte als ein wackerer tüchtiger Stamm gezeigt und seine deutsche Eigenart stets treulich erhalten hat. Wie die Sprachinsel Gottschee in Krain, so bildet das Sachsengebiet mitten im ungarischen oder ungarisch-rumäuischen Territorium eine Art deutscher Sprachinsel, oder vielmehr sind es drei Gruppen von Sprachinseln, welche wir unter diesem Namen zusammenfassen können. Alle drei aber haben vollständig deutschen Charakter, in Sprache und Sitte die größte Aehnlichkeit und bildeten bis vor kurzem ein einheitliches stramm gegliedertes Gemeinwesen. Strebsamkeit, Fleiß, hohe Bildungsfähigkeit und treue Anhänglichkeit am Althergebrachten sind die bemerkenswerthesten Eigenschaften des siebenbürger Sachsenvolkes. Infolge der letztern Eigenschaft bietet eine Darstellung des Volksthümlichen von diesem Boden auch ein ganz besonderes Interesse und der Verfasser der ersten vorliegenden Arbeit, O. Wittstock, hat sich durch dieselbe ein großes Verdienst erworben. Er schildert uns die Eigenthümlichkeiten des sächsischen Bauern in Tracht und Hausanlage, in Gemeindeeinrichtungen und Rechtsgebräuchen, welche vielfach ganz besondere Uebungen aufweisen; ebenso kommt der Verfasser auf den Volksglauben und dessen mythologische Beziehungen zu sprechen, sowie auf die Gebräuche bei Geburt, Verlobung, Hochzeit, Taufe und Begräbniß, nicht minder auf die Festgebräuche im Mitwinter, zu Fastnacht, Ostern, Pfingsten, am Johannistag und bei verschiedenen andern Gelegenheiten. Wie dem Volksaberglauben wendet sich die Darstellung auch der Sage und dem Volksliede zu und es erscheint bei jeder besprochenen Gruppe sorgsam die Literatur verzeichnet. Zwei gute Lichtdruckbilder siebenbürgisch-sächsischer Volkstrachten vervollständigen die überaus schätzbare Arbeit.

Der zweite Theil des Bandes füllt eine genau grammatikalisch abgefaßte Darlegung der „Mundart der Siebenbürger Sachsen" von A. Scheiner, welche uns zunächst mit den verschiedenen Arten dieses Dialekts in Siebenbürgen und mit der Geschichte der Erforschung desselben bekannt macht. Hierauf geht der Verfasser auf den streng grammatischen Theil über und behandelt die Lautlehre mit beständiger Rücksichtnahme auf die historische Entwickelung und auf die verschiedenen Gebiete und sodann in etwas kürzerer Skizze die Formenlehre. Auch diese vortreffliche Arbeit verdient die vollste Aufmerksamkeit des Fachmannes. Wünschenswerth wäre es vielleicht gewesen, einige Proben des Dialekts selbst in Poesie und Prosa als Anhang beizufügen.

6. Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Zweiter Band. Jena, H. Costenoble. 1895. 8. 3 M.

Verhältnißmäßig rasch hat der Herausgeber dieser heitern Sammlung von Blüten deutschen Humors dem ersten einen zweiten Band folgen lassen. Nachdem er sich schon in frühern Werken gewissermaßen mit der Geschichte des volksthümlichen Humors beschäftigt und seine große Belesenheit auch in unsern ältern Schriftwerken dargethan hat, so ist es ihm gelungen, auch in dem neuen Bande das Beste und Eigenartigste aus der Schwankliteratur zu bieten und den dankbaren Stoff für die weitesten Kreise sowol, als auch für die Freunde der Volkskunde mundgerecht zu gestalten. Von ältern Schriftwerken hat er als Quelle Chroniken, uralte Volksschwänke (Lalenbuch, Schildbürger u. s. w.), Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts, auch wol Märchen, Volkslieder und ähnliche Ueberlieferungen benutzt. Aber auch Schnurren und Scherze der neuern Zeit (z. B. mehreres aus Rosegger's „Heimgarten") „dem Boden der Gegenwart entsprossene Erscheinungen" sind aufgenommen, „theils", nach den Worten des Herausgebers, „ihrer Volksthümlichkeit wegen und dann auch um den Beweis zu liefern, daß trotz des scharfen, ernüchternden Zuges, der überall unsere Zeit durchweht, ein gemüthlicher Humor auch jetzt noch ganz gut aufkommen

kann". Wer sollte diesen Nachweis nicht besonders freudig begrüßen! Für eigentliche volkskundliche Zwecke erscheinen uns die vielfach mündlicher Mittheilung entnommenen Schnurren aus Köln und dessen Umgebung von ganz besonderm Werth, zumal in dem dritten Buch: „Kölsche Krätzcher" und in dem dazu gehörigen Nachtrage. Wir finden hier manches neue Geschichtchen, das zur Charakteristik der Bevölkerung daselbst sehr viel beiträgt und um so schätzenswerther ist, als großentheils auch die Mundart in den Gesprächen angewendet erscheint, damit also Dialektproben geliefert werden. Solche finden sich übrigens auch mitunter in den übrigen Abtheilungen des heitern Buches, dem für eingehendere Untersuchung „Nachweise und Bemerkungen" beigegeben sind, die mit den Quellen näher bekannt machen. Damit sei auch der neue Band dieses „deutschen Volkshumors" allen Kreisen bestens empfohlen.

7. Lustig's Ollerhond aus'n Karntnerlond! Gedichte in karntnerischer Mundart von Hans Tschebull. Villach, Selbstverlag bei Jos. Muhr. 1895. 8. 1 M. 70 Pf.

Schon einmal war Gelegenheit, an dieser Stelle der heitern Gedichte des kärntner Dichters Tschebull zu gedenken, als dieser sein Bändchen „Ohne Schneid ka Frend" herausgab. Denselben lustigen und gemüthlichen Anstrich, sowie dieselbe Bedeutung für die Charakteristik des kärntner Volkes wie jene erste, hat auch die vorliegende Sammlung, und ihre Anzeige hier erscheint durch den letztern Umstand besonders gerechtfertigt. In der That finden wir bei der Durchsicht des launigen Büchleins die verschiedenartigsten Volkstypen, besonders aus dem Bauernstande, redend eingeführt und der Verfasser weiß uns in dessen heimischem Dialekte gar ergötzliche Stücklein, in Verse gefaßt, von diesem Völkchen zu erzählen. Wenn auch manche der Schnurren nicht gerade neu sind, so ist doch selbst bei solchen die Einkleidung und Wiedergabe eine so originelle, daß man auch für diese dem kärntner Poeten Dank wissen wird. Als heitere Probe folge eines der kürzern Stücke:

A guater Wein.

A Wirth is in Feistritz dort,
Der an schlechten Tiroler hot.
A Fremder kost'n und frogt sofort:
„Wia loug is do Gosthaus?" Jener sogt:
„So long ma denken koun,
Sechshundert Jahr san Wirth schon droun."
„Ach darum," sogt der, „hat Mahomet den Wein verboten,
Er trank gewiß a Viertel von dem Rothen."

Die Darstellung der Mundart ist, wie diese Probe schon nachweist, derartig, daß sie auch für weitere Kreise leicht verständlich wird und hierfür kann man dem Dichter besonders Dank wissen, der übrigens ungemein anspruchslos auftritt und schon dadurch sich von so manchen Dialektpoeten vortheilhaft unterscheidet, die oft in umfangreichen Büchern an Humor blutwenig bieten.

8. Geschichten aus Tirol von Carl Wolf. Zweite Sammlung. Innsbruck, A. Edlinger. 1895. 8. 3 M. 20 Pf.

Obgleich es sich in dem vorliegenden Bande eigentlich um Erzeugnisse der Kunstpoesie handelt, so kann man sie doch mit Fug und Recht jenen Dichtungen beizählen, welche für die Kenntniß des Volkes, seines Lebens und Treibens, seines Denkens und Trachtens von Bedeutung erscheinen. Daß Karl Wolf seine Heimat, das herrliche Tirolerland und dessen Bewohner, ihre Gewohnheiten und Anschauungen genau kennt, hat er schon in der ersten Sammlung der „Geschichten aus Tirol" dargethan und zugleich ein schönes, anmuthiges Erzählertalent bewiesen, wie ja auch seine Begabung auf dramatischem Gebiete durch die weithin bekannten tiroler Volksspiele („Tirol im Jahre 1809" u. s. w.) besondere Aufmerksamkeit erweckt hat. Als Erzähler zeigt der Verfasser auch in der vorliegenden zweiten Sammlung alle Vorzüge, welche der ersten eigen sind, besonders eine scharfe, charakteristische Auffassung des Volkslebens, wozu die treffliche Kenntniß des Dialektes kommt, welcher in vielen dieser Skizzen und Erzählungen in Gesprächen zur Anwendung gelangt. Der Inhalt des Bandes besteht auch hier aus mehr oder weniger umfangreichen Geschichten theils ernstern, theils heitern Charakters, wozu manches Lebensbild, mancher culturgeschichtlich bemerkenswerthe Aufsatz, wol auch mancher Schwank aus dem tiroler Bauernleben kommen. Letzteres liefert dem Verfasser fast ausschließlich die wirklich prächtig gezeichneten Gestalten zu seinen Erzählungen, aus denen wir die ernste Skizze „In schwerer Zeit", die „Weihnachtsbilder", die „Geschichten vom Achensee", dann die Schwänke: „Wia der Sepp thät', wenn er Reiter wär", „Der Liebestrank", „Das Traumbücherl", letztere durch ihren köstlichen Humor ausgezeichnet, besonders hervorheben möchten. Jedenfalls gehört Karl Wolf gegenwärtig zu einem der besten Erzähler unter denen der österreichischen Alpenländer und kann immerhin, was seine Bauerngeschichten anbetrifft, mit Rosegger verglichen werden.

Anton Schlossar.

Romane und Novellen.

1. Kinder der Flamme. Roman. Von Fred von Lensky. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 10 M.
2. Der Pförtnerssohn von St.-Veit. Roman. Von Otto Elster. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall u. Grund). 1895. 8. 3 M.
3. Der kleine Pastor und andere Novellen. Von Fedor von Zobeltitz. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 4 M.
4. Naja's Seele. Novelle. Von Ernst Ewert. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 1 M.
5. Der Garten der Erkenntniß. Von Leopold Andrian. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 1 M.

Der Roman „Die Kinder der Flamme" (Nr. 1) von Fred von Lensky gehört zu jenen Werken der erzäh-

lenden Literatur, die von der großen, urtheillosen Menge als reizend und spannend, von der Kritik aber als werthlos bezeichnet werden. Er fällt in eine Kategorie, die leicht besticht; eine gewisse geschickte Composition, die indeß rein äußerlich ist, und eine im großen ganzen flotte Schreibart täuschen manchen leicht über die geistige Hohlheit hinweg. Selbst einige, hier und da wol vorkommende, dem Leben abgesehene und lebendig geschriebene Scenen, Charakterzüge und Stimmungen vermögen nicht, dem Werke halbwegs literarische Berechtigung zu verleihen. Es ist ein Zeitungsroman, wie sie hier oft genug charakterisirt worden sind; der Leser muß immer etwas erwarten, und die Spannung ist um so größer, je weniger der muthmaßliche Gang der Handlung eintrifft. Darum diese unmöglichen Wendungen, die dann so gern als psychologische Feinheiten ausgegeben werden! Die Handlung auch in dem vorliegenden Roman entwickelt sich nur aus dem Gesichtspunkt heraus, daß es drei Bände werden sollen. Dem Verfasser schwebte wol etwas Höheres vor, als er den deutschen Arzt eine pariser Tingel-Tangel-Diva — übrigens ein in ihrer Ehre unantastbares Mädchen — heirathen und aus der Ehe eine Tochter hervorgehen ließ, die die Heldin des Romans werden sollte. Er wollte offenbar einen eigenartigen Charakter schaffen, in dem die einander entgegengesetzten Naturen des ernsten, wissenschaftlichen deutschen Vaters und der leichterm Blut- und leichter Lebenssphäre entstammten französischen Mutter als seelischer Widerstreit erscheinen sollten. Er wollte also vermuthlich ein Weib schildern, in dessen Brust zwei Seelen wohnen, wenn anders die Nothwendigkeit eingesehen werden soll, weshalb der Arzt die Chansonette überhaupt geheirathet hat. Diese Absicht des Verfassers ist aber nicht gelungen. Mindestens hätte die Heldin — Nora — als selbständiger Charakter activ auftreten, in der Handlung führend sein müssen, während sie in Wirklichkeit passiv ist und sich energielos von den andern treiben läßt. Es ist überhaupt nichts selbständiges in diesen Flammenkindern, nichts Leidenschaftliches, nichts Charakteristisches, weder in Nora, noch in ihrem Geliebten, dem Lieutenant Riedeck. Die Beiden wären ein hübsches Paar, und warum sie sich nicht heirathen, das weiß nur der Verfasser, in dessen Rath es zu Gunsten eines dritten Bandes anders beschlossen war. Unvermittelt sind, wie die Handlung, auch die einzelnen Personen selbst; es sind alles Marionetten, die der Verfasser hübsch am Schnürchen führt, und unter denen die wuthschnaubende Tante Isidore, diese monströse böse Sieben, den Kaspar abgibt. Was an dem Werke gelungen, ist im Verhältniß zum ganzen wenig genug: es sind nur Einzelheiten, aus dem Leben herausgegriffene Beobachtungen, kleine Localstimmungsbilder, namentlich solche aus der metzer Garnison.

Der „Pförtnerssohn von St.-Veit" (Nr. 2) von Otto Elster ist ein socialer Roman, und — wie gleich betont sein mag — eines der bessern Werke des Verfassers. Er stellt die socialdemokratische Arbeiterbewegung in directe Beziehung zum Christenthum. Die Conflicte, die sich aus dieser Zusammensetzung auf Grundlage unserer derzeitig herrschenden Gesellschaftsordnung ergeben können, entbehren nicht einer gewissen Tragik; sie kehren in der neuen Romanliteratur öfters wieder. In dem Kampfe, den der junge Geistliche Gottfried auf Grund seiner christlichen Ueberzeugung zu Gunsten der Arbeiter mit den Anschauungen der bürgerlichen Gesellschaft kämpft, geht der opfermüthige Geistliche zwar physisch zu Grunde, aber moralisch siegt er. Und das nach zwei Seiten hin: er hat einerseits in seinen Anhängern eine Arbeiterschaft erzogen, welche die Gedanken eines gewaltsamen Umsturzes überwunden hat und die Wege einer höhern sittlichen Weltanschauung wandelt, und er hat andererseits den despotischen Egoismus der Besitzenden in Duldsamkeit und allgemeine Menschenliebe verwandelt.

Otto Elster hat die socialen Gegensätze sehr scharf einander gegenübergestellt. Gottfried ist der Sohn des Pförtners vom Siechenhause, den der reiche Major und Großindustrielle Baron von Brandt zum Geistlichen ausbilden läßt, damit er später vom Standpunkt christlicher Strenge die drohende Bewegung in der Arbeiterschaft niederhalte. Der Major will „einen ernsten gläubigen Diener Gottes, keinen von den modernen Humanitätsaposteln", Gehorsam, Mäßigkeit, Gottesfurcht und Bescheidenheit soll er die Arbeiter in den Eisenhütten und Kohlengruben lehren. Aber der junge Geistliche erfüllt seine Aufgabe nicht im Sinne des Barons; er steht zu sehr auf dem Boden Christi. Die sich ihm eröffnende glänzende geistliche Laufbahn lehnt er ab, weil die höhere Geistlichkeit dem Volke entfremdet sei. Er sieht den Platz des Geistlichen nicht an der Seite der Reichen und Glücklichen, sondern verlangt ihn an der Seite der Armen und Unglücklichen. „Das Volk hungert. Es hungert nach Wissen, nach Bildung, nach Schönheit, nach menschenwürdigem Dasein, nach den Idealen der Liebe, des Gottvertrauens — unter dem Gesichtspunkt dieses Hungers müssen wir die sociale Frage betrachten, unter diesem Gesichtspunkt muß vor allem der Diener Gottes leben und wirken, nicht unter dem Gesichtspunkt, ob er die Stufenleiter der kirchlichen Laufbahn auch von Jahr zu Jahr höher hinaufklimmt." Er verlangt, die Geistlichen sollen in Gehalt und Titel alle gleichstehen, und die Stellung auf ihren Pfarren sei lebenslänglich. Und da er seine Ueberzeugung auch der Dankbarkeit, die er dem Baron schuldet, nicht zum Opfer bringen kann, wird er aus seiner Stellung als Fabrikgeistlicher entlassen. Er predigt nun unter freiem Himmel und schafft sich eine große Anhängerschaft unter den Arbeitern. Diese verlangen seine Wiederanstellung, aber der Baron will sich nicht majorisiren lassen, und gegen zweihundert Arbeitern wird deswegen gekündigt. Es sind gerade die bessern Elemente, die schon mit der Socialdemokratie in Widerspruch stehen. Die Zurückbleibenden sind ungefüge Socialdemokraten, und die neu Eintretenden schließen sich ihnen

an. So bricht bald der Streik aus. Die Streikenden ziehen nach der Ermordung des Directors nach dem Schloß, um sich des Barons zu bemächtigen; Gottfried und seine Anhänger wollen dem Baron zu Hülfe kommen, aber das inzwischen aufgebotene Militär sieht in ihnen Feinde, und der commandirende Offizier, der Sohn des Barons, erschlägt Gottfried. Zu spät erkennt man den Irrthum, aber mit den eine einsichtsvollere Zukunft prophezeienden Worten der den Geistlichen liebenden Tochter des Barons schließt der Roman: „Dein Opfer, Gottfried, soll nicht vergebens gewesen sein."

Man sieht, das Werk schlägt einen ernsten, unserer Zeit würdigen Ton an, und es beschäftigt sich mit einer Frage, die im Mittelpunkt der Zeitinteressen steht. Es enthält vielleicht zu viel Idealismus, aber gleichviel wie der persönliche Standpunkt ist, muß man in dem Roman ein geschicktes, der Beachtung würdiges Werk sehen.

Mit der Geistlichen-Frage beschäftigt sich auch Fedor von Zobeltitz in seiner Erzählung „Der kleine Pastor" (Nr. 3), jedoch in anderer Art. Hier handelt es sich nicht um die sociale, sondern die religiöse Frage selbst, um die Macht des christlichen Glaubens nicht nur der Außenwelt, sondern auch dem Innern des eigenen Selbst gegenüber. Ist da in einer Bauerngemeinde ein großer Grundbesitzer, dessen freie Weltanschauung ihn bisher mit den Geistlichen in ewigen Zank gebracht hat. Der neue, der „kleine" Pastor, hofft den Weg des Friedens zu finden. Anfangs geht es auch, aber als er entsprechend einer Verfügung des Consistoriums einem Selbstmörder das christliche Begräbniß verweigern will, geht der Kampf mit dem „Freigeist" los. „Den größten Schuft, den Säufer, der in Delirien stirbt, den Wüstling, der an einer ekelhaften Krankheit verreckt — all das senkt man bei Glockenläuten in die geweihte Erde, und für das erbetet man die Gnade des Ewigen! Aber dem wahrhaft Unglücklichen, dem Dulder, dem Verzweifelten, der nach vielleicht furchtbaren, innern Kämpfen zum Strick oder zur Pistole greift, um gerechter Schande zu entgehen — dem weigert man das letzte Gebet! Ist das Euere Liebe und Euer Allerbarmen?" Der Pastor bleibt anfangs trotz innerer Gegenüberzeugung standhaft, bis die schöne Tochter des „Freigeists" ihn vor die Frage stellt: „Was steht höher: die Pflicht des Gehorsams, oder die innere Ueberzeugung? Ganz gewiß die innere Ueberzeugungstreue, denn sie ist die edelste der Pflichten." Jetzt gibt der Pastor nach, und der Sieg seiner Ueberzeugung gewinnt ihm, allerdings in Verbindung mit einer Anzahl mehr oder minder gewaltsamer Nebenumstände die Seele des bisher Gottlosen. Er hat die Opferfreudigkeit und sittliche Kraft des Pastors erkannt, hat selbst beten gelernt, und mit den Worten des Augustinus: credere non potest homo nisi volens will nun auch er „ohne Grübeln und Spintisiren" sich zum kleinen Pastor bekennen. Natürlich gibt er ihm nun auch die Hand der Tochter, die vorher dem Geistlichen principiell verweigert war.

Der Gedanke der Erzählung könnte präciser gefaßt sein, aber es ist dennoch ein besseres Werk, das namentlich auch durch interessante Beobachtung des Land- und Bauernlebens sich auszeichnet. Die zwei andern Geschichten: „Eine frivole Idee" und „Zwei Küsse" stehen weit dagegen zurück, wenn sie auch beide durch die flotte Schreibart und geschickte lebenswahre Schilderungen — namentlich in der erstern Geschichte — leicht lesbar gemacht sind. Die frivole Idee besteht darin, daß zwei Brüder in der Champagnerlaune wetten, bis zu einem bestimmten Tage zwei junge Mädchen als ihre Ehefrauen heimzuführen. Sie verlieren die Wette, weil jeder die dem andern bestimmte Dame heirathet. Manches ist recht humorvoll. Weniger geglückt sind die „Zwei Küsse", weil das, was psychologisch sein soll, gezwungen und unnatürlich ist.

Als ein Dichter im wahren Sinne tritt Ernst Ewert in seiner Novelle: „Naja's Seele" (Nr. 4) hervor, zwar nicht mit lustigen Liedern und Sonnenschein, sondern mit Grabgesängen und Stimmungen aus der Nacht der menschlichen Seele. Dämonisch schleicht er einher, mit dumpfer Schwermuth und das Herz bedrückend.

Naja ist die Tochter eines Bahnwärters. Schon während sie als Kind in die Dorfschule geht, wendet sich ihre Seele dem Lehrer, Hanns Weber, zu, der auch seinerseits eine tiefe Neigung zu dem Kinde faßt, trotz einer alten Liebe zu einer Sängerin, die ihn um Liebe und Glück betrogen hat. Um die Betrügerin nicht wiederzusehen, wurde der junge Künstler Schulmeister im hinterpommerschen Lande. Aber vergessen konnte er Lena nicht, und in das Glück seiner jungen Ehe mit Naja greift immer tiefer die Erinnerung an Lena vernichtend ein. Und er verläßt eines Tages sein junges Weib, um an das Sterbebett der kehlkopfkranken Lena zu eilen. Sie stirbt in seinen Armen. „Des Menschen Seele sind tausend und abertausend feine, klingende Saiten. Sie springen schwer, denn sie sind zähe — aber reißt der Saiten eine, so schwirren die Enden durcheinander und verwüsten das glockenklare Spiel der andern. Dann gibt's ein Weh, ein schrilles Läuten — das klingt, wie die Narrenglöckchen des Wahnsinns. . . . Hanns war wahnsinnig!" Und als Irrer endete er durch Selbstmord. „Er ging an das Fleckchen am Bach, das er in frühern Jahren liebgewonnen und starrte in das Spiel der Wellen. Und er trank Wasser, aber seine Lippe brannte toller, als hätte er Sonnengold getrunken. Und wieder war es dem Kranken, als ob irgendetwas ihn riefe . . ., das stieg aus dem Grunde und zerrte und lockte, immer wilder, immer heftiger. Mit grellem Schrei warf sich der Tolle ins Wasser und klammerte sich an die Steine im Grunde . . ., darüber glitten die Wellen hin, so leicht und so fröhlich, so strahlend schön wie Sonnenschein in Mädchenaugen." Naja blieb allein zurück, und in stiller Wehmuth lebte sie dahin, verträumte sie das Leid, verträumte sie die Jahre.

Ein in der Diction ähnliches, im Inhalt aber sehr unähnliches Werk ist: „Der Garten der Erkenntniß" von Leopold Andrian (Nr. 5). Der Verfasser gehört zu jenen, die da glauben, man müsse um geistreich zu scheinen, möglichst confus und unverständlich sein. Sein „Garten der Erkenntniß" enthält nichts weniger als Erkenntniß: der Held der Geschichte, wenn von einem Helden überhaupt die Rede sein kann, findet sie nicht, und der Leser gewiß erst recht nicht. Es ist ein Garten, in dem Kraut und Rüben wüst durcheinander wachsen, und was man als Erkenntniß etwa einzig mit fortnimmt, ist die Ueberzeugung, daß man eine solche Menge von dunkeln Sentenzen, Paradoxen, conträren Behauptungen, psychologischen Unmöglichkeiten, kurz Sinnlosigkeiten aller denkbaren Art noch niemals beieinander gesehen hat. Die einzig mögliche Annahme ist, daß das Buch eine Parodie sein soll, denn nur so hätte die Sinnlosigkeit einen Sinn. Der Held, richtiger der Schwächling, ist ein junger Fürst, der von seiner Mutter ins Convict gegeben wird, „weil er ihre Hände und ihre Stimme hatte, und weil der Klang dieser Stimme die Großartigkeit ihres Schmerzes seltsam verwirrte und verkleinerte". Wir hören nun, was der junge Mann erlebte und fühlte, bis er starb, „ohne erkannt zu haben". Als er zwanzig Jahre alt war, „bedrückte es ihn, daß er die Lösung des Geheimnisses vom Leben nicht gefunden hatte", dann hören wir viel von dem „Andern", von der „Schönheit" und ähnlichen Dingen, die der Phantasie des Lesers den weitesten Spielraum lassen, aber wir finden nirgends etwas, was wie ein klarer Sinn aussähe. Nur ein kleines Beispiel aus der Mustersammlung Andrian'scher Logik und Stilblüten aus diesem Garten der Erkenntniß möge hier folgen:

Die Menschen, deren Erinnerung ihn bewegte, bewegten ihn nur, weil er an ihnen gelebt hatte, und es bewegten ihn ebenso die Häuser, auf die sein Fenster ging, oder die Straßen, durch die er geschritten war. Trotzdem ergriffen ihn die Lippen, die Augen und die Haare vieler Menschen, denen er begegnete; aber er sprach nicht mit ihnen und war meistens allein. Denn es schien ihm die königliche Verschwendung des Daseins und die unsagbare Erhabenheit der Seele in solchen Begegnungen zu liegen; es war wunderschön, daß der einsame Tod, welcher das Leben ist, uns nicht verhindern kann, eine fremde Schönheit, die wir nicht verstehen, die sich uns nicht enthüllen und uns nichts geben wird, nur weil sie schön ist, zu bewundern; es war wunderschön, daß wir, obwol Menschen, dennoch Künstler sind, Künstler wiederum darin, daß wir nicht einmal klagen, wenn uns diese Schönheit entgleitet, sondern sie grüßen und über sie jubeln, weil uns ein Schauspiel mehr wie unser Schicksal ist.

Und so fort mit Grazie. Da sage noch einer, daß es keine geistreichen Leute mehr gäbe!

Ernst Roeder.

Feuilleton.

Abessinien und der ehemals ägyptische Sudan sind ein wahrer Hexenkessel, aus welchem immer neue Unwetter aufsteigen, die nicht nur afrikanischen Herrschern, wie z. B. dem Negus Negest Menelik von Abessinien, sondern auch europäischen Staaten gefährlich werden können. Italien befindet sich im Kriege mit Abessinien und im ägyptischen Sudan ist die Macht der Derwische nach vierzehnjährigen Kämpfen noch immer nicht gebrochen. Allerdings scheint Aegypten oder vielmehr England endlich die ernste Absicht zu haben, einen entscheidenden Schlag gegen die Mahdisten zu führen. Denn andernfalls sieht es sich der Gefahr ausgesetzt, daß ihm der so lange ängstlich gehütete fette Bissen des Sudan entschwindet und eine Beute des Kongostaates und der Franzosen wird. Diese sind bereits in das mahdistische Gebiet, das fruchtbare obere Nilthal, eingebrochen, während England sich durch die Occupation des Quellgebietes des Nils und Aegyptens gesichert glaubte. Wie wir hören, ist derjenige Mann, der die Zustände des Sudan aus eigener Erfahrung am besten kennt, der ägyptische Oberst Slatin Pascha, der erst vor wenigen Monaten aus einer zwölfjährigen harten Gefangenschaft bei den Mahdisten entronnen ist, soeben nach England berufen worden.

Slatin Pascha ist eine interessante, sympathische Erscheinung, mit einer Laufbahn, wie sie in unserm Zeitalter einzig dastehen dürfte. Ein unternehmungslustiges Wiener Kind, ging er 1873, kaum siebzehn Jahre alt, nach absolvirtem Studium nach Aegypten und drang dort, zum Theil in Begleitung berühmter Reisender, z. B. Theodor von Heuglin's, zum Theil auf eigene Faust, in bisher noch unerforschte Gebiete vor. Seiner Militärpflicht zu genügen, mußte er nach Oesterreich zurückkehren, wo er als Reservelieutenant den bosnischen Feldzug mitmachte. Aber es hielt ihn nicht lange im lustigen Wien, er eilte nach Afrika, wo ihn der edle Gordon Pascha, damals Generalgouverneur des Sudan, warm empfing, und ihn wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften protegirte. Schon 1881 sehen wir Slatin, den Vierundzwanzigjährigen, als Generalgouverneur über Darfur herrschen, ein Gebiet, welches nahezu so groß ist, als das ganze Deutsche Reich! Als solcher hatte er Gelegenheit, in diesem fast unbekannten Gebiete die interessantesten Erfahrungen zu sammeln und dort, wo einst despotische Herrscher in grausamster Weise ihre Unterthanen bedrückten, denen später die ägyptischen Beamten und Kaufleute es gleichthaten, den Segen europäischer Civilisation nach Möglichkeit zu verbreiten. Dieser opfervollen Aufgabe sollte er sich nicht lange hingeben können. Wie mit einem Schlage brach die Flut des Mahdismus herein. In siebenundzwanzig Schlachten kämpfte der unerschrockene Generalgouverneur wie ein Löwe, aber endlich mußte er die Waffen strecken, nachdem die gegen den Mahdi gesandten ägyptischen Armeen, die von europäischen Offizieren geführt wurden, vernichtet worden waren. Der Mahdi Mohamed Achmed und sein Nachfolger, der Chalifa Abdullahi, wußten die Bedeutung des Generalgouverneurs Slatin zu schätzen und hüteten ihn als ihren werthvollsten Gefangenen mit größter Sorge. Slatin, der als Gefangener den Namen Abd el Kader Saladin trug, mußte in der nächsten Umgebung des Mahdi und des Chalifa bleiben. Er hatte so Gelegenheit, die innersten Vorgänge im Lager der Mahdisten zu erfahren. Die Leiden, die er auszustehen hatte, kann man sich kaum denken. Näheres wird man in dem in kurzem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Werke Slatin's „Feuer und Schwert im Sudan" finden, welches eine getreue Darstellung des Sudan vor und während der Zeit der Mahdisten geben und somit auch für die europäische Politik wichtige Aufschlüsse ertheilen wird.

Unabläßig sann Slatin auf Flucht, aber trotz aller Bemühungen und aller Unterstützungsversuche Dritter schien es unmöglich, den Klauen seiner Peiniger zu entrinnen. Lupton Bey, der Gouverneur der Nachbarprovinz Darfur, starb nach langjähriger Knechtschaft; Emin Pascha, dessen Gefangennahme durch die Mahdisten sehr nahe gestanden hatte, war durch Stanley gerettet worden, nur Slatin's Lage war anscheinend hoffnungslos. Endlich schlug die Stunde der Befreiung. In der Nacht vom 20. auf den 21. Februar dieses Jahres konnte er die Hauptstadt der Mahdisten verlassen. Aber um nach Assuan, der nächsten ägyptischen Stadt, zu gelangen, wohin es sonst ein Weg von etwa vier Tagen ist, brauchte er fast einen Monat. Die Leiden, die Gefahren, die ihn auf diesem Wege begleiteten, sind unglaublich. Nun ist er glücklich errettet und arbeitet in Wien an seinem Buche, auf das wir gespannt sind.

— Unter dem Gesammttitel: „Am Schluß eines Jahrhunderts. Allgemeine Rundschau der europäischen Völker- und Staatenkunde mit Hinblick auf die Fragen der Gegenwart" beabsichtigt Karl Vogel einen „Cyklus von zehn zwanglos erscheinenden Bänden" herauszugeben, die „Gesammtbilder der politischen Verhältnisse und der Cultur eines jeglichen Staates und Volkes in scharfer, doch einfacher Skizzirung seiner Eigenthümlichkeit" bieten sollen, nicht in Form trockener Compendien, sondern in ausführlicher Darstellung der geographischen und ethnographischen, geschichtlichen, statistischen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse. Der erste Band der ersten Reihe, die von den sechs Großmächten handeln soll, ist erschienen, er führt den Sondertitel: „Die dritte französische Republik bis 1895" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1895). Wir berichten zunächst über den Inhalt des Bandes. In zwanzig Kapitel hat Karl Vogel den reichen Stoff gegliedert. Die ersten drei Kapitel bilden eine Art geographisch-ethnographischer Grundlage; sie berichten über Land und Volk, Begrenzung und Machtstellung Frankreichs, über die Vorzüge der Naturbeschaffenheit, des Bodens und des Klimas, über Ursprung und Gepräge der Nation, ihre Sprache, ihren Charakter und ihre Begabung; zwei weitere Kapitel sind der Geschichte Frankreichs gewidmet, deren Verlauf in großen Zügen von den Urzeiten her bis zur Begründung der dritten französischen Republik dargestellt wird. Damit ist Vogel zum eigentlichen Thema gelangt: die Zustände der dritten französischen Republik und ihre Wandlungen bis zum Regierungsantritt des gegenwärtigen Präsidenten Felix Faure, dessen Bild dem Bande beigegeben ist, werden auf Grund langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle ausführlich geschildert. Eine Bevölkerungsstatistik und eine geschichtliche Darstellung des Entwickelungsganges des französischen Staatswesens seit der großen Revolution gehen voran, es folgen Betrachtungen über Staatsregierung, Verwaltung und Polizei, Justiz und Gesetze, Kirchen- und Unterrichtswesen. Auch über die socialen Verhältnisse gibt Vogel Auskunft und Belehrung, und das Ergebniß der Einzelbetrachtungen wird in einem besondern Kapitel zu einem Gesammtbild der Landes- und Volkscultur zusammengefaßt. In besondern Kapiteln kommen die Finanzwirthschaft der dritten Republik, die Heeresverfassung und die Marineverhältnisse zur Darstellung. Die beiden letzten Kapitel handeln von den überseeischen Gebieten in Nordafrika und von den Colonien und Herrschaftsgebieten außerhalb des Mittelmeeres. Ein Anhang gibt die wichtigsten Notizen über die Geschichte und gegenwärtige Lage des Fürstenthums Monaco und der Republik Andorra. Gewiß ein reicher Inhalt. Der Verfasser schöpft aus dem Vollen und beherrscht seinen Stoff, aber die Behandlung ist nicht gleichmäßig genug: an der einen Stelle möchte man mehr wissen, an andern könnte man manche Einzelheit entbehren. Auch die Anordnung des Stoffes könnte besser sein. Aber wir wollen nicht mäkeln, sondern uns des gediegenen Buches freuen; unsere Freude würde freilich größer sein, wenn Vogel's Stil lesbarer wäre. Von den Satzungeheuern, die einem auf jeder Seite entgegentreten, wird der Leser förmlich erdrückt; er verliert den Zusammenhang in diesen entsetzlichen Schachtelsätzen und bandwurmartigen Gebilden und hat bei der verzwickten Wortstellung, die Vogel liebt, oft Mühe, den rechten Sinn herauszuklauben. Auch an der auf Schritt und Tritt angewandten Inversion nach „und" nimmt der stilistisch feinfühlige Leser Anstoß. Einige Proben werden zum Beweise genügen: S. 28: „Der, wegen des mörderischen Klimas, beständig erforderliche Truppennachschub und die maßlosen Ansprüche der höhern Beamten, deren Hauptzweck, bei der Abfahrt, eine Vergnügungsreise und Hauptsorge, wie sie, an ihrem Posten angelangt, eine baldige Rückkehr, stellen auch ferner noch die Nothwendigkeit großer Opfer in Aussicht, wenn man sich, in Ausführung der leichthin entworfenen Pläne, nicht rechtzeitig zu beschränken versteht." Der Sinn des eingeschachtelten Relativsatzes: „deren Hauptzweck" bis „eine baldige Rückkehr" läßt sich nur ahnen. S. 29 sagt Vogel: „Doch hat sich ein keinem andern als dem britischen nachstehendes Colonialreich die dritte Republik in dieser Weise erworben." Hier ist die strenge Folge der Satztheile: Subject, Prädicat, Object, geradezu geboten, um Misverständnisse zu vermeiden. Ein vollendetes Bandwurmgebilde stellt folgender Satz dar: „Auch ist die Rolle Frankreichs, von seinem ersten Begründer Chlodwig an, eine weltgeschichtliche, mit Glanzperioden, die, wie das Zeitalter Richelieu's und Ludwig's XIV., nebst dem der Renaissance für Kunst und Gelehrsamkeit, ferner das napoleonische, zu den großartigsten in vielen Beziehungen gehören, doch auch zu den unerfreulichsten für das, während derselben, durch französische Anmaßung, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit vielfach bedrohte, bedrängte und geplagte Ausland, das nichtsdestoweniger in diesen Stadien sich für alle andern von derselben Seite, unter dem Wellenschlag siegreicher Waffenstürme herüberwehenden, theils wohlthätigen, theils verderblichen Einflüsse immer noch empfänglich erwies." Die Weglassung der Hülfszeitworte „ist", „hat", „sind", „haben" gehört gleichfalls zu den stilistischen Unarten des Verfassers; „ist" und „sind" fehlen häufig selbst in Sätzen, wo sie zusammen mit einem Adjectivum das Prädicat bilden. Auch Wortbildungen, die dem deutschen Sprachgebrauch fremd sind, muß der Leser mit in Kauf nehmen; „weitträchtig" z. B. (S. 28: weitträchtige Unternehmungen) dürfte sich kaum irgendwo bei maßgebenden Schriftstellern finden. Wir möchten Herrn Vogel im Interesse der Lesbarkeit seiner Bücher bitten, seinen Stil mit Hülfe von Wustmann's goldenem Buche zu bilden, ehe er weitere Bände seines Werkes erscheinen läßt: der geduldigste Leser ermüdet, wenn er sich gezwungen sieht, jeden Satz zwei- und dreimal zu lesen, um seinen Sinn zu erfassen.

— In einem vortrefflichen Büchlein: „Der große deutsch-französische Krieg 1870—71" (Lahr, M. Schauenburg, 1894) hat W. Buchner, ein erprobter Veteran der Volksschriftenliteratur, die Geschichte des großen Jahres für Volk und Jugend zur Darstellung gebracht. So bescheiden das Buch äußerlich erscheint, so gediegen ist sein Inhalt. Es gehört eine größere Kunst dazu, einen großen Stoff in gedrängter Kürze darzustellen, als in breiter und detaillirter Ausführung; W. Buchner versteht diese Kunst, und da die Erzählung ohne Phrase schlicht und doch nicht ohne Schwung dahinfließt, so fühlt sich der Leser angenehm unterhalten. Für die Hand der Jugend ist Buchner's Büchlein wie geschaffen, es ermüdet nirgends und belehrt doch über alles, was wissenswürdig ist. Verständigerweise ist die Geschichte des Volkskrieges, der nach dem großen Schlage von Sedan sich entfesselte, nur skizzirt; so lehrreich und interessant dieser Theil des Krieges für denjenigen ist, der den Krieg studiren will, so wenig packt er die Jugend, die nur für rasche That und schnelle Entscheidungen sich erwärmt und für das mühsame Ringen deutscher Truppen gegen die Massen des französischen Volkes nach den ruhmreichen und schnell aufeinanderfolgenden Siegen der ersten sieben Wochen kein

rechtes Verständniß hat. Von Irrthümern sind uns nur zwei aufgefallen: S. 24 erzählt Buchner, Napoleon habe die mit einer Kriegsdrohung verbrämte Forderung der Abtretung von Mainz für einen Misgriff seines Kriegsministers erklärt, der als Sündenbock entlassen worden sei. Hierzu ist zu bemerken, daß Drouyn de l'Huys, auf dessen am 1. September 1866 erfolgte Entlassung Buchner anspielt, Minister des Auswärtigen war; Kriegsminister war Randon, der Januar 1867 seinen Abschied nahm. S. 27 gibt Buchner der Königin Isabella von Spanien das epitheton ornans: die tugendreiche; da in keiner Weise angedeutet ist, daß Buchner das Wort in ironischem Sinne aufgefaßt wissen will, muß man im Interesse der Wahrheit gegen seinen Gebrauch protestiren. Die päpstliche Tugendrose, die der Königin Isabella sowol wie der Kaiserin Eugenie zu theil wurde, dürfte man eher als eine Mahnung zur Tugend, denn als Belohnung für bewährte Tugend anzusehen haben. — Die Ausstattung des Büchleins ist gut, der Druck durchaus correct. Beigegebene Kärtchen erleichtern das Verständniß der erzählten kriegerischen Vorgänge.

— Die Stammesneckereien spielen in den Volksschwänken eine große Rolle. Der berühmteste ist wol der Schwank von den sieben Schwaben. Ihnen hat Max Radlkofer in der kurzen Form eines Vortrags (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 221. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter]) eine erschöpfende historisch-bibliographische Untersuchung gewidmet. Daß die Geschichte schließlich an den Schalen hängen geblieben ist, mag Zufall sein, und sieben waren es auch nicht immer. Hans Sachs erzählt die Geschichte von neun Schwaben, Martin Montanus von neun Baiern, die Anzahl scheint erst im 17. Jahrhundert sich festgesetzt zu haben. Möglicherweise geht der Schwank auf römisch-germanische Zeit zurück, auch mag die Anschauung, daß ein quer über den Weg laufender Hase eine schlimme Vorbedeutung sei, hereingespielt haben. Die bedeutendsten Bearbeiter sind der schwäbische Dialektdichter Sebastian Sailer (gestorben 1777), welcher eine ganz vortreffliche Komödie daraus gemacht hat, und in neuerer Zeit Ludwig Auerbach (gestorben 1847), der die Geschichte mit Herbeiziehung verschiedener ähnlicher Schwänke, auch wol mit eigenen Zuthaten in seinem „Volksbüchlein" in classischem Volkston erzählt. Radlkofer schließt mit Recht: „Die Sage von den sieben Schwaben ist, da sie dem Gebiete der Stammesneckerei angehört, nur von untergeordneter Bedeutung; sie hat aber an Ludwig Auerbach einen Bearbeiter gefunden, welcher sie, ohne sie zu entstellen, in einer Weise ausbildete, daß sie für jeden Freund urwüchsiger und volksthümlicher Laune stets eine willkommene Lektüre bleiben wird."

— Das Buch M. G. Conrad's: „Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstagscandidatenzeit. Mit dem Bildniß des Verfassers" (München, Dr. E. Albert u. Comp.) steht auf der Höhe des Kalauers, den der Titel bedeutet. Conrad erzählt, daß er im dunkelsten Wahlkreis Baierns als demokratischer Candidat sein Licht leuchten gelassen habe. Freilich nur im dunkelsten Kreise war er als Licht möglich. Das ist aber auch die einzige Selbsterkenntniß, die Herr Conrad besitzt; wie es um seine politischen und socialpolitischen Kenntnisse steht, beweist schon der Anschluß an die Volkspartei, die socialpolitisch so nichtig ist, daß sie die frankfurter Bankiers mit den schwäbischen Bauern getrost unter einen Hut bringt.

— Folgende Neuigkeiten auf dem Gebiete der schönen Literatur werden als in nächster Zeit erscheinend angezeigt: Rosegger: „Der Waldvogel" (Leipzig, L. Staackmann); Wilbrandt: „Die Rotheuburger" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.).

Bibliographie.

Blum, M., Kettlich' Kinner. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Lenz. 8. 1 M. 50 Pf.

Böhme, F. M., Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. Cart. 12 M.

Bujse, C., Träume. Leipzig, A. G. Liebeskind. 8. 2 M. 60 Pf.

Carlyle, Th., Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Leipzig, Otto Wigand. Gr. 8. 5 M.

Claretie, J., Die Cigarette. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Dahn, F., Erinnerungen. Viertes Buch. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 12 M.

Diercks, G., Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweiter Band. Berlin, Siegfried Cronbach. Gr. 8. 12 M. 50 Pf.

Falke, G., Landen und Stranden. Roman. Zwei Bände. Berlin, Verein für Freies Schriftthum. 8. 6 M.

Fischel, A., Der Liebeshof. Novellen. Wien, Carl Konegen. 8. 2 M. 40 Pf.

Frieberger, G., Der letzte Flittertag. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Gnauck-Kühne, E., Die sociale Lage der Frau. Berlin, Otto Liebmann. Gr. 8. 50 Pf.

Goltz, C. Freiherr v. d., Kriegführung. Kurze Lehre ihrer wichtigsten Grundsätze und Formen. Berlin, R. v. Decker's Verlag. 8. Geb. 4 M.

Grotthuß, Elisabeth Baronin v., Marie de St. Croix. Roman. Susanne. Novelle. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 8.

Hausjakob, H., Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Heidelberg, Georg Weiß. 8. 3 M. 80 Pf.

Hayecraft, J. B., Natürliche Auslese und Rassenverbesserung. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag. 8. 5 M.

Heyne, M., Deutsches Wörterbuch. Dritter Band. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8.

Hillern, Wilhelmine v., Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Vierte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 8.

Hitzig, E., Ueber den Quärulantenwahnsinn. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 5 M.

Kögel, R., Geläut und Geleit durchs Kirchenjahr. Ein Jahrgang von Predigten zumeist über neutestamentliche Texte. Erste Hälfte. Von Advent bis Sonntag Exaudi. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchh. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Kohl, H., Bismarck-Jahrbuch. Zweiter Band. Berlin, O. Häring. Gr 8.

Köhler, H., Die Erbin. Roman. Leipzig, F. A. Berger. 8. 3 M. 50 Pf.

Kralik, R., Weltwissenschaft. Ein metaphysischer Versuch. Wien, Carl Konegen. 8. 4 M.

Kretzer, M., Im Riesennest. Berliner Geschichten. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Meinhardt, A., Mimen. Moderne Zwiegespräche. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Nachgelassene Schriften und Dichtungen von Richard Wagner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Nathusius, M. v., Die Inspiration der Heiligen Schrift und die historische Kritik. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 80 Pf.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch. Herausgegeben von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchh. 8. 4 M.

Niemann, A., Der Agitator. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 6 M.

Nietzki, M., Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 2 M. 25 Pf.

Ottolenghi, R., Der Kameenknopf. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Passarge, R., Gedichte. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei. 8. 2 M.

Penzler, J., Bismarck's Dank. Auswahl aus Fürst Bismarck's Ansprachen nach seinem 80. Geburtstage. Leipzig, Otto Wigand. 8. 1 M. 20 Pf.

Preyer, W., Darwin. (Geisteshelden, 19. Band.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Pröll, K., Am Seelentelephon. Neue Kurzgeschichten. Berlin, Hugo Storm. 8. 2 M. 50 Pf.

Ribot, Th., Die Vererbung. Psychologische Untersuchung ihrer Gesetze, ethischen und socialen Consequenzen. Fünfte Auflage. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag. 8. 10 M.

Rohmann, L., Das Leben kein Traum. Pessimistische Geschichten. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 8. 2 M 25 Pf.

Rolff, R., Unter Buchen und Birken. Gesammelte Dichtungen und Uebersetzungen. Wien, Carl Konegen. 8. 5 M.

Schriefer, W., Oesterreichische Romanzen. Wien, Carl Konegen. 8. 2 M.

Sepp, Prof. Dr., Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt. München, Literar. Institut Dr. M. Huttler. Gr. 8. 12 M.

Sienkiewicz, H., Das Urtheil des Zeus und andere Novellen. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 1 M.

Suttner, A. G. v., Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Vallès, J., Vingtras' junge Leiden. Berlin, Verein für Freies Schriftthum. 8. 3 M.

Villamaria, Titellos. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Wilczek, E. Graf, Das Mittelmeer, seine Stellung in der Weltgeschichte und seine historische Rolle im Seewesen. Wien, Carl Konegen. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie
und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von

Gustav Ratzenhofer.

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

„Ein umfassendes, grundlegendes und bahnbrechendes Werk, ein Markstein in der Geschichte der Staatswissenschaften." Vossische Zeitung.

„Unstreitig eine der interessantesten socialwissenschaftlichen Publicationen der neuesten Zeit." Leipziger Zeitung.

„Die Betrachtungen sind überaus geistvoll und anziehend." Die Post (Berlin).

„Wer dem Werk ein eingehendes Studium widmet, der wird sich durch die Bereicherung seines politischen Wissens und seiner politischen Einsicht reich belohnt finden." Hannoverscher Courier.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 10. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in zehnter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Felix Dahn

Kleine Romane aus der Völkerwanderung

Bd. VIII.

Chlodovech (a. 481—511).

Preis Mark 6.—, geb. Mark 7.—

In dieser Erzählung wollte der Verfasser ein wahrheitgetreues Spiegelbild der Vorzüge und der Fehler des damaligen Frankenthums darstellen, wie sie nach der geschichtlichen Ueberlieferung in jenem König gipfeln. Zugleich wurde die seelenforscherische Erklärung dieser oft befremdenden Gestalt versucht. Der Gegensatz und die Mischung von Christenthum und Heidenthum bildet den Hintergrund, wie der ganzen Zeit, so jenes bösartigen aber genialen Helden und Herrschers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen von

Ferdinand Gregorovius.

Sechste Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 45. — 7. November 1895.

Inhalt: Die Literatur der „Jüngstdeutschen". III. Von Karl Busse. — Literatur zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. II. Von Horst Kohl. — Goethe und die bildende Kunst. Von Ernst Lehmann. — Das Leben Friedrich Nietzsche's. Von Otto Immisch. — Der Cotta'sche Musen-Almanach für 1896. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Literatur der „Jüngstdeutschen".

III.

Das Bild der modernen Literaturbewegung, das ich in den vorhergehenden Artikeln zu zeichnen versuchte, wäre unvollständig, wenn darin gerade derjenige Zug vergessen wäre, der die größte Erregung hervorrief. Es ist bisher vornehmlich auf die Lyrikergruppe hingewiesen worden. Und es ist gewiß mit bestem Rechte geschehen. Denn auch die modernste Geistesrevolution hat uns wieder bewiesen, daß keine andere Kunstgattung unserm Herzen so nahesteht, so sehr mit uns verwachsen ist, wie die viel verpönte Lyrik. In ihr zuerst kündeten und künden sich alle bedeutendern Umwälzungen innerhalb unserer Dichtung an; in ihr spricht die Jugend, die begeisterte, von einem neuen Morgenroth schwärmende, sich vorwärts tastende Jugend. Die lyrische Form wird das Gefäß für die stammelnden subjectiven Ergüsse, als ursprünglichste Dichtungsart spiegelt sie zuerst den neuen Geist wider. Man darf von vornherein mistrauisch sein gegen einen Poeten, der niemals Verse geschrieben hat — vor allem gegen einen deutschen Poeten. Die subjectivste und nationalste Dichtungsgattung muß man sich ansehen, um beurtheilen zu können, ob und inwieweit eine neu auftretende Generation für unsere Literatur fruchtbar werden kann. Denn die Geschichte des deutschen Schriftthums thut es auf jeder Seite dar, daß wir wol hochbedeutsame Epochen ohne einen einzigen Dramatiker gehabt (Romantik), daß große Epiker fast immer gefehlt haben, daß nie jedoch eine hervorragende Bewegung ohne große Lyriker gesiegt hat. Wo sie nicht vorhanden waren, wie z. B. im jungen Deutschland, steht der Literaturhistoriker vor den trübsten Kapiteln — vor Kapiteln, die von poetischer Ohnmacht und dem Niedergang des nationalen Empfindens erzählen.

So war es gerechtfertigt, die jüngstdeutsche Lyrik in den Vordergrund der Betrachtungen zu stellen. Und kein schöneres Zeugniß für die Ursprünglichkeit, für das Ungemachte ihrer Bestrebungen konnten die Modernen beibringen, als eben die Begeisterung, mit der sie sich der von den eigenen Führern am meisten verhöhnten und für überlebt erklärten Lyrik zuwandten. Hier sind auch die stärksten Wurzeln ihrer Kraft. Aber daneben ergriff die überall verkündete Lehre von der alleinseligmachenden Prosaform ganze Reihen von Talenten, die sich zur Lyrik nicht für berufen hielten. Auf der einen Seite war die Versform unfähig, die tausend neuen Stoffe zu fassen, auf der andern hielt man sie für die Kleinkinderkrankheit, für ein Formkunststück, das man schon deshalb verschmähen mußte, weil man ja auch gegen den Formalismus zu Felde zog, als dritter Punkt dürfen die Einflüsse der Franzosen, Russen und Skandinavier genannt werden und viertens — war es auch bei weitem leichter, einen leidlichen Satz als einen leidlichen Vers zu Stande zu bringen.

Es ist unschwer zu verstehen, daß gerade die secundären Begabungen sich zu dieser neuen Heilslehre bekannten. Sie ermangelten der Ursprünglichkeit, das bewies nicht nur ihre Antipathie gegen die ursprünglichste Dichtungsgattung, das bewies auch die Abhängigkeit, in die sie sofort geriethen — die Abhängigkeit von Ibsen, Zola, Maupassant, Dostojewsky. Jeder moderne Romancier hat seinen speciellen Schutzheiligen. Und nach Art secundärer Talente wurden diese Schutzheiligen sofort überboten, so daß Zola u. s. w. in Deutschland Jünger fand, die an Kraft dem Meister soviel nachgaben, wie sie ihn an Rücksichtslosigkeit übertrumpften. Am unangenehmsten trat das zu Tage in der Behandlung der sexuellen Verhältnisse.

Weshalb die jüngern Dichter überhaupt gerade jene Art von Liebe in ihren Schriften darstellten, die den geringsten Anspruch auf das Beiwörtchen platonisch hat — diese Frage dürfte sich nach allem Vorhergehenden von

selbst beantworten. Da kamen ein halbes Dutzend treibende Momente zusammen. Der Drang nach unbeengtem Entfalten der Persönlichkeit, die Vertheidigung des Rechtes der Leidenschaft, des Herzens gegen den starren Pflichtbegriff führte zur Glorificirung der „freien" Liebe; die Entdeckung der modernen Großstadt für die Poesie war auch gleichzeitig eine Entdeckung der typischen Erscheinungen dieser Großstadt, vornehmlich der Prostitution; der sogenannte „Wahrheitsdrang" bewog die jungen Herren zum so und so vielten male nach berühmten Mustern der Gesellschaft die heuchlerische Maske vom Gesicht zu reißen, und triumphirend wurde verkündet, daß die Alten Schönredner gewesen seien, daß die Bestie im Menschen laure, daß alle die edeln Brüder selbstsüchtige Genüßlinge seien, der Entdecker mit eingeschlossen, und daß nicht der Apostel Johannes, sondern der cynische Chamfort das eigentliche Wesen der Liebe ergründet habe. Dazu ward noch das „russische Mitleid" Mode. Was und wie es ist, sagt uns am besten Daudet in seinem eben erschienenen Roman: „Die kleine Kirche". Es heißt darin: „Ich verstehe unter dem russischen Mitleid jenes ungerechte Mitleid, das sich nur auf Spitzbuben und Dirnen erstreckt, das uns ausschließlich dem Elend der Galere und anderer böser Orte gegenüber empfindsam macht, als wenn das Unglück nur im Verbrechen und in der Verworfenheit rührend wäre." Damit sind die Hauptgründe, wenn dieser Ausdruck auch zu viel Bewußtheit involvirt, erschöpft, denn die kleine Gruppe, die gemein war, um baldigst allgemein gelesen zu werden, hatte nie etwas mit der Literatur zu thun.

Ehe man die jungen Dichter verdammt, sollte man sich ins Gedächtniß rufen, daß noch keiner neuen Richtung der Vorwurf der Unsittlichkeit erspart bleibt, respective erspart bleiben kann. Denn alles Neue, Ungewohnte wird zunächst als häßlich und widerlich empfunden, im Leben wie in der Kunst. Häßlich ist das neugeborene Kind, häßlich jede neugeborene Kunst, häßlich das erste Auftreten junger Völker. Man darf sagen: jede Schönheit ist einmal als das Gegentheil gefühlt worden. „Auf daß immer tiefere Quellen des Geistes springen können", sagt Leo Berg in seinem geistreichen Buche: „Naturalismus", „müssen sie immer aufs neue und immer höher verschüttet werden durch den Schutt ganzer Völker und ganzer Culturen." Und Nietzsche predigt: „Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können."

So ist die Tendenz des Häßlichen, Chaotischen, Unsittlichen jeder schöpferischen neuen Richtung mit Naturnothwendigkeit eigen. Und dieses Häßliche verliert sich erst mit den Jahren, verliert sich, wenn sich die Bewegung auswächst. Das darf man nicht vergessen. Andererseits jedoch wird das Häßliche dadurch, daß man es als nothwendig erkannt hat, nicht schöner, und der Ekel ästhetischer Gemüther vor der modernen Dichtung ist ebenso berechtigt, wie diese Dichtung selbst.

Am crassesten machte sich dieses „Häßliche" in der Form breit, die nach Belieben gemodelt werden kann: im Roman. Die strengen Kunstformen der Lyrik und des Dramas durften hier bis zur völligen Auflösung gelockert werden. Und sie wurden gelockert. Karl Bleibtreu, der einstige Führer der Jungen, mit seinem Roman: „Größenwahn"; Hermann Conradi mit „Adam Mensch" — sie gehen, was Verlotterung der Composition anbelangt, bis zur äußersten Grenze. Ihre Romane sind ein Sammelsurium von allen möglichen Beobachtungen, Bemerkungen, Anschauungen und Ideen. Alles, was der Autor auf dem Herzen hat, wird hineingepfropft in das Buch. Unter anderm auch Schilderungen einer sehr fleischlichen Liebe oder Reflexionen darüber.

Vom künstlerischen Standpunkt aus kann nichts ärger verworfen werden. Von ihm aus ist die Hälfte, ja noch mehr alles dessen, was die „Moderne" geschaffen hat, werthlos. Und vor allem protestirte man mit Recht gegen die Schlüpfrigkeiten oder Roheiten, die in der Darstellung der Geschlechtsliebe zu Tage traten. Keine Berufung auf die Natur kann dabei entschuldigen. Denn die Kunst soll nicht Natur, sondern erlesene Natur geben. Das Recht auf Nacktheit hat wol die Schaumgeborene, nicht aber die dürre Vettel. Weshalb? Weil die eine schön ist, die andere häßlich. Da wendet der moderne Kritiker gern ein, daß die Schönheit ein sehr relativer Begriff sei. Der Einwand ist thöricht. Schön ist eben, was zu einer bestimmten Zeit einem bestimmten Volke als schön erscheint. Die Todsünde der modernen Dichter war überhaupt weniger eine Verletzung der Schönheit, als eine Verletzung der Keuschheit. Sie waren schamlos genug, sich ganz zu entblößen, wie es einst Rousseau gethan. Eine solche Kunst trägt nicht mehr die große Ruhe, die heitere geläuterte Fassung in die Seelen, sondern beunruhigt, schreckt, peinigt. Es ist, um mit Hebbel zu reden, eine Kunst, die den „Todtenkopf auf die Tafel" wirft.

Kleine Talente verfallen, wenn sie originell sein wollen, meistens ins Extrem. Sie glauben kühn zu sein, wenn sie nur frech sind. Und was bei der grandiosen Schilderungskraft und der Wucht eines Zola erträglich, ja ergreifend ist, das ward bei seinen deutschen Nachtretern widerlich. Und Nachtreter sind eigentlich alle modernen deutschen Romanciers. Wir haben keine neue Form für den Roman gefunden, unsere Erzähler bewegen sich in dem von Flaubert, Zola, Maupassant, von Dostojewski, Jacobsen, Strindberg umschriebenen Kreise. Und das Unglück, das die modern-deutsche Bewegung traf, war eben, daß, wie bekannt, unser liebes Publikum nur Romane liest und nach den Herren Alberti, Tovote, Holländer, Kretzer, Bleibtreu, Conradi, Bahr u. s. w. die „Moderne", wie das gräßliche Wort lautet, be- und verurtheilte. Aber diese Leute drückten den Geist der modernen Jugend am allerwenigsten aus. Denn sie schielten alle mehr oder minder nach Paris — trotz der „berliner" Romane, die sie schrieben, und die ihnen von willigen

Freunden gegebenen Beinamen: „Der deutsche Maupassant" (Tovote), „Der deutsche Zola" (Kretzer) u. s. w. — sie sollen wol Ehrentitel sein, sind es leider nur nicht. Die zukunftssichere Jugend war national; die Henckell, Holz, Liliencron suchten nicht im Auslande ihre Vorbilder. Diese Lyriker jedoch — wer kannte sie? Und daß die Tovote, Bahr, Holländer, und wie sie heißen, den Weg zum Herzen des Volkes verschlossen fanden, daß sie mit ihrer Kunst nur den übersättigten Damen der jüdischen Plutokratie von Berlin W einen Genuß bereiten konnten, das ist eines jener Zeichen, die einen zum Optimismus begeistern können.

Zuletzt erst erstanden die Modernen, die sich dem Drama verschrieben. Hier war durch die Form allein den ärgsten Ausschreitungen ein Ziel gesetzt und auch hier standen die ersten Versuche unter dem Banne fremder Meister. Sudermann in der Technik ganz Schüler der Franzosen, Hauptmann zunächst noch auf Ibsen'sche Krücken gestützt. Und dann kam wieder ein Lyriker, der in einem Drama wol nicht die uns Deutschen am meisten entsprechende Form fand, aber den Weg zu ihr wies: Arno Holz, dessen mit Schlaf verfaßtes Lebensbild: „Die Familie Selicke" für unsere Literatur bedeutsam ward.

Jetzt dürfen wir fragen: was haben die Modernen geleistet? Wenn wir uns die Namen vorzählen, die Bedeutung erlangten, so sehen wir bald wieder ein: nur in der Lyrik und im Drama ist größeres geschaffen worden. Nicht im Roman. Und wir sehen ferner: die ersten Führer und Kämpfer theilten das Schicksal der Erstgeburt, sie sind todtgeweiht. Wer spricht heute noch von Bleibtreu, von den Brüdern Hart, von Alberti? Und sie zogen doch einst an der Spitze der Jugend. Aber es ist eine alte Wahrheit: erst nach der Schlacht reiten die Könige daher, die nicht kämpfen, sondern nur siegen. Neue Talente, vor allem reinere, haben die Vielgepriesenen und Vielgehaßten verdrängt. Von Lyrikern sind zu nennen: Liliencron, Henckell, Falke, Holz, vielleicht auch Mackay. Liliencron's „Adjutantenritte" sind das vorzüglichste Gedichtbuch der modernen Generation. Aber Liliencron hat sich grausam verlottert; nicht nur seinem Alter, auch seiner durch die letzten Versbücher gekennzeichneten Entwickelung nach haben wir von ihm nichts mehr zu erwarten. Henckell hat ein paar Goethe-schöne Verse geschrieben; ein bedauerlicher Mangel an Concentrirung, eine lyrische Zerfahrenheit hinderten ihn jedoch stets, reine, in sich vollendete Kunstwerke zu schaffen; Falke wiederum verläppert seine Begabung in manirirt-classicistischen Formkunststücken. Holz schweigt seit Jahren vollständig. Mackay schließlich tödtet die Empfindung durch die Reflexion. Und doch sind diese unsere Lyriker insgesammt hochbedeutend. Aber ich glaube fast, ihr Bestes haben sie alle schon gesagt. Die „Adjutantenritte" Liliencron's, Henckell's „Aus meinem Liederbuche", Falke's „Tanz und Andacht" und Holz' „Buch der Zeit" — in diesen Werken culminirt die moderne deutsche Lyrik.

Und die deutsche Dramatik? Sudermann, Hauptmann, Halbe heimsten von den Modernen die gewaltigsten Bühnenerfolge ein. Sudermann macht sich mehr und mehr frei von der französischen Technik, und ob die Theaterrowdies seine innig-schöne „Schmetterlingsschlacht" herunterpfiffen, sie bewies, daß ihr Dichter auf dem richtigen Wege ist — auf einem Wege, auf dem er unser herrlichstes Gut finden wird, den Humor. Halbe wird vergeblich nach weiterm Bühnenlorber greifen und den ihm versagten vielleicht auf epischem Gebiete finden. Bleibt noch Gerhart Hauptmann. Er ist das große Räthsel, der Mann der Ueberraschungen. Bei ihm gibt es keine Prognose.

Die nächsten Jahre können uns vielleicht noch einen bedeutenden Bühnendichter zu Hauptmann und Sudermann geben. Dramatiker reifen spät. Nach neuen großen Lyrikern dürften wir wol vergeblich ausspähen. Da hat die Siegergeneration von 1870 ihr Wort schon gesprochen.

So löst sich das Chaos, die „tanzenden Sterne" werden geboren. Die Jugend hat sich geläutert. Treu den unvergänglichen Gütern unseres Volkes wird sie streben und schaffen. Und wenn das aristokratische Zeitalter, in dem wir stehen, sich einst seinem Ende zuneigt und das Volk wieder aufbegehrt in revolutionärem Drang, dann werden neue Dichter ihm die Harfe schlagen und gegen die „Alten" wettern, werden die als Reactionäre verspotten, die in ihrer frühesten Jugend einst als die wildesten Stürmer und Dränger empfunden wurden.

Karl Busse.

Literatur zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges.

II.

1. Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Rathenow, M. Babenzien. 1895. 8. In circa 40 Lieferungen à 40 Pf.
2. Aus unsern Tagebüchern. Geschichte des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 während des Feldzuges 1870/71. Von Th. Becker. Dritte Auflage. Berlin, P. Kittel. 1895. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Bis in die Kriegsgefangenschaft. Erinnerungen aus der Zeit des großen Kampfes von 1870/71. Von einem 67er. Berlin, K. Siegismund. 1895. 8. 2 M.
4. Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Von Th. Fontane. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 3 M.
5. Unter rothgekreuzten Standarten im Felde und Daheim. Jubiläums-Erinnerungen an Kriegsfahrten 1870—71. Von Dr. M. Bauer. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1895. 8. 2 M.

6. Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Schlachtenbilder und biographische Silhouetten. Von Dr. K. Pietschker. Potsdam, R. Hachfeld. 1896. 8. 6 M. 25 Pf.
7. Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers. Von H. Lang. Dritte Auflage. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Fr. Bruckmann. 1895. 8. 3 M.
8. Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71. Von K. Stieler. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Fr. Ratzel. Zweite (Titel-)Auflage. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1895. 8. 4 M.

Eine der oben (S. 694) erwähnten Beck'schen Sammlung ähnliche Reihe von Einzelschilderungen verspricht das Werk „Deutschlands Ruhmestage" (Nr. 1) zu werden. Bisher sind freilich nur zwei Theile erschienen. K. Gotthilf, „Lustige und traurige Erinnerungen an die große Zeit" und W. Ernst, „Vom Rhein bis zum Kanal". Sie erwecken gute Hoffnungen auch auf die noch ausstehenden Theile. Wir wollen schon jetzt die Aufmerksamkeit darauf lenken, behalten uns aber ein definitives Urtheil bis zur Vollendung des ganzen Werkes vor. Von den beiden ersten Theilen hat uns W. Ernst's Erzählung durch ihre Frische und das humoristische Colorit, das der Verfasser seinen Erlebnissen zu geben versteht, besonders angemuthet.

Einen mehr militärischen Charakter als die bisher besprochenen Werke trägt Th. Becker's „Geschichte des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 während des Feldzugs 1870/71" (Nr. 2). Sie ist in gewisser Hinsicht ein amtliches Werk, denn ausdrücklich wird auf dem Titel bemerkt, daß das Buch auf Befehl des königlichen Commandos zusammengestellt und entworfen ist. Es gehört also streng genommen nicht in diese Reihe mehr persönlicher Erinnerungen, da es nicht die Erlebnisse und Empfindungen des handelnden Subjects zur Darstellung bringt, sondern die Erlebnisse und Thaten eines ganzen Regiments, aber offenbar hat der Verfasser nicht blos aus den Acten seines Regiments, sondern auch aus dem Schatze seiner eigenen Erinnerungen geschöpft und dadurch seiner Darstellung lebhaftere Farben geben können, als sie der blos aus den Acten aufbauende Geschichtschreiber ohne Zuhülfenahme der Phantasie zur Verfügung hat. Es ist ein genauer Bericht, in dem Tag für Tag registrirt wird, was das Regiment im Feldzuge that und erlebte, bestimmt, den Nachwuchs an den großen Erinnerungen des siebziger Jahres für zukünftige Heldenthaten und pflichtgetreues Arbeiten in den Friedensjahren zu erziehen. In den Text sind die Bilder des bei Wörth gefallenen Regimentscommandeurs Köhn von Jaski und des Oberstlieutenants Preuß, sowie eine Ansicht des Schlosses Meudon bei Paris eingedruckt, während auf zwei auf photolithographischem Wege hergestellten Tafeln die Bilder der Begründer des Deutschen Reiches und der Führer der dritten Armee vereinigt sind. Ein Anhang gibt genaue Mittheilungen über die zur Erinnerung an die Gebliebenen des Regiments errichteten Denkmäler und deren Weihe, die Aufstellung der Gedächtnißtafeln in Fulda und Hersfeld und in einer gewissenhaft ausgearbeiteten Verlustliste Auskunft über die Opfer, die der Krieg aus diesem Regiment forderte. Mit Stolz kann das Regiment auf diese Liste blicken, mit gleichem Stolz auf die Liste der Decorirten, die für dieses Regiment fünf im Schmucke des Eisernen Kreuzes I. Klasse, 58 Offiziere und 132 Soldaten im Schmucke des Eisernen Kreuzes II. Klasse, sechs mit dem Eisernen Kreuze II. Klasse am weißen Bande, 38 mit dem herzoglich sächsischen ernestinischen Hausorden, einen Horniften mit dem russischen St.-Georg's-Orden, zwei Offiziere mit hohen bairischen, drei mit dem Lippe'schen Ehrenkreuz, einen mit dem oldenburgischen Ehrenkreuz aufweist.

Nicht genannt hat sich der Verfasser der „Erinnerungen eines 67ers" (Nr. 3); er gehört offenbar nicht zu den Männern von der Feder, aber er versteht doch zu erzählen, was er erlebt hat, und die poetischen Citate, die er den einzelnen Abschnitten als Mottos vorgesetzt oder in den Text eingeschaltet hat, lassen ihn als einen Mann erscheinen, der gern liest und mit Nutzen liest. Er führt uns vor Metz auf das Schlachtfeld von Gravelotte und in die von Nässe triefenden Bivuaks, dann nach dem eroberten Straßburg und vor Belfort in den Kampf gegen Bourbaki. Hier wurde der Verfasser am 13. Januar gefangen genommen und dadurch zu einer unfreiwilligen Reise durch ganz Frankreich nach Ile d'Oléron gezwungen, wo er mit andern Gefangenen zusammen sieben traurige Wochen verbrachte. Wer sich dessen erinnert, wie die gefangenen Franzosen in Deutschland gehätschelt und förmlich durch Liebesgaben genährt wurden, wird nicht ohne Ingrimm die auch von andern bestätigte Schilderung von dem Mangel an Pflege jeder Art lesen können, unter dem die deutschen Gefangenen im Lande der Civilisation zu leiden hatten.

Von ganz anderm Werthe ist Th. Fontane's, von dem ungenannten Verfasser des eben erwähnten Buches nicht ohne Erfolg benutztes Werk „Kriegsgefangen" (Nr. 4). Es ist nicht neu, nur neu aufgelegt und auch schon vor Jahren ins Französische übersetzt. Th. Fontane zog nicht als Kämpfer in den Krieg, sondern als Schlachtenbummler und hatte das Unglück, bei einem Ausfluge nach Domremy, den er von Toul aus unternahm, verhaftet zu werden. Die Binde mit dem Kreuz der genfer Convention schützte ihn nicht gegen den Verdacht, ein Spion zu sein, und so mußte er denn bis zum Ende des November als Gefangener auf Ile d'Oléron bleiben. Zum Glück hatte ihn das Militärgericht comme officier supérieur charakterisirt, und dem hatte er es zu verdanken, daß ihm eine etwas bessere Behandlung zutheil wurde, als den andern Gefangenen. Th. Fontane ist ein vortrefflicher causeur, und so wird man nicht müde zu lesen und zu genießen. Interessant sind die Erzählungen vom Ueberfall von Ablis, die Fontane aus dem Munde von Mitgefangenen niedergeschrieben hat; sie sind ein schöner Beitrag zu den Erinnerungen von Mitkämpfern. Nicht ohne Behagen wird man das Kapitel

lesen, das Fontane seinem findigen deutsch-polnischen Diener Rasumofsky gewidmet hat: er bewährt sich auch hier als trefflicher Charakterzeichner.

Mit einer über die Maßen schwülstigen Vorrede, die sich zum Theil in grotesker Phrase ergeht, leitet Dr. M. Bauer sein Büchlein: „Unter rothgekreuzten Standarten im Felde und Daheim" (Nr. 5) ein. Die Schilderung der Erlebnisse dieses Delegirten der Maasarmee (die ein humoristischer Setzer auf dem Einband in eine Maaßarmee verwandelt hat) liest sich besser als die Vorrede erwarten läßt, aber der Sinn für einfache, natürliche Schreibweise geht Bauer ab, es liegt etwas Excentrisches darin, das seinem Wesen eigenthümlich sein mag, ihn aber auch für seine Thätigkeit im Felde als Verwalter und Vertheiler von Liebesgaben besonders befähigte. Gedankenstriche (— — —), Punkte (. . .) und Ausrufungszeichen (! ! !) unterbrechen auf jeder Seite den Leser im ruhigen Fluß der Lektüre und muthen ihn an wie den Wanderer unnütze Steine, die seinem Fuße immer neue Hindernisse bereiten. Auch die Anwendung von Fremdworten, ohne genügenden Grund, verletzt das deutsche Ohr, weil sie gegen den guten Geschmack verstößt. Bauer hat viel erlebt und erzählt seine Erlebnisse nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit, die man ihm nicht übelnehmen kann in dankbarer Erinnerung an das, was er zum Besten der Truppen im Felde gethan hat. Ernster Erwägung werth sind sicherlich seine auf einer reichen Erfahrung beruhenden Vorschläge zur Verbesserung des Sanitäts- und Verpflegungswesens, zur Ausbildung der Frauen im Samariterdienst und zur Organisation der Frauenarbeit im Dienste der Humanität.

Im Inhalte verwandt, aber weit sympathischer in seiner äußern Form, als das eben besprochene Buch ist das umfängliche Werk! „Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris" von Dr. K. Pietschker (Nr. 6); es ist zum ersten male im Jahre 1870 erschienen, und in diesem Jahre vom Verfasser neu herausgegeben. Er hat, wie er selbst in seinem Schlußwort bemerkt, an der ursprünglichen Fassung nichts geändert, um die Frische und Unmittelbarkeit der Erzählung nicht zu beeinträchtigen, und sicher hat er damit das Rechte getroffen. Einzelne stilistische Abänderungen aber würden unbeschadet des Flusses der Darstellung am Platze gewesen sein. Das gilt vor allem von den falschen Participialconstructionen, die im Zeitungsdeutsch gäng und gebe, in Büchern aber unerträglich sind (z. B. S. 177, Z. 2 v. u.: Eben in die Pappelchaussee eingebogen, ritt, aus Sedan kommend, wiederum der französische General Reille an uns heran; S. 199, Z. 1: Am 5. September von Sedan abgerückt, stießen wir wieder zum Hauptquartier; S. 254, Z. 2 v. o.: Durch sein vielseitiges Wissen anregend, werden jeden die mit ihm verbrachten Stunden unvergeßlich sein) und von Salopperien der Construction (z. B. S. 123, Z. 3 v. u.: große Rinderherden, welche zu unserm Gaudium von bairischen Soldaten, das Gewehr auf den Rücken und mit Stecken in der Hand, durch eben dieselbe Hauptstraße ihren voraufmarschirten Regimentern fürsorglich nachgetrieben wurden — eine wahre Blumenlese von Unsinn im Stile des Quartaners Karlchen Mießnick! oder S. 316, Z. 7 v. u.: seinen [Morny's] Vater kannte man ebenso wenig, man wußte nur, daß er [also Morny's Vater] von einer Frau von Souza, Gemahlin eines portugiesischen Gesandten, erzogen wurde). In dieselbe Kategorie gehören Wendungen wie: das sich allen Mannschaften mitgetheilte Bewußtsein (S. 139, Z. 18—19). Auch hätte der Wortlaut des Briefes Napoleon's (S. 194, Z. 4 v. u.) nach dem amtlich veröffentlichten Texte berichtigt werden können. Sieht man von den gerügten Mängeln und den leider recht zahlreichen Druckfehlern ab, so kann man das Buch nur rühmen und angelegentlich zur Lektüre empfehlen. Dr. K. Pietschker rief mit Hans Droysen zusammen im Jahre 1870 die Studenten, die nicht mit der Waffe in der Hand dem Vaterlande dienen konnten, zur Bildung freiwilliger Sanitätscompagnien auf und zog dann selbst als Führer einer der dem Major von dem Knesebeck untergeordneten Colonnen mit hinaus, wo er auf dem Schlachtfeld wie im Dienste der Lazarethe Gelegenheit hatte, den Samariter- und Feldiakonenberuf zu üben. Seine Erzählung ist überaus spannend und von jugendlichem Feuer durchglüht, seine Schilderung der Schlacht bei Sedan hat kein geringerer als der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen als die beste Schilderung vom Standpunkte des Hauptquartiers der dritten Armee bezeichnet und mit der kraftvollen poetischen Schilderung der Schlacht aus Felix Dahn's Feder in Parallele gestellt.*)

Die Erzählung seiner Erlebnisse unterbricht Pietschker durch die biographischen Silhouetten. In ihnen finden sich fein und scharf ausgeschnittene Bilder der Personen des Kronprinzen und seines Stabes, der dem Hauptquartier der dritten Armee folgenden Fürsten, der Schlachtenbummler aus den Kreisen der Kunst und Wissenschaft, sowie der Vertreter der deutschen und englischen Presse, die theils berufen, theils nur geduldet hier ihrem Beruf oblagen.

Einer dieser Schlachtenbummler, der Maler Heinrich Lang, hat uns in einem köstlichen Buch: „Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers" (Nr. 7) über seine Fahrten Bericht erstattet. Es ist schon vor Jahren zum ersten male erschienen, die dritte Auflage konnte der Verleger in diesem Jahre veranstalten — ein gutes Zeugniß für den Werth des Buches. Heinrich Lang machte den Feldzug im Gefolge des Generalstabes des zweiten bairischen Armeecorps mit und gelangte so von Weißenburg über Wörth und Sedan bis vor Paris. Immer den Stift in der Hand, zeichnete er die an Abwechselung reichen

*) Felix Dahn's poetische Schilderung der Schlacht bei Sedan ist schon seit Jahren in alle bessern deutschen Lesebücher aufgenommen und sicherlich auch in die von Dahn veranstalteten Sammlungen seiner Gedichte. Dies als Antwort auf die Frage Dr. K. Pietschker's S. 160, Anm. 1.

Bilder, die sein Zug durch Feindesland ihm erschloß, und mit echtem Künstlerhumor, der durch die gemüthvolle, bairisch-derbe Art überall durchbricht, schildert er seine Erlebnisse. Aber auch die tiefern Empfindungen sind ihm nicht fremd — und so versteht er Scherz und Ernst zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, das den Leser wohlthuend berührt. Zahlreiche Illustrationen, die freilich oft in recht mattem Druck wiedergegeben sind, beleben die Erzählung. Der Stil ist leider nicht ganz frei von Austriacismen, die dem Süddeutschen geläufiger sind als dem Norddeutschen, wo sie aber auftreten, nicht scharf genug bekämpft werden können. Dahin gehört die Anwendung der Conjunction „nachdem", wo ein „da" oder „weil" erforderlich ist (z. B. S. 129, Z. 18 v. o.: nachdem die Stadt einen Ruf bezüglich [!] ihren vorzüglichen Confiserien und eingemachten Früchte genießt, . . . war der Tag ganz geeignet u. s. w.; vgl. S. 279, Z. 18 v. o.; S. 312, Z. 14 v. o.); dahin das allem Sprachgefühl zuwiderlaufende „vergessen auf etwas" oder eine Wortbildung wie „geeigenschaftet" (S. 105, Z. 9 v. u.), ein Plural wie „Vieher" (S. 114, Z. 3 v. u.), ein adverbialer Ausdruck wie „in Bälde" (S. 296, Z. 15 v. u.). Druckfehler finden sich in großer Zahl; übrigens ist die Ausstattung des Buches zu loben.

Das gemüthstiefste Buch sind K. Stieler's „Stimmungsbilder" (Nr. 8). Sie wurden erst 1886 nach Stieler's Tode durch Professor Dr. Fr. Ratzel gesammelt herausgegeben, entstanden sind sie in der Zeit der großen Erhebung, einzelne auch wol in den ersten siebziger Jahren. Der „heitere Sänger der oberbairischen Idylle" wird hier „zum ernsten Schilderer welterschütternder Ereignisse", der „Freund der Hirten und Jäger der bairischen Alpen" enthüllt sich uns hier als einen „kerndeutschen Mann", der mit Verachtung auf das vaterlandslose Gebaren der sogenannten patriotischen Partei herabblickt und mit Stolz sich einen Sohn Alldeutschlands nennt. Die einzelnen Skizzen stehen unter sich nicht in strenger, logischer Verbindung; jede bildet für sich ein abgeschlossenes Ganze; aber der Geist, der alle beseelt, ist der gleiche. Sie sind, wie Ratzel sehr richtig bemerkt, ein werthvoller Beitrag zur Geschichte: kaum in einer andern Schrift dürfte sich treuer und tiefer die Stimmung der Zeit spiegeln.

Horst Kohl.

Goethe und die bildende Kunst.

Goethe und —! Wo fände sich eine Domäne des Menschengeistes, die mit Goethe im Bunde nicht ein fruchtverheißendes Thema geliefert hätte? Goethe und die Religion, Goethe und die Naturwissenschaft, Goethe und die Kunst, Goethe und — kein Ende! Strömte ihm doch Offenbarung aus allen Quellen entgegen wie die Lichtstrahlen dem Blicke! Es war ein vergebliches Bemühen Du Bois-Reymond's, die Begeisterung für den Goethe'schen Genius oder auch nur den Goethe-Cultus einzudämmen: Die Zeiten sind noch ferne, wo auch Goethe, wie manche meinen, gleich Klopstock, Lessing, Wieland und Herder, zu veralten beginnt. Vorerst gibt es noch viele, die in Goethe nicht nur den guten und großen Menschen, sondern eine ganze Cultur erblicken, die noch lange nicht ausgewirkt hat, deren Zeit in gewisser Hinsicht erst kommen wird.

Damit ist schlechterdings nicht ausgesprochen, daß Goethe überall und von Anfang den richtigen Weg, die erlösende Zauberformel gefunden habe, die man nur nachsprechen dürfe, um mit ihm die Herrschaft über das durchwanderte Gebiet anzutreten. Gleich Winckelmann und dessen Verehrern ist Goethe nie zum vollen Verständniß altgriechischen Wesens hindurchgedrungen, und seine Farbenlehre ist wie seine Wirbeltheorie trotz aller Rettungsversuche als verfehlt zu betrachten. Daß aber auch hier trotz der verschleiernden Irrthümer noch manches Köstliche aus der Fülle befruchtender Gedanken hervorleuchtet, ist von Helmholtz und andern Fachmännern zur Genüge dargethan worden, freilich führen die Folgerungen jener Ideen und Experimente nicht dem Ziele zu, das Goethen vorschwebte.

Ein ähnliches oder doch vielfach verwandtes Geschick, wie die naturwissenschaftlichen Studien, haben seine künstlerischen Bestrebungen erlitten. Hier mangelte ihm technische Uebung und künstlerisch durchbildeter Formensinn, dort hinderte ihn die Voreingenommenheit gegen das Experiment; in der Theorie hatte er in beiden das richtige Ziel verkannt und verfehlt. Während man in der Würdigung der naturwissenschaftlichen Werke Goethe's zu einem gewissen Abschluß gelangt ist — an Versuchen, den alten Auslegungen Neues unterzuschieben, mangelt es auch heute nicht — fehlte es noch an einer endgültigen Kritik seiner Kunstlehren. Auch fand sich der Zusammenhang zwischen den einzelnen Studien seiner Kunstanschauung noch nirgends klar dargelegt, trotzdem die Widersprüche, die sich in Goethe's Aufsätzen und Briefen mehrfach und in schroffster Gestalt gegenüberstehen, den Scharfsinn der Kunstgelehrten schon längst herausfordern mußten. Seitdem die Wandlungen in der modernen Kunst das Studium der Natur in ganz anderer, vertiefter Form gebieterisch fordern, ist auch die Beurtheilung der Goethe'schen Maximen in eine andere Phase getreten, und nur solche, die eine engere Fühlung mit unsern Modernen ängstlich vermeiden oder ihnen geflissentlich aus dem Wege gehen, halten an dem herkömmlichen Satze fest: Soviel Linien breit der Künstler von der Antike abweicht, um ebenso viel entfernt er sich von der einen

allein maßgeblichen Schönheitslinie, die ihm die Antike unter Winckelmann's Scepter vorschreibt.

Naturwissenschaft und Kunst waren eines um das andere die Elemente, in denen Goethe die größte Zufriedenheit seines Lebens fand, die er als „Kern und Stern" seines Daseins betrachtete. Darin lag etwas Verlockendes für die Bearbeiter beider Richtungen des Goethe'schen Genius. Daß er aber in der Hauptsache doch gescheitert war, darin lag das Unerquickliche, was manchen abhielt, sich in die Einzelheiten der künstlerischen Entwickelung des Dichters zu versenken. Andererseits ist der menschliche Antheil an seinem Mühen und Ringen hier ungleich inniger und mächtiger. Wir wissen, wie schwer er dem Glauben entsagte, zum ausübenden Künstler geboren zu sein:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt;
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet.

Das ist sein eigenes Bekenntniß; die Stimmen, die das gerade Gegentheil beweisen wollen, kommen angesichts seiner künstlerischen Hinterlassenschaft nicht in Betracht. Die Frage nach der Ursache des gänzlichen Miserfolgs ist noch nicht genügend beantwortet und wäre angesichts der Bedeutung Goethe's erneuter Untersuchung werth. Welcher von den beiden Forderungen, die ein Genie ausmachen, „ein hohes Ziel und die Mittel dazu wollen", ist unerfüllt geblieben? Eine andeutende Lösung liegt vielleicht mit in Goethe's eigenen Worten: „Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätte es schon; ich verfolgte jeden Zweck mit Kunst, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft, widerspenstige Bedingungen vollkommen zu überwinden, öfter auch scheiterte ich daran, weil ich nachgeben und umgehen nicht lernen wollte." Ein anderes ist es, wenn seine kunstwissenschaftlichen und ästhetischen Anschauungen in Erwägung gezogen werden. Hier wogte noch der Streit herüber und hinüber. Die einseitigen Verehrer der Antike, die in Winckelmann und Goethe ihre mächtigsten Stützen erkennen, wollen ihn um jeden Preis festhalten; mit ihnen verbindet sich ein Theil der philologischen Goethe-Freunde, die in den Wandlungen der Kunst, die mit der Romantik ihren Anfang nehmen, den beginnenden Verfall erblicken; eine andere Schar aber klammert sich an einzelne Stimmungsurtheile des alternden Dichters und mißt ihm ein lebhaftes Interesse für die erwachende neue Zeit bei, als ob er zuletzt noch die Macht des modernen Zuges verständnißinnig und ahndungsvoll verspürt und richtig erkannt habe, wie sich etwa einst Newton noch vor seinem Tode von der Ausflußtheorie des Lichtes zur Wellenlehre bekehrte.

Und doch war Goethe schon in jungen Jahren auf der rechten Spur gewandelt; sein eigenes gesundes Gefühl hatte ihn dahin geleitet und darin bestärkt und erhalten bis in die weimarer Zeit. Unwillkürlich nimmt uns hier die Gestalt des jungen Dichters gefangen, weit mehr als bei der Werthschätzung seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten, die unter dem Eindrucke des starrsinnigen und abgeschlossenen Herrn „Geheimbderaths" wesentlich leidet. Ja, es gibt wol kaum eine liebenswürdigere Erscheinung als die des kunstbegeisterten jungen Goethe, wo ihm zum ersten mal das Werk Erwin's leibhaftig vor Seel' und Auge tritt und ihn anbetend vor dem Meister niederzwingt. In Ilm-Athen aber spann die mächtigste der Sirenen die Fäden zu dem unsichtbaren Netze, in das es ihn leise und ahnungslos, aber für immer unentrinnbar wie in einen Malstrom zog und lockte. Mächtiger als Frau von Stein, die ihn ein Jahrzehnt an sich fesselte, zwang ihn die marmorne Antike für die ganze künftige Lebensdauer in ihre Zauberkreise, — just zur selben Zeit, als er den Plan zu seiner „Iphigenie" entwarf. Er habe damals umlernen müssen, sagt er selbst von sich, als er den rechten Pfad verließ. Sein Suchen und Ringen im Banne der Antike war hier fortan ebenso vergebens wie sein Bemühen, das Wesen des Farbigen zu ergründen. Es erscheint hier aber um so ergreifender, als er, vom rechten Wege abgeirrt, immer aufs neue mit neuen Mitteln und Kräften das Ziel zu erreichen strebt, dem er sich beständig nahe wähnt; aber wie der in Steppe Verirrte kommt er immer wieder auf denselben Punkt zurück. Von der „deutschen Baukunst" bis zur „italienischen Reise", welche Kluft! Aus dem schwärmerischen Lobredner der Gothik ist ein fanatischer Apostel des Klassicismus geworden. Aber ein tröstlicher Gedanke mildert die Enttäuschung: wir begleiten ihn während all seiner Wandlungen in der Kunst durch die „Festzeit seines Lebens".

Der Weg, den Goethe's Kunstanschauung genommen, ist lang und gewunden und nicht, wie Gödeke in seiner Einleitung zu den einen Zeitraum von sechzig Jahren umfassenden Aufsätzen über Kunst sagt, ein stufenweis folgerechter. Die bislang erschienenen Monographien, von Schuchardt bis Heusler, geben entweder eine bunte Mosaik aus seinen Werken oder sie behandeln nur eine Teilstrecke des Weges, wobei die einzelnen Wandlungen und Widersprüche entweder gar nicht oder ganz unzureichend getroffen werden. Zudem können diese wie jene nur aus den gleichzeitigen Strömungen in Kunst und Literatur, sowie aus Goethe's persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen verständlich werden. Den Ursachen dieser psychologischen Umwälzung in Goethe's ästhetischen Ansichten, von der schon Schiller's berühmter Brief aus dem Jahre 1794 spricht, auf den Grund zu kommen, war dem Scharfsinne Volbehr's*) vorbehalten.

Von seinen Ausführungen wollen wir hier das Hauptsächlichste in gedrängter Kürze folgen lassen. Freilich müssen wir dabei von vornherein darauf verzichten, auch jene feingegliederten Schlußketten mit einzuflechten, in denen es dem Verfasser gelingt, dem Leser mit nahezu

*) Goethe und die bildende Kunst. Von Dr. Theodor Volbehr, Direktor des städtischen Museums zu Magdeburg. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. 8. 3 M. 60 Pf.

mathematischer Sicherheit das Endergebniß voraussehen zu lassen, auf das dieser dann selbst durch den Vergleich mit dem historischen Sachverhalte die Probe ziehen kann. Wenn wir auch nicht behaupten, daß der Verfasser allerorten Neues brächte, sowie daß alle innern Zwiespältigkeiten in Goethe's Aussprüchen über seine eigene künstlerische Entwickelung nunmehr als ausgeglichen und gelöst betrachtet werden dürfen — dazu sind die hier in Betracht kommenden gedanklichen und gemüthlichen Vorgänge zu verwickelt und von Goethe oft selbst nur dunkel angedeutet — so ist doch der Hauptzweck erreicht worden: Goethe's künstlerische Entwickelung liegt mit allen ihren Wandlungen jetzt offen vor unsern Augen, in einer Klarheit, wie sie nur durch ein gründliches Quellenstudium, nicht sowol der Werke Goethe's, als vor allem der Schriften Ludwig von Hagedorn's, Hamann's und Herder's, sowie der zeitgenössischen Künstler zu erreichen war. Besonders wohlthuend wirkt, bei aller Begeisterung und pietätvoller Gesinnung, die Unbefangenheit der Volbehr'schen Kritik, die sich, wo angänglich, nur auf das rein Sachliche stützt, sowie die Unbestechlichkeit, die Goethen gibt, was Goethen ist, und doch die Wahrheit nicht zu kurz kommen läßt: Grund genug für die Freunde beider, dem Verfasser Dank zu wissen. Und noch Eines. Bisjetzt war es möglich und erlaubt, Goethe's Aussprüche als willkommene Citate für ganz entgegenstehende Kunstanschauungen zu verwerthen. Diesem literarischen Unfuge hat die Volbehr'sche Arbeit ein sicheres Ende bereitet. Daß seine Beweisführung hin und wieder einen etwas lehrhaften Anstrich hat, ist weniger die Schuld des Verfassers, als die der Goethe'schen Gepflogenheit, die Kunst zu betreiben.

Volbehr knüpft den Goethe'schen Werdeproceß naturgemäß an den Wechsel seiner örtlichen Umgebung. Die Städtebilder Frankfurt, Leipzig, Weimar, Rom bedeuten zugleich „Wandelbilder" in Goethe's Kunstanschauungen, wenn auch in durchaus verschiedenem Sinne.

Goethe's Jugend fiel in das Zeitalter der vielseitigen Bildung, das dem der großen Polyhistoren auf dem Fuße folgte. Die Kenntniß der Kunst, des großen Stimulans zum Leben, galt, wie auch heute noch, als ein nothwendiger Bestandtheil der philologischen Erziehung, wobei man jedoch das Hauptgewicht auf eine ungemein gründliche Betrachtung der Oberfläche und auf das Aufbauen von Systemen legte. Die Kunst, die durch Kennerschaft, Sammeleifer und Protection sich auf einem gewissen Niveau erhielt, trug einen ähnlichen Charakter. Ein weicher Frieden herrschte in ihrem Reiche. Darum sind es vor allem die Niederländer, an die sich die frankfurter Künstler anlehnen. Daneben tritt, wenn auch im Anfang nur schüchtern, das Studium der Natur zu Tage, am deutlichsten in den idyllisch heitern Bildern von Schütz, demselben, dem wir in Italien als „barone" und als Illustrator des Römischen Carnevals wieder begegnen. Freilich hatte hier das Wort Natur noch nichts von Rousseau'schem Trotze in sich aufgenommen. Zu dem Goethe'schen Bekanntenkreise gesellt sich noch der Maler des ersten Goethe'schen Familienbildes, „Gevatter" Seekatz, eine künstlerische Protensnatur, die sich wie Christian Dietrich mit großer Virtuosität fremde Manieren aneignete, namentlich aber Schalken'sche Beleuchtungsstücke mit großer Treue wiederzugeben verstand. Sicher waren es frankfurter Reminiscenzen, die in der dresdener Galerie Goethe's Schritte zu Schalken und den Niederländern leiteten. Die Zeichenstunden, die er zugleich mit dem Vater bei einem „Halbkünstler" nahm, wurden durch das trübselige Ende seiner Schülerliebe unterbrochen. Der erste tiefe Schmerz zog ihn in die Waldeinsamkeit und zu „qualreichem Naturstudium". In seinen Skizzenbüchern sah er „nicht sowol das, was darauf stand, als dasjenige, was er dabei gedacht hatte". So suchte er in jedem fremden Werke „in der Kunst die Natur zu sehen". So wenig frankfurter Kunst und Leben in ihrer Beschaulichkeit dazu angethan waren, dem lebhaften, frühreifen jungen Goethe künstlerische Grundsätze einzupflanzen, so brachte er doch nach der neuen Bildungsstätte ein warmes Herz mit für alles, was Kunst heißt, vor allem Freude an den Niederländern und Liebe zur Natur, aber auch schon die staunende Ehrfurcht vor der Antike, die ihm die römischen Prospecte und die Schilderungen des Vaters eingeflößt hatten.

In Leipzigs Mauern umfing ihn ein regeres geistiges Getriebe. Die Gedanken eines Montesquieu, Voltaire und Rousseau begannen bereits ihre Minirarbeit; man war es müde, ausschließlich an der Oberfläche zu tasten, und ein tieferes Streben nach Wahrheit machte sich geltend. In der Kunst strebten Chodowiecki, Hackert und Graff jeder in seiner Weise nach Natürlichkeit, wenn sie auch alle drei die Natur nur „mit Auswahl" nachahmten. Sie gingen darin Hand in Hand mit den Vertretern der neu erwachenden Aesthetik: Elias Schlegel hatte als Endzweck der Kunst das Vergnügen hingestellt, und der Vorgänger Winckelmann's, Abbé Batteux, lehrte in seinen „Beaux arts reduits à un même principe", in den Künsten habe der Geschmack zu entscheiden wie der Verstand in den Wissenschaften. Zu gleicher Zeit forderte Winckelmann zur Nachahmung der Griechen auf, da das Studium der Natur ein mühsamerer Weg zur Kenntniß des vollkommenen Schönen sei als das Studium der Antike. Sein Schlagwort „edle Einfalt und stille Größe ist das Kennzeichen der griechischen Meisterstücke" fand in der Sehnsucht der phrasenmüden Zeit mächtigen Widerhall, wenn sein Werk auch keineswegs eine neue Kunstära zeitigte. Den bedrohten Sammlern, die sich durch die Verunglimpfung der Niederländer schwer bedrückt fühlten, kam L. von Hagendorn mit seinen „Betrachtungen über die Malerei" zu Hülfe, die das Princip der Classicität mit den ästhetischen Forderungen der letzten Jahrzehnte verquickten; neben der Auswahl, die die Antike festsetze, dürfe man nur das „Uebliche" darstellen. Aus dieser Geschmacks- und Urtheilsungewißheit flüchtete sich Goethe in die Werkstatt Adam Friedrich Oeser's. Der Freund der Antike

und der Eklektiker führte ihn aber weniger in die Geheimnisse der Zeichenkunst als in die eigenen Kunstanschauungen ein, die neben den Alten auch noch Raum genug für die Franzosen und Niederländer ließen. Nach und nach wandelt sich in Goethe das Winckelmann'sche Stichwort in die Forderung innerer Wahrheit um: Wie jedes Märchen, trotz aller Widersprüche mit der Wirklichkeit, seine Wahrheit besitzt, so muß sie auch ein Gemälde haben. Lessing's Laokoon hatte keinen entscheidenden Einfluß auf Goethe, so sehr ihn auch der alternde Dichter betonte. Wie hätte er sonst in Dresden die Antiken abgelehnt (? d. Red.) und statt deren die Niederländer aufgesucht, die Lessing zu „Kothmalern" stempelte? Zu Aussprüchen, wie: Es wäre besser, die Oelmalerei wäre nie erfunden worden, oder: der Landschaftsmaler ahme Schönheiten nach, die keines Ideales fähig sind, stand Goethe's tiefere künstlerische Empfindung in schroffem Gegensatze, und unbeirrt fuhr er fort, „gar manches Weidicht der Pleiße und manchen Lieblingswinkel dieser stillen Wasser" nachzubilden oder höchst unclassische Blumensträuße mit weißer und schwarzer Kreide auf blauen Grund zu zeichnen. Außerdem hatte er einen unüberwindlichen Ekel gegen alle, die über Kunst redeten und sie nicht selbst übten. Während den naiven Kunstjünger in Frankfurt unbewußt das Natürliche in den Kunstwerken angezogen hatte, wird es ihm in Leipzig offenbar, daß nur das Natürliche im Sinne einer innern Wahrheit in der Kunst Berechtigung habe.

Ein besonderes Verdienst der Volbehr'schen Schrift liegt in der nachdrücklichen Betonung des Herder'schen Einflusses auf Goethe's Kunstverständniß. Bisher hatte man diesen Einfluß fast nur für die Poesie in Anspruch genommen. Durch Herder wurde Goethe mit Hamann's Naturbegriff vertraut, in den der Magus des Nordens nicht nur das Thatsächliche der Dinge, sondern auch die verborgene Gestaltungskraft legte. In Hamann's Streitschrift gegen Hagedorn's „Betrachtungen" kommt ihm ein einziger Dithyrambus auf die schöpferische Kraft des echten Künstlers zu Händen, zugleich das ästhetische Glaubensbekenntniß des Herder'schen Mentors, das in den Worten gipfelt: Wer Willkür und Phantasie den schönen Künsten entziehen will, stellt ihrer Ehre und ihrem Leben als ein Menchelmörder nach. Während aber Hamann Leidenschaft und Phantasie als Grundbedingungen echter Künstlerschaft ansieht, sucht Herder nach dem Grundgefühl des Schönen und beantwortet die Frage, was uns befähigt, in den Werken der Kunst die Schönheit als solche zu erkennen, wie Batteux', versucht aber zugleich, die naturgemäße Entwickelung des Geschmacks nachzuweisen. Als Goethe nach Straßburg kam, waren Herder's ästhetische und kunstkritische Ansichten über das Wesen der Gothik bereits soweit geklärt, daß er Winckelmann's Verurtheilung der „barbarischen" Kunst als unlogisch zurückwies. Nur Herder's Forderung einer Kunst auf nationaler Grundlage verlieh dem dunkeln Gefühle Goethe's, daß jedes Kunstwerk innere Wahrheit haben müsse, den realen Kern. Herder leitete ihn aus dem Anstaunen des Münsters zur Erkenntniß der „erhabensten Weltordnung". In Herder's und Hamann's Lehren endlich wurzelt der Hymnus auf die deutsche Baukunst, die Verehrung Erwin's und Dürer's, sowie die Erkenntniß, daß nicht der Stoff, sondern die Art, wie der Künstler ihn darstelle, den Ausschlag gebe: Ob der Künstler „das Gesicht der Geliebten, seine Stiefel oder die Antike" zum Vorwurf nimmt, ist völlig gleichgültig, wenn er nur die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet, wahrzunehmen und nachzuschaffen weiß. Dies und anderes sind tiefe Wahrheiten, die für alle Zeiten gelten. Goethe steht hier mit Herder hoch über den Anschauungen ihrer Zeit.

Auch in Weimar ändert sich anfangs die naive Kunstempfängniß Goethe's nicht; er erbaut sich ebenso an gothischer Baukunst wie an der Oeser'schen Pseudoantike. Dann folgt eine Zeit, in der sich ein unbewußtes Streben nach praktischem, nutzbringendem Thun kundgibt, auch in ästhetischen Dingen, eine Zeit des Ueberganges, der „Stille und Vorahndung der Weisheit". Langsam bereitet sich jener Umschwung vor, den die Hinneigung zum Klassicismus kennzeichnet und deren erste Regung sich bei Klauer's Modellirung der Statue von Fritz Stein bemerkbar macht. Plastische Schönheit stellt er von nun an über den malerischen Inhalt, an die Stelle naiver Absicht tritt die selbstbewußte Reflexion, das Willkürliche wird durch das langsam bewegende ewige Gesetz verdrängt, in dem er eine gewisse Verwandtschaft von Natur und Antike erblickt, italienische Kunst und Antike treten immer mehr in den Vordergrund: er ist wieder im friedlichen Hafen der Hagedorn-Oeser'schen Ideenwelt eingelaufen. Trotz eifriger Naturstudien geht ihm geschulte, geschmackvolle Form über alles, selbst in nicht künstlerischen Dingen. Schrieb er doch in jener Zeit einen halben Monat lang die Briefe an die Freundin nach gestochenen Schreibvorlagen in zierlicher Kalligraphie und zierlichem Französisch.

Schon im Banne der Antike betritt er italienischen Boden. Liebreich betrachtet er alles, worin sich classische Ueberlieferungen zeigen. Während er der Gothik bereits in Verona und Venedig geflissentlich aus dem Wege geht, schwärmt er für Palladio wie einst für Erwin von Steinbach. Lange versucht er vergebens, sich über den mächtigen Eindruck der Werke des großen Architekten Rechenschaft zu geben. Endlich glaubt er hinter das „Geheimniß" gekommen zu sein, indem er in Palladio's Werken dieselben großen Gedanken wie in den Werken der Alten wiederfindet. Darum lassen ihn auch die Paläste des Canale grande vollständig kalt, während ihm Palladio's Hof der Carità (Seemann's Bilderbogen, Supplementband II) Worte des Entzückens entlockt; in Assisi (nicht Foligno, wie Volbehr sagt) läßt er den Gran Convento links liegen, „um sich die Immagination nicht zu verderben" und verweilt dagegen lange vor der Façade der Maria della Minerva. Während seiner Fahrt durch das Wunderland hatte sich schließlich in ihm mehr und mehr

der Gedanke befestigt, daß die Wahl des Stoffes für den Künstler und sein Werk das Maßgebende sei, nicht mehr die Form, wie er ehedem meinte. Wie sehr er übrigens trotz alledem seinem Baedeker (Volckmann, „Historisch-kritische Nachrichten über Italien) entwachsen war, zeigt am deutlichsten das Urtheil über Mantegna's Fresken in den Eremitani zu Padua.

Neben der Betrachtung der herrlichen Meisterwerke Roms — das größte Lob gilt von Anfang Raffael, dem nachgeborenen Griechen — beschäftigten ihn unausgesetzt auch Stoff und Technik. Aus dem gefestigten Frieden dieser Zeit reißt ihn nur die mächtige Erscheinung Michelangelo's, für dessen Großheit er keinen Maßstab findet, und nach dem ihm selbst die Natur nicht mehr schmecken will. Indeß war der Eindruck nicht so nachhaltig, als man nach Goethe's erstmaliger Erregung vermuthen sollte, ja es schien, als ob er dem Schöpfer des David und der Mediceergräber wieder zu begegnen fürchtete. Den Grund dieses sonderbaren Verhaltens und der sichtlich eingetretenen Resignation in seinen künstlerischen Bestrebungen erkennt Volbehr in der Unmöglichkeit, einen Maßstab für den unheimlichen Giganten zu finden. Ein Künstler, wie Michelangelo, ließ sich nicht einrubriciren; Goethe erblickte aber jetzt in dem Subordiniren und Systematisiren der Kunstwerke die höchste ästhetische Befriedigung. Kunst und Natur müssen sich in Gesetzen offenbaren: „Die hohen Kunstwerke der Alten sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden: alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott." Volbehr trifft sicher den Nagel auf den Kopf wenn er sagt:

> Wie der Mann, den ein plötzlicher Schwindel ergreift, mit der Hand schleunigst nach der schützenden Mauer tastet, so sucht auch Goethe nach jenem ersten Gefühlssturm selbstsichere Ruhe bei der Antike.

Einen ähnlichen, beinahe beängstigenden Eindruck machen die später immer wiederkehrenden Versicherungen, daß ihm über diese und jene Erscheinung jetzt volle Klarheit geworden sei, daß er nun die Gewißheit habe, nach keinem Phantom mehr zu haschen, daß er dem Ziele endlich nahe sei, sowol im Empfinden wie im Können. Inzwischen nimmt er wieder das Studium Winckelmann's auf und „spannt alle Segel seines Geistes an, um diese Küsten zu umschiffen".

Aus dieser Zeit, wo ihn der Anblick des Apoll und der Meduse begeisterte, stammen die Worte des Tagebuchs (vom 20. und 29. December 1786): „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immerfort ... ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte." In diesen „seltsamen" Worten findet Vollbehr einen schroffen Widerspruch zu frühern Aeußerungen und erklärt sie aus der kühlen Sicherheit, die über Goethe nach der letzten Krisis gekommen war: In diesem Zustande kühnen Selbstbewußtseins habe Goethe etwas Neues, eine Wiedergeburt erblickt. Dagegen lautet Heinemann's Auslegung jener Worte („Goethe", I, 475): „Diese Wiedergeburt ist die neue und richtige Auffassung der Antike", nämlich im Gegensatz zu der von Oeser gepredigten Pseudoantike. In der That deutet das Wort „Wiedergeburt" auf eine mächtigere innere Wandlung und Befreiung hin: Goethe war überzeugt, nun endlich zur innern Erkenntniß der Antike hindurchgedrungen zu sein.

Nach seiner Rückkehr aus Sicilien begann er von neuem die unterbrochenen Kunst- und Zeichenstudien. Unter Heinrich Meyer's Leitung, von dessen Hand die großen Cartons im Juno-Zimmer des Goethe-Hauses herrühren (unter anderm die Copie der Aldobrandinischen Hochzeit und das Bild Christianens mit dem dreijährigen August auf dem Schoße), wagte er sich auch an die menschliche Gestalt, die ihn einst erschreckte, zum Theil wol, weil er sich ihr nicht gewachsen fühlte. Sein Glaube an die Alleinseligmachung der Antike ist bis zum Abschied von der ewigen Stadt in fortwährendem Wachsthum begriffen: „Wer Rom verläßt, muß auf die Kunst Verzicht leisten; außerhalb ist alles Pfuscherei." Auch auf der Rückreise glaubt er überall die Bestätigung seines Dogmas zu erkennen, und der Anblick des mailänder Doms läßt noch einmal den ganzen Zorn über die Gothik hervorbrechen.

Der rege Briefwechsel mit den römischen Freunden that das seinige, um ihn auch ferner in seinen Anschauungen zu befestigen: „Die menschliche Figur ist von den Alten so durchgearbeitet, daß wir schwerlich eine ganz neue Stellung hervorbringen werden, ohne aus den Grenzen des guten Geschmacks zu schreiten." Solche und ähnliche Aeußerungen kennzeichnen deutlich den Schüler Winckelmann's und die Einengung seines künstlerischen Horizonts gegenüber den frisch aufstrebenden Arbeiten. Indessen war aber die Welt an Winckelmann vorübergeschritten, Hamann's und Herder's Ideen fingen an Wurzeln zu schlagen, Wackenroder's Herzensergießungen eines Klosterbruders bewegten die Gemüther, und Heinse's Hinweis auf die Farbe als den Anfang und das Ende der Kunst machte den Zweifel rege. Der Versuch Goethe's, nach einem „todten Jahrzehnt" in den Propyläen durch Theorie, Ausübung und Geschichte der bildenden Kunst den Geschmack seiner Zeit dem antiken Ideale gemäß umzumodeln, scheiterte vollständig: die Romantik hatte bereits ihren Siegeszug durch die Welt begonnen. Noch einmal hielt Goethe dem deutschen Volke den Heros Winckelmann als den Gipfel des Wesens und Werdens seiner Zeit hin; dann aber zog er sich, der gewohnt war, alles in seine Spuren zu zwingen, grollend in sich selbst zurück. Er war auf der frostigen Höhe classicistischer Weltanschauungen angelangt: Es war die Zeit, wo er sogar seine „Iphigenie" tadelte, weil sie ihn zu wenig antikisch erschien.

Erst das Jahr 1808 brachte eine Wandlung. Die

Begeisterung, die der vollendete erste Theil des „Faust" hervorrief, überzeugte ihn, daß er den Einfluß auf seine Zeitgenossen noch nicht verloren hatte; milde Regungen machten dem starren Kaltsinn Platz; er erkannte wieder „die sichere Fertigkeit des großen vollendeten Dürer und den lieblichen, echt poetischen Gehalt" der Empfindung in den Randzeichnungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilian's und lauschte verwundert dem begeisterten Lobe, das der Romantiker Boisserée dem kölner Dome spendete; am mildesten aber zeigte sich sein Urtheil vor Moritz von Schwind's Bildern zu Tausendundeine Nacht. Indeß waren dies doch nur vereinzelte Strahlen, die das Gewölk des Classicismus durchbrachen. Die Antike blieb ihm bis ans Ende Norm und Canon; ihren Regeln und Gesetzen hatte sich alles andere zu fügen, was in der Kunst mitsprechen wollte.

Ernst Lehmann.

Das Leben Friedrich Nietzsche's.

Die Verlagsbuchhandlung von C. G. Naumann in Leipzig hat dieses Jahr begonnen, eine Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's in acht Bänden herauszugeben. Der zuerst erschienene Schlußband ist uns bereits zugegangen, und wir hoffen demnächst, zusammen mit einigen andern Nietzscheana, die Leser d. Bl. über die neue Ausgabe im ganzen, wie über den Inhalt des erwähnten Bandes zu unterhalten: enthält der letztere doch unter anderm zum ersten male den „Antichrist", ein Stück, in dem des genialen Mannes Stärken und Schwächen ganz besonders charakteristisch hervortreten. Heute sei es uns vergönnt, auf den ersten Band eines Werkes hinzuweisen, das gleichsam die Ergänzung der großen Ausgabe bildet, die Biographie Friedrich Nietzsche's von der Hand seiner Schwester. *)

„Die Liebe hat dieses Buch geschrieben, treue, innige Geschwisterliebe", so beginnt die Verfasserin, und jede Zeile bezeugt die Wahrheit dieses Bekenntnisses. Wir müssen auch unsererseits bekennen, seit langem kein Buch gelesen zu haben, das uns so sehr wie das vorliegende, von Anfang bis Ende ohne Miston, mit der reinsten und wärmsten Theilnahme erfüllt hätte. Freilich, der Friedrich Nietzsche, der heute von vielen über alles Maß vergöttert und von andern ebenso ungebührlich verabscheut und verunglimpft wird, von dem ist im vorliegenden Bande noch so gut wie gar nicht die Rede: das Kind, der Jüngling, das erste Entfalten jugendfrischer und wundersam reicher Manneskraft, das ist es, wovon uns die Verfasserin erzählt. Die Aufzeichnungen reichen von 1844, dem Geburtsjahr, bis zu Nietzsche's 1869 erfolgter Berufung nach Basel, dem ersten weit nach außen hin dringenden Beweise seiner ungewöhnlichen Veranlagung. Mit einer seltenen Schwestertreue hat Elisabeth Förster, die von Kindheit auf von einer fast schwärmerischen Hingabe an ihren Bruder erfüllt war, alle die kleinen Actenstücke einer harmlosen Kinderzeit aufbewahrt und gesammelt, mit rührender Sorgfalt durch Briefe und andere Schriftstücke späterer Jahre ihren Schatz vermehrt, und, da Nietzsche's von kleinauf bemerkbare Neigung zu schriftlichen Confessionen im Laufe der Jahre die ergiebigsten Urkunden beisteuerte, so darf man wol sagen, daß selten die Biographie eines bedeutenden Mannes, nachdem sein Mund verstummt ist, auf so sicherm und lückenlosem Grunde geschrieben werden konnte. Elisabeth Förster hat sich durch ihr treuliches Bemühen kein geringes Verdienst erworben. Ihr Werk muß aller Legendenbildung energisch Halt gebieten und wird andererseits für jeden, der den verhängnißvollen Entwickelungsgang dieses unglücklichen Genius verfolgt, den sichersten Leitfaden bieten.

Mit ausführlicher Genauigkeit werden die Familienverhältnisse weitausholend dargelegt. Der nächste Anlaß mag sein, daß diese Aufzeichnungen zunächst als Erinnerungen der Verfasserin, für sich, zum eigenen Trost in eigenem Leid, gedacht waren und erst „unter der Hand zu einer Lebensbeschreibung des Bruders" sich verwandelten. Aber auch so sind wir dankbar für das reichliche Detail, das uns die ganze Gens Nietzsche kennen lehrt. Denn wir entnehmen aus diesen Angaben, wie durch und durch kerngesund, weit zurückreichend der Stamm war, dem der Philosoph entsprungen ist. Die mechanisch-öde Weisheit unserer Tage, die den lieben Gott vom Throne stößt, um die Zelle darauf zu setzen: vor dem tragischen Schicksal des unglücklichen Mannes in Naumburg muß sie die Flagge streichen. Und gesund wie die Abkunft dieses thüringisch-sächsischen Pfarrkindes, so kerngesund ist seine Entwickelung, als Kind, als Pförtner Alumnus, als Student in Bonn und Leipzig, als naumburger Artillerist. Wol macht sich ein stilles, zurückhaltendes, hier und da wol altkluges Wesen früh bemerklich, ebenso eine gewisse Sensitivität, aber welcher Knabe, der früh den Vater verlor und fast ausschließlich unter zartester Frauenfürsorge zum Jüngling aufwuchs, zeigte diese Eigenschaften nicht? Wol freut man sich überall, wie „rein und fein" dies jugendliche Gemüth ist, wie bei echtester Kindlichkeit und lauterer Unschuld künstlerische Gaben mit der Neigung sinnreich und originell zu denken, frühzeitig erwachen: nirgends aber auch nur die Spur einer wildlodernden Genialität, nirgends etwas Eruptives, Gewaltsames, Dunkles, Abgründliches. Ein lieber, gutartiger, auffallend gescheiter Junge, das ist durchweg der Eindruck, den man erhält: selbst das, was von den Lei-

*) Das Leben Friedrich Nietzsche's. Von Elisabeth Förster-Nietzsche. Erster Band. Leipzig, C. G. Naumann. 1895. Gr. 8. 9 M.

stungen in der Pforte mitgetheilt wird, verräth nirgends, weder im guten noch im schlimmen Sinne, etwas Abnormes. Auch daß der Pförtner Friedrich Nietzsche mit der Mathematik auf gespanntem Fuße stand, hat nicht im mindesten etwas Charakteristisches. „Vortrefflich in Sprachen, aber untermittelmäßig in Mathematik", das ist (oder war wenigstens) auf Gelehrtenschulen ein fast jährlich wiederkehrender Fall.

So sehr ferner die Verfasserin darauf Werth gelegt hat — und mit ihr diejenigen, die den Anhang Nietzsche'scher Jugendschriftstücke auswählten — Worte und Aufzeichnungen ihres Bruders zu betonen, in denen die kühnen Gedanken des Umwerthers aller Werthe leise gleichsam vorklingen, es ist verhältnißmäßig nur sehr weniges von wirklich entscheidender Bedeutung darunter, abgesehen natürlich von dem werthvollen Hinweise auf die früher als man annehmen konnte vorhandene Reaction gegen Schopenhauer. Sonst will mir das meiste derartige mehr von zufälliger Art erscheinen: doch muß sich ein Außenstehender freilich bescheiden, denn ein Auge voll so großer Liebe sieht wol schärfer als die andern alle. Freilich, das muß man einräumen: es liegt auf allem, was uns hier erzählt wird, ein unnennbar leiser Hauch von Melancholie. In Einzelheiten tritt das nicht hervor, aber im ganzen. Doch auch darin wird man nichts finden können, was aus jenen fernen Tagen hinüberwiese auf das tiefschmerzliche Heute. Von den ersten Kindheitstagen her wirft der Tod des Vaters einen Schatten über dies Familienleben, und auch die Verfasserin deutet an, wie außer dem Unglück des Bruders noch eigenstes Leid ihr das Auge umflort hielt, mit dem sie in die nun schon abendliche Ferne ihrer Kindheit hinüberblickt. Wie tiefsinnig-wehmüthig jener Zufall, von dem wir sprachen, walten konnte, das zeigt ergreifend ein anmuthiges „Phantasiestück" aus der Pförtnerzeit, das zuerst im Bilde einer lieblichen Feierabendstimmung sich ergeht, voll schwelgerischer Naturlust und Freundschaftsschwärmerei: — „da drang ein greller Schrei uns zu Ohren; er kam aus dem nahen Irrenhause. Inniger schlossen sich unsere Hände zusammen, uns war, als berühre uns ein böser Geist mit beängstigenden Fittigen. . . . Auch in dieser schönen Welt gibt es Unglückliche. Aber was ist Unglück?" — So der Fünfzehnjährige (S. 132).

Auch das läßt sich aus allen den Mittheilungen aus diesen Jugendpapieren deutlich erkennen, daß Nietzsche's charakteristischer Stil sich verhältnißmäßig spät entwickelt hat. Erst 1867 „setzt er sich mit der Muttersprache auseinander", „fallen ihm die Schuppen von den Augen", nachdem er „allzu lange in stilistischer Unschuld gelebt" (Brief vom 6. April 1867, S. 255). In der That, der jugendliche Schriftsteller zeigt, das sieht man deutlich, so gut wie noch keine Eigenart seiner später so charakteristischen Schreibart.

Nur in dem, was wir aus der leipziger Zeit lesen, kurz vor der Entscheidung, die den noch nicht promovirten Studenten als Professor nach Basel führte, merkt man öfter und immer öfter „die Klaue des Löwen": der Scharfblick Friedrich Ritschl's hat das rasch genug erkannt. Aber ganz besonders erfreulich ist auch, daß man nun erfährt, wie doch der erste Anstoß zu jener Berufung von Basel selbst ausgegangen ist, von Vischer's Seite, der Friedrich Nietzsche ausschließlich aus seinen wissenschaftlichen Publicationen kannte. Auch sonst ist, was man vom Werden und Wachsen persönlicher Beziehungen, darunter mit Richard Wagner, aus dieser leipziger Zeit hört, von höchstem Interesse, und in dem Verkehr mit Erwin Rohde kündigt sich bereits eine Freundschaft an, von deren ritterlicher Treue der folgende Band noch weiteres zu erzählen haben wird. In Charakteristiken endlich, wie die von Wilhelm Dindorf und Tischendorf, zeigt sich die schneidende Schärfe von Nietzsche's Menschenbeobachtung, seine instinctive Kraft, alles Unwahre und Theatermäßige zu durchschauen; wie denn sogar aus den Worten über seine Begegnung mit Richard Wagner (bereits 1868) ironische Töne mit deutlichem Accente mitklingen.

Höchst lehrreich sind aber vor allem die Einblicke, die uns in Nietzsche's Verhältniß zu seiner Fachwissenschaft eröffnet werden, Selbstbekenntnisse und Urtheile voll zersetzender Schärfe. Wir sehen, wie völlig unabhängig er auch seinem verehrten Ritschl gegenüber blieb, wie weit er von jeder Ueberschätzung der Philologie entfernt gewesen ist, ja, um es gerade heraus zu sagen: wie locker im Grunde sein Verhältniß zu ihr war. Man darf wol vermuthen, daß Nietzsche's Entwickelung sich sehr erheblich anders gestaltet hätte, wenn äußere Umstände, wie vor allem Ritschl's kräftige Impulse, die das sehr begreifliche Selbstgefühl des von ihm Ausgezeichneten anregen mußten und angeregt haben, gefehlt hätten. Unter den Betrachtungen über Ziel und Wege der Philologie, die Seite 282 fg. gedruckt sind, scheint mir vieles außerordentlich charakteristisch für Nietzsche wie beherzigenswerth im allgemeinen. Jener Excess der zur Historie gewordenen Philologie, der vielfach bei einer völligen Verobjectivirung ihres Gegenstandes angekommen ist, indem das, was erforscht werden kann, durch diese bloße Möglichkeit auch schon erforschenswerth ist, indem alle absoluten Werthmaßstäbe für die Gegenstände beiseite geworfen sind: hier findet diese moderne Richtung ein kräftiges, goldenes Wort, das, wenn es beherzigt würde, ganze Haufen philologischer Literatur beseitigen müßte. „Darum, weil etwas gewesen ist, darf nichts untersucht werden, sondern weil es besser war als jetzt und also vorbildlich wirkt." Je weniger die heutige Wissenschaft geneigt ist, die hier geforderte praktische Verknüpfung ihrer Resultate mit Leben und Gegenwart anzuerkennen, je mehr dementsprechend ihr Einfluß geschwunden ist (und bis zu besserer Einsicht noch weiter schwinden wird), je unbehaglicher mußte im Grunde für Nietzsche, den alle Fasern seines Wesens mit den Fragen des activen und realen Daseins verknüpften,

die Theilname an solcher Forschung werden. Er hat auch als Philologe in seiner Art versucht, von Grund auf zu bessern. Diesen Willen muß man anerkennen: aber ohne Frage schlugen seine Versuche fehl. Auch wer mit ernster Theilnahme sein Wesen und Wirken verfolgt, der muß bei einiger Sachkenntniß erklären, daß auf dem Gebiete seiner erwählten Fachwissenschaft Friedrich Nietzsche über verheißungsvolle Jugendarbeiten nicht hinausgekommen ist: hier wuchsen seine Lorbern nicht.

Otto Immisch.

Der Cotta'sche Musen-Almanach für 1896.

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1896. Herausgegeben von Otto Braun. 6. Jahrgang. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. Geb. 6 M.

Als gewohnter liebwerther von echtem poetischen Geiste beseelter Freund ist wieder der zierliche Musenalmanach Otto Braun's in unsere Hände gelangt, der durch seinen Namen, durch die feine Auswahl des Inhalts ja selbst durch goldschimmernden Seideneinband im Rococostile an die classische Zeit unserer deutschen Dichtung gemahnt. Vor hundert Jahren trat der für unser Literaturleben so bedeutende von J. C. Boie 1770 begründete „Göttinger Musenalmanach", welcher ja damals unsere hervorragendsten Dichternamen vereinigte, in ein neues Stadium; dem langjährigen letzten Herausgeber G. A. Bürger hatte der Tod das sichtende Auge geschlossen und 1795 trat Karl Reinhard als Leiter des Almanachs an Bürger's Stelle. Die ganze Almanachperiode währte noch einige Jahrzehnte, bis die Zeiten ernster und prosaischer wurden und die schüchterne Muse sich still zurückzog mit ihren goldschnittgeschmückten Bändchen. Wer hätte es gedacht, daß sie lange, lange nachher wieder hervortreten werde, umgeben von einer stattlichen Zahl von Paladinen und Sängern, die ein für die Dichtung begeisterter, gelehrter und selbst kunstgewandter Mann im Dienste dieser Muse gesammelt. Vor sechs Jahren trat Otto Braun mit seinem neuen Musenalmanach auf im Dienste des Schönen, mit dem so wichtigen Namen Cotta auf seinem Fähnlein, und wußte sich trotz des Achzelzuckens der „Modernsten" siegreich zu behaupten. Diesen „Modernsten" gegenüber hat freilich das goldschimmernde Büchlein einen schweren Stand. Der Verfasser vorliegender Zeilen erinnert sich, vor einigen Jahren in einer Zeitschrift „modernen" Anstrichs einen Aufsatz gelesen zu haben, welcher unter der Ueberschrift: „War Schiller ein Dichter?" durch eine Reihe von Heften fortlief. Nein, für den Verfasser dieses Aufsatzes und für dessen Gesinnungsgenossen hat der wackere Braun seinen Almanach nicht herausgegeben. Deren Muse ist nicht dieselbe, zu welcher Paul Heyse, Felix Dahn, Martin Greif, Hermann Lingg, Emil Rittershaus, Julius Rodenberg und die andern Dichter verehrend emporblicken, denen wir wieder im „Cotta'schen Musenalmanach für 1896" begegnen. Aber die große Gemeinde der Verehrer jener echten herzerquickenden Poesie, wie sie die großen bewunderten Dichter von Einst als köstliches unvergängliches Erbe hinterlassen, weiß es dennoch gar wohl zu würdigen, was uns die berufenen Nachfolger jener gewaltigen Geister auf dem Felde der Dichtkunst bieten und wird eine so schöne Gabe wie den neuen Musenalmanach gewiß dankbar und hoffentlich noch recht oft entgegennehmen.

Damit ist der Charakter unseres Almanachs beiläufig schon angedeutet, doch wäre nun auf den Inhalt des Einzelnen überzugehen. Wie alljährlich zerfällt der Gesammtinhalt auch diesmal in eine prosaische und eine poetische Abtheilung. Die erstere erscheint heuer kürzer gehalten auf Kosten der letztern. Eine Novelle, „Circe" von J. R. Haarhaus, welche die Schulung Paul Heyse's verräth, eröffnet den Reigen. Sie bietet uns zunächst eine lebendige und gewandte Schilderung des Römergebietes und der Umgebung des Städtchens Sanfelice nahe dem Cap der Circe, deren Name sich mit so vielen classischen Erinnerungen hier erhalten hat und erzählt sodann die Geschichte von der schönen Wirthin Lucia in dem genannten Städtchen, welche, unglücklich vermählt, einem Verführer zum Opfer fiel! Dessen Vergiftung durch Lucia's Gemahl, der zu lebenslänglicher Galerenarbeit verurtheilt wird, verleiht dem Ganzen allerdings den Anstrich von einer Art Criminalgeschichte, doch ist die Erzählung so sehr poetisch vertieft und mit originellen Charakteren ausgestattet, daß man sie unbedingt als eine schöne poetische Leistung bezeichnen muß, welche mit den gewöhnlichen Criminalgeschichten durchaus nichts als etwa den Schluß, die Verurtheilung, gemein hat. Unter den erwähnten Charakteren möchten wir den heimtückischen nicht erhörten Verehrer Lucia's Don Giacinto als besonders trefflich gezeichnet hervorheben, es ist derselbe, welcher in schlau berechneter Rede den Gatten Filippo auf die Untreue der Frau aufmerksam macht und veranlaßt, ihrem Geliebten das tödtliche Gift beizubringen. Sowol das italienische Colorit dieser Erzählung, als auch deren ganze Durchführung zeugen von großem poetischen Können. — Ein Capriccio „Diabolina" von Ricarda Huch bildet das heitere Stück der Prosaabtheilung, es schildert mit den salbungsvollen Worten eines frommen Stadtmalers Liborius die Liebesgeschichte der Pfarrerstochter Ludovica und des lustigen Kunstjüngers Maipeter oder, nach des „Frommen" Ansicht, die höllische Berückung des Mädchens und selbst des geistlichen Vaters durch „teuflische" Bilder, welche der genannte Maipeter malte. Liborius weiß uns auch entsetzt von der Hochzeit der beiden zu erzählen und von dem Brande des Hochzeitshauses und dem Untergange

der ganzen Hochzeitsgesellschaft. Selbstverständlich merkt jedermann in Erzählung und Ausführung den Schalk und trotz des traurig scheinenden Endes wird der Leser ein Schmunzeln nicht unterdrücken können, wenn er nach dem Berichte über die in Flammen umgekommene gesammte Hochzeitsgesellschaft noch den Schlußsatz liest: „Mein Rath ist, daß man beförderlichst auch die höllischen Pinseleien, seien sie nun bestialischen oder menschlichen Gegenstandes, wo noch solche in unserer Stadt eingenistet sind, auf einen Haufen trage und gleichfalls verbrenne, damit keine Bezauberung oder Seelenverderbung ferner davon ausgehe." Zum Schlusse der Prosaabtheilung bietet Marie von Ebner-Eschenbach einige tief durchdachte Parabeln und geistvolle Aphorismen, welche von dem Gedankenreichthum dieser hervorragenden Dichterin beredtes Zeugniß ablegen.

Wir kommen damit zur poetischen Abtheilung. Sie enthält eine Elegie, poetische Erzählungen, Balladen, Romanzen, lyrische Spruchgedichte. Mancher Meister ist hier vertreten, so Paul Heyse mit der prächtigen nordischen Erzählung „Gunnar", Ernst Ziel mit der herzergreifenden Seemannsgeschichte „Heimkehr", Konrad Telmann mit einer längern Dichtung „Mövenflug", die mit einem etwas märchenhaften Anstrich tiefe Poesie verbindet. Eine bedeutsame poetische Schöpfung ist die Elegie: „Die Musen auf dem Oelberg" von Albert Matthäi, welche die Gestalt des Heilandes und die für Schönheit begeisterten Musen zusammen vorführt und in höchst eigenartiger Weise das Streben des Herrn und der Musen nach denselben hohen Idealen poetisch verherrlicht. Eine Elegie von solcher Großartigkeit und von so gewaltigem Schwung der Gedanken ist uns lange nicht vorgekommen. Noch sind zu erwähnen die epischen Stücke: „Der Baum im Kattegatt" von M. Haushofer, „Unter uns Künstlern" von Ernst Lenbach, „Die keusche Kara" von Felix Dahn, „Der alte Weise" von Ludwig Fulda, Busse's „Walküre", Langewiesche's „Unsterblichkeit", Weitbrecht's „Glaubenswechsel", A. Möser's „Claudianus", Albrecht Graf Wickenburg's „Bürger von Kaltern". Aber man müßte fast den ganzen Inhalt des Buches anführen, denn jedes der gebotenen Gedichte weist besondere Schönheiten auf, alle derselben sind vollendet in der Form.

Schöne lyrische Gedichte haben neben H. Lingg, J. G. Fischer, W. Hertz, W. Jensen auch Eckstein, Rittershaus, Albrecht Graf Wickenburg, Rodenberg, Max Kalbeck, H. Kruse, Isolde Kurz, sowie eine Zahl jüngerer Talente geboten. Verschiedene anonyme Stücke, wie z. B. das ergreifende Gedicht „Der Lebensmüde" mit seinem düstern Inhalt, das frische Schülerlied „Schülers Lenzgesang" und andere reihen sich den besten Poesien des Buches würdig an. Sollte der Herausgeber aus Bescheidenheit den Namen des Verfassers verschwiegen haben? In der lyrischen Reihe finden sich insbesondere prächtige Natur- und Stimmungsbilder (z. B. „Herbstmorgen" von R. Haaß, „Abend" u. a. m.). In der Abtheilung „Spruchdichtung" finden wir P. Heyse, K. Woermann und J. Rodenberg durch Sprüche und „Zwiegespräche" (Woermann) vertreten, welche reiche Lebenserfahrung im knappen poetischen Gewande bieten. Hier einige der inhaltsschweren Sprüche P. Heyse's:

Soll das kurze Menschenleben
Immer reife Frucht dir geben,
Mußt du jung dich zu den Alten,
Alternd dich zur Jugend halten.

Der Menge nichts so widerstrebt
Wie Denken.
Wer dessen klug sie überhebt,
Der kann sie lenken.

Ich hört' einen Weisen sagen
Und fand es wahr:
Ein gutes Ohrenpaar
Kann hundert böse Zungen ertragen.

Nur eins beglückt zu jeder Frist:
Schaffen, wofür man geschaffen ist.

Die schönen Verse J. Rodenberg's mögen hier auch noch ihren Platz finden:

Alles, was Schönes die Erde gebar,
Muß sich im Wechsel erneuen;
Blühten die Rosen das ganze Jahr,
Würden sie weniger uns freuen.

Einige schöne Reproduetionen von Bildern moderner und älterer Meister zieren das herzerquickende Buch, das Titelbild „Im Schmuck der Rose" von G. Max, ein reizender Mädchenkopf, paßt besonders gut zu dem wahrhaft poetischen Inhalt dieses Almanachs, der für den Verehrer echter Dichtkunst eines der schönsten literarischen Festgeschenke bildet.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Als ein ganz vorzügliches Buch ist zu bezeichnen: „Einführungen in Shakespeare's Bühnendramen und Charakteristik sämmtlicher Rollen. Von Wilhelm Oechelhäuser. Dritte umgearbeitete Auflage" (Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag), ausgezeichnet durch ein allseitiges tiefes Verständniß des Shakespeare'schen Genius, durch Charakterzeichnung nicht blos der Hauptrollen, sondern auch der Nebenrollen. Sind doch oft gerade in den letztern theils Schätze der feinsten und originellsten Charakterzeichnung niedergelegt, theils fallen gerade oft von ihnen, selbst den unbedeutendsten, Streiflichter auf die Hauptcharaktere und Motive der fortschreitenden Handlung. Der Verfasser ist darum bemüht gewesen, die Charaktere nicht isolirt zu behandeln, sondern im organischen Zusammenhang mit der Handlung und deren hauptsächlichsten Trägern. Ein ganz besonderes, nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst ist es, daß das Buch in einer allgemeinverständlichen Sprache und nicht in der der Gelehrten geschrieben ist,

also kein Kaviar fürs Volk, sondern eine für alle genießbare und wohlschmeckende Speise. So deckt es eine fühlbare Lücke in der Shakespeare-Literatur und reiht sich würdig an die Werke von Gervinus, Ulrici, Kreyßig, Genée. Zudem ist die Einführung so über die Maßen genau und sorgfältig, daß sie nach meininger Art auch das Germgfügigste nicht unberücksichtigt läßt, sondern mit echt deutschem Fleiße aus dem Dunkel ans Licht zieht und der Beachtung empfiehlt. So ist das Buch gleichsam eine hoch empfehlenswerthe Encyklopädie für den Shakespeare-Freund, insonderheit eine reiche Schatzkammer für die unermüdlich strebenden darstellenden Künstler. Die Einführungen umfassen 29 von den 36 Dramen; die übrigen sind ausgelassen, weil sie sich nicht für die Bühne eignen. Die Historien und Römerdramen sind nach der geschichtlichen Chronologie, die Trauerspiele, Lust-, Schauspiele dagegen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Abfassung geordnet.

— Eine Sammlung schriftlicher Arbeiten von Mitarbeiterinnen, die von der Redaction mit Preisen gekrönt worden waren. Das ist der Inhalt der Schrift: „Wohin. Ein praktischer Rathgeber für alle Reiselustigen von Anny Wothe, Redacteurin der Wochenschrift «Von Haus zu Haus»“ (Leipzig, Adolf Mahn). Das Buch scheint, und diesen Schein kann es durch die Anhängsel, die ihm in großer Zahl wie Aushängeschilde beigegeben sind, nicht verleugnen, mehr ein Reclamebuch zu sein, das auf Bestellung gearbeitet worden ist, um nicht blos den rathsuchenden Reiselustigen zu dienen, sondern auch und das nicht zum geringsten Theil für die Badedirectionen und Hotelbesitzer, sowie die Redacteurin, die auf diese Weise ihre sogenannte Reiselektüre, bestehend in Erzählungen, Romanen mit sensationellen mysteriösen, auf das weibliche Gemüth gemünzten Namen anpreist, Reclame zu machen und einen praktischen Nutzen zu schaffen. Es mag ja das mit in dem Wesen dieser Art Literatur, wenn sie diesen edeln Namen überhaupt verdient, liegen, aber wenn man so handgreiflich die Absicht merkt, wird man unwillkürlich verstimmt und mistrauisch. Die Curorte, Sommerfrischen und Heilanstalten sind nach den Landschaften geordnet, in denen sie liegen, und beginnen mit der schönsten Perle, mit Meran, dann folgen andere Orte Tirols, des Salzkammergutes, der Schweiz, des Schwarzwaldes, Thüringerwaldes, Fichtelgebirges, der Sächsischen Schweiz, des Riesengebirges; hieran schließt sich Böhmen und Krain, das Lahn- und Rheinthal, der Taunus, der Harz, zuletzt die Ost- und Nordsee. Die Aufzählung ist im ganzen ausführlich, die Darstellung zutreffend und interessant. Unter den Stahlbrunnen vermißten wir das liebliche und rühmlich bekannte Liebenstein, sowie das zu Goethe's Zeit auch wegen seines Theaters sehr frequentirte Lauchstädt, unter den Soolbädern die des Saalthales, Sulza, Dürrenberg u. a. Die Ortschaften und Landschaften sind durch Photographien, gute und minder gute, werthvolle und werthlose dem Auge nahe gebracht, manche freilich, wie zum Exempel die von Kösen, sehen eher einem verwischten Tintenfleck, als einem Bilde ähnlich. Die Ausstattung des Buches ist, wie man es von einem zarten Frauensinn nur erwarten kann, geschmackvoll und fein, der Einband stilvoll, zur Reise einladend. Zu wünschen bliebe, daß bei den einzelnen Schilderungen die Namen der preisgekrönten Siegerinnen zu lesen wären, die so verlockend zum Besuch ihrer Lieblingsorte einladen.

— Der Verfasser des Buches „Wie war's? und was wird werden? Ein Glaubensbekenntniß nebst einigen socialpolitischen und staatsrechtlichen Forderungen“ (Regensburg, W. Wunderling, 1894), Dr. K. M. Ehrmann, gibt die ganze Naturgeschichte vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkte, dann die Geschichte der Gesellschaft vom wildesten Wilden bis zur Gegenwart; zuletzt natürlich die Lösung der socialen Frage durch freie Erwerbsgenossenschaften und staatliche Aufsicht. Außerdem verlangt er Fachkammern und Reform des Reichstagswahlrechts. Das Ganze ist eine Sammlung von bisweilen geschickt, bisweilen ungeschickt verwertheten Lesefrüchten.

— Die Schrift Friedrich Jodl's: „Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland“ (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer) gibt eine gute Orientirung über die positiven Ideen der „ethischen Bewegung“. Jodl steht auf der Seite derselben, die die Ethik wissenschaftlich ohne Paktiren mit der Religion, aber auch ohne Verachtung derselben begründen will.

— Die Zusammenstellung Dr. Adolf Brodbeck's: „Die zehn Gebote des Jesuiten. Aus den Hauptwerken der Jesuiten zusammengestellt mit genauer Quellenangabe“ (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz], 1894) gibt die Nachtseiten der jesuitischen Moral und zwar mit genauen Citaten, wodurch sie sich ein gewisses, wenn auch nicht neues Verdienst erwirbt. Freilich beschränkt sie sich auf ältere Werke. Sie geht nicht über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus. Da es im Jesuitismus aber auch Entwickelung gibt, so hätte er auch die neuern Werke, besonders das Compendium von Gury, das gegenwärtig als classisch gilt, heranziehen müssen.

Bibliographie.

Achleitner, A., Die Dobratschrose. Erzählung. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Bähr, O., Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild. Zweite Auflage. Kassel, Max Brunnemann. 8. 1 M. 80 Pf.

Böhtlingk, A., Zum Rastatter Gesandtenmord. Heidelberg, J. Hörning. Gr. 8. 1 M. 20 M.

Breysig, K., Geschichte der brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640—1697. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 M.

Brociner, M., Tandaradei! Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Antichrist. Welt-Drama in zwei Theilen. Von *_*. Wien, Heinrich Kirsch. 8. 3 M.

Eckstein, E., Kyparissos. Roman. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 8. Cart. 7 M.

Frapan, Ilse, Flügel auf! Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

— — Querköpfe. Hamburger Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von W. von Giesebrecht. Sechster (Schluß-)Band. Die letzten Jahre Kaiser Friedrich's des Rothbarts. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M. 40 Pf.

Giberne, Agnes, Das Luftmeer. Berlin, Siegfried Cronbach. 8. 4 M. 50 Pf.

Hantzsch, V., Deutsche Reisende des sechszehnten Jahrhunderts. (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Erster Band. Viertes Heft.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Heigel, K. v., Der Volksfreund. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Herzl, Th., Das Palais Bourbon. Bilder aus dem französischen Parlamentsleben. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Jellinek, G., Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. (Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen. Erster Band. Drittes Heft.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Ingram, J. K., Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Dresden, Carl Reißner. 8. 4 M.

Koch, M., Geschichte der deutschen Literatur. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 8. Geb. 3 M.

Lenz, O., Wanderungen in Afrika. Wien, Literarische Gesellschaft. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Lindenberg, P., Kaiser Friedrich als Student. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Niemann, J., Die Ulrichsquelle. Roman. Zwei Bände. Dresden, Carl Reißner. 8. 5 M.

Petri, J., Rothe Erde. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Scheffel, J. V. v., Reisebilder. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Schmitt, Chr., Alsalieder. Zweite Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs. 8. 1 M. 50 Pf.

Schulte vom Brühl, W., Der Marschallstab. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Stieler, K., Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Trandt, V., Auf einsamem Pfad. Gedichte. Zweite Auflage. Zabern, A. Fuchs. 8. 1 M. 50 Pf.

Weitbrecht, K., Phaläna. Die Leiden eines Buches. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Zapp, A., Ein Lieutenant a. D. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Oswald Weigel's Bücher-Auction. Leipzig.

Am 28. Novbr. und folgende Tage kommt durch mein Auctions-Institut u. A. die werthvolle Bibliothek des † Herrn Baurath Prof. Constantin Lipsius-Dresden zur Versteigerung. Dieselbe enthält hervorragende Erscheinungen aus den Gebieten: **Architektur, Ornamentik, Malerei, Kunstgewerbe, Kunstgeschichte** etc., darunter kostbare Werke, wie solche wohl nicht häufig zu öffentl. Auction gelangen. Der Catalog, in welchem noch weitere umfangreiche Sammlungen **guter Bücher aus den verschiedensten Wissenschaften** sich befinden, steht gratis u. franco zu Diensten. Zur Besorgung von Aufträgen für diese Auction halte ich mich empfohlen.

Leipzig. Königsstrasse 1. **Oswald Weigel.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Carl Schuchhardt,

Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen.

Infolge der günstigen Aufnahme bei den Fachmännern und in den weiten Kreisen, welche, ohne die zahlreichen umfänglichen Werke Schliemann's zu lesen, dessen erfolgreiche Thätigkeit kennen lernen wollen, hat das Buch rasch eine zweite Auflage erfahren. Dieselbe berücksichtigt auch die letzten Ausgrabungen Schliemann's und ist durch neue Abbildungen bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie", anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch" allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Haus. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 46. — 14. November 1895.

Inhalt: Fontane's neuer Roman. Von Moritz Necker. — Neue Goethe-Schriften. Von Karl Heinemann. — Moderne Romane. Von Richard Weitbrecht und Ludwig Jacobowski. — Zur Philosophie. Von Ernst Neumann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Fontane's neuer Roman.

Auf „Frau Jenny Treibel", den Typus der berliner Commerzienräthin mit ihrer falschen Sentimentalität und erheuchelten Bildung, läßt Theodor Fontane nun „Effi Briest", den Roman des höhern preußischen Beamtenthums und des märkischen Landadels, folgen.*) Hier wie dort dieselbe Kunst der Sittenschilderung, das gleiche Behagen in der Darstellung des Zuständlichen, das gleiche langsame Tempo im Vorrücken der Handlung, das manchen, auf starke Spannung Anspruch machenden Leser wol etwas ungeduldig machen kann, und auch hier wie in den meisten Romanen Fontane's: nach einer sehr breiten Exposition eine rasche Steigerung der Handlung. Aber ein wichtiger Unterschied ist doch da: „Frau Jenny Treibel" ist eine humoristische, „Effi Briest" eine tragische Geschichte. Der Werth der Fontane'schen Romane liegt immer in der außerordentlichen Wahrheit seiner Bilder, er porträtirt zum Schreien wahr, weniger Werth legt er auf eine kunstvoll geschürzte Handlung. So ist's auch bei „Effi Briest": die Charakteristik der Menschen aus dem Landadel, aus der kleinen Stadt, aus der Beamtensphäre ist so ausgezeichnet, daß man eine originellere Erfindung gar nicht vermißt.

Da wäre also zunächst Effi selbst: als ein Prachtmädel lernen wir sie kennen, um sie durch ein tragisches Schicksal, das sie schuldlos schuldig macht, bis zum Tode zu begleiten. Diese Art Schuld, in welche der Mensch mehr infolge übler Berathung, jugendlicher Unerfahrenheit, Unkenntniß der Welt und seiner eigenen Natur, als infolge wirklich bösen Willens geräth, kann gerade ein Dichter wie Fontane, der den Menschen als Product der Gesellschaft und seiner Zeit zu betrachten pflegt, besonders klar und ergreifend darstellen. Hier hat Fontane in der That die reinste tragische Wirkung erzielt. . . . Doch wir wollen lieber seine Geschichte nacherzählen.

Effi (Eva) von Briest ist die einzige Tochter eines märkischen Gutsbesitzers, der nicht ganz ohne Sorgen, aber doch als wohlhabender Landwirth mit seiner Frau in der Weise seiner Standesgenossen dahinlebt. Effi ist nun siebzehn Jahre alt, schön, gesund, sprühend von Lebenslust, halb Kind, halb Jungfrau, und denkt natürlich auch schon ans Heirathen, weil ja das die einzige Zukunft des Mädchens ist. Der zu heirathende Mann ist auch schon da: der Landrath Geert von Innstetten aus dem Städtchen Kessin wirbt um ihre Hand. Er ist allerdings zwanzig Jahre älter als Effi, er hat schon um ihre Mutter geworben und sie nicht bekommen, weil er damals noch kein richtiger Heirathscandidat war; nun will er wenigstens die Tochter, der Mutter Ebenbild gewinnen. Und er erhält sie trotz des großen Unterschieds der Jahre, nicht weil er von Effi besonders stürmisch geliebt wird, sondern weil er als Landrath und oben gut angeschriebener Beamter eine gute Partie ist und die Mutter Effi zuredet. Ein Urtheil über den Werth einer solchen Ehe kann ja das junge Mädchen nicht haben, es folgt einem vagen Ehrgeize, anerzogenen Meinungen, aber nicht seiner eigenen Natur, die noch schlummert.

Das Leben des jungen Paares in der kleinen Provinzstadt wird uns nun ungemein anschaulich, so wie es nur Fontane vermag, vorgeführt. Effi nimmt als Frau Landrath gesellschaftlich wol die erste Stellung in Kessin ein, allein eine besondere Freude oder Befriedigung hat sie dabei nicht. Die kleine Stadt ist langweilig, die Menschen geziert oder philiströs oder überempfindlich oder abgeschmackt förmlich, ein einziger Mensch, der alte Apotheker, ist wirklich liebenswürdig: eine Gestalt, wie sie nur in kleinen Städten entstehen kann. Am liebsten bleibt man daher bei sich zu Hause und macht nur die nothwendigsten Besuche. Zum Unglück hat aber Innstetten auch kein so rechtes Geschick, sein Haus gemüthlich einzurichten. Er steckt die meiste Zeit hinter seinen Acten und kann Effi

*) Effi Briest. Roman. Von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 6 M.

nicht viel Muße widmen. Innstetten ist ein ehrgeiziger Beamter, man nennt ihn sogar einen Streber. Er hat bei sehr vielen guten Eigenschaften doch mancherlei Eigenthümlichkeiten, die Effi, so sehr sie es auch wollen mag, nie so recht warm, so recht verliebt werden lassen. So z. B. kommt er lange nicht über einen gewissen väterlichen Ton ihr gegenüber hinaus; damit markirt er selbst ungewollt sein Alter. Er hat ein Bedürfniß nach Ruhe, Effi eines nach Unterhaltung und Zerstreuung. Innstetten ist ferner zu allerhand mystischen Ideen geneigt; er glaubt, daß es in jedem echt altadeligen Hause einen Spuk oder ein Gespenst geben müsse, wie im berliner Schloß die „weiße Dame"; er fühlt sich wohl in seinem alten, dunkeln, winkeligen Hause in Kessin: er ist conservativ bis in die Fingerspitzen. Effi gibt sich über seine politische Meinung nicht viel Rechenschaft; aber das junge lebensdurstige Wesen in ihr hat eine instinctive Scheu vor einem spukenden Hause, Effi fürchtet sich, allein darin zu schlafen. Alle diese Kleinigkeiten summiren sich, um Effi das Leben ungemüthlich zu machen und ihr Bedürfniß nach Zerstreuung zu erzeugen. Diese Existenz in der kleinen Stadt und das Zusammenwirken von Kleinigkeiten hat Fontane mit ausgezeichneter Treue geschildert.

Nun tritt ein neuer Mann in den Kreis Effi's, der Landwehrmajor Carcas, der sehr viel galante Abenteuer schon hinter sich hat; er ist kaum jünger als Innstetten, aber ein geborener Frauenjäger. Sonst ein ganz anständiger Mensch, bis auf diesen einen Punkt, da ist er leichtsinnig, frivol, gemein, ohne es eigentlich zu wollen, aber er kann seiner Schwäche oder seiner Leidenschaft für jedes schöne Weib nicht widerstehen. Effi erfährt nun an sich, schon lang nachdem sie Mutter geworden, die Wirkung eines erfahrenen Don Juan. Das ist etwas ganz Neues für sie; mit der Liebe zu tändeln, mit dem Feuer zu spielen hat sie ja nie gelernt. Und es liegt so ein eigener Reiz im Flirt. Es bleibt auch nicht beim Flirten allein und damit ist Effi's Ruhe und Harmonie dahin. Sie wird schuldig.

Jahre gehen darüber hinweg. Innstetten hat die schöne Carrière richtig gemacht, die man von ihm erwartete, ist ins Ministerium berufen worden und nach Berlin übergesiedelt. Effi ist ein schwermüthiges Wesen geworden, das sich ohne besondere Erlebnisse der Gesellschaft und den häuslichen Pflichten widmet. Nur hat sie merkwürdigerweise katholisirende Neigungen; ihrem gestörten und durch keinerlei herzerleichternde Aussprache mit sich selbst versöhntem Gemüthe erscheint die katholische Kirche besser, fester, als der Protestantismus; sie liebt darum ihre katholische Magd, die ja auch einen Fehltritt gemacht und sich so merkwürdig leicht mit der Sünde abgefunden hat. Daß dies nicht wegen des katholischen Glaubens geschah, sondern weil die Magd im niedern Stande nicht jenes strengere Gewissen hatte, wie die edelgeborene Effi: das weiß Effi nicht, sondern nur wir Leser erkennen darin die Tendenz des Dichters, uns den Unterschied der Stände in all seiner Tiefe zu zeigen. — Nach sechs Jahren entdeckt Innstetten die Schuld seiner Frau, Effi hat die Briefe des Majors nicht verbrannt, nicht vernichtet, sondern in ihrem Nähtischchen sorgfältig aufgehoben, und sie fallen nun durch einen bösen Zufall Innstetten in die Hände. Warum Effi so unklug war — ist nicht ganz leicht zu erklären. Vielleicht liegt nach der Meinung des Dichters gerade in dieser Unklugheit das charakteristische Merkmal einer wahrhaft unschuldigen Seele. Effi hat den Major doch eigentlich nicht geliebt; er hat sie, die Unerfahrene zwar, verführt, aber nicht gewonnen, sonst wäre ihr die Trennung von ihm bei ihrer Uebersiedelung nach Berlin nicht so leicht gefallen. In Berlin wäre der Flirt mit dem alten Don Juan überhaupt nicht so weit gediehen, da wäre er ihr im Vergleich mit so vielen andern jüngern und schönen Männern seines Standes komisch erschienen. Und doch hat Effi seine Briefe aufbewahrt — und Fontane hat psychologisch nicht unrecht. Denn es liegt wie Blei in Effi's Gliedern, seit sie sich sündig fühlte; sie hat eine wahre Lust, immerfort an ihre Schuld zu denken; wie dämonisch gebannt stiert sie in die Vergangenheit und wird mit ihr nicht fertig. Sie ist edel, nicht blos adelig. Ihr Mann hingegen ist nur Standesmensch. Obgleich Effi's Schuld so alt ist, kann er sie nicht als verjährt betrachten; obgleich er keinen rechten Zorn gegen den Major hat, den er ja sehr gut kannte, und von dem er sich immerhin des schlechten Streiches hätte versehen können, so hält er es für seine unumgängliche Pflicht, ihn zum Duell zu fordern, und ebenso hält er sich für verpflichtet, sich von Effi zu scheiden, das Kind aber zu behalten. Beides geschieht: den Major schießt Innstetten nieder, Effi verstößt er. Und nun führt Fontane seine Kritik der Standeskritik noch weiter. Gegen das entdeckte ehebrecherische Weib glauben ihre Standesgenossen nicht grausam genug sein zu können. Effi's eigene Aeltern, die sie doch in die unnatürliche Ehe mit dem kalten ältern Manne geführt haben, wollen aus „gesellschaftlichen Rücksichten" die geschiedene Tochter gar nicht ins Haus zurücknehmen, denn sie wollen doch noch Verkehr mit der Welt haben, die sie dann meiden würde. Die zarte verwöhnte Effi muß sich also im großen, fremden Berlin allein einquartiren, gleichsam verstecken; zum Glück geben ihr die Aeltern eine Pension, sonst könnte sie verhungern oder sie würde gar in den Morast des großstädtischen Lebens versinken. Und Innstetten hält sich für berechtigt, Effi auch sogar den Verkehr mit ihrem geliebten Kinde zu entziehen! Gegen diese Grausamkeit der Aeltern und des Gatten, gegen dieses Unvermögen Innstetten's, über seine Standesvorurtheile hinauszuwachsen, ergreift nun der Dichter mit Nachdruck Partei. Innstetten führt ein freudloses Dasein und kommt bald zur Erkenntniß, daß er mit seiner conventionellen Gerechtigkeit sich selbst auch recht unglücklich machte. Effi wird krank, schwindsüchtig, und ihre Aeltern nehmen sie schließlich doch wieder auf; sie findet auch ihren Frieden wieder,

der Dichter verklärt ihre letzte Lebenszeit und läßt sie innerlich erlöst sterben.

Theodor Fontane ist ein realistischer Dichter. Es ist seine Absicht nicht, eine neue Moral zu verkünden, aber er tritt gegen die Engherzigkeit der beliebten gesellschaftlichen Moral auf. Er erzählt die tragische Geschichte nicht der Moral wegen, sondern um die Charaktere jenes Milieu, das er zum Gegenstande seiner Darstellung macht, bis in die letzten Consequenzen zu gestalten. Er lobt sie nicht, er tadelt sie nicht, objectiv stellt er ihre guten und üblen Seiten in die rechte Beleuchtung. Das strenge Festhalten an dem conventionellen Ehrbegriff hat ja auch seinen politischen Nutzen, aber Freude kann der Dichter daran nicht haben, der tiefer in die Natur der Menschen hineinblickt. Das ist wol der Sinn dieses neuen Romans von Fontane.

Moritz Necker.

Neue Goethe-Schriften.

1. Diesseits von Weimar. Von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1895. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Faust ein Menschenleben. Versuch einer harmonistischen Analyse des Goethe'schen Faust. Von E. Schmidt. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1895. Gr. 8. 3 M.
3. Goethes Mutter. Von Karl Heinemann. Fünfte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. 8. 6 M. 50 Pf.
4. Goethe. Von Karl Heinemann. Zwei Bände. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. Gr. 8. 12 M.
5. Ausstellung von Autographen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen zur Veranschaulichung von Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Frankfurt a. M., Freies Deutsches Hochstift (Gebr. Knauer). 1895. 8. 1 M. 50 Pf. Mit 21 Lichtdrucktafeln 7 M. 50 Pf.
6. Goethe's Werke. Erste Abtheilung: Band 18: Die Aufgeregte. Das Mädchen von Oberkirch. Unterhaltungen. Mährische Novelle. Erzählungen. Band 25, 1. Abtheilung: Wilhelm Meister's Wanderjahre. Zweiter Theil. Dritte Abtheilung: Tagebücher. Band 7, 1819—1820. Vierte Abtheilung: Briefe. Band 17 und Band 18. Weimar, H. Böhlau's Nachf. 1895. Gr. 8. 15 M. 80 Pf. Große Ausgabe 20 M. 20 Pf.

Der Titel des an erster Stelle genannten Buches, der auf den ersten Blick geheimnißvoll klingt, wird durch den Nebentitel: „Auch ein Buch über Goethe" genügend erklärt. Es handelt sich um den jungen Goethe. Das Buch ist frisch und lebendig, in schöner Sprache und mit feinem künstlerischen Urtheil geschrieben. Jeder Leser des Vorwortes wird auf den Inhalt des Buches gespannt sein:

Wer neue Forschungen nach der Methode der modernen Goethe-Philologie erwartet, möge das Buch ungelesen lassen. Der Verfasser ist ein altmodischer Mensch und meint, was man heute über Goethe wisse, sei schon beträchtlich mehr als man brauche, um ihn zu verstehen; es sei sogar nützlich, ein gutes Quantum dieses Wissens wieder zu vergessen. Er meint ferner, die heute übliche Art der Goethe-Verehrung sei andächtiger und geistlicher, als daß sie menschlich durchaus echt sein könne; es werde nichts schaden, wenn man sich wieder eines etwas weltlichern Tones befleißige. Er ist weiter der Meinung, daß dieser weltlichere Ton ganz im Sinne Goethe's selbst sei, zum mindesten des jungen Goethe, und daß man wohl daran thue, sich in Frankfurt etwas länger aufzuhalten, ehe man die Reise nach Weimar und Rom antrete. Endlich liegt es in der Natur und im Beruf des Verfassers, daß er einen Dichter lieber in seiner Werkstatt bei der Arbeit aufsucht als in den Bibliothekſälen, wo man alten Staub aus seinen Büchern klopft.

Im ersten Kapitel wird der Maßstab für die Beurtheilung des „ganzen Goethe" gesucht und in dem jungen Goethe gefunden:

Wo die Urtheile über Goethe's spätere Poesie schwanken und Streit erregen, da wird man sich im stillen Kämmerlein ruhig fragen: was hätte der Dichter des „Götz", des „Werther", der eigentliche Schöpfer des „Faust", was hätte der Verfasser von „Pater Brey" und „Satyros", von „Götter, Helden und Wieland", was hätte der, der den „Mahomet" und „Prometheus", den „ewigen Juden" in der Seele trug, was hätte der Lyriker von Straßburg und Frankfurt, der auch in der ersten Weimarer Zeit noch lebendig war — was hätte der gesagt, wenn ihm seine eigenen spätern Werke als fremde Werke gegenübergetreten wären? Gewiß hätte er das Große und Echte daran freudig begrüßt und rückhaltlos anerkannt, aber ebenso gewiß hätte er mit böser respectloser Satire so manches in Essig gesetzt, wovor eine andächtige „Goethe-Gemeinde" mit heiligen Schauern niederkniet. Und mit seiner ganzen jugendlichen Derbheit hätte er, wenn er die Zukunft hätte ahnen können, die Geißel aus Stricken über das Volk der Wechsler und Taubenkrämer geschwungen, das in den Vorhallen des Goethe-Tempels sich breit macht, und auch die Hohenpriester des Tempels selbst hätte er deutlich belehrt, daß zur Verehrung des Genius im Geist und in der Wahrheit kein salbungtriefendes Augurenwesen, kein „Goethe sei mit uns" gehört, nicht erforderlich ist, daß man sich und den Gegenstand der Verehrung vor den Augen des gesunden Menschenverstandes lächerlich mache.

— Von diesem Standpunkt aus soll im Folgenden die Jugendpoesie Goethe's so unbefangen als möglich betrachtet und dargestellt werden. Oder ist dieser Standpunkt selbst schon Befangenheit?

Der Verfasser nimmt uns das Wort von den Lippen. Wir verstehen es wohl, wenn jemand in dem jungen Goethe sein Ideal sucht, aber daß der Dichter „Pater Brey" und „Satyros" uns den Maßstab für die Beurtheilung des „Tasso" oder der „Wahlverwandtschaften" geben soll, das verstehe ein anderer. Wir verzichten, trotz Weitbrecht, auf einen Maßstab für die Beurtheilung des ganzen Goethe, und wollen jedes seiner Werke nach der Stufe der Entwickelung, auf der der Dichter bei seiner Abfassung stand, beurtheilen und nach den Verhältnissen, unter denen es entstanden ist. Es ist unglaublich, aber es ist wahr, daß Weitbrecht in dem nationalen deutschen Dichter Goethe den wahren, den eigentlichen Dichter sieht.

In dem folgenden Kapitel werden die Lyrik Goethe's und die größern Werke seiner Jugend in schöner, gedankenreicher Sprache, deren Lektüre ein Genuß ist, be-

handelt. Da der Verfasser ausdrücklich verzichtet, etwas Neues herbeizubringen, so hat die Kritik es eigentlich nur mit der Frage zu thun, ob der Inhalt des Buches einer Berichtigung bedarf. Einiges möchten wir der Erwägung des Verfassers unterbreiten.

Die Behandlung des „Götz" ist nicht frei von Missverständnissen. Zwei Urtheile Herder's haben den jungen Dichter bekanntlich bei der Umarbeitung seines „Gottfried von Berlichingen" geleitet. Das erste lautet: „Es ist nur gedacht." Weitbrecht weiß nichts damit anzufangen, da ja im „Götz" nichts gedacht sei, d. h. ersonnen, aus der Reflexion des Dichters geschaffen, sondern alles empfunden, geschaut. Was Herder mit seinem Tadel meint, ist folgendes: Goethe hatte bei seinem Streben die Natur, die nackte Wirklichkeit darzustellen, übers Ziel hinausgeschossen; in der Absicht, nicht das Schöne, sondern das Charakteristische darzustellen und am Häßlichen und Schrecklichen nicht vorüberzugehen, hatte er das Maßlose, das Gräßliche, das Entsetzliche dargestellt. So werden seine Gestalten hin und wieder „gedacht", das heißt, sie sind nicht der Natur, der Wirklichkeit entnommen, sondern Wahngebilde der Phantasie. Man denke nur an die gruselige Scene der Erdrosselung Adelheid's in der ersten Bearbeitung oder an die Scene aus dem Bauernkrieg, um einzusehen, wie hier das Streben nach Natur zur Unnatur wurde, wie hier die Phantasie sich zum Unmöglichen und Unglaublichen, Empörenden und Schauerlichen verstieg. Der zweite Vorwurf Herder's lautet: „Shakespeare hat euch ganz verdorben." Weitbrecht ist auch mit diesem Urtheil Herder's wenig einverstanden und meint: es kann damit nur die äußere dramatische Technik gemeint sein; etwa der Mangel an Zeit und Ort oder die unaufhörliche Abwechselung in den Scenen. Ganz und gar nicht. Herder war es um die Bühnenwirkung nicht zu thun. Hat er doch ebenso wie Goethe sein Lebtag geglaubt, daß Shakespeare Lesedramen geschrieben habe. Aber daß Goethe in Anlehnung an den falsch verstandenen Shakespeare durch übermäßige Ausdehnung der Nebenscenen die höhere Einheit der Handlung verletzt und der Unmasse seiner Scenen keine andere Einheit als die äußerliche, das Leben des Helden, gegeben hatte, das meinte Herder mit seinem Vorwurf.

In dem Kapitel über den „Werther" wird der ersten Bearbeitung und der Umänderungen in der zweiten nicht gedacht. Das kann Weitbrecht natürlich halten wie er will, aber, wenn er Napoleon wegen seiner bekannten Vorwürfe gegen die Composition des „Werther" und Goethe wegen seiner Zustimmung tadelt, so hätte er doch angeben müssen, daß beide hier die erste Ausgabe des „Werther" im Sinne hatten. Denn sonst versteht man weder was Napoleon noch Goethe gewollt haben, noch viel weniger was Weitbrecht eigentlich will. Wir müssen die ganze Stelle bei Weitbrecht hersetzen, weil unser Vorwurf sonst nicht verständlich wird. Bei der Inhaltsangabe lesen wir am Beginn des zweiten Theils:

Aber nun tritt ein anderes Motiv in Wirksamkeit, das ihm die ergriffene Berufsthätigkeit schnell wieder verleidet: die schnöde Behandlung des Bürgerlichen in den adeligen Gesandtschaftskreisen, die traurige Pedanterie seines Vorgesetzten verbittert die weiche Seele sofort wieder und legt seine Thätigkeit lahm. Dieses Motiv ist von Goethe aus den wirklichen Erlebnissen Jerusalems mit gutem künstlerischem Takte an dieser Stelle eingefügt worden. Ein halbes Menschenleben später, 1808, hatte Napoleon I. bei dem bekannten erfurter Gespräch die Gnade, die Einführung dieses zweiten Motivs als einen künstlerischen Mangel zu tadeln, und Excellenz Goethe stimmten der kaiserlichen Kritik zu. Das mag man aus der damaligen Verfassung des alten Goethe begreifen — der junge frankfurter Doctor hätte die bösesten Witze darüber gemacht. Napoleon I. als ästhetischer Kritiker — es ist sehr lustig. Vorher hatte kein Mensch darin einen künstlerischen Fehler gefunden: seit Napoleon seine Weisheit preisgegeben und Goethe sie anerkannt hat, hat Literaturgeschichte und Kritik geziemende Notiz davon genommen, daß „kein geringerer als Napoleon" der erste gewesen sei, der auf diesen bedenklichen Punkt aufmerksam gemacht habe. Und die, welche nicht ohne weiteres zustimmen, suchen in der Regel, um Goethe gegen Napoleon und ihn selbst zu rechtfertigen, Gründe zusammen, die eben nicht ins Schwarze treffen. Und doch liegt die Sache so einfach wie nur etwas: Jerusalems Geschick steht Goethe vor der Seele, der Dichter braucht ein Motiv, um Werther, nachdem er sich mit Noth von Lotte losgerissen und angefangen hat zu arbeiten statt zu empfindeln, wieder zu Lotte zurück und in das alte thatlose Gefühlsunwesen zurückzubringen, an dem er zu Grunde gehen muß.

Napoleon's Gespräch über „Werther" wurde von ihm mit den Worten eingeleitet: „Je n'aime pas la fin de votre roman." Darauf folgt der oben erörterte Tadel über das doppelte Motiv des Selbstmordes. Nun findet sich aber in der zweiten Bearbeitung an der Stelle, „wo der Entschluß, die Welt zu verlassen, immer mehr Kraft gewann" (14. December), außer einer gelegentlich allgemein gedeuteten Bemerkung nichts derartiges. Dagegen lesen wir in der ersten Bearbeitung an der Stelle vor dem 20. December die Worte: „Den Verdruß, den er bei der Gesandtschaft gehabt, konnte er nicht vergessen. Er erwähnt dessen selten, doch wenn es auch auf die entfernteste Weise geschah, so konnte man fühlen, daß er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte u. s. w., und daß ihm dieser Vorfall eine Abneigung gegen alle Geschichte und politische Wirksamkeit gegeben hatte. Daher überließ er sich u. s. w."

Diese Stelle hatte Napoleon im Sinne und sein Tadel ging nicht sowol gegen die Verwendung dieses Motivs in dem Roman an und für sich, sondern gegen die allzu starke Betonung dieses zweiten Motivs im Augenblick des Entschlusses zum Selbstmord. Daß das Hauptmotiv unglückliche Liebe sein sollte, wird doch wol jeder zugeben, und daß ein Motiv durch die starke Betonung eines andern abgeschwächt wird, das brauchen wir Weitbrecht doch wol nicht erst zu sagen. Sein Tadel ist ein Schlag ins Wasser.

Goethe hatte die Stelle schon 1786 auf Anrathen Herder's gestrichen, erinnerte sich jedoch bei dem Gespräch mit Napoleon dieser Thatsache nicht.

Wenig befriedigt das Kapitel über „Clavigo". Man mag über das Stück denken wie man will, jedenfalls ver-

räth das Drama den Beginn einer neuen Phase der Entwickelung des Dichters, die sich auch in der Goethe'schen Einleitung zu Wagner's Uebersetzung von Mercier ausspricht. Darüber verlautet bei Weitbrecht gar nichts.

Wir haben diese Einzelheiten hervorgehoben, um an einigen Beispielen dem Verfasser zu zeigen, daß seine Behauptung: „Was man heute über Goethe weiß, sei schon beträchtlich mehr, als man brauche, um ihn zu verstehen", nicht unbedingt richtig ist. Sehr zu bedauern ist, daß Weitbrecht sein Buch durch maßlosen Zornerguß auf die Goethe-Philologen und die Goethe-Gemeinde verunziert hat. Daß bei vielen die zur Schau getragene Verehrung Goethe's unwahr ist, mag ja sein; aber geschadet hat das wol noch niemand; und die verspotteten Goethe-Philologen, die „Kleinkrämer und Kärrner" lasse er nur ruhig weiter arbeiten, vielleicht ermöglicht ihm ihre undankbare, selbstlose Arbeit wieder einmal ein solches Buch zu schreiben wie: „Diesseits von Weimar."

Wir haben uns bei dem Weitbrecht'schen Buche etwas länger aufgehalten, um so kürzer werden wir uns bei der Besprechung der unter Nr. 2—4 genannten fassen können. C. Schmidt nennt sein Büchlein „Versuch einer harmonischen Analyse des Goethe'schen Faust" (Nr. 2). Dieser Versuch ist ihm wohl gelungen. Neues hat Verfasser nicht beibringen wollen.

Bei der Anzeige der fünften Auflage von „Goethe's Mutter" von Karl Heinemann (Nr. 3) genügt wol ein kurzer Hinweis. Das Werk hat sich schnell in der deutschen Familie eingebürgert. Daß zu diesem Erfolge Frau Rath mehr beigetragen hat, als die bescheidene Arbeit des Verfassers, will ich dankbar bekennen. Unter den vielen meist anerkennenden Besprechungen des Werkes sind auch Stimmen laut geworden, die eine allzu starke Vermischung des Biographischen mit Citaten aus den Briefen von Goethe's Mutter tadelten. Vom künstlerischen Standpunkte aus wird man die Berechtigung dieses Tadels zugeben müssen; ursprünglich war auch die Biographie nur als Einleitung zu einer Ausgabe aller Briefe von Goethe's Mutter geplant, aber bei dem eigenartigen Charakter der Briefe liegt vielleicht gerade in dieser Vermischung eine Hauptursache des Erfolges. Die fünfte Auflage ist sorgfältig durchgesehen und um mehrere Bilder bereichert worden.

Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes ist meine Goethe-Biographie (Nr. 4) abgeschlossen. Anstatt einer Besprechung drucke ich hier eine Stelle aus dem Kapitel: die „Wahlverwandtschaften" ab:

> Ueber die Meisterschaft der künstlerischen Darstellung des Romans sind alle Kritiker einig. Die Klarheit der Exposition, die sichere Führung der Handlung bis zum Höhepunkt im ersten Theil, der Katastrophe im zweiten auch äußerlich ganz gleich gestalteten Theil, die classische Schönheit der Sprache, die Gegenständlichkeit der Darstellung, die plastische, ergreifende Gemälde vor uns zaubert, und alle die Vorzüge der Goethischen Kunst wird ein empfängliches Gemüth immer wieder bewundern und anstaunen.

Anders steht es mit der sogenannten Tendenz des Romans. Misgünstige sowol als wohlwollende Urtheile über den Roman pflegen von seiner Moralität oder Unmoralität auszugehen. Schon Goethe selbst hat gegen den Vorwurf der Unmoralität mit den Worten Front gemacht: „Solche Urtheile thun mir leid, es ist doch mein bestes Buch. . . . Das Gesetz in dem Buche ist wahr, das Buch ist nicht unmoralisch, man muß es nur vom größern Gesichtspunkte betrachten." Das Gesetz, um wieder des Autors eigene Worte zu gebrauchen, ist dasselbe, das Christus gegeben hat: „Wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, hat schon die Ehe gebrochen mit ihr." Da das Nackte und Natürliche nie lüstern dargestellt wird, da Ottilie und Eduard ihre Gedankensünde mit dem Tode büßen, so muß auch der Tadel des strengsten Moralisten verstummen.

Aber der eigentliche Grund für die falsche Auffassung des Romans liegt auch weniger in dem Roman selber, als in der Meinung, die das Publikum von dem Autor hatte und zum Theil noch hat. Aus der Thatsache, daß Goethe viele Jahre seine Ehe des kirchlichen Segens entbehren ließ, schloß man auf lässliche Anschauung von der Heiligkeit der Ehe und glaubte in den Gestalten des Romans, die sich dieser frivolen Meinung schuldig machen, die Vertreter des Dichters selber zu sehen, ohne daran zu denken, daß doch der Schluß die Unauflöslichkeit der Ehe predigt. Soviel jedoch wird richtig sein, daß die schiefe Stellung, in der Goethe durch seine Gewissensehe einem großen Theil seiner Nation gegenüber sich befand, den Grund zur Wahl gerade des Themas von der Ehe gegeben hat. Die Frage, die in dem Romane behandelt wird, hat ihn von den Jünglingsjahren an immer wieder beschäftigt, und der Versuch ihrer Lösung hat oft manchmal tief in sein Leben eingegriffen. Aus Wetzlar war er geflohen, um bräutliches Glück nicht zu stören, zehn Jahre hatte er in Weimar den schweren Kampf der Liebe gegen das Gesetz und die Sitte mit vielen Opfern gekämpft; sein Werther und die Stella und Clavigo und die vielen an Frau von Stein gerichteten Gedichte begleiten und lindern seine Leiden. Er hatte der Welt bewiesen, was er denen, die ihn kannten, nicht erst zu beweisen brauchte, daß für ihn die Ehe heilig und unverletzlich war. Nun hatte er selbst diesem Gesetze anscheinend Hohn gesprochen, indem er es verschmähte, seiner Ehe die gesetzliche Form zu geben. Darum erschien es fast nothwendig, daß er, der erste Dichter und der Führer der Nation, seine wahre Meinung offenbarte. Was die Ehe zu einem sittlichen Bande macht, so lehren die „Wahlverwandtschaften", ist nicht der kirchliche Segen, sondern die Liebe der beiden Gatten. Wo sie fehlt, ist auch der kirchlich eingesegnete Bund unsittlich. Wer sich ohne die Weihe des Gesetzes oder der Kirche verbindet, handelt gegen die Sitte und gegen das Herkommen, wer sich ohne Liebe verbindet, gegen die Natur, gegen Gott. Wo die beiden Gesetze in Widerstreit treten, wo die Erkenntniß zu spät eintritt, daß der Bund ohne Liebe geknüpft sei, da tritt jenes tragische Geschick ein, dessen Inhalt der Roman ist. So sehr bewegten den Dichter diese Gedanken, daß es nur noch eines äußern Anlasses bedurfte, um sie in einer großen Dichtung zu verkörpern. Es war dies, wie wir schon wissen, seine Liebe zu Minchen Herzlieb, auf die er selbst in den Annalen hindeutet: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet." So konnte er denn diese Dichtung das einzige Product nennen, bei dem er sich bewußt gewesen war, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, so konnte er mit dichterischer Uebertreibung „in ihr jede Zeile als erlebt" bezeichnen, „wenn auch nicht so, wie sie erlebt worden".

Den Inhalt des Romans haben wir schon angedeutet. Eduard und Charlotte glauben, sich aus Neigung geheirathet zu haben; in der Ehe kommen sie zu der Erkenntniß ihres verhängnißvollen

Irrthums. Charlotte kann die Neigung zu einem andern Manne, dem Hauptmann, nur durch große sittliche Energie unterdrücken, Eduard unterliegt einer geradezu vernichtend auftretenden Leidenschaft für ein unschuldvolles Mädchen, Ottilie, die den Mangel an sittlicher Kraft, ihre Neigung zu Eduard zu ersticken, mit dem Tode büßt, in den Eduard ihr folgt. Die Tragik besteht in der unheimlichen, magisch geheimnißvollen Gewalt der gegenseitigen Anziehungskraft der Liebenden, die der Dichter, um damit zugleich dem Roman den Namen zu geben, mit einem bekannten chemischen Vorgang vergleicht: darum ist der Roman von vielen als Schicksalsdichtung aufgefaßt worden, und der Dichter hat manches gethan, was diese Anschauung bestätigt. Außer der dämonischen Kraft, die gerade Ottilie in dem Augenblicke, da sie entsagt hat, in die Arme dessen führt, dem sie entfliehen will, waltet fast unentrinnbar durch das ganze Werk eine Ironie des Schicksals, die wie in Sophokles' vollendetstem Drama gerade das zum Unheil wendet, worin der Verstand der Menschen Rettung und Hoffnung sah. So wird der nächtliche Besuch Eduard's zu furchtbarem Verbrechen, so führt das süßeste Unterpfand der Liebe, das Kind, die Katastrophe herbei, und Mittler's gute Absichten beschleunigen den Tod Ottiliens. Mystische Empfindungen, räthselhafte Aeußerungen über den Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Welt, das somnambule Wesen Ottiliens, ihre geheimnißvolle Beziehung zur Natur, dazu die unheimliche Gewalt einer unsichtbaren Kraft, die selbst einen so auf sich selbst gestellten Charakter wie Charlotte verzweifelnd ausrufen läßt: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen . . . es greift zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen", alles das breitet über den Roman jene schwüle Atmosphäre, die dem Schicksalsdrama der Alten eignet. Aber ebenso oft hat man den Roman den Charakterdichtungen zugerechnet, denn wenn etwas groß und bedeutend an ihm ist, so ist es eben dies, daß der Charakter der Menschen sich selbst das Schicksal bereitet.

Der Streit erscheint uns müßig. Jede wahre Dichtung muß Charakterdichtung sein, eine Dichtung, in der die Gestalten ohne freien Willen und ohne Verantwortung wirken, ist ein Unding. Die griechische Tragödie ist daher ebenso Charaktertragödie wie die Shakespeare's; da es aber im Wesen des Tragischen liegt, daß die Wirkung um so größer ist, je geringer die tragische Schuld ist, so bedienten sich die griechischen Tragiker des Kunstmittels der Orakel und des Schicksals, um die Täuschung zu erwecken, als wenn den Helden eine dämonische Gewalt in das Verderben treibe. Mit größter Kunst hat Goethe in seinem Roman dies Mittel der Antike verwendet, und daß der Streit, ob die „Wahlverwandtschaften" eine Schicksals- oder Charakterdichtung seien, noch immer nicht geschlichtet zu sein scheint, gerade das ist der höchste Triumph des Dichters. Unter den Recensionen seines Romans, die Goethe gelesen, hat er besonders der freudig zugestimmt, die den Beweis zu führen versuchte, „daß das Factum aus der Natur der Charaktere hervorgehe". Wie in allen seinen Dichtungen liegt auch hier in der Gestaltung der Charaktere der Schwerpunkt der Goethe'schen Kunst.

Das Beiwerk, der Bilderatlas zu Goethe's Leben hat allgemeinen Beifall gefunden. Die von wohlwollender Seite ausgesprochene Befürchtung, es möchten gerade die Goethe-Forscher an den Bildern Anstoß nehmen, wird sich hoffentlich nicht als berechtigt erweisen. Hat doch einer unserer bedeutendsten Germanisten das Studium der Bildnisse Goethe's zu einem besondern Zweig der Goethe-Philologie erhoben. Unter dem Vorurtheil, das jedes illustrirte Werk für oberflächlich und unwissenschaftlich hält, werde ich hoffentlich nicht zu leiden haben.

Eine wahre Fundgrube für bildliche Darstellungen aus Goethe's Jugend bietet die vor einigen Monaten eröffnete Ausstellung des Hochstifts in Frankfurt am Main. Wir kommen mit der Besprechung des prächtigen Kataloges (Nr. 5) dieser Ausstellung etwas spät, da sie bereits im November wieder geschlossen werden soll, doch kommen wir nicht zu spät, weil der prächtige Katalog mit seinen zahlreichen Abbildungen und seinen Nachweisen des Standortes und dem Besitz der Bilder auch an und für sich sehr werthvoll ist. Unter den 666 Nummern: Autographien, Bilder, Schattenrisse, Druckwerke und Erinnerungsgegenstände, die sich außer auf Goethe selbst auf die Familienmitglieder, die Freunde und Bekannten, die Besuche der Frau Rath, die Stadt und das Theater, die Krönung Joseph II., die französische Occupation u. s. w. beziehen, heben wir von Bildern, die als bisher neu oder wenig bekannt dem Katalog auf einundzwanzig Tafeln beigegeben worden sind hervor: das älteste Oelgemälde von Goethe, die Tuschzeichnung Goethe's in seinem Arbeitszimmer, von ihm selbst, die Lips'sche Zeichnung von Klinger, Goethe's Kreidezeichnung von Horn, die Schmoll'sche Tuschzeichnung von Merck, das Oelgemälde von Maximilian Brentano. Otto Heuer hat mit bekannter Sorgfalt die erläuternden Bemerkungen geschrieben, die nur manchmal etwas zu kurz ausgefallen sind. Man vermißt hin und wieder eine Bemerkung über die Authentität der Bilder; bei Nr. 98 z. B. möchte man gern etwas Genaueres über J. D. Bager, der 1773 das erste Goethe-Bild gemacht hat, erfahren. Vielleicht finden diese hier bescheiden geäußerten Wünsche bei irgendeiner andern Gelegenheit wohlwollende Aufnahme und Berücksichtigung.

Ueber die neue Goethe-Ausgabe (Nr. 6) haben wir schon so oft ausführlich berichtet, daß wir uns diesmal mit einem Hinweis auf die neu erschienenen Bände begnügen können, zumal diese, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht viel Neues bieten. Unter diesem Neuen ist an erster Stelle zu nennen das in Band 18 abgedruckte Goethe'sche Fragment: „Das Mädchen von Oberkirch." Dieses bisher völlig unbekannt gewesene dramatische Fragment ist in einer von Goethe selbst geschriebenen Handschrift des Goethe- und Schiller-Archivs erhalten. Unter den Titel hat Eckermann geschrieben: „Soll nicht mitgetheilt werden." Nach der Meinung des Herausgebers (Gustav Roethe) ist das Fragment mit dem Revolutionsstück gemeint, dessen die Tagebücher am 24. Februar 1806 und am 6. Januar 1808 gedenken, doch ist die Entstehung gewiß gleichzeitig mit den andern Revolutionsdramen. Die Zeit der Handlung ist die unmittelbar nach der Revolution. In dem Fragment, den zwei ersten Auftritten des ersten Actes, wird uns geschildert, daß ein Baron den Entschluß faßt, ein vortreffliches Mädchen, das sich in dienender Stellung befindet, zu heirathen. Ein Geist-

licher verräth uns seine Liebe zu demselben Mädchen. Das erhaltene Schema gibt leider sehr wenig Anhalt für den Plan des Ganzen.

Von den beiden neuen Briefbänden bringt Band 18 eine Anzahl Nachträge und sachlich unbestimmte Briefe, sowie eine höchst willkommene Beigabe, ein ausführliches Register für die Bände 9—18. Band 17, der die Jahre 1804 und 1805 (bis 6. Mai) umfaßt, hat wieder eine große Zahl bisher unbekannter zum Theil wichtiger Briefe aufzuweisen. In einem Brief an Eichstädt, vom 29. Februar 1804, der sich unter anderm mit dem Aufsatz von Mareard „Rückblick einiger Neuerungen in der deutschen Sprache" beschäftigt, bringt der Herausgeber in den Lesearten ein undatirtes und unadressirtes Schriftstück Goethe's, das uns seine Bemühungen zur Abfassung eines großen deutschen Wörterbuchs schildert:

> Hiezu wünscht ich, heißt es hier unter anderm, daß sich im Stillen eine kleine Societät zusammen thäte, nicht zu einem Kleyen-, sondern womöglich Waizen-Verein. Unser Voß müßte präsidiren, die Herren Eichstädt, Fernau, Voß der Sohn würden sich anschließen, und Schiller und ich nach unserer Weise nicht unwirksam bleiben.

Darauf folgen Vorschläge wegen des Erlasses eines Aufrufs, der Eintheilung des Sprachgebietes in Provinzen und die Mitarbeit von Liebhabern, „die den Stoff herbeizuführen geneigt wären". Voß, „der hier gleich einer ganzen Akademie steht", sollte die Oberleitung haben.

Karl Heinemann.

Moderne Romane.

1. Vom gastfreien Pastor. Von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 2 M.
2. Die Tugendhafte. Humoristische Erzählungen. Von Hans Land. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 2 M.

Ein Theil unserer modernen Schriftsteller bemüht sich krampfhaft, dem Dirnenwesen eine humoristische Seite abzugewinnen. Wir werden natürlich mit solchen Schriftstellern nicht vom sittlichen Standpunkt aus rechten; denn wer hinsichtlich des Dirnenthums auf dem Standpunkte dieser Schriftsteller steht, der lacht über jede „tugendhafte Entrüstung" eines Kritikers. Daß aber die Versuche sämmtlich jämmerlich misglücken, das erspart uns den Nachweis der ästhetischen Unmöglichkeit. Tragisch, vielleicht sentimental läßt sich dieser Stoff anfassen und ist bekanntlich, sogar dramatisch, schon oft genug angefaßt worden; aber humoristisch nicht. Das Geschlechtliche enthält überhaupt im Gegensatz zum Cynischen nichts humoristisches: man kann darüber gute und schlechte Witze machen; wie man aber diese Sache mit Humor soll behandeln können, das ist ein noch unlösbares Problem. Und die humorlosen Modernen werden es am wenigsten lösen, so sehr wir uns freuen würden, wenn endlich der Humor bei den Modernen das Feld gewönne. Denn es ist uns ein Beweis von Gesundung und ferner ein Beweis, daß die Natur über den ästhetischen Fanatismus den Sieg davonträgt. Jeder Fanatismus, der theologische wie socialdemokratische, wie ästhetische, ist humorlos.

Freilich zeigen auch die Humoresken der beiden Schriftsteller, die uns hier beschäftigen, noch eine recht bescheidene Stufe des Humors. Aehnliche Humoreskenichtigkeiten, wie wir sie hier finden, gibt es in den Familienblättern gerade genug. Nur haben die Humoristen alten Stils vor den Modernen das voraus, daß sie auch in ihren dürftigsten Producten noch irgendeine Gemüthssaite mitklingen lassen — für den Humor jeder Art eine Grundvoraussetzung — während sich die Modernen ängstlich vor allem hüten, was deutsches Gemüth heißt. Und die wollen humoristisch sein!

Keine humoristische, aber eine witzig-boshafte Feder hat Otto Erich Hartleben (Nr. 1); er ist der Heine unter den Modernen. Seine Geschichte „vom gastfreien Pastor", seine Witze über Stolberg am Harz und die Grafen von Stolberg erinnern sogar direct an Heine'sche Vorbilder. Daß er zu seinem Versuchsobject neben dem Grafen auch einen Pastor genommen hat, wollen wir ihm selbstverständlich nicht verübeln; aber die Bosheit geht doch bis zur Verleumdung eines ganzen Standes, wenn er die Pastoren der Umgegend von Magdeburg als gute Bekannte sittlich verworfener Frauenzimmer hinstellt! Für Hartleben, das weiß ich, ist das ja keine Verleumdung. Er und seinesgleichen sind soweit, wie Hans Land (Nr. 2), der S. 27 bekennt:

> Als mildernder Umstand mag gelten, daß Frauenschönheit auf mich immer wie ein Narkotikum wirkt und mir den Gebrauch meiner Verstandeskräfte beinahe zur Unmöglichkeit macht.

Daß dies wieder direct auf Zola, insbesondere auf „Nana" zurückgeht, braucht keine weitere Ausführung. Im übrigen ist Hans Land weiter nichts als eine schwächliche Copie von Hartleben. Humoristisch ist er eben so wenig wie jener; aber er besitzt nicht einmal das königliche Geschenk witziger Boshaftigkeit.

3. Julie's Tagebuch. Roman. Von Peter Nansen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

Julie Magens, Tochter eines Malers, sehnt sich aus der Enge des dumpfen häuslichen Lebens hinaus. Durch die Heirath mit ihrem Jugendfreund Erik würde sie das erreichen; allein er ist ihr zu philiströs, und sie sagt ihm ab. Inzwischen hat sie den Schauspieler Mörck kennen gelernt, liebt ihn von ganzem Herzen und wird seine Geliebte. Nach einiger Zeit ist der Herr der Schöpfung „müde" und löst das Verhältniß; sie muß ihn, weil er

„müde" ist, freigeben, „wie hart, wie ungerecht es auch ist". Natürlich ist sie trostlos, aber schließlich heirathet Erik die abgeschaffte Geliebte: „in seinen Augen hatte sie kein Verbrechen begangen. Sie hatte den andern geliebt. Und er empfand Freude, weil er ihr jetzt eine Stütze sein konnte und weil er wußte, daß sie nicht seine Gattin wurde, um ihn zu betrügen." Woher der Dummkopf das weiß?

Ich brauche kein Wort zu verlieren, um die Höhe des sittlichen Standpunktes zu kennzeichnen, auf dem Nansen's Held steht. Nun eines wünsche ich allen den Herren Schriftstellern dieser sittlichen Qualität, daß sie das, was sie so als ganz selbstverständliche moderne Sittlichkeit vortragen, an ihren eigenen Töchtern erführen. Wenn sie dann noch solche Romane schreiben, dann erst glaube ich ihnen, daß sie nicht ein leichtsinniges Spiel mit ewigen sittlichen Gesetzen treiben, sondern mit vollem Ernste für einen als richtig erkannten sittlichen Standpunkt eintreten.

Dies vorausgeschickt, erkenne ich vollkommen an, daß der Roman mit großem schriftstellerischen Geschick und mit bestechender Sophistik geschrieben ist. Alles was auf Grund der bisherigen Moral für unmoralisch gehalten wird, wird hier durch die Kunst der Darstellung in das Gegentheil umgewandelt, und selbst der Leser, welcher vor Tagebuchromanen einen gelinden Schauder empfindet, wird von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt.

4. Alltagsmenschen. Roman. Von Carry Brachvogel. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

Ehebruch, aus der Langeweile eines mit allen irdischen Gütern gesegneten Durchschnittsweibes geboren — das ist das Thema dieses Romans von Carry Brachvogel. Es heißt darin:

Elisabeth dachte nur, daß es schön sein müsse, so sein eigener Herr zu sein (wie der Legationsrath Haßling), so in steter Berührung mit allen Fasern des Lebens, mit allem Großen, was es bedeutet, und mit allem Kleinen, was es schmückt, nicht gebunden sein an die abgezirkelte Enge eines eigenen Hausstandes und in der endlosen Reihenfolge schöner Tage, die schönsten noch unerlebt in blauer Zukunft schlummern wissen, es noch ungesprochen bei sich tragen, das große Wort der Liebe — ja wer auch noch so frei und glücklich wäre! — — nur unfrei fühlte sie sich in Haßling's Gegenwart und schier schamhaft ergriffen, der weibgewordenen Walküre nicht unähnlich, die zum ersten mal seit ihrer Erniedrigung dem walhallbewohnenden Gott begegnet.

Und an anderm Ort:

Sie wäre ja gar zu gern eine außergewöhnliche Frau gewesen, eine von jenen, die als temperamentvoll gelten und über die hinweg sich die Männer mit verständnißvollem Blinzeln ansehen; aber sie war nicht schlecht genug, um sich ihres Fehltrittes in aller Seelenruhe freuen, und bei weitem nicht groß genug, um ihr Thun nur vor den Gesetzen ihres eigenen Ichs verantworten zu wollen und zu können.

Elisabeth, die Mutter eines zarten Kindes, fällt also dem Alltagsmenschen Haßling ganz alltäglich zum Opfer, fühlt sich Mutter, und ihr Gatte, der Alltagsmensch, verstößt sie in der üblichen Zornesscene, um sie nachher wegen seines Kindes nebst dem andern doch im Hause zu behalten — lediglich als Mutter und Pflegerin seines Kindes, nicht als Gattin. Damit schließt wieder einmal auf gut modern ein Roman da, wo der Conflict und zwar ein ganz neuer, höchst interessanter und wirklich fin de siècle-Conflict eigentlich erst anfängt. Aber so beliebt es nun einmal unsern Modernen: sie schlagen dem Leser die Thüre vor der Nase zu, gerade dann, wenn er eintreten möchte, vielfach aus dem einfachen Grunde, weil sie selber nicht weiter wissen. Wir gestehen, daß es uns ungleich interessanter gewesen wäre, wenn der Inhalt des ganzen Romans in einem Kapitel abgemacht worden wäre, und derselbe da angefangen hätte, wo er jetzt aufhört. Aber ein Moderner liebt die behagliche Breite am meisten in Ausführung von Ehebrüchen, weil er immer noch glaubt, es sei hierbei was Pikantes. Als ob nicht die Ehebruchsliteratur längst so trivial geworden wäre wie die Minneseligkeit alten Stils!

„Alltagsmenschen" — der Titel schon ist wieder recht bezeichnend für die Modernen. Gerade weil uns die Alltagsmenschen und ihr Thun und Lassen dichterisch nicht im geringsten interessiren, so wenig, wie malerisch ein Rübenacker oder eine staubige Landstraße, gerade deshalb müssen wir ihre Bekanntschaft machen. Denn das Alltägliche ist die wahre moderne Poesie! Und wie heute noch gewisse Maler ihre ganze Kunst an einen Rübenacker setzen, so auch unsere Schriftsteller. Sie thun es, um zu zeigen, daß man aus allem etwas machen kann, vor dem das liebe Publikum die Augen aufreißt und den Mund aufsperrt.

Und daß Carry Brachvogel das kann, hat sie in ihrem Theil bewiesen; sie besitzt das gesammte psychologisch-physiologische Rüstzeug der modernen Romanschreiberei, die freilich auch die alte romanhafte Sentimentalität, z. B. das Krankenbett eines geliebten Kindes nicht entbehren kann. Vielleicht versucht sich die Verfasserin mit ihrem unzweifelhaft vorhandenen Talent — nun, sagen wir einmal — an Fortsetzung und Schluß des Romans, dafern sie es nämlich für möglich hält, daß Verhältnisse, wie sie am Schlusse dieses Romans bestehen, überhaupt eintreten können.

Richard Weitbrecht.

5. Sturmwind im Westen. Ein Berliner Roman. Von Felix Hollaender. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 4 M.

Den „Sturmwind im Westen" — so heißt der neueste Roman Felix Hollaender's — hat ein wiener Blatt zuerst gespürt. Dessen sensationelle Notiz übernahm die „Frankfurter Zeitung" allzu gefällig, und noch ehe die ersten Exemplare des Hollaender'schen Buches versandt waren, raschelte es in der berliner Presse, und in Berlin W. tuschelte man es sich in die Ohren, daß der „Sturmwind im Westen" „Sensation" erregen würde.

Nun ist das Werk da. In einem geschmacklosen und künstlerisch roh illustrirten Umschlag steckt — ich will mein Gesammturtheil vorwegnehmen — eine gewöhnliche

Colportagegeschichte, zusammengetragen aus dem Klatsch und den Criminalfällen Berlins der letzten Jahre, und dargestellt in einem unverarbeiteten, wüst hingehauenen Stil.

Der ist des Dankes seiner Zeit gewiß, der aus seiner Zeit schöpft. Die mächtige realistische Strömung in der Literatur zeigt den Hunger nach derber Thatsächlichkeit und die Sucht, die Vielheit der drängenden Erscheinungen künstlerisch zu fassen und zu begreifen. Darin liegt die Thatsache eingeschlossen, daß kein realistischer Poet mit anderm Material arbeiten kann, als seine Zeit ihm bietet. Und so sind in der realistischen Literatur der Gegenwart tausend Probleme berührt, die uns tief bewegen; tausend Menschen wandeln darin herum, die unsere Hand ergriffen oder weggestoßen haben, und feine Zusammenhänge thun sich blitzschnell auf, die unsere spürige Seele nur tiefgeheim geahnt hat.

Der Schwerpunkt der Frage ist: Wie weit darf der Künstler Motive der Gegenwart benutzen? Ich entscheide mich unbedingt für die Antwort: So weit er selber will! Aber in dem Worte „weit" liegt der Haken. Hier begegnen sich der Künstler und der Dilettant, der Dichter und der Reporter, die Freude am künstlerischen Bewältigen und das Behagen am Klatsch.

Von dem Unterschiede zwischen künstlerischer Beherrschung eines Stoffes und einer reportergleichen stupiden Wiedergabe einiger Sensationsfälle hat Felix Hollaender keine Ahnung. Was ist das für ein Roman, dessen Personen jeder eingeweihte Berliner mit Namen benennen kann?

Gebrüder Sommerfeld haben sich erschossen; Wolff hat bankrott gemacht; Frau Dr. Prager hat durch ihren Bruder ihren Mann erschießen wollen; Sommerfeld's haben das Ostseebad Binz (im Roman Danz) geschaffen; einer von ihnen hat über zwanzig Paar Lackstiefeln hinterlassen . . . alles das ist in dem „Romane" Felix Hollaender's getreu wiederholt, und er gleicht daher einem Sammelsurium von Polizeiberichten, Criminalfällen und Klatschgeschichten ohne jede künstlerische Verarbeitung und ohne Composition. Als ob die Freude am Rohstofflichen ihm die Feder geführt hat, werden in aller Hast noch Spielgeschichten, Diners bei Dressel, Soiréen bei Sommerfeld's, Cancanscenen u. s. f. knapp und im Reporterstil erzählt. Ich habe immer die Besorgniß gefühlt, als hätte Hollaender Furcht gehabt, nicht genug „Sensation" zusammenraffen zu können.

Gegen die Benutzung der letzten berliner Skandalgeschichten an und für sich ist nichts einzuwenden. Aber ein naives Aufkleben und Aneinanderreihen von Zeitungsausschnitten ist keine Kunst, nicht einmal ein Kunststück. Schade, daß der Fall Steinthal, ebenso wie der Fall Heinze unverwerthet geblieben ist! Aber das spielt ja nicht in Berlin W.; vielleicht schreibt Hollaender den Ergänzungsroman aus Berlin N.!

Ist das Werk dichterisch kaum mehr werth als ein Colportageroman, so besteht er auch nicht, wenn ich den höchsten Maßstab, den rein künstlerischen, aufgebe, und mich mit einem Surrogat begnüge. Aber auch vor dem Forum der Ethik ist er schlimm daran. Er ist maßlos ungerecht. Seit wann berechnet man die positive Moralität eines Volkes nach seiner Criminalstatistik, nach dem „Budget der Gefängnisse und Schaffotte" wie Quételet sich ausdrückt? Seit wann charakterisirt man Berlin W. nach seinen moralisch wie finanziell bankrotten Charakteren? Wenn die Wolff's und Sommerfeld's typisch für Berlin W. sind, dann her mit der Sündflut! Aber der Blick für das Sensationelle hat den Verfasser unglaublich ungerecht gemacht, denn in dem Gewirr von Schurken, Bankrotteurs, Genußsüchtlern, Speculanten, Dirnen u. s. w. nehmen sich die paar anständigen Charaktere wie unangenehme Ausnahmen aus.

Aber selbst diese Schilderung schwarz in schwarz hat künstlerisch ihre Berechtigung, wenn schneidender Ernst oder bittere Satire sie dictirt. Gewiß, ernsthaft will das Buch sein, aber dieser Ernst hat etwas Unehrliches an sich; keine Persönlichkeit trägt ihn, sondern das hämische Behagen am Klatsch hat sich mit ihm drapirt, um sich eine gewisse Würde zu geben. Wie komisch, wenn Hollaender einen alten Commerzienrath mit directer steckbriefartiger Charakteristik hinstellt und dann ausruft: „Sie geben zu, meine Damen und Herren, ein Prestidigitateur allerersten Ranges!" Solche naive Schlußfolgerungen zieht der Verfasser selber, anstatt daß sie der Leser auf Grund seiner Darstellung selber gewinnen soll!

Nicht minder grob und deutlich ist die psychologische Kunst Hollaender's. Alle guten Geister, die ihm in seinen ersten Romanen beigestanden, haben ihn verlassen. Die psychologischen Feinheiten, die manche Seite seiner freilich schlecht stilisirten Romane ausgezeichnet haben, sind Plattheiten gewichen. Junge Mädchen haben einen geheimnißvoll-erwartenden Gesichtsausdruck, der aus den Mienen einer Frau „ach so schnell" entflieht (S. 61); der einzige ehrliche Advocat des Buches, ein gebildeter Großstädter, ist verwundert, daß unglückliche Eheleute vor fremden Leuten sich wie — Verliebte geberden (S. 76). Eine feine Scham ist „vielleicht das Beste in jeder Frau" (S. 209) u. s. f. Trivialitäten sind freilich immer noch besser als Unmöglichkeiten. Wenn beispielsweise sich der serbische Gesandte „bei seinen Arbeiten" von seiner Geliebten, einer kleinen berliner Bankiersfrau, helfen läßt, so hat Serbien trotz seiner Unkultur das nicht verdient.

Man kann selbst von sehr schlechten Romanen sprechen und mit Achtung von ihnen Abschied nehmen. Das geschieht, wenn man eine tiefe literarische Ehrlichkeit verspürt. Es gibt keinen Dichter, dessen Werke nicht ungleich wären, dessen schöpferische Begabung nicht Schwankungen ausgesetzt ist, aber die Ehrlichkeit der Persönlichkeit muß überall wahrzunehmen sein, sonst wird aus der Poesie eine sehr niedrige und unheilige Sache. Bei dem letzten Buche Hollaender's fehlt diese Ehrlichkeit ganz. Wer so reporter-

haft einen Roman zusammenbaut, wer einen so ungereinigten Stil schreibt, wer weder künstlerische Zwecke hat, noch sich mit ethischen Zielen begnügt, wer weder Sittenschilderer noch Satiriker sein will, sondern nur ein sensationeller Pfuscher, der kann nicht erwarten, daß er noch ernst genommen wird. Im Deutschen Reiche hat man schon ein starkes Mistrauen gegen die „berliner Literatur". Es ist beklagenswerth, daß der Hollaender'sche Roman dieses Mistrauen allzu sehr nährt.

Ludwig Jacobowski.

Zur Philosophie.

Einleitung in die Philosophie. Von Oswald Külpe. Leipzig, S. Hirzel. 1895. Gr. 8. 4 M.

„Aus didaktischen Bedürfnissen und Erfahrungen ist diese Schrift hervorgegangen, und zu der philosophischen Arbeit der Gegenwart will sie zugleich einen bescheidenen Beitrag liefern" — so bezeichnet der Verfasser selbst die zweifache Absicht, die er mit seiner „Einleitung in die Philosophie" verfolgt. Damit ist in der That die Bedeutung des Külpe'schen Buches gekennzeichnet. Wir besitzen bis heute keine einzige Schrift, die einmal den gesammten Bestand der modernen philosophischen Arbeit übersichtlich zusammenzufassen suchte, mit dem Zweck, Anfängern und Laien eine vollständige Orientirung über sie zu ermöglichen. Külpe's „Einleitung" ist schon allein wegen dieser encyklopädischen Uebersicht über die ganze philosophische Arbeit der Gegenwart ein äußerst brauchbares Buch. Und sie gibt mehr als das. Die Probleme und die Richtungen der heutigen Philosophie werden stets im Zusammenhang mit ihrer Vorgeschichte, mit ihrer Entwickelung aus vergangenen Forschungsstadien geschildert. Dabei begnügt der Verfasser sich niemals mit einfacher Berichterstattung, überall wird das Werthvolle und Bleibende in der Entwickelung der philosophischen Gedanken geschieden von dem Ueberlebten, Veralteten: und ganz besonders die gegenwärtige Philosophie erfährt eine durchgreifende Kritik, der der Verfasser dann nicht selten bedeutende Beiträge eigener Forschung und Gedankenarbeit zugesellt. Der Inhalt des Werkes ist auf vier Kapitel vertheilt. Das erste behandelt: „Begriff und Einleitung der Philosophie", das zweite: „Die philosophischen Disciplinen", das dritte: „Die philosophischen Richtungen" und das vierte Kapitel ist der Darstellung eigener Ansichten des Verfassers über: „Aufgabe und System der Philosophie" gewidmet. Man sieht hieraus, daß der Verfasser den eigenen Standpunkt erst in dem Schlußkapitel entwickelt. Demgemäß mußte der gesammten Ausführung der drei ersten Kapitel eine blos vorläufige Begriffsbestimmung der Philosophie zu Grunde gelegt werden, es ist die des Philosophen Ueberweg, wonach die Philosophie als „Wissenschaft von den Principien" angesehen wird. Damit hat der Verfasser zugleich einen vorläufigen Eintheilungsgrund für die philosophischen Disciplinen gewonnen, die behandelten Principien können allgemeinere und speciellere sein, und danach lassen sich allgemeine und specielle philosophische Disciplinen unterscheiden. Zu den allgemeinen rechnet Külpe die Metaphysik, Erkenntnißtheorie und Logik; zu den speciellen Naturphilosophie, Psychologie, Ethik und Rechtsphilosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie und Philosophie der Geschichte. Die Sociologie kommt hierbei unter dem Titel Philosophie der Geschichte zur Sprache.

Der Verfasser beginnt mit einer Charakteristik der Metaphysik als der allgemeinsten philosophischen Disciplin. Ihre eigentliche Aufgabe ist der Ausbau einer „Weltanschauung". Darin befriedigt sich ein theoretisches und ein praktisches- oder Gemüthsbedürfniß des Menschen. Das erstere erstrebt in der Metaphysik eine widerspruchslose Ergänzung der Lücken, welche die Einzelforschung nothwendig übrigläßt; das zweite will eine Antwort suchen auf zahlreiche Fragen, zu denen die Betrachtung der Welt nach vorwiegend ethischen und religiösen Gesichtspunkten den Menschen immer wieder hindrängt. Ganz besonders soll es das Verlangen nach einem Ausgleich zwischen den immer wandelbaren, wissenschaftlichen Erkenntnissen eines Zeitalters und den „unverlierbaren Bestandtheilen religiöser Anschauung" sein, was der Metaphysik eine dauernde Werthschätzung sichert. Ganz vortrefflich ist die kurze Betrachtung über die Beziehungen der Metaphysik jedes Zeitalters zu seinen gesammten Culturverhältnissen, insbesondere zu seiner Werthschätzung der Wirklichkeit und der Güter des Lebens (S. 29). Freilich wird durchaus nicht jeder Leser mit der Auffassung Külpe's einverstanden sein. Zuerst könnte man protestiren gegen die Meinung, daß die Metaphysik Lücken der Einzelforschung zu „ergänzen" habe. Der Metaphysiker kann doch nicht einfach materiale Erkenntniß aus dem Aermel schütteln, wo ihn die Forschung im Stich läßt. Nicht die „Ergänzung", sondern die logische Systematisirung der Ergebnisse der Einzelforschung ist seine Aufgabe. Und darin bethätigt sich ein anderes „Bedürfniß der menschlichen Vernunft", das der Verfasser merkwürdigerweise ganz übersieht: es ist der deductive Trieb des Menschen, der Zwang, alle Erkenntniß erst dann als befriedigend anzuerkennen, wenn die logische Ableitung derselben aus einem Princip gelingt. Wenn ferner der Verfasser meint, es lasse sich von vornherein nichts für oder gegen die Aufstellung eines oder mehrerer Principien der Welterklärung sagen, a priori dürfe weder dem metaphysischen Monismus, noch dem Dualismus oder Pluralismus ein Vorrang zugesprochen werden (S. 126),

so ist diese Behauptung so offenbar unrichtig, daß sie kaum der Widerlegung bedarf. Ceteris paribus, d. h. bei gleichen Chancen für die Welterklärung muß immer dem einfachern Erklärungsprincip der Vorzug gegeben werden, also den monistischen Erklärungsweisen vor den pluralistischen, das ist erstens rein wissenschaftlicher Grundsatz und gilt auch für diejenige Auffassung der Metaphysik, die von ihr reale Erklärungsprincipien verlangt, und es wird zweitens durch den gerade in der Metaphysik zum Ausdruck kommenden deductiven Trieb des menschlichen Geistes gefordert und gilt demnach für die metaphysischen Systeme, die sich in deductiver Ableitung der Welterkenntniß ergehen. Daraus erklärt sich auch die Vertheidigung des Dualismus, die der Verfasser anstrengt, auf die wir im Folgenden noch zurückkommen, und man begreift nun leicht, warum Külpe es gar nicht verstehen kann, daß alle Philosophen der Neuzeit einen dualistischen Standpunkt, wie z. B. den des Descartes als einen minderwerthigen angesehen haben, über den die menschliche Vernunft nothwendig hinausdränge (vgl. S. 147).

An die Metaphysik schließt der Verfasser eine Entwickelung der Geschichte und der gegenwärtigen Aufgaben der Erkenntnißtheorie und der Logik. Beiden Wissenschaften, insbesondere der Erkenntnißtheorie wird die höchste Bedeutung für die philosophische Forschung zugeschrieben, ja die eminente Werthschätzung der Erkenntnißtheorie, die dem Verfasser geradezu als die specifisch-philosophische Wissenschaft erscheint, ist charakteristisch für den ganzen Standpunkt Külpe's. Die Definitionen dieser beiden Wissenschaften werden von dem Verfasser durch eine Aufzählung ihrer Aufgaben mit dankenswerther Bestimmtheit und Vollständigkeit erläutert, doch vermissen wir den Nachweis des systematischen Zusammenhanges aller dieser aufgezählten Einzelfragen, ganz besonders bei der Erkenntnißtheorie. Es erklärt sich diese Darstellungsweise des Verfassers aus seinem Bestreben, in erster Linie bei jeder Wissenschaft eine einfache Beschreibung der thatsächlich vorliegenden Aufgaben zu geben, aber das hindert doch nicht, den systematischen Zusammenhang derselben etwas stärker zu betonen.

Mit der Werthschätzung erkenntnißtheoretischer Arbeit hängt es zusammen, daß der Verfasser der Naturphilosophie auch heute noch eine bedeutende Rolle zuschreibt. Mit Recht nennt er es keinen gesunden Zustand, daß der moderne Naturforscher sich meist seinen Hausbedarf an philosophischen Kenntnissen selber schafft, um die logischen und erkenntnißtheoretischen Voraussetzungen seiner Wissenschaft zu bearbeiten, während der Philosoph aus Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen zaghaft zurücksteht. Lediglich die persönliche Ausbildung des einzelnen Philosophen wird darüber entscheiden, ob heutzutage noch eine Naturphilosophie möglich ist.

Nur noch einige Andeutungen über des Verfassers Behandlung der übrigen Wissenschaften. Die Aufgabe der Psychologie wird mit der bekannten Meisterschaft Külpe's auf diesem Gebiet übersichtlich und klar entwickelt. Jedem Leser von Külpe's „Grundriß der Psychologie" (vgl. die Besprechung in Nr. 46 d. Bl. f. 1894), wird die zusammenfassende sehr glückliche Darstellung der erkenntnißtheoretischen Voraussetzungen, auf denen des Verfassers eigenthümliche Auffassung der subjectiven und objectiven Welt beruht, erwünscht sein. Ueberraschen aber wird manchen Leser dieser Psychologie, daß der Verfasser durchaus die Möglichkeit einer „philosophischen Psychologie" im Gegensatze zur rein empirischen Erforschung gegebener Bewußtseinsthatsachen anerkennt.

Sehr bemerkenswerth sind des Verfassers Ausführungen über die Aufgaben der Ethik. Die gegenwärtige Ethik wird dem Verfasser absolut zur Einzelwissenschaft, zur „positiven" Wissenschaft, so sehr, daß er die Möglichkeit einer „philosophischen" Ethik dahingestellt sein läßt. Hauptaufgabe der Ethik ist nach Külpe „die Sammlung und Analyse der in ihrer Zeit herrschenden sittlichen Anschauungen", an die sittlichen Anschauungen also, an die Werthurtheile über menschliches Wollen und Handeln, nicht etwa an die persönliche Erfahrung des moralisch handelnden Individuums will sich der Verfasser in erster Linie halten. Die thatsächlich vorkommenden sittlichen Urtheile könnte man nach einem einfachen Schema ordnen und nun eine Art von Enquete über ihr Vorkommen bei verschiedenen Individuen, Ständen, Berufsklassen u. s. w. veranstalten: „Von hier aus lassen sich dann mit wirklicher Aussicht auf Erfolg Vorschläge zu einer Verbesserung oder Vervollkommnung des sittlichen Bewußtseins machen und nur auf diesem Wege kann nach unserer Ansicht die Ethik in einen lebendigen Kontakt mit der sittlichen Entwickelung des Volkslebens treten."

Ein ganz analoges Ziel wie der Ethik wird auch der Aesthetik gesteckt. Auch sie muß Einzelwissenschaft, positive Forschung werden. Und sie hat ihr besonderes Thatsachengebiet, das ihr dauernd den Charakter einer Einzelwissenschaft garantiren wird. „Zwei Gruppen von Thatsachen" gehören zu demselben, die ästhetischen Urtheile des Wohlgefallens und Misfallens einerseits und die Kunst und das künstlerische Schaffen andererseits. Das systematische Verhältniß beider Zweige der Aesthetik wird so bestimmt, daß der erstere die objectiven, der letztere die subjectiven Bedingungen eines Kunstwerkes behandelt. Wir vermissen in dem historischen Ueberblick, der dieser philosophischen Disciplin beigegeben wird, den Namen des Aristoxenos, des antiken Rhythmikers. Seine Leistung für die Kunsttechnik, die Poetik und Rhythmik, ist so bedeutend, daß sie nicht übergangen werden durfte.

Mit einem Ueberblick über die Aufgaben der Religionsphilosophie und der Philosophie der Geschichte schließt dieses zweite Kapitel des Werkes ab, worauf wir im dritten Kapitel eine Darstellung der „philosophischen Richtungen" erhalten. Die Vorbemerkungen über die Eintheilung der philosophischen Richtungen ist geeignet, zahlreiche Unklarheiten in der üblichen Bezeichnungsweise zu

beseitigen: Gibt es keinen einheitlichen Begriff der Philosophie, setzt sich der Betrieb der Philosophie wie sie nun einmal ist aus ganz verschiedenartigen Wissenschaften zusammen, so ist es klar, daß man auch von „Richtungen" in der Philosophie immer nur mit Rücksicht auf bestimmte philosophische Disciplinen reden kann, und die innerhalb derselben hervortretenden Gegensätze. Danach hat man bei der üblichen Bezeichnung philosophischer Richtungen die Disciplin im Auge zu behalten, innerhalb deren die Bezeichnung zur Anwendung kommt. Indem nun der Verfasser die Wissenschaften allein berücksichtigt, deren Gegenstand in hervorragender Weise zur Ausbildung verschiedener „Richtungen" Anlaß geboten hat, erhält er drei Gruppen philosophischer Richtungen, nämlich metaphysische, erkenntnißtheoretische und ethische Richtungen, und unter diesen drei Titeln wird die Gesammtheit der geistigen Strömungen in der Philosophie behandelt. Ob nun der Verfasser mit seiner Bestimmung der Namen der einzelnen Richtungen, und nicht minder mit seinen Eintheilungsgründen immer das Richtige getroffen hat, könnte man bezweifeln. So ist z. B. die rein quantitative Fassung des Gegensatzes „Singularismus und Pluralismus" (wonach der erstere mit einem einzigen Erklärungsprincip auszukommen sucht, während der letztere eine Vielheit selbständiger Principien behaupte) eine etwas nichtssagende Formulirung desselben. Daher kommt es denn, daß fundamentale Unterschiede der pluralistischen Weltansicht bei Külpe gar nicht hervortreten. So ist Leibniz nach Külpe ebenso wol Pluralist, wie Descartes, aber in dem einen Falle handelt es sich um einen Pluralismus der Individuen, in dem andern um einen solchen der Principien. Sodann wird wol bei der Mehrzahl der Leser Külpe's seine Eintheilung der ethischen Richtungen Bedenken erregen. Der Gegensatz der Gefühlsmoral und der Reflexionsmoral soll ein Gegensatz „der Motive des sittlichen Wollens und Handelns" sein (S. 120). In der That handelt es sich dabei um zwei gegensätzliche Auffassungen der psychologischen Ursachen und gerade nicht der Motive des sittlichen Handelns. Andererseits bezeichnet der Gegensatz des Egoismus und Altruismus nicht nur einen Gegensatz der „Objecte des sittlichen Handelns", sondern vorwiegend einen solchen der Motivirung und Gesinnung.

Die Ausführung, welche nun der Verfasser seinem Schema der philosophischen Richtungen gibt, können wir hier wiederum nur andeuten. Sehr ausführlich werden unter den metaphysischen Richtungen die Gegensätze des Materialismus, Spiritualismus und Dualismus behandelt. Wir vermissen hier aber die nöthige Objectivität, überall herrscht die Tendenz, dem Dualismus das Wort zu reden. Welch ein Uebermaß von energischer Bekämpfung des Materialismus und Spiritualismus, während der Dualismus als einwandsfreie Weltanschauung ohne jede Kritik empfohlen wird! Zunächst wird der Leser mit der Empfehlung des Dualismus geradezu überrumpelt, indem sie so geführt wird, wie wenn mit der Beseitigung einiger Einwände gegen den Dualismus zugleich der Beweis für die Wahrheit dieser Anschauung geführt wäre. Sodann ist es nicht richtig, daß die Einzelwissenschaften die „Tendenz" haben, den Dualismus zu rechtfertigen, vielmehr pflegen ihre Vertreter einfach der populären Meinung zu folgen, wenn sie für ihre Privatzwecke dualistisch denken. Der Widerspruch der Einzelwissenschaften reducirt sich also auf den der gemeinen Meinung, und dieser wiegt allerdings nicht schwer. Der naive Mensch, das Kind und der Wilde, denken durchaus monistisch, und die heutige populäre Ansicht kann nicht mehr den Standpunkt des naiv denkenden Menschen repräsentiren, sondern höchstens den eines oberflächlichen von der Wissenschaft beeinflußten Raisonnements. Was endlich den zumeist gegen den Dualismus erhobenen Einwand betrifft, daß er mit seiner Annahme einer Wechselwirkung zwischen den beiden selbständigen Substanzen Materie und Geist gegen das Gesetz von der Erhaltung der Energie verstoßen, so meint Külpe, dieser Einwand sei leicht zu entkräften, denn „man braucht blos anzunehmen, daß eine Aequivalenz zwischen den geistigen und materiellen Processen besteht" (S. 150). Ganz gewiß, man braucht „blos" eine drastische petitio principii in dem schwachen Punkt einer Theorie zu machen, um sie zu retten! Wir bezweifeln, daß der Verfasser mit solchen Ueberlegungen dem Dualismus einen Dienst erweist.

In engem Zusammenhang mit dieser Empfehlung des Dualismus steht eine weitere Stellungnahme des Verfassers. Bei den psychologischen Richtungen in der Metaphysik scheiden sich nach der Meinung Külpe's zunächst die Wege in der Bestimmung des Wesens der Seele, „indem die Substanzialitätstheorie eine den einzelnen psychischen Vorgängen zu Grunde liegende Substanz, die Actualitätstheorie die gesammte Wirklichkeit des geistigen Geschehens selbst wie es unmittelbar, actuell erlebt wird, mit dem Namen Seele belegt" (S. 188). Man darf wol sagen, daß die Actualitätstheorie eine ganz moderne Anschauung ist. Wundt und Paulsen haben sie erst consequent durchgebildet und damit den Begriff der „psychischen Substanz" glücklich überwunden. Der Verfasser ergeht sich in einer Polemik gegen die genannten Autoren, die uns ihre Absichten grundsätzlich zu verkennen scheint. So meint er: „Die Actualitätstheorie behauptet nichts, was nicht schon empirisch gegeben wäre, sie bildet daher keine eigentlich metaphysische Ansicht" (S. 190). Damit verkennt Külpe die ausdrückliche Behauptung von Wundt, daß es sich bei der metaphysischen Actualitätstheorie gerade nicht um die unmittelbar erfahrbare psychische Thätigkeit handele, sondern um die Abstraction einer „reinen Thätigkeit des Wollens", die ausdrücklich im Sinne der Transscendenz, d. h. des Hinausgehens über die unmittelbare Erfahrung für „die letzte Bedingung aller innern Erfahrung" erklärt wird. (Vgl.:

Wundt, „System der Philosophie", S. 390 fg.) Abgesehen von dieser Uncorrectheit läßt des Verfassers Vertheidigung der Annahme einer Seelensubstanz auch auf eine auffallende Ungleichmäßigkeit in der Durchbildung seiner eigenen Ansichten schließen. In der Psychologie leugnet er, daß man von einer physischen Causalität reden könne. Warum das, wenn alles psychische Geschehene sogar im Sinne von Veränderungen einer Substanz aufzufassen ist? Nach welchen Gesetzen vollziehen sich die Veränderungen dieser Substanz, wenn sie nicht den Causalgesetzen gehorchen?

Nur einen kurzen Blick werfen wir auf das vierte, das Schlußkapitel des Buches, das der Verfasser überschreibt: „Aufgabe und System der Philosophie". Hier wird das Facit gezogen aus dem gesammten kritischen Ueberblick der drei ersten Kapitel. Das erste Ergebniß ist dies, daß „eine einfache Definition der Philosophie nach dem üblichen logischen Schema dem Thatbestande der Philosophie nicht angepaßt werden kann", man muß sich vielmehr nach des Verfassers Meinung darauf beschränken, zu beschreiben, was heute auf Grund der geschichtlichen Vergangenheit dieser Wissenschaft als Philosophie thatsächlich betrieben wird, oder was ihr voraussichtlich als bleibende Aufgabe für die Zukunft zugewiesen werden kann. Drei bleibende Aufgaben weist der Verfasser der Philosophie zu: Die erste besteht in der Entwickelung einer umfassenden und in sich geschlossenen Weltanschauung. Eine zweite Aufgabe erwächst ihr aus der Untersuchung der Voraussetzungen aller Wissenschaften. Eine dritte ist die Vorbereitung neuer Einzelwissenschaften und einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse.

Damit hängt nun ferner zusammen, daß der Verfasser die Möglichkeit, ein „System der Philosophie" aufzustellen bestreitet. Külpe hält wiederum nur eine Systematisirung einzelner Theile der Philosophie für ausführbar.

Man kann sich eines deprimirenden Gefühls nicht erwehren, wenn man liest, wie wenig systematische Ordnung und Einheitlichkeit der Verfasser derjenigen Wissenschaft zugesteht, die Jahrhunderte hindurch die allersystematischste zu sein beanspruchte. Und doch entspricht das Bild, das Külpe von dem Bestande der Philosophie entworfen hat, unzweifelhaft dem gegenwärtigen Betrieb dieser Wissenschaft, sie zerfällt in zahlreiche Einzelforschungen und coordinirt sich damit zugleich den nicht philosophischen Fachwissenschaften. Und so ist — um in den Worten des Verfassers zu reden — „aus einer monarchischen Verfassung der Wissenschaften mit der Zeit eine demokratische geworden". „Und daß die Philosophie in dieser demokratischen Verfassung nichts von ihrem wahren und eigentlichen Beruf eingebüßt hat, sondern ganz im Geiste ihrer ruhmreichen Traditionen wirkt und strebt", das hofft der Verfasser in seinem Buche gezeigt zu haben.

Ernst Neumann.

Feuilleton.

Aus der neuesten englischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

In „Wells of English" (Boston, Roberts Brothers) hat Isaac Bassett Choate den Versuch gemacht, die weniger bekannten und weniger bedeutenden altenglischen Dichter von der Mitte des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts zu behandeln und der Vergessenheit, in welche sie gerathen sind, zu entziehen. Er stellt seine Rettungs- und Wiederbelebungsversuche in vierzig Fällen an, scheint jedoch gar keine Ahnung zu haben, daß in wenigstens einem Viertel dieser Fälle seine Bemühungen ziemlich überflüssig sind, da Dichter wie Christopher Marlowe, George Chapman, Philipp Massinger, Richard Lovelace, Isaak Walton, Sir Thomas More und Sir Walter Raleigh durchaus nicht zu den Verschollenen oder den vom Lethestrom Fortgerissenen gehören. Choate's Forschungen haben überhaupt nichts Neues ans Licht gebracht und seine kritischen Beurtheilungen sind oft oberflächlich und der Sache nichts weniger als angemessen, wie z. B. wo er Marlowe's mit Goethe's „Faust" vergleicht. Auch seine Schreibart läßt an Klarheit und Deutlichkeit viel zu wünschen übrig: in dieser Beziehung dürfte sein Büchlein kaum als ein „well of English undefyled" angesehen werden. Trotzalledem kann es als eine Anregung und Einleitung zu weitern Studien manchem Leser nützlich sein.

In „Modern German Literature" (Boston, Roberts Brothers) gibt Professor Dr. Benjamin W. Wells eine gedrängte, aber sehr anschauliche und anziehende Darstellung der deutschen Literatur von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Ein einleitendes Kapitel enthält alles, was man in weniger als vierzig Seiten über die Entwickelung und Beschaffenheit der alt- und mittelhochdeutschen Poesie wohl berichten könnte. Mit lobenswerthem Geschick hat der Verfasser die Haupterzeugnisse und Ueberreste dieser beiden Perioden herauszugreifen und kurz und bündig zu behandeln verstanden. Von eingehenden und selbständigen Forschungen kann dabei natürlich keine Rede sein. Die bekannten Literaturgeschichten von Gervinus, Julian Schmidt, Hettner u. a., Einzelstudien von Hermann Grimm und Haym, und die einschlägigen Biographien von Stahr, Düntzer u. s. w. hat er zu Rathe gezogen, aber sich am engsten an seinen ersten und vorzüglichsten Lehrer und Führer, Professor Wilhelm Scherer, angeschlossen, dessen Vorlesungen an der berliner Universität er zwischen 1877 und 1880 beiwohnte und dessen in Collegienheften „Schwarz auf Weiß" aufbewahrte Auffassungen und Anschauungen er „getrost nach Hause tragen konnte". Dr. Wells hat zum Glück nicht nur auf des Meisters Worte zu schwören gelernt, wie es Mephistopheles dem Schüler räth, sondern sich auch an dessen Geist als Kritiker und dessen Talent als Schriftsteller herangebildet. Was man an Scherer's Schriften immer schätzt, läßt sich vom vorliegenden Büchlein sagen: es ist sehr gut geschrieben und zeichnet sich im ganzen durch gesunde Urtheile aus. Goethe nimmt drei Kapitel oder ungefähr ein Viertel des Bändchens in Anspruch. Diesem Theil vorausgehend haben wir ein Kapitel über Klopstock, Wieland und Herder und eins über Lessing als Reformator. Es sind ferner zwei Kapitel über Schiller, eins über Richter und die romantische Schule, eins über Heine und ein Schlußkapitel von 33 Seiten über „Imaginative Literature since 1850", in dem die neuern Prosadichtungen und die allerneuesten

Dramen von Wildenbruch, Sudermann und Hauptmann, „dem brutalsten der Gruppe", besprochen oder wenigstens erwähnt werden. Daß eine auf so engen Raum beschränkte Uebersicht lückenhaft sein muß, ist selbstverständlich; wir bewundern nur die Gewandtheit, die ein so reichhaltiges, gut angeordnetes, lichtvolles und geradezu fesselndes Multum in parvo zu Stande gebracht hat.

„A Singular Life" von Elizabeth Stuart Phelps (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.) schildert den Lebensgang eines jungen freisinnigen Theologen und tüchtigen Mannes, der wegen seiner vom herrschenden Lehrbegriff abweichenden religiösen Ansichten keine Anstellung als Geistlicher bekommen kann und sich der sittlichen Erziehung und Erhebung der der Trunksucht und Unzucht ergebenen Bevölkerung eines ärmlichen Fischerdorfes mit großer Selbstverleugnung und seltener Pflichttreue unter allerlei Entbehrungen widmet. In den ersten Kapiteln des Romans werden wir mit dem täglichen Leben und Treiben der Professoren und Studirenden in einer theologischen Schule bekannt gemacht. Wie es in solchen Kreisen zugeht und mit welcher Bornirtheit und Banalität das Gespräch dieser Candidaten für das Amt des Seelsorgers über die wichtigsten wissenschaftlichen Fragen geführt wird, sollte die Verfasserin als die Tochter eines einst berühmten Professors der Theologie und eine ungemein scharfe Beobachterin genau wissen und ihre Darstellung ist jedenfalls aus dem Leben gegriffen. Alle diese Leute sind ganz vorzüglich charakterisirt: der beleibte, untersetzte, kugelrunde Jaynes, der ebenso runde Augengläser trägt und sich gelegentlich zu Huxley herabläßt, der lange, dürre, großohrige, dünnhändige und -haarige Tompkinton, mit alten Stiefeln, keinen Handschuhen und einem Husten, der schmucke Fenton, der großes Gewicht auf reine Wäsche legt, sich die Haare modisch verschneiden läßt, Concerte besucht und hier und da nach Boston fahren soll, um sogar ins Theater zu gehen, dessen Rechtgläubigkeit aber niemand in Zweifel zieht und dessen „gift at prayer" jedermann bewundert, und schließlich der ehrwürdige und sanftmüthige Professor Carruth, der selber keinem Erdensohn das geringste Leid thun würde, aber dem lieben Gott zumuthet, die große Mehrzahl des Menschengeschlechts zur ewigen Pein im feurigen Pfuhl zu verdammen, weil die orthodoxe Gnadenwahllehre es so mit sich bringt. Der Held der Erzählung, der obenerwähnte Häretiker, Emanuel Bayard, vereinigt in sich alle Vorzüge des Geistes und des Körpers; er hat eine schöne Gestalt, ein edles Herz, ein zartes Gewissen, eine gefühlvolle Seele, ungewöhnliche Muskel- und Willensstärke, kurz ist ein Antinous mit ascetischen Idealen und eine Fähigkeit ihnen nachzuleben, die dem heiligen Franciscus alle Ehre machen würde. Ein reizendes Geschöpf ist die Heldin, Helen Carruth, die die Gesinnungen Bayard's theilt, ihm in seinen Bestrebungen beisteht, und sich kurz vor seinem gewaltsamen Tode mit ihm vermählt. Ein neuyorker Geistlicher, Dr. Thomas Dixon, hat neulich behauptet, daß die Kirchengemeinden jener Stadt Vereine sind, welche nicht die Religion, sondern die Geselligkeit zum Hauptzwecke machen; deshalb, fügt er hinzu, legen sie großes Gewicht darauf, reiche Mitglieder zu haben. Ein armer Mensch ist nicht zu brauchen und wird überhaupt nicht mehr aufgenommen. Auf die Straßen und Gassen der Stadt zu gehen und die Armen, und Krüppel, und Lahmen, und Blinden hereinzuführen, fällt diesen vornehmen und wohlhabenden Christen gar nicht ein. Dazu sind sie viel zu gut. Diese Art Kirchlichkeit wird im vorliegenden Roman in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und Nichtigkeit geschildert und an den Pranger gestellt. Das Leben im Fischerdorf Windover ist mit lebensvoller Wahrheit dargestellt.

„Confession, a Novel by Elizabeth E. Evans" (London, Swan, Sonnenschein u. Comp.) behandelt auch amerikanische und specifisch neuenglische Verhältnisse, da die Handlung in einem kleinen von Sommerfrischlern gern besuchten Bergflecken im Staat Vermont vorgeht. Die Erzählung beginnt mit der Beschreibung eines Morgengottesdienstes in der „Episcopal-Kirche" des Ortes, wo eine zahlreiche Versammlung von Andächtigen und Neugierigen den Rev. David Stearns begrüßt und seiner ersten Predigt beiwohnt. Der Gegenstand dieser Predigt ist „Confession" oder die Beichte, wie sie von der römisch-katholischen Kirche gelehrt und ausgeübt und von den Puseyiten oder sogenannten „Ritualisten" in der anglicanischen Kirche befürwortet und nachgeahmt wird. Mit beredten Worten und seltener Wärme schildert der Prediger den Nutzen und Frommen einer aufrichtigen Sündenbekenntniß vor einem erfahrenen und mitfühlenden Seelsorger, der durch guten Rath und Zuspruch den bedrückten Herzen Erleichterung verschafft und den aufrichtigen Büßer zu einem neuen Lebenswandel ermuntert. Diese von David Stearns in seiner Kanzelrede angestellten Betrachtungen und an seine Zuhörer gerichteten Ermahnungen sind um so ernster und eindringlicher, weil sie auf seinen eigenen, höchst peinlichen Erfahrungen beruhen. Aus der Fülle des Herzens geht ihm der Mund über. Er hatte nämlich zuerst die Heilkunde studirt und sich zu diesem Zweck in der Stadt Philadelphia aufgehalten, wo er im Verkehr mit einer ziemlich tollen Schar von Jüngern des Aesculaps sich die Hörner ablief und ein junges, verwaistes und achtbares Mädchen verführte. Die traurigen Folgen seiner Ausschweifungen sowol für ihn wie für das bedauernswerthe Opfer seines sträflichen Leichtsinns sind mit psychologischer Wahrheit und dramatischer Lebendigkeit geschildert. Darauf können wir Raummangels halber nicht näher eingehen; auch wollen wir durch eine verkürzte und kahle Nacherzählung dem geneigten Leser nicht zuvorkommen und den Genuß dieser spannenden Geschichte schmälern. Zur weitern Fortbildung in seinem Fach und noch mehr um durch neue Eindrücke das böse Gewissen zu beschwichtigen und das ängstliche Gemüth zu beruhigen reist er nach Europa. Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt. Für die Richtigkeit und Tristigkeit dieses Horaz'schen Spruches liefert seine eigene innere Erfahrung den schlagendsten und schmerzlichsten Beweis. Mit der Erweiterung seines geistigen Horizonts und der reifern Entwickelung seiner sittlichen Anschauungen kommt die Größe seiner Schuld immer mehr zum Bewußtsein. In diesem äußerst empfindlichen und empfänglichen Seelenzustande wurde er mit einem hochkirchlichen kryptokatholischen englischen Priester bekannt, dem er seine Jugendsünde beichtet, und der ihm Absolution ertheilt. Er fühlt sich wunderbar erleichtert und dadurch wird ihm der letzte Zweifel an der magischen Wirksamkeit dieser Art Sündenerlassung benommen. Daraufhin studirt er Theologie, wird zum Geistlichen geweiht und bestrebt sich ernstlich und eifrig durch die von ihm erprobten sakramentalen Mittel bekümmerten Menschenherzen zu Hülfe zu kommen. Wie arg er sich in dieser Beziehung täuscht, und in wie tragischer Weise die Goethe'sche Vergeltungslehre: „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden" bestätigt wird, und die himmlischen Mächte, deren Gnade er erfleht und erhalten zu haben glaubt, schließlich den Armen der Pein überlassen, wird im weitern Lauf der Erzählung in schlichter und eben dadurch ungemein wirkungsvoller Darstellung ausgeführt. Die Verfasserin besitzt offenbar eine gründliche Kenntniß der Frauenseele und ist in die zarten Geheimnisse der Mädchenherzen eingeweiht. In einem Landstädtchen Neuenglands sind die Kirchen der verschiedenen Sekten die Mittelpunkte, in welchen die Interessen der betreffenden Gemeinden sich vereinigen. Namentlich bringt die Anstellung eines jungen ledigen Geistlichen eine große Aufregung hervor und erweckt in jeder Jungfrau die Hoffnung, ihn für sich zu gewinnen und schließlich als Frau Pfarrerin zu beglücken. Wie diese Heirathscandidatinnen Ränke schmieden und einander auszustechen suchen, wobei erfahrene Mütter und Matronen behülflich sind, bis die Auserwählte glücklich unter die Haube gebracht wird, ist in der Wirklichkeit ein köstliches Schauspiel und wird auch im Roman mit vielem Humor dargestellt. Ein gut gezeichneter Charakter ist der deutsche Gesanglehrer und

Orgelspieler, Krapf, ein Mann von freier und edler Gesinnung und künstlerischem Sinne, dessen ewige Seligkeit Frau Sewall, die Gattin des presbyterianischen Predigers, so sehr am Herzen liegt.

In „Clarence. By Bret Harte“ (Leipzig, Tauchnitz, „Collection of British Authors“, Vol. 3085) treten Personen auf, die wir in frühern Romanen: „A Waif of the Plains“ und „Susy“ bereits kennen gelernt haben. Clarence Brant, dem wir zuerst als einen ziemlich verwahrlosten Buben begegneten, erscheint nun auf der Bildfläche als reicher Gutsbesitzer und einflußreicher Bürger in Californien zur Zeit als die Sklavenhalter im Begriff waren zu den Waffen zu greifen, um sich vom alten Bunde loszumachen und eine neue Conföderation zu gründen, deren Eckstein die Negersklaverei bilden sollte. Brant hat die ältere, aber wohl conservirte und noch immer schöne Witwe seines Gönners und Brotherrn geheirathet und ist auf diese Weise zu seinem bedeutenden Vermögen gekommen. Seine Gattin ist eine Südländerin von Geburt und von Gesinnung und nimmt lebhaften Theil an den politischen Bestrebungen ihrer engern Landsleute. Als der Ehegemahl seiner frühern Herrin kann er eine lange Gewohnheit nicht sogleich ablegen und steht also fast unbewußt unter dem Pantoffel. Daraus zu schließen, daß er ein charakterschwacher Mann sei, wäre ganz verkehrt; und seine Frau hat diesen verhängnißvollen Fehler gemacht. Als es auf vaterländischen Verrath ankommt, empört er sich, vereitelt eine von seiner Frau angezettelte Verschwörung, tritt als einfacher Soldat in die Bundesarmee ein, wo er sich durch Talent und Tapferkeit auszeichnet und bald den Grad eines Brigadiers erlangt. Mit dem Ausbruch des Krieges begibt sich Frau Brant nach dem Süden, und in der Verkleidung einer Mulattin treibt sie die Spionage im Hauptquartier ihres Gatten, der sie entdeckt und vor den Folgen ihrer Ausspäherei rettet und dadurch selber in Verdacht kommt und seines Commandos enthoben wird. Eine Gefährtin seiner Frau als Spionin, Fräulein Faulkner, die sich in ihn verliebt und nach dem Abschluß des Friedens mit ihm vermählt, geht nach Washington und klärt die Sache auf. In einer Unterredung Brant's mit dem Präsidenten Lincoln werden die Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Mannes und politischen Märtyrers, sein Edelmuth und Scharfsinn, seine untrügliche Menschenkenntniß und sein urwüchsiger Humor zur lebendigen Anschauung gebracht.

— Das von uns bei seinem ersten Erscheinen freudigst willkommen geheißene Büchlein von Carl Weitbrecht: „Phaläna, die Leiden eines Buches“ ist soeben in zweiter Auflage im Verlage von Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart erschienen.

Bibliographie.

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Dritte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M.

Barack, M., Pälzer Duwak. Schnurrige Erzählungen in Pfälzer Mundart. Zweite Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 2 M.

Berlepsch, G. v, Mutter. Erzählung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 5 M. 50 Pf.

Billroth, Wer ist musikalisch? Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. Hanslick. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Böhlau, Helene, Der Rangirbahnhof. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 4 M.

Boy-Ed, Ida, K. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 6 M.

Briefwechsel zwischen dem Kriegsminister Grafen von Roon und Clemens Theodor Perthes, Prof. d. Rechte in Bonn. Herausgegeben von O. Perthes. Breslau, Eduard Trewendt. 8. 2 M.

Coape, H. C., Im Netze der Jesuiten. Eine Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV. Basel, Adolf Geering. 8. 3 M.

Das Kränzchen. Illustrirtes Mädchen-Jahrbuch. Siebente Folge. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 4. Geb. 9 M.

Das Neue Universum. 16. Jahrgang. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Gr. 8. Geb. 6 M. 75 Pf.

Der Gute Kamerad. Illustrirtes Knaben-Jahrbuch. Neunte Folge. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 4. Geb. 9 M.

Der Jugendgarten. Zwanzigster Band. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Gr. 8. Geb. 6 M. 75 Pf.

Die Musen. Herausgegeben von W. Arent. Zweites und drittes Heft. October 1895. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eckarl, R., Aus alter Zeit. Eine Schulmeistergeschichte. Leipzig, Felix Simon. 16. 80 Pf.

Ertl, E., Miß Grant und andere Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind. 12. 3 M.

— — Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben. Jena, H. Costenoble. 8. 3 M.

Eschricht, E., Unter dunklen Menschen. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Essays von Michel de Montaigne. Breslau, Eduard Trewendt. 12. 2 M.

Evers, F., Deutsche Lieder. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 12. 2 M.

Harnack, A., Das Christenthum und die Geschichte. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchh. Gr. 8. 50 Pf.

Kruse, H., Nero. Trauerspiel. Leipzig, S. Hirzel. 8. 2 M.

Kurz, Isolde, Italienische Erzählungen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 8. 4 M.

Lindau, R., Aus China und Japan. Reise-Erinnerungen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Lorinser, Gisela, Aus schöner und banger Zeit. Gedichte. Wien, Ed. Hölzel. 16. 50 Pf.

May, K., Das Vermächtniß des Inka. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Gr. 8. Geb. 7 M.

Meißner, L. F., Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt. Erstes Heft: Aus der Zeit der Babenberger. Preis eines jeden Weihnachtsspieles 45 Pf., des vollständigen Werkes 4 M. 20 Pf. Wien, Literarische Gesellschaft, Geschäftsleitung: M. Breitenstein.

Meyer, V., Probleme der Atomistik. Vortrag. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. Gr. 8. 1 M.

Müller, V., Der Bau des Reichsgerichts zu Leipzig. Berlin, Georg Siemens. 8. 50 Pf.

Nansen, P., Gottesfriede. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Nordhausen, R., Die rothe Tinktur. Eine kuriose Geschichte. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall u. Grund). 8. 5 M.

Nover, Prof. Dr., Hans Sachs. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Nr. 229.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Pilz, Die kleinen Reisenden. Leipzig, Felix Simon. 8. 1 M. 50 Pf.

Raabe, W., Gesammelte Erzählungen. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin, Otto Janke. 8. 4 M.

Ranzoni, E., Das Schöne und die bildenden Künste. Wien, A. Hartleben's Verlag. 8. 7 M. 20 Pf.

Raphaels, J., Künstlerische Photographie. Düsseldorf, Ed. Liesegang's Verlag. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schellwien, R., Der Geist der neuern Philosophie. Zweiter Theil. Leipzig, Alfred Janssen. Gr. 8. 2 M. 10 Pf.

Schmitt, E. H., Das Geheimniß Christi. Leipzig, Alfred Janssen. 8. 80 Pf.

Schnakenburg, J., Lose Blätter. Leipzig, Alfred Janssen. 8. Geb. 3 M.

Schultze, S., Der Zeitgeist der modernen Literatur Europas. Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schuster, R., Der Menschenfreund. Trauerspiel. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 8. 1 M. 50 Pf.

Stilgebauer, E., Frühlicht. Sociale Studien und Träume. Erfurt, Eduard Moos. 8. 2 M.

Stratz, R., Dienst! Ein Kasernenroman in drei Tagen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

Süren, L., Friedrich Süren. Lebensbild eines preußischen Offiziers und Patrioten. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Thimme, F., Die innern Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft 1806—1813. Erster und zweiter Band. Hannover, Hahn'sche Buchh. Gr. 8. 1. Band 8 M., 2. Band 15 M.

Tovote, H., Heißes Blut. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Vetter, F., Die neuentdeckte deutsche Bibeldichtung des neunten Jahrhunderts. Basel, Benno Schwabe. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Voß, G., Die Frauen in der Kunst. Berlin, Richard Taendler. Gr. 8. 60 Pf.

Wagner, A., Die akademische Nationalökonomie und der Socialismus. Rede zum Antritt des Rectorats 15. Oct. 1895. Berlin, Julius Becker. Gr. 8. 1 M.

Werner, O., Die Stellung des Menschen in der beseelten Schöpfung und seine Sprache. Leipzig, E. Haberland. 8. 1 M.

Wichert, E., Andrer Leute Kinder. Zwei Novellen. Dresden, Carl Reißner. 8. 3 M.

Wustmann, G., Quellen zur Geschichte Leipzigs. Zweiter Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 M.

Wutke, K., Die Breslauer Messe. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Nr. 230.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. Zwölfter Band. Erstes Heft. Freiburg i. Br., Akadem. Buchh. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 5 M.

Zernin, G., Das Leben des Königlich Preußischen Generals der Infanterie August von Goeben. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Dieses Meisterwerk der englischen Literatur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der zweiten in kurzer Zeit die vorliegende dritte Auflage folgen mußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kolonialgeschichten

für die Jugend.

Reich illustrirt.

8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. 3. Aufl. Mit 41 Abb.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. 6. Aufl. Mit 43 Abb.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. 5. Aufl. Mit 54 Abb.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 30 Abb. und 1 Karte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien: Land und Leute

geschildert von

Dr. Berthold Volz.

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.

Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1895, Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 47. — 21. November 1895.

Inhalt: Die Memoiren des Vicomte von Barras. Von Georg Winter. — Literatur zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. III. Von Horst Kohl. — Literarische Jahresberichte. Von Richard Weitbrecht. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Memoiren des Vicomte von Barras.

Dem Erscheinen des Barras'schen Memoirenwerkes *) war in den Kreisen der Historiker aller Länder mit hohen Erwartungen und großer Spannung entgegengesehen worden. Handelte es sich doch um die Aufzeichnungen eines Mannes, der in dem gewaltigen Drama der Französischen Revolution eine der hervorragendsten Rollen gespielt hatte und von denen man daher, wie man auch über den Verfasser des Werkes und seine historische Wirksamkeit denken mochte, viele neue und werthvolle Aufschlüsse über die entscheidenden Ereignisse der Französischen Revolution zu erhalten hoffen durfte.

Daß der fanatische Jakobiner und Exdirector umfangreiche Memoiren hinterlassen habe, in denen er sein Verhalten während der Revolution zu rechtfertigen versucht, war seit sehr langer Zeit bekannt. Wiederholt war auf ihre Veröffentlichung von den verschiedensten Seiten gedrungen worden, und man begriff nicht, weshalb diese Veröffentlichung mehr als sechs Jahrzehnte nach dem Tode des Verfassers unterblieb. In der That hat das jetzt zur Veröffentlichung gelangte Werk selbst seine Geschichte, die an sich nicht viel weniger interessant ist als sein Inhalt selbst.

Entstanden sind die Aufzeichnungen von Barras, die dieser Veröffentlichung zu Grunde liegen, in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens (1819—29); allein in ihren Grundlagen reichen sie zeitlich noch sehr viel weiter zurück. Sie beruhen zum großen Theil auf Niederschriften und Notizen, welche sich Barras gleichzeitig mit den Ereignissen selbst gemacht hatte. Kurz vor seinem Tode hatte er dann die Verfügung getroffen, daß diese seine noch dringend einer Schlußredaction bedürfenden Aufzeichnungen, die mehr Skizzen zu Memoiren als solche selbst enthielten, zur endgültigen Bearbeitung an Rousselin de Saint-Albin, den der Verfasser als Genossen seiner Gesinnung und politischen Anschauung kannte, übergeben werden sollten. Dieser testamentarischen Bestimmung kamen die Erben sofort nach Barras' Tode nach, weil sie — mit Recht — fürchteten, daß sonst die Regierung, die von der Veröffentlichung dieser Papiere unangenehme Enthüllungen über noch lebende Personen fürchten mußte, dieselben mit Beschlag belegen würde. War es doch allgemein bekannt, daß Barras stets an seinen jakobinischen Anschauungen festgehalten hatte, daß er ein leidenschaftlicher Gegner Napoleon's und des ganzen Empire gewesen war; es war daher anzunehmen, daß er in seinen Memoiren die auf die „große Revolution" folgenden Gewalthaber keineswegs schonte. In der That erschien dann an dem auf Barras' Tode folgenden Tage ein königlicher Friedensrichter, der ohne eigentliche formale Berechtigung die Papiere Barras', die er in dessen Wohnung vorfand, versiegelte und beschlagnahmte. Sie sind dann erst 1848 nach dem Sturze Ludwig Philipp's in den Besitz der Barras'schen Erben gelangt.

Lange Zeit hat man nun angenommen, daß sich unter diesen von der Regierung beschlagnahmten Papieren auch die vielberufenen Memoiren des Verstorbenen befunden hätten, und daß dies der Grund gewesen sei, weshalb ihre Veröffentlichung so lange unterblieb. Thatsächlich ist dies, wie schon angedeutet, nicht der Fall, vielmehr sind die Memoiren mit den dazugehörigen andern Documenten unmittelbar nach Barras' Tode noch vor dem Erscheinen des königlichen Friedensrichters in zwei großen Koffern in die Wohnung Saint-Albin's übergeführt worden.

Allein die allgemeine Erwartung, daß Saint-Albin, der die Schlußredaction nach Barras' testamentarischer Bestimmung in Gemeinschaft mit Paul Grand besorgen sollte, das Werk nun alsbald veröffentlichen werde, erfüllte sich nicht. Theils scheint die Schlußredaction der

*) Memoiren. Von Paul Barras, Mitglied des Directoriums. Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von George Duruy. Autorisirte Uebersetzung. Vier Bände. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1895. Jeder Band 7 M. 50 Pf.

an manchen Stellen nur fragmentarisch und unverarbeitet vorliegenden Aufzeichnungen doch mehr Schwierigkeiten gemacht zu haben, als man anfangs annahm, dann aber trug Saint-Albin doch auch, nachdem die Bearbeitung im Jahre 1832 vollendet war, Bedenken, zur Veröffentlichung zu schreiten, zumal er von rechtsgelehrten Freunden darauf aufmerksam gemacht wurde, daß eine Fülle von Beleidigungsklagen von seiten der in den Memoiren scharf angegriffenen Persönlichkeiten die Folge sein werde. Es kam dann über die Veröffentlichung des Werkes sogar zu einem langwierigen Proceß zwischen den Erben Barras' und Saint-Albin, der schließlich mit einem Vergleiche beendigt wurde, durch welchen dem letztern das freie Verfügungsrecht über das Werk zugestanden wurde. So blieb dasselbe zunächst ungedruckt, und das Manuscript ging nach Saint-Albin's Tode (1847) der Reihe nach in den Besitz seiner Geschwister und endlich in den eines unverheiratheten Verwandten, des jetzigen Herausgebers George Duruy, über.

Die hier nur in den Hauptzügen geschilderte Geschichte dieser Memoiren muß man sich vergegenwärtigen, um sich über Art und Anlage des Werkes völlig klar zu werden. Da kann es denn zunächst keinem Zweifel unterliegen, daß das Werk in seiner gegenwärtigen Fassung nicht unmittelbar von Barras herrührt, sondern eben eine mehr oder minder eingehende Bearbeitung und zum mindesten stilistische Redaction durch Saint-Albin erfahren hat. Demgemäß kann und muß die Frage auftauchen, ob das Werk überhaupt als originales Memoirenwerk von Barras angesehen werden kann. Diese Frage darf nun unbedenklich bejaht werden. Ein glücklicher Zufall hat neben der Saint-Albin'schen Schlußredaction große Theile der ursprünglichen Aufzeichnungen von Barras selbst erhalten, welche der Herausgeber mit dem Saint-Albin'schen Text vergleichen und so feststellen konnte, daß der Bearbeiter sich in der That sachlich eng und streng an die ihm vorliegenden Originalaufzeichnungen gehalten und seine Redactionsthätigkeit im großen und ganzen auf eine mehr formale Ueberarbeitung beschränkt hat, sodaß wir wirklich in der Gesammtauffassung und Darstellung wie in der Tendenz im wesentlichen eine Arbeit von Barras selbst vor uns haben. Der Bearbeiter war zu dieser rein formell redigirenden, den Geist und Sinn der Aufzeichnungen genau wiedergebenden Redactionsthätigkeit um so mehr geeignet, als er in seiner gesammten Auffassung, namentlich in seinem fanatischen Hasse gegen Napoleon und alles, was mit ihm zusammenhängt, durchaus mit Barras übereinstimmte.

Es war nun aber eine eigenthümliche Ironie des Schicksals und ein Ereigniß ausgleichender Gerechtigkeit, daß der Mann, an den im Erbgange schließlich das Memoirenwerk gelangte und der es dann endlich der Oeffentlichkeit übergab, in seiner historisch-politischen Auffassung der denkbar schärfste Gegner des Verfassers wie des Bearbeiters war, ein ebenso leidenschaftlicher und rückhaltloser Verehrer und Bewunderer Napoleon's, wie jene ihn haßten und beneideten. Da nun das Werk, wie schon eine ganz oberflächliche Lektüre zeigt, in weiten Partien nichts anderes ist als ein tendenziöses Pamphlet gegen den großen Kaiser, so ist es nicht wunderbar, daß Duruy, nachdem er das Manuscript gelesen hatte, lange Zeit schwankte, ob er dasselbe überhaupt zur Veröffentlichung bringen solle. Schließlich bewog ihn doch dazu eine zwiefache Erwägung. Einmal sagte er sich, daß er als Erbe des geistigen Vermächtnisses von Barras doch nicht das Recht habe, dasselbe zu unterdrücken oder gar zu vernichten, dann aber befürchtete er, wenn das Werk nach seinem Tode etwa in die Hände eines Gesinnungsgenossen von Barras falle und diesem zur Veröffentlichung übergeben werde, daß dann der Standpunkt historischer Gerechtigkeit gegenüber seinem Inhalte wahrscheinlich gar nicht zur Geltung kommen, sondern die Veröffentlichung nur dazu dienen werde, das Andenken des ersten Napoleon zu verunglimpfen. So entschloß er sich schließlich, so sehr die auf Napoleon bezüglichen Theile des Werkes auch seine historische Auffassung und seine persönliche Empfindung verletzen mochten, doch, das Manuscript in seinem vollen Umfange zu veröffentlichen und nur in einem kritischen Vorworte den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß er es hier, was die Darstellung Napoleon's betrifft, nicht mit einer objectiven historischen Quelle, sondern mit einer tendenziösen Entstellung der historischen Wahrheit zu thun habe. Zu diesem Verfahren hielt er sich um so mehr für verpflichtet, als das Werk sonst ohne Zweifel der historischen Kunde über die große Tragödie der Französischen Revolution neben allem Tendenziösen und Entstellten auch eine Anzahl wirklicher Bereicherungen und wichtiger Aufschlüsse aus der Feder eines Mannes bringt, der an hervorragender Stelle einen oft entscheidenden Antheil an den Ereignissen genommen hat, sodaß es nicht zu verantworten gewesen wäre, diese Quelle der historischen Wissenschaft vorzuenthalten. Mit der rückhaltlosen Veröffentlichung des ganzen, seinem innersten Empfinden und seiner ganzen historisch-politischen Auffassung so schroff entgegengesetzten Werkes aber durfte er in der That, wie er selbst sagt, seiner Pflicht als Erbe von Barras genügt zu haben glauben und nun auch seines Amtes als Historiker walten, d. h. an die Darstellung des Verfassers mit der Sonde rückhaltloser historischer Kritik herantreten, die dann in den wesentlichsten und entscheidensten Punkten zu einer scharfen Verurtheilung des Werkes geführt hat. Diese Kritik ist trotz des ausgesprochenen subjectiven Empfindens in der Auffassung des Herausgebers selbst doch so besonnen und nach allen Regeln der historischen Kunst geschrieben, daß man fast geneigt sein könnte, diesen kritischen Erörterungen, welche der Herausgeber Duruy dem Werke vorausgeschickt hat, einen höhern Werth beizumessen als den veröffentlichten Memoiren selbst.

Denn in der That kann daran kein Zweifel sein, daß die Empfindung, mit der man die Memoiren selbst, wenn

man sie aufmerksam vom Anfange bis zum Schluß durchgelesen hat, aus der Hand legt, das einer entschiedenen Enttäuschung ist. Man mag über die Rolle, welche der aus altem Adel stammende fanatische Jakobiner Barras im Verlaufe der ganzen Revolution gespielt hat, ein noch so ungünstiges Urtheil haben: so viel konnte und mußte man doch von den Aufzeichnungen eines Mannes, der selbst als hervorragender Führer und Augenzeuge der Ereignisse berichtet, erwarten, daß er uns über die tiefern Ursachen und Beweggründe der Revolution und ihrer vornehmsten handelnden Personen wenigstens einiges Wichtige und Neue zu berichten wissen werde. Aber nichts von alledem; die Zustände des ancien régime, welche die Ursache und bis zu einer gewissen Grenze auch die Rechtfertigung der Revolution in ihren ersten Stadien enthalten, sowie der Verlauf der Revolution selbst bis zur Einsetzung des Directoriums sind mit einer auffallenden, stets nur an der Oberfläche der Ereignisse verweilenden Kürze behandelt, welche ein Eindringen in die Tiefe fast völlig ausschließt. Während der zweite, weit stärkere Band des Werkes knapp die zwei Jahre von der Einsetzung des Directoriums bis zum 18. Fructidor des Jahres V der Republik umfaßt, ist die ganze entscheidende erste Periode der Revolution sammt ihrer Vorgeschichte und der ganzen Lebensgeschichte des Verfassers in dem ersten weit schwächern Bande zusammengedrängt, und zwar in einer Weise, daß oft den entscheidendsten Ereignissen nur wenige Zeilen gewidmet sind. Diese Kürze ist aber keineswegs zufällig oder durch einen Mangel an Information des Verfassers veranlaßt, sondern sie ist ausschließlich durch das Bestreben eingegeben, aus seiner reichlich fließenden Kunde über die Ereignisse nur ja nichts mitzutheilen, was die landläufige Tradition oder Legende über die große Revolution an irgendeinem Punkte Lügen strafen könnte. Wie in dem, was er wirklich erzählt, diese Tendenz der Verherrlichung der großen Revolution quand même und der Herabsetzung ihres Erben Napoleon deutlich zu Tage tritt, so auch in dem, was er nachweislich absichtlich verschweigt. Ein ganz besonders bezeichnendes Beispiel dieser Art hat der Herausgeber Duruy in der Darstellung des berühmten Bastillesturmes vom 14. Juli 1789 nachgewiesen. Hier können wir in der That die Arbeitsmethode des Verfassers an der Hand seiner verschiedenen Aufzeichnungen, gleichsam der aufeinanderfolgenden Redactionen des Textes, auf das genaueste übersehen. Es hat sich nämlich neben der Fassung, welche in den Memoiren selbst vorliegt, eine Aufzeichnung erhalten, welche sich Barras, der als Augenzeuge und Theilnehmer den Bastillesturm mitgemacht hat, unmittelbar nach dem Ereignisse gemacht hat. Hier ist nun keine Spur von dem heroischen Charakter zu finden, den das Ereigniß in der spätern, noch bis heute fortgepflanzten republikanischen Legende angenommen hat. Vielmehr treten als die Hauptsache jene greuelvollen Excesse der Pöbelhaufen hervor, welche mit dieser angeblich „heroischen That" verbunden waren, und die begleitenden Umstände sind richtig und nüchtern der Wahrheit entsprechend angegeben und lassen keinen Zweifel daran, daß von eigentlichem Heroismus bei der später mehr symbolisch aufgefaßten Handlung kaum die Rede war. Als dann aber Barras nach dem Abschlusse der Revolution und dem Sturze des Kaiserreichs an die Abfassung seiner Memoiren ging, stand er bereits völlig unter dem Einflusse der republikanischen Legende, welche in dem Bastillesturm eine der größten Heldenthaten des französischen Volkes erblickte. Und so stark wirkte diese Legende auf ihn, daß ihm infolge dessen wol seine eigene gleichzeitig niedergeschriebene Aufzeichnung über das Ereigniß, welche der Legende sehr entgegengesetzt war, nicht mehr als zutreffend erschien, sodaß er sich veranlaßt sah, sie immer mehr abzuschwächen, bis endlich von der ganzen Darstellung des Bastillesturms in der endgültigen Fassung der Memoiren nichts weiter übrigblieb als sechs dürftige Zeilen, die der Bedeutung des Ereignisses weder nach der einen noch nach der andern Seite hin gerecht werden und nur aus dem Bestreben erklärt werden können, nur ja nichts niederzuschreiben, was der glorreichen Tradition über die große Revolution widerspreche.

Dieses Beispiel ist thatsächlich typisch für das Verfahren des Verfassers überhaupt. Unbedingte Glorificirung der Revolution und des Jakobinerthums, grundsätzliche Herabwürdigung alles dessen, was mit dem alten Königthum, noch mehr aber dessen, was mit dem neuen Kaiserthum Napoleon's zusammenhängt, das ist neben dem Bestreben der unbedingten Rechtfertigung und Verherrlichung seines eigenen Verhaltens das A und O der historischen Auffassung, welche in diesen Memoiren zum Ausdruck gelangt. In ganz besonders hohem Grade tritt das bei der Schilderung des Sturzes Robespierre's, des 9. Thermidor hervor, an welchem der Verfasser in der That einen ganz hervorragenden Antheil genommen hat, auf den er sich nicht wenig zu gute thut, den er dann aber auch ins Maßlose übertreibt. Ganz besonders häßlich und abstoßend aber tritt die tendenziöse Haltung dieser Memoiren überall da hervor, wo der Verfasser auf Napoleon, seine Familie, sein ganzes Haus und seine Umgebung zu sprechen kommt. Hier ist es, obwol oder vielleicht gerade weil er selbst Napoleon in den ersten Stadien seiner Laufbahn gefördert und unterstützt hat, reiner, blinder, oft bis zur Kinderei und bis zur crassesten, unerhörtesten Verleumdung ausartender Haß, der ihm die Feder geführt hat. Und auch wo er die Wahrheit berichtet, geschieht das in so hämischer und, man kann nicht anders sagen als gemeiner Manier, daß die Tendenz auch da nur zu häßlich zu Tage tritt. Man lese nur die gar nicht wiederzugebenden Stellen, in welchen er sich über Josephine Beauharnais, die spätere französische Kaiserin, äußert, um dieses Verfahren des Verfassers in seiner ganzen Schändlichkeit kennen zu lernen.

Gewiß ist es eine historisch nicht anfechtbare Thatsache, daß die schöne Witwe Beauharnais vor ihrer Verheirathung mit Bonaparte keineswegs ein Tugendspiegel gewesen ist, sondern der leichtfertigen Sittenlosigkeit, welche in der spätern Zeit der Republik herrschte, ihren Tribut entrichtet hat. Wenn aber Barras seine, angeblich bis in die Zeit der Verlobung Josephine's mit Bonaparte andauernden intimsten Beziehungen zu ihr mit cynischer Offenheit enthüllt, so dürfte die Art, wie er es thut, doch mehr zu seiner eigenen Charakteristik als zu der der von ihm so schwer beleidigten Kaiserin beitragen. Sie ist ein Symptom der niedrigen und cynischen Gesinnung, die er überhaupt dem weiblichen Geschlecht gegenüber in diesen Memoiren wie auch sonst an den Tag legt.

Durch diese hier nur in ihren Haupt- und Grundzügen geschilderte, überall deutlich zu Tage tretende Tendenz wird aber naturgemäß der historische Werth dieser Memoiren in ihrem eigentlichen memoirenartigen, d. h. Ansicht und Tendenz des Verfassers wiedergebenden Theile erheblich beeinträchtigt. Sie können nur als ein Denkmal der jakobinischen Auffassung, nicht aber als eine zuverlässige Geschichtsquelle für jene Epoche betrachtet werden. Und doch ist der historischen Wissenschaft im allgemeinen durch die Veröffentlichung, dem deutschen Publikum durch die Uebersetzung des Werkes ein wirklicher Dienst erwiesen worden, einmal dadurch, daß der Forschung in diesem Werke Kunde eben über diese jakobinische Auffassung der Dinge gegeben wird, dann aber durch die in dem Werke neben dem eigentlich memoirenartigen Theile enthaltenen mehr oder weniger officiellen und documentarischen Aufschlüsse und Mittheilungen, welche einen nicht unbeträchtlichen Theil desselben ausmachen. In dem zweiten Bande nämlich, welcher mit großer, fast tagebuchartiger Ausführlichkeit die beiden ersten Jahre der Directorialregierung behandelt, werden neben den weiter geführten subjectiven Darlegungen des Verfassers mit fast protokollarischer Genauigkeit die Verhandlungen innerhalb des Directoriums geschildert, über welche sich der Verfasser nach seiner eigenen Aussage meist alsbald nach Schluß der Sitzung Notizen zu machen pflegte, die diesem Theile des Werkes zu Grunde liegen. Wir erhalten in diesen Theilen des Werkes zum ersten mal einen wirklich klaren Einblick in den Geschäftsgang des Directoriums, in die Art seiner Geschäfte und ihrer Erledigung, welcher, trotzdem auch hier die Auffassung des Verfassers und seines regelmäßig zu ihm haltenden Collegen Rewbell zuweilen aufdringlich in den Vordergrund gestellt wird, gleichwol eine entschiedene Bereicherung unserer historischen Kenntniß der Epoche des Directoriums in sich schließt, zumal nicht selten diesen protokollarischen Aufzeichnungen über die Sitzungen des Directoriums auch die ihm zugegangenen Geheimacten, z. B. über die royalistischen Verschwörungen, beigegeben sind. In diesen mehr authentisch-officiellen Theilen des Werkes liegt sein eigentlich historischer Werth, während die memoirenartigen Aufzeichnungen von Barras selbst infolge ihrer arg tendenziösen Haltung eine große historiographische Bedeutung nicht in Anspruch nehmen können, und selbst als literarisches Denkmal hinter andern verwandten Werken ähnlicher Art weit zurückstehen. Denn der Verfasser verfügt nicht einmal über die Gabe, welche sonst auch minder glaubwürdigen historiographischen Arbeiten der Franzosen ein gewisses Maß von Reiz und Interesse verleiht: über die Gabe einer glänzenden, packenden, lebensvollen und selbst das Unrichtige mit einem Schein von innerer Wahrheit umgebenden Darstellung, welche sonst seinen Landsleuten in so hohem Grade eigen zu sein pflegt. Vielmehr ist seine Darstellung meist ermüdend und geradezu langweilig und entbehrt jeder innern Einheit und plastischen Durchbildung, springt unvermittelt von Ereigniß zu Ereigniß, ohne es zu einer eigentlichen tiefern Durchdringung des Gegenstandes oder gar einer gründlichen Darlegung der tiefern Ursachen der Ereignisse zu bringen. Zum Theil mag ja das daran liegen, daß der Verfasser die endgültige Bearbeitung nicht selbst vorgenommen, sein Werk nicht mehr einheitlich redigirt hat; zum Theil liegt es aber ohne Zweifel auch an der durch die fanatische Einseitigkeit seines Standpunktes veranlaßten Beschränkung seines Gesichtskreises, die ihn zu einer unbefangenen Erkenntniß des historischen Werdens nur selten gelangen läßt.

Georg Winter.

Literatur zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges.

III.

1. Krieg und Sieg 1870—71. Ein Gedenkbuch, herausgegeben von Dr. J. von Pflugk-Harttung. Berlin, Schall u. Grund. 1895. Gr. 4. Geb. 6 M.
2. Der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands. Von Th. Lindner. Berlin, A. Asher u. Comp. 1895. Gr. 4. Geb. 4 M.
3. Der Krieg 1870—71 (La Guerre 1870—71). Von A. Chuquet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von L. A. Hauff. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung. 1895. 8. 3 M.
4. Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. In Verbindung mit andern herausgegeben von C. Tanera. Sieben Bände. Dritte und vierte Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 14 M.
5. Der französische Krieg von 1870 und 1871. Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert von Georg Hiltl. Siebente Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1895. Gr. 8. Geb. 15 M.

6. Illustrirte Geschichte des Krieges von 1870—71. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. Imperial. In 30 Lieferungen à 25 Pf.
7. Saarbrücker Kriegschronik. Ereignisse in und bei Saarbrücken und St.-Johann, sowie am Spicherer Berge 1870. Von A. Ruppersberg. Saarbrücken, H. Klingebeil. 1895. 8. 4 M.
8. Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Von W. von Scherff. Drei Hefte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1894. 1895. Gr. 8. 16 M. 25 Pf.

Zu Hunderten gibt es schon pragmatische Darstellungen des Deutsch-Französischen Krieges. Noch war der Krieg nicht zu Ende, da begann man schon daheim seine Geschichte zu schreiben, und wer sich die Mühe nimmt, die ältern Jahrgänge von Müldener's leider eingegangener „Bibliotheca historica" durchzublättern, der wird nicht blos einzelne Seiten, sondern ganze Bogen in engem Drucke mit Titeln solcher Kriegsbücher bedeckt finden. Alle Nationen steuerten dazu bei. An dem Ringen der beiden größten und tapfersten der europäischen Culturvölker nahm ja die ganze Welt theil, und in jedem Volke fanden sich begierige Leser der Kriegsliteratur. Aufgebaut auf den Berichten der Zeitungscorrespondenten, die als Schlachtenbummler den deutschen oder französischen Heeren folgten, auf Schilderungen und Erlebnissen von Mitkämpfern boten die Bücher vom Kriege, was die Leser begehrten: grausige Schilderungen vom Zweikampf der Völker, begeisterte Erzählungen von rühmlichen Thaten deutscher Helden, und als Gegenstück düstere Bilder von Barbarei und Grausamkeit, religiöser und sittlicher Verrohung, Frechheit und Zuchtlosigkeit des feindlichen Volkes. Mit der Wahrheit nahmen es die Verfasser dieser populären Bücher nicht allzu genau; die Lückenhaftigkeit, Ungenauigkeit, Befangenheit der Quellenberichte entschuldigt sie. Mittlerweile erbaute die Wissenschaft die feste und in saecula saeculorum unerschütterliche Grundlage für jede pragmatische Darstellung des Deutsch-Französischen Krieges. Die kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes begann unter der Leitung des genialen Schlachtenmeisters Moltke die Geschichte des Krieges zu schreiben auf Grund eines aus tausend und abertausend Berichten, amtlichen wie privaten Aufzeichnungen der theilnehmenden Militärs u. s. w. gebildeten Actenmaterials, und so entstand im Laufe der Jahre bis 1881 ein militärgeschichtliches Werk, wie kein anderes Volk ein gleiches besitzt. Vor diesem Werke mußten alle bisherigen Werke über den Krieg in den Schatten treten oder versinken, auf diesem Werke aber werden fortan alle Darstellungen des Deutsch-Französischen Krieges beruhen. Im einzelnen kann daran, wie an jedem Werk von Menschenhand, gebessert, ergänzt, berichtigt werden; aber der Grund ist gelegt für alle Zeiten. Auf diesem Grunde sind auch die meisten der Werke erbaut, von denen ich heute berichten will.

Es war ein glücklicher Gedanke des Archivars am Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, Dr. J. von Pflugk-Harttung, für ein größeres und doch populär gehaltenes Werk über den Krieg einen ganzen Stab von literarischen und künstlerischen Autoritäten zu gemeinsamer Arbeit zusammenzubringen. Der Ausführung dieses Gedankens haben wir das erste der oben verzeichneten Bücher zu danken: „Krieg und Sieg 1870—71." Der Herausgeber hat den militärischen Stoff dergestalt unter seine militärischen Mitarbeiter vertheilt, daß je einer einen bestimmten Abschnitt des Krieges zugewiesen erhielt, für dessen Darstellung ihn seine bisherigen militär- und kriegswissenschaftlichen Arbeiten und seine Mitwirkung in den Reihen der Kämpfer von 1870 besonders geeignet erscheinen ließ. Kein Wunder, daß die militärische Geschichte des Krieges — der umfangreichste und wichtigste Theil des Werkes — vortrefflich ist. Sie ist in elf größere Abschnitte zerlegt, deren jeder als eine in sich abgeschlossene Einzeldarstellung zu betrachten ist. Wir geben, um darüber zu orientiren, die Ueberschriften an: I. Generalmajor z. D. Pfister: „Der Aufmarsch Weißenburg, Wörth"; II. General der Infanterie z. D. von Kretschman: „Von Spichern bis Vionville"; III. Generallieutenant z. D. von der Goltz-Pascha: „St.-Privatla-Montagne und Metz"; IV. Oberstlieutenant z. D. Exner: „Die Maasarmee und Sedan"; V. General der Infanterie von Holleben: „Die Einschließung von Paris"; VI. Major Bigge: „Der Feldzug der Ersten Armee im Norden Frankreichs"; VII. General der Infanterie z. D. von Heinleth und Major Endres: „Orléans"; VIII. General der Infanterie von Kretschman: „Von Vendôme bis Le Mans"; IX. Generallieutenant Oberhoffer: „Straßburg, Belfort, Pontarlier"; X. Oberst z. D. C. von Widdern: „Der Kleine Krieg im Rückengebiete der deutschen Heere"; XI. Kapitän zur See a. D. Stenzel: „Flotte und Küste." Diesem zweiten Haupt-Theile sind als Einleitung (erster Theil) zwei Abschnitte vorausgeschickt: I. Dr. J. von Pflugk-Harttung: „Der Ursprung des Krieges"; II. Generallieutenant z. D. von Boguslawski: „Die Heere und Kriegsmittel"; demselben folgen zwei Theile: ein dritter, der die „politische Geschichte des Krieges" aus der Feder des Professors Dr. Th. Flathe bringt, und ein vierter („Culturgeschichte des Krieges"), der aus zwei Abschnitten besteht: I. Professor A. von Werner: „Versailles und die Hauptquartiere"; II. Dr. J. von Pflugk-Harttung: „Die Heimkehr." Der Mangel jedes solchen, auf Theilung der Arbeit beruhenden Werkes ist eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Behandlung. Der geschickteste Herausgeber wird nicht im Stande sein, diesen Mangel ganz zu beseitigen. Auch Wiederholungen, namentlich in den einleitenden Partien jedes Abschnittes, fehlen nicht, die der Herausgeber nicht gut beseitigen konnte, ohne den einheitlichen Fluß der Rede in den einzelnen Abschnitten zu unterbrechen. Der Leser nimmt sie gern in Kauf. Am wenigsten hat mich der von Flathe geschriebene Abschnitt befriedigt. Hier floß ein reicherer Stoff in den zahl-

reichen Depeschen, deutschen und fremden, der besser ausgenutzt werden konnte. Zur Entschuldigung dürfte dem Verfasser voraussichtlich gereichen, daß der ihm zugewiesene Raum sehr beschränkt werden mußte. Ein Gleiches gilt von Anton von Werner's „Culturgeschichte des Krieges". Der Titel des Abschnittes ist zu tönend im Vergleiche zu dem magern Inhalte. Aus einem Nachworte des Herausgebers erfährt der Leser, daß das eigentlich Culturelle wegen des über den ursprünglichen Plan hinausgewachsenen Umfangs fortgelassen worden ist, um als besonderer Band demnächst herausgegeben zu werden. War das beabsichtigt, so war es besser, auch Anton von Werner's Schilderung seiner Thätigkeit in Versailles diesem Ergänzungsband vorzubehalten. Irrthümer, die recht wohl hätten vermieden werden können, sind mir nur in Flathe's Abschnitt begegnet: Das „Victoria-Schießen" befahl König Wilhelm erst nach dem Siege von Wörth (6. August), nicht schon nach dem siegreichen Gefecht von Weißenburg (S. 623); Gortschakow's Rundschreiben, durch welches er die Lossagung Rußlands von den beengenden Bestimmungen des Pariser Vertrags der Welt verkündigte, datirt nicht vom 29. September, sondern vom 31. October (S. 627); die Unterredung von Thiers mit Favre und Ducrot über die Ergebnisse seiner Conferenzen mit Bismarck fand nicht am 5. October, sondern am 5. November statt (S. 632). Auch gegen die Bezeichnung Régnier's, des Unterhändlers aus eigener Vollmacht, als eines Schwindlers darf wol Einspruch erhoben werden, nachdem kein Geringerer als Fürst Bismarck zu seiner Ehrenrettung eingetreten ist. Die Schreibung „Königsgrätz" statt „Königgrätz", die sich bei Flathe (S. 625) wie wiederholt in dem einleitenden Abschnitt des Herausgebers (S. 6, 7, 20, 30) findet, ist nicht die amtliche. An kleinern Irrthümern, die bei den für den zweiten Band in Aussicht gestellten Berichtigungen mit berücksichtigt werden möchten, notire ich: Seite 26, Zeile 3 v. o., statt: seid eingedenk, lies: seien Sie eingedenk; S. 35, Z. 14 v. o., l. zusehends; S. 119, Z. 6 v. u., st.: Contlans, l.: Conflans; S. 153, Z. 11 v. u., st.: Perxieux, l.: Puxieux; S. 155, Z. 22 v. o., st.: Buzières, l.: Buxières; Z. 24 v. o., st.: Puzieux, l.: Puxieux; S. 179, Z. 19 v. u., st.: Quelen, l.: Queulen; S. 255, Z. 5 v. o., st.: ohne Wachen, l.: ohne Waffen; S. 659, Z. 13 v. o., st.: Mojors, l.: Majors; S. 675, Z. 20 v. u., l.: einmündenden; S. 640 ist in der Anmerkung regelmäßig „Favres" statt „Favre" gedruckt. Daß grammatische und stilistische Verstöße ab und zu dem Leser begegnen, mag nur berührt werden. „Zu Marschregimentern zusammengetretene vierte Bataillone" (S. 204, Z. 8 v. u.) erregen mein aufrichtiges Mitleid; die dem Herausgeber geläufige Wendung „dicht an dicht" kann ich nicht als eine Bereicherung des deutschen Sprachschatzes ansehen. Die dem Bande in reicher Zahl beigegebenen Abbildungen und Karten sind fast durchgehends vortrefflich, und der Verlagshandlung muß man das Zeugniß ausstellen, daß sie das Werk trotz seiner in Druck, Illustration und Einband vornehmen Ausstattung zu einem für deutsche Verhältnisse überraschend billigen Preise zur Verfügung stellt.

Ein Werk aus einem Guß ist das von Th. Lindner: „Der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands" (Nr. 2). Lindner hat schon in seiner zweibändigen deutschen Geschichte gezeigt, wie meisterhaft er es versteht, einen großen und reichen Stoff in gedrängter Kürze, die doch nirgends sichtbare Lücken läßt, und in schöner fesselnder Form darzustellen; er hat dieses Talent auch in seiner Geschichte des Krieges bewährt. Die Geschichte des Buches ist bekannt: auf Anregung des preußischen Unterrichtsministeriums, das selbst einem ausgesprochenem Wunsche Sr. Majestät des Kaisers entsprach, faßte die Verlagsbuchhandlung von Asher u. Comp. in Berlin den Plan, zur Erinnerung an die großen Ereignisse, welche vor fünfundzwanzig Jahren zur Gründung des Deutschen Reiches führten, ein Prachtwerk herauszugeben. Sie konnte keinen Geschicktern damit beauftragen als Lindner, der sich bei aller Kleinarbeit des Specialforschers stets den klaren und offenen Blick für das Ganze bewahrt hat. Die Lektüre dieses Werkes war von der ersten bis zur letzten Seite für mich ein Genuß, und gern lege ich das Zeugniß für den Verfasser ab: er hat dem deutschen Volke — nicht blos der deutschen Jugend — ein Werk geschaffen, dem nicht so leicht ein Rival erstehen möchte. Ein großes geschichtliches Gemälde in scharfen Umrissen gezeichnet, nicht im einzelnen ausgeführt, bildet den Eingang des Werkes: es zeigt den Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit des deutschen Volkes, insonderheit die Entwickelung der deutschen Verhältnisse seit dem Untergange des alten Deutschen Reichs. Daran schließt sich eine Schilderung der deutschen Zustände im Jahre 1870 vor Ausbruch des Krieges: in Silhouettenform werden die Charakterköpfe König Wilhelm's, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl und des Triumvirats Roon-Moltke-Bismarck ausgeschnitten, in kurzen präcisen Sätzen das Verhältniß der süddeutschen Staaten zum Nordbunde skizzirt. Die Geschichte des Krieges selbst — seine Ursachen und sein Verlauf — wird in funfzehn Abschnitten mäßigen Umfangs dargestellt. Zu ausführlichen Schlachtschilderungen war natürlich kein Raum, aber jeder Leser vermag sich doch mit Hülfe der schön gearbeiteten Schlachtpläne, die theils in den Text eingedruckt, theils in besondern Karten dem Buche beigegeben sind, ein genaues Bild von der Stellung der kämpfenden Heere und dem Gange der großen Entscheidungsschlachten zu machen. Ein Schlußkapitel orientirt über Erfolge und Verluste des Krieges, über das schauerliche Nachspiel des Communeaufstandes, den Frankfurter Frieden und die Räumung Frankreichs. Die Sprache des Buches fließt ebenmäßig und glatt dahin, wohlthuend in ihrer Schlichtheit, frei von aller Phrase und bombastischem Klingklang. Reichen Bilderschmuck — theils Reproductionen von Photographien hervorragender

Männer und der bekannten Schlachten- und Kriegsbilder von A. von Werner, Graf Harrach, Röchling, Hünten, Camphausen, Faber du Faur, Emelé, theils Zeichnungen von Röchling, Becker, Birkmeyer, Knötel und Zimmer — und eine glänzende Ausstattung in Druck und Papier hat die Verlagsbuchhandlung dem Buche mitgegeben; sie hat es dadurch bei billigem Preise zu einem vornehmen Geschenkwerk gemacht. Auch zum Prämienbuch für Schulen dürfte sich Lindner's Geschichte des deutschen Krieges in hervorragender Weise eignen.*)

Auch bei den Franzosen hat die fünfundzwanzigste Wiederkehr ihrer schweren Niederlagen eine größere Literatur über den Krieg von 1870 erstehen lassen. Aber unsern gallischen Nachbar beherrscht nicht so wie uns der Drang zur Wahrheit, er gefällt sich darin, die eigenen Fehler zu beschönigen und die Leistung des Siegers herabzusetzen, die Ursache der Niederlagen ohnegleichen, die der Krieg dem französischen Stolz brachte, nicht in den fehlerhaften militärischen und politischen Institutionen, sondern in dem Ungeschick oder wol gar Verrath der französischen Heerführer zu suchen. Sicherlich gibt es auch unter den Franzosen einsichtige Männer genug, die die wahren Ursachen des nationalen Unglücks kennen; aber nur wenige finden gegenüber dem Toben der französischen Chauvins den Muth, ihre Ueberzeugung vor aller Welt auszusprechen. Und doch ist der ein besserer Vaterlandsfreund, der die Wunden am nationalen Körper anzeigt und den Mitteln, die sie heilen können, nachspürt, als derjenige, welcher den terroristischen Maulhelden zu Liebe die bessere Einsicht im Busen verschließt, um nicht selbst als Verräther am französischen Volke geschmäht zu werden. Als einen solchen Freund seines Volkes erweist sich A. Chuquet in seinem Werk vom Kriege (Nr. 3), dessen Uebertragung ins Deutsche wir L. A. Hauff verdanken, dem bekannten Uebersetzer Tolstoi'scher und Turgenjew'scher Werke. Chuquet's Buch verdient, auch von Deutschen gelesen zu werden. Ein ernster Sinn für Wahrheit zeichnet den Verfasser aus; er tadelt, wo zu tadeln ist, bei Freund und Feind, seine Urtheile sind gerecht und wohlerwogen, schonungslos deckt er die Schwächen auf, an denen Frankreich krankte, und nicht blos das kaiserliche, sondern auch das republikanische Frankreich, und ehrlich erkennt er es an, daß Deutschland seine Siege nicht der numerischen Ueberzahl, nicht dem Verrathe französischer Heerführer, sondern der militärischen Zucht und der sittlichen Energie verdankt, die in dem obersten Feldherrn ebenso mächtig waren wie in dem gemeinen Soldaten. Ungetheiltes Lob spendet Chuquet der Haltung unserer Truppen im Feindesland, und den Vorwurf des Pendulendiebstahls, den die französischen Zeitungen, um Chauvinismus und Revanchegedanken stets zu nähren, bis zum Ueberdruß wider die deutschen Soldaten aller Grade noch in diesem Jahre erhoben haben, wird man bei ihm nicht finden. Kennt er doch die Thatsache, daß die französische Civilbevölkerung oft genug in den Deutschen die Retter vor französischer Plünderung und Raubgier begrüßte. A. Chuquet hat nach guten Quellen, französischen und deutschen, gearbeitet, doch mit voller Selbständigkeit des Urtheils. Leider verbietet der Raum, Auszüge in größerm Umfange zu geben. Wir begnügen uns, einige Sätze aus dem Schlußabschnitt hervorzuheben, in dem Chuquet das Ergebniß seiner Forschung und Betrachtung zusammengefaßt hat:

Der große Kampf von 1870 und 1871 theilt sich in zwei Perioden, die kaiserliche und die republikanische. In der ersten Periode siegen die Deutschen durch die Artillerie, und meist hat ihre Artillerie die französische zum Schweigen gebracht und niedergeschmettert. Sie siegen auch, weil sie die Ueberzahl haben und weil sie den Gegner entschlossen angreifen.

Die Franzosen können sich niemals zum Angriff entschließen, sie sind tapfer, feurig, voll Begeisterung und Kampflust, mit einem Gewehr bewaffnet, das fast ebenso viel Verheerungen anrichtet als die deutschen Geschütze. Sie würden vielleicht den Sieg gewinnen trotz der Fehler ihrer Organisation und trotz ihrer etwas laxen Disciplin, wenn ihre Generale kühner wären, die Gelegenheit benutzen und sich auf den Feind stürzen würden (?), wenn ihre Streitkräfte den deutschen gleich oder überlegen sind.

Die Deutschen dagegen spielen immer die Rolle des Angreifers, sie liefern sogar die meisten ihrer Schlachten dem Zufalle zufolge, von ungefähr, aber kühn und gewaltig, und es kommt vor, daß ihre Armee in den Kampf eingreift, nur um ihre Avantgarde zu unterstützen. Aber ihr Erfolg ist unfehlbar, die Generale sind kühn, rasch, durch ein edles Gefühl der Gemeinsamkeit verbunden, und alle Armeecorps treffen nacheinander auf dem Kampfplatz ein.

In der zweiten Periode fehlt den Franzosen hauptsächlich die Concentration. Die Regierung der nationalen Vertheidigung bleibt in Paris, weder in Tours noch in Bordeaux ist ein Fachmann zugegen, ein Duerot, ein thätiger, gebildeter Obergeneral, dem einstimmig Gehorsam und Achtung entgegengebracht wird, und der mit fester Hand das Kriegsministerium ergreift.

Die Operationen werden also von Gambetta und Freycinet geleitet. Aber beide sind unerfahren, unfähig, einen Gesammtplan zur Geltung und in die Leitung der militärischen Angelegenheiten Einheit zu bringen. . . . Die Kräfte der Provinz wurden verzettelt und wirkten niemals zu einem Zweck zusammen. Die Armeen manövrirten einzeln und unterstützten sich nicht gegenseitig. Die Anstrengungen waren ungeheuer, und Frankreich that vielleicht mehr, als nöthig war, um zu siegen; aber sie waren getrennt und zusammenhanglos. . . . Die Vertheidigung war schön und bewunderungswürdig und stellte den französischen Ruhm wieder her, welcher durch die ersten Schläge vermindert worden war; aber sie wurde ohne Methode geführt.

Der Wahrheit die Ehre — die Niederlage war unvermeidlich. Soldaten lassen sich nicht improvisiren, und ungeübte Massen können nicht wohlausgebildete Truppen schlagen, welche in zahlreichen Treffen erprobt und stolz auf ihre Siege sind. . . .

Es war vergebens, daß die Ueberzahl auf die Franzosen überging . . . sie waren im Nachtheil in Bezug auf die Beschaffenheit. . . . Sie hatten nicht jene Ausdauer und Festigkeit, die nur die Zeit geben kann; sie hatten nicht die Beständigkeit und Beharrlichkeit; sie hatten nicht den militärischen Geist, d. h. den Geist des Gehorsams und der Zucht. . . . Ohne Zweifel waren die Offiziere oft tapfer und heldenmüthig. Aber Gambetta beklagte sich über ihre Geringwerthigkeit, ihre Mittelmäßigkeit und Schlaffheit. Sie lebten nicht in dem Leben des Soldaten, sie

*) Zu berichtigen ist S. 48, Z. 11 v. u.: die Ueberschrift von Freiligrath's Gedicht lautet: „Die Trompete von Vionville" (nicht Gravelotte).

theilten nicht seine Leiden, sie überließen ihn den Entbehrungen, sie ließen ihn in seinem Zelte schlafen, während sie selbst in der Stadt wohnten und es sich dort bequem machten. Deshalb hatten sie ihre Leute nicht unter der Hand, sie flößten ihnen nur Mistrauen ein, und am Tage der Gefahr vermochten sie nicht sie mit sich fortzureißen. . . . Hätte die Armee der nationalen Vertheidigung Offiziere und Unteroffiziere gehabt, die sie durch Wort und Beispiel unterstützten und ermuthigten, so hätten sie jene Zuversicht besessen, ohne welche es keinen Sieg gibt.

Wahrlich, die Franzosen haben allen Grund, Chuquet für sein Buch zu danken und sich die Lehren zu Nutze zu machen, die ihm die denkende Betrachtung des Krieges als Geheimniß des Sieges erschlossen hat; für uns aber enthält es die Mahnung, bei uns zu erhalten und in uns zu pflegen, was uns den Sieg gab: den Geist der Zucht und Unterordnung, der Kameradschaftlichkeit und Treue, des Vertrauens und der Entschlossenheit. — Als kleines Versehen, das wol auf Rechnung des Uebersetzers kommt — ich habe das französische Original nicht zur Hand — merke ich an: S. 24, Z. 8 v. u., st: Wörth am 6. Oktober, l.: 6. August. Auch von Druckfehlern ist das Buch, von kleinen grammatischen Verstößen die Uebersetzung nicht ganz frei, aber der aufmerksame Leser wird sie von selbst berichtigen. Zweifelhaft bin ich, ob die Angabe Chuquet's (S. 142), daß die Bajonette für die Mobilgarde aus Deutschland erwartet wurden, richtig ist. Liegt nicht ein Versehen des Uebersetzers zu Grunde, so vielleicht ein Versehen im französischen Texte: die Waffen lieferte dem republikanischen Frankreich doch nur England (Angleterre), nimmermehr aber Deutschland (Allemagne).

Habe ich mich bei diesem Werke länger verweilt, so kann ich mich kürzer fassen bei den drei folgenden (Nr. 4, 5, 6). Denn das sind alte Bekannte, seit Jahren uns vertraut und schon in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren in Deutschland verbreitet. Es sind die rechten Jugendbücher. Sie bieten sämmtlich keine trockene Geschichtserzählung, sondern sie verflechten in die Darstellung der allgemeinen Begebenheiten die besondern Schicksale einzelner Mitstreiter und geben dadurch ihrer Erzählung mehr Farbe und mehr Leben. Die Vorzüge von Tanera's Büchern habe ich schon neulich (S. 694) erwähnt. Von diesem Sammelwerk stammen fünf Bände aus seiner Feder, nur zwei sind von Mitarbeitern geschrieben. Aber diese beiden Mitarbeiter, Steinbeck und Pressentin, haben die Art und Weise volksthümlicher Schriftstellerei dem Herausgeber so glücklich abgesehen, daß ihre Bändchen sich harmonisch in die von Tanera geschriebenen einreihen. Daß in wenigen Jahren von jedem der Bändchen eine dritte, von einzelnen sogar die vierte Auflage veranstaltet werden mußte, beweist am besten, daß sie ihren Zweck bei der deutschen Jugend erfüllen. Georg Hiltl's Werk und die „Illustrirte Geschichte des Krieges" sind Veteranen; sie erschienen zum ersten mal bald nach dem Kriege, und sie gehören zu den wenigen, die dem Schicksale des Vergessenwerdens, das den meisten dieser Bücher vom Kriege bei der Massenproduction der siebziger Jahre zutheil ward, glücklich entronnen sind. Hiltl's Buch erlebte heuer die siebente Auflage, die „Illustrirte Geschichte des Krieges" feiert ihre Wiederauferstehung mit einem gewissenhaft revidirten Texte und vielen neuen Illustrationen und Karten.

Die tapfere Vertheidigung von Saarbrücken durch die braven 40er gegen eine französische Uebermacht war ein würdiges Vorspiel des großen Siegeszuges, den die Deutschen nach Frankreich hinein unternahmen. Sie zeigte auf deutscher Seite den kecken Wagemuth, der sich durch nichts verblüffen läßt, ein Vertrauen in die eigene Kraft und ein Bewußtsein militärischer und sittlicher Ueberlegenheit, die verheißungsvoll für den Verlauf des beginnenden Krieges waren. Auf die Dauer freilich war Saarbrücken ohne Hülfe starker Unterstützung nicht zu halten; sobald dem Feinde klar wurde, wie verwegen die kleine saarbrücker Garnison mit ihm spielte, zögerte er nicht, mit voller Macht auf den schwachen Gegner zu drücken und sich durch die Eroberung der offenen Städte St.-Johann und Saarbrücken leichten Ruhm zu erwerben; aber Major von Pestel hat das Verdienst, die Invasion der an der Grenze versammelten französischen Truppenmassen, die der deutschen Heeresleitung unvermeidlich schien, um fast zwei Wochen verzögert und dadurch ein hartes Schicksal von den bedrohten Grenzlanden ferngehalten zu haben. Die Ereignisse vom Ausbruche des Krieges bis zur Schlacht am Spicherer Berge, soweit sie Saarbrücken und St.-Johann betreffen, erzählt uns A. Ruppersberg in seiner „Saarbrücker Kriegschronik" (Nr. 7). Das Buch beruht auf ernster Forschung und hat dadurch bleibenden Werth. Ruppersberg hat außer einer reichen Literatur, die gedruckt vorliegt, eine große Anzahl von bisher ungedruckten, amtlichen Quellen benutzen können, wie die Acten des Landrathsamts, der Bürgermeistereien Saarbrücken und St.-Johann, der königl. Bergwerksdirection und des städtischen Hospitals, außerdem die Tagebücher und Aufzeichnungen des Generals Freiherrn von Rosen, des Bergraths Römer, der Fabrikbesitzer Böcking und Karcher und anderer Herren; er hat auch die noch lebenden Zeugen der Ereignisse zu mündlicher oder schriftlicher Erzählung ihrer Erinnerungen aufgefordert und alle diese Beiträge geschickt und, was mehr sagen will, kritisch verwerthet. So ist eine mustergültige Einzeldarstellung entstanden, für die die Saarbrücker ihrem Mitbürger allen Grund haben dankbar zu sein. C. Röchling, der, zur Zeit des Krieges Schüler des saarbrücker Gymnasiums, Augenzeuge der Ereignisse war, hat zahlreiche Illustrationen geliefert. Das Buch kann mit gutem Gewissen jeder Schüler- und Volksbibliothek zum Ankauf empfohlen werden.

Rein militärischen Charakter trägt das Werk von W. von Scherff (Nr. 8). Bisher sind drei Hefte erschienen. Das erste bietet Betrachtungen über die Schlacht von Colombey-Nouilly, das zweite über die Schlacht von

Vionville-Mars-la-Tour, das dritte über die Schlacht von Gravelotte-St.-Privat. Ueber Absicht und Zweck seiner Betrachtungen spricht sich der Verfasser im Vorwort des ersten Heftes aus; ich will seine Gedanken möglichst im Anschluß an seine Worte recapituliren. Seitdem mit der allgemeinen Einführung gezogener Feuerwaffen die „aufgelöste" Ordnung die einst allein entscheidende „geschlossene" Fechtweise des Fußvolks auch im Kampfe großer Verbände durchweg in zweite Linie gedrängt hat, haben sich die an die Unterführerschaft der Infanterie — vom Bataillonscommandeur abwärts — zu stellenden Anforderungen gegen früher nicht unwesentlich verändert. An die Stelle einer ein für allemal feststehenden, mehr oder weniger mechanisch wirkenden Kampfform ist ein wechselndes Kampfverfahren getreten, in welchem verschiedene „Kampfformen" nur nach selbständig überlegtem Urtheil und Entschluß der Unterführer in Wirksamkeit zu treten haben. Dieser Wandel in den fernerhin zu stellenden Ansprüchen verweist auch die Ausbildung der Führer auf andere als die bisher üblichen Wege. Zwar wird der Exercirplatz seine grundlegende Bedeutung auch künftig behaupten, ohne Zweifel aber hat zunächst das Manöverfeld einen größern Werth für die praktische Führerausbildung gewonnen. Der praktisch-empirischen Führerausbildung zur Seite muß ein theoretisches Studium an kriegsgeschichtlichen Beispielen gehen, das den selbständig zu fassenden Entschlüssen auch schon des jüngern Führers diejenige feste Unterlage zu geben hat, ohne welche ihm das Verständniß für die praktischen Uebungen verschlossen bleiben, ihr Nutzen für ihn wiederum nur zu einem äußerlichen Methodismus zusammenschrumpfen würde. W. von Scherff verlangt deshalb von dem jungen Offizier ein Studium der Kriegsgeschichte, vornehmlich ein Studium der Schlachten des Deutsch-Französischen Krieges, jedoch im Sinne fortgesetzter kritischer Untersuchungen, ob und inwiefern die damals da und dort von Unterführern in selbständige Anwendung gebrachten Mittel sich bewährt haben oder nicht. W. von Scherff's Betrachtungen sollen für solche kritische Untersuchungen die Anleitung bieten. Sie wollen aber auch im weitern den Nachweis erbringen, daß strategische und taktische Tüchtigkeit im Kriege nicht nur untereinander, sondern beide auch noch mit der reglementarischen Thätigkeit in so enger Wechselwirkung stehen, daß das Versagen in auch nur einer dieser drei Richtungen den ganzen Erfolg einer bestimmten Kriegshandlung in Frage zu stellen geeignet ist. Es ist überaus fesselnd, den Ausführungen des erfahrenen Offiziers zu folgen und unter seiner Anleitung die Möglichkeiten zu erwägen, die sich dem denkenden Geiste erschließen: denn jedem historischen Beispiel hat von Scherff das Gegenbild seiner etwa möglich gewesenen „andern Gestaltung" zur Seite gestellt. Die drei Hefte sind ein Beweis dafür, wie tüchtig in unserm Heere gearbeitet wird, um das durch den Krieg von 1870 und 1871 Erworbene festhalten zu können, selbst wenn uns vom französischen Uebermuth ein abermaliger Waffengang mit dem gallischen Nachbar aufgezwungen werden sollte. Toujours en vedette! Das bleibe auch fernerhin die Parole deutscher Offiziere!

Horst Kohl.

Literarische Jahresberichte.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Herausgegeben von Julius Elias und Max Osborn. Dritter Band (Jahr 1892). Stuttgart, J. G. Göschen'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1. Abthlg. 1894. 7 M. 2. Abthlg. 1895. 16 M. 80 Pf.

Der Umfang dieses in seiner Art einzig dastehenden kritischen Uebersichtswerkes ist bis zum dritten Jahrgang gewaltig gewachsen. Der erste Band hatte 12 Bogen, der zweite 17, der dritte hat 48. Auch die Herausgeber sind zum Theil andere geworden, und der Stab der Mitarbeiter hat sich verändert und vermehrt. Fortwährend treten neue Mitarbeiter hinzu, und jeder wird es sich zur Ehre rechnen, an diesem Werke mitarbeiten zu dürfen.

Was es will und wie es eingerichtet ist, brauche ich hier nicht zu erörtern, da die frühern Bände schon in d. Bl. besprochen worden sind. Was es aber gibt, darf ich kurz sagen: eine möglichst vollkommene Uebersicht über alle literaturgeschichtlich wichtigen Erscheinungen Deutschlands in einem Jahre (also nicht über alle literarischen Erscheinungen, was unmöglich wäre). In diesen literaturgeschichtlichen Büchern, Broschüren, Aufsätzen, Kritiken spiegelt sich natürlich nicht die gesammte Literatur des Berichtjahres, sondern auch manches vorhergehenden; in allen Bänden zusammen wird man aber ein getreues Bild der literarischen Bewegung unserer Zeit finden.

Das Buch dient vor allem dem Forscher, der hier nur seine Gebiete aufschlagen darf, um sofort alle Erscheinungen notirt, zum großen Theil gewürdigt zu finden. Es dient als Nachschlagebuch dem Liebhaber, der sich über irgendeinen Zweig der deutschen Literatur rasch orientiren und seine Studien danach einrichten möchte, ob er sich nun für Culturgeschichte, Musikgeschichte oder Bücherwesen interessirt, oder Lyrik, Drama und Epos verfolgen will, oder wissen will, was über Luther, Goethe, Schiller, Romantik, Grillparzer abgehandelt worden ist. Somit erspart es mühsame und zeitraubende bibliographische Studien auf Bibliotheken.

Aber noch einen dritten Vorzug hat das Buch: man kann es in vielen Partien lesen, nicht blos darin nachschlagen. Mir wenigstens ist es in einzelnen Abtheilungen,

z. B. „Culturgeschichte" von Dr. Georg Steinhausen, „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" von Dr. Hermann Wunderlich, „Politische Geschichte" von Dr. Martin Philippson, so ergangen, daß ich, von der Darstellung gefesselt, nicht zu lesen aufhörte, bis der Abschnitt zu Ende war. Daß dazu eine nicht geringe Kunst sowol der Anordnung des überreichen Stoffes als der Darstellung nöthig ist, bedarf keines Nachweises.

Wenn ich nun Einzelnes aus der Fülle des Gebotenen hier ausheben, so brauche ich wol nicht zu versichern, daß ich, wo ich kritisire, es nur bei denjenigen Dingen thue, über die ich selber ein Urtheil zu haben glaube; denn welcher Einzelne wollte ein ganzes Buch meistern, welches durch das Zusammenwirken von fast einem halben Hundert von Specialforschern entstanden ist! Was das Buch bietet, das sei an einzelnen Beispielen gezeigt. In dem Abschnitt „Culturgeschichte" von Georg Steinhausen findet man alles, was 1892 literarisch beigetragen worden ist zur Culturgeschichte der Familie, des häuslichen Lebens, der Frauen; zu Geburt, Hochzeit und Tod; zu geselligem Verkehr, Vergnügungen, Spielen und Festen; zur Sittengeschichte; zur geistigen und gemüthlichen Entwickelung; zum Aberglauben; zur Volkskunde u. s. w. Der Umfang dieses Abschnitts zeigt in erfreulicher Weise, welch lebhaftes Interesse der deutschen Culturgeschichte gegenwärtig zugewandt ist. In dem Abschnitt „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" von Hermann Wunderlich wird man über Wustmann's „Sprachdummheiten" und die ganze daran sich anschließende Polemik orientirt. In R. M. Werner's „Poetik und ihre Geschichte" finden sich höchst interessante Ausführungen über Volkspoesie; auch hört man — denn an bezeichnenden, wörtlichen Citaten ist kein Mangel —, daß die Dichter, wie z. B. C. Spitteler, von der kleinsten, dichterischen Production, und flösse sie auch noch so leicht und schnell und scheinbar ohne Gemüthsaffection, ihre Nerven mehr erschöpft fühlen als durch tagelang concentrirte Denkarbeit. Daher komme die Reizbarkeit, Maßlosigkeit und die sogenannte Taktlosigkeit der Dichter. Diese Consequenz ist richtig, wenn die Voraussetzung zutrifft, woran wir billig zweifeln. In demselben Abschnitt ist eine Auseinandersetzung über „Naturalismus und Sittlichkeit" höchst beachtenswerth. Im andern Abschnitte wird man gerechte Urtheile über Janssen finden (II, 1 und IV, 1[b] — der dritte Band ist leider nicht mehr paginirt), und es interessirt wol unsere Leser, aus dem Munde von dem Schildknappen Janssen's, Pastor, zu erfahren, daß der alte Janssen sich entschlossen habe, in neuen Auflagen „die antirömische Gesinnung in Deutschland während des 15. Jahrhunderts viel eingehender zu behandeln", „wobei", wie der Berichterstatter M. Osborn bemerkt, „nur bedauerlich ist, daß der Historiker diesen Entschluß erst als Greis und nach Abschluß der funfzehnten Auflage seines Werks gefaßt hat". Wichtiges zur Fischart-Literatur bringt W. Kawerau in dem Abschnitt „Epos des 15./16. Jahrhunderts". Es scheint z. B. der Nachweis erbracht, daß der erste, vorzüglichste Theil der „Flöhhaz" nicht von Fischart ist. Von seiner Uebersetzungsart gibt in treffendster Weise eine weitere Berichterstattung über J. J. A. A. Frantzen's Dissertation Kunde. Höchst lesenswerth ist A. Stern's Bericht über die Literaturgeschichte von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, insbesondere was er über die 1892 erschienenen dichterischen Anthologien sagt. Gelegentlich wird an Kritiken angesehener Literaturblätter Kritik geübt, auch an Kritiken der „Blätter für literarische Unterhaltung", z. B. in dem Abschnitt „Lyrik des 18./19. Jahrhunderts" von R. M. Werner an einer Kritik über Isolde Kurz in d. Bl., die ich geschrieben habe. Es ist ein gewagtes Ding, in einem solchen Buche Kritik an Kritiken zu üben, denn man ruft schließlich doch nur die Kritik über die Kritik der Kritiker hervor. Ich stehe aber nicht an, R. M. Werner jedenfalls so viel zuzugeben, daß er meine vielleicht etwas zu einseitige Kritik hier ergänzt hat, und stimme mit dem, was er zum Lob der ausgezeichneten Dichterin sagt, ganz überein.

Nicht einverstanden dagegen bin ich mit verschiedenen Aufstellungen in dem Abschnitt „Didaktik des 18./19. Jahrhunderts" von R. M. Meyer. Es wird hier z. B. Fr. Th. Vischer's von seinem Sohn herausgegebener Nachlaß „Allotria" besprochen und dabei das „Behagen", mit welchem Vischer „bedenkliche Details" schildere, gestraft; auch wird Vischer's Tadel des bekannten erotischen Verses in Goethe's „Hermann und Dorothea" zurückgewiesen und der Vers vollkommen backfischrein gedeutet. Das ist er keinesfalls, ohne dadurch irgendwelcher prüden Censur verfallen zu müssen. Schließlich meint Meyer, dem offenbar Vischer sehr unsympathisch ist: „Wir thun ihm wol nicht ganz unrecht, wenn wir in der Leidenschaft des Sittenpredigers ein Restchen theologischer, stiftlerischer Lüsternheit wittern." Ein dreifaches Unrecht begeht, wer dies sagt: erstens gegen Vischer; zweitens gegen die Theologen, die man gefälligst nicht mit den Jesuiten und ihrer Beichtstuhlpraxis verwechseln möge, und drittens gegen das Tübinger Stift. Wer dasselbe auch nur annähernd kennt, weiß, daß man dem Geist, der die Angehörigen dieser Anstalt beseelt, alles Mögliche anhängen kann, meinethalb sogar den Makel des Cynismus, niemals aber den erotischer Lüsternheit. Diese findet man in keiner Anstalt der Welt so wenig wie im Tübinger Stift.

Ebensowenig trifft der Verfasser dieses Abschnitts das Richtige mit Heyse's „Merlin" und C. Weitbrecht's „Phaläna". Schon daß er diese beiden Werke unter Didaktik unterbringt, ist verfehlt. Er hätte sich aus dem Abschnitt „Epos" von Franz Munker (IV, 3, 180 fg.) schon über Heyse's „Merlin" eines bessern belehren lassen können; aber eine wirkliche Dichtung wie „Phaläna" unter „Didaktik", Rubrik: „Satirischer Roman", unterzubringen, zeugt von einer vollkommenen Verkennung dieser eigenartigen Dichtung, deren Fehler Meyer übrigens nicht ganz unrichtig, nur vielleicht allzu scharf dahin präcisirt: „in Gestalt-

losigkeit vernebelt". Was er sonst über dieselbe sagt, beweist, daß er sie nur flüchtig gelesen oder nicht verstanden hat.

Aber nun bin ich selbst an einer Kritik der Kritik, und eigentlich wollte ich nur als dankbarer Besitzer und Benutzer des Buches referiren. Sei darum noch der Abschnitte über einzelne Dichter gedacht. Goethe hat hier natürlich den Löwenantheil mit 50 Seiten. Nicht uninteressant ist in unserer Zeit der Sprachreinigung aus einem Bericht über Dehnicke's Aufsatz zu erfahren, daß in den Hauptwerken Goethe's sich 1500 wirkliche Fremdwörter finden; das ist, wenn die Berechnung auf 6000 Wörter, der sich Goethe überhaupt bediente, richtig ist, der vierte Theil seines Wortschatzes! Die hieran von Dehnicke und dem Berichterstatter dieses Abschnittes, V. Valentin, geknüpften Erörterungen sind äußerst nachdenkenswerth. Schiller ist im Jahre 1882 verhältnißmäßig gut weggekommen, möchten wir fast sagen; der Bericht von A. Köster umfaßt nur 16 Seiten. O. F. Walzel führt uns dann noch durch die Romantik, E. Elster insbesondere an der Hand des ausführlich behandelten Buches von Joh. Prölß in das Junge Deutschland. Die sämmtlichen übrigen Veröffentlichungen, die dieser Abschnitt bespricht, beschäftigen sich mit Heine. Und das ist vielleicht ebenso bezeichnend als die Thatsache, daß der ganze Band mit Grillparzer schließt, dem einzigen Dichter dieses Jahrhunderts, dem neben den Großen des vorigen ein eigener Abschnitt (von A. Sauer) gewidmet ist. Vor zwanzig Jahren wäre das noch undenkbar gewesen. Ob wol irgendeinem andern Dichter unsers Jahrhunderts in spätern Bänden dieser „Jahresberichte" eine ähnliche Ehre widerfahren wird?

Richard Weitbrecht.

Militärschriften.

Zur Besprechung liegen diesmal zwei Eingänge vor, die nach Inhalt und Form so verschieden voneinander sind wie nur irgend möglich. Das erste Werk ist von einer Anzahl Männer der Moltke'schen Schule — Offizieren der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des preußischen Großen Generalstabes — verfaßt und liefert die Ergebnisse eingehendster Forschungen über große geschichtliche, völkerbewegende Ereignisse in einer Freund und Feind nach Möglichkeit gleich gerecht werdenden vornehmen Darstellung. Die zweite Schrift dagegen ist die eines abenteuerlustigen Soldaten, der — ziemlich unbekümmert darum, was der Leser über ihn denkt — diesem seine Erlebnisse in wechselvoller Zeit vorführt.

1. Die Kriege Friedrich's des Großen. Zweiter Theil. Der Zweite Schlesische Krieg. 1744—45. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erster Band: Böhmen 1744. Mit 19 Karten, Plänen und Skizzen. Zweiter Band: Hohenfriedeberg. Mit 14 Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1895. Gr. 8. Erster Band 15 M., zweiter Band 11 M.

Die Ausstattung dieses Werkes — damit mag seine Besprechung eingeleitet werden — ist vortrefflich. Die Karten, Pläne und Skizzen enthalten weder ein Zuviel, das sie nachtheilig belastete, noch weisen sie Lücken auf, die das Verständniß erschwerten. Geradezu musterhaft sind die Uebersichtsblätter für den Winterfeldzug 1744/45 und die zwei Pläne für die Schlacht von Hohenfriedeberg, die — was gerade in diesem Falle sehr wichtig — eben die damalige Beschaffenheit des Geländes zeigen. Auch die technische Ausführung des Kartenmaterials, durch das lithographische Institut von Greve, ist geradezu vollendet schön zu nennen. Auf einen ganz nebensächlichen Irrthum — auf Skizze 8 steht fälschlich Károlyi, während der Text richtig Károlyi schreibt — sei behufs Berücksichtigung bei einer zweiten Auflage aufmerksam gemacht.

Eine solche wird, wenn erst der dritte Band, der die Gefechte von Soor und Kesselsdorf bringt, erschienen ist, wol nöthig werden. Denn das Werk wird für den Militär nicht allein, sondern auch für den Historiker eine Fundgrube neuen Wissens werden. Und die durchaus parteilose, würdige Darstellung sorgt dafür, daß aus dieser Fundgrube von hüben und drüben (was ja jetzt wol kaum noch etwas anderes heißen kann, als: im Lager protestantischer und in dem römisch-katholischer Geschichtschreiber) geschöpft werden wird. Wol hebt sich hier und da ein Ausdruck, den ruhig-freudiger Stolz auf preußische Thaten eingegeben hat, aus der Darstellung hervor, aber immer wird dann auch des ritterlichen, tapfern Gegners mit ehrenden Worten gedacht. Mit dem Tadel andererseits verfehlter Maßnahmen auf preußischer Seite und der Anerkennung gut erdachter und durchgeführter Leistungen auf österreichisch-sächsischer Seite hält das Werk nirgends zurück. Härten und Lamen im Verhalten des Königs werden, wenn auch nicht hervorgehoben, so doch auch nicht verschwiegen.

Wie bekannt, sind im Winter von 1744 auf 1745 Hin- und Hermärsche der aus Böhmen nach Schlesien zurückgegangenen Truppen Friedrich's, größere und kleinere Gefechte und Plänkeleien derselben gegen den — ebenfalls nicht geschlossen, sondern hier und dort, in zerstreuten Kolonnen auftretenden — Feind, sowie Ortsangriffe und Vertheidigungen und Züge zur Deckung oder zur Aufhebung von Magazinen in so buntem Wechsel vorgekommen, daß das Auseinanderhalten des Einzelnen schwer wird. Das Generalstabswerk erleichtert ein solches gerade dadurch, daß es an geeigneter Stelle stets vom Einzelnen wieder auf das Ganze hinweist.

Die Einleitung des ersten Bandes, die die politischen Verhältnissen nach 1742 und die Zustände in den Heeren der einander Gegenüberstehenden schildert, theilt die vortrefflichen Ausbildungs- und Gefechtsvorschriften des Königs mit, der, obgleich damals noch sehr jung, in ihnen einen stets auf das Wesen der Dinge gerichteten bewundernswerthen militärischen Scharfblick kundgab. Der Schluß des zweiten Bandes zeigt, wie der König es verstanden hat, seine Armee mit seinem Geiste zu durchtränken, und wie er diese Armee für die Schlacht heranzubringen und in der Schlacht zu verwenden wußte. Eine Fülle interessanter Einzelheiten belebt die Darstellung der dazwischenliegenden Ereignisse, der Kämpfe in Böhmen und Schlesien. Zunächst nehmen die Aeußerungen des Königs selbst das Interesse in Anspruch. An den Ingenieurgeneral Walrave sendet er Befestigungspläne mit der Weisung, „seine Sentiments davon auf Ehr und Pflicht, ohne weder zu flattiren noch andere Umstände zu machen", zu melden. Das Jagen in Feindesland wird „den Offizieren bei Cassation und den Jägers und Marketenders bei Hängen" untersagt. Für das Vorrücken im Marsch, der jetzt im Tempo von 112 Schritten pro Minute ausgeführt wird, bestimmt der König für die erste Minute 90 bis 95, für die folgenden Minuten 70 bis 75 Schritt, „welches geschwinde genug ist". In der Instruction für den Marschall Schwerin heißt es unter Nr. 6 charakteristisch: Die Lagers so der Feldt-Marschall nimmt, sollen niemalen an die Wälder seyndt, um die Desertiones zu verhüten, worauf große attention genommen werden muß, „ingleichen mus Imer eine partie Husaren gebraucht werden umb und bei das Corps umb die Desertion zo verhühten". An Fürst Leopold von Dessau schreibt der König: „. . . Säumen Sie . . . zu lange, so können die Suiten davon vohr mihr weit gefährlicher werden. . . . Den aus Schlesien kan ich mihr So wenig resolviren heraus Schmeißen zu laßen als wie aus der Marck. . . .", und — in naivem Stolze — an Marwitz: „So werdet Ihr . . . im Stande sein, dem Feind überall die Spitze zu biethen, denn Ich doch halte, daß 1000 Mann Meiner Infanterie so gut wie 2000 Oesterreicher seyn werden." Lehwald ermahnt der König, „mit vigueur auf den Feind loszugehen und nicht mit ihm zu caroquoliren". (Letzteres Wort wird für caracoliren — herumpläukeln — gebraucht.) Stil und Rechtschreibung dieser Weisungen, deren übrigens eine ganze Anzahl bisher unbekannter aus dem Preußischen Geheimen Staats- und dem Zerbster Archiv mitgetheilt werden, contrastiren übrigens nicht sonderlich mit denen des Gegners, des in Lunéville geborenen Prinzen Karl von Lothringen. Dieser schreibt z. B. nach den Acten des Wiener Kriegs-Archivs an seinen Bruder, den Gemahl der Königin Maria Theresia, Großherzog Franz: „Meiner Gedanck mit alle diese mouvement wahre, den Feind noch in Einer gewissen unsicherheit zu lassen und daß wir mit der gantze armée debouchiren konten von Bolkenhain oder Friedeberg oder der Gegend. Können wir genug glücklich Seind Im dieser marsche zu machen, ohne daß Er a tempo weiß, glaube ich werden wir Im In Ein groß Confusion bringen . . . aber alleſt kommet da darauf ahn, den anfang gutte zu calculiren" u. s. w.

Nicht sowol die oben mitgetheilten Proben als andere Ordres und Schreiben des Königs, wie sie namentlich im zweiten Band auf den Seiten 125 und 126 wiedergegeben werden, lassen übrigens schon den ganzen Zauber ahnen, den Friedrich's Persönlichkeit in ihrer trotz innerer weicherer Anwandlungen nach außen stets geltend gemachten Zusammengefaßtheit, ihrer stählernen Energie, ihrem immer die höchsten Ziele fest im Auge behaltenden Geiste, im Siebenjährigen Kriege ausübte.

Von andern interessanten Einzelheiten seien noch hervorgehoben: das im ersten Band, S. 260 mitgetheilte Curiosum, daß einst an der sächsischen Grenze 1744 an der einen Seite eines preußischen Heerestheils ein feindliches sächsisches Bataillon als Hülfstruppe der Königin Maria Theresia von Ungarn und ein anderes sächsisches Bataillon als Truppe der neutralen Grenzbesetzung sich befanden, gewiß bezeichnend für die verworrenen Zustände des Reichs; ferner die von glücklichem Erfolge gekrönte Herstellung von Scheinkanonen aus Wagenrädern und Baumstämmen vor dem Schloß Tetschen am 23. August 1744; der vom Feldmarschall Schwerin am 31. desselben Monats in der Nähe des Ziskaberges vor Prag „in die leere Luft" ausgestoßene, aber den Feind täuschende und den Marschall rettende Ruf: „Grenadiere vor!"; die Schilderungen des Typhuselends unter den preußischen Truppen; der Zieten-Ritt am 19. und 20. Mai 1745 — zehn Meilen in zweiundzwanzig Stunden, in schwierigem Gelände, von zwei Seiten beschossen, unter mehrfachen siegreichen Attacken —; die knappe Beschreibung des Kampfes Winterfeldt's gegen die tapfern Kroaten, die den Pardon mit der Antwort: „Nicks Pardon, ick braff Kerl" ablehnten; vor allem aber die meisterhafte Schilderung der Schlacht von Hohenfriedeberg. — Daß im übrigen eine Geschichtschreibung, der die Archive von Freund und Feind geöffnet waren, auch für die politische Geschichte jener Zeit eine Menge wichtiger und interessanter Einzelzüge zu Tage gefördert hat, ist selbstverständlich.

2. Auf Bergeshöhn und Meereswogen. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Offiziers in Europa, im Orient, in Afrika und Amerika. Von Hans von Hattorf, Kapitän a. D. Bielefeld, A. Helmich's Verlag. 1895. Gr. 8. 5 M.

Man mag unsere Zeit nüchtern nennen, aber daß in ihr die Sucht nach Abenteuern ausgestorben ist, kann man nicht behaupten. Was im besondern die Deutschen anbetrifft, so stellen diese nicht allein wie die Engländer ein ziemlich zahlreiches Contingent zu den Scharen der in der „Welt" umherreisenden Jäger, sondern auch zu den freiwilligen Theilnehmern der Kämpfe von Völkerschaften, die sie blutwenig angehen. Das Beste und

Sympathische an solchen Kämpfern ist ihr bis zur Wagehalsigkeit gehender Muth, ihre Entschlossenheit und ihre Elasticität; etwaige übergroße Gewissenszartheit, wenn sie daran gelitten haben sollten, spült ihnen das Leben bald weg.

Hattorf ist der Schwager des frühern Gegencandidaten Hammerstein's, Landraths von Ditfurth, der als damaliger Lieutenant am 10. Juli 1866 dem General von Wrangel die leider unbeachtet gebliebene Meldung von dem Eintreffen bairischer Verstärkungen in Nördlingen gebracht hat. Diesem Schwager ist das Buch gewidmet.

Die „Stellungen" des Kapitäns von Hattorf sind etwa folgende gewesen: Lieutenant im preußischen Infanterieregiment Nr. 15, Agent und Kapitän in montenegrinischen, Agent in türkischen Diensten, Holzfactoreiaufseher, Eisenbahnbeamter in der Türkei, Jäger in Afrika, Cigarrenhändler, Schafhirt, Zahnarzt, Schullehrer, Prediger, Colonist und Lohgerber. Womit die Pausen zwischen einzelnen dieser „Stellungen" ausgefüllt sind — und diese Pausen sind mitunter jahrelange — wird dabei nicht einmal erzählt.

In dem ersten Kapitel seines Buches spielt Hans von Hattorf nur eine passive oder eigentlich gar keine Rolle; er entging dadurch, daß er sich an die Nothwendigkeit erinnert hatte, einen Brief zu schreiben, der schrecklichen Explosion eines Spierentorpedos, dessen Beschreibung übrigens eher einen Contacttorpedo, jetzt Seemine genannt, vermuthen läßt. Die Explosion, die 1870 in Cuxhaven stattfand, tödtete damals die gesammte Mannschaft des Torpedobootes „Neuenfelde" (mit einer Ausnahme) und außerdem drei Kameraden Hattorf's. Das zweite Kapitel führt uns nach Montenegro. Hattorf bietet dem Fürsten seine Dienste an; er kauft mit Geldunterstützung einer holländischen Dame Geschütze für Montenegro, wirbt in Oesterreich Artilleristen, wird gefangen, entkommt und erhält, da der Fürst über Landsleute, die mit Dynamitsprengungen Bescheid wissen, begreiflicherweise nicht verfügt, den Auftrag, die im türkischen Lager befindliche Moratschabrücke „Vezir-Most" zu sprengen. „Gottesfürchtig und dreiste" enthülst er mit völlig ungeübten Leuten eine Anzahl kleiner Dynamitpatronen, füllt das Dynamit dann in drei große — Ziegenfelle und gelangt, durch verschiedene Umstände begünstigt, richtig dazu, „nächtens" seine unheilschwangern Ziegenfelle an einen der dicht am Land stehenden zwei Strompfeiler der Brücke ohne Verdämmung*) niederzulegen und zu entzünden; der Feind geräth in Verwirrung, wird von den Montenegrinern geworfen, und — als Hattorf den Schaden besieht, hat die Brücke nur einen großen durchgehenden Längsriß, der allerdings die Passage für den Augenblick — in der Nacht — unmöglich gemacht haben mag.

Eine zweite Sprengung, die eines eroberten Festungswerkes, hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Eben noch Montenegriner, übernimmt er, da der Frieden „droht", einen Recognoscirungsauftrag von türkischer Seite, wird von den Oesterreichern gefangen und entflieht ins — Zarenreich.

Drei Jahre später wird er nebst andern Unglücksgefährten als Angestellter eines Holzgeschäfts von Räubern gefangen, nach Macedonien geschleppt und von der türkischen Regierung ausgelöst. Zuvor hat er selbst einen Räuber, der ihm seinen montenegrinischen Orden gestohlen, durch einen Revolverschuß getödtet. — Dann wird er dem türkischen Oberbefehlshaber in Ostrumelien attachirt; er ist einer von denjenigen Offizieren, welche den Wagen der durch den russischen Ingenieurhauptmann Usatis ermordeten Gattin des Generals Skobeleff I. bis kurze Zeit vor dem entsetzlichen Ueberfall geleitet haben, wie er denn auch später die furchtbar zugerichteten Leichen der Generalin und ihrer Kammerjungfer aus dem Wagen gehoben hat. Als Eisenbahnbeamter in Konstantinopel wird er wiederum von Räubern angefallen und erhält von der Polizei den Rath, auf deren Verfolgung und Bestrafung in seinem eigenen dringendsten Interesse Verzicht zu leisten. Auch macht er ein persisches „Versöhnungsfest" mit, von dessen Greueln er eine detaillirte Beschreibung gibt.

Es folgen dann die Kapitel, die sein Jägerleben in Afrika und seine Abenteuer in Südamerika schildern. Zur Lektüre der afrikanischen Erlebnisse, wenigstens einiger Stellen, gehören etwas kräftige Nerven.

Das ganze Buch, dessen Verfasser nach allen glücklich überstandenen Gefahren und Strapazen im friedlichen Bielefeld der Ruhe zu genießen scheint, ist sehr frisch und unterhaltend geschrieben. Kleine stilistische Fehler und nicht ganz einwandfreie Schreibweisen französischer Worte wird man dem frühern Schafhirten und wol auch dem frühern — Schullehrer in Brasilien gern verzeihen. Ein tapferes Herz wiegt doch wol schwerer als ein paar gewandte Schreibfinger.

Victor Kurs.

*) Die „Verdämmung" soll das unschädliche Explodiren einer Ladung verhüten.

Erzählungsliteratur.

1. Die Kronprinzenpassage. Roman. Von Hanns von Zobeltitz. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1895. 8. 7 M.

Man könnte nicht eben sagen, daß dieser Roman eine besondere Eigenart verriethe, oder neue interessante Typen und Situationen aufwiese; es muthet einen vielmehr alles recht bekannt an: nichtsdestoweniger kann man keck behaupten, daß es in der deutschen Erzählungsliteratur der jüngsten Zeit nicht viele so flott und gefällig geschriebene Romane gibt. Das ist einmal ein Erzeugniß der Unter-

haltungsliteratur, das wirklich unterhält und zwar vom Anfang bis zum Ende!

2. Brandung. Novelle. Von Alfred Stössel. Leipzig, Robert Friese (Sep.-Conto). 1895. 8. 2 M.

Auch von dieser Geschichte kann man mit gutem Gewissen sagen, daß sie den Leser unterhält. Auch sie ist lebendig und flott geschrieben, und das fällt um so angenehmer auf, als es in der deutschen Literatur nicht eben häufig vorkommt. Daß die Erzählung anspricht, ist um so bemerkenswerther, als das Thema äußerst dürftig und verbraucht ist: eine Badebekanntschaft, die zur Liebe zwischen „ihm" und „ihr" führt. Die ganze Geschichte macht den Eindruck, als habe sich der Autor damit etwas von der Seele schreiben wollen; sollte das nicht der Fall sein, sollte ihr kein persönliches Erlebniß des Autors zu Grunde liegen, dann hat er es jedenfalls trefflich verstanden, den Eindruck des Lebendigen hervorzurufen. Den Klippen, die in der subjectiven Darstellung der Ich-Geschichte verborgen sind, ist der Autor ebenso wenig entgangen wie so viele andere, die diese fatale Technik angewendet haben: er erzählt nämlich zumeist im Präsens. Daran ließe sich an sich zwar nichts aussetzen; wenn es nicht in zu ausgedehntem Maße geschieht, so trägt es ja entschieden zur Hebung der Lebendigkeit bei; wird es aber in der ersten Person gebraucht, so wird es leicht unnatürlich, dann nämlich, wenn der Autor so schreibt, als ob sich das, wie er erzählt, im Augenblicke des Schreibens ereignete, z. B.: „Bin ich von Sinnen, daß ich hier stehe auf den Dünen und mich vom Regen recht bis auf die Haut naß machen lasse? ich muß machen, daß ich nach Hause komme." Der schreiende Widerspruch, der in dieser Darstellung liegt, ist klar: wenn er auf der Düne steht und sich anregnen läßt, kann er doch nicht schreiben, er müßte denn — ein wahrer Idealreporter — alle Vorgänge augenblicklich notiren, was thatsächlich ganz undurchführbar ist.

3. Vaterehre. Roman. Von Vittorio Bersezio. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Johannes Scherpe. (Durch alle Lande. Illustrirte Romanbibliothek. Erster Jahrgang. Erster Band.) Chemnitz, B. Richter. 1895. 8. Geb. 2 M.

Eine tragisch gehaltene Geschichte von einem durch einen bösen Zufall verdächtigten und als Dieb bestraften Ehrenmann. Die Geschichte wäre aber weit weniger tragisch, wenn sie natürlicher wäre; die Tragik ist nämlich durch psychologisch unbegründetes Schweigen über wichtige Dinge — wie das im Roman und Drama ja so beliebt ist — künstlich herbeigeführt. So wirkt sie nicht überzeugend und erschütternd, zumal da die Darstellungsweise überaus banal ist.

Die Uebersetzung ist sehr gut; nur sollte sich der Uebersetzer merken, daß das Verbum lehren transitiv gebraucht wird.

Die Ausstattung des Bandes ist recht gefällig; Einband hübsch, Druck und Papier gut: wahrhaft entsetzlich aber sind die Farbenbilder, die den Text erläutern und beleben sollen, ihn aber vielmehr stören und verunstalten. Diese Kleckse reien unbeholfenster Art „künstlerisch ausgeführte und stimmungsvoll" zu nennen, wie es in dem miteingebundenen Prospect heißt, dazu gehört doch eine amerikanische Reclamekühnheit oder aber crasse ästhetische Unkenntniß. Und nicht einmal textgemäß sind diese künstlerischen Versündigungen: so steht S. 22 ausdrücklich: „Stühle fehlten" (im Zimmer), und daneben prangt auf dem entsprechenden Bilde ein sehr merkbarer Sessel! Es ist dem Verlage dringend zu empfehlen, daß er es aufgebe, seine Romanbibliothek mit Bildern zu versehen; sie gereichen ihr nur zum Nachtheile, und ihm bereiten sie doch gewiß Auslagen. Wozu also! Es sei denn, daß er nur auf Leser reflectirt, deren ästhetisches Niveau auf dem von Dienstboten steht.

4. Was das Leben bringt. Von Jassy Torrund. (Collection Victoria Regia.) Großenhain, Baumert u. Ronge. 1895. 16. 1 M.

Kleine Geschichten, nett wie das Büchlein selbst, das sie enthält; freilich sind es nur Nippes, die das Leben hier bringt, und man ist nach dem Titel auf Ernsteres, Bedeutenderes gefaßt.

Warum die Novellencollection, der dieses Miniaturbuch angehört, gerade Victoria Regia heißt? Man denkt dabei doch unwillkürlich an die Riesenblume dieses Namens.

5. Die Eine. Roman. Von Georg Bendler. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 6 M.

Hätte dieser Roman nur einen Band statt zwei, so wäre das sehr in seinem Interesse, denn er ist entschieden viel zu lang. Im ersten Bande versteht es der Autor, den Leser durch verständige Art und peinlich lebendige Darstellung Interesse einzuflößen, aber im zweiten erlahmt dieses, denn er kann sich nicht auf der Höhe halten, und schließlich wird der Leser ärgerlich über den großen Lärm, der mit einer verhältnißmäßig geringfügigen Sache getrieben wird. Man denke sich: der Bankier Helbig hat seiner Tochter Thesi eine Gespielin gegeben in Gestalt seines außerehelichen Kindes Christine. Diese wird mit jener zusammen herangebildet und lebt Jahre im Hause, ohne selbst eine Ahnung von ihrer verwandtschaftlichen Beziehung zu Helbig zu haben, und ohne daß dessen Frau und legitime Tochter darum weiß. Da platzt ein boshafter anonymer Brief wie eine Bombe in Christinens Glück und zerstört es: Frau Helbig wird nämlich von der Herkunft ihrer Pflegetochter in Kenntniß gesetzt, und auch diese selbst liest den Brief. Beide Frauen benehmen sich nun höchst sonderbar: Christine verläßt das Haus, verbirgt sich vor ihrem Vater und weist, als er sie doch entdeckt, seine Hülfe zurück, obwol sie ihn sehr liebt. Nicht genug damit, daß sie sich mittellos dem Elend in die Arme werfen will: sie sagt sich auch von dem heißgeliebten

Manne ihres Herzens los! Warum? Wegen der „Schande", die nach ihrem Glauben durch ihre Geburt auf ihr lastet. Und ebenso denkt ihre Pflegemutter: sie duldet nicht, daß Christine wieder in ihr Haus kehre, solange ihre Tochter darin weilt; ist diese einmal verheirathet, dann gestattet sie ihrem Gatten, seine natürliche Tochter wieder zu sich zu nehmen, stellt ihm aber zugleich in Aussicht, sich dann selbst von ihm zu trennen. Ist es denn denkbar, daß sonst vernünftige Menschen im 19. Jahrhundert so beschränkt sind und eine uneheliche Geburt als Schandmal ansehen? Vorurtheilsvollen Menschen mag sie ja als etwas Häßliches erscheinen, den davon Betroffenen mag sie peinlich, ja in manchen Fällen sogar hinderlich sein: aber so wie Frau Helbig und Christine die Sache auffassen, so überspannt wird ein vernünftiger Mensch wol kaum handeln! Frau Helbig hat ja gewiß ein Recht, ihrem Gatten deshalb zu zürnen, daß er ihr seine Jugendsünde so lange verheimlicht hat; aber was kann das arme Mädchen dafür? Warum betrachtet sie's als eine Besudelung ihrer Tochter, wenn diese mit jener noch in Berührung kommt? Und Christine, wie kann sie glauben, daß ihr Liebster, ein äußerst freisinnig denkender Mann, sich an ihrer Geburt stoßen werde? Und welchen Sinn hat es, daß sie ihren geliebten Vater und seine Hülfe zurückweist?

In diesem ganz unwahrscheinlichen Conflict gipfelt aber der ganze Roman, und das gereicht ihm sehr zum Nachtheil. Auch die recht romanhafte Verhinderung des Selbstmordversuchs Christinens nimmt sich nicht gut aus. Bedenken erregt ferner der Tod der hübschen Frau Elisabeth, denn er ist nur eingetreten, weil der Autor nichts mehr mit ihr anzufangen gewußt hat. Von diesen Fehlern abgesehen verdient die Charakteristik der Personen und die schablonenfreie Darstellung entschieden Anerkennung.

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Eine bibliothekarische Reise, die Professor Zangemeister im Auftrage des großherzoglich badischen Ministeriums von März bis April 1894 ausführte, hat zu einem wichtigen Funde in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom geführt. Zangemeister's Nachforschungen erstreckten sich auf die ehemals heidelberger „Bibliotheca Palatina". Dabei hatte er sein Augenmerk namentlich auf versprengte deutsche Stücke gerichtet. Der vorletzte der von ihm durchgesehenen Bände enthielt astronomisch-kalendarische Traktate ohne besondern Werth. Auf den von den ersten Händen leer gelassenen Seiten hat aber ein Unbekannter Stücke der altsächsischen Bibeldichtung, ein Stück aus dem „Heliand" und drei Genesisbruchstücke aufgezeichnet. Dieser Fund ist veröffentlicht in einer von Karl Zangemeister und Wilhelm Braune herausgegebenen Schrift: „Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca Palatina" (Heidelberg, Koester). Die Entdeckung hat die größte Bedeutung. Denn was schon Sievers 1875 scharfsinnig erschlossen hatte, daß neben dem „Heliand" auch alttestamentliche Dichtungen in altsächsischer Sprache vorhanden gewesen wären, das hat sich jetzt überraschend bestätigt, indem von den in der Handschrift (von Zangemeister V genannt) enthaltenen drei Genesisbruchstücken das erste noch in die Partie fällt, die Sievers aus der angelsächsischen Genesis als ursprünglich altsächsisch ausgeschieden hatte. Eine vortreffliche Verwerthung in sprachlicher und literarhistorischer Hinsicht hat der glückliche Fund durch Professor Braune gefunden. Dieser erweist zunächst durch sprachliche Untersuchung, daß die Vorlage von V eine Handschrift war, in der der „Heliand" und zugleich die altsächsische Genesis standen. Die genauere Betrachtung der Genesisbruchstücke ergibt ihm ferner, wie der Dichter — hierin dem Verfasser der angelsächsischen Genesis weit überlegen — seinen Stoff mit weiser Auswahl der edeln und poetisch wirksamen Motive sichtet und säubert, sodaß es nicht schwer ist, darin denselben Mann zu erkennen, der aus der Ueberfülle des neutestamentlichen Erzählungs- und Lehrstoffes das Wichtigste ausschied und das Ausgewählte zu der abgerundeten „Heliand"-Dichtung verband. Die Frage, ob der Dichter der altsächsischen Genesis mit dem Dichter des „Heliand" identisch sei, halten wir mit Braune für entschieden. Es liegt ja auch ein literarisches Zeugniß dafür vor, und schon allein die Erwägung, meint Braune, müßte dafür ausschlaggebend sein, daß wir keinen Grund haben, in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zwei verschiedene Männer anzunehmen, die in gleicher Weise von gleichen Kunstprincipien getragen geistliche alliterirende Dichtungen in altsächsischer Sprache gemacht haben sollten.

Bibliographie.

Amicis, E. de, Unsere Freunde. Zweite Auflage. Jena, Hermann Costenoble. 8. 3 M.

Benson, E. F., Dodo. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. Zwölfter Jahrgang. Band 5 und 6.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Bleibtreu, K., Erbrecht. Psychologischer Roman. Jena, Hermann Costenoble. 8. 3 M.

Bormann, G., Meer und Heide. Eine Erzählung von den nordfriesischen Inseln. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 2 M.

Cooper, Der Bienenjäger. Neu für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 8. 60 Pf. (Geb. 1 M.)

Dahn, F., Chlodovech. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. 8. 6 M.

Fabri de Fabris, R., Was die Blumen erzählen. Köln, J. P. Bachem. 8. Geb. 5 M.

Gerard, D., Lady Baby. Roman. Köln, J. P. Bachem. 8. 6 M.

Gizycki, P. v., Vom Baume der Erkenntniß. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur. Berlin, Ferd. Dümmler. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Godin, Amélie, Märchen. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 8. 40 Pf. (Geb. 80 Pf.)

Hoffmann, F., Lebensbilder. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 8. 20 Pf. (Geb. 60 Pf.)

Hornstein, F. v., Fühlung. Psychologische Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 2 M. 50 Pf.

Kambli, C. W., David Friedrich Strauß. Vortrag. Basel, Benno Schmidt. 8. 80 Pf.

Kellermann, A., Lieder fürs deutsche Volk. Zweite Auflage. Berlin, Richard Taendler. 8. Geb. 3 M.

Meinecke, G., Kreolische und märkische Geschichten. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag. 8.

Neidegg, L. v., Aus bewegter Zeit. Roman. Köln, J. P. Bachem. 8. 3 M. 50 Pf.

Nissel, F., Dramatische Werke. Dritte Folge. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 5 M.

Peters, E., Das goldene Ophir Salomos. München, R. Oldenbourg. 8. 1 M. 50 Pf.

Popow, E. J., Leben und Tod von Jewdokim Nikititsch Droschin. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M.

Rethwisch, E., Lieder. Berlin, Richard Taendler. 8. Geb. 3 M.

Rothert, E., Karten und Skizzen aus der außerdeutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte. Düsseldorf, August Bagel. Gr. 8. Cart. 3 M.

Schmidt-Cartlow, M., Der Erlenhof. Roman. Dessau, Paul Baumann. 8. 3 M.

Schobert, H., Deklassirt. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 12 M.

Woerner, R., Henrik Ibsen's Jugenddramen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Charles Kingsley.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia“, einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die vorliegende sechste Auflage wurde im Preise wesentlich ermäßigt.

Alton Locke,

Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zweite Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M

„Alton Locke“, der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben „Hypatia“, zeichnet sich außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus; er ist, wie der „Staatsanzeiger für Württemberg“ sagt, ein socialer Roman von solcher Wucht, daß niemand ihn ohne bleibenden innern Gewinn beiseite legen wird.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein älterer, aber zum ersten male ins Deutsche übersetzter Roman Kingsley's, der namentlich den zahlreichen Freunden seines Romans „Alton Locke“ willkommen sein wird. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Empfehle als gediegenes

Weihnachtsgeschenk

die von **Alfr. von Maltzahn** ins Deutsche übertragenen Gedichte von

Shakespeare

in hocheleg. Einband 6 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, event. direkt von der Verlagshandlung

W. T. Bruer, Berlin
(Postamt Schöneberg).

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschien:

Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Dramencyklus von Dr. **E. W. Sievers.** Mit einer Einleitung von Dr. W. Wetz. 8°. XXVIII, 256 Seiten. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Das Leben des Freiherrn vom Stein von **Wilhelm Baur.** Vierte, verbesserte Auflage. Mit dem Bildnis Steins. 8°. Hübsch geb. Mk. 2.70.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford, einem Sohne des Dichters Wilhelm Müller, herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novelle, empfiehlt sich als passende Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 48. — 28. November 1895.

Inhalt: Sudermann's Schauspiel „Das Glück im Winkel". Von Moritz Necker. — Naturwissenschaftliches von William Marshall. Von Ernst Lehmann. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Edmund Lange. — Neue Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Die heidnischen Sachsen und die Bibel. Von Rudolf Wustmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Sudermann's Schauspiel „Das Glück im Winkel".

Wer Hermann Sudermann kennt, weiß, daß er nichts so sehr haßt, wie die in engen kümmerlichen Verhältnissen sich wohl fühlende Philisterei seiner Landsleute. Er hat wol am meisten darunter gelitten; seinem jungen Feuerkopf dürfte der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit zunächst und am schmerzlichsten in dieser Form fühlbar geworden sein, wie man ja das aus seiner „Frau Sorge" deutlich genug herausmerken kann. Dann lernte er auch die andern Stände kennen, den Adel, die reichen Großstädter, die Kunstmenschen u. s. w., und auch diese bereiteten ihm nur Enttäuschungen. Was in der Armuth und Niedrigkeit als Folge materieller Beschränkung erscheint, das ist in den obern Ständen Folge zügelloser Genußsucht: hier wie dort sittliche Ohnmacht und Verderbniß. Solange Sudermann selbst am sittlichen Pathos festhielt, solange er an die alte Sittlichkeit glaubte, so lange waren seine Schilderungen der Wirklichkeit von einer satirischen Kraft erfüllt, die poetisch wirkte; seine Charakterzeichnungen waren packend, oft sogar erschütternd. Wie tief hat er den Gegensatz der Philisterei, die bequem und ängstlich an der Scholle haftet, und des freien, selbstherrlichen Menschenthums, das auch die Sünde nur läutern, nicht erniedrigen kann, in der „Heimat" dargestellt! Schon hier wurde der Einfluß Nietzsche's auf Sudermann's Poesie bemerkt, in dem Ausruf Magda's: „ich bin größer als meine Sünde", wurde der Geist des Autors von „Jenseits von Gut und Böse" fühlbar. Inzwischen scheint Sudermann sich noch tiefer mit Nietzsche's Skepsis erfüllt zu haben, und das Resultat dieses Umganges mit einem der scheinbar leichtest verständlichen, in Wahrheit aber sehr schwer verständlichen Philosophen trat in seinem dreiactigen Schauspiel „Das Glück im Winkel" sehr merkwürdig zu Tage, das am 3. November d. J. zum ersten male im Wiener Hofburgtheater aufgeführt worden ist. Dieses Schauspiel ist ein Amalgam Sudermann'scher Motive und Nietzsche'scher Ideen.

Der Gegensatz von starken und schwachen Menschen, von willenskräftigen und willensschwachen Naturen ist nicht blos so alt wie die Welt, sondern gewiß auch seit nicht viel geringerer Zeit bekannt. Herr und Sklave sind nicht blos Standes-, sondern auch Charakterunterschiede in der Poesie der Alten: der Herr mit seiner vornehmen, der Sklave mit seiner feigen Gesinnung. Dieser natürliche Unterschied der Menschen ist auch unzähligemal in der Poesie der neuern Dichter dargestellt worden; in unserm Jahrhundert, das sich seit J. G. Fichte mit der Willensphilosophie beschäftigte, kam dieser Gedanke gar nicht von der Tagesordnung. Die Poesie Grillparzer's hat in diesem ursprünglichen Charaktergegensatz der Menschen einen reichen Quell poetischer Motive gefunden. Turgenjew kommt über dieses sein Lieblingsmotiv fast gar nicht hinaus. Anzengruber beschäftigte sich vielfach damit, z. B. in dem prächtigen Roman „Der Sternsteinhof". Und Nietzsche, als Psychologe, hat diesen Unterschied natürlich auch empfunden, aber er hat ihn in seiner Art neu beleuchtet und die weitesttragenden Consequenzen aus ihm gezogen. Der starke Mensch, der sein Maß in sich selber trägt, der ein unmittelbares und unverwüstliches Gefühl seiner Kraft hat, ein unerklärliches Selbstvertrauen in das Gelingen aller seiner Wünsche und Pläne, schöpferisch in jeder Situation: dieser Mensch wird von Nietzsche vergöttert. Dieser Mensch allein hat, seiner Meinung nach, die Weltgeschichte vorwärts gebracht, diesem Menschen zu Liebe sind die „Heerdenthiere" alle da. Das Gute, was dieser „Uebermensch" schon durch seine Existenz leistet, wiegt alle seine Uebelthaten auf. An diesem Prachtexemplar der Gattung kann man erst zur Freude an seinem Menschenthum gelangen. Sein Gegensatz hingegen ist der verdorbene Mensch, der an sich selbst nicht glaubende Mensch, der am Allzuviel von Gewissenhaftigkeit erkrankte Mensch, der Asket, der Peter Schlemil, der sich selbst verachtende Mensch. Unproductiv und hypochondrisch schleicht er um-

her; Nietzsche warnt vor ihm: geht ihm in weitem Bogen aus dem Wege, denn seine Krankheit ist ansteckend, die unheilbarste aller Krankheiten. Diese Warnung vor dieser Art Mensch ist sozusagen noch echter Nietzscheisch als die Verherrlichung des Uebermenschen; denn diesen an sich selbst nicht glaubenden Menschen stand Nietzsche persönlich gewiß näher als dem Uebermenschen; gerade diese Warnung verräth ihn; wäre Nietzsche wirklich der Starke gewesen, der zu sein er sich den Anschein gab, so hätte er, wie alle Dichter vor ihm, wie z. B. Grillparzer im „Armen Spielmann", nur tiefstes Mitgefühl, nicht Haß gezeigt für dieses tiefste Leid einer Menschenbrust. Aber Nietzsche warnte vor seinem eigensten, geheimsten Leid, er war eben kein Dichter, der mit vollkommener Freiheit sich selbst objectivirt, sondern nur Psycholog, vor allem Psycholog seiner selbst. ...

Sudermann bringt nun in seinem neuen Schauspiel den uralten Gegensatz von starken und schwachen Charakteren wieder auf die Bühne, aber in der Beleuchtung Nietzsche's, so wie er ihn mit Nietzsche's Augen zu sehen gelernt hat. Nicht allein in der Gestalt des Gutsbesitzers Röcknitz auf Witzlingen, der „blonden Bestie", liegt die offenbare Abhängigkeit Sudermann's von Nietzsche, wie schon wiener Kritiker gesagt haben, sondern der ganze Gegensatz zwischen Röcknitz und Rector Wiedemann, und insbesondere der sich selbst verachtende, überdemüthige Charakter des Rectors ist ein Nietzsche'sches Bild, was jene Kritiker nicht gesagt haben. Uns aber mit Nietzsche vor dieser Jammergestalt zu warnen, hat sich Sudermann vom Standpunkte des das heutige Publikum wohl kennenden Dramatikers denn doch nicht entschließen können. Er stellt sie uns mit kalter Schärfe drei Acte hindurch vor Augen, er gibt sie in rücksichtsloser Consequenz unserer Verachtung preis, denn so eine Gestalt, die in der Novelle, wo wir uns nur innerlich mit ihr beschäftigen würden — wie mit Grillparzer's „Armem Spielmann" —, unser tiefstes Mitleid erringen könnte, wirkt von der Bühne herab, die nur Thatmenschen und Thätigkeit gelten läßt, erbärmlich, ja geradezu widerlich. Aber im letzten Augenblick fällt Sudermann aus dem Tone, will er uns glauben machen, daß dieser Rector Wiedemann seine verletzte Ehre an Röcknitz oder überhaupt an jemandem rächen werde! Er, der über sich selbst den Stab gebrochen hat, den niemand beleidigen kann, weil er sich selbst ja am allermeisten verachtet, er *kann* sich ja nicht rächen; dieses Unvermögen ist gerade seine eigenste Natur, und wenn er sich rächen wollte, müßte er bei sich selber anfangen und sich selbst zuerst vernichten. An dieser Inconsequenz leidet das ganze Stück, das aus zwei unausgeglichenen Weltanschauungen besteht und mehr Charakterstudie als Drama ist.

Doch es ist Zeit, daß ich den Leser mit der Handlung des Stückes bekannt mache, wenn er ihrer Kritik folgen soll.

Rector Wiedemann, Vorsteher einer kleinen Landmittelschule, hat ein schönes, vornehmes Fräulein aus der guten Gesellschaft geheirathet, und alle Welt zerbricht sich den Kopf darüber, wie es möglich war, daß diese prächtige Elisabeth einen solchen, materiell und social sehr bescheiden gestellten Mann heirathen konnte, und vollends, wie sie in dieser Ehe, in welcher sie obendrein halberwachsene Kinder mit in den Kauf nehmen mußte — denn Wiedemann war Witwer — glücklich sein kann. Daß es ein Glück im bescheidenen Kreise geben könne — ein Glück im Winkel — daran will niemand glauben, mögen es Frau Elisabeth und Rector Wiedemann noch so oft und noch so nachdrücklich versichern. Für sie war die Ehe mit Wiedemann die Flucht vor einer Gefahr. Sie lebte als Gast ihrer Jugendfreundin Bettina von Röcknitz in deren Hause und verliebte sich in deren Mann, den Freiherrn von Röcknitz. Um nicht die Freundin zu betrügen, entfloh sie in die Ehe. Denn der Freiherr ist ein gar merkwürdiger Mann: einer, der ohne viele Frauen gar nicht leben kann, und der bei den Frauen durch die rücksichtslose Energie seiner Liebeswerbungen immerfort Glück hat. Er ist auch sonst ein energischer Mann: tüchtig als Landwirth, schlau als Geschäftsmann, der klügste Pferdehändler. In seinen Adern rollt das Blut seiner Ahnen, der Raubritter; das sind Menschen nach seinem Geschmack. Aber es geht ihm doch nichts über die Weiber. Als Elisabeth mit ihrer prächtigen Gestalt, ihrer großen Natur, die gütig und stark zugleich ist, in seinen Bannkreis trat, da fühlte er sich zu ihr mehr als zu irgendeiner andern hingezogen; aber er fühlte ebenso, daß man mit diesem Weibe nicht spaßen könne: sie verführen, hieße sie tödten. Das wollte er denn doch nicht: da rührte sich das einzige mal ein vornehmerer Trieb in ihm. Nun aber hält er die Zeit gekommen, wo er Elisabeth besitzen könnte, ohne sie zu tödten; sie ist ja an den „Schlemil" Wiedemann verheirathet; den will er als Pächter bei sich anstellen und damit zugleich erhöhen, dafür hofft er endlich Elisabeth für sich zu gewinnen. Aber — siehe da — Elisabeth ist dazu nicht zu bereden. Sie läßt sich zwar nach einer großen Scene dazu hinreißen, dem Verführer um den Hals zu fallen und ihr heißes Blut in glühenden Küssen austoben zu lassen. Allein, zur Besinnung gekommen, weiß sie, was sie zu thun hat: sie will ins Wasser gehen, weniger, um die Schuld zu sühnen, als der Qual ihres Daseins zu entrinnen. An der Ausführung dieser Absicht hindert sie ihr Mann, der Rector. Es kommt zur gegenseitigen Aussprache. Sie erfährt von ihm, daß er schon damals nicht eine reine Unschuld in ihr zu haben geglaubt hat, als er sie in die Ehe bekam, er macht sich dabei dümmer und lächerlicher, als nöthig ist. Sie erklärt ihm erst jetzt, daß sie doch eben, um nicht zu fallen, sich damals zu ihm geflüchtet hätte. Den Flecken auf ihrer Ehre habe sie erst jetzt bekommen. Den werde er rächen! ruft der Rector, und damit fällt der Vorhang, ohne uns überzeugt zu haben, daß die Rache wirklich vollführt werde.

Man sieht: groß ist die Handlung nicht, wohl aber

recht gewagt, denn es handelt sich schlechtweg um nichts anderes als um die Verführung einer verheiratheten Frau durch einen cynischen Lüstling. Die Vorgeschichte des Dramas: die Flucht Elisabeth's vor Röcknitz, hätte das Stück besser eröffnet, anstatt nachträglich erzählt zu werden; so hätte sich die fortwährende Charakteristik durch Reden einigermaßen in dramatische Vorgänge aufgelöst. Aber es hat den Anschein, als hätte Sudermann mit einem Minimum von Handlung ein Maximum von Charakteristik bieten wollen. Er befolgt dabei jedoch nicht die kunstvolle analytische Technik des ältern Ibsen, der mit dem Fortschritt der Handlung die Vergangenheit der Menschen immer mehr erhellt. Sudermann läßt seine Menschen zumeist durch Reflexionen über sich selbst charakterisiren. So seinen Don Juan und Uebermenschen Röcknitz, der viele Reden über sich hält und von der Energie seines Willens die stärksten Beweise nur durch Erzählungen begangener Heldenthaten und durch die eigenen Versicherungen, daß er ungeheuer energisch wäre, liefert. In der wiener Darstellung durch einen so genialen Künstler wie Mitterwurzer wird diese Schwäche der Charakteristik verdeckt und weniger fühlbar, denn einem Mitterwurzer glaubt man auf der Bühne alles, was er will; in der Hand eines geringern Schauspielers muß die Gestalt des seine erotische Wuth unverhüllt offenbarenden Röcknitz einfach abscheulich wirken. Für Elisabeth konnten wir uns gar nicht erwärmen, da sie doch nichts anderes ist als das anständige und charaktervolle Weib, ohne weitere Individualisirung. Sie thut doch nur ihre Pflicht und ist eben keine ehrlose Puppe. Der Dichter hat wenig dazu gethan, sie von einer andern Seite als der ihrer Abwehr gegen Röcknitz darzustellen. Und für die Gestalt des Jammermenschen Wiedemann fehlt es Sudermann an weichem Humor, um sie über das Niveau der Verächtlichkeit zu heben, in das er sie nicht ganz mit Recht gestellt hat. Kurz: das ganze Stück läßt kalt, stößt sogar ab, so viel Gestaltungskraft sich auch darin zeigen mag.

Moritz Necker.

Naturwissenschaftliches von William Marshall.

1. Plaudereien und Vorträge von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. Mit Zeichnungen von Dr. Etzold, E. de Maes, A. Reichert u. a. Leipzig, A. Twietmeyer. 1895. Gr. 8. Zwei Bände. Gebunden je 7 M. 50 Pf.

„Wie viele Menschen könnten sich ihre Spaziergänge köstlich verschönen, wenn sie nicht gedankenlos an so vielen, wenn auch kleinen Wundern vorübergingen! Kleine Wunder! — Was ist klein und groß in der Schöpfung?" Mit diesen Worten schließt Marshall einen seiner Vorträge und kennzeichnet damit absichtslos den idealen Zweck seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Und fügen wir noch sein Lieblingscitat hinzu: „Jedes Ding hat seine Schönheit, aber nicht jeder sieht sie", so kündet sich hierin sowol seine sinnige Beobachtungsgabe wie seine Methode, den Stoff fesselnd zu gestalten. In unserer Zeit des Dampfes und der Elektricität fehlt den meisten die behagliche Muße zu eingehender Beschäftigung mit der Natur, und wir sind deshalb nur zu häufig gezwungen, uns den Genuß aus Büchern zu verschaffen. Dann muß freilich ihr Verfasser ein Sonntagskind sein, das mehr sieht als andere Leute, und unverfälscht wiederzugeben vermag, was er erlauscht hat. Wie schwer es ist, wissenschaftliche Erörterungen und Ergebnisse allgemein verständlich darzulegen, ist allen Kundigen bekannt. Und so zu schreiben, daß es für den Leser eine wahre Lust ist, seinem Führer auf die Höhe zu folgen, ohne daß der Ernst der Sache darunter leidet, ohne den wissensdurstigen Laien über die zu besiegenden speculativen und experimentellen Schwierigkeiten hinwegzutäuschen, ist eine Gabe, die nur wenige besitzen. Indeß, die Sprödigkeit der Wissenschaft gegen populäre Behandlung wächst mit der Tiefe und wird schließlich unüberwindlich. Auch dem kühnsten Taucher mislingt der Versuch, die am Grunde liegenden Perlen an die Oberfläche zu fördern, wie es selbst einem Helmholtz widerfuhr, als er den Newton'schen Warnungsruf nicht mehr beachtete. In solche Gefahr begibt sich Marshall nicht. Er kennt die Grenzen ziemlich genau, die ihm die Beschaffenheit seines Specialgebietes und die lückenhafte Vorbildung seiner Leser vorschreibt. Aber innerhalb seines Terrains, das sich unleugbar gefügig wie kein anderes der volksthümlichen Behandlung unterwirft, ist er ein glücklicher und emsiger Schatzgräber. Er kargt auch nicht mit seinen Schätzen, sondern theilt mit vollen Händen aus, wie er es in seinen „Spaziergängen eines Naturforschers" bereits gethan hat. Sein Erzählertalent und der joviale, mitunter etwas burschikose Ton erwarben ihm neue Kreise von Verehrern, die mit den alten begierig waren, mehr von ihm zu hören. Und er hat sie nicht allzu lange warten lassen. Rasch hintereinander folgten seine beiden Sammlungen „Plaudereien und Vorträge", in denen er in ähnlicher Art wie schon früher aus allen Theilen seiner Wissensdomäne Unterhaltendes und Lehrreiches miteinander verwebt. In einigen Aufsätzen sind indeß die Grenzen nach der wissenschaftlichen Seite hin etwas weiter gezogen, worauf schon die Zweitheiligkeit des Titels hinweist. An den Eingang jeder Sammlung stellt der Verfasser einen Bahnbrecher der Wissenschaft: Vor die erste Konrad Gesner, den schweizer Aristoteles (zugleich einen der ersten deutschen — Raucher), dessen dornenvolle Lebensbahn zu einem Rückblick auf die Ausbildung der Gelehrten des 16. Jahrhunderts und den damaligen Stand der Wissen-

schaft Anlaß bietet. Der Vergleich zwischen der Gelehrtenwelt jener Zeit und der unserigen fällt indeß nicht gerade zu Gunsten der letztern aus. Er sagt:

Die Gelehrten des Mittelalters und der Renaissancezeit waren noch wirkliche Gelehrte; . . . ein jeder Arzt, ein jeder Naturforscher war ein tüchtiger Philologe, und soweit es der Standpunkt zuließ, auch Philosoph. Und sie waren dies wahrlich nicht zum Schaden ihrer Wissenschaft; sie fühlten noch, wie Hunderte von Jahren nach ihnen ein Moses Mendelssohn, ein Lessing, ein Goethe, oder Naturforscher wie Haller, Humboldt, Johannes Müller, daß unsere ganze Wissenschaft doch auf den Schultern des Alterthums steht. Jene Männer hatten noch Ideale, und die Wissenschaft war ihnen noch nicht zur bloßen milchenden Kuh entwürdigt! Mögen es unsere heutigen Aerzte und unsere heutigen Naturforscher hören, was Gesner, ein Naturforscher und Arzt, in einer als roh und barbarisch verschrienen Zeit dachte und schrieb: — Welch ein Leben wäre ein Leben ohne Ausübung der Wissenschaft! — Vergeßt nie, daß es für jedes Lebensalter (und laßt mich hinzufügen „für jeden Beruf und Stand") schändlicher ist, unwissend zu sein, als Wissenswerthes noch zu lernen.

Wir müssen gestehen, daß wir uns bisher ein anderes Bild von den Ansichten des Verfassers über eine unstergültige Ausbildung des Naturforschers geformt hatten, und können uns in diesem Punkte unmöglich mit ihm einverstanden erklären. Er begibt sich hier auf das Gebiet der vergleichenden Historie, und das ist an sich schon nicht ganz ungefährlich; denn wir sind heutzutage zu sehr daran gewöhnt, die Menschen aus ihrer Zeit und ihren Verhältnissen heraus zu beurtheilen. Dies gilt aber nicht blos von der Vergangenheit, sondern auch von der Gegenwart; sonst kommt diese leicht zu schlecht weg. Das universelle Wissen früherer Zeiten reichte nicht gar weit; namentlich war die Naturwissenschaft noch sehr, sehr arm und konnte in ihrer Dürftigkeit unmöglich rege Geister voll befriedigen, ja sie war noch nicht einmal mündig gesprochen, und ihre Jünger waren gezwungen — wie theilweise noch heute, wenn auch aus andern Gründen — sich mit der Philologie enger zu befreunden. Dazu kam, daß es damals noch an guten Uebersetzungen der alten Schriftsteller gebrach. Aber die Zeiten haben sich geändert; unsere heutige Weltanschauung ist von der der Alten und des Mittelalters grundverschieden, und das 19. Jahrhundert, dem in dieser Beziehung trotz aller Nörgeleien über seine schlimmen Seiten kein früheres gleichkommt, hat durch die Errungenschaften auf den Gebieten der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik das Seine redlich dazu beigetragen. Seitdem die Naturwissenschaft an Ausdehnung und Vertiefung in ungeahnter Weise fortgeschritten ist, lohnt es sich für ihre Jünger nicht mehr, die Zeit mit dem Studium der alten Originale zu vergeuden. Hier genügen gute Uebersetzungen und Commentare, die ein größeres Verständniß ermöglichen, als die eigene Sprachkenntniß ihnen vermitteln hilft. Und Hand aufs Herz: welcher unserer Naturforscher und Aerzte liest die alten Originale noch aus anderm als historischem Interesse? Die moderne Wissenschaft darf bei aller Bescheidenheit die Behauptung aussprechen, daß unsere Zeiten in den Naturwissenschaften und in der Medicin die Alten dermaßen überflügelt haben, daß sie für das Studium dieser Disciplinen fast nicht mehr in Betracht kommen. Aehnliches gilt für die moderne Philosophie, die mit der Naturwissenschaft ihre beste Dienerin verlieren würde. Unter den von Marshall angezogenen Namen hat besonders der Alexander von Humboldt's unsere Verwunderung erregt, da dessen ketzerische Ansichten über die Ausbildung der jungen Gelehrten doch genugsam bekannt sind. Den Meinungen der übrigen stehen aber ungleich gewichtigere Aussprüche anderer gegenüber; wir denken nur an die eines Bain, Herbert Spencer und Montaigne, sowie an jene Naturforscher, Entdecker und Erfinder, an deren wissenschaftlicher Entwickelung das Studium der Alten keinen Antheil gehabt hat. Im übrigen betonen wir ausdrücklich, daß wir sehr wohl den Werth der alten Sprachen als wichtigen Bestandtheil einer harmonischen geistigen Ausbildung zu schätzen wissen, und nur bestreiten, daß man ein tüchtiger Philologe sein müsse, um ein gelehrter Naturforscher und Arzt werden zu können. Und endlich: Glaubt der Verfasser wirklich, daß heute alle Ideale aus der Brust des „Naturwissenschaftlers" entflohen sind? Oder sucht er sie an falscher Stelle und darum vergebens? Nein, glücklicherweise gibt es auch heute noch genug solcher, die mit Inbrunst ihrer Wissenschaft dienen; nur sind ihre Ideale theilweise andern Sphären entsprossen. Was für Empfindungen mögen wol unsere aufopferungsfähigen Aerzte bei jenen Worten beschleichen? Welche Vorstellungen müssen solche Behauptungen im urtheilslosen Publikum oder im jungen Studenten erwecken? Selbstverständlich gibt es und gab es zu allen Zeiten begeisterungsarme Mitglieder in jedem Berufe, und daß ihre Anzahl in der heutigen Gelehrtenwelt eine ungleich größere als früher ist, kann schon wegen des unverhältnißmäßig großen Andrangs zum Studium niemand befremden. Damals so gut wie heute gab es welche, die nur um des lieben Brotes willen studirten und Bücher schrieben, aber deshalb soll man nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, und was von den schlimmen Genossen gilt, nicht auch auf die andern übertragen. Es wäre jedenfalls zu wünschen, daß derartige allgemein gehaltene Vermahnungen nicht in „Plaudereien" für weitere Kreise übergingen, weil sie, zumal aus autoritativem Munde, stets Misverständnisse hervorrufen müssen und außerdem den freundlichen Eindruck des ganzen Buches nur beeinträchtigen. Namentlich um jenes zu verhüten hielten wir ein Wort der Verständigung für geboten.

Der andere biographische Beitrag ist rein sachlich gehalten und gibt in äußerst anziehender Form ein Lebensbild Antoni van Leeuwenhoek's, des Vaters der Mikroskopie. Der eifrige Gelehrte, der übrigens kein Latein verstand, schrieb seine zahlreichen Abhandlungen stets in Briefform. Dabei fällt er des öftern in liebenswürdiges Plaudern und schaltet hier und da Eindrücke aus dem eigenen Leben ein, sodaß er sich nicht nur zu den Lieb-

lingen, sondern auch zu den Vorgängern seines modernen Biographen rechnen darf. Was er mit Hülfe seiner Apparate leistete, deren Linsen er selbst schliff und faßte, grenzt ans Wunderbare und wetteifert in der Schärfe der Beobachtungskunst mit den Arbeiten eines Galvani, Volta und Galilei und anderer, die mit den einfachsten Mitteln an die Urbarmachung neuer wissenschaftlicher Gebiete herantraten. Er entdeckte unter anderm die sogenannten Knochenkörperchen, die Querstreifung der Muskeln, die Zahnkanälchen, die Fortpflanzung der Infusionsthierchen durch Theilung, den strahligen Bau der Linse unsers Auges, und verwandte mehrere Methoden zur Untersuchung des capillaren Blutumlaufs.

Die übrigen Vorträge, in denen sich eine Fülle lehrreichen Stoffes aufgespeichert findet, behandeln theilweise auf Grund eigener Beobachtungen des Verfassers sammt und sonders zoologische Themata. Die „Asymmetrie im Körperbau der Thiere" betrachtet die wundersamen Gestalten der Schollen, Zungen und Butten und anderer Thiere und versucht die Ursachen der merkwürdigen Augenumlagerungen und anderer Veränderungen aufzudecken. Die „Maskeraden in der Thierwelt" offenbaren dem Leser die Harmonie zwischen „Einrichtung und Umgebung", namentlich der Färbungen, wie sie unter dem Namen Mimikry bekannt sind. Die „Schutz- und Trutzwaffen der Thiere" aber weisen ein ganzes Arsenal von Panzern, Schilden, Stacheln und Giftbehältern auf.

Während in diesen Aufsätzen die Menge der Erscheinungen und die große Anzahl der Individuen sowie die logischen Entwickelungen mit ihrem wissenschaftlichen Beiwerk naturgemäß auch der Darstellung hin und wieder den Stempel des Lehrhaften aufdrücken, kommt in einer zweiten Gruppe, in den Einzelbiographien seiner gefiederten Lieblinge, das Erzählertalent und der unverwüstliche Humor des Verfassers zum vollen Durchbruch. „Freund Spatz" beichtet hier seine alten Sünden, Polartaucher und Wasseramseln zeigen ihre Kunststücke, und Kreuzschnäbel und „Starmätze" erzählen ihre Lebensgeschichte. In köstlicher Weise kommt dabei die große Vertrautheit des Verfassers mit der Thierseele zur Geltung, wenn mitten in der muntern Schilderung das Thierchen selbst die Regungen seines Innern aufdeckt und der Autor ihm verständnißinnig antwortet und bestätigend secundirt. Außerdem tragen auch Geschichte und Tradition, Sage und Legende ihr Scherflein dazu bei, die Charakterbilder zu beleben und zu vervollständigen.

Eine dritte Gruppe wendet sich gegen Aberglauben und Vorurtheile. Der Aufsatz „Selbstmord bei Thieren" widerlegt die weitverbreitete Ansicht, daß gewisse Thiere, wie Skorpione und Schlangen, unter Umständen ihre Waffen „mit Absicht" gegen den eigenen Leib kehren. Ja, die Beobachtung lehrt, daß die Schlangen selbst gegen ihr eigenes Gift immun sind.

Eine andere, in mancher Beziehung noch dunkle Erscheinung des Thierlebens berührt die äußerst fesselnde Studie über die „Selbstverstümmelung der Thiere". Wirkliche Selbstamputation führt bekanntlich der Fuchs aus, wenn er mit der Pfote im Fangeisen eingeklemmt ist; oder wenn Mücken, Schnaken, Heuschrecken und langbeinige Kleinschmetterlinge mit ihren Extremitäten auf eine klebrige Masse gerathen, kann man hier und da beobachten, wie sie sich jene Körpertheile gewaltsam ausreißen; und wer im Seebade auf Taschenkrebse Jagd macht, behält oft nur die Schere in der Hand, die der in die Tiefe versinkende Flüchtling preisgab. Aber nicht nur in außergewöhnlichen Verhältnissen findet eine Selbstverstümmelung statt; sie tritt auch als eine Art der Fortpflanzung im ganzen oder in Theilen auf. Verliert z. B. der Hirsch das abgestorbene Geweih nicht von selbst, so versucht er es sich abzuschlagen. Hierher gehört auch das Verlorengehen der Schwänze der Eidechsen, Blindschleichen und Glasschlangen, dessen Ursache eine Reflexerscheinung ist, die in einem kurzen, aber sehr gewaltsamen Krampfe der betreffenden Muskelpartien besteht. Anders wiederum liegt die Sache, wenn sich, wie bei Würmern und Stachelhäutern, das losgelöste Stück zu einem vollständigen Exemplare der Gattung selbst ausbildet. Besonders merkwürdig ist die Zertheilung der Schnurwürmer, die Marshall in der Zoologischen Station zu Triest beobachtete. Lange versuchte er vergeblich, ein unzerstückeltes Exemplar in seine Gewalt zu bekommen: sie gewannen stets noch so viel Zeit, um sich der Quere in mehrere, oft in zehn Stücke zu zerreißen. Schließlich gelang es ihm mit Hülfe von Tabaksqualm, sie zu überlisten und unzertheilt „in die Ewigkeit hinüberzuschmeicheln".

Sein Warnungsruf: „Hütet euch vor dem Hunde!" gilt vor allem den Unvorsichtigen und Vertrauensseligen, die den Krankheiten des Hundes, wie Misstimmung und Wahnsinn, namentlich aber seinen Schmarotzern, den Bandwürmern, nicht die genügende Beachtung zu Theil werden lassen. Schon Leuckart sagt: „Man lasse sich von den Hunden weder belecken noch küssen, und verbanne sie aus Stube und Küche." Und Marshall fügt hinzu: „Im ganzen Deutschen Reiche müßte bei Strafe den Hunden der Zutritt zu Restaurationen verboten sein. Die Metzger aber dürfen gar keine Hunde halten; denn es ist ein veralteter Aberglaube, daß sie deren zur Ausübung ihres Handwerks bedürften. Gerade bei ihnen ist der Hauptherd der Infectionsmöglichkeit mit Echinococcus für die mitteleuropäische Menschheit zu suchen."

Ehe wir von unserm Lehrmeister Abschied nehmen, müssen wir noch einer Reihe von Aufsätzen gedenken, aus denen uns vor allem sein kerndeutsches Gemüth sonnigwarm entgegenleuchtet. Es sind dies die Blätter, wo er der Stätten seiner Jugend gedenkt, des Ettersbergs bei Weimar, „des gelobten Landes seiner kindlichen Forschungen"; hier, „auf der Waldschneise", auf den Lieblingswegen Herder's versenkt er sich am tiefsten in die Geheimnisse des Waldes und wird nicht müde, auch uns in sie ein-

zuweihen. „Am Brocken" geht ihm vollends das Herz auf: da steigen die seligen Tage der Gymnasiastenzeit, „die süßesten drei Flegeljahre", in der Erinnerung auf, aber mit ihnen auch — das mathematische Gespenst des Euler'schen Zeichens, das böse i! Indeß warum auch nicht? Aber in dem Gefühle, das „heimatwärts liebewärts" mit ihm durchgeht, citirt er: „Ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren" und fügt parodirend hinzu: „für hochgelehrte Professoren der Astrophysik wie für phantastische Primaner!" Aber Herr Professor, das arme i gehört doch nicht in diese Kategorie! Es will nur recht verstanden und behandelt sein, dann leistet es ganz prachtvolle Dienste, die sogar Dühring anerkennt. Die mathematischen Physiker — und auch Zöllner gehörte zu ihnen — wissen am besten, daß sich eine Reihe sehr praktischer Probleme ohne diesen „Hausschlüssel zur vierten Dimension" sehr oft widerspenstig, ja durchaus unzugänglich zeigen würde.

Alles in allem kann über unser Schlußbekenntniß kein Zweifel walten. Der mannichfache Wechsel zwischen anregender Belehrung und gediegener Unterhaltung, die selbst das Alte neu zu beleben weiß, macht das Buch zu einer ungemein fesselnden Lektüre, nach der jeder gern wieder zurückgreift.

2. Der Bau der Vögel. Von William Marshall. Mit 229 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1895. 8. Gebunden 7 M. 50 Pf.

Mit der Herausgabe dieses Buches kommt der Verfasser dem Wunsche vieler Ornithologen entgegen, die sich über den Bau der Vögel genauer zu unterrichten wünschen, ohne zu umfangreichen und noch dazu meist veralteten Werken greifen zu müssen. Die bisjetzt in Betracht kommenden Hülfsmittel behandeln entweder die Vögel im Zusammenhange mit den übrigen Wirbelthieren, oder sie machen zu große Ansprüche an die wissenschaftliche Vorbildung ihrer Leser. Wie zu erwarten stand, hat der Verfasser, sobald es sich nicht um bloße Vermuthungen handelte, dem neuesten Stand der Wissenschaft überall Rechnung getragen und die Entwickelungs- und Umbildungsstadien soweit wie möglich verfolgt und mit Hülfe physikalischer und physiologischer Thatsachen begründet. Dadurch gewinnt das Ganze einheitliche Perspective und festen innern Zusammenhalt, der um so klarer hervortritt, als man alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten auf eine einzige Metamorphose zurückzuführen vermag: „Die Organisation der Vögel ist in fast allen ihren Einzelheiten aus der functionellen und morphologischen Umbildung der vordern Extremität, die aus einem Lauforgan, einem Fuße, zu einem Flugorgan, einem Flügel geworden ist, zu erklären und zu verstehen." Dieser Grundgedanke, der das ganze Buch durchzieht, bietet auch dem Verständniß des Laien von vornherein eine feste Stütze, die ihn beim Studium der einzelnen Abschnitte (über Skelett, Muskulatur, Nervensysteme und Sinnesorgane, Haut und Hautgebilde, Verdauungsorgane, Athmungswerkzeuge, das Blut und der Circulationsapparat und Harn- und Geschlechtswerkzeuge) nie verläßt. Die logische Verkettung sowie die Einflechtung geschichtlicher und literarischer Notizen gibt dem rein sachlichen Inhalt einen ganz besondern Reiz. Wenn man auch in einem Werke, dessen Vorzüge sich hauptsächlich in sorgfältiger Auswahl und Sichtung, in klarer Darstellung und Uebersichtlichkeit des Stoffes geltend machen, im ganzen und großen nicht funkelnagelneue Thatsachen erwartet, findet doch auch der Bewanderte fast in jedem Abschnitte eine Reihe ihm unbekannter Einzelheiten, die theilweise auf eigene Untersuchungen des Verfassers zurückgehen, sowie Aufschlüsse über Vorgänge, nach deren Erklärung er in andern Handbüchern vergebens suchen wird. Die zahlreichen Abbildungen sind durchgängig zweckentsprechend und sauber ausgeführt.

Ernst Lehmann.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Madame Chrysanthème. Roman von Pierre Loti. Uebersetzung aus dem Französischen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 2 M.
2. Die alte gute Zeit. Eine Erzählung aus Niedersachsen von Gregor Samarow. Zweite Auflage. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1895. 8. 6 M.
3. Die Erbschleicherinnen. Roman in zwei Bänden von Ernst von Wolzogen. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 1 und 2.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 1 M.
4. Die geheimnißvolle Sängerin. Roman von Karl Detlef. Dritte Auflage. Mit 95 Illustrationen von R. Blumenau. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 3 M.
5. Ein entgleister Stern. Roman von Maurus Jokai. Ins Deutsche übertragen von Ludwig Wechsler. Leipzig, Robert Friese. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.
6. Lacrimae Christi. Roman von Adalbert Schroeter. Wiesbaden, Heinrich Lützenkirchen. 1895. 8. 3 M.

Pierre Loti's „Madame Chrysanthème" (Nr. 1) ist wieder einmal ein Buch, das so nur er schreiben konnte. Ein Roman ist es allerdings nicht — eher könnte man es eine Skizze nennen — denn es gibt freilich ein Weltbild, einen bedeutungsvollen Abschnitt nämlich aus dem japanischen Leben; aber selbst die Hauptpersonen machen durchaus keine innere Entwickelung durch; man glaubt wiederholt, daß es zu einer solchen kommen werde, sieht sich aber immer wieder getäuscht — in diesem Falle natürlich nur, weil es der Verfasser nicht anders wollte. Unbedingt aber haben wir es mit dem Werk eines Künst-

lers und eines unendlich feinen Beobachters zu thun. Daß Loti uns keine phantastischen Erfindungen vorführt, sondern in allem Wesentlichen auf dem festen Boden der Wirklichkeit steht, das empfindet man mit völliger Deutlichkeit, obgleich — um nicht zu sagen weil — man aus dem Gefühl des Exotischen, des Eigenthümlichen gar nicht herauskommt. Vom christlich-europäischen Standpunkt betrachtet völlig fremdartig ist schon der Rahmen des Ganzen: die in vollständig gesetzlichen Formen geschlossene Zeitehe zwischen dem Helden — dieser ist, da die Form des Ich-Romans vorliegt, Loti selbst — und Madame, bisher Fräulein Chrysanthème. Jener hat sich, um diese Verbindung zu ermöglichen, an den berufsmäßigen „Heirathsvermittler" Herrn Sanguru gewandt, und allen Betheiligten, auch den Verwandten der Braut, ist von vornherein ganz klar, daß sie nur den bezeichneten Charakter haben soll; übrigens schließen auch fast alle Kameraden Loti's, der sich in seinem wirklichen Berufe, d. h. als Marineoffizier, einführt, gleiche „Ehen". Dabei gehört Chrysanthème zwar nicht den eigentlich vornehmen Kreisen, aber doch einer bessern bürgerlichen Familie an und zeigt sich während der sechs Wochen, in denen sie mit Loti in einem netten Häuschen hoch über den engen Straßen der Altstadt Nagasaki zusammenlebt, durchaus als liebenswürdige und respectable Frau. Seine wiederholt auftauchende Besorgniß, sie werde eine bedenkliche Liebelei mit dem stattlichen Matrosen Ives, mit dem er selbst kameradschaftlich verkehrt, anfangen, erweist sich immer wieder als grundlos. Seine Besorgniß, sage ich: denn er liebt freilich Chrysanthème nicht eigentlich; er findet sie nur manchmal wirklich nett, dafür aber auch nicht selten recht langweilig — indeß der Gedanke, daß sie ihm einen andern vorziehen könne, ist ihm doch recht unbehaglich. Das Schwankende in seinen und auch in Chrysanthème's Empfindungen erscheint anfangs gekünstelt; aber Loti versteht meisterhaft, es uns immer verständlicher zu machen. Es paßt ganz zu all den seltsamen Sitten, Anschauungen und Einrichtungen, zu diesen Menschen und dieser Natur, die uns mit wunderbarer Anschaulichkeit vor Augen gestellt werden. Wir glauben die kleinen, einfach eingerichteten, aber peinlich saubern Häuschen und die verschiedenen Arten ihrer Bewohner vor uns zu sehen — am deutlichsten die seltsam-zierlichen Musmes (Mädchen); wir klettern mit Loti und den Seinen bei Nacht die steilen Pfade zu seiner Wohnung empor; wir fühlen uns aufs lebhafteste ins Getümmel und Gewimmel Nagasakis versetzt; wir thun interessante Blicke in seine Vergnügungslocale und Kaufläden; wir wohnen religiösen Festen bei und machen mit den Priestern Bekanntschaft. Wir fühlen lebhaft, wie unendlich verschieden die ganze Empfindungswelt dieser Japaner von der unsern ist; aber wir vermögen sie doch bis zu einem gewissen Grade zu verstehen, weil sie uns aus innerm Verständniß heraus geschildert werden: nach dieser Richtung ist Loti's Buch geradezu meisterhaft. Und das würde gewiß noch deutlicher hervortreten, wenn die Uebersetzung tieferes Verständniß und künstlerisches Empfinden nicht schmerzlich vermissen ließe. Schon der Titel mußte unbedingt „Frau Chrysanthemum" lauten; bei „Madame Chrysanthème" denkt man eher an ein pariser Sittenbild als an eine Skizze aus dem japanischen Leben. Ein Vergleich mit Loti's stofflich verwandter Skizze „L'Impératrice Printemps", die mir im Original zugänglich war, machte mir die Vermuthung, daß die Uebersetzung nicht wenige Schönheiten verwischt habe, fast zur Gewißheit.

Der Sprung von Loti zu Gregor Samarow ist bedenklich groß. Immerhin zeigt sich dieser in dem vorliegenden Roman „Die alte gute Zeit" (Nr. 2) etwas besser als sein Ruf. Ja, hätte er nicht zu viel gewollt, so würde er vielleicht eine ganz hübsche Geschichte aus der alten guten Zeit — sein Roman spielt in der Epoche der Restauration im Hannöverschen — geliefert haben. Die Charaktere kann man sich, einzeln betrachtet, meist gefallen lassen; aber schon, daß sie alle edel sind oder, wenn es damit zunächst etwas hapert, es doch schließlich werden, ist bedenklich. Und mag man auch die glückliche Lösung aller Privatwirren einigermaßen wahrscheinlich gemacht finden — daß die großen Gegensätze des Protestantismus und des Katholicismus, des weltlichen und des geistigen Fürstenthums hier fast als nicht vorhanden erscheinen, daß in dieser Hinsicht, wie in gelegentlichen Bemerkungen über Persönlichkeiten des welfischen Hauses, eine unangenehme Schönfärberei herrscht, daß die Art, wie der Graf von Bergholzhausen schließlich seine Einwilligung zu der Vermählung des einzigen Sohnes mit einem bürgerlichen Mädchen documentirt, etwas peinlich Theatralisches hat und — was schlimmer ist — zu dem Wesen dieses Edelmannes durchaus nicht paßt, diese und manche andere Dinge zerstören allerdings den relativ günstigen ersten Eindruck zum größten Theil wieder. Samarow ist eben doch nur ein geschickter Erzähler — für anspruchslose Leute.

Ernst von Wolzogen kann wol mehr sein; aber in seinen „Erbschleicherinnen" (Nr. 3) zeigt er das leider nicht. Er hat sich hier in bedauerlicher Weise gehen lassen, und sein Talent erkennt man im wesentlichen nur aus einer ganzen Reihe von netten Einzelzügen. Die an sich nicht uninteressante Handlung hätte doch einiger nicht ganz leichter Aenderungen bedurft, um recht glaubwürdig zu erscheinen; auch die Charaktere weisen neben nicht wenigen gelungenen Zügen so viel Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten auf, daß man kaum ein Kapitel mit ungemischter Freude lesen kann. Um nur eins hervorzuheben, so erweckt von den beiden Erbschleicherinnen — diese Bezeichnung ist zum Glück nur humoristisch gemeint —, zwei nach Berlin verschlagenen jungen Münchnerinnen, zwar die ältere, die sanfte Kathi, keine wesentlichen Bedenken; aber bei Lizzi, der eigentlichen Heldin, hat der Verfasser, so herzerfrischend ihr Wesen vielfach wirkt, doch oft des Guten zu viel gethan: so „natürlich",

wie sie es wiederholt thut, benimmt sich auch eine temperamentvolle Münchnerin, wenn sie ein anständiges Mädchen ist, nicht: übrigens geht es auch mit ihren schauspielerischen Erfolgen fast unheimlich rasch. Vielleicht am peinlichsten aber — weil die Absicht unverkennbar ist — wirkt die Art, wie Wolzogen einen scharfen Gegensatz zwischen der Darstellungsweise des Deutschen Theaters und der des Schauspielhauses construirt, indem er jene als durchaus naturwahr, diese als rein conventionell erscheinen läßt.

Karl Detlef's „Geheimnißvolle Sängerin" (Nr. 4) ist sehr flott erzählt, und man würde sich diesen Roman sehr gern gefallen lassen, wenn nur nicht die Voraussetzung völlig unmöglich wäre. Wir sollen dem Verfasser nämlich glauben, daß der sehr musikalische Legationsrath von Eckartsberg seine junge Frau nicht nur mit Unrecht für ein nettes, aber geistig ganz unbedeutendes Persönchen hält, sondern auch von ihrer herrlichen Stimme keine Ahnung hat, und daß er erst, als sie, daran verzweifelnd, je von ihm verstanden zu werden, mit dem Entschluß, sich scheiden zu lassen, vor ihm aus Rom nach Florenz geflohen ist, anders über sie denken lernt und vor allem in ihr selbst die geheimnißvolle Sängerin erkennt, die ihn durch ihren entzückenden Gesang mit rasender Leidenschaft erfüllt hat. Daß der Verfasser trotz seines anerkennenswerthen Geschicks diesen Glauben nicht zu erwecken vermag, ist gewiß nicht wunderbar, und ebenfalls vermag er höhere Ansprüche nicht zu befriedigen. Aber vielleicht ist das auch nicht seine Absicht gewesen; auch die Zeichnungen passen mehr für „Reiselektüre" als für ein Buch mit künstlerischen Zwecken.

Ueber Maurus Jokai's Roman „Ein entgleister Stern" (Nr. 5) genügt die Bemerkung, daß er, die Zeit der Gefangenschaft Friedrich von Trenck's behandelnd, ein rein stoffliches Interesse erregt; von künstlerischer Behandlung ist auch nicht die leiseste Spur zu bemerken.

Mit der Besprechung eines ernsten Kunstwerks habe ich begonnen, mit der eines solchen — wenn auch eines ganz anders gearteten — will ich schließen. Adalbert Schroeter's Roman „Lacrimae Christi" (Nr. 6) ist offenbar der Niederschlag vielfachen Nachdenkens über die Judenfrage — dieses Wort im weitesten Sinne genommen. Die Mahnung Μηδὲν ἄγαν, die das Buch als Motto trägt, will er offenbar an beide Parteien richten. Wenn ich ihn recht verstehe, war es gar nicht seine Absicht, bestimmte Vorschläge zu einer Lösung der Frage zu machen — auch nicht in der indirecten Weise, in der dies im Kunstwerk allein möglich ist —, sondern er wollte nur den Streitern beider Heerlager zwei Mahnungen zurufen: „Vergeßt doch ja nicht, wie complicirt die Dinge liegen!" und: „Wir sind allzumal Sünder." Ob er in dieser Richtung einen bemerkbaren Erfolg erzielen wird, darf man bei der Natur der Sache und der Menschen bezweifeln. Aber auf jeden Fall hat uns Schroeter ein wirklich anregendes und literarisch werthvolles Buch gegeben. Zwei halb gegensätzliche, halb sich ergänzende Handlungen hat er miteinander verflochten: das leidenschaftliche Liebesverhältniß zwischen dem männlich schönen, welterfahrenen und geistig bedeutenden Prinzen Lothar und der reichen, stolzen und berauschend schönen Baronesse Judith von Worms einerseits und die Herzenstragödie zwischen dem genialen Maler Sterneck und Judith's Mutter andererseits. Die eigentliche Heldin des Romans ist Judith. Mit dem Judenthum verbindet sie ausschließlich der Stolz auf den „uralten Adel" ihres Volkes. Von einem tiefen Drang nach Wahrheit beseelt, aber einseitig kritisch veranlagt, steht sie als ein „starker Geist" dem Glauben ihres Volkes gerade so fremd gegenüber wie dem „Märchen von Gethsemane". Dies ganz eigenartige Weib entflammt den Prinzen, trotz seiner starken Antipathie gegen das Judenthum, zu leidenschaftlicher Neigung; mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten erhebt er sie zu seiner Braut. Bald darauf findet in der Villa ihres Vaters am Otternsee die feierliche Einweihung des „Palästinasaales" statt. Der Baron von Worms hat ihn, um seiner kirchlich frommen Gemahlin, die nach langem Curaufenthalt auf den Azoren in die Heimat zurückkehrt, eine Freude zu machen, durch Sterneck mit Bildern aus der biblischen Geschichte ausschmücken lassen. Für ein Bild hat er dem Künstler ganz freie Stoffwahl gegeben — als die Vorhänge niederrauschen sieht man Christus und die Ehebrecherin — diese aber trägt die Züge der Baronin. Diese ganze Scene ist mit großer Meisterschaft dargestellt. Sterneck hat sich gerächt. Die Baronin, die aus einem alten, aber verarmten deutschen Adelsgeschlecht stammt, hatte ihm als junges Mädchen in Rom — sie war dort Gouvernante in einem vornehmen Hause — ihr Herz und ihre Ehre geschenkt, war ihm aber dann untreu geworden und hatte sich — freilich um den Ruin ihrer Familie zu verhüten — bereit finden lassen, die zweite Frau des Barons von Worms zu werden, der ihrer auch moralisch nicht würdig war. Dadurch, daß der tiefbeleidigte Sterneck ihre Vergangenheit ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen hat, ist ihre gesellschaftliche Stellung vernichtet, und die Art, wie der Verfasser nach dieser Katastrophe eine Versöhnung zwischen ihr und ihrem Gatten zu Stande kommen läßt, befriedigt wenig; überhaupt ist es ihm nicht recht gelungen, die bedenklichen und die bessern Seiten im Charakter dieses reichen Finanzmannes zu einem einheitlichen Gesammtbild zu verschmelzen. Die stolze Judith hat sofort nach Sterneck's Enthüllungen das älterliche Haus verlassen, und der Prinz bleibt ihr auch jetzt treu. Da fällt diesem, der einem katholischen deutschen Herzogsgeschlecht angehört, durch den Tod des Erbprinzen ganz unerwartet die nächste Anwartschaft auf den Thron zu, und vor die Wahl gestellt, entweder auf diesen oder auf Judith zu verzichten, entscheidet er sich — übrigens ebenso sehr aus Pflichtgefühl wie aus Ehrgeiz — für das letztere. Judith ist in ihrem Stolze tief getroffen; aber sie weiß, daß sie gerade durch

diesen den Schlag überwinden wird; die Einseitigkeit ihres Wesens wird sich freilich nun um so herber ausbilden. Als Contrastgestalt ist ihr ihre Freundin Irene gegenübergestellt; aber so vollkommen harmonisch, wie sie nach des Verfassers Absicht sein soll, vermag ich sie nicht zu finden. In ihrem Verlobten, dem jungen Theologen van Ende, hat er dagegen die Schwachheit des Menschen und die Widersprüche, die er in sich vereinigen kann, besonders anschaulich verkörpert. Denn dieser läßt sich, trotzdem er Irene aufrichtig liebt und ein überzeugter Antisemit ist, in der Verwirrung einer rasch auftauchenden Leidenschaft in eine Liebelei mit einer spanischen Jüdin ein und endigt durch den Dolchstoß ihres bis dahin begünstigten Verehrers. „Lacrimae Christi" ist ein Roman, der zu ernstem Nachdenken anregt und, wenn ihm auch noch manche Eigenschaft eines reifen Kunstwerks fehlt, ein starkes Talent verräth, am entschiedensten in den Partien, die die Entwickelung der Liebe des Prinzen Lothar zu Judith schildern.

Edmund Lange.

Neue Lyrik.

1. Gedichte. Von Robert Passarge. Königsberg, Hartung'sche Buchdruckerei. 1895. 8. 2 M.

Harfen und Cymbeln,
Lauten und Flöten
Nehmet zur Hand!
Denn an Liedern und Gesängen,
Die vom Herz zum Mund sich drängen,
Hat's, gottlob, noch keine Noth.

Mit diesem fröhlichen Motto möchten wir dem Bändchen Gedichte von Robert Passarge das Geleite geben und ihm die Wege zum Herzen unsers Volkes bahnen.

Eine Reihe von Liedern, und zwar von sangbaren, die an Inhalt und Form, an Innigkeit der Empfindung und Hoheit der Gedanken, über das Faseln und Duseln, das Klimpern und Klappern vieler unserer Gedichtdrechsler weit hinausragen.

Gott, Freiheit, Vaterland, Natur und Leben,
Was ist und war, was fernste Zukunft sieht,
Geheimstes Denken und das kühnste Streben,
All das umblühet mein begeistert Lied.

Doch einen Himmel, eine Welt der Wonnen,
Umschließt das dritte Wort: „Allein mit dir."
Um uns berauschend wogt der Liebe Bronnen,
Ganz in dem Auge taucht die Seele mir.

Das sind in kurzem die heiligen Güter, für die sein Herz erglüht und für die er in seine Leier greift, und — der Preis, um den er singt und ringt, er ist der würdige eines echten Spielmanns, nicht minder groß und hoch:

Mondenglanz, thu' mir kund,
Die ich sing', die Lieder,
Werden sie aus Volkes Mund
Einst mir hallen wider?

Werden sie durchs deutsche Land
Je begeistert dringen,
Werden sie wie eitler Tand.
Ungehört verklingen?

Ja mein Sang wird manchem Kraft,
Manchem Leben geben;
Manches Herz empor er rafft
Zu erhabnem Streben u. s. w.

Trägt nur Frucht sein edler Kern
Streuend rings den Samen,
Mag verwehn der Zeiten Zorn
Dann des Dichters Namen!

Nun wir hoffen und wünschen der hochbegabten Dichternatur, seinem Können und Wollen viele löblich verdiente Erfolge, dazu unter den Meistern der Töne willkommenen Eingang, daß sie sich in den Geist seiner Lieder versenken und nun ihrerseits die entsprechenden Weisen dazu dichten.

Das Bändchen ist überaus reichhaltig sowol an Liedern mit wohltönenden Reimen, wie auch im erhabenen Rhythmus der Ode, an Frühlings-, Sommer-, Herbst-, Winterliedern, an Familien- und Freundschaftsliedern, an Geburtstags- und Sterbeliedern, an Liedern für die Noth der Armen und für das Glück der Reichen. Ganz besonders gelungen sind: „Die kranke Mutter", „Das wahre Lied", „Die Fliederlaube", „Herbstlied", „Begräbniß des Armen", „Wintergrün", „Wintermuth", „Liebesglück", „Der erste Zahn" u. s. w., und unter den Oden, die an Klopstock's schwungvollste erinnern: „Künstlerweihe" (an Joachim) und die den Gliedern des kaiserlichen Hauses gelten. Aenderungen sind zu wünschen: S. 7: „Nacht leuchten". Es reimt sich nicht: Mondesschimmer und Lichterflimmern. S. 16: „An meine Mutter": „Hättest gar um mich geweint! Das hast nicht sollen" (wol ein ostpreußischer Provinzialismus). S. 29: „Die kranke Mutter": statt „die theure Arznei", metrisch besser die Arznei. S. 34: „Begräbniß des Armen": des Todes Bolz auf Holz gereimt: Bolz ganz ungewöhnlich und unschön. S. 36: „Beim Begraben eines Jünglings": statt „Wer ist's, dem sie betten das Grab?" besser: den sie betten ins Grab, und noch ungewöhnlicher: „Hoffnung wiegte seiner Jugend Barken"; auch wünschten wir als gute biedere Deutsche S. 57: „Frühlingswahn": „Aus blauen Höhn lächelt Apoll herab", den Apoll hinweg. Was würden Simon Dach, Immanuel Kant, Vater Jahn und die Zunft der Sprachreiniger und Urgermanen dazu sagen? An Druck und Papier ist nichts auszusetzen.

2. Alsalieder. Von Christian Schmitt. Zweite vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers, sowie mit einem Vorwort Stöber's zur ersten Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch diese Lieder begrüßen wir mit heller, ja erhöhter Freude; sind sie uns doch ein lieber Gruß herüber aus dem Reichslande, das, nachdem es vor fünfundzwanzig Jahren deutsch geworden, allgemach von innen heraus anfängt wieder deutsch zu werden. Sie sind ein Beweis, der durchaus nicht zu unterschätzen ist, daß man anfängt deutsch zu fühlen und zu denken. Diese Zeichen trügen nicht. Wovon diese Lieder singen — und singbar sind sie — das ist alles urdeutsch. Natursinn, Familiensinn, Freundes- und Heimatsliebe, ein Herz für Gottes Ehre und Menschenwohl, Erfassung des Lebens vorherrschend von seiner ernsten Seite, mitunter auch von seiner heitern sind seine charakteristischen Züge. Die Verse sind wohltönend, in glattem Fluß dahinfließend, nicht dunkel, sondern klar und durchsichtig, mit überaus anmuthigen — des geborenen Dichters untrügliches Kennzeichen — treffenden Bildern geschmückt. Wir brauchen, wo ein Stöber sein rühmendes Wort gesprochen, zur Empfehlung nichts weiter hinzufügen, als daß wir einige kurze Proben aus dem Inhalt geben, der sich, wie wir oben schon sagten, also theilt: 1. „Natur"; 2. „Heimat"; 3. „Liebe"; 4. „Leben"; 5. „Aus dem Französischen".

1. Aus dem Abschnitt „Natur":

Beim Abendläuten.

Herz, mein Herz, vernimm das Klingen!
Süßen Frieden will es bringen
Nach des Tages wirrem Drang.
Dir auch nahn auf leichten Füßen
Himmelsboten, dich zu grüßen,
Mahnend rufen sie dir zu:
Schlaf in Ruh'.

2. Aus dem Abschnitt „Heimat":

Ergebung.

Manchem Volk und manchen Gauen
Bot ich meinen Wandergruß;
Nirgends wie durch deine Auen
Schritt so froh und leicht mein Fuß.
Deinen Frauen, deinen Söhnen,
Deiner Sprache trautem Klang
Soll beim Wasgawein ertönen
Meiner Liebe Hochgesang.

3. Aus dem Abschnitt „Liebe":

Entsagendes Glück.

Mein Lieb hat weder Geld noch Gut,
Kein Schloß und kein Gesinde,
Kein Perlenschmuck, kein Glanzgeschmeid
Ward ihr zum Angebinde.

Doch Augen hat sie klar und tief,
Die leuchten wie zwei Sterne,
Der dunkeln Lockenfülle Pracht
Erkenn' ich schon von ferne.

Ihr Mündlein zart und blütenfrisch
Winkt mir zu süßem Kosen,
Auf ihren Wangen schimmern hell
Der Unschuld Edelrosen.

Und wenn ihr Haupt an meine Brust
Sich neigt in holdem Schweigen,
So bin ich glücklich, bin ich reich
Als wär' die Welt mein eigen.

4. Aus dem Abschnitt „Leben":

Dichtergebet.

Gib mir ein Lied, wenn mich ein Leid betroffen,
Daß ich es lächelnd mir vom Herzen singe
Und kampfgestärkt die Trauernacht durchringe
Zu neuem Glauben und zu neuem Hoffen.

Gib mir ein Lied, wenn in verklärten Stunden
Ich einem reinen Glück mich ganz ergebe,
Damit mir seine Wonne zwiefach lebe
Und eigen bleibe, wenn sie längst entschwunden.

Der Schlußabschnitt „Aus dem Französischen" enthält Gedichte nach Mustern von Victor Hugo, Alfred de Musset, Sully Proudhomme, Théophile Gautier u. s. w.

Zu loben ist die dem Buche gebührende würdige Ausstattung; sein Vignettenschmuck, sein klarer großer Druck und sein feines Papier.

3. Aus Tag und Traum. Neue Gedichte. Von Ludwig Jacobowski. Berlin, S. Calvary u. Comp. 1895. 12. 2 M.

Das Büchlein hat zum Inhalt außer einem Eingang: 1. „Junge Liebe"; 2. „Natur"; 3. „Martha", ein Cyklus; 4. „Silhouetten"; 5. „Elfride"; 6. „Lieder an eine junge Frau"; 7. „Phantasien". Aber ganz anders geartet sind diese Gedichte als die seiner beiden Vordermänner. Schon der Titel „Aus Tag und Traum", wie unbestimmt und leer! Und wird der Dichter deutlicher in seinem summarischen „Eingang" von Mädchen, die still erröthen (worüber?), von schmalen Gräbern, wo der Flieder blüht (was sind das für besonders bevorzugte?), von blauen (?) Wünschen endlich (was sind denn eigentlich blaue Wünsche, seit wann registrirt man die Wünsche nach der Kategorie der Farben?). Doch die Liebe, die der Dichter besingt, wird alsbald deutlicher in „Sechse, Sieben, Achte": „Könnt' ich doch ans Herze drücken Sechse, Sieben oder Acht", nämlich Mädchen, die am Wege stehen. Diese Liebe ist nicht blos umfangreich, sondern sie ist so unüberwindlich in „Armer Liebe", daß er in Sturmwind und Regen vor dem Hause der Geliebten, während sie mit ihrem Angetrauten den Hochzeitsreigen tanzt, durchnäßt bis auf die Haut und mit zerzaustem Haar stundenlang aushält, „bis der Wächter zwölfe tutet"; es ist auch sündige, unsaubere Liebe, die er besingt im „Rausch" und im „Kuß". Seine Religion ist der Pantheismus. Was ist ihm „Gott"?

Auf hohem Berge, da wohnst du.
Ich wandle empor immerzu, immerzu,
Millionen Jahre wandle ich schon
Und schau noch immer nicht deinen Thron.

Einst rauchen die Höhen wunderbar,
Da stehe ich oben, Sonne im Haar,
Wir schauen uns an und lachen dazu,
Denn du bist ich und ich bin du.

Seine Anthropologie und Kosmologie ist der leere Nihilismus. Wenn wir auch mancherlei auszusetzen haben, so muß doch auch gesagt werden, daß viele Perlen in der umfangreichen Sammlung zu finden sind, zumal wenn der Dichter seinen Weltschmerz, der ihn nicht losläßt, aussingen will. Da klingen seine Klagen so überaus traurig und schaurig, daß man mit ihm weinen möchte: „Trutzstern", „In der Nacht", „Nach dem Balle", „Mystik", „Die erste Nacht". Unter anfechtbaren Ausdrücken bemerken wir: „Mystik": „Nun bist du ins Herz geschlagen"; „Rausch": „Uns umschreitet ein Geheimniß wunderbar"; „Waldesträume": „Lauter Räthsel stannen nieder" u. s. w.

4. Auf einsamem Pfad. Gedichte. Von Valentin Traudt. Zweite vermehrte Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch ein elsässischer Dichter, ein Genosse Christian Schmitt's, aber wie ganz anders geartet! Bei Schmitt Frohsinn, hier Trübsinn; dort krystallene Klarheit, hier unheimliches mystisches Dunkel, dort Tagesbilder, hier Nacht und wieder Nacht; dort fröhlich pulsirendes Leben, hier Krankheit und Tod und wieder Tod; dort friedvolle Stimmung, aber hier überspannte, forcirte Leidenschaftlichkeit: allerdings treu dem Wahlspruch am Eingang:

Wenn überm Alpfirnschnee
Wettert der Blitze Gold,
Wenn überm Bergwaldsee
Dumpfdröhnend Donner rollt,
Wogt auch durch meine Brust
Kraftvolle Schaffenslust.

Wenn sanft der Himmel blaut,
Silbern das Meer erglänzt,
Frieden herniederthaut,
Mondlicht das Thal umkränzt,
Möcht' ich begraben sein
Fern und allein.

Die Hauptstimmung in diesen Gedichten ist vorzugsweise Weltschmerz, Todes- und Nachtgedanken („Phantasie", „Lenzstimmung", „Wann fällt der Menschheit erster Frühlingsregen", „Freudlos", „Abendträumen", „Lichtabend", „Nachtrauschen", „Waldsturmnacht", „Süßschwarze Nacht", „Nachtbild", „Und durch die Nacht", „In stiller Nacht", „Am Krankenbett", „Tod des Dichters", „Der Kampf ist aus", theils überschäumende Liebesglut. Wunderlich sind seine weiblichen Gestalten, für die er erglüht: Knabenhäupter mit Mädchenlocken (welch ein Geschmack), wunderlich der Gegensatz der „kecken kühnen Tagesliebe" und der „waldteichdunkeln (?!) Liebe", verwunderlich die schauerliche Schilderung der Sterbestunde seiner Frau und die auf der folgenden Seite in „Junges Glück" der „Minna" geweihten Verse; ganz unverständlich in „Fern rauscht": „Dann sieht man weißer Leiber Glanz Leuchten durch Wogen schäumen". Der Stil ist schwülstig und bombastisch; er pfropft oft auf ein schön gedankenvolles Wort noch ein anderes, z. B.:

Des Lebens Windhauchpracht . . .
Umwogt vom Wellengeisterheere . . .
Der Lärchen Mattgoldfiligran . . .
Sonnenheiße Liebsglut . . .
Vollmondsilbern, ahnungsröthlichen . . .

Schlimmer „blütensilbern" Waldbachthal, „süßschwarze Nacht", „schwarzfalsche Nacht" u. s. w.; ganz besonders verbraucht er wie andere als Modefarbe „blau", als epitheton ornans das Wörtlein „golden": z. B. „Der Sterne goldklingende Lieder", „zartgoldene Thränen", „grüngolden leuchtende Blätter", ein „Goldgewebe überblauer Seide", „goldnasse Wogen" u. s. w.!! Es ist ja eine starkgradige Einbildungskraft vorhanden, aber ein starker Läuterungsproceß dürfte Herrn Valentin Traudt nichts schaden.

Adalbert Schroeter.

Die heidnischen Sachsen und die Bibel.

Die neuentdeckte deutsche Bibeldichtung des 9. Jahrhunderts. Mit dem Text und der Uebersetzung der neuaufgefundenen Vatikanischen Bruchstücke. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte von Ferdinand Vetter. Basel, Benno Schwabe. 1895. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die schwersten Kämpfe hat das werdende Karolinger-Reich mit dem trotzigen Stamm der heidnischen Sachsen zu bestehen gehabt. Unterwerfung und Bekehrung gehen dabei etwa ein Jahrhundert nebeneinander her, sodaß anfangs die weltliche, später die geistige Bezwingung in den Vordergrund tritt. Im Jahre 719 begnügt sich Karl der Hammer noch mit einem bloßen Verheerungszuge in sächsisches Gebiet, 738, wo er das letzte mal über den Rhein geht, erzwingt er sich bereits Tribut und Geiseln wenigstens von einem Theile der Sachsen. Daß sich viele Sachsen taufen lassen, hören wir erst nach den Zügen, die Karl's christlichere und doch nicht weniger kriegerische Söhne in den vierziger Jahren des 8. Jahrhunderts unternehmen. Freilich geht der Erfolg auch jetzt wieder rasch vorbei; ihr ehrgeiziger Stiefbruder Grifo, vergebens von Pippin aus siebenjähriger Haft ehrenvoll und reich beschenkt entlassen, eilt alsbald zu den Sachsen und facht leicht neue Empörung unter ihnen gegen Pippin's Herrschaft an, sodaß dessen Heere dem unruhigen Grenzlande nie auf lange den Rücken gekehrt haben. Pippin's siegreiche Züge der Jahre 753 und 758 haben dann

wenigstens den Erfolg gehabt, daß die westfälischen Sachsen Treue schwören, Geiseln stellen, Tribut zahlen und wo auch versprechen, die Glaubensboten nicht zu hindern.

In dieser ganzen Zeit hören wir von eifriger Missionsthätigkeit in dem Gürtel von Völkerschaften, die den Sachsenstamm im Westen und Süden umschließen, unter den Friesen, den Niederfranken, den Hessen und Thüringern — man denke nur an Wilfrid, Wilbrord, Bonifatius —, aber keine Kunde von einem irisch-schottischen oder angelsächsischen Missionar unter den Sachsen selbst! Der einzige Suidbert, der bereits kurz vor 700 eine Weile bei den sächsischen Brukterern gewirkt zu haben scheint, hat sich bald an den Rhein zurückgezogen.

Karl der Große erst hat das wichtige Land und Volk der fränkischen Universalmonarchie und der Christenheit einverleibt und damit die spätere Sonderbildung eines Deutschen Reiches ermöglicht. Daß ihm der Sieg des Christenthums dabei nicht weniger am Herzen lag als der Sieg seiner Waffen, beweisen die Verordnungen des Reichstags von Paderborn 777, die Berathungen einer bischöflichen Synode über Bekehrungsmaßregeln, die wiederholte Einrichtung von Missionssprengeln und endlich das vielbesprochene „Capitulare de partibus Saxonum“: neben der Durchführung des fränkischen Königsbannes und der Einsetzung von Grafen sind seine Hauptziele die Unterdrückung des Heidenthums und aller heidnischen Bräuche, die Taufe von klein und groß und Gründung, Ausstattung und Beschützung von Kirchen im Sachsenlande. Und als sich nach neuem erbitterten Kampfe Widukind und Abbio mit vielen Genossen in Attigny 785 taufen ließen, hat Karl dieses Ereigniß in Rom durch ein Dankfest feiern lassen. Freilich auch damit war das Ringen noch nicht beendigt: fast in alljährlichen Feldzügen bis in den Anfang des 9. Jahrhunderts hinein mußte Karl das Errungene immer von neuem feststellen; seine erfolgreichste Maßregel zur Eingliederung des Stammes in sein Reich sind wol die berühmten Massenverpflanzungen gewesen.

Noch heute haben wir einige von den geistigen Waffen in den Händen, mit denen damals unter Karl und seinem frommen Sohne Ludwig, namentlich wol von den neugegründeten Bischofssitzen Osnabrück, Münster, Paderborn, Minden u. a. aus, der letzte endgültige Sieg von Christenthum und Bibel auf sächsischem Boden erfochten worden ist; man kann sie fast schon als Siegel auf das Erreichte ansehen. Unmittelbar auf Karl's Anregung wird ein Taufgelübde zurückgeführt, das uns in altsächsischer Sprache erhalten ist. Dreifache Frage des Geistlichen und Antwort des neuen Christen stehen darin zweimal einander gegenüber: der Täufling verdammt zuerst feierlich den Teufel sammt Thonar, Wodan und Saxnot, alles Teufelsopfer und sonstiges Teufelswerk, und bekennt sich dann zu dem Glauben an den dreieinigen Gott. Unendlich viel werthvoller aber als diese wenigen Zeilen ist die altsächsische Bibeldichtung, der Schlußstein in dem sächsischen Bekehrungswerke. Mit ihr hat es folgende Bewandtniß.

Karl und sein Hof haben sich oft an alten deutschen Heldenliedern erfreut. Mußte da nicht der Gedanke auftauchen, den neuen epischen Stoff, den das Christenthum in der Bibel mitbrachte, auch in die Form dieser Lieder, in heimische Stabreime, zu fassen und so erst recht zu genießen? Mußten nicht weiter blickende Geistliche diesen Gedanken eifrig ergreifen im Hinblick auf die Möglichkeit einer wirkungsvollen, weil volksthümlichen christlichen Propaganda? Wir wissen es nicht, das aber wissen wir, daß in den zwanziger Jahren des 9. Jahrhunderts Ludwig der Fromme einem begabten und gelehrten Mönche des Klosters Werden an der Ruhr, der vor seinem Eintritt ins Kloster bei seinen Landsleuten als Sänger berühmt gewesen war, den Auftrag gab, ut vetus ac novum testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeret, wie eine alte Quelle wörtlich meldet. Mit Freuden ging der sächsische Sänger an das schwierige Werk, und er hat es schön zu Ende geführt: von der Schöpfungsgeschichte an hat er alle wichtigern biblischen Erzählungen nach damaliger Denk- und Dichtart geschaut und gefaßt. Trotz aller Gelehrsamkeit (er hat verschiedene Bibelcommentare, darunter den eben vollendeten Hrabans zu Matthäus sorgfältig benutzt) ist er naiv. Unwillkürlich verquickt er seine alten Heldenideale mit dem neuen Menschenideal und erblickt so Christus als den mächtigen, Ringe spendenden Gefolgskönig; unwillkürlich stößt er alles ab, was ihm nicht liegt, wie heute ein Kind aus einem modernen reflexionserfüllten Roman nur die epische Erzählung herausliest. Das ist außerordentlich interessant zu beobachten, ins rechte Licht gerückt worden ist es noch nirgends. Scherer äußert sich über die Veränderungen im Epos gegenüber der Bibel geringschätzig, weil er in ihnen nur Ungeschicklichkeiten des Dichters sieht, Kögel erblickt wohlüberlegte und glückliche Kunstgriffe in ihnen, weil er dem Dichter zu viel Tendenz und obendrein das Vermögen zutraut, daß er aus seiner Haut, aus dem poetischen Denken seiner Zeit, herausgekonnt habe; eins ist so verkehrt und so unhistorisch wie das andere. Auch das Schriftchen von Vetter, das die jüngst aufgefundenen (vgl. Nr. 47 d. Bl., S. 751) alttestamentlichen Bruchstücke dieser Dichtung („Adam's Klage über die Vertreibung aus dem Paradiese“, „Kain's Geschick nach der Ermordung Abel's“ und „Die Zerstörung Sodoms“; das Neue Testament besitzen wir längst vollständig unter dem Namen „Heliand“) einem größern Publikum bekannt machen will, wird dem Dichter in diesem Sinne nicht gerecht. Die Darstellung, die es von der merkwürdigen Geschichte der Entdeckung der alttestamentlichen Stücke gibt, ist richtig; die Inhaltsangabe, die es von den Stücken selbst bringt, ist nicht immer genau (S. 19 wird z. B. von Seth's Nachkommen gesagt, daß sie mit denen Kain's ein hartes und wildes Geschlecht von Riesen gezeugt hätten, während in der

Dichtung nur Kain's Geschlecht als das der harten und wilden Riesen bezeichnet wird). Vetter's Uebersetzung endlich ist ein Nothbehelf wie jede Uebersetzung aus einer frühern Sprachperiode in eine spätere derselben Sprache. Was ist z. B. für ein größeres Publikum damit gethan, wenn er das altsächsische „thegnos endi thiornun" (d. i. Burschen und Mädchen) mit „Degen und Dirnen" wiedergibt? Darüber lächelt ja doch auch heute noch selbst das „gebildete" Publikum, und wenn es einmal sprachlich so weit gebildet sein wird, daß es nicht mehr lacht, dann brauchen wir auch keine derartigen Uebersetzungen mehr. Obendrein ist Vetter's poetische Technik nicht geeignet, das Eigenthümliche der altgermanischen Rhythmik nachzubilden, er nimmt z. B. keinen Anstoß daran, im zweiten Halbvers nur die zweite Hebung reimen zu lassen, und endlich ist einiges, allerdings nach Kögel's Vorgange, geradezu falsch übersetzt, so die Ausdrücke undar baka und farsakan.

Rudolf Wustmann.

Feuilleton.

Aus der neuesten englischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

Mrs. Humphry Ward ist eine geistreiche Frau, aber die Kunst des Erzählens, wie sie Bret Harte eignet, geht ihr völlig ab. Dieser verhängnißvolle Mangel kennzeichnet ihre dreibändigen Romane: „Robert Elsmere", „David Grieve" und „Marcella" und berührt uns vielleicht noch unangenehmer in der vorliegenden kurzen Prosadichtung: „The Story of Bessie Costrell" (Leipzig, Tauchnitz, „Collection of British Authors", Vol. 3076). Ein geiziger Feldarbeiter, John Bolderfield, hat die Summe von circa zweiundsiebzig Pfund Sterling aus seinem kargen Lohn während sechsundfunfzig Jahre erspart und in einem Kasten unter Schloß und Riegel aufbewahrt. Er begibt sich zu einem Stück Arbeit in einem entfernten Dorf und will nach seiner Rückkehr privatisiren und seine Ersparnisse genießen. Gegen den Rath seiner Schwägerin, als sie im Sterben liegt, vertraut er den Kasten seiner Nichte, Bessie Costrell, an, die einen Theil des Inhalts vertrinkt und sonstwie verschwendet; das Uebrige wird von ihrem hoffnungsvollen Stiefsohn Timothy genommen, der sie zu Boden schlägt, um in den Besitz des Schatzes zu gelangen. Unterdessen kehrt Bolderfield wohlgemuth zurück, findet den Kasten leer und sich in seinen alten Tagen an den Bettelstab gebracht. Bessie wird von ihrem Manne zur Rechenschaft gezogen und mit strenger Strafe als Diebin bedroht, worauf sie einen Selbstmord begeht, und ihr Mann und Oheim leben jeder in seiner Weise kümmerlich fort. Der Stoff ist sehr einfach und einer dichterischen Darstellung und künstlerischen Gestaltung wohl fähig; leider hat Frau Ward nichts mehr daraus gemacht, als der nüchternste Zeitungsberichterstatter hätte thun können. In den früher besprochenen Romanen: „A Singular Life", „Confession" und „Clarence" schimmert durch das Ganze, so traurig die Geschichte sein mag, ein erheiternder und belebender Humor hindurch; davon ist bei Frau Ward keine Spur. Das Buch schließt mit einigen Betrachtungen, die an sich vortrefflich sind, aber eher zu einer Predigt als zu einem Roman gehören, und in einer echt dichterischen Schöpfung überflüssig wären, da sie sich aus der Entwickelung der Begebenheiten von selbst ergeben sollten. Die Abschnitte werden Scenen statt Kapitel genannt, aber diese Aeußerlichkeit genügt nicht, um der bedeutungslosen Handlung dramatische Lebenskraft zu geben.

Derselben Verlagshandlung verdanken wir „The Gods, Some Mortals and Lord Wickenham by John Oliver Hobbes" („Collection of British Authors", Vol. 3069). Die Verfasserin (denn John Oliver Hobbes ist bekanntlich nur ein Schriftstellername) hat den Titel offenbar von Goethe's Satire „Götter, Helden und Wieland" entlehnt; damit aber hört die Aehnlichkeit zwischen den beiden Dichtungen auf. Von „Göttern" im vorliegenden Roman kann keine Rede sein, die Rolle, die sie spielen, ist auf das Titelblatt beschränkt, wo sie gewaltsam eingeschleppt worden, nur um Aufsehen zu machen. Die „Sterblichen", mit denen wir zu thun haben, sind ein italienischer Graf und seine halbenglische Tochter, ein junger londoner Arzt auf der Suche nach einer Gattin, eine Engländerin, Fräulein Passer, Concertsängerin und Geliebte eines ebenso häßlichen wie gemeinen Rechtsanwalts, dessen Gemahlin ihre Freundin und Gönnerin ist, einige vergnügungssüchtige und verdorbene Nebenpersonen aus der londoner Gesellschaft, und der reiche, lebenslustige Junggeselle Lord Wickenham, der im Titel des Buches nicht zu den Sterblichen gezählt wird, aber mit sterblichen Schwächen hinlänglich belastet ist. Der Arzt besucht den Grafen in Rom und verliebt sich in dessen Tochter Allegra; aber es kommt zu keiner Liebeserklärung. Nach seiner Rückkehr läßt er sich in einfältiger Weise anlocken, der schönen und verschmitzten Concertsängerin einen Heirathsantrag zu machen, erfährt nach der Hochzeit ihren wirklichen Charakter, empört sich darüber, bleibt dem Namen nach ihr Gatte und glaubt durch diese Quasidesertion Selbstachtung mit Sorge für die sittliche Erziehung der als seine Gattin noch immer angesehenen Dame zu vereinigen. Die Folgen dieses für einen Arzt und Psychiater unglaublich dummen Entschlusses lassen sich leicht voraussehen. Vergebens sucht sie ihn wieder an sich zu ziehen, und als sie sieht, daß dies vergeblich ist, brennt sie mit einem ehemaligen Verehrer durch, der bald stirbt und sie in großer Armuth zurückläßt; aber Armuth thut weh, und die schöne Sünderin sucht und findet anderweitige „Protection". Der Leser, der auch Menschenkenner ist, erwartet, daß der verlassene Gatte die günstige Gelegenheit ergreift, um sich von seiner unwürdigen und ungeliebten Gattin scheiden zu lassen, und Allegra, die er liebt und weiß, daß er von ihr geliebt wird, endlich heirathet. Aber nichts von alledem geschieht; bei keinem der „Sterblichen" reicht der Verstand so weit. Er nimmt eine Stelle in einem Hospital in Afrika an und verscheidet auf der Hinreise; Allegra vermählt sich mit Lord Wickenham, aber ihr Herzallerliebster bleibt immer der Arzt Simon Warre. Der Roman ist äußerst „modern" und wird von allen, die sich mit dieser stets überhandnehmenden Richtung in der neuern Prosadichtung befreunden können, mit Spannung gelesen werden.

„Celibates by George Moore" („Collection of British Authors", Vol. 3068) ist eine Sammlung von drei kleinen Erzählungen. Mildred Lawson, ein herzloses, ehrgeiziges und selbstsüchtiges Mädchen, macht die Bekanntschaft einer gelehrten Frau, die für die Comte'sche Philosophie und die Cultur der Wissenschaften schwärmt, und entschließt sich, Kunstmalerin zu werden. Zu diesem Zweck tritt sie von ihrer Verlobung zurück und begibt sich nach London und später nach Paris, wo sie in das wüste Gewühl der Kunstjünger geräth und ein ziemlich ausgelassenes Leben führt; sie verlobt sich ein paar mal, wird die Geliebte eines verheiratheten Mannes, bekennt sich weniger aus Ueberzeugung als zur Abwechselung zur katholischen Religion, kehrt nach England zurück, erbt das große Vermögen ihres unterdessen gestorbenen Bruders und erhält einen Heirathsantrag von dem vor fünf Jahren verstoßenen Freier. Ob sie sich mit ihm vermählt,

bleibt unbestimmt, denn sie ist durchaus blasirt und kann ohne „eine große Passion" nicht mehr leben. In der zweiten Erzählung handelt es sich um einen andachtsvollen jungen Mann, der einen geistlichen Orden stiften will, anstatt eine Familie zu gründen, und in der dritten um ein Mädchen, das wegen der Liederlichkeit der Mutter das Klostergelübde ablegt und sich vor Scham hinter dem Nonnenschleier verbirgt. In dieser letzten Novelle werden die Situationen und Charaktere aufs anschaulichste zur Erscheinung gebracht; ob sie aus dem Leben gegriffen sind und ob so verdorbene und ganz gemeine Leute wie Frau Lahens, Lady Castlerich, Lord Chadwick, Fräulein Lilian Dare und ihre Gesinnungsgenossen wirklich in der vornehmen londoner Gesellschaft eine Hauptrolle spielen, wird der Verfasser als Engländer am besten wissen. Er ist ein kühner Realist und scheut vor den brutalsten und widerwärtigsten Dingen nicht zurück, wie er schon in dem längern Roman „Esther Waters" zur Genüge bewiesen hat. An lebendiger Kraft in der Darstellung der Verhältnisse und an scharfer Zeichnung der Personen läßt er es nie fehlen. Aber dürfen Menschen, denen wir im Leben geflissentlich aus dem Wege gehen, durch die Pforte der Dichtung zu uns eindringen? Das ist eine andere Frage.

— Von L. Quidde's „Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" (Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr) ist endlich das erste Heft des zwölften Bandes erschienen. Um ein ganzes Jahr hat sich die Herausgabe verzögert, und da es dem Herausgeber ganz unmöglich ist, die Verspätung wieder auszugleichen, so hat er sich entschlossen, „Jahrgang 1895" ausfallen zu lassen und die beiden letzten Hefte von Jahrgang 1894 als „Jahrgang 1894/95" zu bezeichnen. Mit dem zweiten Hefte dieses Bandes wird Quidde die Redaction der von ihm gegründeten Zeitschrift niederlegen, die Zeitschrift selbst aber wird darum nicht eingehen, sondern vom April 1896 ab, wie wir hören unter der Redaction der Herren Lamprecht, Marcks, Seeliger und Buchholz in Leipzig, regelmäßig und nach einem neuen Programm weiter erscheinen. Das vorliegende Heft bringt den Schluß des Aufsatzes von W. Sickel über die Verträge der Päpste mit den Karolingern und das neue Kaiserthum, ferner eine Abhandlung von F. Rühl über die Chronologie der Könige von Israel und Juda und eine solche von B. Gebhardt über die Gesandtenthätigkeit Wilhelm von Humboldt's in Wien 1810—13. Zu der Abtheilung der „kleinen Mittheilungen" haben E. Heydenreich, K. Maurer und A. von Rnville beigesteuert; vom Herausgeber rühren die „Nachrichten und Notizen" her, Maßlow und Sommerfeldt haben in bekannter Gewissenhaftigkeit die Bibliographie fortgeführt. Sehr zu wünschen ist die Bearbeitung eines Registerbandes über sämmtliche zwölf Bände der ersten Folge. Der Herausgeber macht den Abonnenten der Zeitschrift Hoffnung darauf, Sache der Abonnenten wird es sein, Herausgeber und Verleger durch rechtzeitige Bestellung des Registerbandes zur Aufwendung der großen Opfer an Zeit und Geld zu ermuthigen.

— Im Jahrgang 1894/95 des „Deutschen Soldatenhorts" veröffentlichte der General der Infanterie z. D. von Kretschman eine Folge von Aufsätzen über „Unser Heer in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71". Sie sind jetzt im Verlag dieser Zeitschrift (Berlin, K. Siegismund) als Buch in kleinem handlichen Format erschienen und werden in dieser Gestalt vielen willkommen sein. Die politische Seite der Kriege, die Geschichte ihres Ursprungs, ist sehr knapp, fast zu knapp behandelt. Offenbar wollte der Soldat nicht politisiren, sein Interesse gehört allein den militärischen Ereignissen. Die aber werden mit großer Ausführlichkeit und in lebendiger Schilderung erzählt, wenn auch in militärischer Schlichtheit, wie sie dem Berufssoldaten eigenthümlich ist. Zahlreiche Porträts und Karten sind in den Text eingedruckt.

— Den Besuchern der Schlachtfelder um Metz ist das Büchlein von G. Lang, „Die Kriegsereignisse um Metz im Jahre 1870" (5. Auflage, Leipzig, G. Lang), als kundiger Führer zu empfehlen. Es gibt nicht nur genaue topographische Angaben über die Lage und Ausdehnung der Schlachtfelder sowie über die zu benutzenden Wege, sondern auch in einer zweiten Abtheilung eine Schilderung der Schlachten vom 14., 16. und 18. August in ihrem Verlaufe und ihren Erfolgen, und in einer dritten Angaben über die Stellungen und Befestigungen der Einschließungsarmee, die Durchbruchsversuche der Franzosen und ihre Abwehr. Es ist natürlich kein wissenschaftliches Werk, aus dem man Neues lernen könnte, es ist eine Zusammenfassung des Wissenswürdigen in gefälliger Darstellung. Das Büchlein gilt als Beigabe zu den im gleichen Verlage erschienenen beiden Karten: „Die Kriegsoperationen um Metz im Jahre 1870" von Algermissen und „Denkmäler und Kriegergräber auf den Schlachtfeldern von Metz" von Major Westphal; auf jener sind die Stellungen der kämpfenden Heere in den drei Schlachten, auf dieser die Armeedenkmäler eingezeichnet. Da sieht man erst aus der Fülle der Gräber und Denkmäler, welch großer Friedhof die Umgebung von Metz durch die furchtbar blutigen Schlachten des August 1870 geworden ist.

— Dem Gymnasiasten gibt die Mythologie der Alten den ersten Anstoß, der ihn zur antiken Kunst hindrängt. Er sollte zugleich auch der wirksamste sein; denn hier schafft die Phantasie der Griechen und Römer in der Verklärung vertrauter Naturerscheinungen ihre anmuthigsten und erhabensten Gestalten. Trotzdem ist der Erfolg meist äußerst gering. Unter den mancherlei Gründen war einer der schwerwiegendsten der Mangel eines geeigneten Lehrmittels, das in der Behandlung der griechischen Mythologie eine größere Vertiefung zeigt und vor allem die künstlerische Darstellung der Gottheiten den Schülern näher bringt als die meisten der noch im Gebrauch befindlichen Leitfäden. Beides wird in dem vorliegenden Buche „Mythologie der Griechen und Römer" von O. Seemann (Leipzig, E. A. Seemann), dessen vierte Auflage von R. Engelmann bearbeitet worden ist, durch Wort und Bild in hohem Maße erreicht. Die von der Kritik schon wiederholt als vortrefflich anerkannte Darstellung wird in der neuen Auflage von 93 Abbildungen, meist nach Photographien aus der bekannten florentiner Kunstanstalt von Alinari, wirksamst unterstützt, ja viele von ihnen — wir nennen nur Hera und Ares Ludovisi, das Aphrodite-Köpfchen aus der Caufmann'schen Sammlung, die Artemis von Gabii, den Capitolinischen Dionysos, Melpomene und Enterpe — gewähren jedem Beschauer, der sich für antike Kunst interessirt, einen wirklichen ästhetischen Genuß. Die Auswahl der Bilder ist übrigens so getroffen, daß das Buch auch den Schülerinnen höherer Lehranstalten unbedenklich in die Hände gegeben werden kann.

— In Band XX, Heft 1 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von G. Freiherrn von Ungern-Sternberg und H. Dietz" (Stuttgart, Chr. Belser) wird in anregender Weise von A. Röder „Der evangelisch-sociale Congreß in Frankfurt am Main" besprochen. Der Verfasser vermißt bei dessen Verhandlungen, und wir können ihm nicht unrecht geben, gerade das, wonach er sich benennt: den entschieden evangelischen und den socialen Zug. Jener ist durch eine liberalisirende, dieser durch die immer deutlicher hervortretende socialistische Tendenz gewisser Wortführer, wie Naumann und Göhre, zurückgedrängt worden. Und wie laut die genannten Männer auch in Wort und Schrift ihre weltbeglückenden Theorien an den Mann zu bringen suchen, alle die Aushängeschilder, deren sie sich bedienen, können nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß ihre Bestrebungen auf einen abgetönten Socialismus lossteuern, der ebenso ungeschichtlich und haltlos ist wie der der Firma Bebel und Liebknecht. Ist schon die Stellung zur Frauenfrage, wie sie jener Congreß einnahm, nicht unbedenklich, noch viel bedenklicher ist der Umstand,

daß die Mehrzahl der Betheiligten so that, als ob die sociale Frage im wesentlichen gelöst wäre, wenn die äußere Lebenshaltung der Arbeiter noch mehr, als schon der Fall ist, gehoben werden könnte, und als ob es keine andern Arbeiter in Deutschland gäbe als Industriearbeiter, während diese doch nur einen Bruchtheil darstellen. Denn neben den 2½ Millionen Industriearbeitern gibt es 5 Millionen deutsche Familien, welche Landwirthschaft treiben, 2 Millionen selbständige Kleinmeister, 2½ Millionen Kleinmeister mit 1—5 Gesellen und 1 Million Handwerksmeister mit 6—10—50 Gesellen. Und daß eine vernünftige Socialreform, zumal wenn sie für evangelisch gelten will, nicht glauben darf, mit der Hebung der äußern Lebenshaltung wäre es gethan, und daß sie nicht übersehen darf, wie zur Erhaltung der Gesellschaft vor allem dem Bauernstand und Handwerker geholfen werden muß, liegt auf der Hand. Die Vorschläge, welche der Verfasser macht, sind verständig und ausführbar, wodurch sie sich sehr vortheilhaft von denen unterscheiden, welche die Generalpächter der evangelisch-socialen Bewegung bisjetzt vorgebracht haben, wenigstens soweit sie in Frankfurt das große Wort führten. Die von ihnen angepriesenen Heilmittel sind lediglich für die großen Städte ausgedacht, und auch da nur für eine kleine Minderheit. Daß aber, während das Städtervolk einen jährlichen Zuschuß bedarf an unverbrauchter Volkskraft, der Bauernstand das große Sammelbecken dieser Volkskraft ist, und daß der Bauernstand dies nur ist, weil er so ist, wie er ist und noch nicht „verindustrialisirt" oder zur Lohnarbeit herabgedrückt ist, daran kräftig zu erinnern kann heutzutage nicht schaden.

— In der Besprechung des „Cotta'schen Musenalmanachs für 1896" in Nr. 45 d. Bl. sind versehentlich das Gedicht von Hermann Lingg: „Der Lebensmüde", und das Wilhelm Hertz'sche Gedicht: „Schüler's Lenzgesang", als von einem ungenannten Dichter herrührend bezeichnet worden. Das Versehen erklärt sich daraus, daß die Namen der Dichter nicht unmittelbar unter den genannten Gedichten standen.

Bibliographie.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Dritte Auflage. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. 7 M.

Avonianus, Dramatische Handwerkslehre. Berlin, Hermann Walther. Gr. 8. 5 M.

Bayern unser Panier. Ein vaterländisches Buch. Herausgegeben von Dr. Karl Zettel. Regensburg, W. Wunderling. Gr. 8. Erste Lieferung 5 Pf.

Becker, R., Der mittelalterliche Minnedienst. Leipzig, Gustav Fock. Gr. 8. M. 50 Pf.

Berg, L., Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays. Frankurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. Gr. 8.

Bernhardi, Th. v., Der Streit um die Elbherzogthümer. Tagebuchblätter aus den Jahren 1863—1864. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 8 M.

Bernstorff, Elise Gräfin v., geborene Gräfin Dernath, Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Better, F., Naturstudium und Christenthum. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 4 M.

Biedermann, K., Dreißig Jahre deutscher Geschichte. In 12 Lieferungen. . Lieferung. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender). 8. 50 Pf.

Bolte, J., Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. Hamburg, Leopold Voß. Gr. 8. 7 M.

Braudstetter, H., Erichs Ferien. Eine Erzählung für die Jugend. Düsseldorf, August Bagel. 8. Geb. 3 M.

Braun-Steinmann, Hedwig, Natur und Leben. Gedichte. Berlin, Richard Taendler. 8.

Breidenbach, E. v., Bunte Ranken. Erzählungen. Berlin, Richard Taendler. 8. 4 M.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Erster Band. (Cotta'sche Bibliothek er Weltliteratur.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 8. Geb. 1 M.

Bülow, F. J. v., Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Bujse, C., Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. Geb. 3 M.

Cabanis, P. S., Die Mär vom Jordansee. Berlin, Richard Taendler. 8. 1 M. 50 Pf.

Cotta, J., Ehe-Folter. Roman. Leipzig, Aug. Dieckmann. 8. 2 M.

Dahms, G., Das literarische Berlin. Illustrirtes Handbuch der Presse der Reichshauptstadt. Berlin, Richard Taendler. 8. Geb. 3 M.

Dechent, H., Goethe's Schöne Seele, Susanna Katharina von Klettenberg. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Kriege Friedrich's des Großen. Zweiter Theil. Der zweite Schlesische Krieg 1744—1745. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Dritter Band. Soor und Kesselsdorf. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Die Tragödien des Sophokles. In neuer Uebersetzung von C. Hubatsch. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 5 M. 50 Pf.

Eschstruth, Nataly v., Sturmnixe und andere Dramen. Leipzig, Paul List. 8. 5 M.

Fischer, K., Goethes Sonettenkranz. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 8. 2 M.

Freemann, E. A., Geschichte Sieiliens unter den Phönikern, Griechen und Römern. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Gr. 8. 7 M.

Gräff, H., Das Echo. Lustspiel. Kreuznach, Georg Barth. 8. 75 Pf.

Greif, M., Gesammelte Werke. Erster Band: Gedichte. Sechste Auflage. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 8. 4 M.

Grimm, H., Homer. Ilias. Zehnter bis letzter Gesang. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 8 M.

Henke, O., Die Bergrede Jesu. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M.

Hermann, Th., Trochäen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M.

Hohenheim, M., Sprüche der Weisheit aus Shakespeare's Werken. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Dan. Ochs). 8. 1 M. 50 Pf.

Kaemmel, O., Italienische Eindrücke. Leipzig, F. W. Grunow. 8.

Kapff-Essenther, F., Eva's Erziehung. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 4 M.

Köster, F., Die Lieder des Horaz in altem Versmaß mit Reimen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M. 50 Pf.

Kraus, E., Im Zuge der Pest. Roman aus Kurlands Vorzeit. Reval, Franz Kluge. 8. 5 M.

Kumm, K., Entwurf einer empirischen Aesthetik der bildenden Künste. Berlin, Selbstverlag. 8.

May, A., Die Kaiserbraut. Historische Erzählung aus der Reichsstadt Regensburg. Regensburg, W. Wunderling. 8. 2 M.

Riese, Charlotte, Licht und Schatten. Eine Hamburger Geschichte. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. 5 M.

Nippold, W. K. A., Die Regierung der Königin Mary Stuart von England, Gemahlin Wilhelms III. 1689—1695. Hamburg, Lucas Gräfe u. Sillem. 8. 1 M. 60 Pf.

Proelß, J., Bilderstürmer. Roman aus der Gegenwart. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 4 M.

Pütz, Ev. v., Tiroler Dorf-Geschichten. Köln, J. P. Bachem. 8. 3 M. 75 Pf.

Richter, H., Polypenarme. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 4 M.

Rosegger, P., Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Thal. Leipzig, L. Staackmann. 8. 4 M.

Schönbach, A. E., Walther von der Vogelweide. (Geisteshelden. 1. Band.) Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Schubert, G. H. v., Erzählungen. Dritte Sammlung. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 8. 20 Pf. (Geb. 60 Pf.)

Schwerin, J. Gräfin, Das Recht der Jugend. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Sirius, P., Kennst du das Land? Wander- und Wundertage in Italien und Sicilien. München, Verlag der „Illustrirten Reiseblätter". Gr. 8. 4 M.

Sorel, A., Montesquieu. (Geisteshelden. 20. Band.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Spättgen, Doris Freiin v., Der Schein. Roman. Jena, Hermann Costenoble. 8. 5 M.

Stein, Sophie, Vor Tagesanbruch. Erzählung aus der Gegenwart für jüngere wie reifere Mädchen. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 8. 2 M. 20 Pf.

Stifter, A., Studien. Erster Band. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. Gr. 8. Geb. 5 M.

Teichert, A., Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. München, Carl Rupprecht's Verlag. 8. 4 M.

Thiele, L., König Saul. Ein Gedicht. Bremen, C. Ed. Müller's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Titus, J., Wahltag. Gespräche in Form eines Lustspiels. Regensburg, W. Wunderling. 8. 1 M. 80 Pf.

Tolstoi, L. N. Graf, Grausame Genüsse. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M.

Ueberweg's, Friedrich, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Dritter Theil. Die Neuzeit. Erster Band: Vorkantische und kantische Philosophie. Achte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Max Heinze. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8.

Verbeck, O., Der erste Veste. Die Neuenhofer Klucke. Maria Neander. Drei Erzählungen. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. 6 M.

Willner, Meta, Hanna's Ferien. Eine Erzählung für Mädchen. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. 8. Geb. 1 M. 50 Pf.

Windschild, C., Die Hexe von Cosa. Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dessau, Paul Baumann. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsre Kriegsflotte.

Dem Deutschen Volke in Wort und Bild dargestellt

von

Georg Wislicenus,

Kapitän-Lieutenant a. D.,

unter Mitwirkung der Marinemaler

Carl Saltzmann, Friedrich Schwinge, Willy Stöwer.

20 Chromolithographien in feinster Ausführung mit Goldrand auf einzelnen weißen Cartons (Bildgröße 22:37 cm, Cartongröße 43:58 cm), 54 Seiten Text im Format der Cartons. In eleganter, künstlerisch ausgeführter, vielfarbiger Calico-Mappe. Quer-Großfolio. 30 M.

Dieses von patriotischem Geiste getragene

Kunstalbum ersten Ranges,

dessen Widmung Se. Majestät der Deutsche Kaiser Allergnädigst angenommen hat, veranschaulicht die Deutsche Kriegsflotte zum ersten mal in 20 reizenden Bildern, von denen jedes ein **prächtiges Seestück** für sich bildet, das auch unter Glas und Rahmen die Zierde jedes Zimmers sein wird.

Das Werk will dazu beitragen, das Verständniß für die deutsche Kriegsflotte und für ihre wichtigen Aufgaben, die sie zum Wohle des Vaterlandes im Frieden und im Kriege zu erfüllen hat, zu heben. Die Schiffe sind in einer Reihenfolge von Seestücken vorgeführt, die sowol das Auge erfreuen als zugleich dem Laien die großen, deutlich hervortretenden Unterschiede zwischen den Schiffsgattungen zeigen sollen. Nicht nur aus künstlerischem Empfinden sind die Schiffe in verschiedenen Meeren, an heimischen und an fremden Küsten und bei wechselndem Wetter dargestellt; sie mögen so, mitten in der Thätigkeit, die jeder Schiffsart entspricht, dem Beschauer im Gedächtniß bleiben.

Die 20 **Kunstblätter**, nach eigens für diesen Zweck angefertigten Aquarellen erster Marinemaler in vorzüglicher Chromolithographie (bis zu 16 Farben) hergestellt, bringen die verschiedenen Schiffsgattungen der Kriegsflotte nicht in der landläufigen schematischen Weise, sondern in malerischer, echt künstlerischer Auffassung zur Darstellung, mitten in ihrer Thätigkeit, bald einzeln, bald in Gruppen, in heimischen und fremden Gewässern. Vorder-, Mittel- und Hintergrund, Stimmung und Staffage, Wasser, Himmel und Küste wechseln mit jedem der farbenprächtigen Bilder.

Die sämmtlichen Bilder sind nach dem besten authentischen Material, Photographien u. dergl. entworfen.

Der **Text**, aus der Feder eines hervorragenden Fachmannes, Kapitän-Lieutenant a. D. Wislicenus in Hamburg, gibt auch für den Laien ein klares Bild der Entwickelung, Einrichtung, Bewaffnung, bisherigen und künftigen Verwendung aller Schiffstypen der Deutschen Kriegsflotte im Frieden zum Schutze des Handels und im Vertheidigungskriege.

Die **Mappe** ist ein Meisterstück der Buchbindertechnik, mit einem durch 16 Farbenplatten hergestellten wirkungsvollen bunten Bilde.

Das Prachtwerk wird als

Weihnachtsgeschenk

überall willkommen sein.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Homers Odyssee

(Vossische Übersetzung)

mit 40 Original-Kompositionen

von

FRIEDRICH PRELLER,

in Holzschnitt ausgeführt von

R. Brend'amour und **K. Oertel.**

Vierte Auflage.

Gebunden in Leinwand M. 20.—.

Auch in 18 Lieferungen je 1 M. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen.

Hammer, Julius. Auf stillen Wegen. Dichtungen. 3. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.
—— Fester Grund. Dichtungen. 4. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.
—— Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.
—— Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 7 M.
—— Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 33. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M. 25. Auflage. (Jubelausgabe mit größerm Druck.) 8. Geb. m. Goldschn. 6 M.
—— Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.
—— Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.
Schulze, Ernst. Cäcilie. Min.-Ausgabe. 2 Theile. 8. Geb. m. Goldschn. 9 M.
—— Gedichte. (3. Auflage.) 8. Geb. 4 M.
—— Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 14. Auflage. 8. Geb. 3 M.
Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten. 4. Geh. 10 M. Geb. in Leinwd. 17 M.; in Lederbd. 24 M.
Sturm, Julius. Für das Haus. Liedergabe. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.
—— Gedichte. 6. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.
—— Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.
—— Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. 2. Auflage. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.
—— Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.
—— Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 4. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.
—— Fromme Lieder. 1. Theil. 11. Auflage. — 2. Theil. 4. Auflage. — 3. Theil. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.
—— Lieder und Bilder. Neue Dichtungen. 2 Theile. 2. Auflage. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.
—— Natur, Liebe, Vaterland. Neue Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Mit einer Beilage der **Dresdener Verlagsanstalt (B. W. Esche), Dresden.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 49. — 5. December 1895.

Inhalt: Thomas Carlyle. Zum 4. December. Von Max Friedrich Mann. — Zur Literaturgeschichte. Von Richard Friedrich und M. Rachel. — Volks- und Jugendschriften für den Weihnachtstisch. Von Ernst Lehmann. — Unterhaltungsliteratur. Von Robert Lange. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Thomas Carlyle.

Zum 4. December.

„Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird." So äußert sich der alte Goethe in vertrautem Gespräch über einen jungen Mann, der „in selbständiger Weise, unverdorben durch Fortuna's Gunst und ungebrochen durch Fortuna's Ungunst, literarischen Ruhm erlangen möchte, ob auch Hunger und Entbehrung sein Los sein sollten". Mit dem sichern Blick des Genies erkennt der Weise von Weimar in ihm die keimende Größe, seine Worte werden ihm zum Geleitbrief für seine literarische Laufbahn, und als er nach einem Leben voll Hunger und Entbehrung und Glück und Glanz hochgefeiert und lebensfroh seinen achtzigsten Geburtstag begeht, da schreibt kein Geringerer denn Bismarck ihm, dem „heldenhaften" Schriftsteller, dem Engländer, daß die Feier dieses Geburtstages auch Deutschland angehe. Wie zwei Bergriesen in eine Landschaft, so ragen der „Heros" der Dichtkunst und Vorkämpfer der Weltliteratur und der „Heros" der Staatskunst und Einiger unsers Vaterlandes in dieses fremde Schriftstellerleben hinein, aber nicht starr und kalt, sondern freundlich und antheilnehmend, gebend und empfangend.

Der Glückliche, dem dies einzige Los beschieden worden ist, mit den beiden größten Geistern der neuern Zeiten in Wechselbeziehung gestanden zu haben, ist Thomas Carlyle, dessen hundertjähriges Gedächtniß wir heute feiern.

Thomas Carlyle wurde am 4. December 1795 geboren.

Vierzig Jahre vorher starb Jonathan Swift, der geistvolle Satiriker und Verfechter der Aufklärungsphilosophie in England, jener geniale und eigensüchtige Mann, der den Wankelmuth seines Lebens mit Umnachtung büßte, noch ehe es Nacht um ihn war. Gibbon, der Voltaire Englands, war ein Jahr todt, und Hume, der Verächter Cromwell's und des Puritanismus, starb 1776. Dieses Dreigestirn von Männern, die das 18. Jahrhundert in England beherrschen, leuchtet auch in die Jugendzeit Carlyle's hinein. „Tristram Shandy" ward sein Lieblingsbuch, im Kreise gleichgesinnter Freunde ward er scherzhaft „Dean" oder „Jonathan" genannt, und seiner Ausdrucksweise rühmten die Genossen „Shandean turn of expression" nach. Wenige Jahre darauf studirte er Gibbon und Hume mit eifrigem Bemühen. Zu allen dreien aber sollte er später, als er erst seiner selbst gewiß war, bewußt und unbewußt, in Form und Gedanken in schärfsten Gegensatz treten.

Was er aber geworden ist, läßt sich bei keinem so sicher aus den Einflüssen der Umgebung herleiten als bei Carlyle. Er wurde in Ecclefechan in Südschottland geboren, dort, wo scharfgerissene, düsterschöne Thäler mit vielgezackten, himmelwärtsstrebenden Granitbergen wechseln, und wo der Hirsch auf einsamen Hochmooren schreckt. Sein Vater war ein armer Maurer, der 1814 in dem nahen Mainhill eine Farm übernahm. Thomas war das erste Kind aus zweiter kinderreicher Ehe. Seine Mutter Margarethe, geborene Aitken, war eine einfache Frau, aber doch „von der edelsten Abkunft, nämlich der der Frommen, Gerechten und Weisen", und sie hat den nachhaltigsten Einfluß auf ihren Erstgeborenen ausgeübt. Wiederum zeigt sich also, daß das Genie das Kind der Mutter ist. Und die Mutter ahnt, was in ihm steckt, und der Glaube an die Zukunft ihres Sohnes verläßt sie selbst da nicht, als er von Zweifeln gepeinigt in der Einöde umherirrt und mit seinem Gotte ringt.

Als Carlyle im Alter von vierzehn Jahren 1809 nach der Universität Edinburgh zog, um Theologie zu studiren, war seine Baarschaft klein, aber groß war ein anderer Schatz, den ihm das Vaterhaus als Wegzehrung

für das Leben mitgab: das war sein einfacher, sparsamer, arbeitsamer, gläubiger Sinn, des Vaters Witz, der Mutter Gemüth und Verstand, und vor allem jene Wahrheitsliebe, die er im großen wie im kleinen ohne Ansehen der Person oder der Sache bis an sein Ende bethätigt hat. Die Theologen in Edinburgh zogen ihn nicht sehr an. Viel lieber beschäftigte er sich mit Mathematik. Dann wandte er sich den Rechten zu, fand jedoch trotz ernsthafter Arbeit keine Befriedigung. Im Jahre 1814 verließ er ohne Examen die Universität, wurde Lehrer der Mathematik, kehrte 1818 ohne rechten Plan nach Edinburgh zurück, um sich durch Stundengeben und schriftstellerische Arbeiten zu erhalten. Dann, 1822, erhielt er auf zwei Jahre durch seinen Freund Irving, den spätern Stifter der nach ihm genannten Sekte, eine einträgliche Hauslehrerstelle, die ihm gestattete, noch mehr wie bisher seine Geschwister zu unterstützen. Im Jahre 1824 wird er sich durch Lektüre Goethe's klar, daß er Schriftsteller werden muß. Zugleich beginnt sein Briefwechsel mit Goethe. Seine Wanderjahre sind nun zu Ende. Er verheirathete sich 1826 mit der hochgesinnten Jane Welsh, der Blume von Haddington, die ihm aus Liebe in die ärmliche Behausung zu Craigenputtock folgte, wo sie Herrin und Dienerin zugleich war. Es folgten Zeiten heißen Ringens um das tägliche Brot und schriftstellerische Anerkennung, bis sich Carlyle auf den Rath eines Freundes nach London zu gehen entschließt. Er miethete sich in Chelsea ein, arbeitete sich empor und starb nach vielen Jahren der Ehre am 5. Februar 1881, betrauert von der ganzen Nation, die seinen Leichnam in Westminster betten wollte. Er aber hatte anders bestimmt: er ruht in seiner schottischen Heimat an der Seite seiner Mutter. Seine Gattin war ihm schon 1866 im Tode vorausgegangen.

In diesen einfachen Lebensrahmen fällt nun eine reiche literarische Thätigkeit. Fragen wir aber, was Carlyle uns Deutsche angeht, so ist es das, daß er den geschmähten deutschen Namen in England wieder zu Ehren gebracht und den Erzeugnissen unserer großen Dichter und Denker Eingang verschafft hat.

Will man diese That Carlyle's recht begreifen und recht würdigen, so muß man daran denken, daß der Durchschnittsengländer jener Tage auf alles, was deutsch hieß, verächtlich herabsah. Verständlich ist das ja. Denn während die Engländer, begünstigt durch die insulare Lage ihres Landes, die Wirren auf dem Continent ausgenutzt hatten, um mit der ihnen angeborenen Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit ihr eigenes liebes Ich auf dem Erdball vorzudrängen und ein Weltreich zu gründen, lag das Heilige Römische Reich deutscher Nation ohnmächtig da, den Nachbarn zur Beute und der Welt zum Gespött. Darum nennt Swift seine Bewohner ein Volk von Dummköpfen, und Gibbon drückt sich womöglich noch derber aus. Bei ihm aber, dem Manne mit deutschem Namen und welschem Sinn, liegt im Haß Methode: wo immer er beim Niederschreiben seiner Gedanken die Wahl hat zwischen Wörtern deutschen oder romanischen Ursprungs, wählt er mit Bewußtsein das letztere. Was wunder also, wenn man bei so planmäßiger Verachtung deutschen Werthes und deutschen Wesens sich um die Literatur der Stammesvettern gar nicht kümmerte oder voreingenommenen Sinnes ihren Charakter wie den Charakter der Sprache völlig verkannte? Als der Dichter Coleridge Goethe's „Faust" übersetzen wollte, fragte ihn sein Freund Charles Lamb vorwurfsvoll: „Wie kannst du die Sprache von Katzenaffen übersetzen?" Ein Anonymus prophezeite 1792 Goethe's Werken, daß sie, außer etwa „Werther's Leiden", nicht lange bestehen würden, das Einzelne bei ihm sei vortrefflich, das Ganze aber höchst mittelmäßig. Ein unbedeutender Anonymus, wird man mir einwerfen. Doch er drückt die allgemeine Ansicht aus; rechnete doch ein Wordsworth im Gespräch mit Coleridge Goethe weder zu den Dichtern ersten Ranges noch zu den Dichtern zweiten Ranges, und fand er doch in seiner „Iphigenie" weder die würdevolle Einfalt noch die Gesundheit und Kraft der Homerischen Helden. Ja, er ging sogar so weit, ihm Lasterhaftigkeit und rohe Sinnlichkeit vorzuwerfen, und daß er die menschenwürdigen Triebe absichtlich mit Füßen trete. Damit näherte er sich ganz dem Geschmack eines Toryblattes, „Anti-Jacobin Review" genannt, das planmäßig der Einführung des „exotischen" Giftes entgegentrat, das in den „Brutstätten des Atheismus und Jakobinismus" hergestellt werde. Dieses Blatt nannte Fichte einen Afterphilosophen, Goethe einen geschmacklosen Literaten, und stellte Liederlichkeit, Blutschande und Atheismus als den Grundzug des deutschen Wesens hin.

So ungefähr klingen die Artikel in den meisten Reviews aus, die sich mit dem deutschen Geistesleben beschäftigen, als Carlyle 1819 anfing deutsch zu lernen. Den Wunsch, unsere Dichter in der Ursprache kennen zu lernen, hatte ihm der Frau von Staël Buch über Deutschland eingegeben. Bald kam er in seinen Studien vorwärts und ließ sich weder durch die Schwierigkeit der Sprache noch durch die Minderwerthigkeit der Werke abschrecken, die ihm anfangs zu Gebote standen. Als er 1821 Schiller kennen lernt, da begeistert er sich für die Aufrichtigkeit des Herzens und Geistes, wodurch sich die Deutschen auszeichnen, für ihre Schwärmerei, ihren geduldigen, lange anhaltenden Fleiß, ihre sich am Hohen und Erhabenen ergötzende Einbildungskraft, ihren sich in feinen Abstractionen erhebenden Verstand. Noch im selben Jahre wandte er sich den Werken Goethe's zu, den er bald als den einzigen gesunden Geist feiert, den er in Europa seit Generationen entdeckt habe, und „Faust" wird sein Lieblingsbuch, das er nicht müde wird, gegen Unverstand und Verballhornung zu vertheidigen, und das er leider nicht übersetzt hat, obwol es ihm an Anregung und Lust nicht fehlte. Inzwischen war aber 1823 und 1824 bereits sein „Leben Schiller's" in zwei Bänden er-

schienen, das in staunenswerther Weise Carlyle's feines Verständniß für Schiller's Eigenart wie für die Strömungen in unserer Literatur erweist. Im Jahre 1825 erschien das Werk in Buchform und wurde von Goethe in „Kunst und Alterthum" sehr beifällig angezeigt. Ein Jahr vorher hatte er seine Uebersetzung von „Wilhelm Meister" erscheinen lassen, die von der Kritik mit getheiltem Lobe aufgenommen wurde, denn „noch immer weckte der Name Goethe Ideen so unbestimmt und ungeheuerlich, wie die Worte «Gorgo» oder «Chimära»". Im Jahre 1827 gab Carlyle unter dem Titel „German Romance" eine Sammlung von Uebersetzungen aus deutschen Schriftstellern heraus, die neben Fouqué, Musäus und andern Goethe's „Wanderjahre" und Jean Paul's „Quintus Fixlein" und „Schmelzle's Abenteuer" enthielt. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er in der „Edinburgh Review" zwei Arbeiten, die eine über Jean Paul, die andere über den Zustand deutscher Literatur, die sich zugleich gegen die englischen Verhältnisse wendet. Beide Schriften erregten weit über die Landesgrenzen hinaus Aufsehen, die letztere wurde von Goethe besprochen. Sie interessirte ihn derart, daß er bei Carlyle, der bis dahin anonym geschrieben hatte, unterm 1. Januar 1828 anfragt, wer der Verfasser sei. Das war aber nicht die erste Gelegenheit, wo beide Männer Briefe tauschten. Seit Carlyle 1824 Goethe seine Uebersetzung der „Lehrjahre" übersandt hatte, war zwischen ihnen ein reger geistiger Verkehr entstanden, der bald wärmer und wärmer wurde, wobei allerhand ehrende Gaben die freundliche Gesinnung verstärken halfen. Die liebenswürdige, theilnehmende Art Goethe's wirft hellen Sonnenschein in das ärmliche, einsame Dorfhaus von Craigenputtock, wo Carlyle mit seiner Gattin Jane damals wohnte, während Goethe freudig erkennt, mit welchem Ernst und Verständniß sein junger Freund für die Verbreitung der deutschen Literatur eintrat. Dabei athmen Carlyle's Briefe die Dankbarkeit „eines Schülers gegen seinen Meister, ja eines Sohnes gegen seinen geistigen Vater", und offen gesteht er, daß Goethe's Weisheit ihm Rath gebracht hat, und so Friede und Gesundheit der Seele aus der Ferne bei ihm eingekehrt sind. So steht der Briefwechsel Goethe's und Carlyle's da als ein beredtes Zeugniß dafür, wie sehr gemeinsame geistige Interessen die Angehörigen verschiedener Völker näher bringen können, und man bedauert, daß Goethe's Tod ihn leider zu früh zum Abschluß brachte. Doch hatte Carlyle noch von seinen Aufsätzen über „Leben und Schriften Zacharias Werner's", „Goethe's Helena", „Goethe" und „Das Leben Heyne's" (alle vier 1828 geschrieben) berichten und ihm ausführlich seinen Plan zu seiner „Geschichte der deutschen Literatur" von ihren Anfängen an darlegen können. Zu einer Veröffentlichung dieses auf umfassenden Vorstudien beruhenden Buches kam es indeß nicht, da sich kein Verleger daran wagen wollte, und in seiner Noth sah sich Carlyle gezwungen, einzelne Hauptabschnitte, wie „Nibelungenlied", „Deutsche Literatur im 14. und 15. Jahrhundert" und „Luther's Psalm" in Zeitschriften bekannt zu geben. Diese und noch andere Schriften zur deutschen Literatur fanden im Todesjahr des Altmeisters ihren würdigen Abschluß in dem Aufsatz „Goethe's Werke", der ein Bild von seinem Entwickelungsgang gibt. Seit 1834 lebte Carlyle in Chelsea bei London. Im Jahre 1837 begann er, um des lieben Brotes willen, öffentlich Vorträge zu halten. Da behandelt er zum letzten male die deutsche Literatur im ersten Cyklus von sechs Vorlesungen. Dann schweigt er. Was er gewollt, hat er erreicht. Der Stein ist ins Rollen gerathen. Eine ganze Schar bedeutender Männer treten in seine Fußstapfen als Apostel der deutschen Dichtung. Er selber will ja auch nicht blos eine „Röhre" sein, er will auch Eigenes schaffen, er wird Denker und Geschichtschreiber. *)

Seine historischen Werke und ihre Art werden gewissermaßen vorbereitet durch seine Vorlesungen über „Heroworship" **) (1840); doch hatte er schon drei Jahre vorher in drei Bänden seine „Geschichte der Französischen Revolution" erscheinen lassen, die an dramatischer Charakteristik der Personen und Farbenpracht der Darstellung ihresgleichen sucht, während sie mit der Taine'schen darin zusammenstimmt, daß sie die Revolution als eine blutige, aber segensreiche That betrachtet, die nothwendig mit unhaltbaren Zuständen aufräumte. Im Jahre 1847 gab Carlyle in vier Bänden die „Briefe und Reden Olivier Cromwell's" heraus, obwol Hume einst gesagt hatte, daß eine derartige Sammlung als eins der „unsinnigsten Bücher der Welt würde gelten können". In den Jahren 1858—65 endlich folgten die sechs Bände der „Geschichte Friedrich's des Großen", ein Werk, zu dem er die umfassendsten Vorstudien machte. Wiederholt war er deshalb in Deutschland gewesen und hatte die Schlachtfelder in Sachsen, Böhmen und Schlesien eingehend besichtigt. Mit diesem großen Gegenstand schließt Carlyle seine Thätigkeit auf historischem Gebiete ab.

Als Denker hatte sich Carlyle schon 1837 in seinem „Sartor Resartus" gezeigt. Dieses geniale Werk, ganz in Jean Paul's Geist und Stil geschrieben, ist in romanhafter Form ein barockes Gemisch von Selbstbiographie, Humor und von beißender Satire auf gesellschaftliche und politische Verhältnisse der Zeit. In ihm steht er auch in der Form unzweifelhaft unter Jean Paul's Einflusse. Goethe's klare Schreibweise hat nie auf ihn einwirken können. Dagegen wirken die in Goethe's „Wanderjahren" ausgesprochenen Gedanken über die sociale Stellung des Menschen in ihm nach, und seine Schriften über den „Chartismus", „Past and Present" (1843) und „Latter Day Pamphlets" (1857) machen ihn zum Vater der mo-

*) Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Literatur und deutschen Geistes. Von Wilhelm Strenli. Zürich, Friedrich Schultheß. 1895. 8. 2 M.

**) Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Bremer. Leipzig, Otto Wigand. 1895. 8. 5 M.

dernen Socialpolitik, bei dem auch ein Bismarck sich Raths erholt.

So ist Thomas Carlyle, der sich rein dichterisch nur gelegentlich bethätigte, der Vorkämpfer der deutschen Literatur, als Denker, Historiker und Socialpolitiker aber wird er zur anerkannten moralischen Macht der victorianischen Zeit.

Will man sich von seinem Charakter ein rechtes Bild machen, so darf man sich nicht durch grillige und gallige Aeußerungen verleiten lassen, in denen sich der geniale Mann Luft machte, wenn sein altes Magenleiden ihn bis zur Verzweiflung peinigte. Man muß vielmehr das herrliche Verhältniß zu seiner Mutter und zur Gefährtin seines Lebens verfolgen. Nichts kann seine Seelengröße besser vorführen als ein Ereigniß aus den ersten Jahren seines londoner Aufenthalts. Als er unter bittern äußern Sorgen, stolz jede Freundesgabe zurückweisend, das Manuscript des ersten Bandes seiner „Geschichte der Französischen Revolution" vollendet hatte, schickte er es seinem Freunde John Stuart Mill zur Durchsicht. Verzweiflungsvoll kommt Mill am nächsten Morgen mit der Meldung zu ihm, daß sein Dienstmädchen alles bis auf den letzten Rest verbrannt habe. Carlyle suchte ihn zu beruhigen, und als er fort war, sagte der von seelischen und körperlichen Schmerzen gepeinigte Mann zur Gattin: „Wir müssen versuchen vor ihm zu verbergen, wie sehr ernst diese Geschichte für uns ist." Und ernst genug war sie. Die Arbeit von Jahren war vernichtet. Doch nach wenigen Wochen sagte er sich: „Nun, Junge, du mußt es besser machen. Vorwärts denn und an die Arbeit in Gottes Namen!"

Das war allezeit die Losung dieses warmherzigen Mannes. Wir Deutschen sind ihm in alle Ewigkeit Dank schuldig für die kernige Art, mit der er stets für uns eingetreten ist. Es ist gerade in diesen Tagen fünfundzwanzig Jahre her, daß er in einem langen Briefe an die „Times" unsere Bestrebungen auf Wiedergewinnung der Reichslande und Einigung gegen englische Mucker und Neider vertheidigte, wie er denn die Einigung überhaupt lange, lange vorher hatte kommen sehen. Diesen Dank können wir aber nicht besser bethätigen, als indem wir ein Wort von ihm beherzigen, das da lautet:

„Ich hoffe nur, der Himmel werde den Deutschen Weisheit, Geduld und fromme Bescheidenheit senden, um all' die Vollendung zum Rechten zu nützen."

Max Friedrich Mann.

Zur Literaturgeschichte.

1. Tagebuch Wilhelm von Humboldt's von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, Emil Felber. 1894. Gr. 8. 3 M.

Dieser dritte Band der „Quellenschriften zur neuern deutschen Literatur- und Geistesgeschichte" erfüllt den Zweck der Sammlung in hervorragendem Maße. Mit schlichter, anschaulicher Darstellung berichtet der Verfasser, fern jeder geistreichelnden Art, von tausenderlei Denkwürdigem, was ihm auf seiner Reise entgegentrat. Hin und wieder verräth sich im Stil die Eile des Schreibers, so Seite 24: „Gegen Süden schließen Wälder den Horizont, hinter denen sich ein Tannenberg erhebt, hinter welchem Putbus liegt, das man hier aber nicht sieht." Des Sachlichen ist eben zu viel, die Fülle der Beobachtungen, Wahrnehmungen, Eindrücke zu groß, als daß sie eine gefeilte und kunstgerechte Aufzeichnung gestatteten. Da wechseln stimmungsvolle Naturschilderungen, wie die vom Herthasee, mit lebensvoll erschauten Städtebildern. Münzwesen, Gasthäuser, Armenpflege werden Gegenstand aufmerksamer Betrachtung. Der Adel, der Gelehrtenstand, die Großkaufmannschaft, die Leute von der Politik ziehen an des Lesers Geist vorüber. Auf jeder Seite aber des inhaltvollen Büchleins offenbart sich sicheres, wissenschaftlich begründetes oder weltkundiges Urtheil, offenbart sich trefflichste Anlage zu deutlicher Schilderung. Knapper und verständlicher lassen sich z. B. die sogenannten Heidenschanzen gar nicht zeichnen, als es Seite 34 geschieht. Am ausgiebigsten ist der literargeschichtliche Theil der Aufzeichnungen. Er bringt zur Kenntniß der Persönlichkeiten, zur Erfassung und Beurtheilung der Charaktere zahlreiche neue Beiträge, oft ganz eigenthümlicher Art. Denn Humboldt sieht scharf und dazu mit eigenen Augen. Ich weise hin auf seine Mittheilungen über Voß, Schlosser, Kosegarten, Christian Stolberg und seine Schwester Katharina, „ein Brouillon, wie es nur auf Erden eins geben kann", die Familien Jacobi und Reimarus, Claudius und endlich Klopstock, dessen seraphischer Nimbus bei Humboldt stark verblaßt. Aus andern Lebenskreisen will ich nur namhaft machen den entthronten Oldenburger, dessen Erzieher Herder gewesen ist, den vielgerühmten Schimmelmann, den General Dumouriez und die merkwürdige Persönlichkeit des Grafen Reinhard.

Die „Erläuterungen" des Herausgebers sind ebenso zweckdienlich wie zuverlässig, und für das Register verdient er noch besonders des Lesers Dank, der ihm für die ganze Veröffentlichung gewiß ist.

2. Kleine Schriften. Von Franz Kern. Erster Band: Zu deutschen Dichtern. Berlin, Nicolai's Verlag (R. Stricker). 1895. Gr. 8. 3 M.

Mehrfach schon ist Franz Kern's eigenartige Schriftstellerei in d. Bl. gewürdigt und anerkannt worden. Was ihren besondern Charakter ausmacht, ist die Gründlichkeit der Forschung und die Selbständigkeit im Urtheil, beides

glückliche Ergebnisse der philologischen Schulung des verewigten Gelehrten. Bei Kern hat der Leser jederzeit festen Boden unter den Füßen, nirgends verwirren scheinbar geistreiche Luftgebilde den Sinn, überall waltet scharf prüfender, bisweilen vielleicht nüchterner und harter Verstand. So wird nicht jede Kritik Kern's ansprechen, nicht jede Erörterung Beifall finden. Ja man mag wol auch Kleines, Einzelheiten zu stark betont finden. Aber die Denkthätigkeit weiß Kern bei jeder Frage zu fesseln, anzuregen, herauszufordern. Es gibt ganze Seiten im Buche — ich denke hier unter anderm an die Ausführungen über Goethe's „Faust", an die Abschnitte: „Zur Erinnerung an Joseph von Eichendorff" und „Zur Würdigung von Uhland's Gedichten" — bei manchen Seiten also wird der Leser fast nach jedem Satze das Buch mit nachdrücklichem Widerspruch aus der Hand legen, um seine eigene abweichende Ansicht noch einmal überdenkend zu rechtfertigen und Kern's Sätze zu controliren. Nicht immer wird er zu einem Compromiß mit dem Gegner kommen, den Dank ihm aber nie versagen, eine kräftige Anregung erhalten und die Person oder ihr Werk von einer neuen Seite angeschaut zu haben. Kritisch war nun wol Kern's Denkarbeit durchweg, herb kritisch, ja auch zersetzend. Aber er blieb hierbei nicht stehen. Ein Zug des Zusammenfassens, Wiederaufbauens, ein schöpferischer Zug geht durch seine ganze Thätigkeit. Die Wahrheit ist sein Ziel. Ihm glaubt er nur nahe zu kommen nach sorgfältigster Prüfung der Grundlagen, nach reinlichster Bearbeitung der einzelnen Bruchstücke für die geplante Anlage. Was so die Einsicht vereinzelt und trennt, das verbindet und vereint dann die Uebersicht zu abgerundeten, wahrheitsgetreuen Bildern; als solche nenne ich noch „Angelus Silesius", „Rückert", „Platen", „Lenau", „Arndt", „Giesebrecht".

In einem kurzen Lebensabriß schildert der Herausgeber dieser Skizzen, der Sohn Franz Kern's, seines Vaters Erdengang in schlichter, würdiger Weise.

3. Kant's Aesthetik. Geschichte. Kritisch erläuternde Darstellung. Einheit von Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntnißwerth. Von Dr. Johann Goldfriedrich. Leipzig, G. Strübig's Verlag. 1895. Gr. 8. 5 M.
4. Kant's und Schiller's Begründung der Aesthetik. Von Dr. Eugen Kühnemann. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Otto Beck). 1895. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Gern lenke ich die öffentliche Aufmerksamkeit auf zwei Werke gediegener Wissenschaft. Allerdings reden sie in erster Linie zur gelehrten Welt. Denn auch Kühnemann's Buch, so sehr es dem „allgemeinen ästhetischen Bildungsstreben der Zeit erwünscht kommen" möchte, und so wenig ihm die Tauglichkeit hierzu der Anlage nach abzusprechen ist, setzt doch eine philosophische Bildung und Kenntniß voraus, die dem durchschnittlichen Wissensstand nicht eignet.

Mit der eingehenden Kritik beider Werke werden sich die Männer vom Fach zu befassen haben. Von ihrer Seite dürfte es auch an Einwänden kaum fehlen, sei es gegen die für mich etwas schroffe Bestimmtheit Goldfriedrich's, die sich in seiner Grundauffassung der Aesthetik als Wissenschaft und in ihrer Einreihung ins System der Philosophie ausspricht, sei es gegen Kühnemann's herzhafte Folgerung aus seinem Ueberblick über Kant's Aesthetik: „Die ästhetische Anschauung — recht verstanden und begründet (wie eben von Kant! schalte ich ein) — das ist die Entdeckung der Aesthetik. Für die Aesthetik selbst aber bleibt die wunderbar tiefe Fassung des Problems ein unvergeßlicher und unverlierbarer Gewinn: daß, ohne an irgendeinem einzelnen Gebilde zu haften, ohne gebannt zu sein in Vorliebe oder Abneigung für besondere Stile, nichts gesucht wird als die ästhetische Gesetzlichkeit für sich, d. h. der Vorgang des Gemüths, in dem alles und jedes künstlerische Empfinden und Bilden gegründet ist. Sodaß alle einzelnen Gebilde, Stile und Richtungen einzig zu erklären sind als Erscheinungsweisen des Grundgesetzes, das wir gesucht und nach seiner Stellung im System der Philosophie, nach seinem Verhältniß zur Natur erkennen und zur Sittlichkeit begründet haben." Gemeinsam haben beide Verfasser, so unbeirrt sie sich die Unabhängigkeit ihres Urtheils wahren, den verehrenden Aufblick zur Geistesgröße Kant's. Und wenn Goldfriedrich gelegentlich Krittelei und Nörgelei an dem großen Meister mit scharfer Abwehr bedenkt, so ist sein Vergehen berechtigt und wohlthuend zugleich.

Während nun Goldfriedrich, gewappnet mit dem feinsten Rüstzeug des Forschers, in die letzten Tiefen der Kant'schen Lehre sich versenkt, überall umherspähend, Ecken und Winkel erleuchtend, Unhaltbares widerlegend, gibt Kühnemann mehr einen Auszug, eine systematisch verknüpfte Darstellung der Hauptpunkte. Handelt es sich für ihn doch zumeist darum, eine Grundlage zu schaffen für seine Behandlung der Aesthetik Schiller's. Dieser Theil seiner Arbeit, an Klarheit dem ersten gleich, ist wieder einmal vorzüglich. Mit Vorstehendem habe ich zugleich den Grundriß des Werkes angedeutet. Nach der Begründung der Aesthetik durch Kant werden die Fassung des Problems bei Schiller und die Grundbegriffe seiner vollendeten Aesthetik besprochen. Ein schönes, lichtvolles Kapitel: „Abschluß der Theorie", ist dem Bunde Schiller's und Goethe's gewidmet.

Auch für Goldfriedrich's Buch muß eine kurze Uebersicht des Ganzen genügen, um eine Ahnung von dem außerordentlich reichen Inhalt zu geben. Nach einer kurzen kritischen Geschichte der Aesthetik in den beiden letzten Jahrhunderten bringt der erste Theil die kritische Darstellung der Aesthetik Kant's; der zweite Theil stellt ihr Wesen und ihre Bedeutung fest. Aus jenem hebe ich hervor die Lehre vom Schönen: 1) „Interesse- und Begriffslosigkeit"; 2) „Aesthetische Allgemeingültigkeit" mit den vier Untertheilen: „Subjective Allgemeingültigkeit", „Psychologische Begründung", „Dialektik der ästhetischen Urtheilskraft", „Erklärte ästhetische Allgemeingültigkeit"; ferner

die „Kunstlehre", die in ihren sechs Abschnitten ein Muster umfassender und umsichtiger Abhandlung ist.

Richard Friedrich.

5. Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Von Professor Dr. Gotthold Klee, Oberlehrer am Gymnasium zu Bautzen. Dresden, Georg Bondi. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Nach guten und brauchbaren Büchern, die uns in die Geschichte unserer nationalen Literatur einführen sollen, wird immer ein starkes Bedürfniß vorhanden sein, ja mit der Zunahme und der Vertiefung unserer vaterländischen Gesinnung, die sich trotz der entgegenstrebenden Elemente unsers Volkes und unsers Volksthums doch immer unwiderstehlicher durchsetzt, wird dieses Bedürfniß noch immer wachsen. Und wenn auch die hervorbringenden Kreise der neuern Richtung in unserer Literatur eine eingehende Beschäftigung mit dem, was schon vorliegt, vielleicht für ein Hinderniß eines freien Schaffens ansehen mögen, so wächst doch in den breiten Schichten des lesenden Publikums sicher das Bedürfniß nach genauerer Beschäftigung mit unserer ältern Literatur und damit nach einem zuverlässigen Führer auf diesem weitschichtigen Gebiete.

Die Schule muß natürlich auch mit diesem Bedürfniß rechnen, und man muß dem Verfasser eines neuen derartigen Führers, Gotthold Klee, völlig recht geben, wenn er im Vorwort zu seinen soeben erschienenen „Grundzügen der deutschen Literaturgeschichte" hervorhebt, daß auch die Schule nicht blos die hervorragendsten Werke der Dichter den Schülern vorführen, sondern sie auch mit dem Entwickelungsgange unserer Literatur, dieses wichtigsten Zweiges unserer Cultur, vertraut machen soll. Diesem Zwecke soll das Klee'sche Buch in erster Linie, aber nicht allein, dienen; es ist auch zum Selbstunterricht bestimmt und aus diesem Grunde verdient es wol hier eine kurze Erwähnung und Würdigung. Ja ich bespreche es offen gestanden von diesem Gesichtspunkte aus um so lieber, als ich mich sonst mit dem Verfasser über das Maß dessen, was für den Schulunterricht bestimmte Leitfäden oder Grundzüge enthalten und was sie dem Lehrer überlassen sollen, auseinandersetzen möchte. Wenn ich aber diese Frage aus dem Spiele lasse, kann ich mich mit dem vorliegenden Werkchen sehr einverstanden erklären; der geistige und nationale Gehalt unserer Literatur tritt in der Darstellung des Verfassers gut heraus; eine wohlthuende, aber nicht vordringliche Begeisterung blickt überall hervor, und es ist ein zuverlässiger Mann, der uns führt, einer, der sich in dem Gebiet, durch das er uns führen will, wohl auskennt. Freilich hat er auch seine Lieblingsgegenden, die er besonders genau kennt und wo er uns zu längerm Verweilen veranlaßt; es widerfährt ihm wol auch, daß er dort so lange verweilt, daß wir die letzten Strecken etwas eilig durchlaufen müssen, um zur rechten Zeit ans Ziel zu kommen, und daher von diesen letzten Strecken nicht viel mehr zu sehen und zu hören bekommen als eine Reihe von Namen und Bezeichnungen, mit denen wir nicht viel anzufangen wissen; aber dafür lohnt's auch, sich mit ihm gleich in die Anfangspartien gründlich zu vertiefen und dort manchen schönen Punkt kennen zu lernen, den der gleichmäßig Dahinschreitende unbeachtet läßt. Und die wichtigsten Stellen weiß uns der Führer doch durchaus und vollständig auszudeuten, sodaß wir am Schlusse der Wanderung ein gutes und richtiges Bild vom Ganzen erhalten zu haben glauben dürfen.

Besonders ausführlich bedacht ist die ältere Zeit, deren Behandlung ja deswegen so anzieht, weil in ihr eine viel bessere Uebersicht über die Gesammtheit des geistigen Lebens oder wenigstens seiner Niederschläge möglich ist als in spätern reicher entwickelten Zeiten. Es ist ähnlich wie mit dem Menschenleben, dessen erste Jahre ja auch in Lebensbeschreibungen mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt zu werden pflegen. So kommen auch die volksthümlichen Epen des Mittelalters zu größerm Rechte als sonst; und sie verdienen es um ihres nationalen Gehaltes willen, wenn auch die alte deutsche Lust an Kampf und Abenteuern und blutigem Männerstreit sich mitunter etwas kräftig äußert. Warum übrigens Alphart und Laurin bei der Besprechung von den übrigen gesondert worden sind, ist nicht recht verständlich.

Die Eintheilung ist die übliche, in der Beschaffenheit des Stoffes wohlbegründete, nur läßt sich wol eine so scharfe Scheidung mit dem Jahre 1100 nicht durchführen, daß man das Annolied und die Kaiserchronik, weil das eine vor, die andere nach 1100 anzusetzen ist, in zwei verschiedene Zeitabschnitte setzt; vielleicht wäre die Grenze richtiger bei 1050 zu ziehen und damit alle im §. 22 angeführten Werke in den folgenden Abschnitt zu verweisen. Gute Gesichtspunkte zur allgemeinen Orientirung geben die den einzelnen Abschnitten vorausgeschickten Ueberblicke. (In §. 25 stört in dem Satze: „So auch auf dem Gebiete der Metrik", die Beziehung des „So" auf einen weiter zurückliegenden Satz.) Bei Luther's Bibelübersetzung wäre vielleicht, eben weil die Entwickelung dargelegt werden soll, darauf hinzuweisen, daß diese zwar einen gewaltigen Fortschritt gegen die damals vorliegende gedruckte Uebersetzung bildet, daß sie aber doch ohne diese kaum möglich gewesen wäre und somit den Abschluß einer längern Entwickelung bildet. Luther's Gegner Murner ist vielleicht für seine Bedeutung etwas knapp weggekommen, auf dem Gebiete der Narrheitsdichtung nimmt er doch eine hervorragende Stellung ein. Daß Hans Sachs seine Meisterlieder nicht hat drucken lassen, ist nicht aus Geringschätzung geschehen, sondern weil sie als solche nach allgemeinem Brauche nur in die Singschule gehörten. Durch Abschrift hat er sie ja vielfach selbst weiter verbreitet; die Stoffe aber hat er meist für seine Spruchgedichte verwerthet, die in der Form von dem entsprechenden Meistergesang mitunter gar nicht sehr

abweichen. Für die Werthschätzung Hans Sachsens als Dramatiker muß man sich immer gegenwärtig halten, daß seine Stücke durch die Aufführung, für die sie ja geschrieben waren, sehr gewinnen, wie die verschiedenen Aufführungen bei der vierhundertjährigen Geburtstagsfeier wieder bewiesen haben. Doch ich will mich nicht in Einzelausstellungen verlieren, zu denen ja bei einem so stoffreichen Buche so leicht Anlaß zu finden ist. Daß über die Weglassung von Namen mit ihm gerechtet werden könnte, hat der Verfasser selbst zugegeben; am störendsten erscheint mir, daß Körner's nur als Lyriker gedacht ist; als Dramatiker ist er nicht erwähnt, und damit geschieht ihm doch wol unrecht; sein „Zriny" und seine Lustspiele haben noch heute besonders für die Jugend Bedeutung. Auch den Spaziergänger nach Syrakus vermißt man nur ungern.

Die größere Ausführlichkeit des ältern Theiles hindert übrigens nicht, daß nicht die wichtigsten Partien unserer Literaturgeschichte, die große Blütezeit des vorigen Jahrhunderts, zu ihrem vollen Rechte käme. Von den 176 Seiten des Buches kommen nicht weniger als 56 auf die ragenden Gipfel von Klopstock bis Schiller, und damit wird wol nicht nur dem Bedürfniß der Schule, sondern auch dem Wunsche der Selbstlernenden entsprochen. Gerade für solche sind vielleicht die ausführlichern Analysen und Dispositionen einzelner Werke, die Klee hier reichlicher als sonst gibt, von Werth; daß er auf breite Inhaltsangaben verzichtet, damit kann man nur einverstanden sein. Aber seine „Gedankengänge" oder wie man es sonst nennen will, werden den Zweck, den Lernenden anzuregen und zu weisen, seinen Fleiß zu befruchten, Verständniß und Liebe wecken zu helfen, wohl erreichen, und in den Händen von Schülern auch den Lehrern die Mühe erleichtern und die Zeit ersparen — soweit überhaupt in der Schule das lebendige Wort des Lehrers ersetzbar ist.

Die schwierigste Aufgabe war dem Verfasser unstreitig dadurch gestellt, daß ihm für die Besprechung der jüngsten Periode, deren Anfänge er in die achtundvierziger Bewegung setzt, nur wenige Seiten zu Gebote standen. Hier ist wol auch der größte Theil der Kürzungen und Streichungen erfolgt, von denen er im Vorwort spricht. Hier, wo die unerbittliche Richterin Zeit dem Bearbeiter noch so wenig vorgearbeitet hat, wird Auswahl und Darstellung am meisten subjectiv, und daher auch am leichtesten angreifbar sein; aber auch hier muß dem Verfasser zugestanden werden, daß er mit gutem Verständniß, mit gesunden Anschauungen und dem redlichen Streben nach objectiver Würdigung vorgegangen ist, das man überhaupt dem ganzen Buche nachrühmen darf.

M. Rachel.

Volks- und Jugendschriften für den Weihnachtstisch.

Nicht lange und

Weihnachten ist's; durch alle Gassen schallt
Der Kinderjubel und des Markts Gebraus,

und dann folgen Tage erquicklicher Ruhe. Tannenduft und Kerzenschein breiten ihren verklärenden Zauber über alles, was uns umgibt und berührt, und machen das Heim noch heimlicher, wenn's draußen stürmt. Und was Liebe uns gespendet hat, zieht uns wieder und wieder in seinen Bann, bis es uns ganz gefangen hält und vergessen macht, was drinnen stürmt als schriller Nachklang böser Stunden. Das ist das schönste Weihnachtswunder: wenn die Gaben, die sich vor kurzem noch jedermann als käufliche Waare darboten, unter den Zweigen des Christbaumes einen Hauch beseelten Lebens empfangen und von der Freundlichkeit des Gebers vernehmlich zu uns sprechen. Am leichtesten gelingt dies freilich bei selbstgearbeiteten Dingen, die eine eigene Sprache für sich reden; denn die andern sind mehr oder weniger nur Dolmetscher. Doch gibt es auch unter ihnen welche, die ihre Mission zur vollen Zufriedenheit beider Theile erfüllen. Die beredtesten aber sind begreiflicherweise noch immer die Bücher — wenn man sie geschickt zu wählen weiß. Indeß, die Wahl ist meist nicht leicht, zumal wenn es eine gute Unterhaltungslektüre von besonderer Richtung oder gemeinverständliche Belehrung für die Jugend zu finden gilt. Für diese Gruppen unter den neuen Erscheinungen will die folgende Uebersicht Wegweiser und Führer sein. Wir beginnen mit den Jugendschriften:

„Der Jugendgarten. Gegründet von O. Wildermuth. Fortgeführt von A. Willms und A. Wildermuth. XX. Jahrgang" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, geb. 6 M. 75 Pf.) ist eine altbewährte weihnachtliche Festgabe für Knaben und Mädchen. Erzählungen, theilweise auf geschichtlichem Hintergrunde aufgebaut („Schwester Hedwig", „Erst und Letzt", „Der erste Ball", „Das Rumorhaus", „Anna Lühring"), Gedichte, Sagen und Märchen („Der Danebrog", „Das Ende vom Liede", „Prinz Tity" u. a.), Künstlergeschichten („Sebastian Bach", „Piloty", „Defregger", „Makart", „Lenbach") und cultur- und naturgeschichtliche Beiträge sorgen im Verein mit Handarbeiten, Thier- und Blumenpflege, Räthseln, Rebus und Geburtstagsfestspielen für reiche Abwechselung, bei der Gemüth und Verstand in gleichem Maße bedacht werden. Die künstlerische Ausstattung ist wie in den frühern Jahrgängen mustergültig.

Bei unserer Knabenwelt hat sich „Der gute Kamerad" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, geb. 9 M.) als vielgewandter und geselliger Freund eingebürgert, der bereits seit neun Jahren mit einer schier unerschöpflichen Menge von Unterhaltungsstoff

(Indianergeschichten, Biographien, Jagd- und Reiseabenteuer, Beiträge aus Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technik, Spiele, Sammlungen) bei ihr einkehrt, sodaß sein Erscheinen stets mit Jubel begrüßt wird. In den vorliegenden neunten Jahrgang theilen sich zwei Erzählungen: eine Geschichte aus germanischer Vorzeit („Die Söhne Arimunt's") und eine Indianergeschichte („Der König der Miamis").

Das Gegenstück zu dieser Jugendzeitschrift bildet „Das Kränzchen" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, geb. 9 M.), das für unsere Kleinen im Flügelkleide Unterhaltungs- und Beschäftigungsstoff in Hülle und Fülle birgt: in Erzählungen („Der silberne Kreuzbund" von B. Clément u. a.), Novellen, Märchen, Beiträgen aus Geschichte, Naturwissenschaft, Kunst, Moden, Anleitungen zu Blumenpflege, zur Kochkunst, Beschäftigungen und weiblichen Handarbeiten, sowie in Spielen aller Art. Die Herausgeber haben auch für eine reiche und gute künstlerische Ausstattung Sorge getragen.

Von einzelnen Geschichten aus dem gleichen Verlage nennen wir:

May, K., „Das Vermächtniß des Inka. Mit 16 Farbendruckbildern" (geb. 7 M.). Eine Indianergeschichte aus dem „Guten Kameraden", in der sich die grelle Poesie der Indianerkämpfe und burschikose Komik, wie sie unsere Jungen lieben, die Wage halten. Die Bilder sind indeß nicht von der gewohnten Güte, wie sie sich in den bereits erschienenen Erzählungen May's vorfinden.

Die „Universalbibliothek für die Jugend" ist um vier liebenswürdige Bändchen vermehrt worden:

Hoffmann, F., „Lebensbilder. Mit zwei Abbildungen von F. Berger" (geb. 60 Pf.). Fünf kleinere Erzählungen für Acht- bis Zehnjährige.

Godin, A., „Märchen. Mit vier Abbildungen von E. Limmer" (geb. 80 Pf.). Die freundlichen Märchen, „von einer Mutter erdacht", sind für Kinder von sieben bis zehn Jahren bestimmt.

Cooper, „Der Bienenjäger. Mit sechs Abbildungen von A. Richter" (geb. 1 M.). Eine der Cooper'schen Erzählungen, die nicht veralten.

Schubert, „Erzählungen. Mit zwei Abbildungen von F. Bergen" (geb. 60 Pf.) enthält die dritte Sammlung: „Geschichten und Lebensbilder" („Der alte Gott lebt noch", „Die Zeichensprache", „Hansel von Dietfurt", „Semme" u. a.). Ihre Auswahl hat B. Schlegel besorgt. An die Spitze ist ein Lebensabriß G. H. von Schubert's gestellt.

Brandstädter, H., „Erich's Ferien. Mit Titelbild von W. Süß" (Düsseldorf, A. Bagel, geb. 3 M.). Eine Erzählung für die Jugend. „Auch für ältere und alte Leute ohne Schaden zu lesen, nur müssen die Herzen jung sein", fügt der Verfasser hinzu, der unsere jungen Freunde schon mit einem preisgekrönten Buche „Hindurch zum Ziel!" beschenkt hat. Die vorliegende Erzählung wird vor allen den Freunden der See, deren es ja auf der Schulbank des Gymnasiums und in der Malerakademie noch genugsam gibt, Freude machen; die beiden Helden der Geschichten gehören zu ihrer Kameradschaft und besitzen alles, was sie ihnen lieb und werth machen kann: kühnen Muth, glühende Vaterlandsliebe und ein kerndeutsches Gemüth. — Für Mädchen von acht bis zwölf Jahren enthält

Willner, M., „Hanna's Ferien" (Zürich, Orell Füßli, geb. 1 M. 50 Pf.), eine freundliche Erzählung, in der nicht nur Ferienjubel, sondern auch ernstere Saiten mit anklingen. — Reichlichen und gediegenen Unterhaltungsstoff bietet die

„Jugend-Gartenlaube" (Nürnberg, Verlag der „Jugend-Gartenlaube", geb. 2 M. 50 Pf.), deren siebenter Band unsere Schuljugend mit fünf größern Erzählungen (darunter die preisgekrönte „Hindurch zum Ziel!" von H. Brandstädter), vielen Märchen und Sagen, Gedichten, Aufsätzen aus Geschichte, Länderkunde, Industrie, Naturkunde und sonstigem Unterhaltungsstoff für die kleinen Leute erfreut. Unter den farbigen Abbildungen zeigt sich neben manchem vortrefflichen Blatte leider noch immer viel Mittelgut. Auch hier gilt „Weniger wäre mehr!"

Pilz, K., „Die kleinen Reisenden" (Leipzig, F. Simon, 1 M. 50 Pf.). Der bekannte Herausgeber der Zeitschrift „Cornelia" und der „Kleinen Thierfreunde" schildert in Briefen und Erzählungen „fröhliche Wanderungen durch Deutschlands Gauen". Ein ganz besonderes Verdienst des Werkchens erkennen wir darin, daß es in sinniger Weise unsere wanderlustigen Zwölf- bis Vierzehnjährigen auf die verborgenen Schönheiten der Heimat aufmerksam macht, auch in Gegenden, die scheinbar des äußern Reizes ganz entbehren. Die acht Netzätzungen sind nach Photographien aus dem Verlage von Römmler u. Jonas in Dresden hergestellt worden.

„Deutscher Kinderfreund. 17. Jahrgang. Herausgegeben von J. Nick und B. Rudert" (Dresden, „Expedition des Deutschen Kinderfreundes", geb. 4 M.). Die Herausgeber lassen es sich angelegen sein, in Wort und Bild das Beste für die jungen schulpflichtigen Leser auszuwählen. „Erbauliches und Beschauliches" kündet auch in diesem Jahrgange überall den echt evangelischen Geist, wie er aus den übrigen Bänden spricht. Gemüthvolle Erzählungen wechseln mit religiösen und patriotischen Dichtungen ab, und Beiträge aus Geschichte, Geographie und Naturkunde, sowie ein ausgiebiger Räthsel- und Aufgabenschatz sorgen für Belehrung und anregende Unterhaltung.

Klie, A., „Für Kinderherzen" (Leipzig, G. Wigand, geb. 4 M.). Die begabte Schriftstellerin, deren Name uns schon in der „Maienzeit" entgegentrat, beschenkt unsere Sechs- und Zehnjährigen mit einer Reihe freundlicher Lieder, Märchen und Geschichten („Das Engelslied", „Murtchen Hauptvogel", eine wahre Geschichte, „Vom unzufriedenen Peter", „Das Gastmahl des Königs" u. a.), deren Kern meist einen sittlichen Grundgedanken in sich birgt. F. Flinzer, der fleißige Meister, hat das hübsche Weihnachtsbuch mit vielen Bildern geschmückt, in

denen ihm nicht nur Dachs und Mieze, der Osterhase und der Storch im Winterpelze, sondern hier und da auch eine Gruppe freundlicher Menschenkinder besonders geglückt ist.

Gute Märchenbücher waren immer „dünn gesäet", und diesmal ist nur eins auf unsern Tisch gelangt; dafür ist es aber auch um so anziehender. E. Engelmann's „Märchenwald für das deutsche Haus" (Stuttgart, P. Neff, geb. 3 M.) spendet eine große Zahl neuer Märchen, aber keine erkünstelten, matten Salonmärchen, sondern einen quellfrischen, waldesduftigen Märchenkranz, in dem „Koudwiramur's Zauberlied" die erste verlockende Blüte ist. Auch hier üben Zauberstab und Tarnkappe, Zwerge und Elfen, Riesen und Hexen, Nixen und Feen, Königstochter und Königssohn wie in den Grimm'schen Mustermärchen in alter Weise die vertrauten Pflichten. Aus dem überreichen Schatze sind namentlich solche Stoffe ausgewählt, die unserer Jugend noch nicht bekannt geworden sind; die bekanntern aber erscheinen in reizvollem, poetischem Gewande, sodaß sich an ihnen — beim Vorlesen im trauten Familienkreise, für den sie bestimmt sind — jung und alt erquicken kann.

„Maienzeit. IV. Jahrgang" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, geb. 6 M. 75 Pf.). Das „Album der Mädchenwelt" birgt in Wort und Bild einen ganzen Schatz für Geist und Gemüth. Mit Recht steht auf seinen Blättern nichts von Weltschmerz und andern Nachtseiten des menschlichen Herzens, vielmehr leuchtet aus seinen Dichtungen und Bildern eitel Frühlingssonnenschein und hier und da auch ein wenig Liebeslust und Liebesleid. Auch der Ernst des Lebens kommt zu Worte, aber seine Stimme ist mild und seine Losung ist „Muth!" Die Erzählungen („Käthe", „Muth" und „Der böse Kritikus") wahren denselben Charakter und vergessen nicht, an das Ende von „Leiden und Lieben" das ersehnte „Glück" zu setzen. Die Namen der Schriftsteller und Künstler (Blüthgen, von Gottschall, Lingg, Scherenberg, Sturm, Beyschlag, Roß, Püttner u. a.) haben sämmtlich einen guten Klang, zum mindesten auf dem Gebiete, das die „Maienzeit" betritt.

Stöckert, F., „Tante Dorothee. Mit Titelbild von O. Herrfurth" (Altenburg, Stephan Geibel, geb. 3 M.). Die Verfasserin von „Prinzeß Beate" und „Gertrud's Tagebuch" ist bei ihren jugendlichen Leserinnen noch in guter Erinnerung. In ihrem neuesten Buche versucht sie sich in der Schilderung eines besonders liebevollen und klugen Exemplars der Species der guten Tanten, das sein schwärmerisches Pathchen zu allem Schönen, Guten und praktisch Nützlichen heranbildet und bis zu einem Ausblicke ins Leben hinführt, wie er sich einst in den Träumen des freundschaftsbedürftigen und kunstliebenden Backfischchens dargestellt hatte.

Dalmer, H., „Aus den Bergen. Mit fünf Vollbildern von O. Herrfurth" (Altenburg, Stephan Geibel, geb. 3 M.). Fünf prächtige, gemüthvolle Erzählungen („Das Zigeunerkatzel", „Der Wilddieb", „Pfarrers Friedel" u. a.) für jung und alt, in denen der gewitterschwülen Spannung, die die Gefahren des Waldes und das frevle Thun der Menschen im Leser wachrufen, durch die wackere und tapfere Haltung der kleinen und großen Helden der Geschichten sowie durch den frischen Zug, der sich in Ton und Stimmung der Erzählungen kund gibt, ein entlastendes Gegengewicht geboten wird.

Schanz, P., „Mädchentage. Mit acht Vollbildern von R. Gutschmidt" (Leipzig, O. Spamer, geb. 4 M. 50 Pf.). Sechs Erzählungen, die auch tiefernste Töne anschlagen: Mitten in den Sonnenschein fröhlicher Jugendzeit greift die rauhe Hand des Schicksals, oder die Folgen des Leichtsinns führen schweres Leid herbei; aber die Vorsehung führt alles zum Guten oder lindert das Weh und bessert die Herzen. Das Buch mag manchem und mancher zum Spiegel dienen, nicht nur zu vergänglicher Lektüre. Denn die Verfasserin versteht es, Menschenliebe und kräftiges Wollen und Handeln in ihren Heldinnen zu verkörpern, sowie auch schwierigere Probleme, wie das von Schuld und Sühne, trefflich zu behandeln.

Sell, S. von, „Fanny's Tagebuch" (Leipzig, G. Wigand, geb. 3 M.). Die jugendliche Schreiberin des Tagebuchs und die Hauptperson der Geschichte sind hier nicht identisch. Das ist zwar nicht ganz gewöhnlich, aber sicher vortheilhaft für Erzähler, Held und Leser zugleich. Auch daß das Album nicht in der Pension, sondern erst jenseit der höhern Schulung Verwendung findet, ist eine Abweichung von der Schablone, die sowol den Schicksalsmächten wie der Phantasie der Verfasserin größern Spielraum gewährt: Im Hause des Onkels lernt Fanny ihre Base Irene kennen, die stolz und verschlossen erscheint, aber in Wahrheit als pflichtgetreue und aufopfernde Tochter den Ruin des Hauses abzuwenden sucht. Die Vergeltung des Guten bleibt nicht aus; der Retter naht, und die Barmherzigkeit findet in der Liebe ihren Lohn.

Schnakenburg, J., „Lose Blätter. Mit farbigem Titelblatt von M. Höpffner, geborene von Manteuffel-Zigen" (Leipzig, A. Janssen, geb. 3 M.). Die „Losen Blätter" sind ursprünglich eine Sammlung getrockneter Blüten- und Blumenblätter, in der Fremde gefunden, versehen mit dem Namen ihrer Heimat, „liebe Erinnerungen eines einsamen alten Mannes", die sonnige Bilder und liebe Gestalten vor seinem Blicke aufsteigen lassen: „Bunte Anemonen aus dem Bildhauerkarren im Faschingszuge von Florenz" lassen den Glanz der Mediceerzeit und die Flammen der bruciamenti delle vanità wieder aufleuchten, während die andern — „Wilder Wein von der Gilf bei Meran", „Pechnelken aus einer kleinen deutschen Stadt", „Nymphaea alba aus fernem Süden" und „Narcissen von Montreux" — einen Kranz ergreifender Novellen spenden, aus denen tiefes Empfinden und reiche Lebenserfahrung zum Herzen des Lesers sprechen.

Wir können es uns nicht versagen, hier noch auf zwei liebenswürdige Bücher aus dem Verlag von Richter u.

Kappler (München) aufmerksam zu machen, die in neuer Auflage vorliegen:

Werner, E., „Adlerflug. Zweite Auflage" (geb. 5 M.). Ein Malerroman, dessen Held, eine träumerische, in sich gekehrte Natur, durch die Macht der Liebe zu künstlerischer That angestachelt wird.

Helm, C., „Leni von Hohenschwangau. Dritte Auflage." (Geb. 5 M.). Eine Geschichte aus den bairischen Bergen für Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren. Der Conflict läßt sich zusammenfassen in „Bäuerin und Edelmann", und seine Lösung, die zum fröhlichen Ende führt, liegt in der Entdeckung, daß auch Leni, wie Marlitt's Goldelse, einen stolzen Ahnenschild besitzt.

Stein, S., „Vor Tagesanbruch" (Berlin, L. Oehmigke, 2 M. 20 Pf.). Mit diesem Buche für jüngere und reifere Mädchen erscheint der erste Band der „Bibliothek des Vereins zur Reform der Literatur für die weibliche Jugend". Das Unternehmen wird diesem Literaturzweige in Zukunft wahrscheinlich einen ernstern Zug aufprägen und hoffentlich vieles von dem gehalt- und geistlosen Wust sentimentaler Backfischgeschichten der wohlverdienten Vergessenheit überantworten helfen. Der Kern des gedankenreichen Buches liegt in der brennenden Frage der Gegenwart: Sollen Mädchen zum Studium zugelassen werden oder nicht? Hier erfüllt die Tochter eines Arztes dessen Wunsch, Medicin zu studiren, weil ihre Brüder nicht das Zeug dazu haben. Ihre Fähigkeiten und ihre Energie lassen sie schließlich den Sieg über die Vorurtheile einer alten überlebten Zeit davontragen, aber trotz des glänzenden Examens wird ihr die behördliche Erlaubniß zum Prakticiren verweigert, und sie harrt nun, nach der Verlobung der befreundeten Studiengenossin, vereinsamt in der Schweiz, bis der Tag anbricht, der ihren heißesten Wunsch erfüllt: in der Heimat des ärztlichen Berufes zu warten.

Wallace, L., „Der Prinz von Indien. Zwei Bände" (Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld, geb. 10 M.). Der Verfasser von „Ben Hur" nimmt das alte Thema wieder auf, das einst schon Goethe lockte und Hamerling zu seiner glutvollen Dichtung „Ahasver" begeisterte. Während dieser die unheimliche Gestalt am Hofe Nero's auftauchen läßt, gibt ihr Wallace das paläologische Byzanz zum geschichtlichen Hintergrunde. Die Schatzkammer der jüdischen Königsgräber ermöglicht es dem Alten, unter der Maske eines indischen Prinzen das Vertrauen Mohammed's II. zu gewinnen, mit dem er am Ende den Fall Konstantinopels ins Werk setzt. Sonst stellt ihn Wallace als grübelnden Mystiker hin, der anfangs höhern Zielen nachstrebt, sich schließlich aber rachsüchtig wie Shylock geberdet. Unsere Theilnahme gewinnt im Verlaufe der Erzählung mehr und mehr der kluge Mohammed sowie Irene, „die gütigste der griechischen Königinnen", die, eine andere Isabella d'Este, echt weiblich ohne Prüderie und von lebendigem Schönheitsgefühl erfüllt ist. Im übrigen bleibt es eine bizarre Idee, eine Gestalt der Legende auf den realen Boden der Geschichte zu verpflanzen und hier als Lenker der Geschicke auftreten zu lassen. Andererseits ist das Werk reich an trefflichen Charakterzeichnungen sowie an farbenreichen Schilderungen orientalischen Volks- und Hoflebens.

Auch die Kalender, die von den Redactionstischen unserer illustrirten Familienblätter auf den Büchermarkt wandern, gehören in unsern Bericht. Sie gleichen den gefüllten Attrapen, die das geübte Auge nicht mehr zu täuschen vermögen: der Almanach mit seinem üblichen Rüstzeuge von statistischen Notizen, Tabellen, Tarifen und Nekrologen ist nur die Maske, unter der sich die vielbegehrten illustrirten Novellen und das Gewimmel belustigender Geschichten verbergen, die die langen Winterabende im traulichen Familienkreise verkürzen helfen.

Der „Gartenlaubenkalender 1896" (Leipzig, E. Keil's Nachf., geb. 1 M.) enthält W. Heimburg's Erzählung „Großmutters Whistkränzchen", mit Bildern von F. Bergen, und eine neue Malergeschichte von A. von Freydorf, illustrirt von K. Liebich. Sie bilden den eigentlichen Kern des Ganzen, dem „Kunstblätter", belehrende Aufsätze und die Haupt- und Staatsactionen des ablaufenden Jahres das Geleite geben.

Der „Daheimkalender 1896" (Bielefeld, Velhagen u. Klasing, geb. 1 M. 50 Pf.) zeigt, dem Preise entsprechend, eine reichere Ausstattung, und seine Kunstbeilagen, unter denen sich Ritzberger's „Goldfische", Zick's „Jahreszeiten" und Thumann's „Studienkopf" durch besondere Anmuth hervorthun, besitzen zum Theil den Reiz der Farbe. Um die Erzählungen „Urgroßmutters Freier" von J. Frapan und „Dornröschen im Dorfe" von A. von Freydorf legt sich ein reicher Kranz von Dichtungen, kleinern Geschichten und Räthseln, und ein besonderer Frauenkalender belehrt eingehend über den Beruf der Lehrerin, über die Ausnutzung des Hausgartens und über Bunt- und Gobelinstickerei.

„Das neue Universum. Ein Jahrbuch für Haus und Familie" (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, geb. 6 M. 75 Pf.). Das Jahrbuch ist anderthalb Jahrzehnt hindurch der bewährten Richtung treu geblieben, und sammelt auch im 16. Bande mit neuem Eifer und gewohntem Geschick für jung und alt das Nützliche und Erstaunliche, was sich im Reiche der Naturwissenschaften bemerkbar macht. Den weitaus größten Raum nehmen wieder die Errungenschaften in Physik und Chemie, in Technik und Industrie, in Militär, Marine und Aëronautik sowie Länder- und Völkerkunde ein; indeß ist auch an Erzählungen („Eine Seehundjagd", „Der Kriegsbaumeister", „Eine sehr merkwürdige Geschichte") kein Mangel. Die angefügte „häusliche Werkstatt" lehrt die Handgriffe des Mechanikers, sowie neue Spiele und andere unterhaltende Beschäftigungen.

Roderich, A., „Künstlerfahrten. Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, geh. 2 M.), in denen die Abenteuer eines Malers

und eines Humoristen, Don-Quichote-Lange's und Sancho-Panza-Feist's, ergötzlich beschrieben und congenial verbildlicht werden.

Kurz vor Thorschluß begehren noch einige gern gesehene Gäste Einlaß. Die Verlagshandlung von Ferdinand Hirt u. Sohn (Leipzig) sendet:

Hofmann, E., „Müllerliesel. Mit Titelbild von W. Claudius" (geb. 3 M. 50 Pf.). Eine gemüthvolle Erzählung für erwachsene Mädchen, in der die Verfasserin, die Tochter Friedrich Hofmann's, die Führungen eines thüringer Naturkindes schildert. Dem Jugendidyll in der Mühle, aus dem die ganze Poesie des heimatlichen Waldes weht, folgt die ereignißschwere Zeit in der Pension der Großstadt, aus der die Schicksalsschläge, die das Aelternhaus getroffen, sie jäh herausreißen und zu dem Entschlusse treiben, sich auf eigene Füße zu stellen: das übermüthige Pensionsfräulein mit den Hängezöpfen wandelt sich in eine Pflegerin des Kinderkrankenhauses, und den Märchen, die ihr einst Großmütterchen in der Mühle erzählte, lauschen jetzt die kleinen Patientinnen. Am Ende aber wird die Rettung einer Todkranken, die ihrer unausgesetzten Pflege bedarf, der Anlaß zu Liesel's eigenem Glücke. Trotz des ernsten Kernes der Erzählung fehlt es nicht an freundlichen Charakteren und heitern Episoden; Humor und neckischer Frohsinn blicken allenthalben schalkhaft aus den Blättern des Buches.

Stökl, H., „Feierstunden der Seele" (geb. 4 M.). Sorgsam ausgewählte „Dichterklänge zur Erhebung für Geist und Herz" füllen ein neues Poesiealbum, das vornehmlich wol für Mädchen und Frauen bestimmt ist. Neben dem Rufe zu Andacht und Gebet im Wechsel heiliger Zeiten und stiller Tage gelangt auch das rein Menschliche im Lichte der Freude und im Schatten der Trübsal sowie das Walten der Natur „vom ersten Lenzesblühen bis zum letzten Herbstverglühen" zu seinem Rechte, und außer Bekanntem, classisch Unanfechtbarem schlagen auch moderne Stimmen von reinem, gutem Klange an unser Ohr. Eine Heliogravure von Plockhorst's Bilde „Christus bei Maria und Martha" ziert den Eingang des geschmackvoll ausgestatteten Buches.

Augusti, B., „In gutem Geleit" (geb. 4 M.). Ein poetisches Denk- und Merkbuch für alle Tage des Jahres, zugleich eine sinnige Weihnachtsgabe für junge Mädchen. Jedem Tage ist die Hälfte einer Seite eingeräumt, und rechts in jeder Ecke findet sich eine passende, oft besonders auf ihn gemünzte Vierzeile, unter der die persönlichen Erinnerungen, Erlebnisse und Gedanken des glücklichen Besitzers der Aufzeichnung warten. Die Zusammenstellung der Reime ergibt an sich schon ein reichhaltiges Album, für dessen glückliche Zusammenstellung der Name Brigitte Augusti genügende Bürgschaft leistet.

Flodatto, „Durch Dahome. Mit sechs Abbildungen von Johannes Gehrts" (geb. 5 M.). Ein köstliches und zugleich ergiebiges Buch, reich an ernsten und heitern Erlebnissen, Reise- und Jagdabenteuern. Und mitten in die Erzählung versteht der Verfasser eine Fülle des Wissenswerthen und Lehrreichen aus Natur- und Völkerleben mit demselben Permutationsgeschick einzuflechten, durch das er dem jungen Leser seinen Namen zugleich verbirgt und verräth.

Höcker, O., „Im Zeichen des Bären. Mit acht Abbildungen von Adalbert von Rößler" (geb. 6 M.). Das Buch ist das letzte Werk des bekannten im vorigen Jahre verstorbenen Jugendschriftstellers und bildet zugleich den Schlußband der Sammlung „Merksteine deutschen Bürgerthumes". Es enthält zwei ansprechende culturgeschichtliche Erzählungen aus Berlins Vergangenheit. Die erste versetzt uns an den prunkvollen Hof Friedrich's I., aber auch in schlichte Bürgerhäuser, wo eingeborene Derbheit mit französischer Lebenskunst streitet. Der Held der Erzählung, in der uns neben der geistreichen Königin Sophie Charlotte auch Leibniz und Händel entgegentreten, ist der brave Wilhelm Faber, der Freund des Erfinders des Porzellans, Johann Friedrich Böttger's. Die zweite Geschichte schildert die Erhebung Deutschlands aus tiefer Schmach; die Schicksale der hier geschilderten Personen sind in der Hauptsache den Aufzeichnungen ihrer Familienchroniken entnommen.

Die Verlagshandlung von F. A. Perthes (Gotha) sendet:

Kleinschmidt, A., „Im sonnigen Süden. Mit drei Vollbildern nach Zeichnungen von E. R. Sohn" (geb. 3 M.). Eine Erzählung aus Chile für Jugend und Volk. Ihr Held ist ein junger deutscher Bergakademiker, dessen Erlebnisse in den Haciendas und unter den Peonen, auf der Jagd und auf den Ritten durch die Cordilleren anziehend und spannend geschildert werden.

Niebuhr, B. G., „Griechische Heroengeschichten. Elfte Auflage. Mit vier Vollbildern von Friedrich Preller und vier Kopfleisten und Schlußvignetten von Theodor Grosse" (geb. 1 M. 60 Pf.). Die ursprünglich für seinen vierjährigen Sohn Markus als Kindergeschichten behandelten Sagen eignen sich heute noch als vortreffliches Hülfsmittel für unsere Sextaner, die sich bei der Lektüre des Werkchens zum mindesten die Orthographie der griechischen Eigennamen in bequemer Weise aneignen können.

Dieffenbach, G. Chr., „Für unsere Kleinen. Ein neues Bilderbuch. Elfter Band" (geb. 3 M.). Auch dieser Band der Sammlung enthält für unsere Vier- bis Zehnjährigen einen reichen Schatz von Erzählungen und Gedichten — darunter einige mit Musikbegleitung — sowie von prächtigen, theils schwarzen, theils bunten Bildern.

Ernst Lehmann.

Unterhaltungsliteratur.

1. Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. Von A. G. von Suttner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 3 M.
2. Der Agitator. Roman. Von August Niemann. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895. 8. 6 M.
3. Novellenkranz. Von M. Ludolff-Huyn. Drei Bände. Bonn, P. Hauptmann. 1895. 8. 6 M.
4. Späte Erkenntniß. Roman. Von L. de Ridder. Bonn, P. Hauptmann. 1895. 8. 2 M.
5. Getreu bis in den Tod. Drei Erzählungen. Von A. von Liliencron. Barmen, Hugo Klein. 1895. 8. 3 M.
6. Die Dobratschrose. Von Arthur Achleitner. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1895. 8. 2 M.
7. Reisebilder. Von J. V. von Scheffel. Herausgegeben von Joh. Prölß. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1895. 8. 5 M.
8. Der Erlenhof. Roman. Von M. Schmidt-Cartlow. Dessau, P. Baumann. 1895. 8. 3 M.

Der Titel von A. G. von Suttner's neuestem Buche (Nr. 1) entwaffnet eigentlich die Kritik. Es sind darin zehn kleinere und eine die Hälfte des Buches einnehmende Geschichte vereinigt, zum Theil amusante Nichtigkeiten, harmlose Scherze mit oft dagewesenen Ueberraschungen, Verwechselungen, Zufällen. Sie sind weder in der Erfindung noch in der Darstellung besonders originell, dabei aber nie langweilig. Geradezu misfallen haben uns nur die Caricaturen von Kindern in der Geschichte „Unser Nachwuchs". Besonders unterhaltend ist das Klagelied vom „Freien Willen", auch die Inseratgeschichte „Mein Wunibald" liest sich sehr gut. In der umfangreichen Humoreske „Zu Besuch bei Federling" fehlt es zwar auch nicht an den bekannten Gestalten, dem Sonntagsreiter und Sonntagsjäger, der verlassenen alten Jungfer u. a.; aber wir folgen gleichwol dem lustigen Plauderer mit Vergnügen, zumal wenn Bruder Matthias, ein Seitenstück zu H. Seidel's Major ohne Pointe, seine reizlosen Geschichten zum so und so vielten male an den Mann bringt. So wird auch diese leichte Waare manchem eine vergnügte Stunde bereiten.

Eine unangenehme Ueberraschung hat uns August Niemann mit seinem zweibändigen socialen Roman „Der Agitator" (Nr. 2) bereitet. Wer seine frühern großen Romane gelesen und gewürdigt hat, wird diese neueste Leistung des gewandten und geistvollen Schriftstellers kaum ernst nehmen. Da ist ein Held, der schöne Jude Dr. Sternfeld, ein politischer Agitator von etwas unklaren Zielen, der sich Reitpferd und Equipage hält, eine mit höchstem Luxus ausgestattete Wohnung sein nennt und, gelinde gesagt an Größenwahn leidet (vgl. I, 57, 74; II, 2, 52, 106 fg.). Daß ihm die Frauenwelt nur so an den Hals fliegt, ist natürlich. Dabei feiert sein Geist, seine abgrundtiefe Gelehrsamkeit, seine ungeheuerliche Beredsamkeit unglaubliche Triumphe. Man wäre versucht, die ganze Gestalt für eine wundervolle Caricatur zu halten, wenn nur nicht die wenigen vernünftigen Menschen des Romans mit einstimmten in die wahnsinnige Ueberschätzung und Selbstüberhebung dieses unwiderstehlichen und unausstehlichen Schwätzers. Ein würdiges Seitenstück zu diesem Helden ist seine schöne Geliebte Ruth von Gusow mit dem Loreleihaar, die völlig willenlos im Banne seiner zauberhaften Persönlichkeit steht. Als sie ihn zum ersten male auf der Straße gesehen hat, läuft sie ihm in ein fremdes Haus nach. Natürlich duzen sie sich sofort, er trägt sie die Treppe hinab und küßt sie. Eine abgedankte Geliebte des famosen Agitators verräth das süße Geheimniß der Mutter Ruth's. Furchtbare Scene. Ruth flüchtet in die Wohnung ihres Angebeteten, um sich von ihm entführen zu lassen. Der aber beißt plötzlich die Ehrbarkeit heraus — er will sie nicht ohne den Segen der Aeltern und redet ihr zu, ruhig nach Hause zu gehen. Dort in strengem Gewahrsam gehalten, erklärt sie sich bereit, ihren getreuen Anbeter, den Grafen Gräben, zu nehmen, den sie bisher schauderhaft behandelt, mit dem sie aber gleichwol Smollis getrunken hat. Darauf schreibt der edle Doctor an den alten Gusow einen Brief mit schamlosen Anklagen und Beleidigungen. Zugleich fordert er ihn durch zwei Collegen vom Reichstag zum Duell heraus. Graf Gräben tritt für die Ehre seiner Braut ein und schießt den genialen Agitator nieder. Die schöne Ruth aber geht am selben Tage mit einem sehr zweifelhaften russischen Fürsten auf und davon. Diese kurz zusammengefaßte Uebersicht der Handlung mag genügen; auf alle innern und äußern Widersprüche und Widersinnigkeiten einzugehen ist unmöglich.

Es ist zwar sehr unhöflich, aber auch den dreibändigen „Novellenkranz" von M. Ludolff-Huyn (Nr. 3) vermögen wir nicht ernst zu nehmen. Diese Verfasserin zahlreicher Romane und Novellen scheint in katholischen Kreisen sehr beliebt zu sein. Für Katholiken und zwar für „geneigte Leserinnen" ist auch dieses Buch geschrieben: mögen die Geschichten am Rhein oder in Sibirien, in der Schweiz oder in England spielen, wir haben es immer mit glaubenstreuen Katholiken zu thun. Die moralische Tendenz ist ganz für jugendliche Leserinnen zugeschnitten. Schlechte Menschen kommen in den meisten Geschichten gar nicht vor, und wo sie auftreten, erleiden sie ihre gerechte Strafe, während die tugendhaften Helden und Heldinnen durch Erbschaften u. dgl. m. reichlich belohnt werden. In mehrern Geschichten ist eins der Liebenden sehr arm, das andere sehr reich — aber sie kriegen sich dennoch: eine plötzliche Erbschaft, ein großer Bankrott kommen ausgleichend den Liebenden zu Hülfe. Bis auf das Märchen aus dem 18. Jahrhundert enden alle Geschichten mit einer fröhlichen Hochzeit, und zum Schluß zeigt uns dann die Verfasserin gewöhnlich noch das glückliche Paar umgeben von einer Schar wohlgerathener Kinder, sodaß wir „voll und ganz" befriedigt und be-

ruhigt von unsern Lieblingen Abschied nehmen. Ueber den Inhalt ist kein Wort zu verlieren: es sind die tausendmal dagewesenen Stoffe, nach dem Recept unserer beliebten Erzählerinnen verarbeitet, mit denselben Flüchtigkeiten, Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten. Selbst vor uralten Kalauern schreckt die Verfasserin nicht zurück. Daß der Zufall in ihren Werken fast zu eifrig spielt, fühlt die Verfasserin wol selbst, denn in drei Geschichten entschuldigt sie sich mit Wallenstein's Wort: „Es gibt keinen Zufall u. s. w.", und einmal mit dem ähnlichen Wort aus „Carlos". Ueberhaupt wird an allen möglichen und unmöglichen Stellen citirt bis zum hellen Unsinn (vgl. III, 312).

Einen ernsten Tadel verdient endlich die sprachliche Form der Geschichten. Wir sind ja durch unsere Frauenliteratur in diesem Punkte nicht gerade verwöhnt, aber solche Geschmacklosigkeiten, solche Nachlässigkeiten, ja grobe Verstöße gegen die einfachsten Regeln der Grammatik, wie sie hier zu Dutzenden vorkommen, sind uns doch noch nicht oft begegnet. Dabei wimmelt es natürlich von Fremdwörtern, französische und englische Brocken werden nicht nur in die Reden, sondern auch in die Erzählung verflochten. So lesen wir wiederholt: „Es geschah nur pour faire passer le temps (zum Zeitvertreib)." „Alle petites rancunes (jeder kleine Groll) wurden abgethan" u. dgl. m. Sogar wenn die Leute rufen „Vive le roi!" fühlt sich die Verfasserin veranlaßt in Klammern hinzuzufügen: „Es lebe der König!" Im Satzbau leistet die Verfasserin Unglaubliches; furchtbare Relativsätze, falsche Wortstellungen und Constructionen sind nicht selten, selbst falsche Formen, wie „er zeihte", Thematas u. a. fehlen nicht.

Trotz alledem werden diese Erzählungen gewiß, wie die frühern derselben Verfasserin, neue Auflagen erleben, unser Publikum will ja nichts Ernsthaftes.

Der Name L. de Ridder ist uns bisher noch nicht begegnet. Vielleicht ist der Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege, „Späte Erkenntniß" (Nr. 4) benamset, ein Erstlingswerk? Dann wollen wir milde sein. Drei Brüder lieben ein Mädchen. Der Krieg ist so freundlich, zwei davon zu beseitigen, so bleibt die schöne Katharina dem dritten, einem ziemlich ledernen, schwankenden Gesellen. Ein tieferes Interesse vermögen diese Gestalten nicht zu erwecken, während die Handlung sich ganz in den ausgetretenen Gleisen mit allerlei Abenteuerlichkeiten bewegt. Arm und reich, hoch und niedrig spricht dieselbe Sprache, aber gutes Deutsch ist es nicht. Arme deutsche Muttersprache!

Besser steht es in diesem Punkte mit den drei Erzählungen aus den glorreichen Tagen des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71, die A. von Lilieneron unter dem Titel „Getreu bis in den Tod" (Nr. 5) herausgegeben hat. Zwar werden auch hier die höchsten Anforderungen an Reinheit des Stils nicht erfüllt, aber erheblich besser ist der Stil in diesen Erzählungen doch. Was den Inhalt anlangt, so ist's auch hier die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. Weder die Composition noch die Darstellung weisen besondere Vorzüge auf; die Gesinnung thut alles. Neben einiger Frömmigkeit verleihen lodernde Vaterlandsliebe und echt soldatische Gesinnung den drei Geschichten ihr charakteristisches Gepräge. Und das wird ihnen sicher manche Freunde erwerben. Die Kriegsbilder selbst freilich sind weder besonders anschaulich noch sonderlich ergreifend; manche Stellen, zumal in der ersten Geschichte, lesen sich wie ein Auszug aus dem „Generalstabswerke".

Zum ersten male unsers Wissens tritt A. Achleitner, dessen „Skizzen und Geschichten aus den Alpen" in d. Bl. besprochen worden sind, mit einer umfangreichern Erzählung vor die Leser. „Die Dobratschrose" (Nr. 6) versetzt uns ins Gailthal und schildert Sitten und Denkungsart der Bewohner dieser Gegend mit der Sachkenntniß und Treue, die wir von Achleitner gewohnt sind. Das Schicksal der schönen Jerza, der verkannten und verfolgten Unschuld, fesselt den Leser bis zum fröhlichen Schlusse. Natürlich fehlen die üblichen Ingredienzen der Dorfgeschichte nicht; hier und da freilich wird unserer Phantasie bezüglich der Wahrscheinlichkeit des Erzählten etwas zu viel zugemuthet.

Die Neigung des Verfassers, allerlei historische Notizen und sittengeschichtlichen Kleinkram einzufügen, stört auch in dieser Erzählung zuweilen die poetische Wirkung. Nun, die Durchschnittsleser huschen ja über solche Stellen gewandt hinweg. Auffallend ist, daß der Verfasser, der seine Leute so ausgezeichnet kennt, ihre Reden so wenig charakteristisch zu gestalten vermag. Ein paar slowenische Brocken in den Gesprächen thun es doch wahrlich nicht.

Ein wahres Labsal waren uns nach der mannichfachen Mühe und Qual der bisher besprochenen Bücher die „Reisebilder" von Joseph Victor von Scheffel (Nr. 7), die von Joh. Prölß herausgegeben in zweiter Auflage erschienen sind. Sie haben bereits bei ihrem ersten Erscheinen gerechte Würdigung erfahren, und so sei hier nur nochmals auf diese bald übermüthig heitern, bald ernsten Schilderungen hingewiesen, die uns von einem Dichterauge geschaute, großartige Naturbilder entrollen und in geschichtlichen und culturgeschichtlichen Rückblicken mannichfache Belehrung und Anregung bieten. Etwas wie Wehmuth freilich ergreift uns, wenn wir aus dem Jahre 1851 unter den Vorzügen von Ponteresina auch aufgezählt finden: der Engländer erscheint sehr spärlich. O Meister Josephus, könntest du jetzt Ponteresina sehen!

Eine echte und rechte Liebesgeschichte, die jugendliche Leserinnen sicherlich zu Thränen rühren wird, schenkt uns M. Schmidt-Cartlow (Nr. 8). Ihr Roman „Der Erlenhof" bietet eine Fülle der begeisterndsten Liebespaare. Da ist zuerst die arme Waise Josy, die auf den Geliebten, den sie, siebzehn Jahre alt, einmal am Gießbach gesehen hat, elf Jahre lang wartet, inzwischen die Hand eines schönen Lieutenants und eines polnischen Grafen ausschlägt, bis sie endlich für ihre Treue belohnt

wird. Dann kommt ihre ebenso schöne als stolze Cousine Wera, die aus dépit amoureux einem ungeliebten Manne die Hand reicht und entsprechend unglücklich wird. Der von ihr verschmähte Geliebte nimmt dafür Wera's Freundin, die niedliche und immens reiche Sibylle, und Wera's Bruder freit, nachdem ihm die holde Josy einen Korb gegeben, Sibylle's jüngere Schwester. So findet die „geneigte Leserin", an die sich die Verfasserin wendet, gewiß ihre Rechnung. Den aufmerksamen Leser werden manche schablonenhafte Phrase, einige Gedankenlosigkeiten und Schnitzer, wie die „Schicksalsgöttin Fama" und andere stören. Doch das sind Kleinigkeiten, über die unsere „liebenswürdigen" Leserinnen meist hinweglesen.

Robert Lange.

Feuilleton.

Eine literarisch-theatralische Auferstehung, die nachdrücklich beachtet werden sollte, ward unlängst einer ganzen, seit langer Zeit völlig vergessenen dramatischen Gattung in München zutheil. Das dortige Theater am Gärtnerplatz, das zwar nicht als Hoftheater, aber auf Conto der Privatschatulle des Königs Otto geleitet wird und so einerseits den Vorzug hat, nicht unbedingte Rücksicht auf staatliche und ähnliche Interessen nehmen zu müssen, andererseits auf genügende Deckungsmittel für Risicos und Ausfälle rechnen darf, brachte „Das Krippenspiel von der glorreichen Geburt unsers Heilands. Großes Volksschauspiel in sechs Bildern von Rudolf Heinrich Greinz" (München, F. J. Brakl's Rubin-Verlag). Der Verfasser ist gebürtiger Tiroler und kennt nicht nur volksthümliche Sprache, Denk- und Dichtart genau, sondern auch die ausgedehnte Literatur der alten Krippen- und Weihnachtsspiele, wie sie vor allem in Nordtirol und Oberbaiern bis auf diesen Tag fortgepflanzt und darum leicht zu neuem Dasein erweckt werden konnten. Er ist jedoch einen guten Schritt weiter gegangen als die Bearbeiter der modernen Passionsspiele, und sogar als die Christkindlstücke, wie sie z. B. verflossenen Hochsommer in Vorderthiersee bei Kufstein versucht wurden. Indem er den in jenen einstmals überaus populär gewesenen alten Originalen schlummernden „naiven Zauber" und „volksthümlichen Humor für die moderne Bühne wiedergewinnen" will, faßt er nicht die bäuerische Bevölkerung, wie sie Festtags zusammenströmt, und daneben allenfalls städtische Touristen, die der Curiosität einer solcher Vorstellung halber ihre renommistische Bergkraxelei einmal unterbrechen, ins Auge, sondern direct das übliche Theaterpublikum, das heutigentags theils dem Naturalismus mit Haut und Haaren verfallen ist, theils lediglich wegen loser Unterhaltung Parket- und Logensitze drückt. Die erstere Schar will wol Greinz mit dem „naiven Zauber", die letztere mit dem „volksthümlichen Humor" packen. Daß er auf der Galerie dankbare Zuschauer finden würde, war von vornherein anzunehmen; es ist eine Thatsache, die „Olympier" des Theatergebäudes sind grundsätzlichen Reformen und gehaltvollern Erzeugnissen viel zugänglicher als die Besucher der noblern Ränge. Auch Form und Diction trugen wesentlich dazu bei, dem kühnen Unternehmen bei unverfälschtern Gemüthern einen nachhaltigen Eindruck zu sichern. Das vorliegende, vielfach aus alten Krippenspielen Tirols und Oberbaierns geschöpfte Bühnenwerk behält absichtlich die gerade diese Art dramatischer Volksdichtung charakterisirenden Anachronismen bei, ja vermehrt und verstärkt sie sogar bisweilen, um dem Raffinement heutiger Novitäten ein gesundes Gegengewicht zu bieten. In solchen scheinbaren Nachlässigkeiten bricht ja am deutlichsten das Bestreben des Volkes durch, die heiligen Fabeln seinem eigenen Empfinden näher zu bringen. Die urwüchsige, bisweilen derbe Laune, die, wie in aller echten Volkspoesie, in den Weihnachtsspielen oft rasch hervortritt, fand in dieser geschickt eklektischen Erneuerung so weit Raum, als sie nirgends verletzt, sondern die sonnige Heiterkeit ungetrübter Natur, wie sie in der Volksseele schläft, unverwüstlich, wie sie sich gottlob noch fortgeerbt hat, durchleuchten läßt. Auch die Partien, die mit volksmäßiger Modulation in die Dogmatik der Evangelien hineingreifen, sind Greinz außerordentlich gelungen, nicht weniger die Wiedergabe der „tiefen Innigkeit der deutschen Volkspoesie, der volksliederartige Ton jener Scenen, welche den ganzen geheimnißvollen Zauber der hehren Zeit in sich vereinigen, die wir alljährlich als heilige Nacht feiern". Eine glückliche musikalische Begleitung, von Professor Max Zenger, dem rühmlichst bekannten Komponisten heroischer und religiöser Stoffe sowie der jüngsten „Faust"-Musik, hebt die unter durchschlagendem Erfolge vor sich gehenden Aufführungen in eine weihevolle Sphäre. Das „Krippenspiel" dürfte sich für die Weihnachtszeit sowie vorher und nachher bis an Ostern zu volksthümlicher, besonders sonntäglicher Darstellung vortrefflich eignen und, ein schöner Gewinn für unsere Bühnen, nirgends die Wirkung verfehlen, die es in München gefunden hat.

— Unter den Briefwechseln hervorragender Männer und Frauen, die jetzt in neuer, billiger Ausgabe in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart erscheinen, nimmt die von L. Geiger besorgte Ausgabe des „Briefwechsels zwischen Schiller und Körner" eine ganz besondere Stelle ein. Es erscheint hier der Briefwechsel zum ersten male in wirklich vollständiger, gänzlich unverkürzter Gestalt, trotz der großen, bereits seit fünfundzwanzig Jahren vorliegenden Ausgabe von Goedeke. Wie das gekommen ist, berichtet die Einleitung, sie schildert auch eingehend das freundschaftliche und geistige Verhältniß beider Männer, und bringt alles herbei, was zum Verständniß des Briefwechsels zu wissen nöthig ist.

— Zu den wenigen Büchern der ins Unübersehbare angewachsenen Goethe-Literatur, die ein Anrecht auf Classicität sich erworben haben, gehört das Werk von Victor Hehn: „Gedanken über Goethe" (Berlin, Gebrüder Bornträger). Eines besondern Ruhmes bedarf das Buch nicht. Wir weisen nur darauf hin, daß die soeben erschienene dritte Auflage um zwei Aufsätze vermehrt worden ist. Es sind die beiden, allen Goethe-Freunden aus dem Goethe-Jahrbuch wohl bekannten und vertrauten Aufsätze: „Einiges über Goethe's Vers" und „Goethe und die Sprache der Bibel". Die neue Auflage enthält ein treffliches Bild Victor Hehn's.

— „Die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck am 1. April 1895. Herausgegeben vom Ausschuß der deutschen Studentenschaft. Mit vorzüglichem Brustbild des Fürsten von Fr. von Lenbach und 20 die Fahrt illustrirenden Photographien" (Berlin, Julius Becker, 1895). Niemand war mehr berechtigt und verpflichtet, dem Einzigen ihre Huldigungen darzubringen, als die deutsche Studentenschaft, die den Reichseinheits- und Kaisergedanken seit den Freiheitskriegen ein halbes Jahrhundert lang im Herzen getragen, gehegt und gepflegt, die dafür gelitten hatte. Der von der bonner Studentenschaft im October, zu Anfang des Wintersemesters, einmüthig, mit Ausnahme der ultramontanen Corporationen, gefaßte Beschluß und verfaßte Aufruf fand in der ganzen deutschen Studentenwelt begeisterte Zustimmung. Als Sammelort

ward Hamburg bestimmt, woselbst sich ein Comité angesehenster Personen zur glücklichen Ausführung des Planes gebildet hatte, welches in erster Linie für Freiquartiere sorgen wollte. Nach unsäglicher Arbeit des Festausschusses — die Zuschriften häuften sich zu Bergen — rückte der große Tag näher und näher. Am Morgen des 1. April stieg die Sonne strahlend empor, und das Werk gelang. Welches Bild auf den Bahnhöfen der Universitätsstädte! Die Vorhallen wimmelten von Studenten. Bemooste Häupter neben rassen Füchslein, alle Semester vertreten. Glatte Gesichter und solche mit Schmissen, bunte Mützen und einfache Hüte, und überall Frohsinn und Heiterkeit. Hurtig geht es hinein in die Waggons, Hamburg entgegen. Dort festlicher Empfang, und am folgenden Tage ist das Ziel erreicht. In Friedrichsruh, vor einem einfachen, zweistöckigen Hause mit grauen Mauern und schwarzem Schieferdach, vor dem Hauptflügel eine breite Terrasse, macht man Halt. Links im Vordergrunde der Wald der Fahnen und Banner, weiter nach rechts die zwölfhundert Chargirten, hinter ihnen die übrigen Massen. Auf der Terrasse die Umgebung des Fürsten, die Damen in kleidsamen Gewändern mit Sonnenschirmen, Herren im dunkeln Anzug und glitzernden Uniformen. Endlich der Fürst! Er ist es, er ist es, der Ersehnte, der Drachentödter, der den Lindwurm überwand! Ein Jubelruf aus tausend Kehlen braust durch die Luft. Das ist kein kränkelnder Greis, keine gebrochene Gestalt, nein, ein gewaltiger Recke wie Hagen vor dem Burgundensaal, männlich und straff. Schneeweiß die Augenbrauen und der mächtige Schnurrbart, aber die Augen klar, ein Jüngling im Greisenhaar. Studiosus Bruch begrüßt den Gründer des geeinten, stolzen, machtgebietenden Vaterlandes und weist nach dem Ehrengeschenk, das im Hintergrunde prangt. Der Fürst dankt und ermahnt die Jugend, zu halten was wir haben, „vor allem ehe wir Neues versuchen". Darauf der Ehrentrunk. Ein mächtiges Fiducit schallt ihm entgegen, und nun erklingt das herrliche Preislied von Schmieder. Andere Lieder folgen, und der Jubel nimmt kein Ende. Um 4 Uhr tritt man die Rückreise nach Hamburg an. Dort harrt der Studentenschaft zum Schluß noch eine großartige Feier, ein Biercommers in den Sagebiel'schen Sälen, so glänzend, wie deutsche Studenten noch keinen gefeiert. Ein Jubelsturm erhebt sich, als der Präses verkündet, daß der Fürst jedem Theilnehmer eine Erinnerungsmedaille überreichen lassen werde. Hieran reihen sich die Begrüßung der Gäste, der Dank des Bürgermeisters Mönchberg und die Schlußrede des Rectors von Straßburg. Das erste fidele Lied ist das Streitlied Julius Wolff's gegen den Reichstag. Am andern Tage werden die Sehenswürdigkeiten der großen See- und Handelsstadt besichtigt, und dann kehrt man zurück zu den heimischen Penaten, den Heros des Jahrhunderts vor Augen und im Herzen, mit dem Gelöbniß, sein Lebenswerk, das Deutsche Reich, zu schützen und zu schirmen.

— Der siebzigjährige Geburtstag Konrad Ferdinand Meyer's ist vor kurzem allerorten gebührendermaßen gefeiert worden. Wenn wir so des lebenden Dichters dankbar gedenken, der uns die Zeit der Renaissance in meisterlichen Bildern wieder vor das geistige Auge gezaubert hat, so erinnern wir uns unwillkürlich auch des dahingeschiedenen Gelehrten, der die Geschichte dieser wichtigen Culturepoche mit erstaunlichem Fleiß aus den Archiven ans Licht gebracht und mit hoher Kunst geschildert hat, Georg Voigt's. Sein Buch „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus" (Berlin, Georg Reimer) hat wenige seinesgleichen hinsichtlich der Fülle des Gebotenen und der Grazie der Darstellung. Wer z. B. Meyer's Novelle „Plautus im Nonnenkloster" mit Behagen gelesen hat, wird sich freuen, bei Voigt die lebendig geschriebenen Berichte von der Wiederauffindung all der alten Schriftsteller nachzulesen. Wo immer aber auch der Leser einsetzen mag, überall wird er sich angezogen fühlen. Von diesem ausgezeichneten Werke liegt uns die dritte Auflage vor, die Max Lehnerdt besorgt hat. Lehnerdt hat seinerzeit auf besondern Wunsch des damals schon schwer erkrankten Verfassers die Neubearbeitung übernommen. Wir haben große Partien in den beiden letzten Ausgaben miteinander verglichen und dabei zunächst beobachtet, wie probehaltig sich das Werk Voigt's erwiesen hat. Namentlich in Italien, aber auch in Deutschland und Frankreich ist, vielfach eben auf Anregung Voigt's, manches neuerdings aus bisher ungedruckten Quellen gewonnen worden. Alles dies hat indessen den Kern unsers Buches nicht beeinflußt. Der Bearbeiter hat freilich auch eine anerkennenswerthe pietätvolle Zurückhaltung beobachtet. Er ändert im Texte gelegentlich Einzelheiten, nimmt aber eine durchgreifende Umgestaltung nur einmal vor, indem er im übrigen abweichende Ergebnisse in den Anmerkungen zur Geltung bringt. Hier aber zeigt sich seine gewissenhafte Nacharbeit in einer Weise, die den Benutzer des Werkes zu großem Danke verpflichtet.

Bibliographie.

Albert, G., Kant's transcendentale Logik. Wien, Alfred Hölder. Gr. 8.

Arnold, H., Fünf neue Novellen. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Bang, H., De Fire Djaevle. Excentrisk Novelle. Christiania, Alb. Cammermeyer. 8. 50 Oere.

Barfuß, E., Der fliegende Holländer. Eine Erzählung aus den indischen Meeren. Gotha, F. A. Perthes. 8. Geb. 3 M.

Büchner, L., Licht und Leben. Drei naturwissenschaftliche Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. Zweite Auflage. Leipzig, Th. Thomas. 8. 4 M.

— — Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen. Vierte Auflage. Leipzig, Th. Thomas. 8. 4 M.

Dahl, K., „Löven". Fortaelling fra en Finmarksfjord. Tredie Oplag. Christiania, Alb. Cammermeyer. 8. 2 Kronen.

Dieffenbach, G. Chr., Für unsere Kleinen. Ein neues Bilderbuch für Kinder von 4—10 Jahren. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. Geb. 3 M.

Ebers, G., Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Fitger, A., Winternächte. Gedichte. Vierte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 8. 4 M.

Fortaellinger om Ravnkel Frøysgode. Oversat af O. A. Overland. Christiania, Alb. Cammermeyer. 8. 50 Oere.

Französisches Soldatenleben vor Ausbruch und während des Krieges 1870/71. Aufzeichnungen eines Elsässers. Leipzig, Luckhardt'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Fünf Jahre am Hofe des Königs von Serbien. Politisch-feuilletonistische Aufzeichnungen (1889—1894). Leipzig, Luckhardt'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 2 M.

Ganghofer, L., Schloß Hubertus. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 10 M.

Griechische Heroengeschichten. Von B. G. Niebuhr an seinen Sohn erzählt. Elfte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 8. Cart. 1 M. 60 Pf.

Grimm, H., Das Leben Raphaels. Dritte Auflage. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchh.). 8. 5 M.

Harms, Fr., Naturphilosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von H. Wiese. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (F. Fernau). Gr. 8.

Hellwald, F. v., Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Vierte Auflage. Erste Lieferung. Leipzig, P. Friesenhahn. Gr. 8. 1 M.

La Rosée, Um Wappen und Krone. Roman. Zwei Bände. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 8. 5 M.

Mühlhausen, F. W., Luther. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Georg Wigand. 8. 2 M.

Nietzsche, Friedrich. Band IX. Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1869—1872. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 9 M.

Raabe, W., Die Acten des Vogelsangs. Berlin, Otto Janke. 8. 6 M.

Reyer, E., Handbuch des Volksbildungswesens. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 4 M.

Riemann, H., Präludien und Studien. Aufsätze über Musik. Erster Band. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Gr. 8. 5 M.

Scheffel-Gedenkbuch. Dresden, R. von Grumbkow. 12. 2 M. 50 Pf.

Schlapp, O., Für Zeit und Ewigkeit. Denksprüche eines Vaters. Leipzig, Georg Wigand. 8. 2 M. 40 Pf.

Tenger, Mariam, Die Lotosblume. Roman. Drei Bände. Berlin, Friedrich Luckhardt. 8. 12 M.

Ueberhorst, K., Das Komische. Eine Untersuchung. Band I: Das Wirklich-Komische. Leipzig, Georg Wigand. Gr. 8. 12 M.

Zeller, E., Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Bonn, Emil Strauß. 8. 8 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Soeben erschien:

Neue Geheimnisse von Paris.

Von

Ghirni Bey.

Zwei starke Bände. 48 Bogen. Hochelegante Ausstattung 8 Mk.

Autor schildert nach den Papieren eines ehemaligen hohen Beamten des Napoleonischen Kaiserreichs die wirklichen Begebenheiten im Schooße der französischen Aristokratie am **Vorabend des Krieges von 1870.** Durch hochdramatische Handlung, packende Situationen, fein studierte Stimmungsskizzen und Sittenbilder in psychologischer Vertiefung wird das Interesse des Lesers fortwährend in Spannung erhalten.

Als vorzügliches Weihnachtsgeschenk empfohlen.

Eduard von Hartmann's
Philosophie des Unbewussten.

Zehnte Auflage. 3 Bde. gr. 8. Geh. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebd. 19 M. 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verzeichniss **sämmtl. philosoph. Werke Eduard von Hartmann's** sendet gratis und franco

Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig**,

früher Fr. Mauke's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Thomas Carlyle's.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen**, umgearbeitet von **E. Erman.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Thomas Carlyle's Werk: „Die Französische Revolution", gleich ausgezeichnet durch Großartigkeit der Auffassung wie durch poetischen Schwung der Darstellung, ist als ein Meisterwerk der englischen Literatur anerkannt. Gerade das deutsche Volk hat besondern Grund, dieses hervorragendste Werk des berühmten englischen Schriftstellers, der es sich zur Lebensaufgabe machte, die Geistesschätze der deutschen Literatur seinen Landsleuten zugänglich zu machen, und während des Deutsch-Französischen Kriegs eifrig für Deutschland Partei ergriff, kennen zu lernen, soweit dies nicht schon der Fall ist; die deutsche Uebersetzung desselben kann deshalb den weitesten Kreisen empfohlen werden.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Freyr und Gerdha

dramatisches Gedicht

von

R. SIEGFRIED.

Preis M. 1.—.

Warm und schwungvoll behandelt der Dichter die altgermanische Göttersage, dabei kräftig deutsches Volksgefühl aufrufend.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

M. E. delle Grazie
GEDICHTE.

3. sehr vermehrte Auflage

mit dem Bildniss der Verfasserin.

Preis M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die neue Auflage der »Gedichte« ist nicht nur sorgfältig durchgesehen und verbessert, sondern auch durch eine Anzahl neuer Beiträge vermehrt; das grosse Aufsehen, das in der litterarischen Welt der Dichterin letztes Werk »Robespierre« hervorgerufen hat, wird auch für diese Dichtungen neues Interesse erweckt haben.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Briefe hervorragender Zeitgenossen
an
Franz Liszt

aus dem Lisztmuseum in Weimar

herausgegeben von

LA MARA.

2 Bände. M. 12.—, gebunden M. 14.—.

Diese Sammlung bietet eine willkommene Ergänzung zu den Liszt'schen Briefen, die in den Jahren 1892—1893 in unserem Verlage erschienen. Unter den Briefschreibern finden sich nicht nur fast alle musikalischen Grössen der Zeit, sondern auch zahlreiche litterarisch, politisch oder gesellschaftlich hervorragende Personen, so dass ein vielseitig interessantes Bild sich gestaltet, das den Meister im Mittelpunkt grosser und weiter Lebensbeziehungen zeigt.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

HANS VON BÜLOW
Briefe und Schriften

herausgegeben von

Marie von Bülow.

I. Briefe.

Band I und II mit Bildnissen und Faksimilen.

M. 10.—, geb. in Leinw. M. 12.—, in Halbfr. M. 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände »Briefe« vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

Mit einer Beilage: Illustrirter Katalog ausgewählter Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 50. — 12. December 1895.

Inhalt: Zu Adolf Menzel's achtzigstem Geburtstage. (8. Dec. 1895.) Von Artur Seemann. — Isolde Kurz. Von Rudolf Krauß. — Zur deutschen Literatur und Sprache. Von Richard Friedrich und Anton Schlossar. — Lyrische Anthologien. Von Richard Weitbrecht. — Drei Erzähler. Von Karl Busse. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zu Adolf Menzel's achtzigstem Geburtstage.

(8. Dec. 1895.)

Allerorten hat man den achtzigsten Geburtstag des größten lebenden deutschen Malers gefeiert. Es ist schon viel Tinte und Druckerschwärze zu seines Namens Ruhm und Herrlichkeit verbraucht worden, und wenige Künstler gab es, denen bei Lebzeiten soviel Ehren zutheil geworden sind wie ihm. Umspült von den Zeitwellen, wie ein Felsblock im Meere, steht er da, ein Napoleon im Reiche der Kunst, von kleiner Statur, voll zähesten Willens, mit eiserner Energie, mit nicht ermattendem Fleiße und unbestechlichem, greifendem Blicke, begabt mit absolut sicherer Hand und ungeheuerm Formengedächtnisse, und von einer Objectivität, die in der modernen Malerei ihresgleichen nicht hat.

Goethe hat einmal gesagt (in der Vorrede zu „Rameau's Neffen"), daß Voltaire der denkbar vollkommenste, der Nation gemäßeste französische Schriftsteller gewesen sei, und David Friedrich Strauß macht dazu gelegentlich die ergänzende Bemerkung, daß Voltaire ebenso der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts im höchsten Sinne genannt werden könne; es sei einerlei, ob man sage: nur in Frankreich konnte das 18. Jahrhundert seinen literarischen Hauptvertreter, oder nur im 18. Jahrhundet konnte Frankreich den Schriftsteller hervorbringen, der alle seine Nationaleigenschaften in sich zur Darstellung brachte.

Ebenso, wenn auch in bescheidenerm Sinne, kann man sagen: Menzel ist der specifische Maler des preußischen Staates und der des 19. Jahrhunderts. Des 19. Jahrhunderts? Das scheint auf den ersten Blick eine ungeheuerliche Behauptung. Ist der dürre, märkische Sand der Boden, auf dem die dem Geiste des 19. Jahrhunderts am meisten entsprechende Persönlichkeit erwachsen konnte? Warum nicht München, wo die Kunst so intensiv gepflegt wurde, oder Düsseldorf, oder Wien, warum nicht die hochberühmte Seinestadt, die sich so gern als den Mittelpunkt der Welt, und wol auch als den Mittelpunkt der modernen Malerei preisen läßt? Nun, Paris ist, das leidet ja keinen Zweifel, von ungeheuerm Einflusse auf die Entwickelung der modernen Malerei gewesen; wie dem geheimnißvollen Magnetberge, von dem die orientalischen Märchen erzählen, alles Eisen zuflog, so fühlt sich alles, was den Pinsel führt, von der Anziehungskraft dieses Brennpunktes modernen künstlerischen Schaffens angezogen. Aber man gehe die großen Namen, die von dort her hell und heller erstrahlten, einzeln durch, von Delacroix bis Meissonnier, von Prud'hon bis Puvis de Chavannes und Rochegrosse, man sehe nach, ob Cornelius, Feuerbach, Böcklin, Lenbach, Klinger den specifischen Geist des 19. Jahrhunderts verkörpern, man untersuche, ob in Belgien, Spanien, Italien, England, Amerika, Rußland ein Maler lebt, dessen Werke als der künstlerische Niederschlag unsers Zeitalters inskünftige zu gelten berufen sind. Wie es müßig ist, darüber zu streiten, ob Schiller oder Goethe der größere Dichter ist, so wäre es verlorene Mühe, darüber zu rechten, ob die Kunst Böcklin's höher zu achten sei als die Menzel's; und dasselbe trifft bei jedem andern Maler von großem Einflusse zu. Wenn wir aber nach einem Künstler suchen, dessen Lebenswerk der adäquate Ausdruck der Gegenwart ist, so können wir nur einen Namen nennen, den Adolf Menzel's.

Es soll keines Malers Bedeutung dadurch herabgesetzt werden. Man kann die Künstler nicht nebeneinander stellen wie Grenadiere. Auch gehört zu einer solchen Anpassung an den Zeitgeist eines Jahrhunderts eben auch eine sehr lange Lebensdauer. Das zeigten Voltaire, Goethe, Wilhelm I. Der geistige Einfluß dieser Greise war am stärksten, als sie aus dem Leben schieden; sie wirkten zuletzt durch die bloße Kraft des Daseins wie übermächtig gewordene Begriffe. Die Summe ihrer Thaten war allgemein geläufig und gegenwärtig, und so wuchs ihr Ansehen wie die rollende Lavine.

Was Preußen groß gemacht hat, ein eiserner Fleiß und unermattete Energie, rücksichtslose Selbstzucht, scharfe Beobachtung und die größte mögliche Objectivität den Erscheinungen gegenüber, hat auch Menzel zu dem werden lassen, was er ist. Seine Wiege stand in Breslau; mit funfzehn Jahren gelangte er nach Berlin, wo er, von kurzen Reiseunterbrechungen abgesehen, bis heute gelebt hat.

Menzel ist, wie so mancher bedeutende Maler, zuerst Lithograph gewesen. Sein Vater, der ursprünglich eine Mädchenschule leitete, wandte sich der neuen Erfindung Senefelder's zu und hoffte viel von ihr. Der Sohn, dessen Kunsttrieb „erwachte, von dem Moment an, wo er ein Stück Kreide halten konnte", war sein natürlicher Gehülfe. Er war es fast zwei Jahre; dann starb der Vater, und mit sechzehn Jahren sah sich der junge Menzel auf eigene Füße gestellt. Er gleicht von da ab einem unermüdlich rüstigen Wanderer, der mit Stetigkeit, ohne abzuweichen, bergan steigt bis zur höchsten Höhe; eine unauslöschliche Kraft scheint in ihm zu wohnen.

Im Jahre 1833 betritt er die Akademie. Es geht ihm da, wie es so vielen ging: das Schulmäßige, die pedantische Art der Unterweisung bringt ihn, das fühlt er bald, nicht vorwärts. Man achtet nicht auf ihn, bemerkt sein Fehlen kaum, als er wegbleibt. In der lithographischen Anstalt von L. Sachse u. Comp. wird er mit Gelegenheitsarbeiten aller Art beschäftigt und erwirbt so das Brot für sich und die Seinen. Die Seinen sind Mutter und Schwestern, denen er hülfreich zur Seite steht. Dort zeichnet er Briefbogenköpfe, Gardesoldaten, berliner Witze, die als Flugblätter verkauft wurden, und Illustrationen zu verschiedenen Werken. In den Freistunden übt er sich unablässig, und die Nacht wird zu Hülfe genommen, wenn der Tag nicht zureicht. Unter anderm zeichnet er alte Lithographien, Scenen aus Luther's Leben, nach. Hier zeigt sich bereits seine Art zu arbeiten; er verbessert sein Vorbild, bereichert, belebt es. Aehnlich wie der junge Goethe die ganze Natur in sich aufnimmt und sie in unbewußtem Naturgefühl so zu geben weiß, daß man sich allenthalben auf sicherm, festem Boden fühlt, so auch der junge Menzel. Indem er eine Fahrstraße nachzeichnet, gibt er ihr ausgefahrene Gleise, eine Gruppe belebt er mit selbstbeobachteten Geberden, keine Bewegung ist unbedacht, kein Strich ist gedankenlos. Er ist ein malerischer Quellenforscher, der alles kritisirt, prüft, sichtet. Bezeichnend ist dafür die oft völlige Umgestaltung einzelner Blätter, z. B. Luther als Currendschüler in Eisenach, der Anschlag der 95 Thesen und anderes. Der Commerzienrath Sachse bemerkte gewiß mit Wohlgefallen die vortheilhaften Veränderungen der Blätter. Er regt ihn zu eigenen Erfindungen an, deren bedeutendste Vertreter die Folge der Lithographien „Künstlers Erdenwallen" und das „Vaterunser" sind. „Künstlers Erdenwallen" ist ein Selbstbekenntniß; was er zeichnete, hat der Künstler gewiß schwer empfunden. Ein vierjähriger Knabe erhält wegen improvisirter Kreidezeichnungen Prügel: Keim; als Vignette steht hier ein Schmetterling darunter, der der Puppe entschlüpft. Dann folgte eine Schusterwerkstatt, wo der Lehrjunge, statt seiner ledernen Beschäftigung obzuliegen, heimlich eine in der Ecke stehende Büste zeichnet: Trieb. Darunter eine Champagnerflasche deren Kork in die Höhe fliegt. So geht es weiter; die Bitternisse des Künstlerlebens, Verspottung, Flucht, Akademieschrecken, väterliche Drohungen, ein wenig Liebesglück, viel bittere Noth und Tod in Armuth sind mit epigrammatischer Schärfe dargestellt; den Schluß bildet der Nachruhm, eine feine Persiflage, die allein schon genügt, Menzel als einen höchst geistreichen Erfinder kennen zu lehren. Das Allgemeingültige der Darstellung erweckte lebhaftes Echo, aber auch das Künstlerische fand unerwarteten Widerhall: Akademiedirector Schadow wies auf die Schöpfung mit warmen Worten hin, und eine leise Dämmerung von der Bedeutung des kleinen schlichten Mannes mag damals manchem aufgestiegen sein. Menzel hatte schon mancherlei derartig Allegorisch-Satirisches oder Symbolisch-Lyrisches gezeichnet. Die Blätter, wie das „Vaterunser", „Die fünf Sinne" und das kürzlich bekannt gewordene Albumblatt für Loffhagen*), offenbaren einen dem Hogarth'schen verwandten Geist, nur von viel reicherer Art. Doch als ein ganz anderer sollte sich der kleine Herenles noch zeigen.

Im Jahre 1834 entwarf der Künstler einige lithographische Compositionen: Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte, denen 1835 weitere folgten. In diesen gab sich mit einem male ein großes historisches Stilgefühl, eine ungemein lebendige, prägnante Ausdrucksweise kund. Die große Lebensechtheit, die diesen Blättern innewohnt, ergreift uns auch heute noch, wo unsere Detailkenntniß der Aeußerlichkeiten jener Epochen vielfach bereichert und berichtigt ist. Aber es ging dem Urheber nicht wie einige Jahre später dem gleichgearteten Alfred Rethel. Obwol hier und da die Bedeutung der Blätter geahnt wurde, so waren sie doch dem Publikum eine zu ungewohnte Speise; der allgemeine Erfolg blieb aus. Warum, sagt so knapp und klar, wie er zeichnet, Menzel wörtlich so: „Die Zeit war noch nicht durchweg entschieden, zu genehmigen, daß der Mensch nicht blos handelt und aussteht, sondern auch aussieht, und daß letzteres so wenig gleichgültig als möglich ist."

Was nun thun? Die Lithographie wird heute so wenig wie damals auf ihren Kunstwerth hin genossen; heute zwar gibt es Feinschmecker, die in Schwarz und Weiß schwelgen und einem Oelbilde eine Radirung von Whistler oder eine Lithographie von Lunois vorziehen. Damals aber sah man noch viel mehr schlechthin auf das Dargestellte, nicht auf die Art des Dargestellten. „Das Was bedenke, mehr bedenke, Wie", ein Wort, das Goethe bei seinen Kunstübungen selbst bethätigte, galt damals

*) Zeitschrift für bildende Kunst. Neue Folge VII. Drittes Heft.

noch viel weniger als heute, wo eine Unmasse von Bildern und Techniken von selbst zur Vergleichung auffordert und zum Empfinden der bestimmten Manieren erzieht. Damals war in Deutschland, und in Preußen besonders, ein anderer Geist; eben erholte man sich von den Erschöpfungen der Nothjahre, zum künstlerischen Genießen war wenig Fähigkeit da. Wer sollte aus den schlichten Steinzeichnungen den Historienmaler großen Schlages herausfühlen?

Unser Held versuchte nun auf andere Art den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen. Er begann zu malen, und legte sich dabei freiwillig auf, nur den rechten Arm und die rechte Hand dafür einzuüben, während er bis dahin den Stift und die Kreide nur mit der Linken geführt hatte. Er begann mit einer Schachpartie; das zweite Bild war eine Scene aus dem Dreißigjährigen Kriege. Anfangs machte ihm die neue Technik zu schaffen. Mit dem dritten Gemälde, eine Consultation beim Advocaten, erregte er Aufsehen. Durch Genrebilder und dramatisch erregte Scenen suchte er Aufmerksamkeit zu erzwingen.

Jetzt ging der Künstler nicht mehr im Dunkel völliger Unbekanntheit. Der Scharfblick des Buchhändlers J. J. Weber ersah sich den Zeichner als Illustrator zu Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen". Merkwürdig war, daß der Jüngling, die Stütze des Haushaltes und künstlerisch längst volljährig, juristisch minderjährig war. Seinen Contract machte die Unterschrift des Vormunds erst rechtsgültig.

Es ist bekannt, daß die Holzschnitte zu dem Kugler'schen Werke einen Wendepunkt in der Geschichte der Xylographie bedeuten. Vereinzelte Bestrebungen, den Holzschnitt zu neuem Leben zu erwecken, waren schon da und dort gemacht. Hier traf ein Zeichner ersten Ranges, mit unerbittlicher Kritik auf seine schneidenden Helfer einwirkend, mit begabten Xylographen zusammen. Die Gebrüder Vogel, Unzelmann und Hermann Müller sind die hauptsächlichsten. In einem demnächst erscheinenden „Verzeichniß der Kunstdrucke Menzel's" von Dorgerloh *) finden wir sie alle verzeichnet. Kugler's Werk hatte einen großen Erfolg, der keineswegs selbstverständlich ist; denn der Alte Fritz, dessen sich die ältesten Leute als eines einsamen, gebückten Greises noch entsannen, begann eben damals langsam wieder populär zu werden. Es scheint unbegreiflich, aber es war so. Vollends das Milieu, das ihn umgeben hatte, das Rococo, war geradezu verrufen. Menzel trug sein gut Theil bei, beides wieder zu Ehren zu bringen.

Wir können hier nicht auf die Vorzüge der Menzel'schen Compositionen eingehen. Man kann über diese feingeschliffenen Brillanten, davon jeder einzelne ein Meisterstück ist, Bücher schreiben. Dasselbe gilt von den Illustrationen zu den Werken Friedrich's des Großen, die funkelnden Bijous gleichen. Nur der ungeheuern Arbeitslust und Arbeitskraft, des gewaltigen Ernstes, mit der der Ruhelose an seine Aufgabe geht, sei hier gedacht. Wie eine Ameise schleppte er Haufen Materials zusammen und zeichnete, was nur irgend zu dem Thema in Beziehung stand. Heute ist das leicht; damals war es eine Herculesarbeit. Menzel beherrschte zuletzt den ganzen Geist der Epoche, was ihm für seine spätern Oelbilder zugute kam. Als eine Art Nebenproduct ergab sich das „Armeewerk Friedrich's des Großen", eine Reihe vorschriftsmäßig montirter Gestalten, drei starke Bände mit 453 lithographischen Tafeln umfassend, die in dreißig Abzügen erschienen sind. In gleicher Richtung bewegten sich die Bildnisse „Aus König Friedrich's Zeit" und „Die Soldaten Friedrich's des Großen", die 1850—55 erschienen sind. In diese Zeit fallen auch die großen Oelbilder, die Friedrich den Großen beim Mahle in Sanssouci und als Concertgeber zeigen. Die grandiose Schlacht bei Hochkirch, die Ansprache Friedrich's an seine Generale sind weitere Leistungen dieser Art, der eine ganze Reihe gefolgt sind. Sie sind Gemeingut der Nation; ich brauche ihren Werth hier nicht zu charakterisiren.

Die vielen Meisterwerke zur Verherrlichung des großen Preußenkönigs brachten nun auch dem Künstler Staatsaufträge ein. Außer mit der Illustrirung der Fridericianischen Werke wurde er mit der Aufgabe betraut, die Krönung König Wilhelm's in Königsberg, ein großes Repräsentationsbild mit Hunderten von Porträts, zu malen. Drei Jahre lang beschäftigte ihn, wol oft mit Seufzern, diese Leinwand; es war eine unerquickliche Arbeit, die er mit heroischer Geduld und Kraft durchgeführt hat.

Seine sonstigen Bilder und Aquarelle aufzuführen verbietet uns der Raum. Aber daß er für seine Neffen und Nichten ein Kinderbuch, für ein Porzellanservice köstliche Decors in Gouache malte, soll wenigstens noch erwähnt sein.

Menzel blieb im Grunde seines Wesens stets derselbe. Er hatte keinen Lehrmeister als sich und die Natur; er hat auch keinen Schüler. Er fing alles an, und was er angriff, glückte. Seine Radirungen von 1844, seine Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen sind in ihrer Art für jene Zeit etwas so Selbständiges, dauernd Wirksames, daß man diesen einsamen Sonderling bewundern muß, der alles auf eigene Faust entdeckte. Allenthalben erkennt man, daß es für den Meister nichts Nebensächliches, nichts Unbedeutendes gibt. Besonders tritt dies in den vielen Diplomen, Gedenk- und Auszeichnungsblättern hervor, die Menzel gezeichnet und gemalt hat. Wir stehen heute vor gewissen Zeichnungen der Japaner erstaunt und bewundern die minutiöse Art, auch das Kleinste, ein Insekt, eine Blattäderung, einen Grashalm individuell darzustellen; also z. B. nicht einen Frosch schlechthin, sondern einen ganz bestimmten, nur einmal vorhandenen Frosch, der sich von allen übri-

*) Verzeichniß der durch Kunstdruck vervielfältigten Arbeiten Adolf Menzel's. Von A. Dorgerloh. Mit einem Bildnisse Menzel's. Leipzig, E. A. Seemann. 1895. Gr. 8. Geb. 10 M.

gen, die sind, waren und sein werden, als Individuum unterscheidet.

Der Japaner mit seinem Scharfblick dehnt diese Individualisirung auf alles, was ist, aus; er zeichnet bestimmte, persönliche Pilze und porträtirt die Steine. Solcher Art ist Menzel's Kunst. Auch ihm ist die ganze Natur zum Königreich gegeben, und nicht nur kalt staunender Besuch ist ihm erlaubt, sondern mit Auge und Hand erobert er, was er vor sich hat, und bildet Vorzüge wie Fehler objectiv nach. Er zeichnet und malt das Ding an sich, leidenschaftslos, mit dem Ernste des Rhadamanth, scheinbar ohne alles Gefühl und doch beseelt von unendlicher Liebe für die farbige, plastische Erscheinung. Seine Wahrheitsliebe erlaubt ihm keine Schönfärberei. Er taucht in den Strom des breiten Lebens, und weil ihm alles gehört, kann er alles darstellen. Nichts Sentimentales, nichts Süßliches, nichts Weichliches ist in seinem Wesen. Nüchtern, scharf, klar, kräftig, ist er allezeit gewesen; das ist preußische Kunst.

So zeigt er sich uns auch in der letzten Zeit seines Lebens. Das brausende, sprudelnde, schwer zu fesselnde Leben, den flüchtigen Augenblick, stellt er am liebsten dar. Man sehe nur die überzeugende Kraft seiner Gegenwartsbilder: „Das Ballsouper", „Das Eisenwalzwerk", „Das wochentägliche Paris", „Der Markt von Verona", „Die Brunnenpromenade in Kissingen" und wie sie alle heißen. Es sind Sammlungen einer Menge von Gleichzeitigkeiten, scheinbare Augenblicksbilder; sie würden scheinen nach Photographien gemalt zu sein, wenn sich nicht alsbald bei der Prüfung herausstellte, daß auch hier die fließend immer gleiche Reihe von Künstlerhand belebend abgetheilt ist, daß auch hier das Einzelne zur allgemeinen Weihe berufen ist. Aus blitzgeschwind festgehaltenen Skizzen, die in seinen Werken verwendet sind, wie einzelne Worte dem Dichter dienen, stellt dieser höchste Virtuose in der Darstellung der Wahrheit seine Kunstwerke zusammen, er benutzt sie, wie der Winzer Trauben, um edles, erfreuendes Getränk daraus zu gewinnen.

Man hat Menzel vorgeworfen, daß er keinen Sinn für weibliche Schönheit besitze, und daß ihm Darstellungen anmuthigen Frauenreizes nicht gelängen. Bis zu einem gewissen Grade ist das richtig. Man findet selten ein schönes, ideales Antlitz auf seinen Bildern, selten eine Figur von bestrickendem Sinnenreiz. Ihm hat, wie es scheint, die allgewaltige Kraft Amor's nichts anhaben können. Von Liebessehnsucht ist in seinen Tausenden von Darstellungen keine Spur zu finden; im Buche seines Lebens scheint kein Blatt zu sein, das ihn als Liebhaber kennen lehrt. Es sind gewiß nur menschliche, aber nicht nur seelische Empfindungen, die den jungen Goethe bei Ausgestaltung der Adelheid im „Götz", oder die Makart bei Darstellung seiner Hörselbergsscenen die Hand führten. Eine glutzitternde Atmosphäre haucht uns daraus an. Menzel zeichnet aber ein Männerantlitz mit derselben ruhigen Hand wie ein Frauengesicht. Sein riesengroßer Wille zwingt auch das Herzweh und regulirt die tausend Stöße, die unsers Fleisches Erbtheil sind; unverwundbar, wie der hörnene Siegfried, schreitet er in freiwilliger Ehelosigkeit durch ein Leben, das nur der Kunst geweiht gewesen zu sein scheint.

Artur Seemann.

Isolde Kurz.

Es war vor sieben Jahren, daß Isolde Kurz, selbst fast völlig unbekannt, aber die Tochter eines Mannes, dessen Name bei allen Freunden der deutschen Literatur in schönstem Andenken stand, mit einem Band Gedichte sich an die Oeffentlichkeit wagte. Mit seltener Einmüthigkeit erkannte die gesammte Kritik das große Talent der Debutantin an, man hörte in allen Tonarten aus berufenem wie unberufenem Munde ihre Vorzüge preisen. Man staunte über die männliche Kraft und Kühnheit ihres Denkens, über die Tiefe und Wahrheit ihres Empfindens, über den Glanz ihrer Sprache, vor allem aber über die Reife ihrer Leistungen. Theobald Ziegler, der die Landsmännin in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage 1888, Nr. 56) froh begrüßte, meinte damals, einer so durch und durch subjectiven Natur fehle zum Epischen die Hauptsache, die Objectivität des Auffassens und die plastische Kunst des Erzählens. Isolde Kurz strafte diese Behauptung ihres sonst treffsichern Kritikers durch eine neue künstlerische That Lügen: sie ließ ein Jahr später die „Florentiner Novellen" erscheinen. Mit dieser köstlichen Gabe schmeichelte sie sich nun auch in die Herzen derer ein, welche sich um Lyrik grundsätzlich nicht kümmern. Abermals nach Verlauf eines Jahres stellte sie sich mit einem zweiten Werkchen aus der erzählenden Gattung ein, mit den artigen „Phantasien und Märchen". Es entstand nun eine längere Pause — unsere Dichterin gehört eben nicht zu den Romanschriftstellern, die mindestens jährlich einmal, unter allen Umständen zur Weihnachtszeit, einem gedankenlosen Publikum Lesefutter liefern zu müssen glauben. Erst jetzt ist sie mit einem vierten Band hervorgetreten.

„Italienische Erzählungen" betitelt sich das Buch.*) Es führt seinen Namen mit vollem Recht. In den zahlreichen deutschen Novellen, die in Italien spielen, sind Italiens Himmel und Landschaft, Kunst und Menschen meist nur Requisiten, die über die Fabel Glanz ausbreiten sollen; die fremdländische Scenerie pflegt ein Decorations-

*) Italienische Erzählungen. Von Isolde Kurz. Stuttgart, J. G. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1895. 8. 4 M.

stück zu sein, das man entfernen kann, ohne dadurch die Geschichte in ihrem Kern zu verletzen. Ganz anders bei unserer Dichterin, der Florenz seit langen Jahren zur zweiten Heimat geworden ist. Sie vermag aus der Fülle des italienischen Volkslebens zu schöpfen, sie vermag die internationale europäische Gesellschaft in den italienischen Großstädten aus eigener Beobachtung zu schildern. Ihre Erzählungen sind aus den Verhältnissen, die sie behandeln, hervorgewachsen und organisch damit verwachsen; wollte man die Handlungen aus der italienischen Umgebung herausnehmen, so würde man dem Ganzen den Boden unter den Füßen wegziehen, sodaß es in Nichts zusammenfiele. Nur das letzte von den sechs Stücken, aus denen das Buch besteht, „Ein Räthsel" betitelt, macht eine Ausnahme. Es könnte in jedem beliebigen Lande spielen und paßt unter diesem Gesichtspunkt nicht so recht in die Sammlung.

Das Bedeutendste, was Isolde Kurz in dem neuen Büchlein darbietet, ist die Novelle „Pensa". Die Heldin ist ein Kind aus dem Volk, einfältig und unerfahren und zu ihrem Verderben wunderschön. Sie ist thöricht genug, einem jungen Militärarzt, der sein Wohlgefallen an ihr unverhohlen zu erkennen gibt, ernsthafte Absichten unterzuschieben, und klammert sich an diese hoffnungslose Liebe mit der ganzen Stärke eines verlassenen Herzens, das nur *einen* Gegenstand der Zärtlichkeit besitzt. Auch als er ihr bündig die Unmöglichkeit einer Heirath erklärt und sich ganz von ihr zurückgezogen hat, besitzt sie nicht die Kraft, ihrem Traum zu entsagen. Um den Geliebten zu erringen, will sie alle Mittel versuchen, und in ihrer Weltunkenntniß verfällt sie auf die schlechtesten. Schließlich geräth sie in die Hände einer Wahrsagerin, die den Aberglauben des Mädchens rücksichtslos ausbeutet. Damit sie die nimmersatte Schwindlerin befriedigen kann, sinkt sie bis zum Diebstahl herab. Ein Selbstmord bereitet ihrem tollen Liebessehnen ein Ende. Mit dieser einfach ersonnenen und mit einfachen Mitteln durchgeführten Geschichte erzielt die Dichterin durch Folgerichtigkeit des psychologischen Entwickelungsgangs und durch Energie der Darstellung eine erschütternde Wirkung. Die Charakteristik ist meisterhaft, frei von jeglicher Uebertreibung. Die Liebe treibt Pensa in Sünde und Tod: aber selbst in der ärgsten Angst und Verwirrung schreckt die schwache, doch von Grund aus gute Seele vor der Schlechtigkeit und Gemeinheit zurück. Die übrigen Personen, die sich um Pensa gruppiren, sind mit derselben Sicherheit hingestellt. Es sind Menschen mit guten und schlechten Trieben, von denen bald die einen, bald die andern überwiegen, aber lauter Menschen, die fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehen.

Dicht hinter dieser Novelle kommt dem Rang nach das herrliche Stimmungsgemälde „Mittagsgespenst". Wir werden nach dem geheimnißvollen San-Gimignano versetzt. Ein sonntäglicher Wanderer hat sich in die öde Stadt verirrt. Die gewaltigen Thürme haben ihn aus weiter Ferne angezogen, „schlanke, viereckige Thürme, die wie Pfeile hinaufschossen, einige himmelhoch, andere wie auf halber Höhe gehemmt, aber alle von einem starren Trotz, von einer eisernen Verwegenheit, die den Blitzen die Stirn zu bieten schien". In den finstern Straßen glaubt der Besucher die Luft eines fernen Jahrhunderts um sich her zu spüren. „Ein eisernes Volk", fährt er in seiner Erzählung fort, „mußte hier gewohnt haben, gefährlich und grausam, dem für die Größe seiner Vaterstadt alles erlaubt war, und ich bedauerte die Nachgeborenen, die verdammt waren, im Schatten dieser Thürme ein sieches, gedrücktes Dasein hinzuschleppen." Geisterhaft wie die Stadt selbst sind ihre Bewohner. Sie hängen sich an die Fersen des Fremden und geben ihm das Geleite — eine stumme, ernste Prozession. Nachdem es ihm endlich gelungen ist, das lästige Gefolge abzuschütteln, streckt er sich in „dem märchenhaft verwilderten Festungsgarten" ins schattige Gras. Hier fließen ihm die Erlebnisse des Tages und die Gedanken an San-Gimignanos Vergangenheit zu einem wunderbaren Traumbild zusammen. Die ganze schaurige Vision ist aus einer einheitlichen Stimmung herausgewachsen und zeugt von staunenswerther Schwungkraft der Phantasie.

In der Erzählung „Die Glücksnummern" ist der Stoff wie in „Pensa" dem florentiner Volksleben entnommen. Auch hier spielt der Aberglauben eine Rolle. Die Hoffnung auf Gewinn im Lottospiel stürzt einen von der Leidenschaft ergriffenen jungen Mann ins Verderben. Die Geschichte reicht an „Pensa" nicht heran, ist aber virtuos erzählt und illustrirt vorzüglich die Leichtlebigkeit des florentiner Völkleins. Zur realistischen Haltung des Ganzen paßt der Ausgang vielleicht nicht ganz: sterbend gibt Pietro seiner Familie noch die richtigen Glücksnummern an und verhilft dieser zu Wohlstand. Indessen kam es der Dichterin offenbar darauf an, an einem auffälligen Beispiel darzuthun, wie sehr der Mensch ein Spielball in der Hand des launenhaften Schicksals ist. Darum läßt sie Pietro noch im Tod das Ziel erreichen, dem zu Liebe er sein Leben zerstört hat. Diese Schlußwendung verschärft den leisen ironischen Zug, der durch die ganze Erzählung geht.

Den beiden Novellen „Schuster und Schneider" und „Erreichtes Ziel" liegen verwandte Ideen zu Grunde. Hier wie dort handelt es sich um einen Mann, der freudlos durch das Leben geht, weil er das Glück nicht zu ergreifen und festzuhalten weiß. In beiden Fällen sind dem Helden Personen gegenübergestellt, die bei bescheidenerer geistiger Veranlagung sich auf die Lebenskunst besser verstehen. Dieser treffende und an glücklich ersonnenen Fabeln verdeutlichte Gedanke wird in der erstgenannten Novelle in ein förmliches System gebracht. Die Menschheit wird in zwei Hauptgattungen zerlegt: die Schuster und die Schneider, „die breitspurigen, weitherzigen, sinnenfrohen, die Temperamentsmenschen, die Schustermenschen, und die feinspurigen, spitzigen Schnei-

der, die klugen oft superklugen, speculirenden, weit ausspähenden, rechnenden, auch sich verrechnenden, aber ebenso oft gewinnenden Schneider. Diese beiden Naturen führen seit Beginn der Welt einen großen, wechselvollen, nie ausgefochtenen Krieg, in dem das Glück hinüber und herüber schwankt". Diese erkünstelte und erzwungene Einkleidung einer an sich richtigen Idee paßt ganz gut als gelegentlicher Einfall in den Mund des etwas angetrunkenen, liebenswürdigen Bummlers Karl Neubrunn; die Dichterin malt indessen die Schuster- und Schneider-Theorie so breit aus, daß man argwöhnen muß, sie lege ihr selbst einigen Werth bei. Auf einer höhern Stufe steht „Erreichtes Ziel". Das ist eine feine und originelle Charakterstudie in jenem leicht satirischen Ton, den die Dichterin den Narrheiten der Menschen und den Wirrnissen des Daseins gegenüber anzuschlagen liebt. Der reiche Baron Tempe hat seine Jugendneigung Melanie infolge seiner angeborenen Unentschlossenheit an einen andern verloren. Er lebt als einsamer Sonderling zu Rom. Melanie wird Witwe und zieht auf den Rath ihres Jugendfreunds, der ihr treu geblieben ist, nach der Ewigen Stadt. Abermals braucht er nur die Hand nach dem Glücke auszustrecken, abermals gewinnt er es nicht über sich. Er verehrt die Freundin zu sehr, um sie zu seiner Gattin zu machen. Seine überzarte Neigung ergeht sich in grillenhaften Extravaganzen, und einst schenkt er ihr zu Weihnachten ein prächtiges Mausoleum, das er als gemeinsame Grablage für sich und die Geliebte hat aufführen lassen. Die lebensfrohe Melanie, des langen Wartens und der Tollheiten ihres Liebhabers müde, wendet ihre Neigung einem jungen Bildhauer zu, vermählt sich mit ihm und folgt ihm nach Amerika. Baron Tempe, der bald darauf stirbt, vermacht der Angebeteten seine ganze Habe unter der Bedingung, daß sie nach Rom zurückkehre, die Pflege seiner Gruft übernehme und sich einst neben ihm bestatten lasse. So erreicht er im Tod sein Ziel, die Vereinigung mit Melanie — vermuthlich aber erst, nachdem sie das Glück des Lebens gründlich ausgekostet hat. Dasselbe ironische Motiv, mit dem „Die Glücksnummern" schließen, kehrt hier in veränderter Gestalt wieder.

Was soll man aber zu dem schon erwähnten sechsten Stück der Sammlung, „Ein Räthsel", sagen? Es sind Aufzeichnungen eines Irrsinnigen, der sein Gedächtniß völlig verloren hat und eine Zeit lang ohne Ich durchs Leben wandelt, bis er seinem fürchterlichen Zustand ein gewaltsames Ende bereitet. Aehnliche pathologische Abnormitäten sind ja schon oft poetisch behandelt worden, aber kaum jemals mit so tiefem Eindringen in das Problem und in so packender Darstellung. Nicht um bloße Sensation ist es Isolde Kurz zu thun; auch mit dieser Sache ist es ihr heiliger Ernst, wie mit allem in ihrer Kunst. Sie legt hier wieder eine Probe ihrer rücksichtslosen und unerschrockenen Denkkraft ab, die schon bei den Beurtheilern ihrer Gedichte Bewunderung, doch auch Befremden erregt hat. Aber gerade weil die Dichterin den unheimlichen Stoff durch ihr reiches Können so bedeutend gestaltet hat, wirkt er doppelt qualvoll. Gewiß würde das ganze Buch einen harmonischern Eindruck hinterlassen, wenn dieses echt germanische „Räthsel" durch eine wirkliche italienische Erzählung ersetzt wäre.

Die Recensenten der „Florentiner Novellen" haben seinerzeit auf Konrad Ferdinand Meyer als Vorbild unserer Dichterin hingewiesen, und man könnte darauf wetten, daß die Kritiker der „Italienischen Erzählungen" sich an Gottfried Keller erinnern lassen. Beide Vergleiche sind für Isolde Kurz gewiß höchst ehrenvoll. Aber bedarf es denn überhaupt, um eine künstlerische Individualität zu fassen, der Vergleiche, die doch immer nur halb richtig sind? Dagegen fällt die innere Verwandtschaft der Tochter mit dem Vater diesmal mehr als früher in die Augen. Die „Italienischen Erzählungen" sind auf denselben Grundton gestimmt, wie die Novellistik von Hermann Kurz. Hier wie dort unerbittlicher Wahrheitsdrang, doch durch Humor gemildert. Um Schlagwörter und Moderichtungen in der Kunst kümmert sich Isolde Kurz nicht; für sie gibt es keine andern Unterschiede als die zwischen Können und Unvermögen, zwischen Meisterschaft und Stümperei. Allerdings ist sie überwiegend Realistin, aber mit dem Naturalismus hat sie nichts gemein. Ihr Realismus ist von dem guten Schlag, wie er von jeher in der Poesie neben dem Idealismus Geltung besessen hat und trotz moderner Auswüchse auch in Zukunft besitzen wird. Schon Hermann Kurz hat dieselben echten Anschauungen von der Kunst gehabt. Die Tochter hat erst noch den Beweis zu erbringen, ob ihre Begabung an Umfang der des Vaters gleichkommt; aber einen Vorzug hat sie gewiß vor ihm voraus: ihr Talent ist flüssiger und in der Form gefälliger.

Die drei Bändchen erzählender Dichtungen, mit denen Isolde Kurz bisjetzt die deutsche Literatur bereichert hat, sind feststehende Marksteine auf ihrem Entwickelungswege. Jedes von ihnen ist etwas Abgeschlossenes, etwas Ganzes: die in der Vergangenheit spielenden „Florentiner Novellen", die zeitlosen „Phantasien und Märchen", die der Gegenwart angehörigen „Italienischen Erzählungen". Im ersten Buch wird eine ferne Cultur zu glanzvollem Leben erweckt, im zweiten feiert die souveräne Phantasie Triumphe, im dritten gelangt das moderne Leben, scharf beobachtet und sicher erfaßt, zu seinem Recht. Die wichtige Frage, ob die jüngste Gabe unserer Dichterin einen künstlerischen Fortschritt bedeutet, darf getrost bejaht werden. Es mag wol sein, daß die „Italienischen Erzählungen" es bei vielen Lesern nicht zu derselben Beliebtheit wie die „Florentiner Novellen" bringen, über die ein blendender Schimmer von Romantik ausgegossen ist; aber tiefer und reifer sind jene doch.

Rudolf Krauß.

Zur deutschen Literatur und Sprache.

1. Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache. Von Dr. G. Amsel. Sonderabdruck aus dem wissenschaftlichen Beiheft IV zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Gr. Lichterfelde.

Verfasser redet „einem nach der Menge der dafür nothwendigen Zeit riesig zu nennenden Unternehmen" das Wort, nämlich dem, „Genaues und Unanfechtbares über die Häufigkeit der Worte zu ermitteln". Für Stenographen muß eine solche Zählung sehr hohen praktischen Werth haben. Das ist von vornherein klar. Für Sprachwissenschaft und auch Sprachverein vermag ich mir, wenn überhaupt einen, nur ganz absonderlichen Gewinn, der jedenfalls in keinem Verhältniß zur Arbeitsleistung steht, z. B. davon zu versprechen, daß man nunmehr weiß, die vier Worte: der, die, und, ein bilden den zehnten Theil des gesammten Wortschatzes. Was soll auch schließlich die peinlichste Statistik entscheiden können? Doch nicht, was richtig und was falsch ist! Mag „die Untersuchung über den herrschenden Sprachgebrauch in Bezug auf das Verbum fragen Sicherheit verschaffen", und etwa für frug den Ausschlag bringen, wird dadurch diese Form gerechtfertigt? Was falsch ist, wissen wir heute genau, weiß im allgemeinen selbst der Sprachverderber. Selbst „Zahlen reden" also für ihn ja auch nicht. Auf Einzelheiten gehe ich bei meiner Ablehnung des ganzen Unternehmens nicht ein.

2. Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundarten. Von A. Brunner. Wien und Leipzig, J. Eisenstein u. Comp. 1895. 8. 1 M. 70 Pf.

Seiner Zeit habe ich in d. Bl. Wustmann's allbekanntes Buch als eine verdienstliche, ja rettende That, zu rechter Zeit vollbracht, gepriesen. Jetzt aber könnte ich fast mit dem Verfasser der „Sprachdummheiten" hadern und daran zweifeln, ob seine That gut war. Wenigstens gebiert sie fortzeugend wenn auch nicht gerade Böses, so doch — nun eben Bücher wie das vorliegende: ganz geschickt gemacht, gute Stoffsammlungen, schließlich auch unterhaltend, schlössen sie sich nicht als letzte Glieder an eine lange Reihe Ahnen an, denen sie ins Gesicht gleichen. Immerhin ist Brunner's „Schlecht Deutsch" doch besser als manches seinesgleichen, dem Inhalt nach reich und seltsam mitunter bis zur Unglaublichkeit, dabei voll Humor im anregenden Wechsel mit Derbheit. So sei es jedem Laien auf dem Felde der Sprachverwilderung als lustig-lehrreicher Führer empfohlen.

3. Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt von Hermann Wunderlich. Weimar und Berlin, Emil Felber. 1894. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser dieser gediegenen Abhandlung ist den Lesern d. Bl. bereits als Hauptvertreter der neuen Schule bekannt, die es durchaus ablehnt, den sprachlichen Ausdruck nach einer Art Idealsyntax zu beurtheilen und alle Verbindungen, Fügungen, Satzformen, die einer schulmäßigen Grammatik widersprechen, als regelwidrig, unvollkommen und ergänzungsbedürftig, kurz als Ausnahmen anzusehen.

Der Lehrer des Deutschen oder, wie Wunderlich sagt, der Anhänger unserer „dorfschulmeisterlichen Grammatik" wird freilich schwer von der Verwendbarkeit dieser neuen Sprachlehre für den Unterricht zu überzeugen sein; er mag sogar mit leisem Grauen das Chaos hereinbrechen sehen, wenn die festen Satzkörper rückenmarkskrank werden durch den Schwund des einen oder des andern bisher für wesentlich erachteten Theiles. Doch solche praktische Rücksichten gelten für die Wissenschaft nicht. An der Schule ist es, sich mit neuen Ergebnissen abzufinden. Zudem kommt für sie Wunderlich's „Umgangsprache" nicht mit gleicher Unmittelbarkeit in Betracht wie seine früher erschienene „Satzlehre". Diesmal wendet er sich an jeden nachdenkenden Beobachter unserer Sprache in ihren zwei Gestalten als Schrift- und als Umgangsprache. Wenn, wie erwähnt, Verfasser auf der einen Seite nimmt, so gibt er auf der andern doppelt. Sorgfältig wird der Gegenstand seiner Betrachtung in der ganzen Weite durchforscht, Verwandtes zusammengestellt, dem Ursprung der Ausdrucksweisen nachgegangen und so erst die scheinbare Regellosigkeit und Willkür verständlich gemacht und nach ihrem eigentlichen Wesen erklärt. Das erfordert ebenso genaue Kenntniß des Stoffs wie scharfe Beobachtung des gesprochenen Worts nach Form und Inhalt, endlich ein gut Theil Psychologie. Besondere Bedeutung gewinnt diese Forschung durch ihre Ergebnisse für die Entwickelung auch der Schriftsprache. Zahlreiche Nachweise derart lehren erst, wie fruchtbar die Untersuchung der Umgangsprache für diesen Zweck werden kann. Ein interessantes Kapitel: „Rede und Schrift", schafft gewissermaßen den Standpunkt für des Verfassers Erörterungen. Auf den Abschnitt: „Eröffnungsformen des Gesprächs", folgt dann eine umfassende Unterordnung der vielen Einzelerscheinungen unter zwei Begriffe: Sparsamkeit und Verschwendung in der Umgangssprache. Sehr zu denken gibt der vorletzte Abschnitt über den Tauschwerth unserer Formen, wozu der Schluß: „Alterthümlichkeiten", eine Art Gegenstück bringt.

4. Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise. Leipzig, B. G. Teubner. 1895. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieses in jeder Beziehung vortreffliche Buch, das dem Verfasser ein begründetes Anrecht auf den Dank der Gebildeten unsers Volkes erwirbt, sähe ich gern in jedem deutschen Hause. In würdiger Form schildert Weise ohne jede nüchterne Lehrhaftigkeit zunächst das Werden unserer

Muttersprache von den ersten, der Wissenschaft erreichbaren Anfängen, bis in unser Jahrhundert. Schon und gerade in diesem ersten Abschnitt zeigt sich die Gewissenhaftigkeit des Verfassers, die sich mit einem vermuthlich zu begnügen weiß, wo nun einmal durchschlagende Beweise nicht zu erbringen sind. Ebenso bietet auch schon dieser Theil aufklärende Beiträge zur Geschichte des Deutschthums und seiner Cultur. Reicher noch finden sich diese im zweiten Haupttheil vom Wesen der deutschen Sprache. Eine geistvolle, fesselnde Darstellung führt hier aus, wie die Grundlage des deutschen Volkes und seine in der Zeit wandelbare Gesittung, ferner die Gegensätze zwischen Ober- und Niederdeutschland und zwischen Mundart und Schriftsprache zusammengewirkt haben, um unserm Deutsch seine eigenthümliche Gestalt und sein bestimmt unterschiedenes Gepräge zu geben. Hier rinnen Cultur-, Zeit- und Literaturgeschichte zu einem mächtigen Born gediegener und überraschender Belehrung zusammen. Daneben kommen Lautlehre, Wortbildung, Wortschatz und alles, was zur Sprachlehre im engern und weitern Sinne gehört, zu ihrem vollen Rechte. Als Erscheinungsformen und zugleich als wirkende Kräfte für die Eigenthümlichkeit deutscher Sprache wird dann das äußere und das innere Leben der Wörter betrachtet. Hier wird der für seine Sprache interessirte Deutsche wol auf jede Frage über jene ganz zuverlässigen Aufschluß finden, und auch der schon Vertrautere mag aus der reichen und geschickten Sammlung noch manche dankenswerthe Kenntnisse gewinnen.

Richard Friedrich.

5. Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens, gegründet in Nürnberg am 16. October 1644. Herausgegeben im Auftrage des Ordens von Th. Bischoff und August Schmidt. Nürnberg, J. L. Schrag. 1894. 8. 8 M.

Unter den heutzutage bestehenden literarischen Gesellschaften und Vereinigungen kann wol keine sich eines auch nur annähernd so hohen Alters rühmen wie der noch in Nürnberg fortwirkende Pegnesische Blumenorden. Allerdings hat die heutige Zeit ganz andere poetische Bestrebungen und literarische Interessen als die Tage eines Klaj, Harsdörfer und Birken, immerhin aber zeigt das Festhalten der Poesiefreudigen in der Gegenwart an den hauptsächlichsten Tendenzen jenes Ordens, der vor einem Vierteljahrtausend in Nürnberg gegründet wurde, von hohem idealem Sinne, dem alle Anerkennung entgegengebracht werden muß. Wie ernst es die heutigen Mitglieder des „Blumenordens" insbesondere mit der literargeschichtlichen Forschung nehmen, welche sie ebenfalls pflegen, davon gibt die eben erschienene Festschrift unter obigem Titel den besten Beweis. Diese Schrift ist nicht etwa ein kleines rasch zusammengestelltes Bändchen, sondern eine gründliche wissenschaftliche Arbeit in einem reich illustrirten Bande von mehr als fünfhundert Seiten in Großoctav, welche einerseits die bis ins kleinste eingehende Besprechung des Lebens und Wirkens Georg Philipp Harsdörfer's (von Theodor Bischoff), andererseits die etwas kürzer gefaßte Biographie Sigmund von Birken's (von August Schmidt), also jener beiden Männer, die den Pegnitz-, Hirten- und Blumenorden begründet haben, enthält. Die Arbeit über Harsdörfer bietet beinahe zu viel, wenn man den Geschmack des heutigen Literaturpublikums ins Auge faßt, in dem sich wol kaum eine Person findet, welche die zahlreichen, schwülstigen poetischen Werke, die Gesprächspiele, Schäfergedichte, Sonntagsandachten, Schauplätze lust- und lehrreicher Geschichte und wie die zahlreichen Titel dieser Werke noch heißen, welche sich auf allen möglichen Gebieten bewegen, durchgelesen hat. Nun ist durch diese Festschrift der Leser freilich in die Lage versetzt, die Thätigkeit Harsdörfer's ganz kennen zu lernen, und wird nach dem Durchlesen derselben höchstens zu einem oder dem andern Originalwerke des Begründers des Pegnesischen Ordens greifen, jedenfalls aber nicht nöthig haben, eines von ihnen ganz zu lesen. Durch diese Bemerkung aber soll eben der fleißigen Arbeit das volle Lob gespendet werden, welches sie verdient. Der Verfasser hat mit bewunderungswürdiger Geduld und mit unermüdlichem Fleiße Harsdörfer's Schriften durchgearbeitet, Auszüge aus den wichtigsten von ihnen verfaßt, den wesentlichen Inhalt aller angeführt, die besten poetischen Stücke ausgewählt und zum Abdrucke gebracht, und damit vollständig über die poetischen und andern schriftstellerischen Leistungen des Pegnitzers orientirt. Aber er hat auch eine auf zahlreichen neuen Quellen fußende Lebensbeschreibung desselben und damit ein gar merkwürdiges Zeitbild aus der Periode des Dreißigjährigen Krieges geboten, welches von culturgeschichtlichem Interesse erscheint, wenn auch in literarischer Hinsicht jene Periode eine der traurigsten unsers Schriftthums genannt werden muß, wie gerade aus dieser gewissenhaften Darstellung am besten hervorgeht. Daß übrigens die Zwecke und Ziele sowol der Fruchtbringenden Gesellschaft, welcher ja Harsdörfer zunächst angehörte und der ein eigenes Kapitel gewidmet ist, als auch des Pegnitzer Hirten- und später Blumenordens reine, edel und höchst achtbar waren, ist bei all dem Bombast und Schwulst, welcher sich in Schriften der Mitglieder breit macht, nicht zu leugnen. Das Streben nach Reinheit der Sprache und geregelter Durchführung der poetischen Thätigkeit war ja eins der hauptsächlichsten dieser Ziele, welchem gerade Harsdörfer selbst nacheiferte. Deshalb ist auch sein „Poetischer Trichter", von dem 1646 der erste Theil erschien, eine in gewisser Beziehung ähnlich bedeutsame Gabe, als das zweiundzwanzig Jahre früher herausgegebene Büchlein „Von der deutschen Poeterei" des Schlesiers Opitz. Dieses Buch Harsdörfer's zergliedert die deutsche „Dicht- und Reimkunst" nach allen ihren Richtungen und befreit sie ganz von dem Banne der fremden, insbesondere der lateinischen Sprache, in dem ja die Poesie wenigstens bis

Opitz noch gelegen war. Im „Trichter" sind des Schlesiers Gedanken weiter ausgeführt, und wird auch im Sinne des Zeitgeschmacks auf das richtige poetische Beiwerk hingewiesen, welches gerade für den heutigen Leser Dichtwerke jener Zeit beinahe ungenießbar macht, so muß doch dieses Werk des Nürnbergers als eins der bedeutendsten aller Pegnitzer bezeichnet werden. Wir wollen hier auf die übrigen zahlreichen, fast zahllosen Werke Harsdörfer's nicht näher eingehen, der Verfasser bringt ein auch in bibliographischer Hinsicht überaus werthvolles Verzeichniß derselben, an welches sich eine geschickt getroffene Auswahl der bemerkenswerthesten und besten Gedichte Harsdörfer's anschließt. Selbstverständlich ist der Gründung des Hirtenordens an der Pegnitz, welche nach dem Vorbilde der Fruchtbringenden Gesellschaft erfolgte, besonders eingehend gedacht und sind die wichtigsten Hirtenmitglieder und ihre Beziehungen zu Klaj und Harsdörfer ausführlicher Besprechung unterzogen. Sehr beachtenswerth erscheint auch die Behandlung des Pegnitzers als didaktisch-religiöser und als mathematisch-naturphilosophischer Schriftsteller. Infolge der Eigenart des letzten Gebietes, welches vom poetischen so sehr abweicht, hat ein Fachmann: Kaspar Rudel, die Bearbeitung des bezüglichen Kapitels übernommen und ebenfalls genau und gewandt durchgeführt. Man ist geradezu verblüfft über die Gegenstände, welche der Dichter und Gelehrte sich in den „Delitiae Mathematicae et Physicae", „Mathematische und philosophische Erquickungsstunden", zum Vorwurfe seiner Untersuchung genommen, und welche alle möglichen mathematischen, physikalischen, mechanischen, geometrischen, geographischen und philosophischen, aber auch die wunderlichsten Fragen behandeln, z. B. „Ob einem Christen das Goldmachen erlaubt". Man wird es nach allen diesen Untersuchungen nicht mehr sehr seltsam finden, daß der Verfasser derselben auch einem „Trincirbuch", das 1657 in Nürnberg erschien, seine schriftstellerische Kraft weihte und dasselbe reich mit poetischen Beiträgen, ja selbst mit prosaischen Kapiteln zu Nutz und Frommen aller, welche gute Mahlzeiten lieben, ausstattete. Auch der Inhalt dieses Buches wird in der Arbeit Th. Bischoff's eingehend erörtert, kurz es ist darin nichts von Belang übergangen.

Die zweite kürzere Darstellung, welche den Band abschließt, behandelt „Sigmund von Birken genannt Betulius. 1626—1681," und ist, wie erwähnt, von August Schmidt verfaßt. Wir erhalten eine ganz zulängliche übersichtliche Lebensbeschreibung dieses Nachfolgers von Harsdörfer als Vorstand des Ordens, ebenfalls eine Uebersicht seiner literarischen Thätigkeit, welche einigen historischen Werken zugute gekommen ist, die sich bis heute einer gewissen Werthschätzung erfreuen, wie etwa: „Der Sächsische Heldensaal" (1677) oder der „Spiegel der Ehren des Höchstlöbl. Erzhauses Österreich" (1668), während die dem Blumenorden selbst geweihten Gedichte der „Pegnesis" (1673—79) heute kaum mehr einen Leser, geschweige denn einen Bewunderer finden werden. Daß übrigens in der üblichen schwülstigen Form auch bei Birken schöne poetische Gedanken zu finden sind, davon gibt A. Schmidt manche Probe.

Damit sei diese Anzeige des für die Literaturgeschichtskenntniß so verdienstlichen Werkes geschlossen, nicht ohne noch der zahlreichen, werthvollen illustrativen Beigaben zu gedenken, welche zunächst der beiden Dichter Porträts, dann aber noch zahlreiche Bilder aus den Originalausgaben ihrer Werke in schöner Facsimilereproduction vorführen.

Anton Schlossar.

Lyrische Anthologien.

1. Neuere deutsche Lyrik. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Busse. Mit einer literarhistorischen Einleitung. Halle a. S., Otto Hendel. 1895. 8. Geb. 3 M.
2. Russische Lyrik, in den Versmaßen der Originale übertragen von Hans Gerschmann. Königsberg i. Pr., Hartung'sche Buchdruckerei. 1895. Gr. 8. 1 M.

Ob man mit lyrischen Anthologien den Dichtern einen Gefallen erweist oder nicht, ist eine Frage, die mir auch die vorliegende Auswahl „Deutscher Lyrik" (Nr. 1) nicht entschieden hat. Im allgemeinen ist anzunehmen, daß das liebe Publikum die Gedichte eines Lyrikers um so weniger kauft und liest, je mehr von ihm in Mustersammlungen zu finden ist. Andererseits, wenn die Proben zum Theil so spärlich und so wenig charakteristisch gegeben werden, wie in Busse's Buch, fällt der Reiz weg, den ganzen Dichter kennen zu lernen. Und wenn, um den zweiten Tadel dem kommenden Lobe vorauszuschicken, die Auswahl der überhaupt berücksichtigten Dichter subjectiv ist, so kann einerseits ein übergangener Dichter sich mit Recht beklagen, daß er benachtheiligt werde, und andererseits wird einem unbedeutenden Dichter dadurch ein unberechtigter Vorsprung vor bessern verschafft, daß er in einer so ernst und tüchtig gearbeiteten Mustersammlung, wie der vorliegenden, überhaupt vertreten ist. Es fehlt in dieser vollzähligen Sammlung neuerer deutscher Lyrik z. B. Eduard Paulus — eine um so größere Unterlassungssünde, als der Herausgeber in der Einleitung, auf die ich nachher zu sprechen komme, wie uns scheint in einseitiger Weise die heutige norddeutsche Lyrik höher stellt als die süddeutsche, zu der auch die Schweizer gehören. Wenn man freilich das Gegengewicht, das der Mörike des heutigen Schwabenlandes, Eduard Paulus, gegen ein Dutzend norddeutsche Poeten bildet, einfach aus der Wagschale hinauswirft, so muß sich die Wage ver-

rücken. Daß es überhaupt möglich ist, in einer Sammlung, die von einem literargeschichtlich so kenntnißreichen, nicht blos belesenen Dichter zusammengestellt ist, den Süddeutschen Eduard Paulus zu vergessen, läßt tief blicken und bestätigt Busse's Ausführung, daß jetzt der Norden auch in der Dichtung die Führung an sich zu reißen sucht, wozu der norddeutsche Herausgeber mit seinem Buche das Nöthige beiträgt. Da muß der Süddeutsche noch froh sein, daß ein anderer schwäbischer Dichter, Karl Weitbrecht, überhaupt vertreten ist, wenn auch mit wenig bezeichnenden Proben. Um nicht den Verdacht süddeutscher Parteilichkeit auf mich zu lenken, füge ich bei, daß Eduard Mörike und F. G. Fischer richtig gewerthet und mit einigen gutgewählten Dichtungen vorgeführt sind. Wir würden freilich noch ein paar andere, noch bessere gerne dazufügen.

Und das führt uns auf den andern Punkt, den wir schon oben berührten. Der Sammler gesteht, daß er dem „Schönsten" vor dem „Bezeichnendsten" bei der Auswahl den Vorrang gelassen habe, zumal bei jedem großen Dichter das am meisten Charakteristische gleichzeitig auch das Beste sei. Ich mache mich anheischig, binnen acht Tagen aus sämmtlichen hier vertretenen Dichtern eine Sammlung gleichen Umfangs zusammenzustellen, die ebenfalls das Schönste, vielleicht noch mehr des Charakteristischen enthält, eben weil diese Dichter in ihrer Mehrzahl so viel des Schönen und Charakteristischen haben, daß es wirklich schwer ist zu sagen: da habt ihr das Allerschönste und das Allerbezeichnendste, wohlgemerkt, wenn man so wenige Proben gibt, wie Busse thut. Ich gehe noch weiter: ich will, wenn man Namen wie Mörike, Geibel, Storm, C. F. Meyer und noch ein paar Erlesene außer Betracht zieht, genau soviel Dichter des hier behandelten Zeitraumes in Proben vorführen, von denen keiner bei Busse steht, und die Sammlung aus diesen Dichtern soll doch nicht poetisch werthloser sein als die Busse's. Ja ich glaube, daß ein Drittel dieser zur Wette angebotenen Sammlung poetisch werthvoller ist als das entsprechende Drittel von Busse's Sammlung. Ich beweise damit einerseits, wie schwer eine solche Anthologie zu machen ist, und andererseits, wie leicht es ist, aus hundert Gedichtsammlungen mehr oder minder bekannter Dichter, ja selbst Dilettanten, wie sie uns jährlich durch die Hände gehen, eine kleine Auswahl von wirklich Gutem zu treffen.

Durch die literarhistorische Einleitung hat Busse sich sein Werk noch erschwert. Er wird doch eine Reihe von Lesern finden, welche die der vierundachtzig Seiten großen Einleitung folgende Anthologie als eine Art Bestätigung dessen lesen, was ihnen in der Einleitung vorgetragen wird. Und da klafft nun manchmal ein großer Zwiespalt. Es wird ein Lyriker in der Einleitung hoch gepriesen, und wenn man hinten die Probe liest, so begreift man nicht, warum, und holt sich aus seiner Bücherei den Dichter herunter, um näher zuzusehen. Ein anderer aber wird kurz abgefertigt, und die Proben zeigen ihn in ganz anderm Lichte. So wird Isolde Kurz, natürlich auch eine Süddeutsche, mit dem unglaublich schiefen und nichtssagenden Satz abgemacht: „Eine ähnliche Natur [wie Julius Grosse!!] ist auch Isolde Kurz, die gemäß ihrer schönen, aber wenig ausgiebigen Begabung nur sparsam producirt." Heißt eine Charakterisirung! Und von derselben Isolde Kurz kommt nachher zwar nicht ihr Bestes, aber das Gedicht: „Die erste Nacht", das kürzlich in den Göschen'schen „Jahresberichten" (1892) ein „unsagbar schönes Gedicht" mit Recht genannt wurde.

Aus all dem geht hervor: wer die neuen deutschen Lyriker aus einer Sammlung kennen lernen will, dem dient Busse's Buch nur theilweise: es müßte dreimal so groß und vielfach anders ausgewählt sein. Je kleiner die Auswahl ist, um so mehr spielt das subjective Empfinden eine Rolle, und je jünger der Auswählende ist — Busse verzeihe mir diese Bemerkung über die Jugend, die mir in jüngern Jahren stets unangenehm war —, um so mehr ist das Urtheil bei der Auswahl beeinflußt; womit selbstverständlich nicht gesagt sein soll, daß Greise die richtigen Herausgeber deutscher Lyrik der letzten funfzig Jahre seien. Aber vor 1870 muß man allerdings schon in der Literatur gelebt haben, wenn man auf Objectivität Anspruch machen will. Und dann ist es noch keine wirkliche Objectivität, vielleicht aber doch größere Parteilosigkeit.

Daß wir es übrigens mit einem ganz jungen Herausgeber zu thun haben, dessen Gedichte denn auch die letzten sind, da er seine Sammlung merkwürdigerweise nach dem vielfach ganz gleichgültigen oder irreführenden Geburtsjahr der Dichter anordnet, geht aus der literarhistorischen Einleitung nicht hervor. Diese ist von einer bemerkenswerthen Objectivität, wenigstens bis zu den Dichtern der Gegenwart, wo vielfach nur noch summarisch gelobt oder abgethan wird. Aber selbst in diesem Abschnitt kann man den meisten Ausführungen zustimmen. Ich gestehe, daß mich diese Einleitung mit ihren großen Zügen und kleinen Bosheiten, mit ihrer Verbindung der staatlichen, politischen und philosophischen Entwickelung mit dem Gang der Literatur, mit ihrer farbenprächtigen, bilderreichen Sprache und dem literaturgeschichtlichen Wissen, das der Einleitung zu Grunde liegt, mehr gefesselt hat als die Anthologie selbst. Ich denke mir, wer etwa ein paar Vorträge über die neuere deutsche Lyrik halten wollte, könnte dies nicht besser thun, als hier geschieht. Sind solche Vorträge freilich gedruckt, dann macht man mehr Fragezeichen als beim Anhören. Aber auch beim Anhören wird man Sätze nicht ohne Kopfschütteln hingehen lassen, wie den: „Genannt sei nur noch — — — der sonderbarerweise populär gewordene Schlesier Hoffmann von Fallersleben, der den zweifelhaften Vorzug hat, an Trivialität innerhalb der deutschen Literatur noch unübertroffen zu sein" — ein Urtheil, das sich würdig dem obenerwähnten über Isolde Kurz anreiht. Nur ist

sonderbar, daß derselbe Kritiker weder Sinn hat für die kindliche, volksmäßige Naivetät Hoffmann von Fallersleben's, noch für die unvolksmäßige, sehr complicirten Gefühlen entsprungene Art von Isolde Kurz. Hoffmann von Fallersleben ist denn auch in der Sammlung selbst gar nicht vertreten!

Um so mehr muß es demgemäß verwundern, wie sicher Busse's Urtheil in andern Dingen ist, und wie er schwierige Fragen löst wie die: Was dünket Euch um Goethe seit Italien oder Heine? Hier kann man ihm voll zustimmen, wenn auch die Goethe-Pfaffen von den Stühlen fallen werden, so sie lesen: „es ist unsäglich traurig mit anzusehen, wie Goethe seine eigene herrliche Natur corrigirt"; oder wenn die Heine-Fexen und das Volk Israel vernimmt: „Man kann das Problem Heine auffassen wie man will, man wird immer auf die jüdische Abstammung des Dichters als auf den wesentlichsten und ausschlaggebenden Factor zurückkommen." „Er ist das gewaltigste Nachahmertalent der Weltliteratur." „Seine erbärmliche Gesinnungslosigkeit vermag keine Ehrenrettung zu vertuschen und wegzuleugnen." „Jeder, der etwas leisten wollte und leisten will, muß sich zuerst von seinem Einfluß völlig emancipiren oder steht ihm gewöhnlich an und für sich fern."

Ebenso richtig scheint mir die literaturgeschichtliche Beurtheilung Herder's zu Ungunsten Lessing's, die des Jungen Deutschland, Bodenstedt's und anderer, während, wie schon gesagt, die Beurtheilung der Dichter von 1870 an theilweise unter dem Umstand leidet, daß der Beurtheiler selbst ein moderner Dichter ist. So scharf zugespitzt Busse's Urtheile sind, und so selten man sie in allen Worten und Wendungen unterschreiben kann, etwas Richtiges steckt stets in ihnen, selbst in Sätzen wie: „Hamerling und Schack wurden bei Lebzeiten ungeheuer überschätzt, und beklagten sich doch über mangelnde Anerkennung. Sie waren eitel, empfindlich und verbittert", oder: „Die Lyrik Gottfried Keller's ist — mit wenigen Ausnahmen — unvollendet. Es ist etwas Rauhes und Brüchiges, etwas Hartes und Gequältes in ihr; selten deckt sich Bild und Empfindung, Form und Inhalt in vollendeter Weise."

So in diesem frischen, von literaturgeschichtlichen Phrasen freien Ton ist diese ganze Einleitung gehalten, von der jeder Leser, der überhaupt Interesse für eine Sammlung neuerer Lyriker hat, gefesselt sein wird. Und schon um dieser Einleitung willen verlohnt es sich, das sehr schön ausgestattete und zudem ganz undeutsch billige Buch in seinem geschmackvollem Einband zu kaufen.

Eine ganz andere Entstehung als diese Sammlung „Deutscher Lyrik" hat Hans Gerschmann's Buch „Russische Lyrik" (Nr. 2). Er will keinen systematischen, literaturgeschichtlichen Ueberblick über die russische Lyrik geben, sondern veröffentlicht hier, was er im Laufe der Zeit aus dem Russischen übersetzt hat. Und diese Uebersetzungen machte er nach seinem Geschmack, wie ihn eben die Schönheit eines russischen Gedichts, stand es in Sammlungen oder in Zeitungen, anzog. So bekommt Lermontow den Löwenantheil, während Nekrassow, der mir übrigens unbekannt ist, nach dem Uebersetzer selbst einer viel größern Berücksichtigung als mit einem Gedicht werth gewesen wäre. Uebrigens sind alle diese Proben russischer Lyrik in ihrer Art originell; wenn nicht immer originell russisch, so doch originell lyrisch, und die Sammlung ist trotz ihres geringen Umfangs mannichfaltig genug, um uns das Wesen der russischen Dichtung erkennen zu lassen.

Die Uebersetzung selbst ist, soweit man, ohne die Originale zu kennen, urtheilen kann, vorzüglich, zumal wenn man bedenkt, daß der Verfasser sich sorgfältig an Metrum und Reihenfolge, ja fast an die Worte jeder Zeile der Originale gebunden hat. In der That liest sich keins dieser Gedichte wie ein klägliches Surrogat, sondern wie eine Originaldichtung selbst. Zwei Proben werden das zeigen:

Trennung.

Nun ade, der Abschied ruft
In die dunkeln Weiten.
Leise aus des Thales Duft
Steigt das Abendläuten.
Fern durch eines Fensters Joch
Schimmern muntre Kerzen, —
Und mir quillt die Thräne noch
Aus dem wunden Herzen.

Und so laß ich dich zurück,
Haus, das mir verschlossen,
Was ich an ersehntem Glück
Träumend je genossen.
Brunn, der plätschernd mitgewacht,
Wenn in bittrem Sinnen
Ich in schwüler Sommernacht
Sah die Wasser rinnen.

An des Gießbachs grauem Stein
Will ich niedersinken,
Und den letzten Becher Wein
Dem Vergangnen trinken.
Und ich schleudr' ihn in den Schaum,
Daß ihn jach die Welle
Mit dem letzten Kindertraum
Wie mein Glück zerschelle.

Träume.

Nun schläfst du längst; — doch oft in bangem Traum
Seh' eine dunkle Winterflut ich rollen;
Du ringst im wirbelnden Geknirsch der Schollen,
Und angstvoll irr' ich an des Ufers Saum.

Du streckst die Hand aus eis'gem Gischt und Schaum
Nach meinen Händen, die dich retten sollen:
Im wilden Schluchzen, im verzweiflungsvollen,
Will ich zu dir, doch fesselt mich der Raum.

Und hören muß ich, ob das Herz auch bricht,
Und ob ich zehnfach bittern Tod getrunken,
Dein schrecklich Flehn: Ich sinke, rette mich!

. . . Grau durch die Scheiben fällt das Morgenlicht;
Ich fahre auf; — ach, du bist längst versunken,
Und nur ein Stündlein, dann versink' auch ich.

Die Verfasser dieser und anderer Gedichte sind nicht genannt, da sie dem Uebersetzer selbst unbekannt geblieben sind; uns haben sie mehr angesprochen als die hier mitgetheilten Gedichte berühmter russischer Dichter. Vielleicht deshalb, weil sie mehr allgemein lyrisch als specifisch russisch sind.

Richard Weitbrecht.

Drei Erzähler.

Man muß unwillkürlich etwas lächeln, wenn man die heutige Romanliteratur mit der vor zehn oder funfzehn Jahren vergleicht. Segelte die damalige Dilettantengilde völlig im Fahrwasser des „Gartenlauben"-Romans Marlitt'scher Observanz, so ist heute die Hälfte davon in die Bahnen jener modernen Geister gerathen, deren Verdammung einst zum guten Ton gehörte. Das beste Zeichen für die Führer, daß es Zeit wird, umzukehren und zurückzulenken.

Auch die drei Werke, die mir heute vorliegen, haben trotz ihrer Verschiedenartigkeit einen modernen Anstrich. Diese drei Werke sind:

1. Landen und Stranden. Ein Hamburger Roman. Von Gustav Falke. Zwei Bände. Berlin, Verein für Freies Schriftthum. 1895. 8. 6 M.
2. Vingtras' junge Leiden. Von Jules Vallès. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Karl Schneidt. Berlin, Verein für Freies Schriftthum. 1895. 8. 3 M.
3. Am Seelentelephon. Neue Kurzgeschichten. Von Karl Pröll. Berlin, Hugo Storm. 1895. 8. 2 M. 50 Pf.

Es sind keine Dilettanten, die darin sprechen. Aber auch keine fortreißenden eigenartigen Dichter. Gustav Falke ist auf anderm Gebiete, dem der Lyrik, ein echter Könner. Seine feine Kunst hat etwas Ueberreifes an sich. Der Kern verschwindet oft völlig vor der Schale, auf die alle Sorgfalt verwendet ist. Es wird nun nicht ausbleiben, daß man seinen Roman den eines lyrischen Dichters nennen wird. Wer einmal etikettirt ist, wird das Pflästerchen nie mehr los. Aber dieser Roman „Landen und Stranden" (Nr. 1) hat zwar mit Lyrikern viel zu thun, nichts jedoch mit lyrischer Stimmung und Färbung. Es scheint beinahe, als hätte sich Falke davor gefürchtet und gehütet. Schade. Denn die großen Charakteristiker und Psychologen können den Lyrismus der Sprache wol entbehren, aber wer nicht dazu gehört, der sollte sich nicht eines Vorzuges selber berauben.

Der Roman setzt mühsam ein. Falke muß hundert Seiten haben, um den Leser erst mit den Figuren bekannt zu machen. Man sieht förmlich, wie er sich quält, und man hat Mühe, die Langeweile, die einen beschleichen will, zu unterdrücken. Das straffe geistige Band fehlt leider auch hier. Und die Handlung rückt langsam vorwärts, oder vielmehr: es werden immer neue Personen hervorgezogen, um sie weiter zu bringen. Man findet sich zuletzt kaum mehr in dieser Fülle von Personen zurecht.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht ein junges Mädchen, eine Confectioneuse. Wenn sich Falke begnügt hätte, ihr langsames Sinken darzustellen, so hätte er auf 300 Seiten gewiß ein schönes Buch schaffen können. Er ist kein bedeutender Psychologe, er ist kein bedeutender Charakteristiker. Entwickelungen gibt er gar nicht, ebenso wenig Nuancen. Wenn ein Mensch Willensfestigkeit oder ein anderer Leichtsinn mitbekommen hat, so bleibt der eine das ganze Buch hindurch nur willensfest und der andere nur leichtsinnig. Was Falke hat, ist Beobachtungsgabe. Er kann also eine Situation glücklich erfassen, sie mit manchem Detail ausstatten, kann eine so völlig nebensächliche Figur wie den alten Christian, den er nur anzudeuten braucht, mit drei, vier originellen Zügen plastisch darstellen, aber er hat für die Hauptpersonen nicht genug Farben, sodaß sie einen schließlich ermüden. Was er geben kann — und es ist verhältnißmäßig nicht gar so wenig —, würde ausreichen, wenn eine geschlossene, uns an sich interessirende Handlung da wäre. Sie fehlt jedoch, und so merkt man es doppelt stark, wie wenig vertieft eigentlich diese Charaktere sind.

Vor dem Falke'schen Roman las ich den neuesten von Theodor Fontane: „Effi Briest." Beide Dichter berühren sich eng in ihrem Wollen. Aber wo Fontane durch die reiche Kunst der Nuancirung ein Lebensbild schafft, das von Anfang bis Ende fesselt, obwol es noch viel alltäglicher und ereignißloser ist, als das in „Stranden und Landen" gegebene, geräth Falke bei dem geringen Umfang seines Charakterisirungstalents bald auf den Sand und schleppt sich und uns durch zwei Bände vorwärts ohne eigene Freude und Lust. Besonders dieser zweite Band, wo wiederum neue Personen eingeführt werden, der Dichter Meise und ein Künstler und andere zweifelhafte Existenzen, und wo auch wieder auf Liliencron und der Klage, daß es keine Staatspensionen für Dichter gibt, herumgeritten wird — ist ein Anhängsel, das mehr unter einem Zwange geschrieben zu sein scheint. Ein paar feine Bemerkungen, die Falke über künstlerisches Schaffen hat, und eine Menge guter Beobachtungen, die den Verkehr des Dichters Meise mit Helene betreffen, können uns nicht ganz für das, was fehlt, entschädigen. Das Gegenbild zum Stranden der Helene Leydig ist das Landen der Directrice Lucie Sistermann; aber auch hier ist alles mehr äußerlich angelegt.

Nun könnte es nach diesen Bemerkungen scheinen, als wäre der Roman schlecht. Das ist er nicht; er ist nur zerfahren und geht nicht gerade tief. Und man kommt niemals zu einer rechten Freude oder zu einer rechten Erschütterung. Das Unsichere und Unfertige, die technische

Unbeholfenheit und hier und da eine Krämerrealistik stören und verstimmen. Der Roman „Von der Waterkant" ist das nicht.

Der „Verein für Freies Schriftthum" hat überhaupt wenig Glück mit den Büchern, die er brachte. Otto Mora oder Mysing ist immer weniger ernst zu nehmen; wenn Hanstein oder Bierbaum Romane schreiben, so ist das fürchterlich, und die gefallenen Größen Bleibtreu und Alberti und M. G. Conrad sind auch nicht dazu geeignet, dem Unternehmen auf die Beine zu helfen, da sie mit sich selbst genug zu thun haben. Da mußte wieder einmal das Ausland herhalten. Und so hat Karl Schneidt den Roman seines früh verstorbenen Freundes Jules Vallès, oder wenigstens den ersten Band übersetzt, der in seiner Bearbeitung den Titel „Vingtras' junge Leiden" führt (Nr. 2).

Ein besseres Buch hat der „Verein" noch nicht gebracht; es ist beinahe gut. Die Leidensgeschichte eines Knaben, der von aller Welt geprügelt wird. Es ist in der Ich-Form geschrieben, und bekanntlich verführt keine andere mehr zur Weitschweifigkeit. Aber noch eine zweite Klippe bot sich dar. Es ist ein wunderlicher Widerspruch besonders zu Anfang. Da dieses Ich im Präsens erzählt und dabei die eigene Kindheit schildert, so stolpert man stets über die Unmöglichkeit. Vallès (oder Schneidt) hat das selbst eingesehen, und so erhebt er sich hier und dort zur Ironie; es steckt sich ein grauer Kopf durch die Erzählung des Kindes. Und die Einheitlichkeit des Tons geht verloren.

Die Personen sind scharf umrissen, einige davon, wie der Vater Vingtras', sind tadellos gelungen. Nur ermüdet das Buch auf die Dauer gräßlich. Man weiß vorher: Vingtras kann thun, was er will, er bekommt Prügel. Das ist der Schluß jeder Scene. Und man kann der duldergeduldigste Gemüthsmensch sein — so etwas kränkt. Dazu sind die Prügel meistens unverdient. Fünf- oder zehnmal ist das schön und gut, aber nicht funfzigmal; und so gleichgültig wie der kleine Vingtras werden wir schließlich selber. Dabei fällt es auf: wenn der Junge nur muckst — klatsch, hat er etwas weg; als er jedoch die Kasse erbricht, seine Sparkasse, wonach man schon schauernd eine furchtbare Bearbeitung seines edeln Sitzfleisches erwartet, hört man nichts davon.

Und dann noch eins: Der junge Vingtras soll glauben, daß seine Mutter ihn nur aus Liebe prügelt; und wenn er sieht, wie andere Kinder alles Gute haben, so sagt er zu sich: „Gott, ich danke dir, daß ich eine so völlig andere Mutter besitze, die mich mit Schlägen, Fasten u. s. w. zu einem braven Menschen erzieht." Meint Vallès das ironisch, so fälscht er. Das geschlagene Kind kennt keine Ironie. Meint er es ernst, so ist es noch schlimmer. Einen Jungen, der so denkt, soll die Welt erst noch zu sehen kriegen.

Die Uebersetzung liest sich gut. Im Charakter des Buches liegt es, daß bei dieser Geschichte einer Jugend weder von Spannung noch von Composition die Rede sein kann. Das Ganze bleibt ohne Abschluß. In der Einleitung plaudert Karl Schneidt von seinem Freunde, dem Verfasser, den er 1883 in Paris kennen gelernt hatte. Er nennt Vallès einen kernhaften Vollmenschen, der auf seine bäuerlichen Vorfahren stolz war. Nun ist das nach diesem Beichtbuche schwer zu verstehen, denn der junge Jacques Vingtras hat vom Vollmenschen wenig an sich, und Vallès hat die freudlose Jugend mit seinem Helden gemein. Auch er wurde von seinen Aeltern nicht verstanden und körperlich wie seelisch mishandelt. Als er ihrem Joch entronnen war, ward aus ihm ein begeisterter Kämpfer für freiheitliche Anschauungen, und im berühmten Quartier latin spielte der junge Vallès bald eine große Rolle. Auch die Zeitungen wurden auf ihn aufmerksam, und der „Figaro" zählte ihn bald zu seinen Mitarbeitern. Aber der von der Polizei Gehaßte konnte nirgends festen Fuß fassen. Nach dem Sturze des Kaiserreichs ward er in den Rath der Commune gewählt, mußte jedoch nach Niederwerfung des Aufstandes nach dem Auslande flüchten. Als er zurückkehrte, war seine Popularität verschwunden; er entsagte der Politik und wandte sich der Literatur zu. Am Anfang der achtziger Jahre schrieb er seine Romane, aber schon 1885 starb er, um heute ganz vergessen zu sein — „der Letzte der Bohême".

Bleibt noch der dritte Erzähler: Karl Pröll. „Am Seelentelephon" und „Neue Kurzgeschichten" (Nr. 3) — geschmackloser konnten die Titel seines Buches beim besten Willen nicht ausfallen. „Kurzgeschichten" ist jedenfalls eine nationale Bildung nach Analogie des „Deutschbundes" des drolligen Herrn Friedrich Lange. Nun, jeder hat sein Plaisirchen, ich meine nur, der nationale Gedanke wird durch derartige „Kurzgeschichten" und „Deutschbünder" ins Kleinlich-Komische gezogen.

Pröll ist nur ein halber Dichter. Und die halben Dichter sind gar keine. Ergo ist Pröll gar keiner. Aber im Ernst: Karl Pröll ist eine recht interessante Mischung. Ein Viertel Schriftsteller mit poetischem Anstrich, ein Viertel Philosoph und zwei Viertel Journalist. Seine Erfindungsgabe ist sehr anerkennenswerth. Er construirt sich wol manchmal Gestalten, aber sie sind wenigstens originell, und als er den ersten Band seines „Modernen Todtentanzes" schrieb, hat das Viertel Schriftsteller in ihm unter Verstärkung des poetischen Anstrichs sogar den Philosophen und theilweise auch den Journalisten mit mächtigem Anlauf an die Wand gedrückt, sodaß sie sich nur im Winkel noch regten. Seitdem aber, als hätte der jähe Anlauf dem Schriftsteller geschadet, ging es mit diesem Schriftsteller traurig zurück. Ich weiß das, denn ich habe im Idealismus der Jugend beinahe Pröll's sämmtliche Werke gelesen. Und der Journalist im Verein mit dem Philosophen feierte Triumphe. Es war so eine recht flott gemachte, mit moralischen oder socialen Tendenzen verbrämte Großstadtliteratur, die Pröll pflegte, und naive Kritiker nannten ihn modern, weil er

von emancipirten Frauenzimmern und dampfenden Fabrikschloten zu sprechen wußte. Daß er dabei nach bewährtem Recept arbeitete, übersahen die meisten.

Aber seine Arbeiten, die langweilig wurden, gehörten und gehören schließlich noch zu den ehrlichen. Unlauterer Mittel bedient sich ihr Verfasser nicht; er ist ein Charakter. Sein neues Buch taugt nicht viel, doch es ärgert auch nicht allzu sehr. Es schließt sich der langen Reihe der frühern würdig an. Diesmal ist es ein Mitternachtsnabob oder ein Witwenchirurg, den Pröll herausgreift und in ebenso harmlosen Skizzen behandelt, wie er sie schon oft geschrieben hat — in Skizzen, die jedes plastische Vermögen vermissen lassen, in denen der Schriftsteller allzu oft die Rolle an den Docenten und Lebensbeobachter abgibt, der zu allgemeinen Sätzen formulirt, was an dem Einzelbeispiel klar geworden. Dichterische Naivetät dürfen wir bei Pröll nicht suchen; in die Literaturgeschichte gehört er nicht. Aber unter dem Strich mag man ihm recht gern einmal begegnen. Wozu ein Buch aus den Kleinigkeiten gemacht wird, die zu bedeutungslos sind, als daß man des längern dabei verweilen könnte — das weiß ich nicht. Bewundernswerth erscheint mir nur, daß man nach bald vierzig Bänden so frisch-fröhlich und unverzagt weiter schreibt.

Karl Busse.

Feuilleton.

Der diesjährige Weihnachtsbüchermarkt bringt ein ungemein reichhaltiges Angebot an stattlichen bildergeschmückten Lieferungswerken. Ueber Dumas' „Drei Musquetiere" ist bereits berichtet worden. Jetzt zieht wiederum aus Stuttgart, diesmal aus dem Verlag von Paul Neff, ein Werk aus, dem wir, soweit der beigegebene Prospectus in der ersten vorliegenden Lieferung sich bereits trefflich bewährt, eine weite Verbreitung wünschen und prophezeien dürfen. Der volle Titel lautet: „Nordland-Sagen. Nordisch-germanische Lieder und Mären für das deutsche Haus, bearbeitet von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von G. Cloß, C. Häberlein, Th. Hoffmann, R. E. Kepler u. a." (Stuttgart, Paul Neff, 1895). Der ganze Band soll zwölf Lieferungen à 50 Pf. und den dritten Band der unter dem Titel „Germanias Sagenborn" von Engelmann gleichfalls verarbeiteten jüngern Sagenkreise bilden. Da Engelmann einer volksthümlichen Prosa leidlich gewachsen ist und die Zeichner augenscheinlich ihre beste Kunst einsetzen, so wird der Aufwand des Verlegers sich verlohnt machen. Die Töne eines Musäus, eines Jakob und Wilhelm Grimm, eines Gustav Schwab und Ferdinand Bäßler freilich trifft der Verarbeiter zu unserm Leidwesen nicht, und die vorliegende Sage von Wieland dem Schmied erscheint leidig verwässert. Hier hätte sich Emil Engelmann zuvor bei Scheffel's „Ekkehard" zu einem Privatissimum laden sollen. Gleichwol sehen wir um der gefälligen Illustrationen willen dem Kommenden mit vergnügter Spannung entgegen, denn jedenfalls ist der eingeschlagene Weg insofern ein verheißungsvoller, als er viele Leser aus der traulichen Stubenatmosphäre dieser Erzählungen in die schneeklare Luft der altnordischen Quellen führen wird.

Im Verlage von Karl Ruprecht in München erscheint in nunmehr sich schneller folgenden Zeiträumen eine erste illustrirte Prachtausgabe ausgewählter Werke des Jeremias Gotthelf, des vortrefflichen schweizerischen Volksschriftstellers. Das Vorwort von Karl Schenk sagt mit Recht: „Seine Werke sind aus dem bernischen Emmenthale, in welchem sie entstanden sind, und aus dem engern heimatlichen Kreise, für den sie zunächst geschrieben waren, längst hinausgetreten und bekannte und anerkannte Größen der deutschen Literatur geworden. Aber Generation folgt auf Generation. Jedes Jahr treten neue Schriftsteller auf den Plan und nehmen mit ihren mehr oder weniger guten Erzeugnissen die Aufmerksamkeit der jetzt lebenden so in Anspruch, daß allmählich in weiten Kreisen von hervorragenden Meistern vergangener Jahrzehnte zwar der berühmt gewordene Name erhalten bleibt, die Bekanntschaft mit ihren Werken aber mehr und mehr eine beschränktere wird. Solche Werke durch entsprechende Neuausgabe den jungen Generationen wieder nahe zu legen ist deshalb je und je ein gutes verdienstvolles Unternehmen." Wir sind damit völlig einverstanden wie mit den Grundsätzen des Herausgebers Otto Sutermeister, der wohlthuend alle langathmigen Betrachtungen und episodischen Abschweifungen, welche den Gang mancher Erzählung zur Ermüdung des Lesers unnöthig aufhielten, ausgeschlossen hat. Ebenso hat er Anspielungen auf Persönlichkeiten und Verhältnisse, namentlich solche parteipolitischen Charakters, wie alle Roheiten und Cynismen ausgeschieden, welche nicht mehr zu den bloßen unumgänglichen Derbheiten des volksthümlichen Wesens gezählt werden durften, sondern vielmehr entschieden das Maß einer gesunden Realistik überschritten und nur dazu angethan waren, die wünschenswerthe Verbreitung der Gotthelf'schen Schriften in allen Kreisen des lesenden Publikums, zumal in der Familie zu erschweren oder unmöglich zu machen. — Das Werk soll in 20—22 monatlichen Lieferungen mit zusammen 1600—1800 Seiten Text in großem Octavformat erscheinen und 200 Illustrationen nach Originalzeichnungen von A. Anher, H. Bachmann und W. Vigier enthalten. Wir wünschen dem Werke das beste Gedeihen.

Ebenso begrüßen wir das auf durchaus persönlichen Mittheilungen beruhende bereits weit vorgerückte Sammelwerk des Generalmajors z. D. Freiherrn Friedrich von Dinklage-Campe, „Kriegserinnerungen: Wie wir unser eisern Kreuz erwarben. Selbsterlebnisse. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern" (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp.). Bereits dreizehn Lieferungen des Werkes, somit seine größere Hälfte, liegen uns vor. Eine jede schmückt ein farbiges Extrakunstblatt nach zum Theil berühmten Gemälden berühmter Künstler wie Georg Bleibtreu's „Der Kronprinz bei Wörth"; R. Knötel's „Die Badenser bei Nuits-sous-Beaune"; desselben „Die Ziethen-Husaren bei Mars-la-Tour"; Georg Bleibtreu's „Bei Elsaßhausen gefangene Turcos" u. a. Zahlreiche Porträts von Offizieren und Unteroffizieren, welche den Mittelpunkt dieser einzelnen „Selbsterlebnisse", meist irgendeiner Heldenthat des großen Krieges bilden, und eine Fülle von reicher oder bemessener ausgeführten Gefechtsskizzen dienen dem Ganzen neben der Authentieität der individuellen Berichterstattung zu einem Schmucke, welcher die Veröffentlichung weit über die Wirkung der Tagesliteratur auf die unvergängliche Höhe monumentaler Geschichtschreibung hebt. Wol ist es Mosaik, was uns der General von Dinklage bietet, aber aus diesen Details werden Historiker und Romanschreiber der Zukunft Kitt und Farben ihrer Panoramen holen.

— Von neuen Auflagen bekannter Bücher, die sich noch kurz vor dem Feste eingestellt haben, verzeichnen wir: „Als der Groß-

vater die Großmutter nahm. Dritte Auflage" (Leipzig, F. W. Grunow); W. Langewiesche: „Im Morgenlicht. Zweite Auflage" (Leipzig, H. Haessel); Hans Arnold: „Fünf neue Novellen. Dritte Auflage" (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.); Anton E. Schönbach: „Walther von der Vogelweide. Zweite Auflage" (Berlin, E. Hofmann u. Comp.).

— Von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben ein prächtig ausgestatteter Illustrirter Katalog ausgewählter Werke ihres Verlags ausgegeben worden.

— Der bekannte leipziger Dialektdichter Ed. Bormann hat die Verse und Bilder, die er in den letzten zehn Jahren auf Briefbogen, Postkarten, Tischkarten, Speisezetteln und Tanzkarten, auf etwa 2 Millionen Blättchen hat in die Welt fliegen lassen, in einem Büchlein gesammelt, das den Titel trägt: „Allerlei Liebenswürdigkeiten, ein humoristisches Quodlibet in Wort und Bild, in Vers und Reim, in Ton und Farbe" (Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag). Eine hübsche Ausstattung trägt dazu bei, den vielen Freunden des Dichters das Buch als willkommene Gabe erscheinen zu lassen.

— Vielfach behandelte Fragen erörtert Karl Bienenstein in seinen drei Essays im dritten Hefte der „Cultur- und Literaturbilder", herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz (Neuwied, August Schupp, 1894). Zunächst beleuchtet er wieder einmal die Schädlichkeit der Tagespresse und kommt zu dem Ergebniß: „Unser ganzes Zeitungswesen muß reformirt werden, soll nicht das Blut, das für die Preßfreiheit vergossen wurde, umsonst geflossen sein." Ja, aber man wird viel weiter gehen müssen. Das ganze gar nicht mehr zeitgemäße Parteiwesen und noch vieles andere, vor allem die Menschheit selbst muß anders und besser werden. In dem Aufsatze „Kunst und Volk" verlangt Bienenstein, daß die Kunst dem Volke wieder zugänglich gemacht werde, wie in der Zeit des Perikles. Hier treten die zahlreichen humanitären Bestrebungen, die in dieser Beziehung schon bestehen, nicht genügend hervor. Bienenstein erwähnt wol die Volksheime, die Vereine für Volkswohl, die volksthümlichen Concerte, aber nicht ohne böse Seitenblicke auf die Indolenz der besitzenden Klassen. Er sollte, um nicht ungerecht zu sein, auch der Hemmnisse gedenken, die solchen Bestrebungen von denen bereitet werden, die sich für die berufenen Vertreter des Volkes ansehen. Im dritten Aufsatze gibt er eine Uebersicht über die verschiedenen Versuche, eine Volksbühne zu gründen. Das Drama der naturalistischen Schule scheint ihm zu diesem Zwecke wenig geeignet. Denn „um das Volk wahrhaft mit sich fortzureißen, es für eine neue Kunst zu begeistern, dazu gehört unsers Erachtens ein Drama, das die modernen Ideen und die Wucht des Schiller'schen Erstlingswerkes verbindet. Unsere «Alltagstragödie» leidet ihrem Wesen entsprechend an dem Mangel großer Ideen und kann daher auch nicht die Herzen erobern. Sie wirkt nicht begeisternd, sondern erfüllt die Seele mit heimlichem Grauen, mit Trostlosigkeit und verbissenem Haß gegen alles Faule und Schlechte; sie bindet eine Anzahl seelischer Werthe und bringt keine Befreiung. Sie hat sich zu sehr in den Dienst der brennenden Tagesfragen, des Socialismus gestellt, um auf bleibende Bedeutung Anspruch erheben zu können". Diese Bemerkung berührt uns weit sympathischer als verschiedene andere vom Verfasser gethane Aeußerungen.

Bibliographie.

Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Deutsch von K. Pasch. Viertes und fünftes Bändchen. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 8. Je 1 M. 80 Pf.

Beißel, St., Fra Giovanni Angelica da Fiesole. Sein Leben und seine Werke. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 6 M.

Berdrow, O., Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Mit zehn Porträts in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. Geb. 6 M.

Berühmte Gemälde der Welt. Eine Sammlung der großen Meisterwerke der modernen Kunst, auf photographischem Wege vervielfältigt. New York, Bryan, Taylor u. Comp. Leipzig, R. Giegler's Colportage Grosso-Buchh. Querfolio. Geb. 10 M.

Bielschowsky, A., Goethe. Sein Leben und seine Werke. Zwei Bände. Erster Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 5 M.

Bliß, P., Ein ganzer Mann. Roman. Frankfurt, A. Vaternahm. 8. 3 M.

Flammarion, C., Das Ende der Welt. Pforzheim, Ernst Haug. 8. 3 M.

Golther, W., Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 12 M.

Hausjakob, H., Der Vogt auf Mühlstein. Prachtausgabe. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 4. 12 M.

Herold, Th., Gretchen. Ein Sang aus der Zeit der Freiheitskriege. Münster i. W., Heinrich Schöningh. 8. 3 M.

Heyse, P., Ueber allen Gipfeln. Roman. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchh.). 8. 5 M.

Hofmann, Else, Müller-Liesel. Eine Erzählung für erwachsene Mädchen. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. Gr. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

In gutem Geleit. Ein Denk- und Merkbüchlein für alle Tage des Jahres. Ihren jungen Freundinnen gewidmet von Brigitte Augusti. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. 8. Geb. 4 M.

Kastan, J., Christenthum und Philosophie. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchh. Gr. 8. 50 Pf.

Kloß, J. E., Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M.

Knackfuß, H., Künstler-Monographien. VI. Velazquez. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 2 M.

— — Künstler-Monographien. VII. Menzel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 3 M.

Krag, Th. P., Fortaellinger. Christiania, Alb. Cammermeyer. 8. 50 Oere.

Kraus, F. X., Geschichten der christlichen Kunst. Erster Band. Erste Abtheilung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 8 M.

Lammertz, J., Nymphenspiel. (Eine dramatische Dichtung.) Freiburg i. Br., Lorenz u. Waetzel. 8. 2 M.

Lessen, L., Kosmische Kränze. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8.

Liebmann, O., Vier Monate vor Paris. Kriegstagebuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 3 M. 50 Pf.

Marie, J ensomme Timer. Andet Omarbeidede Oplag. Christiania, Alb. Cammermeyer. 8. 3 Kronen.

Meinecke, F., Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Nassen, J., Heinrich Heine's Familienleben. Fulda, Fuldaer Actiendruckerei. Gr. 8. 2 M. 30 Pf.

Nietzsche, Friedrich. Band X. Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1872—1876. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 9 M.

Nöldechen, W., Die goldene Leiter. Novellen. Leipzig, Georg Wigand. 8. 2 M. 40 Pf.

Paar, M., Désirée. Schauspiel. Berlin, Friedrich Luckhardt. 8. 1 M.

Reuter, Gabriele, Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 4 M.

Rostand, E., Die Romantischen. Vers-Lustspiel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M.

Scherer, W., Karl Müllenhof. Ein Lebensbild. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 8. 4 M.

Schwartze, Th., Grundgesetze der Molekurlarphysik. Leipzig, J. J. Weber. Gr. 8. 4 M.

Schwerin, Helene, Gräfin, Lieder aus dem Hagedorn. Zweite Auflage. Anklam, Fr. Krüger. 12.

Sievers, W., Australien und Ozeanien. Eine allgemeine Landeskunde. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. Geb. 16 M.

Sigmund Brestesiöns Saga. Efter „Faeröingernes" Saga. Christiania, Alb. Cammermeyer. 8. 30 Oere.

Sohnrey, H., Verschworen — verloren. Eine Erzählung aus dem südhannoverschen Berglande. Zweite Auflage. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 2 M.

— — Die hinter den Bergen. Dorfgestalten aus Hannoverland. Zweite Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 8. 2 M.

Sondermann, F., Adolph Menzel. Monographie. Magdeburg, Albert Rathke. 4. 2 M.

Spillmann, J., Die Wunderblume von Woxindon. Historischer Roman. Zwei Bände. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 8.

Stöckl, Helene, Feierstunden der Seele. Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz und Geist. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. 8. Geb. 4 M.

Stursberg, P., Jan de Ridder. Erzählung. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger. 8. 2 M.

Thielmann-Jacobsdorf, Freiherr v., Deutsche Volkswirthschaft oder Weltwirthschaft? Breslau, C. Dülfer. 8. 1 M.

Turner, A., Die zerstreute Materie. Leipzig, Th. Thomas. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Vely, E., Das Fräulein. Roman. Zwei Bände. Mannheim, J. Beusheimer's Verlag. 8. 5 M.

Verdy du Vernois, J. v., Im großen Hauptquartier 1870—71. Dritte Auflage. Berlin, E. S. Mittler. Gr. 8. 6 M.

Wick, A., Seltsame Geschichten. Frankfurt, A. Vaternahm. 8. 1 M. 50 Pf.

Wilbrandt, A., Die Rothenburger. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M.

— — Faust. Tragödie von Goethe. Wien, Literarische Gesellschaft. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Festgeschenke u. Nova.

Preise für Exemplare in **feinen Original-Einbänden:**

Allmers, H., Werke. 6 Bände. M. 19.
— Dichtungen. 3. Auflage. M. 4.
— Fromm und Frei. Religiöse Dichtungen. M. 2.
— Römische Schlendertage. 8. Auflage. M. 7.
— Marschenbuch. 3. Auflage. M. 7.
— Aus vergangener Zeit. M. 4.
— — **v. Dörnberg**, Bilder aus den Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Bulthaupt, Dramaturgie. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 5. Auflage. M. 6. ** Shakespeare. 5. Auflage. M. 6. *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 4. Auflage. M. 6.
— Durch Frost und Gluthen. Gedichte. 2. Auflage. M. 5.
Charpentier, Russische Wanderbilder. 2. Auflage. M. 4.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Auflage. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 4. Auflage. M. 5.
Kaden, Italienische Gypsfiguren. 3. Auflage. M. 5.
Kellner, Hie Rothenburg! Dichtung. 2. Auflage. M. 5.
Leben der Prinzessin de la Trémoïlle. Herausgegeben von Dr. R. Mosen. M. 7,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Nassredin Chodja. Osmanischer Eulenspiegel. 3. Auflage. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Auflage. M. 3.
Neumann-Strela, Thron und Reich. 3. Auflage. M. 3.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 4. Auflage. M. 3.
— Sommertage. 4. Auflage. Mit Portrait des Dichters von L. Knaus. M. 5.
Roland, Emil, Gedichte. M. 3.
— Der Cantor von Orlamünde. Dichtung. 2. Auflage. M. 2,50.
Schwartz, A., Vaterländische Ehrentage. 14. Auflage. 60 Pf.
Schwartz, R., Esther im Drama des Reformations-Zeitalters. M. 5.
Sello, Dr., Kloster Hude, ill. M. 2,50.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Auflage. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Auflage. M. 7,50.
— Goethes Frauengestalten. 2 Bände. 8. Auflage. M. 8.
— G. E. Lessing. Leben und Werke. 9. Auflage. M. 7,50.
— Weimar und Jena. 3. Auflage. M. 7.
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Illustrirt. M. 20.
Staudinger, Die Haussaländer. 2. Auflage. M. 12.
Stern, Ad., Wanderbuch. 3. vermehrte Auflage. M. 5.
Volksbote. Volkskalender. 59. Jahrgang reich illustrirt. 50 Pf.
Zimmermann, Kolonialgeschichtliche Studien. M. 7.
— Preußisch-deutsche Handelspolitik, **aktenmäßig** dargestellt. M. 18.
— Das Schlesische Leinengewerbe dreier Jahrhunderte. M. 7.

Geschenklitteratur-Verzeichniß gratis.

Verlag: **Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hansjakob, H., Der Vogt auf Mühlstein.

Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. **Pracht-Ausgabe** mit acht Heliogravüren nach Original-Zeichnungen von W. Hasemann. 4°. (IV u. 58 S.) In Original-Einband: Leinwand mit reicher Gold- und Farbenpressung und Goldschnitt M. 12.

Diese Pracht-Ausgabe bildet ein vorzügliches Festgeschenk.

Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Karl Müllenhoff.

Ein Lebensbild

von

Wilhelm Scherer.

Mit dem Bilde Müllenhoffs.

gr. 8°. (VII u. 173 S.) geh. 4 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kolonialgeschichten

für die Jugend.

Reich illustrirt.

8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. 3. Aufl. Mit 41 Abb.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. 6. Aufl. Mit 43 Abb.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. 5. Aufl. Mit 54 Abb.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 30 Abb. und 1 Karte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford, einem Sohne des Dichters Wilhelm Müller, herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novelle, empfiehlt sich als passende Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 51. — 19. December 1895.

Inhalt: Johann Christian Günther. (1695—1723.) Von Richard Opitz. — Zur französisch-westfälischen Herrschaft in Hannover. Von Konrad Sturmhoefel. — Schriften nationalökonomischen und sociologischen Inhalts. Von Karl Jentsch. — Schottische Wanderungen. Von L. O. Brandt. — Neue Romane und Erzählungen. Von M. Rachel. — Vom jungen und vom alten Raabe. Von Robert Lange. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Johann Christian Günther.

(1695—1723.)

Zu den Dichtern, die im Bewußtsein ihres höhern Werthes der Hoffnung auf ein Fortleben bei der Nachwelt bestimmten Ausdruck verliehen haben, gehört auch Johann Christian Günther. Mag er bisweilen auch sich anspruchsloser äußern, so hat er doch zugleich die stolzen Worte gesprochen:

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum;
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Wen wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein von Sterben frei.

Seine Gedichte, schon zu seinen Lebzeiten sehr gerühmt, wurden nach seinem Tode viel gelesen, und noch lange nachher sang das Volk seine Lieder „mit vieler Theilnehmung". Heute hat diese volksthümliche Wirkung nahezu aufgehört. Am bekanntesten ist noch seine freie Bearbeitung des „Gaudeamus". Dagegen kennen nur wenige von denen, die Hauff's berühmten „Reiters Morgengesang" singen, den Zusammenhang dieses Liedes mit Günther's Strophen, z. B. folgender:

Und wie bald
Mißt die Schönheit die Gestalt!
Prahlest du mit deiner Farbe,
Daß sie ihresgleichen darbe,
Ach die Rosen sterben bald!

Was uns als Günther's Dichtungen überliefert ist, ist ein ungeordneter Haufen von Werthvollem und Werthlosem, wie es nicht selten der Drang des Augenblicks geschaffen und die Betriebsamkeit eifriger Sammler nach des Dichters Tode zusammengebracht hat. Der bisweilen erschreckend rohe Ton mancher Gedichte findet seine Erklärung theilweise in der Neigung der Zeit, theilweise in der zu frühen Selbständigkeit und in der einseitigen Erziehung des Verfassers. Der Vater, ein in der Schule des Lebens verhärteter Mann, verstand den Geist des Knaben zeitig zu wecken und hat ihm wol auch seinen frommen Glauben eingepflanzt; aber es fehlte der veredelnde Einfluß einer feinfühligen Mutter. Wol brachte eine wahre Herzensliebe die in dem Jüngling schlummernden edlen Triebe zum Vorschein; aber seine Seele hielt sich zu fest an die Welt, und das ihm angeborene Talent zur Satire riß ihn leicht über alles Maß hinaus und schuf ihm zugleich eine Menge Feinde, die sein Leben verbitterten und sein Fortkommen erschwerten.

Wenn man die traurigen Schicksale des Dichters recht begreifen will, ist eine eingehende Kenntniß seines häuslichen Lebens und der Verhältnisse seiner Vaterstadt nicht zu entbehren. Wir haben deshalb alle Ursache, einem Manne dankbar zu sein, der, durch persönliche Anhänglichkeit an Striegau und durch die Begeisterung für Günther getrieben, mit wahrem Bienenfleiße alle localen Verhältnisse der Günther-Stadt und alle Beziehungen des Dichters zu seiner Heimat und zu den andern Stätten seines Wirkens aufzuspüren unternommen hat. Dieser Mann ist Gregor Konstantin Wittig. Gleichwol hat er mit der ersten Veröffentlichung seiner Ergebnisse*) zum Theil wenig Beifall bei der gelehrten Forschung gefunden, so bei dem neuesten Herausgeber der Gedichte Günther's in der Kürschner'schen „Nationalliteratur", Ludwig Fulda, und bei Martin in Wackernagel's „Geschichte der deutschen Literatur". Und das läßt sich begreifen. Wittig's Buch ist zugleich eine Art Chronik von Striegau zu Günther's Zeit. Die wenigsten Forscher

*) Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters J. Chr. Günther. Von G. K. Wittig. Striegau, A. Hoffmann. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

aber haben Lust und Zeit, die Verhältnisse von Hinz und Kunz und des Verfassers eigene Lebensschicksale sich berichten zu lassen.

Verfolgt man aber den Zweck, die ganze Atmosphäre, in der der Dichter aufgewachsen ist, kennen zu lernen, so erweist sich manches, was scheinbar recht überflüssig ist, doch schließlich als bedeutungsvoll. Zu beklagen, wenn auch zu verstehen, ist der polemische Ton, in dem das Buch geschrieben ist. Litzmann's textkritische Forschungen kommen dabei zu schlecht weg. Auch Wittig wird einer sorgfältigen Einzelkritik nicht entrathen können, wenn er die Frage nach der Echtheit einer eventuell wichtigen Quelle zum Leben Günther's, der sogenannten „Curieusen Lebensbeschreibung", zu einem sichern Abschlusse bringen will. Schon auf S. 273 seines Buches schrieb er: „Wir glauben dem deutschen Volke, speciell aber unserm schlesischen Vaterlande, keinen größern Dienst und Genuß bereiten zu können, als wenn wir dieser unserer Schrift eine neue Ausgabe besagter vortrefflichen Dichtung mit den nöthigen erklärenden Noten und den die Echtheit bestätigenden weitern Beweisen, nebst dem Anhange von Günther's noch unbekannten poetischen Episteln und seinen wirklich letzten Gedanken zu Jena, sowie seine schweidnitzer «Liebesbegebenheiten» auf dem Fuße folgen lassen." Diese Schriften sollen nun in diesem Jahre noch herauskommen; erschienen sind kürzlich nur die gleichfalls seit langem angekündigten „Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung" *), zwar nicht ein „ganzes, dickes Buch", wie es S. 303 des ersten Werkes heißt, sondern nur zwei Bogen Bemerkungen in übersichtlicher Form.

In dieser neuen Schrift hat es Wittig namentlich mit Fulda zu thun. Im allgemeinen unterscheidet er sich von den meisten übrigen Forschern dadurch, daß er die Reinigung Günther's von falschen Beschuldigungen als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet. Er äußert einmal sein Bedauern darüber, daß nicht ein so energischer Kämpe wie Lessing in seiner breslauer Zeit die Rechtfertigung Günther's unternommen habe. Ein wichtiges Moment zu dessen Entlastung sah Wittig schon in seinem ersten Buche darin, daß eine neidische Stiefmutter wesentlich dazu beigetragen habe, eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn zu hintertreiben. Diese Behauptung hält er mit aller Entschiedenheit auch in den Nachträgen aufrecht. In der That scheint manches für eine solche Annahme zu sprechen. Doch hat mich eine wiederholte Nachprüfung des gesammten Materials nicht von deren Richtigkeit zu überzeugen vermocht. Die Hauptpunkte seien hier noch einmal kurz zusammengefaßt. Zwei zusammengehörige Gedichte, in denen von einer Stiefmutter die Rede ist, fallen als Beweismittel weg, da sie offenbar nicht „in eigenem Namen" verfaßt sind. In dem Gedichte „Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte" schildert er das sorglose Leben unter den Jugendgenossen:

Mit was vor Liebe, Trost und Treu'
Komt' eins das andre klagen,
Wenn etwan blinde Tyrannei,
Das Stiefkind hart geschlagen!
Wir stritten leicht, doch aller Streit
War stündliche Versöhnlichkeit,
Und von der Aeltern Gaben
Mußt' jeder etwas haben.

Das hier genannte Stiefkind kann jeder von den Gespielen sein. An einer Stelle der bestrittenen „Curieusen Lebensbeschreibung" wird die Vaterstadt als Stiefmutter angeredet. Auch einige räthselhafte Worte in einem alten Notizbuche möchte Wittig als Beweis für seine Behauptung verwenden.

Diesen mehr als zweifelhaften Stellen stehen ganz bestimmte Angaben gegenüber. Als Günther im Frühjahr 1718 in Leipzig schwer erkrankt war, schrieb er:

Arme Mutter, die du jetzt mein entferntes Grab bethräneſt
Und vielleicht den kranken Leib auch schon an die Bahre lehneſt,
Nimm saumt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht,
Weil die Wehmuth des Gemüthes Reim und Kiel zu Schanden macht.

Wie sollte er so seine böse Stiefmutter anreden? Aufs beste stimmt mit der ebenerwähnten Stelle die Bemerkung über die im Jahre darauf erfolgte Rückkehr ins Vaterhaus:

Die treue Mutter lag, die Schwester weint' und schwieg.

„Lag" kann hier nicht heißen sie war todt denn Günther's Mutter starb erst 1724. Urkundlich steht fest, daß der alte Günther zweimal verheirathet gewesen ist. Die erste Frau mit ihrem Töchterchen war 1690 gestorben. In diesem Ergebniß lassen wir uns auch nicht irremachen durch die Notiz des Begräbnißbuches: „1711 April 3. Hr. günthers sein Hausweib †." „Hausweib" kann ja, wie Grimm's „Wörterbuch" lehrt, heißen „die Frau des Hauses", aber auch „Haushälterin". Günther selbst gedenkt einer solchen Person in einer für die Beurtheilung seiner Jugendeindrücke wichtigen Stelle:

Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grethe
Mein künstlichster Poete.

Ist aber diese die 1711 Gestorbene, so kann es nicht wohl die von Wittig angenommene Margaretha Müller sein, die zufolge demselben Begräbnißbuche 1720 als siebenundachtzigjährige Witwe in Striegau gestorben ist. Denn zwei so alte Dienerinnen werden schwerlich zu gleicher Zeit in Günther's Vaterhause gewesen sein.

Seine früheste Geliebte feiert Günther unter dem Namen Philindrene. Sie muß durch ein überraschendes Ereigniß ihm plötzlich entrissen worden sein. Wenn Wittig in seiner neuesten Schrift auf sie eine Bemerkung im Todtenbuche zu Siegroth beziehen will: „1714, 28. Febr. ward Begraben die Fräul. Johanna v. Cobaliuska, ihres Alters 15 Jahr", so bleibt dies eine sehr

*) Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung. Von G. K. Wittig. Striegau, A. Hoffmann. 1895. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

luftige Hypothese. Wie im Leben Tasso's, so spielen in dem Günther's verschiedene Leonoren eine Rolle. Während die zweite nur zeitweilig wie ein schimmerndes Meteor seinen Lebensweg erhellt hat, hat die erste immer wie ein holder Stern, nur manchmal verdunkelt, ihm geleuchtet. Die beiden Leonoren zu scheiden und das auf sie Bezügliche zu sichten, ist der Forschung erst nach und nach geglückt, und noch jetzt herrscht über viele Punkte die größte Unklarheit.

Die schweidnitzer Leonore ist durch eine Entdeckung Wittig's in ein helleres Licht gerückt worden. Ein alter Gewährsmann gibt an, daß sie Maria Eleonora Jachmann geheißen habe und die Tochter eines Arztes gewesen sei. Nun hat Wittig dieses Mädchen urkundlich nachgewiesen und zugleich bekannt gemacht, daß eine von den geistlichen Dichtungen, „Glauben und Hoffnung", jenen Namen im Akrostichon zeigt. In diesem Gedicht ist zwar von Liebe nicht die Rede, doch wird ein Verständiger nun schwerlich mehr an der Richtigkeit jener alten Ueberlieferung zweifeln. Eine weitere Bestätigung wird unsere folgende Betrachtung ergeben. Zu dem Gedicht „Als er ihretwegen viel leiden mußte, doch dabei nicht verzagte" bemerkt Fulda: „Gewiß mit Recht bezieht Wittig (a. a. O. S. 288) das Gedicht gegen Tittmann und Litzmann, die es unter die Leonoren-Lieder setzen, auf Phillis." Und doch, wenn man den Ton und Inhalt dieses Liedes mit dem durch Wittig der Leonore sicher zugewiesenen Gedichte vergleicht, kann die Beziehung auf dieselbe Person wol nicht mehr zweifelhaft sein. Es wird genügen, wenn ich einige Stellen nebeneinandersetze:

Mein Vertrauen gründet sich
Auf zwei Pfeiler, die nicht wanken:
Glaub' und Hoffnung führen mich
Durch die engen Lebensschranken
An das Ziel, wo Kampf und Streit
Lorbeerkränze prophezeit.
. . . . . .
Niemals wird ein Heldenmuth
In der Kummersee ersaufen;
Noä Kasten trotzt der Flut,
Bis die Wasser sich verlaufen.
Wer den Hoffnungsanker hat,
Findet stets ein Ararat.

Damit vergleiche man:

Es fällt zwar ziemlich schwer,
Eh uns das Kummermeer
Zum sichern Friedenshafen bringt;
Man zittert, seufzt und sinkt
An Muth und Sinn
In Stürmen hin,
Der Anker reißt die Hand,
Doch wer sich zwingt und hofft,
der kommt gleichwohl ans Land.
. . . . . .
Der Himmel wird einmal
Uns nach soviel Qual
Der Hoffnung Siegeskranz verleihn.

Am Schlusse dieses Gedichtes finden sich die hoffnungsfreudigen Worte:

Es rühret mich
Schon innerlich
Ein Trieb der Zärtlichkeit,
Die mir dein künftiger Besitz sowie dein Name dent (deut?).

Litzmann erklärte, daß er die letzte Bemerkung nicht verstehe. Fulda nennt Wittig's jetzt aufrecht erhaltene Deutung, dies gehe auf den Familiennamen der Phillis, Littmann oder Lütkemann (= kleiner Mann), und beziehe sich auf künftige Vaterfreuden, geschmacklos. Auch ich glaube, daß dieser Gedanke hier dem Dichter ganz fern liegt. Diese Deutung verliert vollends den Boden, wenn das Gedicht an Eleonore Jachmann gerichtet ist. Aber auch deren Name bietet keine Erklärung. Ich meine, die Worte beziehen sich auf jenes Akrostichon und heißen: „Ein Trieb der Zärtlichkeit, die mir dein künftiger Besitz und jetzt schon die in jenem Gedichte mit deinem Namen verknüpfte Hoffnung deutet (oder: beut)."

Wichtig für die Beurtheilung Günther's ist auch die Kenntniß seiner Vorbilder. Günther war schon von der schweidnitzer Schule her mit der antiken Literatur überaus vertraut und hat einigemal antike Motive geistvoll verwerthet. So wendet er des Horaz' berühmte Ode „Donec gratus eram tibi" auf sein Verhältniß zu den beiden Leonoren an:

Wie wenn ich Leonoren haßte?
Wie wenn ich dich, mein erstes Licht,
Mit neuer Reu' und Huld umfaßte?
Ach, alte Liebe rostet nicht!
Wie wenn es zur Versöhnung käme
Und Lenchen vor Selander's Brust
Den treuen Damon wieder nähme?
Ein kurzer Krieg mehrt oft die Lust.

Auch die bei Horaz folgende Ode: „Extremum Tanain si biberes, Lyce", hat Günther, wie Litzmann gesehen hat, nachgeahmt in den Worten (S. 268 der Ausgabe 1746):

O geh nur harter Sinn! begib dich außer Landes,
Fleuch an das Aeußerste des kalten Cymber-Strandes,

die sich nach Wittig auf die in Anklam verheirathete Leonore beziehen. Ich möchte noch hinzufügen, daß mir auch das Gedicht S. 197 mit dem Schluß:

Was fehlt mir mehr? Wo bleibt Brunette?
Geht, holt sie, weil der Tag schon sinkt!

eine Nachbildung von Horaz, Oden II, 11 („Quis . . . eliciet domo Lyden?"), zu sein scheint.

Nachdem Günther kurz nach seiner Dichterkrönung Wittenberg unter wenig rühmlichen Verhältnissen verlassen hatte, gelangte er in Leipzig, das er so mannichfach gepriesen hat, zu Ruhm und Ansehen. Begreiflich, daß er jetzt die Jugendgeliebte vergaß. Hier schrieb er zur Verherrlichung des Passarowitzer Friedens jenes große Gedicht, mit dem er — leider vergebens — sich seine Zukunft zu sichern hoffte. An diesem Gedicht hebt Fulda eine Strophe hervor, die unter den Zeitgenossen wegen ihres damals ganz unerhörten kühnen Realismus Aufsehen erregte:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr
Und horcht, wie Nachbars Hans erzähle;
Hans ißt und schneidet doppelt vor
Und schmiert sich dann und wann die Kehle;
Da, spricht er, Schwäger, seht nun her,
Als wenn nun dies die Donau wär',
(Hier macht er einen Strich von Biere,)
Da streiften wir, da stund der Feind,
Da ging es schärfer als man meint;
Gott straf! Ihr glaubt mir ohne Schwüre.

Doch ist die Anregung zu diesem Gedanken aus Ovid's „Heroides" (I, 30 fg.) entnommen, wo jemand die Schlachten vor Troja, mit Wein auf den Tisch malend, verdeutlicht: „Hier floß der Simois" u. s. w.

Wie dem ganzen Dasein Günther's der Stempel der Tragik aufgedrückt ist, so verläuft auch sein Leben in dramatischer Steigerung. Auf den Höhepunkt folgt der Niedergang. Hoffnungsfreudig hat er Leipzig verlassen, da erfährt er in Dresden am Hofe eine schwere Demüthigung. Aber muthig hält er sich aufrecht und ruft, als er unter den ärgsten Mühseligkeiten der Heimat zuwandert:

Du aber, seliges Gefilde,
Sei hunderttausendmal gegrüßt;
Nun seh' ich, wie gerecht und milde
Des Himmels weise Führung ist.
Nunmehr erfahr' ich dessen Freude,
Der dort den Rauch von Ithaka,
Nach glücklich überstandnem Leide,
Wie ich mein Striegau, wiedersah.

Aber der durch den Brand seines Hauses verarmte und nun erst recht verbitterte Vater läßt ihn überhaupt nicht vor. Noch winkt ihm die alte Liebe. Aber bald sind die frohen Stunden vorüber. Genußreiche Tage in Breslau werden abgelöst durch das bittere Elend in Lauban. Günther war wol schon innerlich gebrochen, als er der geliebten Leonore den Scheidebrief schrieb in jenem berühmten Liede, das Bürger's Lenoren-Dichtung Form und Namen gegeben hat.

So brich nur Bild und Ring entzwei
Und laß die Briefe lodern;
Ich gebe dich dem ersten frei
Und habe nichts zu fodern.

Doch kaum gesprochen, reut ihn das Wort wieder. Es läßt sich nicht annehmen, daß den Gequälten die von Freunden vermittelte Verlobung mit Phyllis wirklichen Seelenfrieden gebracht hat, und Wittig stellt dieses Verhältniß offenbar viel zu ideal dar, wenn er es über Goethe's Sesenheimer Idyll hinaushebt. Den Vater zu versöhnen war auch durch das große Deprecationsgedicht nicht gelungen. Ueberall stellten sich dem schon Leidenden Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten in den Weg. Nun ist ihm auch die geliebte Heimat verleidet. Auf fremdem Boden ist er gestorben, sühnend was er gefehlt hat.

Obgleich wir den Arbeiten Wittig's, die uns den Anlaß zu unserer Betrachtung über Günther gegeben haben, in wesentlichen Punkten nicht beistimmen können, so halten wir sie doch für dankenswerth und bemerken ausdrücklich, daß wir auch nicht alles richtig von ihm Gefundene haben anführen können. Möge es ihm vergönnt sein, im Verein mit den betheiligten Forschern das Leben des unglücklichen Dichters noch weiter aufzuhellen und zugleich die Grundlagen zu einer kritischen Gesammtausgabe seiner Werke zu legen!

Richard Opitz.

Zur französisch-westfälischen Herrschaft in Hannover.

Die friedliche Entwickelung unsers Reiches hat in dem letztvergangenen Menschenalter das historische Interesse von den äußern politischen Angelegenheiten zwar, wie ganz natürlich, nicht abgelenkt, aber sie hat doch Stimmung geschaffen für eine Art Geschichtschreibung, die noch vor zwei Jahrzehnten sich kaum eines wesentlichen Beifalls erfreut haben dürfte, jetzt aber, und mit Recht, mit der zunehmenden Erkenntniß der Bedeutung wirthschaftlicher Fragen den ihr gebührenden Raum eingenommen hat; es steht nur zu hoffen, daß diese neue Richtung nicht nach der Alleinherrschaft strebt und in der Betonung des materiellen Momentes die idealen Factoren der geschichtlichen Entwickelung als überwundenen Standpunkt beiseitezuschieben trachtet. Wir meinen damit die immer neue und hoffnungsvolle Blüten und Früchte treibende Wirthschaftsgeschichte, ein Kapitel, das so ganz außerhalb jeglicher historischer Romantik steht und doch, wenn wir ehrlich sein wollen, in seinen Untersuchungen und Ausführungen in dem Körper der Darstellung das unentbehrliche Knochengerüste bilden muß. Die Gefahr dieser modernen Forschungsart liegt, wie schon angedeutet, in der Vernachlässigung der weitern und höhern Gesichtspunkte, wol entschuldbar durch das mühselige Werk der Kleinforschung, der Durchstöberung unzähliger kleiner und kleinster Archive und Acten, der von verschiedener Seite aufzustellenden und zu verificirenden Berechnungen. Wenn trotz alledem eine Arbeit hervorgebracht wird, die auf mehr Anspruch machen darf, als ein bloßes Nachschlagebuch zu sein, so darf man in einer solchen mit Freuden den nothwendigen Zusammenhang mit bisher gewohnter Art und den Fortschritt im neuern Sinne feststellen. Das darf gesagt werden von einem Werke, das eine wenn auch nur kleine, so doch überaus inhaltreiche Periode der landschaftlichen Geschichte unsers Vaterlandes behandelt, in einer Weise, die mit bewundernswerthem Fleiße bisher unbekanntes Material zusammenzutragen bemüht ist, aber nicht blos zusammenträgt, sondern auch sichtet und damit den Leser in die Lage versetzt, nicht nur für die

beschriebene Zeit schätzenswerthe Kenntnisse zu erwerben, sondern sich auch ganz bestimmte Anschauungen von der wahrscheinlichen weitern Entwickelung des auf diese Art näher behandelten Landes zu bilden. Es handelt sich um den in zwei stattlichen Bänden unternommenen und, wie es uns scheinen will, gelungenen Versuch, die innere Geschichte des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Fremdherrschaft in den Jahren 1806—13 darzustellen. *) Man kann auch noch von einer andern Seite der fleißigen Arbeit Lob ertheilen, glücklicherweise ein für deutsche Auffassung selbstverständliches: sie hält sich durchaus frei von irgendwelcher verbitterter allzu patriotischer Auffassung, sondern sucht nach bestem Willen Personen und Zeitläuften gerecht zu werden.

Der erste Theil des angezogenen Werkes behandelt die erste und zweite Occupation Hannovers durch die Franzosen von 1803 bis 1805 und von 1806 bis 1810, und die zwischenliegende Besetzung durch Preußen während des verhängnißvollen Jahres 1806. Der zweite Theil würde dem bescheidenen Titel nach nur die Schicksale Hannovers seit seiner Einverleibung in das Königreich Westfalen zu behandeln gehabt haben, gibt aber zunächst eine äußere Geschichte dieses Königreichs bis zum Jahre 1810, dann eine solche bis zum Untergange des Gesammtreiches im Jahre 1813, in dem zweiten Hauptabschnitte aber eine Geschichte der gesammten innern Zustände dieser eigenthümlichen Schöpfung Napoleon's in dem gleichen Zeitraume. Hieran schließt sich als zweites Buch die Geschichte der hanseatischen Departements. Man sieht, daß der im Titel angegebene Umfang des Themas weit überschritten worden ist; wie ganz natürlich, hat bei solchem Thema das allzu reiche Material die ursprünglich gesteckten Grenzen gesprengt. Das vorliegende Werk verdankt nämlich seine Entstehung einem von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen im Sinne der Beneke-Stiftung erlassenen Preisausschreiben vom 1. Mai 1889, in dem der Wunsch ausgesprochen war, daß für die innere und insbesondere die Verwaltungsgeschichte Hannovers sowol in den Theilen, die früher oder später mit dem Königreiche Westfalen vereinigt, als auch in denen, die dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurden, während der Periode von 1806 bis 1813 ein Resultat geliefert werden sollte, wobei freilich eine Darstellung der ersten Occupation von 1803 bis 1806 als besondere Empfehlung angesehen werden würde. Der Verfasser ist der gestellten Aufgabe im weitesten Sinne gerecht geworden, hat dafür den ausgeschriebenen Preis erhalten, hat sich aber nicht zu dem einfachen Abdrucke seiner Preisschrift verstehen können, sondern sie noch mehrfach umgearbeitet und wesentlich bereichert. Während nun das Material für den ersten Band überreichlich vorhanden war, sind für den zweiten Band sehr erhebliche Lücken darin auszufüllen gewesen, da bekanntlich Kurfürst Wilhelm I. nach seiner Rückkehr aus dem Exil einen Vernichtungskrieg unternahm gegen alles, was an die westfälische Zeit erinnerte, und damit auch die ihm erreichbaren Verwaltungsacten verschwunden sind; zum Glück war es möglich, auf Grund der in Hannover und Osnabrück aufbewahrten Präfecturacten die nothwendigsten Ergänzungen zu machen.

Niemand wird daran zweifeln, daß die Herrschaft der Franzosen, schon als Fremdherrschaft allein betrachtet, unerträglich werden mußte, namentlich einem auf seine Selbständigkeit so eifersüchtigen Volksstamme wie die Hannoveraner, daß sie ferner unsägliche wirthschaftliche Opfer gefordert hat, an denen das Land noch nach Jahrzehnten zu tragen hatte. Und doch waren die Zustände Hannovers vor der Occupation nicht derartig, daß ihre durch die Besetzung hervorgerufene Beseitigung sehr beklagenswerth gewesen wäre. Die äußerliche Trennung des fürstlichen Hauses vom Stammlande durch Georg's I. Besteigung des englischen Königthrones (1714) führte mit der Zeit auch zu einer innern, und legte das Wohl des Landes in die Hände der Geheimen Räthe zu Hannover, die ganz nach ihrem Gutdünken verfuhren und sich möglichst wenig um den Willen ihres königlichen Herrn kümmerten. „Es ist nicht selten vorgekommen, daß Weisungen aus London in der Hauptstadt des Kurfürstenthums so interpretirt wurden, daß das Gegentheil von dem geschah, was der König beabsichtigte“ (S. 3). Darin änderte sich auch nichts, als in den Jahren 1801 und 1802 das Geheime-Raths-Collegium einer Reorganisation unterzogen wurde. Von den dadurch hervorgerufenen obersten Centralbehörden mögen nur die Kriegskanzlei und das Generalcommando genannt werden, weil ihre dauernde gegenseitige Feindseligkeit den später so rasch erfolgenden Zusammenbruch mit verschuldet hat. Denn die Kriegskanzlei, die lange Zeit hindurch nur aus Nichtmilitärs bestand, betrachtete, als ein vorwiegend finanzielles Collegium, die militärischen Angelegenheiten lediglich aus dem „ökonomischen“ Standpunkte und war überall auf Ersparungen bedacht. Sie widersetzte sich ebenso wie das Ministerium allen Reformen aus dem einzigen Grunde, weil sie Geld kosteten, und verschuldete dadurch die 1803 so verhängnißvoll gewordene Desorganisation (S. 9).

Eine Trennung von Verwaltung und Justiz kannte man nur im Lande Hadeln; es fehlte an einer einheitlichen Gerichtsordnung, ebenso an einer angemessenen Concurs- und Hypothekenordnung und an einer Vormundschaftsgesetzgebung. In der Criminaljustiz machte die „Peinliche Halsgerichtsordnung“ Kaiser Karl's V. das Grundstrafgesetz aus, und die Tortur kam noch häufig in Anwendung. Während Criminalprocesse seit der Instruction vom 11. Mai 1736 einen einigermaßen prompten Verlauf nahmen, herrschte in den übrigen Rechtsstreitigkeiten ein unsagbar schleppender Geschäftsgang, so-

*) Die innern Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft 1806—13. Von Dr. phil. Friedrich Thimme. Von der philosophischen Facultät der Georg-August-Universität zu Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1893 u. 1895. Gr. 8. Erster Band 8 M., Zweiter Band 15 M.

daß die Abwickelung einer civilen Rechtssache in zwei bis drei Jahren für eine ungemein schnelle Leistung angesehen wurde, Processe von zehn- bis zwölfjährigem Verlaufe aber nicht zu den Seltenheiten gehörten (S. 12 fg.). Keine Frage, daß das neue Regiment nach dieser Seite hin große Besserung brachte; die Einführung des Code Napoléon, wenngleich in den ländlichen Districten nicht überall anwendbar (II, 207), soweit er sich auf die bäuerlichen Eigenthumsverhältnisse bezog, brachte in der Rechtspflege allgemein anerkannte Vortheile mit sich. Ein wesentlicher Vorzug des neuen Verfahrens lag in der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Das Publikum folgte den Verhandlungen vor Gericht mit lebhaftem Interesse. Die Geschworenengerichte vollends wurden wie Schauspiele interessantester Art besucht (II, 215). Dagegen war man mit den polizeilichen Executivbehörden durchaus nicht, und zwar mit Recht nicht zufrieden. Der Generalinspector der Gensdarmerie, Bongars, ein rücksichtsloser und gewaltthätiger Mann, der der deutschen Sprache überdies gänzlich unkundig war, besaß das Ohr des Königs Jérôme und konnte sich darum jede Willkür erlauben. Die Gensdarmen hatten nach seiner Anordnung Conduitenlisten der irgend hervorragenden Bürger anzulegen. Außerdem umgab er sich mit einer Menge durchweg verworfener Creaturen, die ihm als Geheimagenten dienten und ihr Amt in der niederträchtigsten Weise zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, namentlich ihrer Habsucht, misbrauchten (II, 184). Die Zahl dieser Agenten war Legion, ebenso die Zahl der von ihnen im geheimen beobachteten Personen. Im allgemeinen jedoch kommt man durch die Lektüre der Thimme'schen Arbeit zu dem Schlusse, daß die neue Verwaltung in allen Zweigen, auch in denen des Cultus und Unterrichts, im wesentlichen gute Keime enthielt, denen freilich zu ihrer Entwickelung die nöthige Zeit fehlte und überhaupt bei der lastenden Finanznoth die rechte Lebenskraft von vornherein entzogen wurde. Es ist bekannt, daß Napoleon in dem Königreiche seines Bruders Jérôme nur eine Präfectur sah, die nach besten Kräften finanziell auszubeuten sei. So trieb er, um nur einen Punkt herauszugreifen, Jérôme dazu, das westfälische Contingent über die vertragsmäßig fixirte Stärke hinaus zu erhöhen; infolge dessen mußte das Budget für die westfälische Armee pro 1811 von vierzehn Millionen auf achtzehn Millionen gesteigert werden, und die wirklichen Ausgaben gingen dann immer noch über diese letztere Summe weit hinaus (II, 41). Was insbesondere Hannover angeht, so hat es von vornherein durch die französische Habsucht unendlich zu leiden gehabt. Für die Zeit der ersten Occupation wird die Summe der officiellen Aufwendungen für die französischen Truppen und sonstige durch die Franzosen hervorgerufenen Ausgaben auf 60533648 Francs beziffert, mehr als das Dreifache des sonst gewöhnlichen Staatseinkommens; darunter befindet sich auch als vierte Nummer die Summe von 663858 Francs, die wegen der durch Bernadotte 1805 verletzten ansbachschen Neutralität als Entschädigung an Preußen gezahlt, aber dem Kurfürstenthume aufgehalst worden war (I, 94 fg.). Die Gesammtsumme der während der zweiten Occupation von 1806 bis 1810 aus den öffentlichen Kassen behufs der französischen Forderungen verwandten Gelder wird von Thimme auf vierzig bis fünfzig Millionen Francs angegeben, also doch erheblich geringer als jene erstgenannten Aufwendungen (I, 286). Während der ersten Besatzung machten die Trinkgelder für Mortier, für seinen Schwager Durbach u. a. einen so großen Posten aus, wie solche Höhe während der zweiten Besetzung nicht erreicht wurde, weil die öffentlichen Kassen, nicht wie das erste mal, in der Verwaltung der einheimischen Behörden geblieben, sondern von den Franzosen in die Hand genommen worden waren. Einige Beispiele mögen die französische Habsucht illustriren. Als Mortier 1803 ins Land kam, erhob er zunächst eine Contribution von $2^1/_2$ Millionen Francs, die für die eigene und seiner Freunde Taschen bestimmt war. Darüber entstand aber in Paris Gerede, und Mortier mußte wohl oder übel eine Million davon an den französischen Staatsschatz abliefern. Sofort legte Durbach dem Geheimen Ausschuß es nahe, dem also schwer geschädigten Marschall die Million zu ersetzen, was denn auch thatsächlich geschah. Außerdem bekam dieser von den Ständen des Landes ein „don gratuit" von 100000 Francs, bei einer andern Gelegenheit sechs Gedecke des feinsten Tischzeugs; außerdem mehrmals Wagen und Pferde. Diese günstige Lage des Marschalls wurde auch in Paris bekannt und erweckte in findigen Köpfen die Lust, auch etwas von solchem Reichthume zu erhalten. So ließ Madame Talleyrand eines Tages dem Herrn von Ramdohr mittheilen, die in Paris zur Zeit weilenden hannoverischen Deputirten von Bremer und von Grote hätten ihr zu erkennen gegeben, daß man in Hannover mit der Absicht umgehe, ihr ein Geschenk zu machen; sie würde aber höchstens etwas Tafelservice annehmen. Bei der Befragung der beiden genannten Herren ergab es sich, daß es ihnen nie eingefallen war, Madame Talleyrand solche Hoffnungen zu erwecken; aber bei der Stellung dieser Dame mußte ihrem unverblümt ausgesprochenen Wunsche entsprochen werden; auch sie erhielt sechs Gedecke feinen Tischzeugs. Mortier's Schwager kam auf anderm Wege zu willkommener Gabe; er verzichtete Ende des Jahres 1803 großmüthig auf eine von Mortier ausgesetzte Monatsbesoldung von 4000 Francs, erbat sich aber bei seiner Abreise nach Paris im Februar 1804 als Andenken und als Zeichen des Zutrauens und der Zufriedenheit mit seinem Benehmen einen schönen Ring, der ihm bei einem Juwelier in Hannover angenehm ins Auge gefallen war. Man schenkte ihm diesen Ring; er kostete — 29000 Thlr! (?? I, 87 fg.).

In hellem Gegensatze zu der französischen Besetzung des Landes steht die preußische, die dem Staate Friedrich's des Großen durch die Hinterlist Napoleon's, durch

die Unvorsichtigkeit des Herrn von Haugwitz und durch die Haltlosigkeit der preußischen Politik im schönbrunner Vertrage aufgedrängt worden war. Am 14. Februar 1806 marschirte das erste preußische Regiment in die Residenzstadt Hannover ein, am 20. October zog die preußische Garnison wieder ab. Es ist interessant, das Urtheil des hannoverischen Verfassers über diese kurze Periode hannoverischer Geschichte zu vernehmen (I, 182 fg.): „Ein Vergleich der preußischen mit der französischen Occupation ist recht geeignet, die Noblesse in das Licht zu setzen, mit welcher die preußische Regierung das Kurfürstenthum während der Besitznahme behandelt hat. Die französischen Generale haben in der Ausbeutung des Landes und seiner Bewohner das Möglichste geleistet. Wenn sie die heimische Verfassung und Verwaltung im großen und ganzen unangetastet ließen, so geschah das nur, weil sie auf diese Weise am ersten auf die Befriedigung ihrer ungeheuren Forderungen rechnen konnten, und, was vielleicht noch schwerer in die Wagschale fiel, weil sie ihren persönlichen Vortheil dabei fanden. Wehe dem Lande, wenn die Landesbehörden sich geweigert hätten, den Forderungen der französischen Befehlshaber Genüge zu leisten. Die hannoverische Verwaltung würde alsdann sofort über den Haufen geworfen sein. An ihre Stelle wäre eine französische Administration getreten, welche es sicherlich verstanden hätte, auch den letzten Heller von den unglücklichen Bewohnern des Landes zu erpressen. Die Geschichte der ersten Occupation ist im Grunde blos eine Geschichte der französischen Forderungen und der Anstrengungen, welche auf hannoverischer Seite zu ihrer Befriedigung gemacht wurden. Wie anders war es während der preußischen Besetzung! Die ganze preußische Administration war in uneigennützigster Weise darauf berechnet, die Wunden zu heilen, welche dem Lande durch die französische Herrschaft geschlagen waren, und namentlich die zerrütteten Finanzen des Kurfürstenthums wieder in Ordnung zu bringen. Pecuniäre Vortheile hat die preußische Regierung so wenig aus der Besetzung des Landes gezogen, daß sie vielmehr die beträchtliche Summe für den Sold der hannelnschen Besatzung und manche andere Ausgaben, welche eigentlich von dem Lande zu tragen gewesen wären, aus altpreußischen Kassen bezahlen ließ. . . . Die Uneigennützigkeit und Humanität der preußischen Verwaltung ist von keinem Geringern als dem Könige Georg IV. von England öffentlich anerkannt worden, indem er im Jahre 1821 dem Oberpräsidenten von Ingersleben wegen der Verwaltung des Kurfürstenthums im Jahre 1806 das Großkreuz des Guelfenordens verlieh."

Die öffentliche Meinung blieb der preußischen Besatzung im allgemeinen abgeneigter wie der französischen (I, 176); merkwürdigerweise, wie überhaupt die Volksstimmung ein interessantes, leider nur für den ersten Theil vorliegender Arbeit erledigtes besonderes Kapitel bildet (I, 418 fg.). Es ist absichtlich für den zweiten Band, um ihn nicht noch umfangreicher zu machen, weggelassen worden, ebenso wie die Mittheilungen über den Volkswohlstand in der zweiten Periode. Es ist Hoffnung vorhanden, daß dies in anderer Form nachgeholt wird.

Konrad Sturmhoefel.

Schriften nationalökonomischen und sociologischen Inhalts.

1. Die bürgerliche Gesellschaft. Von W. H. Riehl. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. Th. Matthias. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1895. 12. 1 M. 20 Pf.
2. Der wirthschaftliche Werth. Begriff und Normen. Von H. Schröder, großh. bad. Oberamtmann. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1894. Gr. 8. 2 M.
3. Zur Geschichte der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Dr. Georg Wiebe. (Zweites Heft des zweiten Bandes der von A. von Miaskowski herausgegebenen Staats- und Socialwissenschaftlichen Beiträge.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1895. Gr. 8. 9 M.
4. Der Nationalstaat und die Volkswirthschaftspolitik. Akademische Antrittsrede von Dr. Max Weber, a. o. Professor der Staatswissenschaft in Freiburg i. Br. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1895. 8. 75 Pf.
5. Plato's Staat und die Idee der Socialpädagogik. Von Dr. Paul Natorp, ord. Professor an der Universität Marburg. (Sonderabdruck aus dem Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik.) Berlin, C. Heymann's Verlag. 1895. Gr. 8. 60 Pf.
6. Deutsche Kern- und Zeitfragen. Von Albert Schäffle, k. und k. Minister a. D., Doctor der Staatswissenschaften. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1894. Neue Folge 1895. Gr. 8. 10 M.
7. Socialreform. Wochenschrift, herausgegeben von Dr. Karl Beerwald. Berlin, Karl Georg Wiegandt. 1895. Gr. 8. Erstes und zweites Heft. à 30 Pf.
8. Politik der Bevölkerung und Gesellschaft. Von Dr. Eduard Reich. (Erster Band der ersten Abtheilung der gesammelten Werke des Verfassers.) Leipzig, August Dieckmann. 1896. Gr. 8. 6 M.

Besprechen wir die ersten sieben Sachen kurz, um bei Nr. 8 ein wenig zu verweilen.

Das Unternehmen, W. H. Riehl's (Nr. 1), classische Werke in Volksausgaben den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, ist höchst verdienstlich. Einer Empfehlung bedarf der Altmeister deutscher Volkskunde nicht. Mit der Einleitung, die den Plan von Riehl's Buche entwickelt, hat sich der Herausgeber eine überflüssige Arbeit gemacht; der gebildete Mann braucht sie nicht, und dem weniger gebildeten Leser erschwert sie nur den Zugang zum Buche.

Der Oberamtmann H. Schröder (Nr. 2) gehört zu den wunderlichen Leuten, die eine Masse von Gelehrsamkeit und mathematischen Formeln darauf verwenden, einen sehr einfachen und leichtverständlichen Gegenstand so in

Nebel zu hüllen, daß ihn ein Schüler, der das Unglück hat, an einen solchen Lehrer zu gerathen, sein Lebtag nicht mehr zu begreifen vermag. — Dagegen hat Dr. Georg Wiebe (Nr. 3) seinen sehr schwierigen und verwickelten Gegenstand so klar wie möglich gemacht. Am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts haben die stärkere Entwickelung des städtischen Lebens und der Geldwirthschaft, die überseeischen Entdeckungen und die Eröffnung neuer Handelswege, wozu dann noch etwas später die Gold- und Silberströme der Neuen Welt kamen, zusammengewirkt, in die europäische Gesellschaft die beiden Mächte einzuführen, deren Herrschaft heute die gewaltigsten Kämpfe erregt: den Weltverkehr und das mobile Kapital. Von dieser großen Umwälzung macht nun die Preisrevolution, die von den verschiedensten Ständen, besonders aber von den Handwerkern und Lohnarbeitern, als ein großes Unglück beklagt wurde, einen Theil aus. Sie bestand keineswegs in einer plötzlichen allgemeinen Preissteigerung, sondern in einer stürmischen Unruhe, wobei sich die Preise der verschiedenen Waren in den verschiedenen Ländern und Gegenden ganz verschieden auf und ab bewegten; das Endergebniß war dann allerdings eine allgemeine Preissteigerung, als deren Hauptursache auch Wiebe die starke Vermehrung der Edelmetallmasse anerkennt. Höchst verdienstlich ist seine Kritik der bisherigen Preisvergleichungen und die Entwickelung der richtigen Methode solcher Untersuchungen.

Professor Dr. Max Weber (Nr. 4), der mit allen seinen Collegen vom evangelisch-socialen Congreß bei den ostelbischen Landlords nicht im besten Geruche steht, legt in diesem tapfern Schriftchen den Finger auf eine wunde Stelle, indem er zeigt, wie in den östlichen Provinzen Preußens der Deutsche vom Slawen verdrängt wird, weil er sich in die niedrige Lebenshaltung und die Knechtesstellung, die man ihm dort zumuthet, nun einmal nicht fügen mag. Dieses Vordringen des Slawenthums nimmt nun Weber sehr ernst, denn er ist überzeugt, daß, wenn auch die Volkswirthschaftslehre als erklärende und analysirende Wissenschaft international ist, dennoch „die Volkswirthschaftspolitik eines deutschen Staatswesens, ebenso wie der Werthmaßstab des deutschen volkswirthschaftlichen Theoretikers nur deutsch sein können" (S. 18). Eine Kritik seiner Auffassung dieser nationalen Volkswirthschaft wäre sowol nothwendig als interessant, hier aber nicht am Ort.

Einer andern Klasse von Hochmögenden hat sich Professor Dr. Paul Natorp (Nr. 5) unliebsam gemacht durch seine hochherzige Auffassung der Pflichten des Staates und der Gesellschaft gegen die arbeitenden Klassen. Im vorliegenden Schriftchen begründet er, an die pädagogische Idee Plato's anknüpfend, die Forderung, daß sich bei uns eine geistige Aristokratie bilden müsse, die geistesmächtig genug wäre, mit ihren Ideen die Massen zu durchdringen und die Gesellschaft zu erneuern.

Dem Buche, das Albert Schäffle unter dem Titel „Kern- und Zeitfragen" (Nr. 6) herausgegeben hat, liegen eine Anzahl zuerst in der „Zukunft" veröffentlichte Aufsätze zu Grunde, die der Verfasser erweitert, umgearbeitet und durch das Band der beherrschenden Idee zu einem Ganzen ausgestaltet hat. Der erste Band behandelt „Kernfragen der Entwickelungsweise oder Socialauslese, der Bevölkerungsspannung, der Verfassungspolitik, der Volksvertretung, der Colonial- und Handelspolitik, der Agrar-, der Social-, der Finanzpolitik"; der zweite Band behandelt unter anderm Fragen der auswärtigen Politik und bringt Untersuchungen über die politische Zukunft des Großgrundbesitzes, die Währungspolitik und weitere Beiträge zur Agrarpolitik. Beachtenswerth ist natürlich alles, was Schäffle schreibt, der unter den Begründern der sociologischen Wissenschaft in Deutschland den ersten Rang einnimmt, und mit den Vorzügen des gründlichen Gelehrten die praktische Erfahrung des Staatsmanns verbindet; aber einigen der vorliegenden Abhandlungen kommt ein ganz unmittelbar praktischer Werth zu, namentlich den letzten des zweiten Bandes, welche die Grundsätze einer gesunden Finanzpolitik entwickeln, und den agrarpolitischen Aufsätzen beider Bände. Darin entwirft er unter anderm einen Plan zur Neuorganisation des bäuerlichen Creditwesens, der so, wie er ist, als motivirte Gesetzvorlage im Reichstag eingebracht werden könnte.

Die neue „Wochenschrift", herausgegeben von Dr. Karl Beerwald (Nr. 7), ist ein Unternehmen warmherziger, wohlmeinender Leute, wie ihrer heute so viele geschäftig sind, dem Volke zu helfen, leider bei der herrschenden Zersplitterung der Parteien und Meinungen mehr einander gegenseitig hindernd als in die Hände arbeitend. Man freut sich, beim Aufschlagen zunächst Otto von Leixner's Namen zu finden, der hier gegen das Unwesen der Repräsentation predigt; denn ihn liest man immer gern; weiß er auch nicht viel Neues und Außerordentliches zu sagen, so kommt doch alles, was er sagt, von Herzen und stützt sich auf scharfsichtige, unparteiische Beobachtung des Lebens. Um so mehr bedauert man dann, und muß gerade ein Bauernfreund wie ich bedauern, andere Mitarbeiter die Irrwege der Agrarier wandeln zu sehen. Herr von Ploetz, ein „ritterlicher und muthiger Kämpfer für die Hebung und Besserung unserer landwirthschaftlichen Verhältnisse"? Ritterlich? Wie man es nimmt; dem Ritter von der Mancha jedenfalls an Klugheit und praktischem Sinn bedeutend überlegen; und Muth gehört gerade nicht dazu, eine Partei zu führen, vor der sich die Regierung fürchtet.

Wenn ich mich mit Nr. 8 etwas ausführlicher beschäftige, so geschieht es nicht etwa der Vorzüge des Buches wegen, sondern im Gegentheil, um an einem Beispiele zu zeigen, was für Zeug heutzutage auf dem Büchermarkte geht. Hätten Dr. Eduard Reich's Schriften nicht bisjetzt guten Absatz gefunden, so würde sich die Verlagsbuchhandlung nicht dazu verstanden haben, eine

Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, die in Abtheilungen von je vier Bänden erscheinen soll; die erste Abtheilung soll: Gesellschaft, Religion und Verbrechen behandeln, und die vorliegende „Politik der Bevölkerung und Gesellschaft" ist der erste Band dieser Abtheilung. Reich gehört zu den warm- und weichherzigen Socialreformern, und zwar zu denen, die alle menschlichen Uebel von den falschen Gesellschafts- und Staatseinrichtungen herleiten und, um den Kreis noch enger zu ziehen, zu der Abtheilung, welche die Rückkehr zur naturgemäßen Lebensweise und den Vegetarianismus predigt. Dagegen läßt sich ja, obwol der eben bezeichnete engste Kreis schon an die Region der Schrullen grenzt, nicht viel einwenden; alle diese Ansichten haben längst geistvolle Vertreter und schöne Darstellungen gefunden. Aber Reich's Buch ist von Anfang bis zu Ende ein zerfahrenes Gerede, das den Leser seekrank macht. Die Citate aus zweihundertvierundvierzig Autoren vermögen den fehlenden Eigenwerth nicht zu ersetzen, weil sie meist arm an Gehalt sind und, planlos verwendet, nichts beweisen, nichts widerlegen, nichts aufhellen. Dazu kommt eine lächerlich gespreizte und verschrobene Ausdrucksweise, die wahrscheinlich originell sein soll, die aber durch den Contrast mit der Aermlichkeit und Gemeinplätzlichkeit der Gedanken halb komisch, halb peinlich wirkt. Der Verfasser sieht mit tiefer Verachtung auf alle Autoritäten der Nationalökonomie und auf die „Philosophaster" herab, unter denen er augenscheinlich unsere großen Philosophen versteht, aber sein eigener vermeintlich erhabener Standpunkt ist nur der kindliche aller gutmüthigen Unwissenden und Unerfahrenen, die da meinen, es brauche ja nur jeder recht zu handeln, da sei das ganze Weltwirrwesen mit einem Schlage in Ordnung gebracht. Einige Proben mögen seinen Stil und den eben bezeichneten Standpunkt charakterisiren:

Daß Elend der beziehungsweisen (!) Uebervölkerung Abbruch nicht macht, wurde schon oben erwähnt; Beseitigung des egoistischen Gesellschaftssystems und vollkommene Verdrängung desselben durch das sympathische, verhindert allein Uebervölkerung (S. 30).

Man nehme Elend, Uebermuth, gesundheitswidrige Lebensweise von der Bevölkerung, und niemand empfindet mehr die Familie, niemand eine größere Zahl von Kindern als Last. . . . Unter normalen Daseinsverhältnissen, wie solche mein Staat der Zukunft einschließt, wird jedes halbwegs wohl beschaffene Ehepaar im Stande sein, auch eine größere Schar von Kindern normal zu erziehen. . . . Auch solange das jetzige System des Wieviel-Soviel [dieser Ausdruck kommt unzähligemal vor] mit seinem Arbeitsmarkt besteht, brauchte niemand zu wünschen, möglichst wenig Nachkommen in die Welt zu setzen, wenn die Gemeinschaft aller Bürger, die Staatsgesellschaft ihre Obliegenheit naturgemäß erfüllte (S. 37).

Und da kommt das unverschämte Wolfs- oder Eselshaupt jener Unwissenheit und Barbarei, welches bei den besitzeswahnsinnigen Zweihändern den Namen der politischen Oekonomie trägt, nimmt eine Tonne des prosaischen Eiswassers und gießt selbe über die im Augenblick der höchsten Poesie theilhaftigen Mitmenschen, auf daß — einige Nachkommen weniger erzeugt werden und einige Centner Nahrungsmittel in den Magazinen mehr verderben! Man möchte den Culturmenschen ein echtes Rhinoceros nennen! (S. 57.)

Was soll nun der Politiker guten Schlags beginnen, um die echte Liebe allgemein zu machen, und mit Hülfe derselben die Glückseligkeit der Gesellschaft zu bewerkstelligen? Elend und Uebermuth aus der Welt schaffen, das System der Gemeinverbindlichkeit in Staat und Gesellschaft einführen, und für Gesundheit des Leibes und der Seele, der Zustände und der Sitten in umfassendster Weise Sorge tragen, endlich alle Hemmnisse aus dem Wege räumen, welche Habsucht und Vorurtheil in der Gesellschaft der Ehe ans Liebe entgegenthürmen (S. 107). (Eine nette Aufgabe für einen Bismarck, oder auch für unsern guten Onkel Chlodwig!) Ersetzung des Egoismus durch Sympathie im ganzen Leben des Staates und der Gesellschaft, Entfernung also von Markt, Kauf und Tausch, Abschaffung des Geldes, Nutzbarmachung der Arbeit aller für alle, dies hebt mit einem Schlage die sogenannte Geldaristokratie auf, und entfernt mit einem Schlage alle Ursachen, welche die Verderbung der Mitglieder aller andern Aristokratien verschulden (S. 148). (Wie man sieht, lauter Kleinigkeiten; wie thöricht von der conservativen Partei, daß sie sich nicht längst auf diese Weise von allen Hammersteinen gereinigt hat.) „Nicht immer humane Zwecke sind es und erhabene Ziele", die ein großer Staatsmann oder ein berühmter Philanthrop erstrebt, erwartet natürlich der Leser; gefehlt! es heißt weiter: „die der gewöhnliche Jude zu erreichen sucht, sondern oft Ziele des Geld- und Ehrgeizes, denen er nachstrebt, ohne zarte Rücksicht zu nehmen auf Wohl und Wehe seiner Mitmenschen" (S. 155).

Zunächst möge man der Meinung sich entschlagen, wonach Klassen plötzlich im Bereich des Menschen auftauchen, sondern wolle mit Gewißheit glauben, daß die Anfänge der Klassenbildung weit zurück in die Kreise der Thierwelt sich erstrecken, die von den Handsäugethieren sehr weit abliegen (S. 197).

Binnen kürzester Zeit gibt es weder Anarchisten noch Nihilisten, wenn die social Herrschenden gegen die social Beherrschten in das Verhältniß der Sympathie und thätiger Menschlichkeit sich stellen, und keinem mehr den Weg versperren zur Erlangung der nothwendigen Bedingungen und auch Vortheile des leiblichen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens (S. 343).

Armes, geduldiges Publikum! Und wo soll es mit unserm öffentlichen Leben hinaus, wenn die ohnehin schwachen und wirren Köpfe auch noch von solchen Confussionsräthen in Behandlung genommen werden! Am besten ist das, was der Verfasser, der Arzt zu sein scheint, gegen den präventiven Geschlechtsverkehr sagt, und seinen Philippiken gegen die Grausamkeit des Malthusianismus wird der Menschenfreund seinen Beifall nicht versagen können. Aber was nützt das, da er zur Lösung der Schwierigkeiten, denen jene Lehre begegnen will, nichts beiträgt? Vielleicht ist es seine Vielwisserei und Vielleserei, was seine staunenswerthe Gedankenlosigkeit verschuldet, wie sie z. B. auf S. 44 und 45 hervortritt. Auf S. 44 macht er die Börse, „diese Ausgeburt der Hölle", auf S. 45 aber die wucherische Aufspeicherung des Getreides in Magazinen zum Zwecke der Preiserhöhung für alles Elend der Armen verantwortlich. Es wird doch wol in Scheveningen, wo er lebt, Zeitungen geben, aus denen er erfahren kann, daß Verbilligung des Getreides das große Verbrechen ist, welches man heutzutage allgemein der Börse vorwirft.

Karl Teutsch.

Schottische Wanderungen.

Reisebilder aus Schottland. Von Alexander Baumgartner, S. J. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1895. Gr. 8. 5 M.

Ein einziger Punkt ist in der reichen Reiseliteratur über Schottland noch schwach und unzureichend vertreten. Es ist der religiöse. Und doch gemahnen die herrlichsten Trümmer alter Kathedralen und Klöster, daß eine frühere Blütezeit des Landes aufs innigste mit der Blüte des katholischen Glaubens zusammenhing, und hundert kleine Heiligthümer, meist noch arm und unscheinbar, bezeugen, daß dieselbe Kirche nach jahrhundertelanger Verfolgung am Beginn eines zweiten Frühlings steht. Das war der Gegenstand, der mich bei meiner Reise in Schottland am meisten fesselte, nicht als etwas für sich Bestehendes, von dem Uebrigen Getrenntes, nein, als eine Lebenserscheinung, die mit Geschichte und Literatur, Kunst und Volksleben aufs innigste zusammenhängt.

Mit diesen Worten leitet der Verfasser seine Reisebeschreibung ein und läßt uns somit keinen Augenblick im Zweifel, daß er die Welt als Katholik betrachtet, und als solcher Zustände und Ereignisse commentiren wird, sodaß wir nicht umhin können, dieser tendenziösen Seite des Buches am Schlusse einige Worte zu widmen; zunächst aber wollen wir dem Reisenden Baumgartner mit aller Unbefangenheit auf seinen Wanderungen folgen, was wir nicht bereuen werden; wenn er auch weder Abenteuer erlebt hat und kein Professor durch ihn klüger werden kann, so weiß ein vielseitig gebildeter Mensch, der mit offenen Augen durch die Lande pilgert, doch immer etwas Fesselndes zu erzählen. Baumgartner hält denn auch mit historischen und poetischen Excursen nicht hinter dem Berge, weiß aber stets das rechte Maß zu finden zwischen Oberflächlichkeit und breiter Lehrhaftigkeit.

Die erste große Stadt, die er besucht, ist Glasgow, wo er nicht versäumt auch dem Arbeiterviertel einen Besuch abzustatten, von dem er freundliche und ergreifende Bilder mitnimmt. Dann setzt er die Reise fort, indem er den Clyde hinunterfährt, dessen reizende Uferscenerien ihn fesseln, und seine Beschreibung der Fahrt ist ein kleines Beweisstück für seine außerordentliche Fähigkeit zur plastischen Schilderung, dem er immer neue anfügt, während er durch das Land der Seen fährt. Der Clydefluß erweitert sich mehr und mehr zum Strom, zum See, zum Seencomplex und öffnet sich schließlich langsam zum großen Meeressund. Das ist die Gegend, deren Romantik Walter Scott einst in eins seiner schönsten Werke: „Der Herr der Inseln", verwoben hat, die Gegend, die der Schauplatz der Thaten Robert Bruce's war, und mit den Gestalten dieser Heldengeschichte bevölkern sich dem Reisenden Meer und Land, mit ihnen lebt er nochmals die Schicksale durch, die uns der Dichter vermittelte, bis der Crinaukanal das Schiff aufnimmt und die Einfahrt in die Hebriden sich öffnet.

Ganz andere Bilder empfängt er und empfangen wir durch ihn von dem schottischen Hochlande mit seiner wilden Melancholie und seinen kraftvollen Bewohnern. Die unbändige Wildheit, die ehemals die Hochländer beseelte, wird durch nichts besser charakterisirt als durch eine Sage, die Baumgartner mittheilt:

Maclean von Lochbury hielt eine große Jagd, bei der nebst andern Frauen auch seine Gattin erschien, mit ihrem jüngsten Kinde, einem Säugling, auf den Armen der Amme. Von den Hunden gehetzt, von steilen Felsen in die Enge getrieben, eilt der Hirsch einem Engpaß zu, dem einzigen Ausgang zur Flucht. Hier hatte der Häuptling einen seiner Mannen aufgestellt, um das Thier aufzuhalten. Aber in der Wucht des Sprunges reißt es den Jäger zu Boden und flieht gerettet über ihn davon. Maclean ist außer sich vor Wuth und Jähzorn. Er befiehlt, den Mann angesichts des ganzen Clans zu geißeln, eine Strafe, die für schlimmer als der Tod galt. Trotzig hält der Entehrte die Strafe aus; aber kaum losgebunden, stürzt er racheglühend wie ein Habicht auf das Kind seines Häuptlings, reißt es aus den Armen der entsetzten Amme und eilt mit ihm in kühnen Sätzen auf ein fast unnahbares Felsenriff, das aus der tosenden Brandung emporstarrt. Alle stürzen ihm nach, aber keiner wagt es, ihm auf die Klippen zu folgen. Alle schreien um Hülfe und Erbarmen, keiner weiß gegen den Wahnwitz des Rachetobenden ein Mittel der Rettung. Alle Bedingungen der Unterhandlung werden verworfen. Nur eine wird angenommen. Der Clansmann will schonen, wenn der Häuptling, der stolze Maclean, sich angesichts des Clans derselben entehrenden Züchtigung unterwerfen will, die er soeben erduldete. Der Vater obsiegt über den stolzen Herrscher; er geht die Bedingung ein und unterwirft sich der Züchtigung. Hohnlächelnd schaut der verletzte Unterthan den Triumph seiner Rache. Aber diese ist noch nicht gesättigt; hoch schwingt er jetzt das Kind in die Lüfte und verschwindet mit ihm auf immer in die schauerliche Tiefe. —

Außerordentlich reizvoll geschildert ist die Fahrt nach den beiden berühmten Inseln Iona und Staffa:

Staffa, eins der herrlichsten Naturschauspiele der Welt, Iona, ein Boden der merkwürdigsten, geschichtlichen Erinnerungen; jenes ein Stück der Geschichte des Erdballs, dieses ein Stück der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden; jenes ein Brennpunkt von Schönheiten der Natur, dieses ein Brennpunkt von Herrlichkeiten der Gnade.

Iona ist die Insel, wohin Columba mit wenigen Glaubensgenossen von Irland fuhr, um den unbändigen Nordländern das Christenthum zu predigen, daher sie eigentlich I-Columb-Kill, d. h. Insel der Kirche des Columba, heißt. Das Ziel aller Reisenden, die diese Insel besuchen, ist der Kirchhof St.-Oran, wo die ältesten Könige Schottlands bis herab auf Malcolm Canmore, den Gemahl der heiligen Margaretha, begraben liegen sollen. Erhalten sind neun Reihen von Grabstätten, die in das Mittelalter hineinreichen. Die Insel Staffa birgt die Fingalshöhle, eins der Wunderwerke der Natur:

Ocean, der grenzenlose Riese, ist hier gefangen, und wir können jede Locke seines Scheitels zählen. Schmeichlerisch dringt eine jede dieser Wellen in die engen Hallen, schmiegt sich, drückt sich, theilt sich, klettert wie geschmolzenes Silber in Eisblumen an den dunkeln Säulenkanten hinan. Aber nirgends findet sie Einlaß für die blumigen Ornamente, keine Hand regt sich, um den

Silberflitter an den Säulencapitälen zu befestigen. Die oberste Spitze des Schaumes zerstiebt und das Licht bricht sich in seinen feinen Bläschen; die Masse des Schaumes aber sinkt plätschernd in die Tiefe nieder, während das Echo im Gewölbe das dumpfe Rauschen der Wogen widerhallt u. s. w.

Die Bilder dieser Schilderung sind zwar nicht gerade gut, zeigen aber doch, daß das Schauspiel einen tiefen Eindruck auf den Beschauer gemacht hat, einen Eindruck, den er vergeblich in Worte zu fassen sucht.

Wir können dem Verfasser nicht wie bisher weiter folgen, wie er an der unheimlich düstern, bizarren Felsenwelt der äußern Hebriden vorbeifährt, in Gleneon seine Erinnerungen an Ossian wach werden, wie er von seinem Standpunkte aus sich über den Culturkampf, der hier einst bitter gewüthet, und das Missionsleben im Hochland ausläßt. Wir finden ihn auf der Rückkehr noch in Edinburgh, wo er eine Arbeiterdemonstration gegen zwei neue Gesetze mit ansieht, die strenge Maßregeln gegen die Strikes und das willkürliche Fernbleiben von der Arbeit betrafen. Die Schilderung dieses Demonstrationszuges, der eher einen gemüthlichen als erregten Anstrich hat, ist nützlich zu lesen als ein Beispiel, wie verschieden geartet die Volkscharaktere sind und sich äußern. In Roslin treffen wir auf die Spuren Walter Scott's, der sich dort 1798 als junger Advocat niederließ; und sein Erstlingswerk: „Das Lied des letzten Minnesängers", entstand dort. In Edinburgh werden wir dann an das eigenartige Denkmal Scott's geführt, welche Gelegenheit Baumgartner zu einer Charakteristik des Dichters benutzt, der man im großen und ganzen beistimmen kann; natürlich wird aber von ihm gesagt, daß ihm das religiöse Verständniß des Mittelalters (soll wol heißen: das Verständniß für das religiöse Leben des Mittelalters) abgehe. Von nun an wandelt unser Reisender bis zum Ende seiner Fahrt auf Pfaden, die stets die Erinnerung an den großen Dichter wachrufen. Die prachtvollen Ruinen von Melrose hat Scott in köstlichen Strophen besungen, bei ihrem Anblick im silbernen Mondlichte lebte die Welt des Mittelalters in seiner Phantasie wieder auf, und sein Leben lang hat er an den Ruinen gehangen. Von Melrose besuchen wir Abbotsford, den Wohnsitz Scott's, den uns Baumgartner genau beschreibt, ebenso wie das Leben, das Scott dort führte, und die geistige Arbeit, die er da leistete. Schließlich stehen wir vor der Grabstätte, die die sterblichen Reste des Dichters aufnahm, in den Ruinen der Prämonstratenser-Abtei Dryburgh. Wir scheiden hier von dem Reiseschilderer Baumgartner, den wir als einen kenntnißreichen, belesenen Mann mit feinem Sinne für die Schönheiten und Stimmungen der Natur kennen gelernt haben, und nebenbei auch als glücklichen Uebersetzer nordischer Balladen und Lieder. Dagegen haben wir uns mit dem Katholiken Baumgartner auseinanderzusetzen. Das ganze Buch ist mit dem Geiste katholischer Welt- und Menschenanschauung gewissermaßen imprägnirt, und wenn wir auch immer geneigt sind, jedes Menschen Ueberzeugung zu achten, so muß doch gegen die Einseitigkeit, mit der Baumgartner verfährt, Einspruch erhoben werden. Er schildert die Bodencultur und socialen Verhältnisse Schottlands zur Zeit, als die katholische Kirche dort stark war, und sagt schließlich:

> Das ist die heillose ultramontane (?) Nationalökonomie; sie macht die Nationen glücklich, es wird den Leuten wohl dabei und das Glück strömt in Massen, alle erhalten ihren Antheil am Boden des Landes. . . . Es mag Arme geben und Bettler, aber es gibt keinen Pauperismus!

Der Schluß, den man aus dieser Stelle ziehen muß, ist der, daß, wenn die katholische Kirche weiter stark geblieben und nicht verfolgt worden wäre, auch heute noch kein Pauperismus bestände. Ich gestatte mir, das ganz bedeutend zu bezweifeln. Vom Socialismus hat Baumgartner auch noch die kindliche Vorstellung, daß dieser alles theilen wolle, wie aus seinen „socialpolitischen Betrachtungen" Seite 70 hervorgeht. Daß er die innere Missionsthätigkeit der katholischen Geistlichkeit gelegentlich seiner Wanderung durch die Arbeiterviertel Londons so warm anerkennt, verdenken wir ihm nicht, jedoch muß der Gerechtigkeit wegen erwähnt werden, daß die Geistlichkeit anderer Bekenntnisse dahinter nicht zurückbleibt und die Laiengesellschaften gemeinnütziger Wohlthätigkeitsarbeit bedeutend mehr leisten als sie. Also in Bezug auf die Durchdringung socialer Zustände können wir Baumgartner leider kein großes Lob spenden, und betreffs seiner Haltung dem Protestantismus gegenüber noch weniger; es wäre für die harmonische Wirkung seines Buches besser gewesen, wenn er die Seitenhiebe auf das Tochterbekenntniß, die doch weiter nichts verrathen als eine begreifliche, aber darum nicht weniger einseitige Bildung, aus seinem Manuscript gestrichen hätte.

L. O. Brandt.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Manövergäste. Originalroman. Von O. Elster. Mannheim, J. Bensheimer. 1895. 8. 4 M.
2. Hilf dir selbst. Roman. Von L. Haidheim. Berlin, Otto Janke. 1895. 8. 5 M.
3. Als Stütze der Hausfrau. Eine sociale Erzählung. Von Hans Wittenberg. Leipzig, Reinhold Werther. 1895. Gr. 8. 3 M.
4. Dunkle Tiefen. Geschichten. Von Konrad Telmann. München, Carl Rupprecht's Verlag. 1895. 8. 3 M.
5. In einer Familie. Roman. Von Heinrich Mann. Zweite Auflage. München, Carl Rupprecht's Verlag. 1895. 8. 3 M.
6. Möblirte Wohnungen. Erinnerungen einer Vermietherin. Von George R. Sims. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 50 Pf.
7. Tante Anna. Roman in zwei Bänden. Von W. K. Clifford. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 1 M.

8. Die verlorene Tochter. Humoreske. Von Ernst Wichert. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 1 M.

Bei der Besprechung der vorliegenden bunten Sammlung mögen, den Anschauungen der Zeit entsprechend, die militärischen „Manövergäste" von O. Elster (Nr. 1) den Vorrang behaupten; freilich eben mehr aus diesen äußern als aus innern Gründen. Denn des Verfassers geschickte Erzählungsgabe bietet uns darin nichts, was über den Durchschnitt gewöhnlicher Unterhaltungsliteratur in Zeitschriften und Romanzeitungen hinausginge; die gewöhnlichen Typen, die häufig wiederkehrenden Nöthe und Verwickelungen, und eine allgemein befriedigende Lösung, bei der freilich eins ziemlich unwahrscheinlich ist, daß nämlich der Hauptheld, der nach heftiger Herzensirrung zu seiner Braut wieder zurückkehrt, an dem so gar einfach geschilderten Mädchen wirklich Gefallen und Genüge finden werde. Aber zur Beruhigung der freundwilligen Leserin ist es wol immerhin so nothwendig, ja fast unumgänglich.

Der Roman „Hilf dir selbst" von C. Haidheim (Nr. 2) steht dem ersten nahe durch seinen Charakter als Unterhaltungsliteratur und durch die Person des Haupthelden, einer jetzt ziemlich beliebten Gestalt, nämlich des aus seiner Laufbahn geschleuderten Offiziers. Frau Haidheim legt ihren Romanen gern einen allgemeinen Grundgedanken unter, will mit und an ihnen eine Lebensregel oder eine Wahrheit des täglichen Lebens erhärten, ohne daß gerade durch diese lehrhafte Absicht das Wesen des Unterhaltungsromans stark beeinflußt würde. So wird hier die Lehre gepredigt, daß man auch vor der Hydra der Verleumdung nicht feige fliehen, sondern standhalten und sich aufs äußerste wehren solle, eine ganz gesunde Anschauung, deren Sieg freilich um deswillen nicht ganz rein zum Ausdruck kommt, weil die schließliche Ehrenrettung dem Helden weniger durch die eigene Thätigkeit, als durch die kräftige Mitwirkung der Geliebten zutheil wird. Ueber dem vorhererwähnten steht dieser Roman nicht nur durch diesen Gedankenuntergrund, sondern auch in der Ausführung; die Gestalten sind weniger schemen- und schablonenhaft und die Erzählung spannender und lebendiger.

Dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur gehört auch „Als Stütze der Hausfrau" von Hans Wittenberg (Nr. 3) an, trotz der Bezeichnung „eine sociale Erzählung", die in Verbindung mit dem Titel etwas anderes erwarten läßt, als schließlich geboten wird. Man erwartet die Schicksale einer jener bemitleidenswerthen Gestalten geschildert zu erhalten, die nach einer in bessern Verhältnissen durchlebten Jugend später sich gezwungen sehen, in jener so viel umfassenden Stellung einer Stütze der Hausfrau ihr Brot zu verdienen, und dabei oft in ein Leben härtester Entsagung und schwerer Demüthigung gestoßen werden, sodaß in einem solchen Leben wohl reicher Stoff zu einer socialen Erzählung zu finden wäre. Nun tritt zwar auch in dem Leben der Heldin eine Schicksalswendung ein, die sie zwingt, sich in dienende Stellung zu begeben, und der Einfluß, den ihre Erlebnisse in dieser Stellung auf ihre Charakterentwickelung haben, trägt nicht unwesentlich dazu bei, daß sie sich erst innerlich, dann äußerlich von ihrem Bräutigam trennt; aber in diesen Erlebnissen liegt weder der einzige Grund zu dieser Trennung, noch sind sie so typisch für die Stellung, noch auch ist die Heldin ihnen so schutz- und hülflos preisgegeben wie viele andere, daß eben das ganze Buch danach benannt und als sociale Erzählung bezeichnet werden müßte. Die Schlußwendung, durch die sich Held und Heldin zum zweiten male und damit für das Leben scheiden, hängt mit der Zeit, die sie in dienender Stellung verbracht, innerlich nicht weiter zusammen. Lernen wir also aus dem Buche nichts Besonderes über das sociale Leben, so haben wir doch in Hans Wittenberg einen guten Führer in der Darlegung des Seelenlebens seiner Gestalten gefunden. Als psychologische Erzählung verdient die Dichtung entschieden Lob. Die Entwickelung der Charaktere, deren jeder in seiner Art recht hat, und der durch ihre Verschiedenheit unvermeidliche Conflict, das alles ist fein geschildert.

Als Perle sei eine Stelle hergesetzt, die die Gedanken wiedergibt, die sich im Hirn der Heldin kreuzen, als ihr früherer Geliebter als Arzt am Krankenbette ihres Gatten steht, und die Liebe zu ihm wieder von neuem in ihr auflebt:

Leonore hatte die Frage verstanden; sie wußte, was die Anwendung dieses Mittels bedeutete. Stand es so schlimm? Ein jäher Schreck durchfuhr sie. Noch befand sie sich im Banne des eben Erlauschten; da lief plötzlich eine tiefe Glut über ihr Gesicht; sie dachte einen Gedanken — — einen furchtbaren, einen entsetzlichen Gedanken. Sie wollte ihn vertreiben; aber er kam wieder, immer, immer wieder. Es schwindelte ihr davor. Sie ging still in eine Ecke und kauerte sich auf einen Puff zusammen. Dort stützte sie ihr Gesicht in die Hände und drückte die Augen zu: nur nichts denken, nichts denken! Um Gottes willen nicht, und doch, da war er wieder der Gedanke: „Dann wärest du frei!"

Das kam nicht aus ihr, nein das nicht! So Scheußliches fand in ihrem Herzen keinen Raum; das kam ihr von außen. Sie wurde wahnsinnig, wenn sie es noch einmal denken mußte. — Aber da — da war schon ein zweiter gleich finsterer Gedanke: „Was wol in ihm jetzt vorging? Vielleicht dasselbe."

Scheu sah sie zu ihm herüber. Nein! Sein gutes freundliches Gesicht war theilnahmsvoll über den Kranken gebeugt, der wieder in wilden Schmerzen stöhnte und bat: „Morphium!" „Ja, ich werde Ihnen etwas geben", sagte Brügge. Er nahm die Spritze heraus und zog sie voll. — Um Gottes willen, was war das? Das mußte ihn ja tödten. Brenecke gab stets nur eine halbe Spritze. Nein, das wollte sie nicht, das doch nicht.

Als Brügge sich aufrichtete, sah er ihr Gesicht todtenbleich und angststellt über sich gebeugt. „Das wird zu viel", sagte sie. „Gnädige Frau, regen Sie sich doch nicht so auf", erwiderte er, und dann leise: „Diese Krankheit ist unberechenbar, morgen können wir die schönste Wendung zum Guten haben." „Aber das ist zu viel", wiederholte sie, und ihre Zähne schlugen aufeinander, so war sie erregt. „Das ist gewiß nicht zu viel. Wie kommen Sie darauf?" „Doctor Brenecke nimmt stets nur eine halbe Spritze." „Dann hat er eine stärkere Lösung." Damit ging er zum Kranken, führte ihm mit ruhiger Hand die Nadel

unter die Haut, machte die Einspritzung und verrieb die kleine Schwellung.

Sie athmete tief auf. Nein, so ruhig, so sicher arbeitete kein Mörder. Brügge that ihrem Gatten nichts Böses. Aber wie kam sie nur auf den Gedanken? Wo war denn überhaupt die Möglichkeit? Sie sah jetzt tief in ihr eigenes Herz, und stand davor wie vor einem Abgrunde. Fast taumelnd sank sie in einen Stuhl und stöhnte laut auf.

Als einheitliche Kunstschöpfung will auch das folgende Buch aufgenommen werden, obwol es eine Sammlung einzelner Geschichten ist: „Dunkle Tiefen" von Konrad Telmann (Nr. 4). Sämmtliche Erzählungen haben das Gemeinsame, daß sie sich mit den dunkeln Tiefen der Seele oder des Lebens beschäftigen. Diese Richtung wird jetzt überhaupt mit Vorliebe gepflegt und bietet ja auch dem Seelenmaler manchen dankbaren Stoff; und darum wird man dem Dichter das Recht, solche Stoffe zu behandeln, nicht nehmen dürfen. Aber gerade eine Sammlung von lauter so düstern Stoffen ist dazu geeignet, die beklemmende Wirkung, die schon die einzelne Erzählung hat, bis zum Peinlichen zu steigern. Man empfindet ein immer heftigeres Verlangen, aus dieser Welt der Düsterniß auch einmal einen Blick in ein sonnenbeschienenes Stückchen Erde zu thun. Und in einer Sammlung könnte uns der Erzähler eigentlich diesen Gefallen thun; er thäte sich schließlich damit auch einen Gefallen. Im übrigen sind die einzelnen Erzählungen meist gut geschrieben; Zustimmung und Widerspruch im einzelnen zu begründen, verbietet der Raum. Am schlichtesten und darum rührendsten ist die Küstenerzählung „In Wind und Wellen"; andere sind nicht immer frei von Gesuchtem oder Gezwungenem; so z. B. „Beichtgeheimniß".

In dunkeln Tiefen spielt sich auch trotz des anscheinend harmlosen Titels Heinrich Mann's Roman „In einer Familie" (Nr. 5) ab. Den Mittelpunkt bildet ein sündiges Verhältniß einer nervösen Frau, deren Sinnenleben bis dahin immer nur von Reizungen und niemals von Befriedigung gelebt hat. Den seelischen Schilderungen, die einen breiten Raum einnehmen und so ins Einzelne gehen, daß die Darstellung von seelischen Vorgängen, die sich vielleicht auf Secunden erstrecken, mehrere Seiten füllt, liegt offenbar eine — man möchte beinahe sagen — krankhaft genaue Selbstbeobachtung zu Grunde; ob aber eine Frau so denkt und fühlt, wie hier von der Heldin gesagt wird, oder so fühlen und denken könnte, das wird kaum jemals ein Mann entscheiden können, er müßte denn sehr intime Geständnisse einer Frau besitzen und diese mit eigenen Beobachtungen in Verbindung gesetzt haben. Und angenommen, der Verfasser wäre auf diese Weise in den Besitz seines Materials gekommen, die von ihm geschilderte Frau wäre nicht bloße Construction, so könnte man sich immer noch fragen, ob so genaue Schilderung so krankhafter Gefühlsgestaltung ein würdiger Vorwurf wäre. Obwol den Kernpunkt der Handlung ein doppelt ehebrecherisches Verhältniß bildet, kann man das Buch nicht unsittlich nennen; dafür spricht, daß der Verfasser, ohne irgendeine Meinung direct auszusprechen, das Uebel der Sünde Lohn sein läßt. Aber freilich nur bei der Frau; der Mann kann sich seiner Ansicht nach auch aus dem tiefsten Sumpfe der Sinnlichkeit wieder in die läuternde Atmosphäre einer reinen Häuslichkeit retten, und wird durch die verzeihende Liebe einer edeln Frau gewissermaßen wieder entsühnt. Daß aber aus einem so tief in die Fesseln der Sinnlichkeit geschlagenen Menschen, der so charakterlos, wie der Held der Geschichte es thut, auf den Wogen des Lebens treibt, und der im Grunde genommen trotz aller Gutmüthigkeit ein recht erbärmlicher Kerl ist, schließlich ein braver und glücklicher Familienvater wird, das empfindet man gegenüber dem Schicksal der schuldigen Frau doch als eine schwere Ungerechtigkeit. Seine einzige Entschuldigung ist, daß er unter dem Fluche der Berufslosigkeit leidet; er hat thatsächlich weiter keinen Beruf als den, der Held des vorliegenden Romans zu sein.

Nr. 6 und 7 sind derselben Sammlung entnommen und beide aus dem Englischen übersetzt. Das erste, „Möblirte Wohnungen" von George R. Sims, erzählt mit der ganz vorzüglich nachgeahmten Redseligkeit einer guten alten Frau die Schicksale von deren Miethern; aber die allzu große Natürlichkeit der Nachahmung gereicht schließlich dem Buche nicht zum Vortheil; der Leser unterliegt derselben Gefahr, wie wenn er einer so redseligen Person zuzuhören verurtheilt ist: es will ihm wirbelig im Kopfe werden, und da er beim Buche in der glücklichen Lage ist, sich das leisten zu können, was ihm im Leben in ähnlichen Nöthen leider nicht immer möglich ist, so klappt er das Buch von Zeit zu Zeit zu — kehrt aber schließlich doch nicht ungern dazu zurück. — Die Uebersetzerin dieser und der folgenden Nummer, Emmy Becher, hat bei diesem Buche offenbar noch nicht die nöthige Gewandtheit gehabt und noch viel mit dem allzu wörtlich benutzten Lexikon arbeiten müssen. Der Ausdruck Schanze für Wandbret oder Bord mag vielleicht provinziell sein; aber Miethe statt Miethpartei, die Fahnder statt der Criminalschutzleute, satte drei Viertelstunden, ein Pence, ein Bekannter, der mit den Nihilisten verhängt war, und Aehnliches ist sehr ungewandt. Besser ist die Uebersetzung der folgenden Nummer: „Tante Anna" von W. K. Clifford (Nr. 7), welches Buch auch inhaltlich höher steht. Die Hauptperson ist eine aus den seltsamsten Widersprüchen zusammengesetzte Gestalt, eine durch und durch brave, ja noble Natur, die aber zeitlebens Kind bleibt und — sozusagen — immer neben dem Leben hergeht, die ebenso ihre Verwandten mit ihrer Liebe zu tyrannisiren weiß, wie sie dem Erwählten ihres Herzens gegenüber zur demüthigsten Sklavin wird, die auf ihre Abkunft und Vergangenheit ebenso nutzlos stolz, wie in Geldangelegenheiten kindlich unerfahren ist, die bei den besten Absichten und Gesinnungen sich und den Ihrigen große Noth macht, aber auch in den schlimmsten Lagen, und trotz der schwersten Enttäuschungen niemals den angeborenen Seelenadel

verleugnet. Die Art, wie diese eigenartige Gestalt, und manche andere, mit Verständniß und Humor geschildert ist, verräth eine reife und gute Anschauung vom Leben. Es ist unter den vielen englischen Büchern, die übersetzt werden, eins, bei dem dies der Mühe werth war.

Ein Buch, bei dem man die Frage aufwerfen könnte, ob es der Mühe lohnte, es als Buch herauszugeben, ist Ernst Wichert's „Verlorene Tochter" (Nr. 8). Als Humoreske in einer Familienwochenschrift recht wohl am Platze, anspruchslos und harmlos heiter; aber dadurch, daß es als besonderes Büchlein erscheint, ruft es Ansprüche hervor — zumal wenn Ernst Wichert als Verfasser genannt ist —, die es in keiner Weise erfüllt. Selbst für Heinrich Seidel wäre es fast zu harmlos; aber der hätte wahrscheinlich noch etwas mehr Würze daran gethan.

M. Rachel.

Vom jungen und vom alten Raabe.

1. Gesammelte Erzählungen. Von Wilhelm Raabe. Erster Band. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 4 M.
2. Die Acten des Vogelsangs. Von Wilhelm Raabe. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 6 M.

Als vor einem halben Jahre die ergreifende Geschichte „Drei Federn" von Wilhelm Raabe neu aufgelegt erschien, wurde der Wunsch nach mehrern andern Werken des Dichters, die gleichfalls längst vergriffen sind, laut. Wie wenige, auch aus dem Kreise der Verehrer Raabe's, wissen etwas von den Sammlungen: „Verworrenes Leben"; „Ferne Stimmen"; „Halb Mähr, halb mehr"; „Der Regenbogen"; Sammlungen, die eine Reihe werthvoller, ergreifender Kunstwerke enthalten. Die Verlagshandlung von Otto Janke kommt endlich diesem Wunsche entgegen und läßt drei Bände gesammelter Erzählungen erscheinen, die in den Jahren 1858—75 unter den obengenannten Titeln herausgegeben worden sind. Hoffentlich werden auch zwei Perlen Raabe'scher Erzählungskunst: „Der Marsch nach Hause" und „Des Reiches Krone", aus dem „Deutschen Mondschein" dieser Sammlung eingereiht.

Vorläufig liegt uns der erste Band vor mit neun Geschichten meist historischen Charakters. Es herrscht durchweg düstere, elegische Stimmung in ihnen; kein befreiendes Gelächter, und wäre es ein Lächeln unter Thränen, wie es der Dichter des „Hungerpastors" so oft erweckt, löst die erschütterte, bange Seele.

Wer also den Humoristen Raabe sucht, den Verfasser des „Christoph Pechlin", des „Dräumling", so mancher von den „Krähenfelder Geschichten" — der wird in diesem Bande seine Rechnung nicht finden. Wem aber der „Schüdderump", „Abu Telfan" und ähnliche Werke ans Herz gewachsen sind, der wird auch diese Skizzen und Erzählungen mit sich steigernder Theilnahme lesen.

Uns haben die beiden letzten: „Das letzte Recht" und „Hollunderblüthe", den tiefsten, am meisten künstlerischen Eindruck hinterlassen. Ergreifend ist auch die traurige Mär von Röschen Wolke („Wer kann es wenden?"). Während aber hier das Sprunghafte der Erzählung, das zwischen den Zeilen Lesenlassen eine besondere Wirkung thut, bringt es uns in der sonst packend geschriebenen Geschichte „Der Junker von Denow" um den vollen Eindruck. Der Dichter bricht hier an einigen Stellen ab, wo für das tiefere Verständniß ein ausführlicheres Eingehen geboten gewesen wäre. Hervorragend in der Stimmungsmalerei ist „Die alte Universität", eine Erzählung, die wir, wenn sie nicht den Reigen eröffnete, schwerlich für das Werk eines Siebenundzwanzigjährigen halten würden.

Mit Spannung sehen wir den weitern Bänden entgegen. Der ganzen Sammlung aber wünschen wir von Herzen die Theilnahme des gebildeten Publikums. Mag auch die eine oder andere Geschichte dem oder jenem nicht völlig zusagen, es wird ernsthafte Leser nicht gereuen, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Einen vollen und uneingeschränkten Genuß aber versprechen wir dem Leser von W. Raabe's neuestem, soeben erschienenem Romane „Die Acten des Vogelsangs" (Nr. 2). Hier tritt uns der Dichter als derselbe entgegen, wie er uns im „Hungerpastor", in den „Alten Nestern", im „Deutschen Adel" gerührt und erschüttert, erhoben und begeistert hat. Die reiche Witwe Mungo meldet dem Oberregierungsrath Dr. jur. K. Krummhardt den Tod des gemeinsamen Jugendfreundes Velten Andres, und dieser Brief erweckt in ihm die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugend in der Vorstadt Vogelsang. Und wie die Bilder sich drängen vor seinem Auge, da beschließt er, sie aufzuzeichnen. „Mein ganzes Leben lang habe ich mit diesem Velten Andres unter einem Dache wohnen müssen, und er war in Herz und Hirn ein Hausgenosse nicht immer von der bequemsten Art . . . und nun — da er für immer gegangen ist, will er sein Hausrecht fester denn je halten: ich aber kann nicht länger mit ihm allein unter einem Dache wohnen. So schreibe ich weiter." Mit breitem Behagen und köstlichem Humor wird uns die Jugend der drei prächtigen Menschenkinder geschildert. Dann geht Helene Trotzendorf nach Amerika: das ganze Interesse vereinigt sich nun auf Valentin Andres. Wir folgen ihm nach Berlin, zur Fechtmeisterin Feucht, ins Haus Des Beaux, endlich nach Amerika, wo er die Geliebte erringen will. Aber sie nimmt den reichen Mr. Mungo, und er kehrt heim, ein müder Mann. Nachdem er seine Mutter begraben, diese herrliche Mutter, auf deren Zeichnung der Dichter seine ganze, große Kunst verwendet hat, verläßt er den Vogelsang für immer, und wir hören erst wieder von seinem Tode. An seiner Leiche sehen sich Krummhardt

und Helene wieder, und so vollendet sich das Bild dieses trotz aller Schwächen so liebenswerthen, prächtigen Menschen, der nichts geworden ist, nichts erreicht hat, wie die Welt sagt, und den man doch um sein Dasein beneiden möchte. Seit langer Zeit hat uns kein Buch einen so hohen Genuß und einen so nachhaltigen Eindruck verschafft wie dieser neueste Roman von Wilhelm Raabe.

Robert Lange.

Feuilleton.

Der Schlußstein eines hundertjährigen Prachtbaues, eines Denkmals deutschen Geistes und deutscher Thatkraft ist der letzte, sechzehnte Band der Jubiläums-Ausgabe von Brockhaus' Konversations-Lexikon. Im Jahre 1796 erschien der unscheinbare erste Band der ersten Auflage, dem nun noch vor Ende 1895 der letzte Band der vierzehnten Auflage — aber in wie großartig veränderter Gestalt! — gefolgt ist. Jeder, der für seine geistige oder praktische Ausbildung besorgt ist und sich im Concurrenzkampfe unserer hastenden Zeit selbst erhalten will, braucht den Brockhaus. Je öfter er ihn benutzt, desto unentbehrlicher wird er ihm werden. Vor 100 Jahren sechs schmale Bändchen ohne Illustrationen, hat der Brockhaus sich zu einem sechzehnbändigen Kunst- und Prachtwerk ersten Ranges ausgewachsen, alle Concurrenten, die ihm, wie jedem guten Gedanken, erwuchsen, durch klare Systematik, leichtverständlichen Stil, großen schönen Druck, unveröffentlichte künstlerische Abbildungen, wissenschaftliche Karten, vor allem aber durch den Absatz der neuesten vierzehnten Auflage schlagend. Der Text der ersten Auflage füllt im Formate der vierzehnten einen halben Band, also den zweiunddreißigsten Theil derselben! Im gleichen Verhältniß sind aber auch die Bedürfnisse des Publikums, die Kosten und Anstrengungen des Verlegers und der 400 Mitarbeiter gewachsen. Umfaßt die vierzehnte Auflage doch über 126000 Artikel und nahezu 10000 Abbildungen auf 980 Tafeln und im Text! Unter den Beilagen glänzen vor allem die 130 Chromotafeln; außerdem enthält das Werk noch 300 Karten und Pläne. Mit einem Griffe umspannt der Besitzer des Konversations-Lexikons eine ganze Welt, und gleich einem Zauberer ist ihm kund, was vergangenen Jahrhunderten ein Geheimniß war.

Der sechzehnte Band ist ein würdiger Abschluß des großartigen Werks, dessen Vorzüge im einzelnen vorzuführen wol nicht mehr nöthig sein dürfte. Wir beschränken uns darauf, hervorzuheben, daß er außer seinem vortrefflichen textlichen Inhalt 73 Tafeln umfaßt, zu denen 12 meisterhafte Chromotafeln und 22 Karten und Pläne gehören. Die Chromos stellen ebenso getreu als schön Naturobjecte dar, wie Warmhauspflanzen, Webervögel, Wölfe, den Wisent, Weichthiere und merkwürdige Beispiele zur Darwin'schen „Zuchtwahl"; aber auch Gegenstände der Kunst, wie Vasen, die berühmte Venus von Mediei (die kokette römische Liebesgöttin, die man mit dem im ersten Bande enthaltenen griechischen hehren Schönheitsideal, der Aphrodite von Melos, vergleichen mag. Von den Karten seien nur die fünf dem umfangreichen Artikel „Vereinigte Staaten" beigegebenen und die treffliche „Uebersicht des Weltverkehrs" genannt, sowie die plastisch gearbeitete Karte des Vierwaldstättersees. Der der Kaiserstadt an der Donau gewidmete Artikel ist begleitet von 5 Karten und Tafeln (Wiener Bauten). Ueberall ist ersichtlich, wie sehr Brockhaus' Konversations-Lexikon nicht nur auf das Deutsche Reich, sondern auch auf Oesterreich-Ungarn und die Schweiz besondere Rücksicht nimmt, wie eingehend aber auch die gesammte übrige Welt behandelt wird.

Das ist ein Weihnachtsgeschenk! Kostbar durch die künstlerische und typographische Ausstattung, kostbar durch den bleibenden Werth seines Textes, kostbar in schönem Regal als Zimmerschmuck; aber billig zugleich, wenn der Preis von 10 Mark für den Band verglichen wird mit dem, was deutscher Fleiß, deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst bieten: Dem Volke das Beste.

— Für 10 Mark gut ausgeführte Reproductionen von 256 Gemälden — das ist eine Weihnachtsgabe, die uns Amerika anbietet. In einem stattlichen Bande von Querformat erscheint bei Bryan, Taylor u. Comp., Neuyork, Berlin und Paris ein Werk: „Berühmte Gemälde der Welt". In bunter Folge finden wir darin Autotypien nach modernen Gemälden, Bildgröße circa 27 × 20 cm, von denen viele dem deutschen Publikum gänzlich unbekannt sein dürften, da die Originale in englischen oder amerikanischen Galerien sich befinden. Meister aller Nationen sind vertreten.

Das Ziel der Redaction, weitern Kreisen die Kunst volksthümlich zu machen, wird durch vorliegendes Hülfsmittel vollständig erreicht. Auch ist jedem Bilde eine Unterschrift beigegeben, die sich in manchmal allerdings fast naiver Sprache über den Inhalt des Bildes ausspricht. — Unter den Verfassern des Textes befindet sich Lew Wallace, der bekannte Autor von „Ben Hur". Daß in dem Bande Gegenstände irgendwie anstößiger Art vermieden sind, wird seiner Verbreitung nur zum Vortheil gereichen.

— Von der prächtigen, rührenden Dorfgeschichte von H. Hansjakob: „Der Vogt auf Mühlstein", die wir früher rühmend hervorgehoben haben, ist soeben eine Prachtausgabe mit trefflichen Heliogravüren nach W. Hasemann erschienen (Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung, 14 M.). Die hübsche Ausstattung und die künstlerischen Beigaben erhöhen den Werth dieser vortrefflichen Weihnachtsgabe.

— Von der rühmlichst bekannten „Geschichte des Materialismus" von F. A. Lange erscheint eine neue Auflage (Leipzig, J. Baedeker); der erste Band wird noch vor dem Feste fertig vorliegen.

Bibliographie.

Andreas-Salomé, L., Ruth. Erzählung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M. 50 Pf.

Bethlehem. Aus den neuprovenzalischen Weihnachtsliedern des Pfarrers Lampert ausgewählt und frei übertragen durch W. Kreiten. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 8. 2 M. 40 Pf.

Carlyle, Th., Socialpolitische Schriften. II. Band. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 7 M.

Fischer, A. K., Die Hunnen im schweizerischen Eisisichthale und ihre Nachkommen bis auf die heutige Zeit. Zürich, Art. Inst. Orell Füßli. Gr. 8. 9 Fr.

Golowine, A. F., Fürst Alexander I. von Bulgarien. Wien, Carl Fromme. Gr. 8. 12 M.

Kraepelin, K., Naturstudien im Hause. Ein Buch für die Jugend. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. Geb. 3 M. 20 Pf.

Kralik, R., Ein Osterfestspiel in drei Tagewerken. II. Die Passion (mit musikalischem Anhang). 8. 3 M. 60 Pf. III. Die Auferstehung (mit musikalischem Anhang). 8. 3 M. 60 Pf.

Levetzow, C. Freiherr v., Gedanken eines Andern von Ihmselbst. Gedichte. Wien, C. Konegen. 8. 2 M.

Lohmeyer, J., Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche. Leipzig, Georg Wigand. 8. Cart. 1 M. 60 Pf.

Martens, W., Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. Hannover, Manz u. Lange. Gr. 8. 8 M.

Moske, J., Alcibiades. Trauerspiel. Berlin, Richard Taendler. 8.

Nordhausen, N., Sonnenwende. Eine epische Dichtung. Leipzig, Carl Jacobsen. 8

Ruseler, G., Gedichte. Varel a. d. Jade, J. W. Acquistapace. 8. 2 M.

Schack, A. F. v., Graf, Nachgelassene Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M.

Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. Band II. Leipzig, Otto Spamer. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Woermann, K., Deutsche Herzen. Dichtungen Dresden, L. Ehlermann. 8.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Friedrich von Bodenstedt.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.
Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 6 M.
Pracht-Ausgabe. 4. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy"; wie diese ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Neben Vorläufern des Mirza-Schaffy und anderen Dichtungen aus dem Morgenlande bietet diese Sammlung auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter während seines Aufenthalts in Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestalt dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde
nach Sinn und Ursprung erläutert
von
Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von
Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. G. Wustmann, der bekannte Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgte die vollständige Umarbeitung des als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" vortheilhaft bekannten obigen Werks, das mit der Erklärung des reichen Schatzes sprichwörtlicher Redensarten eine Reihe anziehender Einblicke in das deutsche Volksleben früherer Zeiten verbindet; es werden gegen 2000 Redensarten erklärt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von
Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.

Mit einem Anhang:
Der Brand des Packetschiffes „France".

Von
Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von
Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Mit einer Beilage der **N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung** in **Marburg i. H.** und den „Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**", 1895, Nr. 4.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 52. — 26. December 1895.

Inhalt: Zum Jahresschluß. Von Richard Friedrich. — Aus der historischen Literatur. Von Georg Winter. — Zur Literatur über Oesterreich-Ungarn. Von Anton Schlossar. — Der Torso von Belvedere. Von Robert Weber. — Neue Romane und Novellen. Von Karl Busse. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zum Jahresschluß.

Das nunmehr abgeschlossene Jahr hinterläßt einen im ganzen freundlichen Eindruck; sein Ertrag ist reichlicher, bedeutender und wol auch sauberer, als man seinen unmittelbaren Vorgängern nachrühmen konnte. Freilich fehlen auch Verluste nicht. Hier will ich nur eines Mannes gedenken, der als Forscher, Dichter und Vaterlandsfreund unter den Tüchtigsten genannt zu werden verdient, Gustav Freytag's. Das Bild seines Wesens und Wirkens ist mehrfach gezeichnet worden, so von Adalbert von Hanstein und in d. Bl. von Edmund Lange. Unserm Volk und dem verewigten Dichter ist aber zu wünschen, daß seine Werke nach wie vor zu den Lieblingsbüchern der Deutschen gehören mögen, ihnen zum fortwirkenden Segen, dem Dichter zur verdienten Ehrung!

Einen Jubeltag brachte der 11. October, an dem Konrad Ferdinand Meyer das siebzigste Lebensjahr vollendete. In ihm feiert und liebt unser Volk einen Erzähler von gestaltungskräftigster Meisterschaft, einen Stilisten von eigenartiger Vollendung. Für diese Liebe gab den deutlichsten Gradmesser die Allgemeinheit der Huldigung an jenem Octobertage ab, die das Eine unwiderleglich bewies: die Gegenwart weiß, was sie an Konrad Ferdinand Meyer hat. Ihr Urtheil wird durch die Nachwelt nur bestätigt werden.

Der achtzigste Geburtstag Adolf Menzel's am 8. December brachte dem gefeierten Künstler Ehrungen, wie sie noch nie einem deutschen Maler zutheil geworden sind. Diese Fülle von Würden und Auszeichnungen galt aber nicht nur dem großen Maler, auch des geistreichen Illustrators, des Wiedererweckers des Facsimileholzschnittes, des Pfadfinders auf den graphischen Gebieten ward dabei gedacht. Die frühe Anerkennung des großen Künstlers im Auslande bewirkte, daß er auch in Deutschland höher und höher geschätzt wurde, sodaß er jetzt zu den Dauersternen deutscher Kunst gerechnet wird.

Anderer Art war die Gedenkfeier, die uns beschieden wurde durch die fünfundzwanzigste Wiederkehr der großen Tage aus dem Jahre 1870. Innerhalb der reichen Literatur, die an diese stolze Erinnerung anknüpft, scheide ich ganz ab die mehr oder rein wissenschaftlichen Darstellungen, ohne indessen die tagebuchartigen Aufzeichnungen und die Berichte persönlicher Erlebnisse auch nur annähernd vollständig aufzählen zu können. Genannt seien: Fontane: „Kriegsgefangen", C. Tanera: „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers", der Maler Heinrich Lang: „Erinnerungen eines Schlachtenbummlers", K. Stieler: „Stimmungsbilder", Tiemann: „Vor fünfundzwanzig Jahren", K. Pietschker: „Auf dem Siegeszuge". Neben den Thaten im großen Jahre ziemte es hier wol auch einmal seiner Literatur zu gedenken. Aber es ist eine sonderbare, wehmüthige Beobachtung, zu der ein Rückblick auf die Dichtung von 1870 und der Folgezeit führt. K. Busse hat in d. Bl. ausgeführt, wie die heutigen Herolde der Freiheit und Zügellosigkeit dereinst durchaus vaterländisch in ihrem Dichten und Fühlen gewesen sind. So beklagenswerth diese Wandlung ist, vielleicht gibt sie Raum der Hoffnung auf eine zweite Wandlung, eine Rückbildung und Umkehr. Für den und jenen läßt sie sich bereits als Thatsache behaupten, auch im allgemeinen geht der Wogensturm nicht mehr so hoch, wie vor einigen Jahren. Seit eben dieser Zeit behauptet man ja: der Naturalismus ist überwunden! Die Botschaft hör' ich wohl, aber ich finde die Agonie dieser Richtung recht langwierig und trotzig. Es handelt sich nur um Nachzügler, wendet man ein. Ihre Reihe ist aber immerhin ansehnlich, enden will sie auch nicht. Zwar die Lehre von der Erblichkeit scheint durch die literarischen Hervorbringungen selbst widerlegt zu sein. Selten haften ihnen Spuren von jener an, wie dem Drama W. Weigand's: „Der Vater". Aber der unausstehliche sogenannte Uebermensch geht noch um. Mit Recht wenden sich in scharfen Worten gegen ihn Heyse mit seinem Roman:

„Ueber allen Wipfeln", und Wilbrandt in den „Rothenburgern", wogegen der Philosoph R. Wahle den Egoismus geradezu zum ethischen Princip erhebt, freilich nicht den Egoismus des einzelnen, sondern aller gegen alle. Echt in der Modefarbe sind dagegen noch Juliane Déry's „Katastrophen", ebenso Hegeler's „Und alles um die Liebe". Trotzdem verblassen die bisher herrschenden Ideen augenscheinlich. Da bleibt denn nur der uralte Stoff, die Liebe, dessen Verwerthung doch kaum mehr ein Merkmal der Neuheit aufzuzeigen vermag. Andererseits ist die Massenproduction auf diesem Gebiet alles andere eher als ein Beweis für die ehemals so laut verheißene Gedankenfülle. Besonders gegen die Ehe tobt der Ansturm. Bis zur Unerträglichkeit hat sich die Behandlung des Ehebruchs erweitert und verbreitet, wie selten dagegen vertieft! Um nur einiges anzuführen, weise ich hin auf Cotta: „Ehefolter", Schobert: „Moderne Ehen", Carry Brachvogel: „Alltagsmenschen", Kautsky: „Helene", A. G. von Suttner: „Eine moderne Ehe", Gayer: „Esther", E. Eckstein: „Nora", Franken: „Einer von der rothen Fahne" u. s. w. Wozu bei solcher Fülle auch noch das Ausland durch Uebersetzungen in Contribution gesetzt wird, bleibt unerfindlich. Wir sind ihm weit voraus. Denn bei uns hat Th. Vortmann die Nothwendigkeit, die Ehe abzuschaffen, wissenschaftlich bewiesen in ihrer Reform der Ehe. Da ist man schon dankbar für das Durchschimmern einer Idee in der Darstellung der Unsittlichkeit, wie bei Kapf-Essenther in „Himmel und Hölle". Freilich vor dem Stella-Thema hätte sie sich von einem Größern warnen lassen sollen. Auch Max Schacht: „Wie sie fielen", und von Villámosy: „Verführt, Verlassen, Verloren", verfolgen noch andere Zwecke als bloße Schmutzmalerei, doch gehört ihr Problem mehr der Frauenfrage an. Ironisch führen den Kampf gegen die Verunglimpfung der Ehe und die Verherrlichung der freien Liebe Frank Moore: „Ungetraut", und mit großer Erzählerfeinheit Königsbrun-Schaup: „Die Bogumilen"; ein directer Preis der Treue ist: „Tom und Ich" von J. van Wonde.

Von den Schriften zur oben gestreiften Frauenfrage stelle ich in den Vordergrund: „Das Buch der Frauen" und „Wir Frauen und unsere Dichter" von Laura Marholm. Der Kern ihrer Ausführungen bringt eine schlagende, überzeugende Widerlegung eines ganzen Bündels breitspuriger, nichtsnutziger Romane und Novellen über beregtes Thema. Gern wird man ferner lesen den „Entthronten Amor" und „Standesgemäß" von G. Liß-Blanc (Lisa Weise). Von theoretischen Beiträgen verdienen Beachtung Paul Schlenther: „Der Frauenberuf im Theater", G. Dahms: „Die Frau im Staats- und Gemeindedienst", endlich A. Philippi: „Die Frauenfrage". Aus der Belletristik gehören hierher die resolute Ida Boy-Ed: „Schwerter"; O. Mysing läßt in der „Verfolgten Phantasie" den Mann an der Liebe zu Grunde gehen; R. Golm: „Der alte Adam und die neue Eva", und Gräfin Bethusy-Huc: „Frauen", ziehen die Folgerungen aus dem Unterschiede zwischen dem Weibe von heute und dem von ehemals. Dramatisch nimmt Stellung zu den Verkehrtheiten der Bewegung Fulda: „Die Kameraden".

Einen mächtigen Vorstoß versuchte die Moderne mit der Kunstzeitschrift „Pan". Mochte sie etwas geräuschvoll angekündigt sein, ich glaube sagen zu dürfen, Abbruch wurde dadurch dem allgemeinen Interesse, also auch dem nicht modern Gesinnter, kaum gethan. Die freudige Erwartung blieb unerfüllt. Nach dem Erscheinen des zweiten Heftes sind an Stelle von O. Bierbaum und Meyer-Gräfe als Leiter getreten C. Flaischlen und R. Graul. Die Idee der Genossenschaft ist nicht genug zu loben, möge ihre Verwirklichung der neuen Redaction gelingen durch billige Rücksicht über den Kreis der Gesinnungsgenossen hinaus! Sturm und Drang ist doch nur für Unklarheit, Unfähigkeit und Gestaltungsunvermögen Selbstzweck. Andererseits verkennt heutzutage kein Urtheilsfähiger länger, was unser Schriftthum der jüngstdeutschen Kunstübung verdankt, besonders für Roman und Drama.

Hierbei denke ich zunächst nicht an die Humoresken von H. Land: „Die Tugendhafte", und von E. Hartleben: „Vom gastfreien Pastor", auch nicht an Holländer's „Sturmwind im Westen" oder E. von Wolzogen's „Erbschleicherinnen". W. Harlan endlich mag seines Meisters Bahr trefflicher Schüler sein, seine Erfindung des Ironismus beruht aber auf Irrthum, vergleiche die Romantik. Annehmbares schafft der erstaunlich fruchtbare F. von Zobeltitz mit der „Thierbändigerin", dem „Kleinen Pastor", „Der Kronprinzenpassage" und dem historischen Roman „Johanniter". Unbetretene, einsame Wege in der Darstellung geht der Seelenforscher Przybyszewski: „Vigilien" und „Unterwegs". Fröhlich wuchert weiter der sogenannte berliner, pariser, wiener Roman. Ich will wenigstens Kretzer's „Buchhalterin" und „Die gute Tochter" nennen. Einen dresdener Roman versucht W. Walters: „Geliebt werden", zu schaffen.

Historische Romane bringen außer Zobeltitz: „Johanniter", Charlotte Philippi: „Die Familie Schönberg-Cotta", Ebers: „Im Schmiedefeuer" und „Im blauen Hecht", Ganghofer: „Die Martinsklause", Jensen: „Die Erbin von Helmstede", Greinz: „Der Herrenschreiber von Hall", H. Thode: „Der Ring des Frangipani", F. Dahn: „Chlodovech". Hieran schließe ich die historischen Novellen von Jensen: „Chiemgan-Novellen", und von W. Fischer: „Die Mediceer". Zeitromane sind „Bismarck's Nachfolger" von Zolling, „Actien des Glücks" von Hanstein und die „Hauptmannsfrau" von Jos. Lauff. Sociale Romane hatte ich schon zu erwähnen, ich trage hier nach Hertzka: „Entrückt in die Zukunft", eins der landläufigen Phantasiestücke, ferner wegen ihrer scharfen Tendenz gegen die Wühlerei: A. Zapp: „Der neue Don Quixote" und, in anderm Sinne als oben: P. Franken's „Einer von der rothen Fahne". Elster's „Pförtnersohn

von St.-Veit" mag überleiten zu den vielbehandelten Themen: Kirchenthum und Christenthum, Christenthum und Socialismus. Flaischlen: „Martin Lehnhardt", und von Zobeltitz: „Der kleine Pastor" sind angeführt. Etwas überraschend wirkt Maria Janitschek mit den „Pfadsuchern", zwei Ausländer, Maarten Maartens: „Gottes Narr", und P. Nansen: „Gottes Friede", fesseln durch Form und Denkart; sehr bestimmt äußert sich Ernst in der „Ersten Sünde", von katholischer Seite betheiligen sich an der Erörterung der milde Tangermann: „Morgen und Abend", A. Ohorn: „Das neue Dogma", H. Hansjakob: „Aus kranken Tagen", und im scharfen Widerspruch zum Kirchenglauben: Mathieu Schwann: „Heinrich Emanuel". Endlich predigt vollständige Umkehr der Wissenschaft zur Praxis der nicht recht durchsichtige Tendenzroman O. Mysing's: „Die Bildungsmüden". Fast unübersehbar sind die Stoffe, die sonst die Prosadichtung sich dienstbar macht. Wendet sich Bald. Groller in „Ueberspannt" gegen das Duell, so Adalb. Schroeter in „Lacrimae Christi" gegen das Uebermaß des Antisemitismus. Eine Kritik der Erziehung versuchen M. Conrad-Ramlo: „Im Gnadenwald", und von Kapf-Essenther: „Eva's Erziehung". Den Reiz des Bühnenlebens verwerthen R. Stratz: „Kleine Elten", G. Schwarzkopf: „Schlimme Geschichten", und aus gründlicher Kenntniß Aug. Siems: „Bühnenkünstlerinnen". Eine Sonderbarkeit bildet der überspannte Roman M. Corelli's: „Aus zwei Welten", fremdartig wenigstens muthet der japanische Roman „Treu bis in den Tod" von Tamenaga Schunsui an. Einem niedlichen Einfall verdanken wir „Ninfa", eine Sammlung von drei Novellen, zu der sich Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann verbunden haben. Endlich glaube ich auf Anzeichen für das Wiedererwachen des Napoleon-Cultus — recht passend fünfundzwanzig Jahre nach Sedan! — aufmerksam machen zu sollen. Aehnliches wird ja aus Frankreich berichtet. Bei uns wäre anzuführen: „Doris" von Spättgen, „Lose Blätter", der anonyme Roman „Vom Ersten Konsul" und L. von Zitkowsky's Drama: „Die Kaiserin".

Den Schluß mögen die bekannten Romanschriftsteller, soweit sie noch nicht genannt sind, machen. Fontane: „Effi Briest", Heyse: „Ueber allen Wipfeln", und die Novellensammlung: „Melusine", Jensen: „Die Katze", Spielhagen: „Stumme des Himmels" und „Susi", Wilbrandt: „Osterinsel" und „Die Rothenburger", Telmann: „Triuacria", Bormann: „Bande des Blutes". Ein merkwürdiges Kapitel aus der Menschheitsgeschichte bespricht Vögtlin in den „Heiligen Menschen".

Wer nun über die dichterischen Anfänge so manches und mancher der Genannten etwas Eingehenderes zu erfahren wünscht, der lese Franzos: „Geschichte des Erstlingswerks".

Der Gesammteindruck des Jahres wird durch einen kurzen Blick auf das Drama nur bestätigt. Sudermann schilderte nach seiner Weise und mit der bekannten Stärke in der Charakteristik das „Glück im Winkel"; geheimnißvoll und räthselhaft erzählt, erweist Ibsen's „Klein Eyolf" doch abermals des Dichters Menschenkenntniß und den Ernst seiner Lebensanschauung, der auch K. Bleibtreu's „Weltbefreier" und E. von Wolzogen's „Daniela Weert" über den Durchschnitt emporhebt. Ihnen ähnelt in der Tendenz W. Weigand: „Macht", diesem gleich geißelt das Streberthum Nordau in der „Kugel". Als Werke geläuterter Kunst begrüße ich die „Erlöserin" von Friedrichs, und Wolfg. Kirchbach's „Untergang des Sonnenreichs", ein förmliches Mene tekel für unsere Zeit. Flaischlen's „Martin Lehnhardt" hatte ich schon zu erwähnen, als Gegenstück zu ihm hat L'Arronge in „Pastor Brose" den theologischen Streber gezeichnet. P. Lindau's „Venus von Milo" wird als stilvolles Werk gerühmt. Erstlingswerke sind „Marianne" und „Waldleute" von Karl Hauptmann, der jedenfalls keinen leichten Stand hat als Bruder Gerhart Hauptmann's. Spannend wirkt der geschichtliche Hintergrund in G. Engel's „Hexenkessel", näher der Gegenwart steht Fürst Wrede's „Entnervt", wofür Boulanger Modell stand, mitten in die Zeit stellt sich Herm. Haas als Anwalt unschuldig Verurtheilter; sein Stück „Das Recht" behandelt den Fall Ziethen. Ob der Beifall der Idee oder der Kunst des Dichters gegolten hat, weiß ich nicht; indessen Anklang hat Haas gefunden, wie Olga Wohlbrück's „Besonderer Umstände halber". Das Städtchen Rothenburg ist von Wilbrandt in den „Rothenburgern" dichterisch verwerthet worden, daneben hat es noch eines Dramatikers und eines Epikers Muse begeistert, nämlich Bernh. Hofmann: „Der Bürgermeister von Rothenburg", und Aug. Kellner: „Hie Rothenburg!"

Unsere Lustspieldichtung hätte ein Jubiläum feiern können: G. von Moser schuf mit dem „Militärstaat" sein hundertstes Stück. Sonst sind hervorzuheben: Fulda's „Kameraden", Jacobowski's „Diyab der Narr", und Reuling's „Mann im Schatten".

Eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dramatischem Gebiete ist unsere Ideendichtung, zuerst Aug. Sturm's gedankentiefes und dabei echt dramatisches „Räthsel des Lebens", Joh. Lepsius' „Ahasver", ein ungewöhnlich bewegtes Stück, Herm. Hango's „Faust und Prometheus", dann Rich. Kralik's Mysterien: „Von der Geburt" und „Vom Leben und Leiden des Heilands", die vornehme Bühnendichtung von Rich. Zoozmann: „Zwischen Himmel und Erde". Hier füge ich an die Volksschauspiele von Greinz: „Krippenspiel von der glorreichen Geburt unsers Heilands", dessen Erfolg im Theater am Gärtnerplatz seines Verfassers Kühnheit rechtfertigte, und Kralik's „Dr. Faust". Märchendichtungen sind Lothar's „Wunsch" und Ernst Rosmer's überaus feine „Königskinder". Die „Neuen Märchen" von Baumbach und Reuling's „Zwischen Licht und Dunkel" mögen hier mit genannt werden. Zum Schluß erfordert die Billigkeit einen anerkennenden Hinweis auf Bierbaum's anmuthiges Singspiel: „Lobetanz".

Ueber die Theaterfrage und im Zusammenhange damit über Volks- und freie Bühne haben wir einen vortrefflichen, sachkundigen Aufsatz von Max Burckhardt: „Aesthetik und Socialwissenschaft". Sonst wüßte ich nur zu erinnern an den Eroberungszug der Meßthaler'schen Gesellschaft und an die Begründung der Literarischen Gesellschaft in Leipzig, die bereits den mehr erwähnten „Martin Lehnhardt" Flaischlen's und den „Vater" von W. Weigand zur Aufführung gebracht hat.

Was nun die Lyrik anlangt, muß ich bitten diesmal mich als im Ausstand befindlich zu betrachten. Nicht böser Wille treibt mich dazu, sondern Unvermögen, nicht Minderwerthigkeit der Dichtungen, vielmehr das große Maß des wahrhaft Guten. Ich habe einfach dem Quell — richtiger: Riesenstrom — gedrängter Lieder, der sich ununterbrochen neu gebar, „besonderer Umstände halber" nicht nachkommen können. Soweit ich ihn verfolgen durfte, fand ich viel Gemüthstiefe, Empfindungsgehalt oft von entzückender Schönheit, Formvollendung, die in solcher Allgemeinheit einfach erstaunlich ist, natürlich auch Dilettantismus und Anfängerwerk, dem jede Daseinsberechtigung abgesprochen werden muß. Soll ich aufs gerathewohl dennoch einiges herausgreifen, so ist zuerst Busse: „Neue Gedichte", zu nennen, dann Emil Roland, Hildegard Stradal, Johanna Ambrosius, deren Gedichte in zwölf Monaten achtzehn Auflagen erlebten, Betty Paoli, W. Dietrich, Haus Falke: „Fiat lux", und Gustav Falke: „Zwischen zwei Nächten", Bierbaum: „Nemt frouwe disen kranz", Jacobowski: „Aus Tag und Traum", die Gedichte von E. Lenbach und Karl Bienenstein, die K. Werder's, herausgegeben von O. Gildemeister, Kurt von Zelau's „Reime und Träume", Paul Konrad's „Neue Dichtungen", Siegmar Mehring's „Nichts!" und E. Zitelmann's herrliches „Memento vivere!" Die Poesie des Schulhauses hat Vertreter gefunden in F. Roland: „Ehrhard Feldmann", und Joh. Peter: „Der Poet im Dorfschulhause". Ernste, würdige Schöpfungen sind: „Des Todes Ernte" von K. Steiger und Adolf Frey's „Todtentanz". — Kräftig gedeiht endlich die mundartliche Dichtung, so die steiermärkische bei Fuchs und Kieslinger und bei Fraungruber, die oberbairische bei Zipperer, die niederösterreichische bei Hörmann, die schwäbische bei Mathilde Frank, die kärntnerische bei H. Tschebull, und immer ausgedehnter wird die Beschäftigung mit Volkskunde und der Sammeleifer für Sagen und Märchen.

Unter den Sammelbüchern vermisse ich Bierbaum's „Musenalmanach". Vermuthlich sollte ihn der „Pan" ersetzen. Dagegen behauptet sich Cotta's „Musenalmanach" in alter Trefflichkeit. Sonst gehört hierher das „Bairische Dichterbuch", die „Jungmährische Dichtung", „Jungdeutschlands Musenalmanach", das sich im Vorwort nachdrücklich gegen die Verwechselung mit Gründeutschland verwahrt, K. Hessel's „Rheinlieder"; „Mecklenburgs Antheil an der deutschen Nationalliteratur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts" stellt K. Schröder in einem Vortrage fest. Hohen Werth besitzt K. Busse's „Neuere deutsche Lyrik" mit der belehrenden Einleitung.

Dem Umfange nach steht die Epik weit hinter der Lyrik zurück. Dafür hat sie den „Robespierre" von M. delle Grazie aufzuweisen. Meine Bedenken gegen einzelne Maßlosigkeiten der Dichterin habe ich anderswo ausgesprochen. Viel Kraft umschließt Wilbrandt's kleines Bändchen „Beethoven". Außer schon Genannten, wie Kellner u. a., verdienen eine Erwähnung Eggert: „Der Bauernjörg", K. Macke: „Vom Nil zum Nebo", schließlich noch der eigenthümliche afrikanische Schöpfungsmythus Fr. Helle's: „Kalanya's Völkersang".

So wenig nun die übrigen Berichte Vollzähligkeit anstreben, so wenig will dieser Auszug erschöpfend sein. Immerhin bedeutet seine Armuth einen wahrhaft betäubenden Ausfall für die Epik, der alle früher geäußerten Hoffnungen schonungslos zerstört. Es ist beinahe, als räumte der männliche Geist das Gebiet der Versdichtung ganz und gar, wie er die Prosadichtung zum guten Theile bereits dem weiblichen Geschlecht überlassen hat, und wendete sich mit voller Kraft der wissenschaftlichen und Forscherarbeit zu. Bei ihr vereint sich Güte mit Masse. Aus der Literaturgeschichte zunächst nenne ich G. Klee's tüchtiges und praktisches Handbuch. Hervorragendes ist für die Aesthetik geleistet von Volkelt in den „Aesthetischen Zeitfragen", von Goldfriedrich in „Kant's Aesthetik" und von Kühnemann in „Kant's und Schiller's Begründung der Aesthetik". Gleich hoch stehen Laurenz Müllner: „Literatur- und kunstkritische Studien", Rümelin: „Reden und Aufsätze", nicht zu vergessen Franz Kern's „Kleinere Schriften". Mehr und mehr wird die Gegenwart Gegenstand der Betrachtung, so in Ad. Stern's „Studien zur Literatur der Gegenwart", in Ziel's „Literarischen Reliefs", Genad's „Literarischen Essays", M. Ernst's „Literarischen Charakterbildern", Sintenis' „Literarischen Ansichten", Mahn's „Gerhart Hauptmann". Bettelheim's „Deutsche und Franzosen" bekunden durchweg feine Beobachtung und selbständiges Urtheil. Einen „Shakespeare" schrieb W. Brandes, Oechelhäuser die „Einführung in Shakespeare's Bühnendramen", Rosner betrachtet „Hamlet im Lichte der Neuropathologie" und K. Fischer vernichtete die „Bacon-Mythen". Für das „Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft" genügt ein Hinweis, ebenso für das der Goethe- und der Grillparzer-Gesellschaft, endlich auch für die so inhaltreichen „Jahresberichte für die neuere deutsche Literatur", herausgegeben von F. Elias und M. Osborn; der heurige Band behandelt das Jahr 1892. Immer stattlicher wird ferner die Reihe kritischer Ausgaben in Kürschner's „Deutscher Nationalliteratur"; eine glückliche Ergänzung zu allem Schriftwerk schuf Könnecke mit dem „Bilderatlas zur deutschen Nationalliteratur".

Vieles lasse ich beiseite, um nur einiges noch aus der Schiller-Goethe-Literatur anführen zu können. Trefflich hat Wychgram seine Aufgabe gelöst mit „Schiller, dem

deutschen Volke dargestellt". Von des Dichters Briefen gab Fritz Jonas den fünften Band, von „Goethe's Briefen an Frau von Stein" den dritten und vierten Band heraus K. Heinemann, dem wir auch die neueste, alle bisherigen Ergebnisse der Goethe-Forschung zusammenfassende Biographie „Goethe" verdanken, ein Werk gediegenster Arbeit. Daneben nenne ich „Goethe's Leben und Werke" von Eugen Wolff. Von einem neuen Fund kann Suphan: „Das Buch Annette", berichten. „Goethen als Anatom" behandelt K. von Bardeleben, sein Verhältniß zur bildenden Kunst Volbehr und zu Sturm und Drang Richard Weißenfels, seinen persönlichen Verkehr mit Schiller, nach brieflichen Mittheilungen von Heinrich Voß, Berlit. J. R. Haarhaus wandelt auf Goethe's Spuren im Süden, und die vorweimarische Zeit schildert Karl Weitbrecht: „Diesseits von Weimar". C. Schmidt versucht eine Faust-Analyse in „Faust, ein Menschenleben", Baumgart wiederum tiefbohrend die „Geheimnisse" zu ergründen. Außer anderm Dankenswerthen brachte endlich Düntzer eine Arbeit über die Stammbäume Goethe's. Richard Friedrich.

Aus der historischen Literatur.

Die deutsche Geschichtschreibung hat sich nach dem Vorbilde ihres großen Meisters Ranke niemals damit begnügt, die Geschichte des eigenen Volkes zu erforschen, sondern sich, bald mehr, bald weniger intensiv, auch eifrig mit der Geschichte der andern europäischen Nationen beschäftigt. Es ist das im Gegensatz zu der großen Specialisirung, welche eine Zeit lang in ihr vorzuherrschen schien, ein erfreuliches Gegengewicht, ein Zeichen jenes Zuges zum Universalen, den wir als charakteristisch für die jüngste Phase der Entwickelung der Geschichtswissenschaft schon wiederholt an dieser Stelle betont haben.

Auch unter den neuesten Erscheinungen des historiographischen Büchermarktes befinden sich einige hervorragende Arbeiten aus der außerdeutschen Geschichte. An erster Stelle müssen wir da der Fortsetzung oder Vollendung eines Werkes gedenken, auf dessen Anfang wir seinerzeit schon die Aufmerksamkeit unserer Leser gelenkt haben:

1. Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Gustav Diercks. Zweiter Band. Berlin, S. Cronbach. 1895. Gr. 8. 12 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat in der That gehalten, was er im ersten Bande, dessen Vorzüge und Schwächen wir früher eingehend dargelegt haben, versprochen hat. Er hat nämlich in dem vorliegenden zweiten Bande, der dem ersten sehr schnell gefolgt ist, wirklich das ganze Werk zum Abschluß gebracht, d. h. die ganze äußere und innere Geschichte Spaniens von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die jüngste Gegenwart herab dargestellt. Es war gewiß eine nicht leichte Aufgabe, in einem verhältnißmäßig so knappen Rahmen ein so buntes und mannichfaltiges Bild hineinzuzeichnen, wie es die spanische Geschichte von der Blütezeit der arabisch-maurischen Cultur durch die Periode der christlich-spanischen Weltherrschaft unter Karl I. (V.) und Philipp II. hindurch bis zu dem gänzlichen Verfall der alten Herrlichkeit, der sich bis zur Gegenwart erstreckt, darbietet. Die Gefahr lag dabei sehr nahe, entweder sich in platte Allgemeinheiten zu verlieren oder in eine trockene Aufzählung der wichtigsten Ereignisse ohne tiefere Durchdringung des Gegenstandes zu gerathen. Beide Gefahren hat der Verfasser mit dem glücklichen Blick für das Wesentliche, für die entscheidenden Momente der geschichtlichen Entwickelung, der das sicherste Zeichen des berufenen Historikers ist, vermieden. Die Darstellung ist anschaulich und übersichtlich und gibt einen guten orientirenden, natürlich auf die Grundzüge beschränkten, aber einheitlich durchdachten Ueberblick über das Ganze der geschichtlichen Entwickelung dieses merkwürdigen, hochbegabten und doch wieder so leicht erschlaffenden Volkes. Die treibenden Grundkräfte des historischen Lebens treten eindrucksvoll hervor. Man wird namentlich den weltgeschichtlichen Kampf zweier ihrer innersten Natur nach einander entgegengesetzten Culturen, wie er uns hier in den jahrhundertelangen Kämpfen zwischen den Mauren und den christlichen Spaniern entgegentritt, nicht ohne lebhaftes Interesse lesen. Wohl gewahrt man dabei deutlich, daß die Sympathien des Verfassers in der Schilderung dieses Kampfes entschieden bei der der allmählichen Vernichtung geweihten maurischen Cultur sind; aber im großen und ganzen zeigt er doch trotz des scharfen Gegensatzes, der ihn namentlich von der fanatischen Kirchenpolitik des christlichen Spanien trennt, ein entschiedenes und erfolgreiches Streben nach Objectivität. Und in dem Meisten, was er gegen die gründlich verkehrte und gründlich einseitige Politik der christlichen Könige Spaniens sagt, wird man ihm ohne Zweifel unbedingt zustimmen müssen. Die Art, wie er aus dieser Politik den spätern Verfall Spaniens als fast naturnothwendige Folge ableitet, wie er die verhängnißvollen Wirkungen der religiösen Verfolgungen und Unterdrückungen schildert, wie er die hieraus sich ergebenden Ursachen nachweist, weshalb Spanien trotz des aus der neuentdeckten Welt ihm zuströmenden Reichthums an Edelmetallen doch allmählich völliger Verarmung und dem drohenden Staatsbankrott verfiel, ist entschieden in hohem Maße beachtenswerth, obwol eigentlich neue Thatsachen zur Beurtheilung dieser Vorgänge nicht beigebracht werden. Sehr erfreulich ist es auch, daß der Verfasser den Schilderungen der Culturwelt der einzelnen Epochen

in dem vorliegenden zweiten Bande einen absolut wie relativ größern Raum gewährt hat als in dem ersten Bande. Sehr unterrichtend und interessant wird da für den mit dem Gegenstande minder vertrauten Leser vor allem die wirkungsvolle Gegenüberstellung der arabischen und der christlichen Cultur der zweiten Hälfte des Mittelalters sein, in welcher die Ueberlegenheit der erstern über die letztere wiederum mit sehr lebhaften, aber in den Hauptpunkten richtigen Farben geschildert wird. (Zehntes und elftes Kapitel.) Hier wie in den folgenden Schilderungen der Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts, wie sie im fünften Kapitel des vierten Buches, und der Cultur Spaniens in neuester Zeit, wie sie im sechsten Kapitel des fünften Buches geboten wird, ist der Verfasser nach besten Kräften bemüht gewesen, allen Seiten des spanischen Culturlebens, der geistigen, künstlerischen wie wissenschaftlichen und materiellen Entwickelung gerecht zu werden. Freilich war es hier, wo es galt, einen reichen Lebensinhalt in möglichst gedrungener Form wiederzugeben, nicht immer zu vermeiden, daß das Streben nach Vollständigkeit zuweilen zu einer mehr oder minder trockenen Aufzählung der hervorragendsten Namen auf den verschiedenen Gebieten cultureller Arbeit führte, doch treten auch hier die entscheidenden Momente und Richtungen, namentlich in der Literatur, lebensvoll in den Vordergrund. Im ganzen kann das Buch jedenfalls als ein erfolgreicher Versuch einer von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus geschriebenen Geschichte des spanischen Volkes angesehen werden.

Weit gelehrter, auf viel eindringendern eigenen Quellenforschungen beruhend, aber leider infolge seiner verworrenen, wenig verarbeiteten und zuweilen völlig abstrusen Form für den Laien fast völlig ungenießbar ist ein zweites Werk, welches sich mit der außerdeutschen Geschichte, und zwar mit der des fernen Orients beschäftigt:

2. Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt. Erwerbung Kapharnaums für das katholische Deutschland und des Johanniterspitals für Preußen. Von J. Sepp. Mit zwei Karten und zahlreichen Illustrationen. Zwei Theile in einem Bande. München, Literarisches Institut Dr. M. Huttler. 1895. Gr. 8. 12 M.

Der durch seine religiös-kirchlichen Forschungen und durch seine hervorragende Stellung in Baiern wohlbekannt gewordene Verfasser ist seit mehrern Jahrzehnten an der Erforschung der heiligen Stätten im Gelobten Lande eifrig und erfolgreich betheiligt und hat namentlich auch ein reges Interesse für die deutschen Niederlassungen in Palästina gezeigt. Beiden Richtungen seiner Wirksamkeit will auch das vorliegende Buch dienen. Es wendet sich also seiner Natur nach nicht nur an die Palästinaforscher im engern Sinn, sondern ist auf weitere Kreise berechnet, schneidet sich aber eine derartige Wirkung durch die Form der Darstellung, die jede einheitliche Anordnung und Uebersicht, jeden zusammenfassenden Gesichtspunkt vermissen läßt, vollständig ab. Die Erörterungen sind nach den einzelnen Orten, auf die sich die Forschungen Sepp's beziehen, angeordnet, bringen aber dann nicht etwa erst eine historische Uebersicht und eine Darlegung der neuesten Ergebnisse der modernen Denkmalforschung, und dann etwa eine Schilderung der deutschen Niederlassungen, sondern alle diese Dinge erscheinen in chaotischem Durcheinander, bald eine Notiz über die genetische Entwickelung und etymologische Deutung des Ortsnamens, welche dann mit gelehrten Citaten gespickt ist, dann irgendeine historische Angabe, neben der ganz unvermittelt plötzlich eine Bemerkung über die deutsche Besiedelung auftaucht, auf die dann ebenso unvermittelt wieder irgendeine Angabe aus der Geschichte der Kreuzzüge folgt, aber ohne jede Scheidung der Jahrhunderte, ohne jede Sichtung, das reine Tohu Wabohu. Offenbar besteht das Werk aus einer fast unübersehbaren Fülle einzelner Notizen, Reiseaufzeichnungen, Quellencitate, die in einer so wunderlichen Weise aneinandergereiht sind, als hätte der Verfasser die über jeden einzelnen Ort von ihm gesammelten Zettel durcheinander geschüttelt und dann in der Reihenfolge, welche sie so zufällig erhalten haben, in die Druckerei geschickt. Dadurch aber wird eine zusammenhängende Lektüre des Buches geradezu zur Unmöglichkeit gemacht, aber auch die Auffindung irgendeines einzelnen Forschungsergebnisses ungemein erschwert. Hätte das Werk nicht ein leidlich übersichtlich gearbeitetes Register, so wäre es selbst für den Fachmann unbenutzbar; seinen Zweck, auch weitere Kreise für diese Dinge zu interessiren, wird und muß es völlig verfehlen. Das ist aber um so bedauerlicher, als es im einzelnen eine große Fülle von Gelehrsamkeit und einen überraschenden Reichthum wirklich hervorragender Entdeckungen auf christlich-archäologischem Gebiete enthält und so an sich geeignet wäre, eine reiche Fundgrube für die Palästinaforschung zu werden, deren Nutzen dann noch dadurch erhöht werden könnte, daß dem Werke eine große Menge zum Theil vortrefflicher Abbildungen von Kirchen, öffentlichen Gebäuden aller Art, Landschaftsansichten u. s. w. beigegeben ist, welche jetzt bei der ungenießbaren Form des Inhalts thatsächlich ungefähr das Einzige sind, was die Durchsicht des Werkes erträglich macht.

Dem Grenzgebiete zwischen außerdeutscher Geschichte und außerdeutscher Politik gehören zwei andere Werke an, welche im Gegensatz zu dem Sepp'schen kaum als eigentlich wissenschaftliche Leistungen im engern Sinne betrachtet werden können und dennoch erheblich mehr zur lebensvollen Kenntniß der Länder, mit denen sie sich beschäftigen, beitragen werden als das urgelehrte Werk des bairischen Gelehrten. Das eine behandelt die gegenwärtige politische Welt in Frankreich, während das andere unserm östlichen russischen Nachbar gewidmet ist und dessen Beziehungen zu den ihm unterworfenen Theilen der polnischen Nationalität darlegt:

3. Das Palais Bourbon. Bilder aus dem französischen Parlamentsleben. Von Theodor Herzl. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1895. Gr. 8. 5 M.
4. Russisch-polnische Beziehungen. Von Graf Leliwa. Autorisirte Uebersetzung von Arthur C. Arnold. Leipzig, E. L. Kasprowicz. 1895. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dem erstgenannten Buche, welches eine plastisch-lebendige Schilderung des Parlamentarismus in Frankreich und seiner hervorragendsten Vertreter entwirft, merkt man es im guten wie im bösen Sinne an, daß es aus einer Reihe einzelner Tagesaufsätze entstanden ist, welche der Verfasser als pariser Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" geschrieben hat. Ohne Frage hat er diese Stellung als Berichterstatter vortrefflich ausgefüllt: er zeigt eine außerordentlich feine Beobachtungsgabe für das französische Volksleben und seine Ausstrahlungen im französischen Parlamentsgebäude, er hat sich wirklich erfolgreich Mühe gegeben, das Volk, welches er schildern sollte und wollte, in seinen Eigenthümlichkeiten, seinem politischen Empfinden und Denken zu studiren und uns Deutschen verständlich zu machen. Auch als Schriftsteller hat er ohne Zweifel von den Franzosen viel gelernt: jene eigenthümliche Gewandtheit, auch ernste Dinge in leichter, zierlicher und geistvoller Weise zu behandeln, für die sich auch bei uns der schwer wiederzugebende Ausdruck „esprit" einzubürgern beginnt. Das Buch ist packend und spannend im höchsten Grade geschrieben. Der Leser wird gleichsam selbst zum Zuschauer der Vorgänge im französischen Parlamentshause, er sieht mit dem Verfasser von der Journalistenloge aus die einzelnen berühmt oder berüchtigt gewordenen officiellen politischen Persönlichkeiten und Parlamentarier vor sich herumwandeln: in ihrem Aeußern wie in ihrem ganzen Gehaben, in der Eigenart ihrer Beredsamkeit wie ihrer parlamentarischen „Pose" werden sie ihm vom Verfasser in lebendigen und anziehenden Strichen vorgeführt. Man liest das Buch vom Anfang bis zum Ende mit ununterbrochenem, lebhaftem Interesse, zuweilen mit der Spannung, die sonst nur ein gut geschriebener Roman erweckt, und freut sich über die feinen Beobachtungen, witzigen Bemerkungen und geistreichen Antithesen des Verfassers. Das Ganze macht den Eindruck eines glänzenden Feuerwerks, in dessen heller Beleuchtung man die Umrisse der Dinge deutlich zu erkennen glaubt, aber — doch nur so weit erkennt, als diese schnelle und glänzende Beleuchtung sie erkennen läßt. Ohne Zweifel wird das Buch mit zur Verbreitung richtigerer Anschauungen über Art und Charakter des französischen Volkes unter unsern Landsleuten beitragen, aber auf den Grund der Dinge, auf die tiefern Triebkräfte der französischen Volksseele leitet es doch nur bis zu einer gewissen Grenze hin. In dieser Beziehung kann es sich mit den packenden und das Wesen, den Kern der Dinge erfassenden Schilderungen Hildebrand's nicht entfernt messen. Es ist eine vortreffliche feuilletonistische Leistung, aber es bleibt eine feuilletonistische Leistung: geistvoll, pikant, witzig, interessant und spannend, aber nicht in die tiefen Schächte wissenschaftlicher Erkenntniß eindringend. Es weckt mehr den Hunger, als daß es ihn befriedigt. Ohne Zweifel aber wird es unter denen, welche mit dem Charakter und der politischen Eigenart unsers westlichen Nachbars gern ein wenig mehr vertraut werden möchten, viele eifrige Leser finden, und es verdient diesen Erfolg auch, sofern sich nur der Leser die Grenzen dessen, was der Verfasser leisten konnte und wollte, klar macht.

Aehnlich in seinen Ziel- und leitenden Gesichtspunkten, aber doch seinem Wesen und Inhalt nach gänzlich verschieden ist das zweite der obengenannten Bücher, welches sich vom historisch-politischen Gesichtspunkte aus und mit Verwerthung eines reichen actenmäßigen Materials mit unserm östlichen Nachbar Rußland beschäftigt. Der Verfasser, ein als russischer Unterthan lebender polnischer Aristokrat, entwirft an der Hand authentischer amtlicher Zeugnisse ein Bild von den in unzweifelhaftem Widerstreit zu den verfassungsmäßigen Bestimmungen stehenden Zuständen, unter denen die russischen Unterthanen polnischer Nationalität zu leben gezwungen sind. Er zeigt im einzelnen an der Hand einer reichen Fülle von Specialfällen das Widerspruchsvolle und rechtlich Unhaltbare der russischen Politik gegenüber den Polen, das vor allem seinen Ausdruck darin findet, daß ein großer Theil der in dieser Frage ergangenen ministeriellen Verfügungen untereinander und mit den klaren Bestimmungen der russischen Verfassung im Widerspruch stehen. In packender und überzeugender, mit einer Fülle historischer Parallelen unterstützter Darstellung weist er nach, daß das unzweifelhafte Streben der russischen Regierung dahin gehe, durch ungerechte und zu weit gehende Interpretation einzelner Gesetzesbestimmungen die polnischen Unterthanen in vermögensrechtlicher wie politischer Beziehung zu Staatsbürgern zweiten Ranges herabzudrücken. Mit Recht macht der deutsche Herausgeber darauf aufmerksam, daß im Gegensatz zu den hier mit warmer Vaterlandsliebe und edler Begeisterung geschilderten und sehr beklagten Zuständen die polnischen Unterthanen des Deutschen Reiches oder Preußens, die sich so oft auch als Verfolgte und Unterdrückte hinzustellen lieben, angesichts dieser Schilderungen, welche nur zu deutlich ein Stückchen Mittelalter aus der Gegenwart widerspiegeln, alle Ursache haben zu rufen: „Wie gut haben wir es, wie frei sind wir." Nach dieser Richtung kann das Buch in Preußen gewiß nur segensreich wirken, zugleich aber zu einem Warn- und Weckruf werden gegenüber den Gefahren, welche nicht blos den Polen und Katholiken, sondern auch den Deutschen und Protestanten in den Ostseeprovinzen von den brutalen Mitteln fanatischer Gewaltpolitik in Rußland drohen. Aus diesem doppelten Gesichtspunkte ist dem fesselnd geschriebenen Buche auch in Deutschland eine möglichst weite Verbreitung dringend zu wünschen.

Georg Winter.

Zur Literatur über Oesterreich-Ungarn.

1. Professor A. L. Hickmann's Geographisch-statistischer Taschen-Atlas von Oesterreich-Ungarn. Wien, G. Freytag u. Berndt. 1895. 12. 4 M.

Ein dem vorliegenden ähnliches brauchbares Kartenwerk, welches jedoch den allgemeinen Charakter an sich trägt und geographisch-statistische Daten über alle Länder der Welt bietet, hat der Verfasser Professor Hickmann vor kurzem herausgegeben. In diesem nunmehr nachfolgenden Atlas, dessen Tafeln auf 52 Seiten übrigens auch ein beachtenswerther Text beigegeben ist, wird die österreichisch-ungarische Monarchie allein behandelt und ist wirklich nahezu Erschöpfendes geboten, sodaß dieses Taschenbuch auch für die weitesten Kreise von Interesse erscheint, welche über geographische oder statistische Verhältnisse in dem genannten Reiche Auskunft erhalten wollen. Es wird das sofort klar werden, wenn wir den Inhalt der 43 in trefflichem Farbendruck ausgeführten Tafeln andeuten, aus denen der Atlas besteht. Neben den eigentlichen geographisch-politischen Karten von Oesterreich-Ungarn und der einzelnen Kronländer finden sich hier: eine Karte von der geschichtlichen Entwickelung der Monarchie, die Stammtafel des Hauses Habsburg-Lothringen, Karten über die Größenverhältnisse der österreichischen Kronländer und Ungarns, über die Höhenschichten und Temperaturen, über die Gebirgssysteme, die Flußlängen, die Landseen, die geologische Beschaffenheit des Bodens, dann aber auch kartographische, überaus klare und in die Augen fallende Uebersichten auf eigenen Blättern: über den jährlichen Ertrag der Bergbau- und Bodenproducte sowie der Industrieerzeugnisse, über die Dichte und Bewegung der Bevölkerung, über die Verhältnisse des Religionsbekenntnisses, über die Unterrichtszustände, die Staatseinnahmen, die Steuerleistung, ferner Darstellungen der Berufsverhältnisse, der Armee, des Verkehrswesens, der Aus- und Einfuhr bemerkenswerthester Handelsartikel sowie der jährlichen Durchschnittspreise wichtiger Consummittel von dem Jahre 1723 bis 1895. Dazu kommen noch verschiedene Tafeln mit den Porträts der deutschen und österreichischen Kaiser, der Wappen des Reiches und der Länder sowie einzelner Städte, der Orden, Landesfarben und der hervorragenden Bauten und Denkmale im Reiche. Alle statistischen Angaben, welche sich auf den Blättern verzeichnet finden, sind nach dem Stande der neuesten verläßlichen amtlichen Mittheilungen wiedergegeben. Die Ausführung der Kartenblätter muß ganz vortrefflich genannt werden, überall ist vielfacher Farbendruck angewendet, welcher das Verhältniß des einen zum andern in klarer und übersichtlicher Weise hervortreten läßt und durch die graphische Darstellung dem Benutzer dieses Werkes ein übersichtliches Bild gewährt. Man ersieht daraus, daß es sich um eine für den Reichsbewohner sehr brauchbare Arbeit handelt, die aber auch dem außerhalb der Monarchie Weilenden alles, was über sie in geographisch-statistischer Beziehung mitzutheilen ist, rasch und klar vermittelt. Das gewählte hübsche Taschenformat dient dem Werke, auch was handliche Aeußerlichkeit betrifft, zur weitern Empfehlung.

2. Namenbuch der Stadt Wien. Von Dr. Friedrich Umlauft. Wien, A. Hartleben. 1895. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Durch eine ganze Reihe von Arbeiten ähnlichen, aber auch geographisch-historischen Inhalts überhaupt ist der Name des Verfassers des vorliegenden historisch-etymologischen Werkes schon lange bekannt. Professor Umlauft, als genauer Kenner seiner österreichischen Heimat, hat durch die vorliegende Veröffentlichung einen neuen, recht schätzenswerthen Beitrag zur Literatur derselben geliefert. Er behandelt allerdings nur die Residenzstadt Wien, aber gerade diese uralte berühmte Hauptstadt lenkt ja seit jeher vor allem die Aufmerksamkeit auch der Fernerstehenden auf sich, und somit hat sich Professor Umlauft ihren Dank ebenso wie den seiner wiener Landsleute durch diese Untersuchungen erworben. Es handelt sich im allgemeinen darin um die Darlegung der Namen von Straßen, Gassen, Plätzen, Höfen, Vorstädten und Vororten der österreichischen Reichshauptstadt, welche in alphabetischer Anordnung ihre oft ziemlich schwierige Erklärung erfahren. Der Umstand, daß wenige große Städte ein so hohes Alter aufweisen als Wien, legt nämlich der Untersuchung, welche sich auf manche, in der Zeitfolge weit zurückgreifende historische Erörterungen einlassen muß, verschiedene Schwierigkeiten in den Weg, und wie bei allen ähnlichen Arbeiten wird es dem Verfasser an Widersprechern nicht fehlen. Aber die ernste gewissenhafte Untersuchung verdient reiche und volle Anerkennung, und es ist hier ein werthvolles Handbuch zur Orientirung geschaffen. Eine ausführliche Einleitung verbreitet sich in wissenschaftlicher Weise über den Namen der Stadt Wien, und verzeichnet zuerst die bisher zu Tage getretenen Ansichten gelehrter Fachmänner über die Herleitung des Namens Vindobona. Es geht daraus hervor, daß der Name Wiens in alter Zeit aus dem Slawischen entlehnt sei, während der Name Vindobona celtisch-römischen Ursprunges ist. Uebrigens ist die Untersuchung hierüber noch eigentlich nicht zum Abschlusse gebracht, und Stimmen in wissenschaftlichen oder Tageszeitungen begegnen uns täglich, welche neue Ansichten und Vermuthungen über diese Namensentstehung mehr oder weniger wahrscheinlich machen. Jedenfalls zeigt Umlauft's eingehende Arbeit, eine wie reiche glänzende Vergangenheit Wien hinter sich hat, welche in so vielen Straßen-, Platz- und andern Ortsnamen ihre Spur hinterlassen hat; große Dichter, Feldherren, Gelehrte, Staatsmänner wurden durch Verleihung ihrer Namen an Oertlichkeiten im Gedächtnisse des weniger Bewanderten erhalten, welcher die Straßen durchwandelt, die an diese

berühmten Männer erinnern. Von allen diesen weiß uns der Verfasser Näheres zu berichten, eine kurze biographische Notiz ist über jeden Träger eines solchen Namens, der in der Stadt verewigt ist, beigefügt. Mitunter finden sich sogar längere historische Darlegungen. Der ganzen Anlage des Werkes nach geht dieses somit weit über die locale Bedeutung hinaus und kann auch den Freunden etymologischer Forschung bestens empfohlen werden.

3. Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Lieferung 1—20. Wien, A. Harleben. 1895. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Es bedarf wol kaum der Rechtfertigung und Erklärung darüber, warum diese groß angelegte Darstellung des gewaltigen Donaustromes in technischer wie in geschichtlicher Beziehung hier als ein Werk, das der Literatur über Oesterreich-Ungarn beizuzählen ist, seine Besprechung erfährt. Ist doch der herrliche Strom, wenn auch im Schwarzwalde entspringend und auf türkischem Gebiete mündend, so recht der Hauptstrom Oesterreichs. Gerade wie der Rhein für das Gebiet Deutschlands bezeichnend, erscheint also die Donau für die österreichisch-ungarischen Länder, welche deren Wogen durchziehen, ja den beiden wichtigsten Städten des Doppelreiches: Wien und Budapest, ganz besondern Charakter verleihen. Es gibt nun allerdings schon verschiedene Werke, welche die Donau und deren Gebiet behandeln, von denen etwa jene von Duller, G. Kohl, O. L. C. Wolff hier angedeutet seien, abgesehen von ältern Schriften früherer Jahrhunderte (von Birken, Kirkwitz), doch sind alle diese Bücher selbst der neuern Zeit mehr oder weniger veraltet und behandeln auch nicht alle jene Gesichtspunkte, die der Länder- und Geschichtskundige Schweiger-Lerchenfeld in seiner Darstellung ins Auge gefaßt hat. Es erfordert eben, wenn alle diese Gesichtspunkte berücksichtigt werden sollen, nicht nur der Kenntniß des Stromes und seiner sämmtlichen Landschaften nach eigener Anschauung, nicht nur geschichtlich-geographischer, sondern auch nautisch-technischer Kenntnisse, welche der Verfasser in hervorragendem Grade zu Tage treten läßt, je mehr wir seinen Ausführungen folgen. Diese entwerfen nach einer allgemeinen, mit großen Zügen den Lauf, den Charakter und die Bedeutung der Donau schildernden Einleitung in den bisher erschienenen zwanzig Lieferungen zunächst ein hydographisch-naturwissenschaftliches, sodann ein historisches und endlich ein nautisch-technisches Bild, welch letzteres insbesondere auch commerzielle Verhältnisse ins Auge faßt.

Was den naturgeschichtlich-hydrographischen Theil betrifft, so sind in wissenschaftlicher, doch für jeden Gebildeten lesbarer Weise das Stromgebiet der Donau, deren Lauf und Ufergestaltung, deren Wasserstands- und Eisverhältnisse sowie das Pflanzen- und Thierleben an und in dem Strome ausführlich erörtert. Welch ein besonderes geschichtliches Interesse die Donau und ihr Gebiet beansprucht, zeigt der in mehrere Abschnitte zerfallende historische Theil. Er schildert in lebendiger Darstellung zunächst die Donauländer und den Strom in den Darstellungen der alten griechischen Dichter und Schriftsteller, wobei auch ausführlich des Argonautenzuges gedacht wird, bespricht sodann die Perioden der Stein- und der Bronzezeit sowie die sogenannte Hallstattperiode der südlichen Donauländer und kommt hiernach auf die Römerzeit zu sprechen, welche besonders genau behandelt erscheint. Von den historischen Perioden der Folgezeit ist jene der Völkerwanderung, die Gothen- und Hunnenzeit mit geschichtlicher Treue dargestellt; der Verfasser gedenkt auch Attila's und seines Sagenkreises und schildert die „Nibelungen an der Donau", wobei er in dankenswerther Weise eine Inhaltsangabe des Nibelungenliedes bietet und die Beziehungen der Sage zu dem Strom und dessen Ufergebiet darlegt. Die Behandlung der Donau-Theißniederung durch die Magyaren, die slawische Invasion und die Dako-Romanen werden darauf der Besprechung unterzogen. Aus den spätern Perioden ist natürlich jene der Babenberger und der ersten Habsburger und jene der Türkenkriege bis zum Entsatze Wiens 1683 ebenfalls ausführlich behandelt. Am Schlusse folgt eine Darlegung der geschichtlichen Entwickelung in dem Donaugebiete die letzten Jahrhunderte hindurch. — Der nautisch-technische Theil macht uns mit dem Donauverkehr und den Schiffahrtsverhältnissen früherer und späterer Zeit, mit den Stromregulirungen, dem Kanalwesen und mit der Art der Anlage der verschiedenen Donauschiffe, Werftanlagen, Brücken u. dgl. bekannt, der bezügliche Abschnitt ist in der zwanzigsten Lieferung noch nicht abgeschlossen.

Schweiger-Lerchenfeld, der vielgereiste Verfasser, welcher schon eine ganze Reihe Darstellungen von Land und Leuten des Orients und Occidents, der Alpen- und Seeländer geboten, weist uns in diesem Werke, wie schon angedeutet, nicht nur seine reiche geographische und historische Kenntniß, sondern zeigt auch so eingehende Bekanntschaft mit der Technik des Schiffs- und Maschinenwesens, daß man ihn auch in dieser Beziehung unbedingt einen berufenen Fachmann nennen kann und der Leser aus seinen Darlegungen auf klare Weise Kenntnisse hierüber erlangt. Außerdem zeichnet sich die Darstellung überhaupt durch Gewandtheit und häufig durch geradezu poetische Schilderungen von Naturbildern u. dgl. aus. Der Werth des Ganzen wird aber auch noch durch die überaus zahlreichen Illustrationen im Texte und auf eigenen Tafeln, deren manche Karten, Pläne und Uebersichten in Farbendruck enthalten, erhöht. Die Bilder von Städten, Landschaften und andern Donangegenden, manche derselben Reproductionen nach alten seltenen Originaldrucken, die Abbildungen von Schiffen, Maschinen, Werften, Brücken und ähnlichen für das Schiffswesen wichtigen Objecten sind in der That eine wichtige Ergänzung zu dem Texte dieses auch schön ausgestatteten Werkes.

4. Wiener Ateliers. Biographisch-kritische Skizzen von A. Martinez. VI. Folge. Wien, Karl Fischer. 1895. 8. 1 Fl.

Der wiener Schriftsteller A. Martinez hat sich schon seit längerer Zeit die dankenswerthe Aufgabe gestellt, unter dem obigen Sammeltitel die Freunde der schönen Künste mit ihren hervorragendsten Vertretern auf dem wiener Boden genauer bekannt zu machen; es liegt uns von den „Wiener Ateliers" nunmehr bereits die Sechste Folge vor. Im ganzen bilden diese sechs erschienenen Hefte zwei hübsche Bände, welche für den Kunstfreund und Kunsthistoriker um so beachtenswerther erscheinen, als der Verfasser die besprochenen Ateliers und die Künstler fast ausschließlich persönlich besucht und genau kennen gelernt hat und einen feinen Sinn sowie ein kritisches Auge für die Kunstwerke verräth, nicht minder aber auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht vortrefflich zu Hause ist. Alle diese Umstände aber bewegen uns, die Aufmerksamkeit der Leser auf diese schätzenswerthe Arbeit zu lenken, zumal sie auch in biographischer Beziehung neue und neueste Daten bietet, welche in keinem andern Buche zu finden sind. Was das vorliegende Heft anbelangt, das mit einem reizenden Titelbilde Karger's: Die Kunst, und mit noch mehrern andern Lichtdrucken hervorragender wiener Maler geziert ist, so erscheinen darin: der Bildhauer August Kühne (welcher kurz nach Erscheinen des Heftes in jüngster Zeit in Graz leider gestorben ist), die Malerin Susanna Granitsch, der auch als genialer Caricaturenzeichner weithin bekannte Karl Fischer-Köystrand sowie die Maler Professor Heinrich Schwemminger und Joseph Schwemminger behandelt. Von jeder der genannten Persönlichkeiten ist zunächst ein Lebensbild geboten, das uns genau mit den Schicksalen derselben bekannt macht, und folgt darauf die Darlegung des künstlerischen Schaffens und Aufzählung der hervorragendsten demselben entsprungenen Kunstwerke in ebenso eingehender als gründlicher Weise. Man kann nur den Wunsch aussprechen, daß noch weitere „Folgen" dieser für die österreichische Kunstgeschichte bemerkenswerthen Hefte aus der Feder des kenntnißreichen Verfassers sich anreihen mögen. Vielleicht überrascht er uns einmal sogar mit einem größern Werke über das gesammte Kunstleben Wiens früherer und späterer Zeit. Er wäre der Mann dazu.

Anton Schlossar.

Der Torso von Belvedere.

Der Torso von Belvedere. Von B. Sauer. Mit Abbildungen und 2 Lichtdruckblättern. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 4 M.

Jeder Kunstfreund kennt den berühmten Torso der vaticanischen Sammlung im Atrio Quadrato des Belvedere, den mächtigen Rumpf eines männlichen Leibes, nach der Inschrift, die auf dem Felsensitze angebracht ist, ein Werk des Atheners Apollonios. Aus dem Besitze der Colonna ging der Marmor unter dem Papste Clemens VII. (1523—34) in die päpstliche Sammlung über und fand im belvederischen Statuenhof seine Aufstellung. Die mächtigen Körperformen gaben dem Werke den Namen Hercules, der in einer Notiz des Jahres 1550 zum ersten male vorkommt. Bald erstand ihm ein großer Bewunderer in der Person Michelangelo's, dessen Name mit dem Torso mehr und mehr verknüpft wurde, sodaß man das Werk auch Torso di Michelangelo nannte und die Künstleranekdote erfand, der alte erblindete Michelangelo habe sich nach Belvedere führen lassen, um die Herrlichkeit, die er nicht mehr habe sehen können, wenigstens fühlend zu genießen. Von den Künstlern der Renaissance ging die Bewunderung über zu den Kunsttheoretikern des vorigen Jahrhunderts, wenn auch Winckelmann nur allmählich an der Hand von Raphael Mengs zu der Ansicht gelangte, die er in der erhabenen Beschreibung des Torso in der „Geschichte der Kunst" vertritt, daß dieses Werk eins der letzten vollkommenen Werke griechischer Kunst vor dem Verlust der Freiheit sei. Eine Ernüchterung dieser Werthschätzung hat dieses Jahrhundert gebracht, das die Phidias-Sculpturen des Parthenon der Welt wiedergeschenkt hat. Thorwaldsen's Kritik hat den Anstoß einer kühlern Beurtheilung gegeben, und Heinrich Brunn hat in seiner „Künstlergeschichte" dem Werk durch den Vergleich mit den größten bekannten Leistungen griechischer Kunst dem großen hohen Stile der Blütezeit entzogen. So muß sich der einst mit Lob überschüttete Apollonios jetzt damit bescheiden, uns ein bedeutendes Denkmal spätgriechischer Kunst hinterlassen zu haben, das von der lebensprühenden Ausführung der Werke der Blütezeit immerhin weit entfernt ist.

Winckelmann hatte in dieser seiner Idealstatue den verklärt ruhenden Halbgott erkannt, „wie er sich von den Schlacken der Menschheit mit Feuer gereinigt und die Unsterblichkeit und den Sitz unter den Göttern erlangt habe". Aber mit dieser Ruhe läßt sich die heftige Bewegung des Oberkörpers nicht vereinigen, der stark nach seiner linken Seite gedreht ist. Darum setzte bereits Visconti den Hercules zu einer zweiten Figur in Beziehung und construirte eine Gruppe des vergötterten Hercules und der Hebe, die ihm den Trank der Unsterblichkeit reiche. Zuletzt hat Petersen die schwungvolle Bewegung des Körpers so gedeutet, daß der Held eine Leier in der Linken gehalten habe, um mit ihrem Klang seine eigenen Siege zu feiern. Das sind die Hauptstufen in der Geschichte der Meinungen über das Kunstwerk, seiner Deutungen und Ergänzungen. Kein Vorschlag befriedigt, und nach einer sorgfältigen Prüfung aller Ansichten setzt nun der neue Sauer'sche Versuch ein, der einen bedeutsamen

Wendepunkt in der Frage bezeichnet und ein überraschendes Resultat liefert.

Ueber den Felsensitz, auf dem der Torso aufsitzt, ist ein Fell gebreitet, und das Kopfende des Fells ist über den linken Schenkel geschlagen. Für Hercules war natürlich das Löwenfell das herkömmliche Attribut. Aber nach der Untersuchung des Anatomen Hasse und Sauer's dazu stimmenden Beobachtungen ist das Fell gar kein Löwenfell, sondern das Fell eines Panthers, wie es Hercules nicht zukommt. Das Pantherfell ist ein Attribut des bacchischen Kreises, und da gibt es nur ein Wesen von gleich riesigem, herculischem Gliederbau, das in diesem Kreise heimisch geworden ist: das ist der Cyklop Polyphem. Ihn stellte also das Werk des Apollonios dar.

Welch lebensvolle Gestalt der Cyklop Polyphem in der Vorstellung des griechischen und römischen Volkes war, zeigt nun eine lichtvolle Geschichte der Polyphemfigur in der Poesie und der bildenden Kunst der Alten, ja bis auf unsere Tage wird dieser Ueberblick fortgeführt. Aus dem Homerischen Unhold wird durch die Wandlungen in der Komödie, dem Satyrspiel, dem Dithyrambos der verliebte Hirte der bukolischen Poesie, der nach der Liebe der Nymphe Galateia schmachtet, wie ihn uns Theokrit in zwei Idyllen darstellt. Den eifersüchtigen tölpelhaften Riesen, der den glücklichern Nebenbuhler Acis mit einem Felsblock zerschmettert, hat uns Ovid geschildert, und die letzte Gestaltung der Sage zeigt uns Polyphem und Galateia als glückliches Liebespaar. Während in der modernen Literatur der verliebte Polyphem noch im vorigen Jahrhundert in der Oper eine große Rolle spielte, ist jetzt nur noch der Homerische Cyklop populär. Dieselben Wandlungen wie in der Literatur durchläuft nun die Polyphem-Gestalt auch in der bildenden Kunst, von den ältesten Vasenbildern, die den Homerischen Unhold und den Cyklopen des Satyrspiels darstellen, bis zu den zahlreichen pompejanischen Wandbildern helleuistischer Kunst, die den verliebten Schäfer in der ganzen Scala der Liebesempfindungen behandeln.

Hier hat Polyphem als Attribute das Pantherfell und die Keule oder den Hirtenstab, er ist in den bacchischen Kreis eingetreten und ein satyrähnliches Wesen geworden, zuweilen mit spitzen Satyrohren, sowie auch seine Brüder, die Cyklopen, mit dem Satyrschwänzchen versehen auftreten können. Von besonderm Werthe ist ein schönes in Lichtdruck gegebenes Reliefbild der Villa Albani, das den Polyphem unter einer Eiche auf einem mit dem Fell bedeckten Felsstück sitzend darstellt, wie er in der Linken die aus Hirschgeweihen gezimmerte Leier hält, seinen Liebeskummer den Wogen zu singen und nach der Geliebten auszuschauen.

Die Renaissancekunst hat den bukolischen Polyphem wieder aufleben lassen. Neben Raffael's Galateia in der Farnesina malte Sebastiano del Piombo seinen schlecht erneuerten Polyphem, Giulio Romano und Giovanni da Udine ihre Fresken von Polyphem, Galateia und Acis in der Villa Madama, Annibale Caracci seinen Cyklopen im Palazzo Farnese. Wie in der Literatur, so ist auch in der bildenden Kunst heute der verliebte Cyklop von dem Homerischen verdrängt worden, der Polyphem der Odyssee-Landschaften von Friedrich Preller ist das letzte Glied in der Geschichte der bildlichen Darstellung Polyphem's seit der Aristonophos-Vase.

So ergibt sich als Schlußresultat: Der Torso des Belvedere ist kein Hercules, sondern der Polyphem des Idylls, der am felsigen Ufer sitzt und nach der geliebten Nereide ausschaut. Mit scharfer Beobachtung aller Spuren ehemaliger Ansätze wird nun zum Schluß eine Reconstruction des Ganzen versucht, wobei der Verfasser sich wohl bewußt ist, daß eine sichere Lösung dabei nicht zu erzielen ist, und man wird sich wünschen, daß die ehemalige unversehrte Statue von noch schönerer Wirkung gewesen sein möge, als die Titelvignette verspricht, die das reconstruirte Bildwerk darstellt. Nach dieser Reconstruction hat der rechte Arm, der Bewegung des Oberkörpers folgend, nach der linken Seite hinübergegriffen und die dort anlehnende Keule erfaßt. Spuren auf dem rechten Schenkel zeigen, daß der Arm hier gestützt war. Die linke war erhoben und die Hand an die Stirn gelehnt, wie bei einem, der in die Ferne hinausspäht.

Die Epigraphiker setzten bisher nach der Art der Inschrift den Künstler Apollonios in das 1. Jahrhundert v. Chr., auch nach dem specifisch helleuistischen Gedanken, den sein Kunstwerk behandelt, gehört nun der Künstler in diese Zeit.

Das Buch Sauer's wendet sich nicht nur an den archäologischen Fachgenossen, sondern an jeden Kunstfreund und an jeden, der einmal im Vatican vor dem Torso gestanden hat. Die griechischen Lettern sind vermieden, und in der Wiedergabe der beiden Theokritischen Idyllen zeigt sich der Verfasser als fein sich anempfindender Uebersetzer. Viel Scharfsinn steckt in dem Buche, und bei aller Gründlichkeit ist die Behandlung knapp, endlich erfreut nicht zuletzt die gefällige Darstellung.

Robert Weber.

Neue Romane und Novellen.

1. Das Urtheil des Zeus und andere Novellen. Von Henryk Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von Helena Majdańska. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1895. 8. 1 M.
2. Mimen. Moderne Zwiegespräche. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebr. Paetel. 1895. 8. 4 M.
3. Marie de St. Croix. Roman. Susanna. Novelle. Von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Augsburg, B. Schmid'sche Verl.-Buchhandlung. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Titellos. Novellen. Von Villamaria. Berlin, Gebr. Paetel. 1895. 8. 4 M.

5. Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des 13. Jahrhunderts. Von Wilhelmine von Hillern. Drei Theile in einem Bande. Vierte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1895. 8. 5 M.
6. L'Omicida. Il Bricconcello. Zwei Novellen. Von B. Schulze-Smidt. Dresden, Carl Reißner. 1895. 8. 5 M.

Henryk Sienkiewicz hat ein paar wundervolle Dorfgeschichten geschrieben. Er hat in seinen Romanen, die etwas zerfahren sind, Typen der polnischen Szlachta geschildert, um die man ihn beneiden könnte. Um so größer war meine Enttäuschung, als ich die vorliegenden neuen Novellen (Nr. 1) von ihm las, mit deren Uebertragung Helena Majdańska ihm einen schlechten Dienst geleistet hat. Nicht, als ob diese Novellen gerade völlig bedeutungslos wären. Nein. Aber wir brauchen keinen Sienkiewicz dazu und keine Uebersetzerin; Skizzen dieser Art erscheinen auch in Deutschland jährlich eine schwere Menge.

Im polnischen Volksleben liegen die Wurzeln der Kraft und Kunst unsers Dichters; aus dem polnischen Volksleben soll er schöpfen. Dann wird er uns interessiren, ergreifen. Aber wenn er nach Hellas wandert, sieht er schließlich nicht mehr als ein deutscher, französischer oder englischer Autor auch, und vor allem, er sieht kaum anders und sicher nicht tiefer. Und deshalb ist das „Urtheil des Zeus" ein gewiß recht hübsches Feuilleton, dessen Pointe lautet: „Ein tugendhaftes Weib kann wohl dem Apollo widerstehen, immer aber wird ihm ein dummes Weib widerstehen" — auf mehr jedoch darf die Skizze keinen Anspruch machen, und also meine ich, die Uebersetzung dieser sowol wie der nächsten, einer indischen Legende, war völlig überflüssig. Bedeutender ist der „Leuchtthurmwächter". Die Fabel beruht auf einer wahren Begebenheit, und die Behandlung ist viel wärmer als in den eben besprochenen, weil hier die heiße Liebe zum Vaterland, zur Muttersprache überall durchbricht, weil kein griechischer Gott, sondern ein simpler Pole im Mittelpunkt steht, ein Pole, der ebenso denkt und fühlt wie Heinrich Sienkiewicz. Es handelt sich um einen Ausgewanderten, der nach einem abenteuerlichen und ruhelosen Leben, ein müder Greis, die Stelle als Leuchtthurmwächter von Aspinwall, unweit Panama, erhält. Er thut mechanisch seine Pflicht, bis eines Tages von Neuyork aus ein Packet Bücher, — polnischer Bücher in seine Hände gelangt. Und da brechen hundert Quellen auf in seinem Herzen, und er lacht und weint und denkt des fernen Vaterlandes, und träumt und sitzt — eine Stunde nach der andern, bis es immer dunkler wird. Er vergißt das Licht anzuzünden im Leuchtthurm, er verliert seine Stellung und wird von neuem hinausgeworfen in ein unstetes Wanderleben. Neben dieser schön gelungenen Novellette darf noch eine einzige, „An der Quelle" betitelt, Anspruch auf Beachtung machen.

In das moderne Griechenland führt uns Adalbert Meinhardt in den „Mimen" (Nr. 2). Sophron aus Syrakus erhob im 5. Jahrhundert v. Chr. die in Sicilien längst üblichen wahrheitsgetreuen Darstellungen von Scenen des alltäglichen Lebens, die eben Mimen genannt wurden, zu einer besondern Kunstgattung. Hier haben wir, um das kurz anzudeuten, das einzige Beispiel, daß die Prosaform im Alterthum für rein poetische Zwecke gebraucht wurde, ein Beispiel, das niemals Nachahmung fand. Diese Mimen hatten eine dialogische Form. Wir würden sie heute sogar als Dialoge bezeichnen. Aber schon Aristoteles hat in περὶ ποιητῶν den schwerwiegenden Unterschied angedeutet. Die Dialoge (des Sokrates z. B.) haben den Zweck, etwas zu beweisen, sind gedanklich, abstract, mit einem Worte: wissenschaftlich. Die Mimen dagegen gehörten in das Gebiet der Poesie, denn sie dienten reiner Unterhaltung, und Rede und Gegenrede sollte nur die Personen charakterisiren. Es waren eigentlich Conversationsstücke ohne Verwickelung, beinahe ohne Handlung, ganz dem Leben nachgebildet.

Nach dieser, zur Titelerklärung nöthigen Abschweifung — Meinhardt selbst scheint die Sophron'schen Mimen nicht zu kennen, sondern nur die iambischen des Theokrit und Herondas — kann man sich eine Vorstellung von dem hier zu besprechenden Buche machen. Es liest sich wie ein modernes Lustspiel, oder vielmehr wie einzelne Scenen aus einem modernen Lust- oder Schauspiel. Der Dialog ist sehr fein zugespitzt und wird seiner Aufgabe, fortzuführen und zu charakterisiren, gerecht. Psychologisch und stofflich ließen sich einige Einwände erheben. Wandlungen gehen zu schnell vor; einzelne Gespräche sind nicht recht wahrscheinlich, wie das „Beim Einpacken". Ein einheitliches Band umschlingt die nenn in diesem Bande vereinigten „modernen Zwiegespäche" nur insofern, als sie sich alle im Hôtel Grande Bretagne zu Athen abspielen und in allen das moderne Element einen sonderbaren Gegensatz zu der altelassischen Umgebung darstellt. Nach diesem entschieden sehr talentvollen Buche möchte ich fast glauben, daß der Verfasser eine Begabung für das moderne Conversationsstück oder Lustspiel besitzt, die sich mancher Bühnenschriftsteller wünschen könnte.

Die übrigen vier Opusenla stammen von Frauen her. Eins davon ist sehr bedeutend, ein anderes gehört überhaupt nicht in die Literatur. Beginnen wir mit diesem „andern". Frau Baronin Elisabeth von Grotthuß hat es geschrieben (Nr. 3). Sie schrieb es sehr gottesfürchtig und sehr talentlos. Da ihr eine Probe ihres unheilbaren Dilettantismus nicht zu genügen schien, fügte sie ihrem Roman „Marie de St. Croix" noch eine Novelle „Susanne" bei. Auslesen konnte ich keins von beiden; da man von einem literarischen Kritiker nicht verlangen kann, daß er Selbstmord übt, wird es mir außer der Verfasserin auch kaum jemand verübeln. Die von Edelmuth triefenden Grafen, die edle Gonvernante, die gleichfalls trieft, dann die Nebenbuhlerin, Fräulein von Jstinska, die Schlange im Paradiese, das ist rührend — naiv, um in den Formen der Galanterie zu bleiben. Und dazu alles fingerdick bestrichen mit dem Syrupseim einer

gutkatholischen Moral, die nicht viel anders dargeboten wird wie jene auf dem Titel eines Buches, das auf dem Umschlag vom Verleger angezeigt ist und das da heißt: „Paul und Johann, die braven Söhne einer Witwe oder: Denen ahmt nach!"

Frau Baronin von Grotthuß hat über vierzig Bände bereits hinter sich. Sie ist originell in den Titeln. „Kochbuch und Conversationslexikon oder: Wie gefällt Ihnen Klara?" heißt z. B. eine ihrer Schöpfungen. Es mögen Meisterwerke darunter sein — ich kenne sie nicht. Aber ein Buch wie das vorliegende entwürdigt nicht nur die Kunst, sondern auch die Moral, der es Vorschub leisten soll.

„Titellos" ist und nennt sich die Sammlung kleiner Geschichten, die Villamaria (Nr. 4) zusammengestellt hat. Dem Bemühen der Verfasserin wollte es nicht gelingen, einen gemeinschaftlichen Titel für die sechs Novellen zu finden. Ich hätte sie als „Altmodische Geschichten" bezeichnet. Die erste behandelt einen Stoff, den schon Gregor Samarow gründlich in seinem Roman „Auf der Brautschau" ausgesponnen hat. Das Erbprinzeßchen eines kleinen Hofes soll verheirathet werden, sie verliebt sich jedoch nicht in den Prinzen, sondern in dessen Adjutanten. Gewiß hätte das herzige Prinzeßchen nun auf Erdenglück verzichten müssen, aber im letzten Augenblick ergibt sich, daß der Adjutant gar kein Adjutant ist, sondern der eigentliche richtige Prinz, der seine Rolle vertauschte, um seine ihm zudictirte Braut erst mal kennen zu lernen. Und in Trojas Hallen herrscht wieder einmal Rührung und Freude. Zwei Pendanterzählungen folgen. In der einen kehren die Kinder der verstoßenen Tochter in das Aelternhaus ihrer Mutter, in der andern kommt ein Mönch nach Haus zurück, um das Glück eines liebenden Paares zu begründen und dann sich wieder hinter dunkeln Klostermauern zu bergen. Noch ein Geschichtlein über und für lustige Backfische, eine Weihnachts- und eine Sylvesternovellette — dann lächelt uns die Schlußvignette entgegen.

Villamaria ist die liebe Tante in der modernen Erzählungsliteratur. Ihr Herz ist weich, ganz altmodisch weich, sie wird leicht gerührt und hat eine schöne „Seele". Sie schwärmt für Sonnenuntergänge, sie ist der Schutzgeist aller Liebenden und hat eine Schwäche für Kinder. Da jedoch alles so nett und treuherzig herauskommt, kann sie einen mit ihrer steten Thränenbereitschaft anstecken, kann sie sentimental machen, besonders wenn man mit ihrem Buch am Sonntag Nachmittag allein ist. Man hat dann eine Sehnsucht aus all der modernen Unrast heraus nach jener Idealwelt der Villamaria'schen Novellen, wo die Entsagung selbst noch schön ist, und man so mild weint, und wo noch all die herzensbraven Menschen sind, die schließlich stets ein Zuckerbrot in den Mund gesteckt kriegen. Wie gesagt, es muß wol ein Sonntag Nachmittag sein. Sonst könnte man vielleicht die Achseln zucken: Was ist uns Hekuba? Eine Stelle ihres Buches lautet mit einem bedenklichen Anstrich von Komik: (Die Prinzeß) „empfand in schreckhafter Klarheit, was ein Jahrhundert später der Dichter sang:

Und sag', wie kommt die Liebe?
Sie kommt und sie ist da!"

Mir wiederum schien es, als ob Villamaria selbst so empfindet, wie ein Jahrhundert früher die Dichter sangen.

Kein größerer Contrast, als wenn man von dieser anmuthigen, wenn auch bedeutungslosen Schriftstellerin zu Wilhelmine von Hillern übergeht. „Und sie kommt doch!" (Nr. 5) war ihr erstes Buch. „Und sie kommt doch!", nämlich die Natur nach dem schönen Sprichwort: naturam expellas furca u. s. w., demonstrirt an einem jungen Mönch, der sich gegen die Natur, gegen die Liebe wehrt. Die vierte Auflage der Erzählung liegt heute vor; Wilhelmine von Hillern ist eine berühmte Schriftstellerin geworden; ihr letzter Roman wurde ihr Satz für Satz mit Gold aufgewogen; in allen Literaturgeschichten steht sie angeführt, und ihre Bücher haben ihr schwärmerische Verehrer gewonnen. Nach der Auflagenzahl dieses hier genannte die meisten.

Und? Ja, ich wollte nur sagen: diese Erzählung ist das gräßlichste Komödiantenstück, das mir je vorgekommen, ist eine Versündigung wider den heiligen Geist der Kunst und Wahrheit. Der Zorn steigt einem bei diesem Buche zu Kopf, der Zorn über den schändlichen Misbrauch eines gottgegebenen Talents, der Zorn über all diese Theatermätzchen, über diese Coulissenreißerei. Gerade weil ein Darstellungstalent vorhanden ist, weil viele Gaben gegeben sind, muß einen die Entrüstung packen. Keine Spur einer tiefern Motivirung, überhaupt einer Vertiefung, — nur ein Knalleffect nach dem andern, jeder folgende immer roher als der vorhergehende, bis das Lügengebäude gekrönt wird von einem Haupteffect, der die Colportagemache weit hinter sich läßt. Ohnet kann sich belehren lassen von Wilhelmine von Hillern.

Ich kann den Inhalt des Buches nur andeuten. Die wegen des Verdachts der Untreue verstoßene Gattin des Grafen Reichenberg gebiert auf sturmüberbrauster Heide ein Knäblein, das Mönche auffinden und das nach dem schnellen Tode der Mutter unter dem Namen Donatus, Geschenkter, im Kloster erzogen wird und Mönch werden soll. Donatus weiß von seiner Abstammung nichts. Er nimmt es ernst mit seiner Priesterschaft und soll gerade die Weihen empfangen, als ihm ein leichtsinniges schönes Edelfräulein in den Weg tritt, sein Blut erregt, ihn mit Macht aus dem Kreis seiner frommen, unsinnlichen Gedanken schlendert. Er geißelt sich, martert sein Fleisch, legt schließlich im Banne eines bis zur Selbstvernichtung strengen Klosterbruders den Schwur ab, sich die Augen auszustechen, wenn ihn weltliche Schönheit noch einmal verlockt, wenn die Natur noch einmal kommt. „Und sie kommt doch!" Und da bohrt er sich den Zirkel in beide Augen. Deswegen wird er vom Abt zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, in feuchter Kerkerluft hockt er fiebernd,

mit Handschellen gefesselt, seine leeren Augenhöhlen brennen. Inzwischen hat sein Vater Kunde erhalten, wo sein Sohn weilt, er fordert ihn vom Kloster, aber Donatus weigert sich selbst. Er will hier bei den Brüdern bleiben, im Gefängniß, in ewigem Dunkel. Da schwört Graf Reichenberg dem Kloster, das ihm den Sohn geraubt, Rache. Donatus, um sie abzuwenden, pilgert, von einem Bruder geführt, zu einer ihm wohlwollenden Herzogin. Aber die Natur, die Liebe kommt wieder, trotz des geblendeten Gesichts, sie kommt in Gestalt eines Mädchens, das die ehebrecherische Frucht eines Verhältnisses ist, das die zweite, nun wirklich ungetreue Gattin des Grafen Reichenberg mit einem Minnesänger hatte. Eine Verzögerung, die Donatus verschuldet aus Hinneigung zu dem Mädchen, läßt ihn die Herzogin nicht rechtzeitig erreichen, das Kloster wird inzwischen vom Grafen Reichenberg eingeäschert, und um seinen zweiten „Frevel" zu sühnen, büßt Donatus auf einem Alpengipfel, d. h. er hungert und friert sich zu Tode, mit ihm das ihn anbetende Mädchen, von dessen gleichzeitigem Aufenthalt auf der Höhe er keine Ahnung hat.

Es läßt sich einem Menschen, der das Buch nicht gelesen hat, schwer klar machen, wie schreiende Farben da hingepinselt sind, wie der gute Geschmack geradezu mit Füßen getreten wird. So mätzchenhaft der Stoff, so mätzchenhaft der Stil. Die Eigenschaftsworte laufen herum wie der Hund des Alcibiades: mit abgehauenem Schwanz. Frau von Hillern sagt nicht „ein leeres Nestlein, ein funkelndes Glimmergestein, ein armes verlassenes Gotteshaus", sondern „ein leer' Nestlein, ein funkelnd Gestein, ein arm verlassen Gotteshaus, ein profan' Stück Holz, ein dürftig' Brot". Und das kann einen rasend machen, wenn es sich, wie hier auf jeder Seite, so und so oft wiederholt. Und Frau von Hillern sagt ferner niemals: „Die Heide dehnt sich hin, die Stolze ging hinab, die kleine Schar stand um das Grab", sondern stets: „Sie dehnt sich hin, die Heide; sie ging hinab, die Stolze; sie stand um das Grab, die kleine Schar."

Man hat den Jüngstdeutschen, und nur allzu oft mit Recht, den Vorwurf gemacht, sie seien unsittlich. Aber ich muß gestehen: gegen diesen Roman sind die Werke der Jüngstdeutschen geradezu Sittlichkeitsdocumente. Dieses Conglomerat von thatsächlichen und erdichteten Ehebrüchen, diese rohe Theatermache ist unsittlich und verdorben bis zum Kern. Unsittlich, weil schillernde Lüge alles beherrscht. Die eine Scene, wo der Mönch den Zirkel in beide Augen bohrt, spricht einfach allem Hohn. Denn sie martert und peinigt, weil sie keine Nothwendigkeit ist, sondern eine Speculation auf die Nerven, ein Humbug für den geehrten Leser. Auch in der Literatur gibt es ungetreue Haushalter, die mit dem ihnen verliehenen Pfunde schlecht wuchern.

War Wilhelmine von Hillern, deren Werke ich als Junge, Gott sei es geklagt, verschlungen hatte, die unangenehme, so war B. Schulze-Smidt mit ihrem Novellenbuch (Nr. 6) die angenehme Ueberraschung, die mir das diesmalige Bücherpacket bereitete. Ein schönes, kräftiges Talent, von einer fast männlichen Energie im Erfassen der Charaktere und in der Führung der Handlung. Nach dem Gardasee werden wir mitgenommen, um dort die Geschichte des „L'Omicida" mit anzuhören — oder vielmehr anzusehen. Der geheimnißvolle Anfang erinnert stark an eine Novelle von Korolenko, dem russischen Erzähler, aber dann vergißt man bald über der neuen Handlung die alte, denn diese neue baut sich immer sicherer auf, und eine ruhige Meisterhand gestaltet sie. Hier sowol wie in der zweiten Erzählung des Bandes, wie in „Il Bricconcello", werden eigenartige Charaktere in eigenartiger Umgebung mit gereifter Kunst vorgeführt, und wenn es sein muß, zögert die Verfasserin nicht, auch Dinge zu schildern, die der Prüderie ein Dorn im Auge sind.

Das psychologische Moment tritt etwas zurück. Bernhardine Schulze-Smidt scheint vornehmlich in der Darstellung ihre Kraft zu haben. Und auffällig ist an ihrer Art zu schreiben besonders eins, was man bei manchen Franzosen, z. B. bei Pierre Loti, findet: sie charakterisirt und sie gibt ihrem Stil Farbe durch treffend gewählte Attribute, Eigenschaftswörter. Es ist manchmal, als stände das Hauptwort nur der Beiwörter wegen da. Und ein halbes Dutzend versteht man nicht, so, um nur eins herauszugreifen, habe ich mir vergebens den Kopf zerbrochen, was „schotternde" Geröllhalden sind.

Doch nur ein Nörgler kann sich an derlei Kleinigkeiten klammern. Wir andern wollen uns des schönen, kräftigen Talentes freuen. Gern würde ich einmal ein auf deutschem Boden spielendes Dichtwerk von B. Schulze-Smidt lesen. Es fragt sich, ob ihr die Kunst auch da treu bleibt. Und erst dann läßt sich ein abschließendes Urtheil fällen.

Karl Busse.

Feuilleton.

Die wichtigen Tagesereignisse in bequemer Zusammenstellung festzuhalten ist der Zweck von „Schultheß' Europäischem Geschichtskalender", von dem uns der Jahrgang vorliegt, der das Jahr 1894 behandelt (München Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1895). Es ist das der zehnte Jahrgang der Neuen Folge, der 35. Band der ganzen Reihe. Mit diesem Jahrgang hat Professor Hans Delbrück, der den „Geschichtskalender" seit 1887 herausgegeben hatte, wegen Ueberlastung mit andern Arbeiten die Redaction niedergelegt, an seine Stelle ist Gustav Roloff getreten. Die Anlage des Werkes ist fast unverändert, es enthält wie früher die vier Abschnitte: „Chronik", „Kalendarium", „Uebersicht", „Register"; neu ist die Aufnahme werthvoller Notizen der Tagespresse über die Vergangenheit, sogenannte „Enthüllungen", und der Hinweis auf wissenschaftliche Aufsätze und sonstige literarische Publicationen,

die einzelne wichtige Ereignisse des Jahres behandeln. In beiden Richtungen sollen die spätern Jahrgänge noch mehr bieten als der vorliegende, der z. B. nur eine „Enthüllung" verzeichnet. Wir begrüßen beide Neuerungen mit Freude, sprechen aber den Wunsch aus, daß die Enthüllungen nicht angeführt werden unter dem Datum des Tages, an dem sie von der Tagespresse gebracht sind, sondern in einem besondern Abschnitt zusammengestellt werden nach der Zeitfolge der Ereignisse, auf die sie sich beziehen. Dies unsere Bitte für die geplante Erweiterung des Kalenders; wenden wir uns dem erschienenen Jahrgang zu, so bietet er zuerst in der „Chronik" eine ganz kurze Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1894, nach dem Tagesdatum geordnet. Dann folgt das „Kalendarium"; in ihm sind die einzelnen Länder gesondert und bei jedem Lande die Ereignisse unter dem Tagesdatum ausführlich behandelt; wichtige Reden, Actenstücke und Zeitungsartikel sind im Wortlaut wiedergegeben. Daß das Deutsche Reich den größten Raum (200 von 320 Seiten) einnimmt, ist selbstverständlich. Die „Uebersicht der politischen Entwickelung des Jahres 1894" faßt dann die Geschichte des Jahres in guter Darstellung erzählend zusammen; ein alphabetisches Register ermöglicht ein leichtes Auffinden gesuchter Vorgänge und erhöht damit die Brauchbarkeit des Buches sehr wesentlich. Wir empfehlen das Werk allen, die sich für die Zeitgeschichte interessiren, und bedauern, daß wir unsere Leser erst etwas verspätet darauf hinweisen können. Es wird nicht nur dem Historiker und Politiker nützlich sein, sondern jedem, der sich über die unmittelbare Vergangenheit authentisch unterrichten will, wozu ja oft genug Veranlassung vorliegt; es ist ein äußerst handliches Nachschlagebuch für jeden Zeitungsleser.

— Von der Sammlung Göschen (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung) liegen zwei schmucke Bändchen in neuer Auflage vor. „Die Zeichenschule" von K. Kimmich, die sowol durch praktische Anleitung als durch vorzügliche Vorlagen (auf 17 Tafeln in Ton-, Farben- und Golddruck nebst 100 Textbildern) vor vielen andern derartigen Büchern dazu angethan ist, die Lust zum Zeichnen und Aquarelliren zu wecken und zu fördern, wird auch unter dem Weihnachtsbaum ihren Reiz ausüben. — Alles Wissenswerthe aus der Anthropologie findet der Laie in E. Rebmann's Buche „Der menschliche Körper. Mit 47 Abbildungen und 1 Tafel". Der Bau und die Thätigkeiten des Körpers (Skelett, Muskeln, Nervensystem, Ernährungsorgane, Kehlkopf, Haut) werden ohne Voraussetzung von Vorkenntnissen verständlich und anziehend besprochen: die geeignetste Vorbereitung zu der sich anschließenden Gesundheitslehre von H. Seiler, die die Kenntniß unserer Lebensbedürfnisse, sowie Gesundheitsregeln für besondere Verhältnisse und Winke für die Pflege des Körpers vermittelt. Den bedeutenden Erfolg verdankt die Sammlung neben der Vortrefflichkeit ihres Inhalts bei geschmackvoller Ausstattung hauptsächlich dem mäßigen Preise. Trotz des durchaus nicht knapp bemessenen Umfangs — manches Bändchen enthält an 150 Seiten — kostet jedes nur 80 Pf.

Bibliographie.

Allmers, H., Aus längst und jüngst vergangener Zeit. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 8. 3 M.

Andreae, Katy, Aus vergangenen Zeiten. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 4. Geb. 4 M.

Arnold, H., Der Umzug und andere Novellen. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Björnson, B., Ueber unsere Kraft. Schauspiel. München, Albert Langen. 8. 3 M.

Blum, H., Bismarck's Mahnworte an das deutsche Volk. Erlangen, Palm u. Enke. 8. 1 M. 20 Pf.

Blum, M., De Prügelreis'. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Lenz. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Wat de Wind vertellt. Läuschen in Meckelborgsch Platt. Leipzig, Otto Lenz. 8. 2 M. 50 Pf.

Bülow, H. v., Briefe und Schriften. Band I und II. Herausgegeben von Marie von Bülow. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 M.

Carus, P., Das Evangelium Buddha's. Nach alten Quellen erzählt. Chicago, The Open Court Publishing Company. 8.

Charpentier, A., Russische Wanderbilder. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 8. 3 M.

Chiavacci, V., Eine, die's versteht! Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Cornelius, H., Maria Stuart, Königin von Schottland. Geschichtliches Drama in drei Aufzügen. I. Paderborn, Ferd. Schöningh. 8. 2 M.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Zweite Abtheilung: Lieferung 90—92, Dritte Abtheilung: Lieferung 26—29. Breslau, Ed. Trewendt. Gr. 8. Jede Lieferung 3 M.

Ertl, E., Liebesmärchen. Zweite Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind. 8. 2 M.

Fontana, F., Nabueo. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen. Deutsch von Bertha von Suttner. Mit Vorwort von Ludwig Fulda. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M.

François, H. v, Nama und Damara. Deutsch-Südwestafrika. Magdeburg, E. Baensch jun. 4. Geb. 12 M.

Friedmann, A., Fundgruben. Novellen. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 2 M.

Göttinger Musen-Almanach für 1896. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 2 M. 50 Pf.

Große, J., Die Gedichte des Großfürsten Constantin. In freier Nachdichtung. II. Theil. Großenhain, Baumert u. Rouge. 8. 2 M.

Hörmann, L., Gut aufg'legt. Neue G'schichten und Gedicht'ln. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M.

— — Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektliteratur. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M.

Jentsch, C., Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Jiriczek, O. L., Königsfühne. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 2 M.

Jugend-Gartenlaube. Band VIII. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Jürgensohn, A., Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 5 M.

Keller, S., Mein Fremdenbuch. Erinnerungen aus Rußland. Leipzig, E. Ungleich. 8. 1 M. 50 Pf.

Kloß, J. E., Max Kretzer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M.

Kretzer, M., Die gute Tochter. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 5 M.

La Mara, Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 12 M.

Lemmermayer, F., Belladonna. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Liliencron, D. v., Ausgewählte Gedichte. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. Geb. 5 M.

Meinhardt, A., Norddeutsche Leute. Novellen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Mühlbacher, E., Deutsche Geschichte unter den Karolingern. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Nilsen, K., Kvinders Sange. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Folio. 4 Kronen 50 Oere.

Ompteda, G., Frhr. v., Die sieben Gernopp. Eine lustige Geschichte. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Oppermann, O., Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 16. 2 M.

Pan. 3. 1895. September—November. Berlin, Genossenschaft Pan. Folio.

Platens Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und W. Schweitzer. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. Geb. 4 M.

Pohlman, A., Gedichte und Uebersetzungen. Hamburg, Hermann Seippel. 12. Geb. 2 M. 50 Pf.

Rabenlechner, M. M., Hamerling, sein Leben und seine Werke. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 8. 5 M.

Richter, E., Der Mönch von Vallenstedt. Dessau, Rich. Kahle's Verlag. Schmal 8. 1 M. 50 Pf.

Ritter, M., Leopold von Ranke. Vortrag. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 1 M.

Roberts, A., Baron v., Schlachtenbummler. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Rosenberg, A., Teniers der Jüngere. (Künstler-Monographien. VIII.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 2 M.

— — A. von Werner. (Künstler-Monographien. IX.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 3 M.

Sallwürk, E. v., Aucassin und Nicolette. Eine altfranzösische Novelle. Leipzig, A. G. Liebeskind. 16. 1 M.

Salomon, L., Signora Francesca. Eine Geschichte aus Paul Flemming's Leben. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M. 50 Pf.

Scharling, H., Junge Helden. Ulfe Hjälm's und Palle Löwe's Thaten. Erzählung. Bremen, M. Heinsius' Nachf. 8. Geb. 6 M.

Schiller's Werke. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8.

Schrill, E., Das Salz der Erde. Erzählung. Leipzig, E. Ungleich. 8. 2 M. 25 Pf.

Stettenheim, J., Heitere Erinnerungen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Struve, H. v., Ein Lebensbild. Leipzig, E. Ungleich. 8. 1 M. 75 Pf.

Wittich, K., Dietrich von Falkenberg's Ende. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Zelau, C. v., Humoresken und Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Anzeigen.

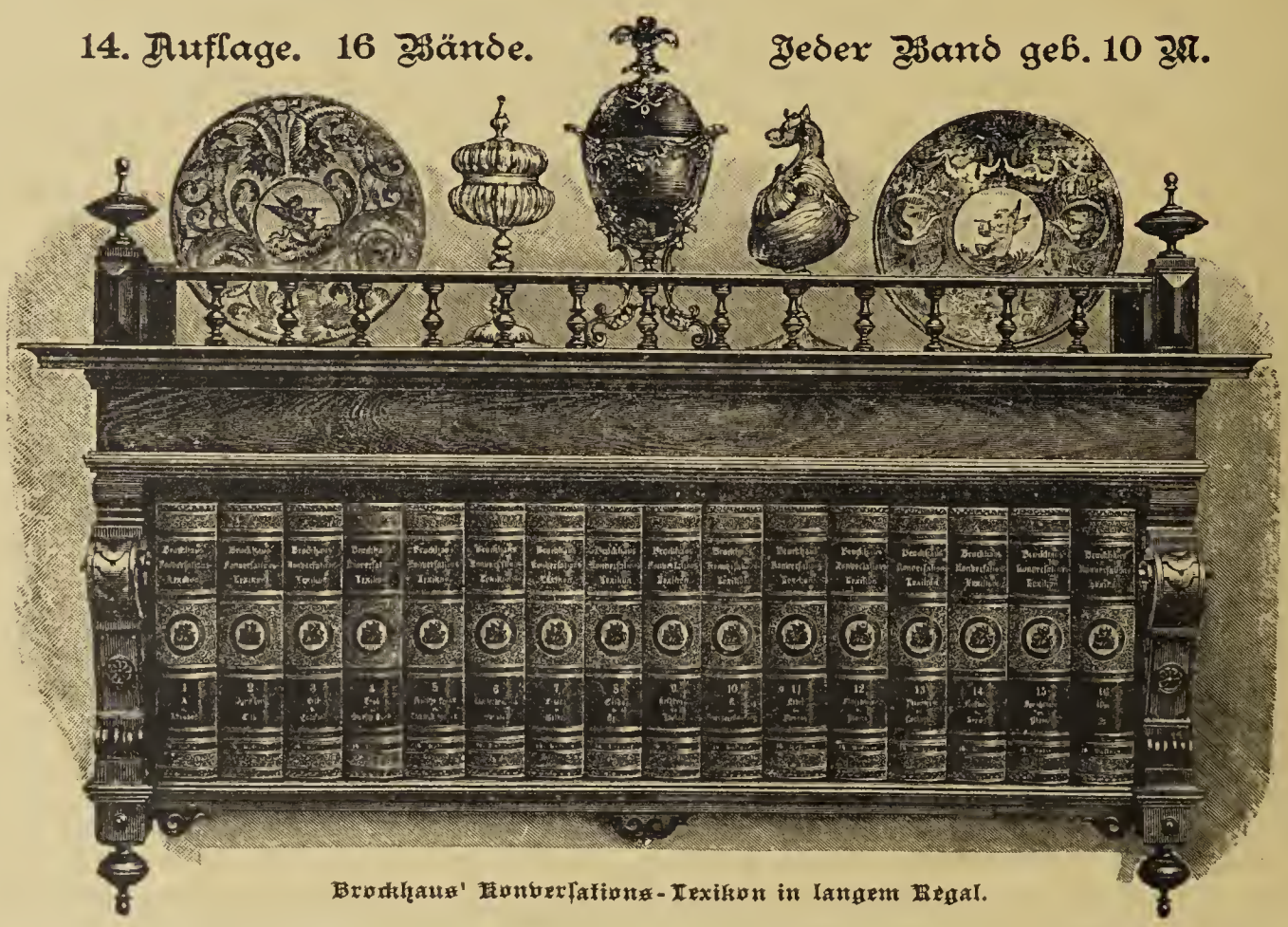
Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Vollständig liegt vor:

Brockhaus'
Konversations-Lexikon.

Jubiläums-Ausgabe.

14. Auflage. 16 Bände. Jeder Band geb. 10 M.



Brockhaus' Konversations-Lexikon in langem Regal.

Preis dieses, sowie des in hohem Formate ausgeführten Regals in Eiche je 30 M., in Nußbaum je 36 M.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** enthält **über 126000 Artikel, von 500 der ersten Vertreter der Wissenschaft und Praxis bearbeitet.** In ihnen ist das ganze Wissen und Können der Gegenwart concentrirt. Ein Griff in die Hausbibliothek, die in einem Regale jederzeit bequem bereitsteht, und jede Frage wird sicher entschieden.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** ist mit **gegen 10000 Abbildungen** ausgestattet, die im Texte und auf 980 **Tafeln** enthalten sind. 300 **Karten und Pläne und 130 meisterhafte Chromotafeln** zählen dazu. Die Abbildungen unterstützen den Text in systematischer Weise, wo er dessen bedarf; sie sind aber ein Museum künstlerischer Darstellungen, wie es nur die Wahl ausgezeichneter Künstler und ein gewaltiger Kostenaufwand erlauben.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** ist nicht nur der hundertjährige Stammvater alle Werke der Art; in der neuen Verjüngung der Jubiläums-Ausgabe ist er auch **das verbreitetste und**

das beste Werk seiner Art.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Abercromby, R., Das Wetter. 285.
Abt, J., Der fünfstöckige Don Juan. 475.
Achelis, Ch., Christusreden. Predigten. Zweiter Band. 191.
Achleitner, A., Die Dobratschrose. 780.
Adam, P., La Parade Amoureuse. 62.
Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia von, Comtesse Käthe. 343.
Ahrens, H., Die Wettiner und Kaiser Karl IV. 511.
Albrecht, H., Winckelmann contra Rembrandt als Erzieher. 609.
Albrecht und Wilhelm, Erzherzöge, s. Ausgewählte Schriften. 100.
Algardi, F., Festspiel zu Ehren des achtzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck. 281.
Allen, G., The Woman who Did. 574.
Allgeyer, J., Anselm Feuerbach. 65.
Als der Großvater die Großmutter nahm. 798.
Altenkrüger, Friedrich Nicolai's Jugendschriften. 206.
Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. 223.
Ambrosius, Johanna, eine deutsche Volksdichterin. 172.
De Amicis, E., Herz. Ein Buch für die Jugend. 239.
Amsel, G., Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen. 791.
Am Ur-Quell. 462.
Andersen, H. Chr., Une Mère. 127.
Andreas-Salomé, L., Henrik Ibsen's Frauengestalten. 673.
Andrian, L., Der Garten der Erkenntniß. 698.
Apraxin, Julie, Gräfin, Deux Passions. 174.
Arneth, H. von, Ritter, Das classische Heidenthum. 563.
Arnim, Eva A. von, Das Märchen vom goldenen Schlüssel. 105.
Arnold, H., Fünf neue Novellen. 799.
—— Novellen. 555.
—— Sonnenstäubchen. 315.
Assim-Agha Gül hanendé, Rosenblätter. 408.
Association littéraire et artistique internationale. 206. 655.
Aesthetische Zeit- und Kernfragen. 193.
Augusti, B., In gutem Geleit. 779.
Ausgewählte Schriften weiland Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Band 3—6 und Kartenband. 100.
Ausstellung von Autogrammen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen zur Veranschaulichung von Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. 723.

B.-K., C. von, Friedens- und Kriegsmoral der Heere. 110.
Bairisches Dichter-Album. 319.
Bamberger, L., Gesammelte Schriften. 433.
Bardeleben, K. von, Goethe als Anatom. 499.
Barras, P., Memoiren. 737.
Bastian, A., Zur Mythologie und Psychologie der Negritier in Guinea. [259.
Bauer, Anna, Verschüttet. 325.
—— H., Treu im Kampf. 89.
—— Dir., Manneswürde und Mädchenehre. 479.
—— M., Unter rothgekreuzten Standarten. 707.
Baumbach, R., Neue Märchen. 490.
—— Aus der Jugendzeit. 618.
Baumgart, H., Goethe's „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden". 276.
Baumgartner, A., Reisebilder aus Schottland. 810.
Becher, W., Rudolf Virchow. 671.
Becker, Th., Aus unsern Tagebüchern. 707.
Begründung, Die, des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 130.
Beitrag zur mittelhochdeutschen Metrik, s. Mülder, D., Albrecht von Johannsdorf. 14.
Bender, Hedwig, Louise von François. 447.
Bendler, G., Die Eine. 750.
Ben Jonson. 143.
Benzmann, H., Im Frühlingssturm! 92.
Berger, A. E., Die Kulturaufgaben der Reformation. 373.
—— Martin Luther in culturgeschichtlicher Darstellung. 227.
Berghoff-Ising, F., Die socialistische Arbeiterbewegung in der Schweiz. 596.
Berlepsch, H. E. von, Gottfried Keller als Maler. 631.
Berlinerthum, Das, in Literatur, Kunst und Musik. 681.
Bernays, M., Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. 79. 276.
Bernhard, Marie, Unweiblich. 685.
Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. 516.
Bernstein, E., und Kautsky, K., Die Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen. 7. 292. 503.
Berzezio, V., Vaterehre. 750.
Berühmte Gemälde der Welt. 815.
Bethusy-Huc, Valeska, Gräfin, Frauen. 685.
Bettelheim, A., Deutsche und Franzosen. 418.
Bibliothek der Fremden Zungen. 300.
Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Th. Schiemann. Vierter Band: Konstantin Kawelin's und Iwan Turgenjews socialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen. 252.
—— Fünfter Band: Erinnerungen eines Dorfgeistlichen. 151.
—— Sechster Band: Michail Bakunin's socialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow. 441.
—— Siebenter Band: Jugenderinnerungen des Professors Alexander Iwanowitsch Nikitenko. 665.
Bienenstein, K., S. Cultur- und Literaturbilder. 799.
—— Gedichte. 267.
Bierbaum, O. J., Lobetanz. 541.
—— Nemt, frouwe, disen kranz! 92.
Biographische Blätter. 79. 319.
Bismarck. I. 209. II. 225.
Blackmore, R. D., Lorna Doone. 74.
Blätter für deutsche Dichtung. 95.
Bleibtreu, K., Die Weltbefreier. 380.
Blennerhassett, Lady, Talleyrand. 162.
Blomberg, A. von, Waldstille und Weltleid. 184.
Blum, H., Fürst Bismarck und seine Zeit. 209.
Bock, Annie, Der Auserwählte. 555.
Bohatta, H., Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern. 580.
Bojanowski, P. von, Karl August als Chef des 6. Preußischen Kürassier-Regiments 1787—1794. 377.
Bonus, A., Zwischen den Zeilen. 531.
Borke, H. von, Ein Reis vom alten Stamm. 602.
Bormann, E., Allerlei Liebenswürdigkeiten. 799.

Bormann, E., Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeare's. 611.
—— G., Bande des Bluts. 632.
Bornemann, A., Kriegs-Tagebuch eines jungen Offiziers. 692.
—— W., Protestantische Grundsätze über Gottesdienst-Ordnungen. 495.
Bornscheuer, G., Deutsch. 678.
Bossong, F., Gelung'n Gescherr. 93.
Bourget, P., André Cornélis. 459.
—— Das gelobte Land. 238.
—— Kosmopolis. 359.
Boy-Ed, Ida, von Preußchen, Hermine, und Telmann, Konrad, s. Nimfa. 662.
Boy-Ed, Ida, Sieben Schwerter. 686.
Brachvogel, A. E., Der deutsche Michel. 223.
—— Carry, Alltagsmenschen. 728.
Brandes, G., William Shakespeare. 611.
Brandl, A., Shakspere. 231.
Brandstädter, H., Erich's Ferien. 776.
Brandt, P., Von Athen zum Tempelthal. 579.
Braun, O., Cotta'scher Musen-Almanach. 717. 767.
Braune, R., Die goldene Freiheit. 475.
—— Reinheit? 348.
Brendicke, H., Aus meinem Tagebuche. 692.
Brentano, F., Die vier Phasen der Philosophie. 645.
—— Meine letzten Wünsche für Oesterreich. 645.
Briefe eines Vaters an seinen Sohn. 681.
Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König. 431.
Brieger, Th., Die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte. 167.
Brockhaus, F. A., Illustrirter Katalog. 799.
—— H., Unsere heutige Baukunst. 495.
Brockhaus' Konversations-Lexikon. 815.
Brodbeck, A., Die zehn Gebote des Jesuiten. 719.
Brosch, M., Geschichte von England. 334.
Bruck, F. F., Themis. 318.
Brunner, A., Schlecht Deutsch. 791.
Büchner, P., Der Socialismus des 20. Jahrhunderts. 7.
Buchner, W., Der große deutsch-französische Krieg. 702.
—— Feldmarschall Graf Hellmut von Moltke. 3 5.
Buet, Ch., Le Péché. 62.
Bulthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels. 197.
Bunge, R., Prinz Louis Ferdinand. 325.
Bunzeck, G., Revolution zum ewigen Frieden. 318.
Burckhard, M., Aesthetik und Socialwissenschaft. 530.
Bureau, G., Les Maris de Colette. 558.
Burghersh, Lady, 1813—1814. Briefe aus dem Hauptquartier der verbündeten Armeen. 190.
Busch, E., s. Mühlberger, A. 7. 596.
Busse, K., Gedichte. 351.
—— Neue Gedichte. 623.
—— Neuere deutsche Lyrik. 793.
Björlin, G., Der Krieg in Norwegen 1814. 109.

Capus, A., Années d'Aventures. 62.
Carlyle, Thomas. 769.
Carlyle, Th., Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. 771.
Carlyle, Th., Socialpolitische Schriften. 7.
Cary, E., American Men of Letters. 413
Charakteristiken. 433.
Chiavacci, V., Wiener vom alten Schlag. 650.
Choate, J. B., Wells of English. 733.
Chuquet, A., Der Krieg 1870—71. 740.
Clifford, W. K., Tante Anna. 811.
Codman, J. Th., Brook Farm: Historic and Personal Memoirs. 303.
Comes, O., Darstellung der Pflanzen in den Malereien von Pompeji. 580.
Conrad, M. G., Wahl-Fahrten. 703.
Conrad-Ramlo, Marie, Im Gnadenwald. 661.
Cooper, Der Bienenjäger. 776.
Coppée, F., Die wahren Reichen. 491.
Cordes, Schwurgericht oder Schöffengericht? 638.
Corelli, M., Absinth. 459.
—— Marie, Ein Roman aus zwei Welten. 378.
Johann Friedrich Cotta. 545.
Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1896. 717. 767.
Couperus, L., Ekstase. 412.
Couvreur, H., Lieder eines Einsamen. 136.
Crawford, Marion, The Ralstons. 414.
Cremer, H., Duell und Ehre. 200.
Croker, B. M., Zwei Herren. 412.
Crone, M., Gedichte. 55.
Crouslé, Fénelon, Bossuet, Études morales et littéraires. 63.
Czaykowski, C. von, Sündige Liebe. 237.

Daelen, E., Skizzen vom Rhein. 93.
Daheimkalender. 778.
Dahms, G., Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. 382.
Dahn, F., Zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck. 238.
—— Erinnerungen. 295.
—— Die Schlacht bei Sedan. 709.
Dalmer, H., Aus den Bergen. 777.
Daunbacher, A., Epigramme und Gnomen. 77.
Dannemann, A., Herbord. 91.
Daudet, E., Un Amour de Barras. 558.
Dayot, A., Napoléon raconté par l'image. 63.
Defoe, Moll Flanders. 174.
Delbrück, H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. 179.
—— Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. 303.
Dernjac, J., Die englischen Caricaturisten des 18. Jahrhunderts. 629.
Déry, Juliane, Katastrophen. 154.
Detlef, K., Die geheimnißvolle Sängerin. 758.
Deutsch, Coroline, Ueber Klippen. 43.
Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. 289.
Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 568.
Deutsche National-Literatur. 606.
Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 479.
Deutscher Kinderfreund. 776.
Deutschlands Ruhmestage 1870/71. 707.
Dieffenbach, G. Chr., Für unsere Kleinen. 779.
Die Noth des vierten Standes. 309.
Diercks, G., Die nordisch-germanischen Göttersagen. 22.
—— Geschichte Spaniens. Erster Band. 422.
—— Geschichte Spaniens. Zweiter Band. 821.
Dieterici, F., Ueber das älteste Bekenntniß der Christenheit. 488.
Dietrich, W., Gedichte. 409.
Dincklage-Campe, F., Freiherr von, Kriegserinnerungen: Wie wir unser eisern Kreuz erwarben. 798.
Dirksen, C., Volksthümliches aus Meiderich. 696.
Ditscheiner-Wessely. Deutscher Wortschatz. 678.
Dittmar, F., Balladen und poetische Erzählungen. 77.
Dixon, Ella Hepworth, The Story of a Modern Woman. 415.
Döll, E., Eugen Dühring's Leben. 671.
Donalitius', Christian, Littauische Dichtungen. Deutsch von L. Passarge. 57.
Dorgerloh, A., Verzeichniß der durch Kunstdruck vervielfältigten Arbeiten Adolf Menzels. 787.
Döring, A., System der Pädagogik im Umriß. 261.
Dörler, A. F., Sagen aus Innsbrucks Umgebung. 696.
Dumas, A., Die drei Musketiere. 798.
Duncker, Dora, Die Goldfliege. 282.
Düntzer, H., Goethe's Stammbäume. 276.

Ebers, G., Im blauen Hecht. 687.
—— Im Schmiedefeuer. 359.
Ebner-Eschenbach, Marie von, Aphorismen. 559.
Eck, U. von, Zigeuner der Großstadt. 25.
Eckart, R., Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. 23.
Eckstein, E., Nora. 537.
Edén, N., Die schwedisch-norwegische Union und der Kieler Friede. 618.
Ego, Liebe. 264.
Ehrenberg, R., Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. 223.
Ehrlose Scham! Von *_*. 120.
Ehrmann, K. M., Wie war's? und was wird werden? 719.
Eichrodt, Ludwig. 497.
Ein Roman vom ersten Konsul. 519.
Eine neue Schiller-Biographie. 577.
Eisler, R., Psychologie im Umriß. 543.
Elbe, A. von der, Die Ricklinger. 602.
—— Jüngere Prinzen. 300.
Ellinger, G., E. T. A. Hoffmann. 197.
Ellis, H., Verbrecher und Verbrechen. 41.
Ellmenreich, F. M., Evangelien-Harmonie und erklärte Apokalypse. 245.
Elsberg, A. R. von, Die Blutgräfin. 95.
Elster, O., Der Pförtnerssohn von St. Veit. 698.
—— Manövergäste. 811.
—— Unter dem Todtenkopf. 541.
Elworthy, F. T., The Evil Eye. 303.
Emants, M., Todt. 121.
Encyklopädie der Naturwissenschaften. 461.
Engel, G., Der Hexenkessel. 348.
Engelmann, E., Der Märchenwald für das deutsche Haus. 524. 777.
—— Nordland-Sagen. 798.
—— R., Mythologie der Griechen und Römer. 766.

Enking, O., Vereinsamt. 649.
Entwickelungslehre und Ethik. 49.
Ernst, A. W., Goethe's Religion. 276.
—— Literarische Charakterbilder. 387.
—— O., Die größte Sünde. 539.
Ernsthausen, E. von, Erinnerungen eines preußischen Beamten. 166.
Erzherzog Carl, s. Ausgewählte Schriften. 100.
Eschelbach, H., Wildwuchs. 267.
Etlar, C., Der Gjöngenhäuptling. 74.
Europäische Staatengeschichte. 334.
Evans, Elizabeth E., Confession. 734.
Ewald, H. F., Griffenfeld. 74.
Ewert, E., Naja's Seele. 698.

Falke, G., Landen und Stranden. 796.
—— Zwischen zwei Nächten. 202. 383.
—— H., Fiat lux. 409.
Fastenrath, J., Christoph Columbus. 584.
Febvre, F., L'Héritage de Madame Naudin. 174.
Federn, K., König Philipp's Frauen. 381.
Fedorowicz, W. von, Aphorismen. 531.
Feldegg, V., Scolarenlieder. 55.
Feldzugserinnerungen eines Kriegsfreiwilligen der 25. hessischen Division. 692.
Ferrero, G., s. Lombroso, C. 39.
Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens. 792.
Feuerbach, Anselm. 65.
Finck, H. C., Romantische Liebe und persönliche Schönheit. 671.
Fischer, K., Goethe's Sonettenkranz. 639.
—— Shakespeare und die Bacon-Mythen. 611.
—— W., Der Medieeer und andere Novellen. 346.
Fitger, A., Die Hexe. 382.
—— Von Gottes Gnaden. 382.
—— Fahrendes Volk. 362.
Flaischlen, C., Martin Lehnhardt. 205.
Flathe, Th., Deutsche Reden. 367.
Flodatto, Durch Dahome. 779.
Flürscheim, M., Bausteine. 292.
Focke, R., Charlotte Corday. 391.
Foedransperg, H., Ritter von, Vierzig Jahre in der österreichischen Armee. 108.
Fontane, Th., Effi Briest. 721.
—— Kriegsgefangen. 707.
Fontane's neuer Roman. 721.
Forstenheim, Klara, Seelenblüten. 325.
Förster-Nietzsche, Elisabeth, Das Leben Friedrich Nietzsche's. 715.
Franck, Mathilde, Schwäbisch Gmüet. 491.
Fränkel, J. E., Die Zukunft des Silbers. 596.
Franken, P., Einer von der rothen Fahne. 235.
Frankreich an der Zeitwende. 399.
Frantz, E., Geschichte der christlichen Malerei. 463.
Franz von Assisi. 385.
Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, Erzherzog, Tagebuch meiner Reise um die Erde. 470.
Franzos, K. E., Die Geschichte des Erstlingswerks. 146.
—— Ungeschickte Leute. 251.
Fraungruber, H., Neue Gedichte in steirischer Mundart. 427.
Freimuth, H., Ardennen-Wanderungen. 552.
Freydorf, von, Autorrecht und Rechtssystem. 158.
Freytag, Gustav. 593.
Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Von C. v. B.-K. 110.
Friedmann, A., Russische Rache. Der neue Aktäon. 184.
Friedrichs, H., Die Erlöserin. 204.
Friese, E., Rembrandt. 157.
Frimmel, Th. von, Handbuch der Gemäldekunde. 104.
Fritz, S., Voran die Liebe! 603.
Frobenius, L., Die Geheimbünde Afrikas. 254.
Fröhlich, F., Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums. 213. 580.
Frohnhäuser, L., Gustav Adolf und die Schweden in Mainz und am Rhein. 616.
Frommel, E., Nachtschmetterlinge. 364.
Fuchs, G., Sanctus diabolus. 233.
—— J. N., und Kieslinger, F., Volkslieder aus der Steiermark. 427.
—— R., Strandgut. 55.
Fulda, L., Die Kameraden. 159. 316.

Gander, K., Niederlausitzer Volkssagen. 217.
Ganghofer, L., Almer und Jägerslent. 315.
—— Die Martinsklause. 315.
Garborg, Hulda, Henrik Ibsen's Kvindeskikkelser. 673.
Garlepp, B., Am Hofe Friedrich's I. von Preußen. 378.
Gartenlaubenkalender. 778.
Gaulot, P., Henriette Busseuil. 62.
Gayer, O., Esther. 537.
Geboren von der Jungfrau. 487.
Geffroy, G., Le Coeur et l'Esprit. 62.
Geiger, L., Berlin 1688—1840. 453.
—— Karoline von Günderode und ihre Freunde. 198.
—— Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. 782.
Geist, H., Was bieten die antiken Schriftsteller der modernen Jugend? 213.
Geißler, F. A., Herr und Diener. 204.
Gemberg, Adine, Morphium. 263.
Gemoll, W., Die Realien bei Horaz. 213.
Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft. 399.
Geographische Zeitschrift. 591.
Gerard, E., Eine geheime Sendung. 25.
Gerhard, F., Medea. 540.
Gerhardt, M., Leben um Leben. 105.
Gerlach, H., Die vom Hinterhaus. 282.
Gerschmann, H., Russische Lyrik. 793.
Gersdorff, Ada von, Tausend Thaler. 314.
Gerstmann, A., Assunta's Schatz. 458.
Geschichte des deutschen Volkes. 222.
Geschichte von England. 334.
Gessmann, J. W., Magnetismus und Hypnotismus. 285.
Gizycki von, G., Vorlesungen über sociale Ethik. 503.
Glasz, L., Unser Doctor. 301.
Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. 620.
Gnad, E., Literarische Essays. 387.
Godin, A., Märchen. 776.
Goebel, J., Gedichte. 396.
Goethe-Gesellschaft, Schriften der. Band 9: Schiller's Demetrius. Herausgegeben von Gustav Kettner. 34.
Goethe-Jahrbuch. 184.
Goethe's Briefe an Frau von Stein. 271.
Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Erste Abtheilung, Band 13 und 24; Dritte Abtheilung, Band 6; Vierte Abtheilung, Band 16. 34.
Erste Abtheilung, Band 18 und 25; Dritte Abtheilung, Band 7; Vierte Abtheilung, Band 17 und 18. 723.
Goette, R., Singen und Sagen. 395.
Gotthelf, J., S. Sutermeister. 798.
Goetze, E., Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. 567.
Goldfriedrich, J., Kant's Ästhetik. 773.
Goldschmidt, R., Was ist Geld? 7. 503.
Golm, R., Der alte Adam und die neue Eva. 569.
Graffunder, P., Traum und Traumdeutung. 22.
Graphologie. 513.
Grasberger, H., Ein neues Novellenbuch. 301.
Grazie, M. E. delle, Robespierre. 403.
Greif, M., Das erste Blatt zum Heldenkranz. 348.
—— Hans Sachs. 316.
Greinz, R. H., Das Krippenspiel von der glorreichen Geburt unseres Heilandes. 782.
—— Der Herrenschreiber von Hall. 559.
Grelling, R., Streifzüge. 158.
Gréville, H., Gesühnt. 652.
Griffis, W. E., The Religions of Japan. 302.
Grimminger, Aus 'em Lerche-Nescht. 188.
Groch, F., Dichten und Denken. 267.
Groder, F., Märchen für Jung und Alt. 233.
Gröger, Fannie, Adhimukti. 538.
Groller, B., Überspannt. 89.
Grosse, E., Die Anfänge der Kunst. 456.
Grotowsky, P., Gedichte. 91.
Grotthuß, Elisabeth, Baronin von, Marie de St. Croix. 827.
Grunzel, J., Sturmflut. 29.
Grupp, G., Culturgeschichte des Mittelalters. 470.
Guiches, G., On Fil de la Vie. 62.
Günther, Johann Christian. 801.
Guntram, K., Gedichte. 267.
Güthling, O., Plutarch's ausgewählte moralische Abhandlungen. 213.
Gyp, Fräulein Eva. 121.

Haarhaus, J. R., Auf Goethe's Spuren im Süden. 35.
Haidheim, L., Hilf dir selbst. 811.
Halm, Margarethe, Frau Holding's Herz. 555.
Halpern, M., Anka. 29.
Handschrift, Die. 516.
Hango, H., Faust und Prometheus. 247.
Hansen, H., Ein kleines Buch. 394.
Hansjakob, H., Aus kranken Tagen. 364.
—— Der Vogt auf Mühlstein. 815.
Hanslick, Eduard. 1.
Hanslick, E., Aus meinem Leben. 1.
Hanstein, A. von, Die Actien des Glücks. 569.
—— Gustav Freytag. 594.
Harder, Agnes, Sommervögel. 154.
Hardung, V., Die Wiedertäufer in Münster. 382.
Harlan, W., Neue Traktätchen. 651.
—— O herziges Menschenleben. 363.
Harte, B., Clarence. 735.
Hartleben, O. E., Goethe-Brevier. 34.
—— Vom gastfreien Pastor. 727.
Hase, K. B., Briefe von der Wanderung und aus Paris. 126.

Hasselbach, Anna, Ver sacrum. 537.
Hattorf, H. von, Auf Bergeshöhn und Meereswogen. 748.
Hause, E., Aus dem Leben eines freien Pädagogen. 54.
Hausser, A., Die deutsche Sprachinsel Gottschee. 311.
Hauptmann, K., Marianne. 348.
Hedenstjerna, A. von, Patron Jönsson's Memoiren. 539.
Heer, J. C., Im Deutschen Reich. 554.
Hegeler, W., Und alles um die Liebe. 282.
Hehn, V., Gedanken über Goethe. 782.
Heiberg, G., Der Balkon. 347.
Heigel, K. von, Der Sänger. 652.
—— Gluck-Gluck! 359.
Heim, A., Sehen und Zeichnen. 367.
Heims, P. G., Unter einsamen Menschen. 459.
Heine, G., Das Verhältniß der Aesthetik zur Ethik bei Schiller. 447.
Heinemann, K., Goethe. 499. 723.
—— Goethe's Mutter. 723.
Helle, F. W., Kalomya's Völkersang. 247.
Heller, O., Der Weg zum Frieden. 315.
Helm, C., Leni von Hohenschwangau. 778.
Henckell, K., Moderne Dichterabende. 675. 689.
Henne am Rhyn, O., Aria, das Reich des ewigen Friedens. 503.
Henop, Chr., Kritik des Idealismus, Materialismus und des Positivismus. 477.
Henry, F., A Travers mon Lorgnon. 127.
Herder, J. G., Der Cid. 22.
Hermant, A., Eddy et Paddy. 174.
Herold, F., Fremde und Vaterland. 522.
Hertz, W., Tristan und Isolde. 15.
Hertzka, Th., Entrückt in die Zukunft. 345.
Hervieu, P., L'Armature. 585.
Herwi, B., Sonnige Geschichten. 651.
Herzl, Th., Das Palais Bourbon. 823.
Herzog, R., Aus aller Frauen Landen. 393.
Hesse-Wartegg, E., Korea. 340.
Hessel, K., Die ältesten Mosellieder. 213.
—— Rheinlieder. 159.
Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 196.
Heubner, R., Stürme und Sterne. 475.
Hevesi, L., Glückliche Reisen. 154.
Heyse, P., Melusine und andere Novellen. 250.
—— Über allen Wipfeln. 687.
Hickmann, A. L., Geographisch-statistischer Taschen-Atlas von Oesterreich-Ungarn. 824.
Hildebrandt, P., Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft. 367.
Hillern, Wilhelmine von, Und sie kommt doch! 828.
Hiltl, G., Der französische Krieg von 1870 und 1871. 740.
Hirai, K. R. M., Japan, wie es wirklich ist. 343.
Hirsch, P. A., Sonnets et Chansons. 175.
Hirschfeld, G., Dämon Kleist. 237.
Hilty, C., Lesen und Reden. 321.
Hirth, G., Die Localisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. 478.
Hobbes, J. O., The Gods, Some Mortals and Lord Wickenham. 765.
Höcker, O., Im Zeichen des Bären. 779.
Hoffmann, F., Lebensbilder. 776.
——, J. J., Volksthümliches aus Schapbach. 696.
——, H., Wider den Kurfürsten. 134.
Hoffschild, W., Aus Dämmerstunden. 267.
Hofmann, V., Der Bürgermeister von Rothenburg. 205.
—— E., Müllerliesel. 779.
Högger, R., Junges Leben. 55.
Holitscher, Ph., Splitter und Balken. 137.
Hollaender, F., Sturmwind im Westen. 728.
Holst, A., Träumen. 521.
Hönig, F., Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges. 378.
Housel, F., Studentenpoesie im Mittelalter. 22.
Houssaye, A., Les Larmes de Mathilde. 62.
Hopfen, H., Im Schlaf geschenkt. 618.
Hörmann, L., Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektliteratur. 187.
—— Gut ausg'legt. 187.
Hornstein, F. von, Gedichte. 363.
Hron, K., Ägypten und die ägyptische Frage. 469.
Hruschka, Ella, Mira. 137.
Hübener, Helene, Die drei Freundinnen. 686.
—— Es muß doch Frühling werden. 686.
Hübner, R., Jakob Grimm und das deutsche Recht. 437.
Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck. 782.
Humboldt, W. von, Tagebuch. 772.
Hume, D., Untersuchung über den menschlichen Verstand. 687.
—— Traetat über die menschliche Natur. 543.
Jacobowski, L., Diyab, der Narr. 319.
—— Aus Tag und Traum. 762.
Jacobsen, F., Waldmoder. 618.
Jaeger, H., Henrik Ibsen og hans Vaerker. 673.
Jaffé, R., Der arme Walter. 653.
Jahn, H., Aus Deutschlands großen Tagen. 692.
——, O., W. A. Mozart. 659.
Jähns, M., Feldmarschall Moltke. 355.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 231. 611.
—— der Grillparzer-Gesellschaft. 358.
—— der Naturwissenschaften. 668.
Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. 335. 745.
Zum Jahresschluß. 817.
Jakobi, F., Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn. 604.
Janitschek, Maria, Pfadsucher. 168.
Japp, A. H., Hours in my Garden and other Nature Sketches. 302.
Ibsen's „Klein Eyolf". 97.
Ibsen, H., im Urtheile seiner Zeit. 673.
Jensen, Wilhelm. 465.
Jensen, W., Chiemgau-Novellen. 519.
—— Die Erbin von Helmstede. 359.
—— Die Katze. 465.
—— Runic Rocks, a North-Sea Idyl. 575.
Jentzsch, F., Lebensbilder aus China. 585.
Jerome, K. J., Eine Pilgerfahrt nach Oberammergau. 559.
—— Three Men in a Boat. 142.
—— Stage-Land. 142.
Jireczek, O. L., Die deutsche Heldensage. 22.
Illustrirte Geschichte des Krieges von 1870—71. 741.
Jodl, F., Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. 719.
Jókai, M., Die gelbe Rose. 412.
—— Ein entgleister Stern. 758.
Jonas, F., Schiller's Briefe. 94. 351.
Jouin, A., Durch Südamerika. 1. Band. 124.
Jordan, R., Vom Stillen Ocean. 93.
Jseke, H., Des gottseligen Thomas von Kempen Nachfolger Christi. 531.
Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen. 166.
Jugendgarten. 775.
Jugend-Gartenlaube. 776.
Jülicher, A., Einleitung in das Neue Testament. 86.
Junker, E. (Else Schmieden). Frühlingsstürme. 44.
Junghans, Sophie, Geschieden. 556.
Jungmährische Dichtung. 95.
Jüngst, Luise, Prinzessin Lola. 42.
Kahl, W., Ueber Parität. 489.
Kahlenberg, H. von, Ein Narr. 662.
Der gute Kamerad. 775.
Kapff-Essenther, F. von, Himmel und Hölle. 105.
Katò, H., Der Kampf ums Recht des Stärkern. 596.
Katscher, L., Friedensstimmen. 119.
—— Schuldlos verurtheilt. 333.
Kautsky, K., s. Bernstein, E.
—— Minna, Helene. 168.
Kegel, H., Verlorenes Leben. 299.
Keller, C., Das Leben des Meeres. 667.
Kellner, A., Hie Rothenburg! 117.
Kennel, A., Ludwig Eichrodt. 497.
Kern, F., Kleine Schriften. 772.
Kettner, G., s. Schriften der Goethe-Gesellschaft. 34.
Keyserling, A., Graf, Tagebuchblätter. 324.
—— Margarete, Gräfin, Strandgeschichten. 219.
—— Unbeschützt. 282.
Kimmich, K., Die Zeichenschule. 831.
Kingsley, Ch., Römer und Germanen. 165.
Kirchbach, W., Des Sonnenreiches Untergang. 279.
Klasen, F., Heinrich Raspe. 347.
Klee, G., Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. 774.
Kleinpaul, R., Das Mittelalter. 349.
Kleinschmidt, A., Im sonnigen Süden. 779.
Kleist, U., Ernst und Scherz. 136.
Klie, Anna, Gedichte. 522.
—— Für Kinderherzen. 776.
Klinck-Lütetsburg, Fanny, Aus dem Künstlernest. 556.
Knackfuß, H., Künstlermonographien. I—IV. 564.
Knauer, V., Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwickelung und theilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling. 20.
Knechtel, O., Erinnerungen eines 75ers aus dem Feldzuge 1870/71. 692.
Knoop, O., Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. 234.
Koch, J. L. A., Die Frage nach dem gebornen Verbrecher. 40.
—— Katharine, eine deutsche Naturdichterin. 655.
—— M., Geschichte der deutschen Literatur. 335.
Kohl, H., Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. 33.

Kohl, H., Bismarck-Jahrbuch. 227.
Kohler, J., Der Ursprung der Melusinensage. 598.
Köhler, R., Aufsätze über Märchen und Volkslieder. 217.
Kohlrausch, R., Das Bild des Herrn Bertram. 154.
Kohut, A., Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart. 15.
Aus dem Leben König Karl's von Rumänien. 617.
Königsbrun-Schaup, Die Bogumilen. 506.
Könnecke, G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 287. 502.
Koepper, G., Schwankender Grund. 569.
Koßmann, R., Lord Nelson und der Herzog Franz Caracciolo. 639.
Kothe, R., Gedichte. 77.
Kralik, R., Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes. 425.
—— Das Volksschauspiel vom Doktor Faust. 426.
Das Kränzchen. 776.
Kraus, F., Höhlenkunde. 270.
—— O., Der deutsche Büchermarkt 1893. 31.
Krauß, F. R., Billige Bräute. 653.
—— M., Hahnschrei. 395.
—— R., Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. 491.
Kremnitz, Mite, Elina. 219.
Kretschman, von, Unser Heer in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71. 766.
Kretzer, M., Die Buchhalterin. 89.
Die Kriege Friedrich's des Großen. 747.
Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. 740.
Bis in die Kriegsgefangenschaft. 707.
Kronfeld, M., Bei Mutter Grün. 78.
Kuhn, A., Allgemeine Kunstgeschichte. 138. 495.
Kühnemann, E., Herder's Leben. 199.
—— Kant's und Schiller's Begründung der Aesthetik. 773.
Külpe, O., Einleitung in die Philosophie. 730.
Kunst und Kritik. 145.
Kurs, Auguste, Ausgewählte Gedichte. 183.
Kurt, N., Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard von Hartmann's. 476.
Kurz, Isolde, Italienische Erzählungen. 788.
Kurze, F., Deutsche Geschichte im Mittelalter. 22.

Lasargue, A., Miquette et Miquel. 175.
Lagarde, Paul de. 177.
Lagarde, Anna de, Paul de Lagarde. 177.
La Mara, Briefe an August Roeckel von Richard Wagner. 661.
Lambrecht, K., Deutsche Geschichte. Vierter Band. Fünfter Band, erster Hälfte. 51.
Land, H., Die Tugendhafte. 727.
Lang, G., Die Kriegsereignisse um Metz im Jahre 1870. 766.
—— H., Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers. 708.
Lange, Geschichte des Materialismus. 815.
—— E., Greifswalder Professoren in der Vitae Pomeranorum. 23.
—— Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie. 213.
Lange, E., Franz Grillparzer. 359.
Langewiesche, W., Im Morgenlicht. 393. 799.
La Plata-Rundschau. 350.
Lane, M., Christian Gottfried Ehrenberg, 461.
Lauff, J., Die Hauptmannsfrau. 11.
Lauser, Lili, Crispi bei Bismarck. 226.
De Laveleye, E., Der Socialismus der Gegenwart. 292.
Lazarus, M., Der Prophet Jeremias. 148.
Lehmann, M., Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges. 306.
—— O., Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. 261.
Leidolph, Die Schlacht bei Jena. 670.
Leinung, W., und Stumvoll, R., Aus Magdeburgs Sage und Geschichte. 234.
Leipziger, L., Die Ballhaus-Anna. 344.
Leitzmann, A., Tagebuch Wilhelm von Humboldt's. 772.
Lelewa, Graf, Russisch-polnische Beziehungen. 823.
Lenbach, E., Gedichte. 203.
—— Wunderliche Leute. 302.
Lensky, F. von, Kinder der Flamme. 698.
Lenzen di Sebregondi, M., Drückende Fesseln. 154.
Leo, F. A., s. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 231.
Leonhardt, H., Der eigene Richter. 317.
Lepsius, J., Ahasver, der ewige Jude. 28.
Ueber das Lesen. 321.
Lesker, B., Eine Fahrt an die Adria. 553.
L'Étranger. 126.
Lettres à Fanette. 63.
Lewalter, J., Deutsche Volkslieder. 427.
Lienert, M., Erzählungen aus der Ur-Schweiz. 538.
Lienhard, F., Lieder eines Elsässers. 523.
Lilieneron, A. von, Getreu bis in den Tod. 780.
Limburg, A. von, Der Prinzessen-Thurm. 219.
Limes, Der obergermanisch-rätische des Römerreichs. 257.
Lindau, P., Eine Yachtfahrt nach Norwegen. 650.
Lindner, Th., Geschichte des deutschen Volkes. 179.
—— Der Krieg gegen Frankreich. 740.
Lingk, H., Wintersaat. 395.
List, G., Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. 569.
Liß-Blane, G. (Lisa Weise), Der entthronte Amor. 105.
Liszt, F. von, Die Strafgesetzgebung der Gegenwart. 625.
Die Literatur der „Jüngstdeutschen". I. 675. II. 689. III. 705.
Neue Literaturstudien. I. 401. II. 417. III. 481.
Loewenberg, J., Neue Gedichte. 325.
Löher, F. von, Das Kanarierbuch. 598.
Löhr, F., Oberförster Schöne. 540.
Lombroso, C., Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft. 309.
—— Grafologia. 514.
Lombroso, C., und Ferrero, G., Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte. 39.
Longfellow, H. W., Lied von Hiawatha. 84.
Lorenz, O., Licht, Liebe, Leben. 88.
Loria, A., Die wirthschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung. 503.
Lösche, G., Johannes Mathesius. 227. 527.
Lothar, R., Der Wunsch. 29.
Loti, P., Madame Chrysanthème. 758.
Lowell, P., Occult Japan or the Way of the Gods. 414
Ludolff-Huyn, M., Novellenkranz. 780.
Lyall, Edna, Donovan. 633.
—— Raebrn's Tochter (We two). 633.
Lyon, O., Bismarck's Reden und Briefe. 239.

M., Dr., s. Feldzugserinnerungen. 692.
Maack, F., Geeinte Gegensätze. 140.
—— Eine neue Zeit. 204.
——, Heimweh und Verbrechen. 189.
Maartens, M., Gottes Narr. 12.
Maaß, E., Orpheus. 579.
Macke, K., Vom Nil zum Nebo. 246.
Maelaren, J., Beside the Bonnie Brier Bush. 415.
Maël, P., Un Roman de Femme. 62.
—— Toujours à Toi. 444.
Mahn, P., Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus. 387.
Maienzeit. 777.
Mann, H., In einer Familie. 811.
Marholm, Laura, Das Buch der Frauen. 481.
—— Wir Frauen und unsere Dichter. 481.
Marryat, Florence, There is no Death. 143.
Marshall, W., Plaudereien und Vorträge. 755.
—— Der Bau der Vögel. 758.
Martens, W., Gregor VII., sein Leben und Wirken. 372.
Martinez, A., Wiener Ateliers. 826.
Masson, F., Napoleon I. 446.
Massow, C. von, Reform oder Revolution! 113.
Matzdorf, P., Jungbrunnen des deutschen Volkes. 670.
Du Maurier, G., Trilby. 415.
May, K., Das Vermächtniß des Inka. 776.
Mayer, H., Geschichte der Universität Freiburg in Baden. 543.
Meerheimb, Richard von. 81.
Mehring, S., Nichts. 410.
Meier, J., Hallische Studentensprache. 222.
Meinardus, L., Eigene Wege. 649.
Meinhardt, A., Mimen. 827.
Die Memoiren des Vicomte von Barras. 737.
Ménégoz, E., Der biblische Wunderbegriff. 589.
Zu Adolf Menzel's achtzigstem Geburtstage. 785.
Meredith, G., The Adventures of Harry Richmond 143.
Merkens, H., Was sich das Volk erzählt. 697.
Mermaid Series, The. 143.
Meyer, Konrad Ferdinand. 641.
——, Elsbeth, Das Drama eines Kindes. 265.
—— E. H., Badische Volkskunde. 503.
——, W. A., Wie ich's sah! 120.
Michaelis, H., Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 207.
Migerka, Helene, Neue Gedichte. 184.
Minor, J., Zweierlei Hoheit. 25.
Misch, R., Der Irrweg. 89.
Misteli, F., Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. 47.
Moderne Richtung, „sogenannte", in den Künsten. 111.

Mokraner-Mainé, O., Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder. 681.
Moleschott, J., Für meine Freunde. 405.
Montgomery, Florence, Unverstanden. 223.
Moore, F. F., Ungetraut. 105.
—— G., Celibates 765.
Morel, E., Artificielle. 62.
Morgenstern, Chr., In Phanta's Schloß. 523.
Morison, A., Tales of Mean Streets. 574.
Du Moulin Eckart, R., Graf, Bayern unter dem Ministerium Montgelas. 616.
Mülberger, A., Der Irrthum von Karl Marx. 7. 596.
Mülder, D., Albrecht von Johannsdorf. 14.
Müller, G., Land und Leute im Bismarck-Archipel. 343.
—— G. A., Führer durch Sesenheim. 95.
—— Die Nachtigall von Sesenheim. 249.
—— Die Reitergruppe auf den römisch-germanischen Gigantensäulen. 580.
—— Die Hügelgräber von Oberimsingen. 580.
Müllner, L., Literatur- und kunstkritische Studien. 273.
Müllner, Laurenz. 273.
Munch, Anna, Frauen. 661.
Muret, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 462. 623.
Mysing, O., Die Bildungsmüden. 490.
—— Verfolgte Phantasie. 460.

Nabert, H., Die Bedrängniß des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn. 94.
Näcke, P., Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe. 39.
Nansen, P., Maria. 264.
—— Julie's Tagebuch. 727.
Natorp, P., Plato's Staat. 807.
Natzmer, E. G. von, Die Jugend Zinzendorf's im Lichte ganz neuer Quellen. 168.
—— Von dem Heldenleben eines Reiterführers. 572.
Naumann, E., s. Herder, J. G. 22.
—— Der Student im Verkehr mit den verschiedenen Volkskreisen. 479.
Neander, Th., Ein Ball ein Leben. 359.
Negri, Ada, Schicksal. 133.
Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. 567.
Neuwirth, C., Petra. 475.
Nibor, Y., Nos Matelots. 445.
Nikel, J., Allgemeine Culturgeschichte. 470.
Niebuhr, B. G., Griechische Heroengeschichten. 779.
Nielsen, Y., Illustriertes Handbuch für Reisende für Christiania und Umgegend. 351.
Niemann, A., Lorbeer. 251.
—— Karma und Nirwana. 366.
—— Der Agitator. 780.
Nikitenko, A. J., s. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. 665.
Ninfa. Drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann. 662.
Nirrnheim, H., Das Handlungsbuch Vickos von Gelderfen. 638.
Nissel, C., Vom Wegesrande. 267.
—— F., Dramatische Werke. 205.
Noack, K., Bilder aus der Kirchengeschichte für Schule und Haus. 88. 123.
Nordau, M., Die Kugel. 280.
Norden, J., Dramatische Dichtungen. 30.
Nordheim, P., Die Erfüllung des Christenthums. 244.
Der Nord-Ostsee-Kanal. 383.
Zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals. 369.
Die Noth des vierten Standes. 309.
Notowitsch, N., Die Lücke im Leben Jesu. 149.
—— Alexander III. und seine Umgebung. 443.

O., O., Sibirische Erzählungen. 153.
Oechelhäuser, W., Einführung in Shakespeare's Bühnendramen. 718.
Oesterhaus, W., Hermann der Cheruskerfürst. 317.
Oesterlein, J. A., Die Ausdehnung des Preßprocesses auf die technischen Arbeiter. 255.
Oetker, F., Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redacteurs. 255.
Ohnet, G., La Dame en gris. 445.
Ohorn, A., Das neue Dogma. 184.
Ompteda, G. von, Freiherr, Unser Regiment. 344.
—— L. von, Freiherr, Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten. 643.
Oppenheimer, F., Die Ferienwanderung. 31.
—— Freiland in Deutschland. 292.
Ortmann, R., Casamicciola. 569.
Osborn, M., Andreas Musculus, Vom Hosenteufel. 567.
Ottmann, R. E., Die Mosella des Decimus Magnus Ausonius. 213.

Pan. 421. 565.
Pahde, A., Der erste deutsche Afrikaforscher Fr. K. Hornemann. 584.
Paoli, Betty. 449.
—— Gedichte. 449.
Parlow, H., Ueber das Meer. 603.
Passarge, L., Christian Donalitius' Littauische Dichtungen. 57.
—— R., Gedichte. 761.
Paston, G., A Study of Prejudices. 574.
Pastor, L., Geschichte der Päpste. 372.
Pavlovsky, J., Aus der Welthauptstadt Paris. 126.
Peard, Frances Mary, Mademoiselle. 122.
Peiser, K., Johann Adam Hiller. 660.
Penzler, J., Marksteine von Bismarck's Lebensweg. 239.
Perfall, C. von, Das Königsliebchen. 649.
Pernet, Hedwig Louise, Ausgewählte Fabeln und Erzählungen. 151.
Peschkau, C., Unsere lieben Frauen. 650.
Peter, J., Der Poet im Dorfschulhause. 93.
Peters, K., Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet. 289.
Petersdorff, H. von, Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. 617.
Peyrebrune, G. de, Les Aimées. 62.
Pfister, R., Drei Schwaben in fremden Kriegsdiensten. S. Württembergische Neujahrsblätter. 377.
Pfleiderer, R., Die Bibel nach Luther's Uebersetzung. 150.
Pflugk-Harttung, J. von, Krieg und Sieg 1870/71. 740.
Phelps, Elizabeth Stuart, A Singular Life. 734.
Philippi, Charlotte, Die Familie Schönberg-Cotta. 74.
—— Die Frauenfrage. 383.
Philippson, M., Ein Ministerium unter Philipp II. 422.
Philipson, A., und Neumann, L., s. Sievers, W., Europa. 5.
Pick, A., Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling. 271.
Pickard, S. T., Life and Letters of John Greenleaf Whittier. 413.
Piening, Th., Der unbekannte Wohlthäter. 459.
Pierson, W., Preußische Geschichte. 165.
Pietsch, L., Wie ich Schriftsteller geworden bin. 406.
Pietschker, K., Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. 708.
Pilz, K., Die kleinen Reisenden. 776.
Platter, J., Kritische Beiträge zur Erkenntniß unserer socialen Zustände und Theorien. 7.
Pogio, M. A., Korca. 339.
Polenz, W. von, Der Büttnerbauer. 428.
Politische Geschichte der Gegenwart. 335.
Polko, Elise, Hell und Dunkel. 346.
Pollack's kurze Geschichte der Staatslehre. 671.
Popper, W., Altmodische Leute. 301.
Poschinger, H. von, Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. 226.
—— Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. 225.
—— Erinnerungen aus dem Leben von Hans Victor von Unruh. 547.
Powell, C. P., Gott im Menschen. 244.
Pradez, G., Goethe's Faust. 63.
Preller, L., Griechische Mythologie. 84.
Preradovic, P., Gedichte. 524.
Pressensé, E. de, Madame, Mutterseelenallein. 89.
Prevost, M., Les Demi-Vierges. 586.
Preyer, W., Zur Psychologie des Schreibens. 713.
Pröll, K., Deutsches Leben und Weben. 654.
—— Am Scelentelephon. 796.
Prölß, R., Königin Maria Antoinette. 390.
Prüfer, A., Johan Herman Schein. 660.
Prutz, H., Rechnungen über Heinrich von Derby's Preußenfahrten. 423.
Przybyszewski, St., Vigilien. 254.
—— Unterwegs. 428.
Pudor, H., Tragödie. 117.
—— Französische Reiseskizzen. 553.
Putlitz, Gustav zu. 241.
Putlitz, Elisabeth zu, Gustav zu Putlitz. 241.

Quidde, L., Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 766.
Quousque tandem? 575.

R., A., Regensburger Volkssagen für Jung und Alt. 219.
—— P., Geboren von der Jungfrau. 487.
Raabe, W., Der Schüddemmp. 315.
—— Die Acten des Vogelsangs. 814.
—— Drei Federn. 315.
—— Gesammelte Erzählungen. 814.
Raatz, G., Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken. 447.

Radler, F. von, Der Wienerische Hanswurst. 150.
Radlkofer, M., Die sieben Schwaben. 703.
Rameau, J., La Chevelure de Madeleine. 62.
Jan. 126.
Rand, S. T., Rev., Legends of the Micmacs. 84.
Ratzel, F., Völkerkunde. 4. 468.
Rebmann, E., Der menschliche Körper. 831.
Aus der vergleichenden Rechtswissenschaft. 625.
Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. 33.
Redlich, C., Göttinger Musenalmanach auf 1770 und auf 1771. 568.
Reform oder Revolution! 113.
Regensburger Volkssagen. 219.
Régla, P. de, Jesus von Nazareth. 149.
Reich, E., Ibsen's Dramen. 673.
— Politik der Bevölkerung und Gesellschaft. 807.
Reinach, Th., Mithradates Eupator, König von Pontos. 535.
Reineck, C., Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst. 668.
Reischle, Das akademische Studium und der Kampf um die Weltanschauung. 479.
Reiser, K. A., Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. 424. 696.
Zur Religionsgeschichte. 561.
Renan, E., Geschichte des Volkes Israel. 122.
Renlliw, s. Willner. 223.
Renschild, C., Falter und Mücken. 233.
Repertorium für Kunstwissenschaft. 629.
Renleaux, C., Neue Souette, worunter Bismarcktrilogie. 281.
Reyer-Prokesch, Irene, Aus Nah und Fern. 556.
Ribbeck, O., Geschichte der römischen Dichtung. 213.
Ridder, L. de, Späte Erkenntniß. 780.
Riecker, K., Die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche. 488.
Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. 807.
— Land und Leute. 681.
Riehm, E., Handwörterbuch des Biblischen Alterthums. 511.
Riffert, J., Vaterland. 28.
Ritchie, Anne Thackeray, Chapters from Some Memoirs. 414.
Robert, P., König Lear's Geist im modernen Staatswesen. 7.
Robertson, F. W., Socialpolitische Reden. 550.
Röder, A., Der evangelisch-sociale Congreß in Frankfurt am Main. 766.
Roderich, A., Künstlerfahrten. 778.
Roellig, J., Lukardis. 77.
Rogge, Chr., Thomas Carlyle. 550.
Rohrer, F., Aus Hadlaub's Heim. 55.
Röhrich, W., Das Buch von Staat und Gesellschaft. 292.
Roland, E., Gedichte. 171.
Rolf, A., Das Papstthum und seine Unfehlbaren. 605.
Rollet, A., Ueber Zweck und Freiheit des akademischen Lebens. 542.
Roman vom ersten Consul. 519.
Römer, A., Was ist Glück? 314.
Romundt, H., Ein Band der Geister. 324.
Roscher, W. H., Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie. 84.
— Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen. 292.
Rosegger, P., Als ich jung noch war. 45.
— Der Waldvogel. 703.
Rosmer, E., Königskinder. 30.
Rosner, L., Das neue Vortragsbuch. 116.
— K., Shakespeare's Hamlet im Lichte der Neuropathologie. 611.
Rößler, K., Die Socialdemokratie. 7.
Rubinstein, Susanna, Ein individualistischer Pessimist. 671.
Rückert, F., Saadi's Politische Gedichte. 59.
Ruederer, J., Die Fahnenweihe. 653.
Rühle, O., Der erste Strauß. 394.
Rümelin, G., Reden und Aufsätze. 406.
Ruppersberg, A., Saarbrücker Kriegschronik. 741.
Ruseler, G., Graf Anton Günther oder Tilly in Oldenburg. 281.
Rußbüldt, W., Die Antwort auf die sociale Frage. 503.

Saadi's Politische Gedichte. Deutsch von Friedrich Rückert. 59.
Saal, E. M. vom, Das Badeleben im alten Rom. 580.
Sabatier, P., Leben des heiligen Franz von Assisi. 386.
Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 623.
Salburg, E., Bekenntniß. 299.
Samarow, G., Die alte gute Zeit. 758.
Samson-Himmelstjerna, H. von, Social oder socialistisch? 503.
Sarwey, O. von, und Hettner, F., Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches. 258.
Saubert, L., Germanische Welt- und Gottanschauung. 695.
Sauer, B., Der Torso von Belvedere. 826.
Savage-Landor, H., Corea or Cho-Sen, the Land of the Morning Calm. 302.
Schacht, M., Wie sie fielen. 236.
Schadeck, M., A bisserl was. 188.
Schäffle, A., Cotta. 545.
— Deutsche Kern- und Zeitfragen. 807.
Ehrlose Scham. 120.
Schanz, Frida, Neue Gedichte. 118.
— P., Mädchentage. 777.
Scheffel, J. V. von, Reisebilder. 780.
Scheiner, A., Die Mundart der Siebenbürger Sachsen. 697.
Schelenz-Ahlgreen, H., Kosmetik. 22.
Schenck, Louise, Mühlengeschichten. 154.
Scherenberg, E., Gedichte. 202.
Scherff, W. von, Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. 741.
Scherr, J., Illustrirte Geschichte der Weltliteratur. 159.
Schiemann, Th., s. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. 151. 252. 441. 665.
Schilder, S., Ueber die Bedeutung des Genies in der Geschichte. 671.
Schilf, H., Gedichte. 396.
Schiller-Biographie, Eine neue. 577.
Schiller's Briefe. Herausgegeben von F. Jonas. 35.—46. Lieferung. 94.
Schilling, H., Erich und Astrid. 77.
Schipper, L., Shakespeare und dessen Gegner, namentlich Appleton Morgan, Mrs. Pott und Donnelly. 611.
Schleuther, P., Der Frauenberuf im Theater. 383.
Schlösser, R., Friedrich Wilhelm Gotter. 374.
Schmidt, C., Fanst ein Menschenleben. 723.
— E., Reise nach Südindien. 342.
— K., Der kleine George. 596.
— M., Der Prälatenschatz oder der Student von Metten. 475.
— R., Deutschlands Colonien. 341.
Schmidt-Cartlow, M., Der Erlenhof. 780.
Schmitt, Chr., Alsalieder. 762.
Schnakenburg, J., Lose Blätter. 777.
Schnitzler, A., Das Märchen. 27.
— Sterben. 237.
Schobert, H., Moderne Ehen. 25.
— Ulanenliebe. 301.
Die Familie Schönberg-Cotta. 71.
Schönherr, K., Allerhand Kreuzköpf. 538.
Schönthan, P. von, Gefärbte Frauen und Andere. 662.
Schrader, H., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. 426.
Schrattenthal, K., Johanna Ambrosius. 172.
— Katharine Koch. 655.
Schreibershofen, H. von, Graf Esterhazy. 618.
Schreiner, Olive, Träume. 79.
Schrill, E., Heimwärts. 184.
Schröder, C., Lady Sibylle. 475.
— Mecklenburgs Antheil an der deutschen National-Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 15.
— E., Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen. 239.
— H., Der wirthschaftliche Werth. 807.
Schroeder, H., Goethe in Göttingen. 499.
Schroeter, A., Lacrimae Christi. 758.
Schubert, Erzählungen. 776.
Schüddekopf, K., Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. 287.
Schulteß, K., Die sibyllinischen Bücher in Rom. 579.
Schultheiß, G., Die geistlichen Staaten beim Ausgang des alten Reichs. 559.
Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. 303. 830.
Schultze, E., Lavoisier, der Begründer der Chemie. 285.
Schulze-Smidt, Bernhardine, Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Assim-Agha Gül hanendé. 408.
— L'Omicida. Il Bricconcello. 828.
— So wachsen deiner Seele Flügel. 556.
Schumacher, K., Nach Golgatha. 364.
Schunsui, T., Treu bis in den Tod. 159. 329.
Schwann, M., Heinrich Emanuel. 538.
Schwartz, A., Vaterländische Ehrentage. 239.
Schwarzkopf, G., Schlimme Geschichten. 119.
Schwarzkoppen, Clotilde von, Gedichte. 299.
Die Schwedisch-norwegische Union. 671.
Schweichel, R., Der Axtschwinger. 105.
Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. 825.
Schweitzer, G., Streifzüge durch Rußland und über die persische Grenze. 153.
Schwob, M., Moll Flanders. 174.
Seeber, J., Der ewige Jude. 248.
Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 564.
Seefeld, C., Reisestudien und Skizzen. 110.
Seemann's Wandbilder. 420. 566.
Seidel, H., Gesammelte Schriften. 295.
— Kinkerlitzchen. 604.
Seiler, H., Gesundheitslehre. 831.
Sell, S. von, Fanny's Tagebuch. 777.
Sepp, J., Neue hochwichtige Entdeckungen. 822.

Seuron, Anna, Graf Leo Tolstoi. 330.
Seydel, R., Religionsphilosophie im Umriß. 243.
Shakespeare's Dramen. 654.
Sibirische Erzählungen. 153.
Siems, A., Bühnenkünstlerinnen. 219.
Sievers, W., Europa. 5.
Silberstein, A., Die vom Dorf. 184.
Silling, Marie, Sie lebt! 555.
Simon, O., Französische politische Manöveranschläge. 639.
Sims, G. R., Möblirte Wohnungen. 811.
Sienkiewicz, H., Das Urtheil des Zeus und andere Novellen. 827.
Sintenis, F., Literarische Ansichten. 387.
Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre. 286.
Skeat, W. W., The Complete Works of Geoffrey Chaucer. 302.
Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. 701.
Smolle, L., Erzherzog Albrecht, Oesterreichs ruhmgekrönter Feldmarschall. 654.
Socialismus und moderne Wissenschaft. 309.
Socialreform. 807.
Sohnrey, H., Die hinter den Bergen. 154.
—— Verschworen — verloren. 154.
Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. 164. 615.
Spättgen, Doris, Freiin von, Lose Blätter. 555.
Spelter, P., Das Wandern der Pflanzen. 461.
Sperl, A., Lebensfragen. 531.
Spieer, M., Blätter und Blüthen aus Kroatiens Gauen. 58.
—— Peter Preratovic's ausgewählte Gedichte. 524.
Spielhagen, Friedrich. 17.
Spielhagen, F., Stumme des Himmels. 18.
—— Susi, eine Hofgeschichte. 207. 633.
Spillmann, J., Wolken und Sonnenschein. 255.
Springer, A., Handbuch der Kunstgeschichte. 419.
Spurgeon, C. H., Die Kunst der Illustration. 364.
Stade, P., Breslau ein Schutzwall gegen das Slaventhum. 687.
Stähelin, R., Huldreich Zwingli. 227. 527.
Stahl, M., Zwei Seelen. 302.
Stahlberg, W., Die Humanität nach ihrem Wesen und ihrer Entwickelung. 590.
Stalker, J., Das Leben Jesu. 246.
Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. 462.
Stauf von der March, O., Romanzero und Lieder eines Werdenden. 297.
Steele, Richard. 143.
Steen, A., s. Worboise, E. J., Von der Hochkirche ins Kloster. 154.
Steffen, G. F., Aus dem modernen England. 5.
Steiger, K., Des Todes Ernte. 13.
Stein, A., Schlichte Geschichten. 603.
—— S., Vor Tagesanbruch. 778.
Steiner, C. J., Das Mineralreich nach seiner Stellung in Mythologie und Volksglauben. 424.
Steinhausen, G., Der Wandel des deutschen Gefühlslebens. 657.
—— H., Ueber christliche Malerei. 366.
Steinschneider, M., Ueber Bildung und Einfluß des Reisens auf die Bildung. 22.
Stengel, A., Weltschöpfung, Sintfluth und Gott. 148.
Stern, A., Studien zur Literatur der Gegenwart. 401.
Stern, M. R. von, Walter Wendrich. 295.
Stevenson, L. und Osbourne, L., The Wrecker. 143.
Stiegler, G., Le maréchal Oudinot, duc de Reggio. 63.
Stieler, K., Durch Krieg zum Frieden. 708.
Stöckert, F., Tante Dorothee. 777.
Stöckl, H., Feierstunden der Seele. 779.
Stockton, F. R., Eine schnurrige Geschichte. 601.
Story, The, of the Nations. 142.
Stössel, A., Brandung. 750.
Stradal, Hildegard, Gedichte. 521.
Strakosch-Graßmann, G., Geschichte der Deutschen in Oesterreich-Ungarn. 423.
Die Strafgesetzgebung der Gegenwart. 625.
Stratz, R., Belladonna. 458.
—— R., Die kleine Elten. 661.
Straumer, F., Allerlei aus dem Erzgebirge. 127.
Strauß, A., Bulgarische Volksdichtungen. 587.
Strehlke, F., Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung. 175.
Streuli, W., Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Literatur und deutschen Geistes. 771.
Strindberg, A., Meister Olaf. 541.
An die deutschen Studenten. 479.
Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren. 222.
Stümcke, H., Die Frau Majorin. 281.
Stürckow, Aliee C., Der Herr von Zalaur. 42.
Sturm, A., Das Räthsel des Lebens. 381.
Suckling, Marianne E., s. Jensen, W., Runic Rocks. 575.
Sudermann, H., Die Schmetterlingsschlacht. 447.
Sudermann's Schauspiel „Das Glück im Winkel". 753.
Suphan, B., Zum 10. November. 34.
—— Hans Sachs. 276.
—— Das Buch Annette. 484.
Sutermeister, A., Jeremias Gotthelf. 798.
Suttner, A. G. von, Ein Dämon. 506.
—— Eine moderne Ehe. 506.
—— Nichts Ernsthaftes. 780.
Sybel, H. von, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 130.

T., A., Über die „sogenannte" moderne Richtung in den Künsten. 111.
Talleyrand. 162.
Tamborini, F., Poetisches Skizzenbuch. 439.
Tanera, C., Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers. 692.
—— Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. 740.
Tangermann, W., Morgen und Abend. 508.
Taschenbuch, Kleines statistisches, über alle Länder der Erde. 462.
Taube, Helene, Freifrau von, Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Kayserling. 324.
Telmann, K., Trinaeria. 519.
—— Hagar. 650.
—— Dunkle Tiefen. 811.
Tesdorpf, W., Die Wiederherstellung der Marienburg. 686.
Teuber, O., Resurrexit. 411.
Teutsch, G. D., Predigten und Reden. 531.
Theuriet, A., Livre de la Payse. 175.
—— Jardin d'Automne. 175.
Thiel, P. J., Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. 387.
Thiele, E., Heilung? 348.
——, L., und Zarnack, R., Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten. 159.
Thimm, R., Deutsches Geistesleben. 681.
Thimme, F., Die innern Zustände des Kurfürstenthums Hannover. 805.
Thirteenth Annual Report of the Managing Committee of the American School of Classical Studies at Athens. 575.
Thode, H., Der Ring des Frangipani. 60.
——, und Tschudi, H. von, Repertorium für Kunstwissenschaft. 629.
Tiele, C. P., Geschichte der Religion im Alterthum. 563.
Tiemann, H., Vor fünfundzwanzig Jahren. 692.
Tissot, E., La Dame de l'Ennui. 558.
—— La dernière Passion de Ludmilla Sémiraska. 558.
Tolstoi, A., Graf, Le Prince Sérébriany. 174.
—— L. N., Graf, Christenthum und Vaterlandsliebe. 79.
—— Patriotismus und Christenthum. 79.
—— Widersprüche der empirischen Moral. 331.
Torney, F., Im Kriegsjahr 1870. 653.
Torresani, K., Aus der schönen wilden Lieutenantszeit. 255.
—— Die Zuckercomtesse. 255.
Torrund, Jassy, Was das Leben bringt. 750.
Traudt, V., Auf einsamem Pfad. 763.
Treitschke, H. von, Deutsche Geschichte. Fünfter Theil. 69.
—— Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. 212.
Tristan und Isolde, s. Hertz, W. 15.
Tschebull, H., Lustig's Ollerhond aus'n Karntnerlond. 698.
Tübinger Bilder. 607.
Turner, A., Die Kraft und Materie im Raume. 285.
Twain, M., Pudd'enhead Wilson. 573.
Tyndall, J., Fragmente. 284.
—— Das Licht. 284.

Uechtritz, O. von, Die Geburts-Aristokratie im Dienste der Gesellschaft. 575.
Uhle, Th., Walther von der Vogelweide. 14.
Uhlmann-Bixterheide und Hütter, C., Westfälische Dichtung der Gegenwart. 137.
Ulrich, F., Carmina Academica. 396.
—— Carmina varia. 681.
Umlauft, F., Namenbuch der Stadt Wien. 824.
Das neue Universum. 778.
Der Untergang der antisemitischen Parteien. 669.
Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges. 305.

Vagt, Lina, Ein Geheimniß und andere Novellen. 154.
Valles, J., Vingtras' junge Leiden. 796.
Vandérem, F., Charlie. 587.
de Vaux, F., Jeunes Tendresses. 175.
Verne, J., Der Findling. 351.
—— Meister Antifer's wunderbare Abenteuer. 351.
Verschmäht. 681.

Vetter, B., Die moderne Weltanschauung und der Mensch. 286.
——, F., Die neuentdeckte deutsche Bibeldichtung des 9. Jahrhunderts. 763.
Villamaria, Titellos. 827.
Villámosi, A. von, Verführt, Verlassen, Verloren. 236.
Villinger, Hermine, Kleine Lebensbilder. 458.
Voigt, A., Goethe's Briefe. 34.
Vogel, K., Am Schluß eines Jahrhunderts: Die dritte französische Republik bis 1895. 702.
—— vom Spielberg, A., Das Recht der Lebenden. 265.
Voges, Th., Sagen aus dem Lande Braunschweig. 235.
Voigt, G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums. 783.
Vögtlin, A., Heilige Menschen. 519.
Volbehr, Th., Goethe und die bildende Kunst. 711.
Volkelt, J., Aesthetische Zeitfragen. 193.
Volkskunst auf der Bühne. 529.
Vollbrecht, C., In Fesseln. 43.
Vörösmarty, M., Ausgewählte Gedichte. 116.
Vortmann, Th., Die Reform der Ehe. 367.
Voß, H., Goethe und Schiller in persönlichem Verkehr. 484.

Wagner, J. A. von, Freiherr, Fürst Mitscherlich im Oberlausitzer Sagenkranz. 218.
——, Freiherr, Johannes Pranka. 378.
Wahle, R., Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. 21.
Wald-Zedtwitz, E. von, Wie's doch so anders kam. 506.
Wallace, L., Der Prinz von Indien. 778.
Vom Wandel des deutschen Gefühlslebens. 657.
Wapf, A., Das Wirthschaftswesen der Stadt Luzern. 503.
Wappenbuch der Städte und Märkte der gefürsteten Grafschaft Tirol. 636.
Ward, Humphry, The Story of Bessie Costrell. 765.
Warnecke, G., Seemann's Wandbilder. 420.
Warner, Chas. D., The Golden House. 141.
Waser, Hedwig, Dr. phil. Johann Kaspar Lavater. 198.
Weber, L., Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwickelung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. 620.
Weber, M., Der Nationalstaat. 807.
——, W., Dreizehnlinden. 607.
Weigall, Rosa, Lady, s. Burghersh, Lady. 190.
Weigand, W., Der Vater. 29.
—— Macht. 540.
Weise, Lina, Standesgemäß. 219.
——, O., Unsere Muttersprache. 791.
Weißenfels, R,, Goethe im Sturm und Drang. 276.
Weitbrecht, C., Diesseits von Weimar. 723.
Weitbrecht, C., Phaläna. 735.
——, R., A. Goischt. 188.
Wells, B. W., Modern German Literature. 733.
Weltgeschichte in Einzeldarstellungen. 334.
Wengraf, E., Armer Leute Kinder. 120.
Weniger, L., Die Dominikaner in Eisenach. 22.
Wenng, G., Aus Mitleid. 281.
——, Warbeck. 281.
Werder's, K., Gedichte. 363.
Wereschagin, W. W., Lebenserinnerungen. 666.
Wereschtschagin, W., Vom Kriegsschauplatze in Asien und Europa. 572.
Werner, Elisabeth, Adlerflug. 412. 778.
Wessely, J. E., s. Ditscheiner-Wessely. 678.
Westenholz, F. von, Die Tragik in Shakespeare's Coriolanus. 611.
——, E. P., Sein Geheimniß. 652.
Westkirch, C., Aus dem Hexenkessel der Zeit. 168.
Wette, H., Widukind. 318.
Wichert, E., Blinde Liebe. 661.
— Die verlorne Tochter. 812.
Wiebe, G., Zur Geschichte der Preisrevolution. 807.
Wiel, Athethea, Venice. 142.
Wiener, Chr., Die Freiheit des Willens. 141.
——, A., Die jüdischen Speisegesetze. 524.
Wigand, P., Die Erde der Mittelpunkt der Welt. 623.
Wilbrandt, Adolf. I. 337. II. 353.
Wilbrandt, A., Die Osterinsel. 159. 337. 353.
—— Beethoven. 527.
—— Die Rothenburger. 703.
Wille, Eliza, Funfzehn Briefe von Richard Wagner. 661.
—— R., Vor dreißig Jahren. 108.
Williams, C. M., A Review of the Systems of Ethics founded on Evolution. 51.
Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre. 261.
Willner, A. M., Sphinx Amor. 223.
—— M., Hanna's Ferien. 776.
Winckelmann redivivus. 609.
Winter, J., und Wünsche, A., Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. 123. 510. 525.
Wintterlin, A., Württembergische Künstler in Lebensbildern. 491.
Wippermann, K., Politische Geschichte der Gegenwart. 335.
Witten, Margarethe von, Undine. 29.
Wittenberg, H., Als Stütze der Hausfrau. 811.
Wittig, K. G., Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters J. Chr. Günther. 801.
—— Urkunden und Beiträge zur Günther-Forschung. 802.
Wittstock, O., Volksthümliches der Siebenbürger Sachsen. 697.
Witz, Ch. A., Keine Lücke im Leben Jesu. 525.
Wolf, C., Geschichten aus Tirol. 698.
Wolff, F., Das Glück. 440.
—— E., Goethe's Leben und Werke. 34.
Wolters, W., Geliebt werden. 506.
Worboise, E. J., Von der Hochkirche ins Kloster. 154.
Wörndl, F., Der Hohensteiner. 77.
Wothe, Anny, Es tagt! 25.
—— Wohin. 719.
Wolzogen, E. von, Daniela Weert. 317.
—— Die Erbschleicherinnen. 758.
van Woude, J., Tom und Ich. 89.
Wrede, F., Fürst, Entnervt! 318.
Wunderlich, H., Unsere Umgangssprache. 791.
Württembergische Neujahrsblätter. 377.
Wychgram, J., Schiller. 577.
Wyneken, E. F., Der socialistische Zukunftsstaat oder die Verstaatlichung der Productionsmittel. 293.

Yeats, S. L., The Honour of Savelli 574.

Zaeslin, E., Die Juvalta. 29.
Zangemeister, K., und Braune, W., Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung. 517.
Zapp, A., Der neue Don Quixote. 282. 300.
—— Der tolle Schmettwitz. 314.
Zeitschrift für Kulturgeschichte. 542.
—— für bildende Kunst. 786.
—— für Philosophie. 671.
—— für Philosophie und philosophische Kritik. 286.
Zelau, C. von, Reime und Träume. 127.
Ziegeler, E., Aus Pompeji. 579.
Ziegler, Th., Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. 397.
Ziel, E., Literarische Reliefs. 387.
Zimmermann, A., Colonialgeschichtliche Studien. 6.
—— M. G., Tante Eulalia's Romfahrt. 604.
Zintgraff, E., Nord-Kamerun. 6.
Zipperer, W., Gedichte in oberbairischer Mundart. 186.
Zitelmann, E., Memento vivere. 266.
Zitkowszky, L. von, Die Kaiserin. 540.
Zobeltitz, F. von, Der kleine Pastor und andere Novellen. 698.
—— Die Johanniter. 74.
—— Die Thierbändigerin. 458.
—— H., Die Kronprinzenpassage. 749.
Zola, E., Lourdes. 207.
Zolling, Th., Bismarck's Nachfolger. 10.
Zoozmann, R., Zwischen Himmel und Erde. 652.
Zürner, H., Frau Jutta. 541.
Zwiedineck-Südenhorst, H. von, Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums. 179.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034746